Princeton University Library
32101 064079807

Freya

Digitized by Google

0902
3647
V1

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

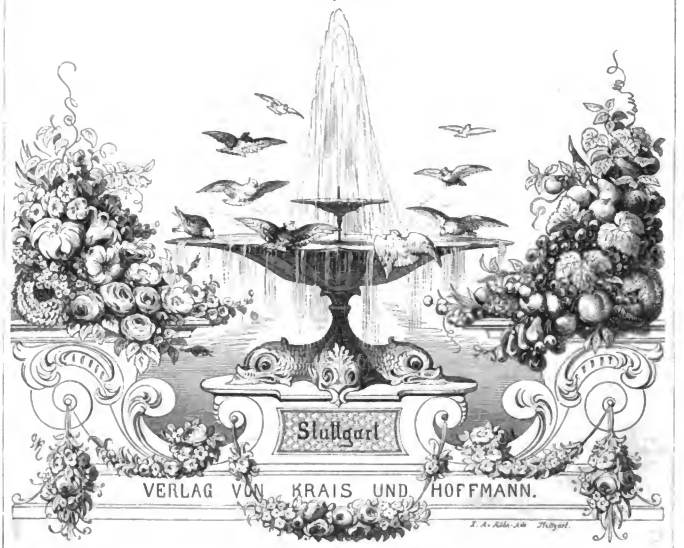
Über Land und Meer.

Illustrirte

Familien-Blätter.

Erster Jahrgang

1861.



Digitized by Google

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY DUPL
32101 000074781

Inhalts-Verzeichniß.

Text.

	Seite
Adler. — Von C. F. A. Kolb. (Mit Abbild.)	365
Aetna. — (Mit Abbildung des Kraters)	89
Alpenwanderungen in Piemont. Von Ludw. Gantter. (Mit Abbildungen) . 161. 167. 202. 240.	353
Am Fenster. — Gedicht von E. Ille. (Mit Bild)	189
Antilopen. — Von C. F. A. Kolb. (Mit Abbild.)	46
Aus Demosthenes' Reden gegen Philipp von Macedonien. Von Ed. Eyth	62
Aus der Fremde. — Brief aus Chile	77
Berliner Kinder. — Erzählung von Fanny Lewald 134. 150. 214. 263. 308. 343.	368
Biberach. — (Mit Abbildungen)	129
Briefe über Gedächtnißkunst. — Von Dr. Ed. Eyth 211. 314. 348.	384
Brod und Wein. — Gedicht von R. Z.	67
Cavour, Graf Camillo Benso di. — Von Hermann Reuchlin. (Mit Porträt)	304
Charade	288. 303
Columbus im Kerker. — (Mit Bild)	342
Cromwell, Oliver. — (Mit Portr.)	382
Eine alte Firma. Erzählung von Fanny Lewald	27
Eine Vermuthung. — Erzählt von M. Hartmann	105
Fabeln, indische	66. 360
Fischer, J. G., Lieder	26
Frauenleben in Japan. Von A.	73
Frauennamen, die deutschen. — Von Adolf Bachmeister	142. 146
Funchal auf Madeira. — (Mit Abbild.)	144
Garibaldi und die Frauen beider Hemisphären. — Von Hermann Reuchlin. (Mit Portr.)	177
Garrick. (Mit Portr.)	11
Gefangene, der. — Eine Erzählung	19
Geiger, der, von Gmünd. (Mit Bild)	19
Gesundheitslehre. Von Dr. H. Steudel	154
Grunert, Carl. (Mit Stahlstich)	120
Gute Sprüche	303
Hofer, Andreas. (Mit Portr.)	69
Juno Ludovisi. Von Ad. Stahr. (Mit Bild)	20
Jupiterkopf von Otricoli. Von Ad. Stahr. (Mit Bild)	51
Karyatide. Von Ad. Stahr. (Mit Bild)	136
Kiosk, der. — Orientalische Erzählungen. Nach dem Engl. von Moritz Hartmann	233
La Roche, Sophie von. Von Wilh. Girschner. (Mit Porträt)	273
Liebe am Eismeer. Von H. Emmerich. (Mit Bild)	289. 295. 302
Lied der Schwalben. Von A. Gerstel. (Mit Bild)	80
Lincoln, Abr., Präsident der Ver. Staaten. (M. Portr.)	159
Märchen vom Spielhanli. (Mit Abbild.)	213
Maria Stuart. (Mit 3 Portr.)	110. 113. 125
Memento mori. Gedicht von Carl Grunert (Mit Bild)	209
Mendelssohn in Dresden	288
Meran und Andreas Hofer. (Mit Abbild.)	69
Merkwürdigkeiten aus der guten alten Zeit. (Mit Bild)	165
Mörike, Ed., neue Gedichte	13
Mörike, Ed., aus dem Gebiete der Seelenkunde	46
Musik, wodurch wirkt die — Hermippus. Gedicht	272
Nationalcharakter der Amerikaner	156
Nero auf der Brandstätte von Rom; Bild von C. Piloty. Kritische Skizze von Ad. Stahr	55
Newton, Isaak. (Mit 2 Abbild.)	97
Niobe. Von Adolf Stahr. (Mit Bild)	251
Pfau, der. Von C. F. A. Kolb. (Mit Abbild.)	139
Pflanzenthiere. Von Dr. G. Jäger	93. 119
Porträt, das räthselhafte. Chinesische Novelle	82
Rietschel, Ernst. (Mit Portr. und 2 Abbild.)	321
Römischer Frauenschmuck. Von H. Runge	220
Sand, George. (Mit Portr.)	365
Scenen aus dem Kinderleben	65. 361
Schäfer-Liedchen. — Den Kindern erzählt	50
Schillers Tell. (Mit 2 Abbild.)	225
Schlaf des Menschen und der Thiere. — Ein Vortrag von Dr. Otto Köstlin	172. 181
Schubart in Ulm. Von Dr. Friedr. Pressel. (Mit Portr. und Ansicht von Ulm)	193
Sicilien. (Mit Karte)	373
Siegfried, F., drei Liederlieder	54
Ständchen. Gedicht von Uhland. Mit englischer Uebersetzung und Bild	45
Stein, Karl Freiherr vom; eine historische Skizze von Adolf Stahr. (Mit Portr.)	2
Stereoskop, das. — Von Carl Kunstmüller. (Mit Abbildungen)	113
Stradivario, Antonio. (Mit Bild)	257
Tagesweihe Gedicht von A. B.	256
Tasso, Torquato. (Mit Portr.)	286
Telegraphie in alter und neuer Zeit. Von Ph. Huber. (Mit 37 Abbildungen)	23. 42. 184. 307. 327
Unser Sinnbild	1
Venetianische Gondeln und Gondoliere. (Mit Bild)	223
Verbannte, der. Gedicht. (Mit Stahlstich)	41
Via Mala Von L. G. (Mit Abbild.)	349
Volkssagen, schweizerische. Von H. Runge	284
Von den Reverenzen. Von J. M. Moscherosch	125
Wahre Geschichte. Gedicht von R. Z.	96
Washington, George. (Mit 2 Portr.) . 316. 350.	375
Was ist Schiefer? (Mit Bild)	62
Wasserfall von Lodore. Nach R. Southey von L. Gantter. (Deutsch und Englisch. — Mit Bild)	269
Wilhbad. Von Dr. Moritz. (Mit 3 Abbild.)	293. 300
Wirkung der Cultur auf das Glück der Völker	57
Wodurch wirkt die Musik?	156
Zahn, der erste. Gedicht von A. Bacmeister, nach Tollens	190
Zigeuner-Lager. (Mit Abbild.)	373
Zum Verständniß der antiken Plastik. Von Adolf Stahr	20. 51. 136. 237
Zwei Dichter Gedicht von R. Z.	95
Zwei Florentiner. (Ein Erlebniß.) Von Moritz Hartmann	9

(RECAP)
559162
Digitized by Google

Holzschnitte im Text.

	Seite
Adlernest	364
Am Fenster	189
Biberach, Riedlinger Thor	129
„ Ulmer Thor	133
Cavour. — Portr.	305
Elisabeth. — Portr. der Königin	128
Freya. — Stumbid	1
Funchal auf Madeira	144
„ Kathedrale	145
Garibaldi. — Portr.	177
Garrick. — Portr.	17
Gazellen	47
Geigenformen. — 7 Abbild.	260
Göthe- und Schiller-Denkmal in Weimar	324
Hofer, Andreas. — Portr.	72
Juno Ludovisi	21
Jupiterkopf von Otricoli	53
Karyatide	137
Kinderleben, Scenen aus dem. I. II.	65. 361
Krater des Aetna	92
Lafayette. — Portr.	378
La Roche, Sophie von — Portr.	273
Legende von St. Julius	356
Leicester. — Portr.	117
Lincoln, Abraham. — Portr.	169
Lukmanier	241
Mammuthszahn in Schwäbisch-Hall	165
Maria Stuart. — Portr.	112
Memento mori	209
Meran in Tyrol	68
Monte Rosa	161
Mythenstein, a. Vierwaldstätterse	229
Nero auf der Brandstätte v. Rom	97
Newton. — Portr.	253
Nisbe	237
Pfau	141
Rietschel. — Portr.	321
San Giulio	353
„ „ Kanzel i. d. Kirche v.	357
Schäfer-Lieschen	49
Schieferbruch bei Goslar	64
Schiller's Denkmal am Vierwaldstätterse	229
Schubart. — Portr.	193
Schwalben	80
Sibirische Landschaft	289
Stämchen	45
Stein, Karl Freiherr vom. — Portr.	5
Stein's Wappen	9
Stereoskopie, 4 Abbild. zur, 114	115
Stradivario. — Portr.	257
Telegraphie, 37 Figuren 24. 43. 184. 307. 327—	341
Tell und Geßler	225
Ulm	197
Venedig	224
Wasserfall	269
Weber-Denkmal in Dresden	325
Wildbad. — Ansicht	293
„ Badhotel	300
„ Flucht d. Gr. Eberhard	301
Zigeuner-Lager	373

Stahlstiche.

Der Verbannte.
Kranzwinderin.
Grumert als König Lear.
Nachtgebet.
Newton als zwölfjähriger Knabe.
Am Strande.
Der Ungeschickte.
George Sand.

Tondrücke.

Am Brunnen.
Schaukelnde Knaben.
Im Gewitter.
Torquato Tasso.
Columbus im Kerker.

Farbendrücke.

Geiger zu Gmünd.
Maskenball. — Doppelblatt.
Mühle im Gebirg
Schifflein schwimm.
Landleute aus der Gegend von Biberach.
Insel Giulio (Ortasee).
Spielhanll.
Monte Rosa und Mont Cervin.
George Washington.
Bia Mala.
Cromwell.
Sicilien.

Musik.

Notturno für das Pianoforte v. Aug. Walter.
Schlummerlied von Beck. In Musik gesetzt von Otto Scherzer.
„Nun die Schatten dunkeln" von Geibel. Für Sopran und Alt mit Begleitung des Pianoforte. Componirt von Wilhelm Speidel.
Mondnacht. Skizze für das Pianoforte von Ludwig Stark.
„Such' die Blumen dir im Thal." Von Ulfo Horn. Für Sopran und Alt mit Begleitung des Pianoforte. Componirt von Wilhelm Speidel.

Digitized by Google

Illustrirte Blätter

für

Deutschlands Frauen und Jungfrauen.

Unser Sinnbild.

So ungezwungen die Einbildungskraft mit dem Worte Freya die Vorstellungen des Reinen, Kräftigen, Liebreichen verbindet, so nahe liegt es uns, dieses Werk mit einem Namen zu schmücken, in dessen heimatlichem Klange die Eigenschaften ausgedrückt sind, die wir unserm Streben zu verdienen suchen. Aus dem sagenhaften Dunkel der deutschen Urzeit glänzt uns der Name als ein poetisches Vermächtniß herüber, und in solchem Sinne wird es den Frauen und Jungfrauen, denen diese Blätter gewidmet sind, erwünscht sein, wenn sie überall den Spuren der Gesinnungen und Anschauungen begegnen, die unsere Voreltern in dem Cultus der Freya zum Gegenstande göttlicher Verehrung machten. An der Seite Wodans, ihres Gemahls — so glaubten sie — waltete Freya als Schaffnerin des Himmels, Thron und Herrschaft mit dem Götterkönige theilend. Ihr Haupt schmückt ein leuchtendes Diadem, ihre Augen sind blau wie Flachsblüthe, blondes Haar wallt um ihren Nacken, ihr Gewand umfaßt ein goldener Gürtel. In mancherlei wechselnden Gestalten, hilfreich und strafend, neckend und versöhnend, wandelte sie als sorgliche Mutter unter den Menschen. Lieder und Saitenspiel hatten ihre Gunst. Sie schützte den Bund der Liebe und Ehe, sie hütete die Seelen der Kinder, sie tröstete Kranke und Verlassene und belohnte Tapferkeit und häuslichen Fleiß. Nichts blieb ihr verborgen, keine Lüge noch Täuschung konnte vor ihr bestehen. Die ganze Natur gehorchte ihrem Wink. Sie gab Regen und Sonnenschein, sie öffnete die Quellen und bedeckte die Fluren mit Wachsthum. Aber sie jagte auch in wildem Sturmgetöse durch die Luft und sandte Schrecken und Tod herab. — Ohne daß diese Züge die reich gestaltete Sage erschöpfen, prägt sich aus ihnen das Bild der Freya zu unserm Sinnbild. Möchten wir, ihm getreu, mit Klarheit, Milde, Festigkeit das Gute und Schöne zur Wirkung bringen, das Unwürdige bekämpfen, die Meinungen läutern, die Gemüther erfrischen, und vor Allem den Trieb zum Vaterlande lebendig erhalten.

Digitized by Google

Karl v. Stein.

Eine hiſtoriſche Skizze

von

Adolf Stahr.

„Der Rechte Grundſtein, der Unrechtes Eckſtein,
Des deutſchen Volkes Edelſtein."

(Arndt.)

Wer das geſchichtliche Leben der Völker aufmerkſam beobachtet, kann ſich der Bemerkung nicht entziehen, daß Völker, wie einzelne Menſchen, bei einer verdeckt herannahenden großen Gefahr, von einer Ahnung derſelben ergriffen werden, daß ein geheimer Inſtinkt ſie die Nähe derſelben empfinden läßt, ſelbſt wenn das Bedrohliche noch fern oder unter täuſchender und gleißender Hülle der Sicherheit verborgen liegt.

Ein ſolches Gefühl, eine ſolche Stimmung hat ſeit den letzten Jahren das deutſche Volk ergriffen, und ſteigert ſich unter uns von Tag zu Tage. Nahezu ein halbes Jahrhundert iſt dahingegangen, ſeit die Weltgeſchichte 1815 abſchloß mit der Niederlage des großen Nachbarvolks, das in den zwei vorhergegangenen Jahrzehnten die europäiſche Welt in ihren Grundveſten erſchüttert, und deſſen ſiegreicher Imperator ſeinen ehernen Fuß auf den Nacken der Fürſten und Völker Europa's geſetzt hatte. Einen ſolchen Abſchluß aber erträgt kein großes Volk, zumal kein Volk wie das franzöſiſche, deſſen Seele Ehrgeiz und Herrſchbegier ſind. Das empfanden ſchon damals, als dies Volk und ſein Imperator unter der Wucht des vereinten Europa's am Boden lagen, gar manche deutſche Patrioten. Sie empfanden, daß es dringend Noth ſei, den ungeheften Sieg, die vollſtändige Niederwerfung des Feindes zu benutzen zur Neugeſtaltung des eigenen Vaterlandes, zur Kräftigung Deutſchlands gegen die Gefahren der Zukunft. Aber ihr Warnungsruf verklang ungehört. Alles was bei uns geſchah, war von der Art, daß es die Franzoſen im Weſten und die Ruſſen im Oſten für ihre gegen Deutſchland gerichteten Abſichten und Pläne nicht beſſer hätten wünſchen können. Methodiſch ward Deutſchland kraft-, machtund wehrlos gemacht. Der Aufſchwung ſeiner für die Idee eines einigen und ſtarken Vaterlandes begeiſterten Jugend wurde gebrandmarkt, und das helle Feuer dieſer Begeiſterung bis auf den letzten Funken ausgelöſcht. Denn Deutſchland ſollte ſein und bleiben, was es nach Metternichs Ausſpruche war und ſein ſollte: „ein geographiſcher Begriff," nichts weiter. Wozu auch ein gemeinſames Vaterland aller Deutſchen, mit gleichem Recht und gleichem Geſetz für Alle? Der „Erbfeind" jenſeits des Rheins war ja beſiegt, der Napoleon ſchlief in ſeinem Felſengrabe mitten im Weltmeer, und ſein Geſchlecht war wie ein ausgerentetes Unkraut über die Gränzen Frankreichs geworfen.

Da regte ſich nach fünfzehn Jahren wieder einmal der gefeſſelte Rieſe jenſeits des Rheins, und von dem bloßen Schütteln ſeiner Glieder ſtürzte ein Thron in Trümmer. Ein Vorgefühl großer Gefahr durchzitterte Deutſchland. Aber auch dieſer Moment ward verſäumt. Der neue Herrſcher ſchien ſo friedlicher Natur, ſo vollauf beſchäftigt, ſein eigenes Reich in Ordnung zu erhalten. Was war für Deutſchland zu fürchten von dieſem „Bürgerkönige," der ſtatt des Schwertes einen Regenſchirm führte? Deutſchland ſchlief ruhig weiter, nicht ahnend, daß über ſeinen Schlaf hinweg der franzöſiſche Bürgerkönig dem Czaren von Rußland heimlich die Hand entgegenſtreckte zum Bunde für — eine Theilung Deutſchlands.

Auch dieſe Gefahr ging vorüber an dem ſchlafenden Deutſchland, da es der Czar verſchmähte, mit dem „Bürgerkönige" eine Gemeinſchaft einzugehen, die er mit einem legitimen Herrſcher einzugehen ſehr bereit geweſen wäre. Aber dennoch fehlte es Deutſchland nicht an Vorzeichen der Gefahr. Kaum zehn Jahre ſaß Louis Philippe auf dem Thron, als der franzöſiſche Hahn ſein Lied von der Rheingränze zu krähen anhub. Da rüttelte ſich Deutſchland auf und — Niklas Becker dichtete ſein Rheinlied:

„Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien, deutſchen Rhein!"

wobei der Dichter nur das Eine vergaß, daß dieſer Rhein weder „frei", noch „deutſch" war, und daß

Digitized by Google

es ein „Deutschland" überhaupt noch gar nicht gab, sondern eben nur einen also benannten geographischen Begriff, und daß in der einzigen deutschen Nationalhymne, die wir haben, das deutsche Volk noch immer — noch bis auf den heutigen Tag — fragte und fragt: wo sein Vaterland sei?

Auch dieser günstige und dringende Augenblick also ward versäumt, und in Deutschland blieben die Dinge beim Alten.

Da krachte es eines Tages wieder jenseit des Rheins, und wieder lag dort ein Thron in Trümmern, wieder floh ein Königsgeschlecht in ruhmlose Verbannung. Jetzt aber griff das deutsche Volk selbst seine Sache an. Es fühlte instinktmäßig, daß es hohe Zeit sei, Deutschland zu etwas Andrem als zu einem „geographischen Begriffe" zu machen, wenn es nicht in allnächster Frist als ein solcher von den Nachbarn behandelt werden sollte. Ueber ein Menschenalter hatten seine Regenten diese Aufgabe versäumt — jetzt legte das Volk selber Hand an's Werk.

In wenigen Tagen lag das Bauwerk Metternich'scher Staatsweisheit, lagen Bund und Bundestag und alle die zahllosen Hemmnisse, welche List und Gewalt über ein Menschenalter lang mit Hülfe aller erdenklichen Machtmittel gegen die Idee eines deutschen Vaterlandes aufgethürmt hatten, in Scherben, begannen rüstige Hände den Neubau des in der Proklamation von Kalisch 1813 dem deutschen Volke verheißenen neuen, „aus ureigenem Geiste des deutschen Volkes wiedergebornenen" Reiches deutscher Nation. Nie, so lange die Welt steht, war eine gleich große Revolution mit so geringen Mitteln und Opfern so vollständig in's Werk gerichtet worden. Was sie an Blut gekostet hatte, war kaum demjenigen gleich, was in einem einzigen der Tausende geringerer Treffen in den Fürstenkriegen des letzten Jahrhunderts vergossen worden war. Aber die Hoffnung, daß Deutschland auf verhältnißmäßig so unblutigem und friedlichem Wege zu seinem Ziele gelangen werde, erwies sich nur zu bald als ein schöner Traum. Die Sache des neuen deutschen Reiches unterlag, und die Sache des alten bundestäglichen Deutschlands siegte. Und doch war es hohe Zeit, daß Deutschland endlich sich zusammenraffe; denn schon zeigte sich am fernen Horizonte eine drohende Wolke künftigen Unheils. In Frankreich, dem republikanischen, bestieg der zweite Bonaparte den Präsidentenstuhl. Zwar jubelte die deutsche Reaktion, als dieser Bonaparte mit frevelndem Beginnen die von ihm beschworene Verfassung Frankreichs über den Haufen warf; und es machte sie nur wenig stutzig, als der Mann des 2ten Decembers sich bald darauf die Kaiserkrone seines Oheims auf das Haupt setzte. Aber die Mehrheit unsres Volkes empfand anders und richtiger. Es fühlte, daß von diesem Tage an eine neue Epoche herannahe, daß die Erneuerung des Kampfes gegen den Erben des ersten Bonaparte, daß ein Kampf Deutschlands für seine Existenz unvermeidlich sei; daß die Zeit kommen werde, wo dieser zweite Napoleon, um seine Dynastie zu festigen, dem französischen Volke, das er um seine Freiheit betrogen, Ruhm, Macht und Eroberungen zum Entgelt, die Rheingränze zur Morgengabe werde bringen müssen.

Von da an begann sich ein neuer Geist im deutschen Volke zu regen. Während die Großmächte den neuen Herrscher in ihren Reigen aufnahmen und Bezeugungen der Freundschaft mit ihm austauschten, wandte sich das deutsche Volk mit Vorliebe zurück zu den Erinnerungen an die Tage seiner glorreichen Erhebung gegen den ersten Bonaparte, der einst Deutschland so tief erniedrigt, so schmachvoll beraubt, ja Deutsche gegen Deutsche in den brudermörderischen Kampf geführt hatte. Es erinnerte sich der Helden dieser glorreichen Erhebung; es zog die Bilder der Männer, welche nicht verzagt hatten, als die Nacht der fremden Knechtschaft sternenlos über Deutschland hing, aus der Vergessenheit hervor. Mit ihnen das Bild des Mannes, von dem das Höchste gesagt werden muß, was von einem Bürger gesagt werden kann: daß ohne ihn das Vaterland nicht befreit worden wäre und dem Joche der Knechtschaft, das Bild des Freiherrn

Heinrich Friedrich Karl vom Stein,

des letzten großen deutschen Freiherrn, der ein Herr war und ein Freier zugleich, ein Feind alles Despotismus und aller Herrscherwillkür. Wenn wir den Namen Stein aussprechen, so verbinden wir mit demselben Alles, was uns heute erstrebenswerth erscheint für unser Vaterland, alle die Wünsche und Ziele, denen unser Volk entgegenhofft. Mit dem Namen Stein bezeichnen wir zugleich das, was heute denjenigen deutschen Staate fehlt, auf den unsre Blicke in Hoffnung und Sorge gerichtet sind, bezeichnen sie den „Marschall Vorwärts" im Bürgerkleide, den Blücher deutscher Politik und Gesetzgebung, den Staatsmann, dessen Siege auf diesen Feldern nicht minder groß und noch nachhaltig bedeutender waren, als die Thaten seines großen Mitarbeiters am deutschen Befreiungswerke auf den blutigen Schlachtfeldern. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß gerade jetzt deutsche Männer daran sind, das Bild dieses großen deutschen Staatsmannes, dieses Helden der Staatskunst im antiken Sinne, in Erz aufzurichten auf dem Stein bei Nassau, der die Wiege war eines siebenhundert Jahre lang im deutschen Rheinlande blühenden Adelsgeschlechts, als dessen letzter und herrlichster Sprosse dieser Vorkämpfer eines freien Deutschlands vor einem Menschenalter seine Laufbahn beschloß. Denn mehr wie jemals sind bei uns die Gemüther jetzt von dem Gefühle erfüllt, daß der Augenblick herannahe, wo es sich wiederum zeigen werde, was ein Mann wie Stein werth sei, wenn wieder einmal, wie es bei Schiller heißt —

„Die ungestüme Pfefferin, die Noth,
Der nicht mit hohlen Namen, Figuranten
Gedient ist, die die That will, nicht das Zeichen"

Digitized by Google

herantreten wird an „dies Geschlecht, das lange, bis es nicht mehr kann, sich bebilkt mit feigen Sklavenseelen und mit den Drahtmaschinen seiner Kunst“, und das erst

„Wenn das Aeußerste ihm nahe tritt.
Der hohle Schein es nicht mehr thut.“

zurückfällt „in die starken Hände der Natur, des Riesengeistes, der nur sich gehorcht, nichts von Verträgen weiß, und nur auf ihre Bedingung, nicht auf seine mit ihm handelt.“

Diese Worte unsers gefeierten Nationaldichters sind gleichsam vorahnend auf Stein gedichtet. Denn solch' eine Zeit war es im deutschen Vaterlande, als „die ungestrüme Presserin, die Noth,“ diesen Mann und mit ihm „den Größten und Besten“ unter Deutschlands und Preußens Staatsmännern an das Ruder des halb zerschmetterten preußischen Staatsschiffs stellte. Es war im Jahre 1807. Das Königreich Friedrichs des Großen war zertrümmert, sein Schwert zerbrochen, das Land bis auf wenige Spannen in Feindeshand. Die Sklavenseelen und Figuranten, die Drahtmaschinen des alten Schlendrians, welche das Unheil herbeigeführt hatten, standen rathlos da in ihrer Blöße. Da griff man zurück zu dem einzigen Manne, dessen starke Hand allein noch retten und helfen zu können schien, zu dem Manne, den man wenige Monate zuvor noch in eitlem Hochmuthe von sich gestoßen hatte. Dieser Mann war Stein.

Unter dem großen Friedrich hatte der freie deutsche Reichsritter seine Staatsdienstlaufbahn in Preußen begonnen. Das helle Auge des greisen Heldenkönigs hatte noch über ihm geleuchtet, und in dem jugendlichen Manne schon die bedeutende Kraft erkannt. Stein war noch im Anfang der dreißig, als er schon bedeutende Verwaltungsämter bekleidete, und noch nicht vierzig, als er bereits in der Stellung eines Oberpräsidenten von Westphalen ein Landgebiet verwaltete, das größer und volkreicher war, als zwei oder drei deutsche Herzogthümer. Durch ernste Studien hatte er seinen Geist gebildet, durch eigene Anschauung die auf persönliche Freiheit, Tüchtigkeit und Selbstthätigkeit freier Staatsbürger beruhende Größe des englischen Staatslebens kennen und lieben gelernt. Solchen Geist in seinem Vaterlande zu erwecken, blieb von da an das Ziel seines Strebens um so mehr, je tiefer er von der Unhaltbarkeit und Verrottung der heimischen Staatszustände durchdrungen war, wo, wie er schon damals an den genialen preußischen Prinzen Louis Ferdinand schrieb, „eine despotische Regierungsweise den Charakter des Volks vernichtet hatte, indem man es von den öffentlichen Geschäften entfernt hielt und diese lieber einem eingeübten, ränkevollen Beamtenheere anvertraute.“ Die französische Revolution brach aus, und die in Deutschland von jener schlechten Regierungsweise gestreute Saat trug ihre Früchte. Sie bießen Schmach und Schande. Weder Volk noch Fürsten zeigten sich dem Anprall der französischen Eroberer gewachsen. Deutschland verlor sein linkes Rheinufer, und mit ihm die eine seiner Schwingen. Napoleon besetzte ungehindert ein deutsches Reichsland, Hannover, weil es — eine englische Provinz war. Preußen sah zu, ja es vergaß sich so weit, den Raub von dem Länder als Geschenk anzunehmen. Stein, jetzt in das Ministerium berufen, mußte knirschend geschehen lassen, was er nicht hindern konnte. König Friedrich Wilhelm war in den Händen kleinherziger und feiger Rathgeber, die Preußens Ehre ihrer Weichlichkeit zu opfern kein Bedenken trugen, und Stein selbst war dem auf das Mittelmäßige gestellten Sinne des Königs zuwider. Friedrich Wilhelm III. nannte ihn spottend „ein Genie“, und ein Genie sein war für diesen Geist ein schwerer Makel. Und doch waren die Dinge so angethan, daß nur noch ein Genie dem untergrabenen Preußen hätte Rettung bringen können. Napoleon gründete den Rheinbund, an dessen Spitze er selbst als Schirmherr (Protektor) trat, und die deutschen Fürsten, welche solchen Bund mit dem Feinde des Reiches eingingen, gaben bei dem deutschen Reichstage durch ihre Gesandten die Erklärung ab: „daß die Absichten des erhabenen Protektors sich stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend gezeigt hätten.“ Thaten unerhörten Frevels an Deutschland geschahen. Der Kaiser des uralten deutschen Reichs, der geschworene Beschützer dieses Reichs und der deutschen Nation, ließ beide im Stiche. Er warf die deutsche Kaiserkrone fort, und erklärte seine deutschen Provinzen aller Pflichten gegen das deutsche Reich los und ledig.

Langsam und vorsichtig hatte Napoleon dem letzten in Deutschland noch aufrecht stehenden Staate, hatte er Preußen, das selbst er noch für gesünder und kräftiger hielt als es war, die Schlinge um die Füße gelegt. Ein kräftiger Ruck zur rechten Zeit, und es mußte fallen. Bei Jena geschah dieser Ruck, und — Preußen fiel.

Vergebens hatte Stein zuvor mit einigen wenigen Gleichgesinnten den preußischen König gewarnt und um Aenderung seiner Politik und um Entlassung seiner bisherigen Rathgeber beschworen. Die Folge solcher Treue war vielmehr seine eigene Entlassung. Der preußische König sah in dem wackern Manne nichts als „einen widerspänstigen, hartnäckigen und ungehorsamen Staatsdiener,“ dessen überspannte Genialität nicht zum Staatsdienste tauge, ja den Staat in's Verderben stürzen müsse, während sein „respektwidriges und unanständiges Benehmen“ nicht geduldet werden könne. Mit dem Briefe, in welchem er ihm diese Beleidigungen schrieb, stieß der unglückliche Monarch den einzigen Mann von sich, der ihm in seiner Noth hätte die stützende und rettende Hand bieten können. Nicht einmal einen regelrechten Abschied in hergebrachter Form gewährte er dem schwer Beleidigten.

Aber Stein's Charaktergröße überstieg weit selbst die Größe solchen königlichen Undanks. Auch folgte die Strafe dem letzteren auf dem Fuße nach. Schon nach wenigen Monaten lag es selbst dem blödesten Auge klar zu Tage, daß Stein der einzige

Digitized by Google

Mann sei, der den zerrütteten preußischen Staat retten könne. Der König mußte sich entschließen, den Schwergekränkten um solche Hülfe anzugehen, und Stein dachte groß genug, um alle Kränkungen zu vergessen gegenüber der großen Aufgabe: den einzigen deutschen Staat aufrecht zu erhalten, von dem, wie er zuversichtlich hoffte, einst für Deutschland Errettung aus der Fremdherrschaft kommen könne. Auf's Neue ergriff er das Steuer des am Abgrunde taumelnden Staatsschiffs. Kaum länger als ein Jahr war es ihm vergönnt, dasselbe in seiner starken Hand zu halten, aber in dieses eine Jahr drängte sein gewaltiger Geist die Thatkraft und die Thaten von Jahrzehnten zusammen. Die Aufgabe, die er sich stellte, war: das Volk zu neuem Leben, zur Theilnahme am Staate, zur Selbstthätigkeit in seinen Angelegenheiten zu erheben; denn nur ein solches Volk, nur ein Volk, welches im Innern entknechtet sei, vermöge auch die äußere Knechtschaft der fremden Zwingherrn zu brechen. In diesem Geiste begann er die Umgestaltung des preußischen Staats. Es war eine staatliche Revolution, wie sie Deutschland bisher noch nicht gesehen hatte, eine Revolution, auf deren Erfolgen noch heute die Macht und Stärke des preußischen Staates beruht. Die Erbunterthänigkeit und Leibeigenschaft wurden aufgehoben; der hörige Bauer ward zum freien Grundeigenthümer gemacht. Eine Städteverordnung ward gegründet, welche den Bürgern die Verwaltung ihrer Angelegenheiten in die eigene Hand gab. Dem so neugeschaffenen freien Bauern- und Bürgerstande ward eine Verwaltung verliehen, die den Begriff des freien Staatsbürgers an die Stelle des bloß lasttragenden Unterthanen setzte. Das Heer, bis dahin aus geworbenen Söldnern bestehend, ward mit Hülfe des genialen Scharnhorst zu einem Volksheere umgeschaffen, und mit der neuen kriegerischen auch die friedliche Erziehung des Volkes durch Schule und Kirche zu geistiger Bildung und sittlicher Tüchtigkeit auf neue Grundlagen gestellt. Daneben ward der Grund gelegt zu einer ständischen Verfassung, welche an die Stelle der bisherigen schrankenlosen Königsgewalt treten, und deren Abschluß eine reichsständische Verfassung bilden sollte. Und alle diese großen Reformen hatten nur ein einziges nächstes Ziel. Sie sollten Mittel sein zu dem großen Zwecke der Erhebung Preußens und Deutschlands, zu einem Befreiungskampfe auf Leben und Tod gegen den fremden Unterjocher.

Groß sein heißt nicht nur: Großes wollen, sondern vor Allem auch zum großen Zwecke die rechten Mittel wollen. In der Kraft solchen auf tiefster Einsicht beruhenden Wollens lag die Größe Stein's. Er hoffte für den bevorstehenden Kampf um Deutschlands Befreiung wenig oder nichts von den deutschen Fürsten, die, wie er schon im Jahre 1804 zürnend dem Fürsten von Nassau zugerufen, fast alle sich der Gefahr des Kampfes feige entzogen „und die Erhaltung ihrer hinfälligen Fortdauer durch Auswanderung, Unterhandlung oder Bestechung der französischen Heerführer gesucht hätten.“ Deste mehr hoffte er von dem neuzuweckenden Geiste des deutschen Volkes, und sein heißer Wunsch war es, dieses Volk zu einer Nation vereinigt und alle kleinen Staaten Deutschlands entweder „in den beiden großen Monarchien, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhange, aufgehen, oder in einem großen Reiche deutscher Nation verschwinden zu sehen!“ Wohl konnte im Angesichte solcher Kühnheit sein Freund Scharnhorst von ihm sagen: „Nur zwei Männer kenne ich, welche ganz ohne Menschenfurcht sind, den Minister Stein und den General Blücher!“ Beide setzten ihr einziges Vertrauen auf die Kraft und den Geist ihres Volkes, und dies Vertrauen hat sie nicht getäuscht. Diese beiden Männer wurden die Bannerträger des deutschen Volkes in seinem großen Befreiungskampfe.

Vorläufig aber hatte Stein bei seinen Bestrebungen nicht nur mit dem Argwohn der fremden Zwingherrn, sondern mehr noch mit innern Feinden zu kämpfen. Alle Freunde des Alten, zumal die ihre Privilegien durch ihn bedroht sehenden adeligen Standesgenossen, alle Feinde der freien Staatsideen, welche er zu verwirklichen strebte, alle Franzosenfreunde und

Digitized by Google

Feiglinge, der ganze Hofadel, alle die Ruhe- und Genußsüchtigen, die diese ihre höchsten Güter um jeden Preis, selbst um den äußerster Erniedrigung des Vaterlandes zu erhalten strebten, dazu noch die große Zahl aller beschränkten und schwachen Köpfe, — alle diese bildeten eine festgeschlossene Partei gegen den einen Mann, dessen Wahlspruch war: lieber mit Ehren unterzugehen als mit Schande fortzuvegetiren. Seine Stellung war bereits untergraben, noch ehe der Schlag von Außen her gegen ihn erfolgte. Dieser Schlag war das Aechtungsdekret, das Napoleon aus dem fernen Spanien gegen den Mann schleuderte, in welchem er den gefährlichsten Feind seiner Pläne und Absichten gegen Deutschland erkannt hatte. Denn nur ein Genie vermag das andere ganz zu erkennen. Aus seinem kaiserlichen Feldlager zu Madrid vom 16. December 1808 war das Dekret datirt, das „den Mann Namens Stein, le nommé Stein, der da Unruhen in Deutschland zu erregen strebe, für einen Feind Frankreichs und des Rheinbundes“ erklärte, seine Güter einzuziehen und sich seiner Person überall, wo französische und Rheinbundstruppen ihn greifen könnten, zu bemächtigen befahl.

Die Partei seiner Feinde in Preußen und Deutschland begrüßte mit lautem Jubel den Sturz des Mannes, während alle Patrioten sich dem tiefsten Schmerze hingaben. Aber Stein selbst bewährte gerade jetzt die ganze Größe seines Charakters. Schwer getroffen von einem Schlage, der ihm mit der Wirksamkeit für seine Ideen und sein Vaterland, zugleich das Vaterland selbst und alle Güter des Lebens entzog, empfand er doch zugleich die ganze Größe und Bedeutung, welche ihm dieses Unglück verlieh, und beschloß sich derselben würdig zu zeigen. Er empfand die Ehre welche darin lag, daß der gewaltigste Beherrscher Europa's, das Genie des Welt-despotismus, ihn, den einzigen Mann würdig erachtete, ihn zu seinem Feinde zu erklären. Er empfand es, daß sein Name jetzt, wo er als heimathloser Flüchtling das Vaterland verlassen mußte, größer war als je zuvor; daß der Feind selbst diesen Namen und diesen Mann dem deutschen Volke als das Panier aufpflanzte, unter dem es sich zu schaaren habe, wenn es frei werden wolle; daß das Aechtungsdekret, welches den Minister des Preußischen Königs traf, das Bestallungsdekret enthielt für den Minister des deutschen Volks.

Er verließ Preußen, das ihn nicht schützen konnte, und entfloh nach Oesterreich. Doch ehe er als heimatloser Flüchtling aus dem Lande schied, dem er dreißig Jahre seines Lebens gewidmet hatte, erließ er in dem bekannten Rundschreiben an alle preußischen Verwaltungsbehörden jenen berühmten Aufruf zum Ausharren auf der von ihm eröffneten Bahn und zum Festhalten an seinen Grundsätzen zur Erneuerung des preußischen Staats- und Volkswesens. Diese Grundsätze lauteten:

Unabhängigkeit des Richterstandes;
Befreiung der Staatsbürger von allen Hemmnissen ihrer Selbständigkeit;
Reform des Adels und Aufhebung der Kluft zwischen dem Adel und Bürgerstande;
Allgemeine Wehrpflicht;
Hebung des Volks durch sittlich-religiöse Erziehung, und Entwicklung jeder Geisteskraft durch einen vernünftigen, in seiner Methode auf die innere Natur des Menschen gegründeten Volksunterricht.

Dies war das „politische Testament,“ welches der große Staatsmann scheidend für Preußen hinterließ. Seine Nachfolger traten die Erbschaft nicht an; sie arbeiteten nicht fort in seinem Geiste! Aber die Feige bewies, daß die von ihm gestreute Aussaat dennoch nicht verloren war.

Harte Zeiten folgten. Die großartige Erhebung Oesterreichs ward zum zweitenmale von Napoleon (1809) niedergeworfen. Deutschlands Knechtschaft schien jetzt für immer befestigt. Aber während alles um ihn her verzweifelte, blieb Stein's Zuversicht ungebeugt. Er durchschaute das hohle Fundament, auf welchem Bonaparte's Machtgebäude ruhte, und je höher dasselbe emporstieg, desto sicherer rechnete er auf seinen endlichen Sturz. „Dies Gebäude,“ — so schrieb er damals an einen Freund, — „könne nicht von Dauer sein; es beruhe auf zu faulen Grundlagen, auf Gewalt und den gemeinsten Regierungskünsten; in dem Ganzen liege nirgends ein Zug von Menschlichkeit, Größe, Edelmuth; Alles sei auf den Einzelnen, und auf den kuechtischen Sinn seiner Umgebungen berechnet.“ Dieser Glaube gab ihm den Muth auszuharren drei lange Jahre des Exils hindurch, in denen sich seine Kraft in Plänen und Entwürfen gegen den Despoten verzehrte. Wohl kamen auch über den Starken zuweilen Stunden, in welchen er irre ward in seinem Glauben an die Zukunft Deutschlands und Europa's, und mehr als einmal dachte er daran, sich und den Seinen in dem freien Nordamerika eine neue Heimath zu gründen. Aber sein Geist raffte sich immer wieder empor aus solcher Verdüsterung. Denn er glaubte sicherlich an die Macht der Idee, die zuletzt doch über die rohe Gewalt der Tyrannei den Sieg davon tragen müsse. Wenn das jetzige Geschlecht aufzugeben sei, so müsse für das folgende gewirkt werden, die Jugend müsse durch Erziehung gekräftigt, und ihr in dem ausharrenden Muthe der Aelteren ein Beispiel hinterlassen werden. Sein Wahlspruch war jetzt das mannhafte Wort des Apostels: „Jeder soll bleiben in dem Beruf, in dem er berufen ist, Niemand soll suchen was sein, sondern was des Andern ist.“ (1. Corinth. 10, 24.)

So blieb er und harrte aus. Tiefer und tiefer sank die Nacht der Knechtschaft herab auf Deutschland. Preußen, aus dem Stein's Geist gewichen war, schwebte zagend und haltlos zwischen Stein und Nichtsein. Oesterreich blutete an den Wunden, die ihm zwei unglückliche Kriege geschlagen. Die Fürsten des übrigen Deutschlands waren ein weiches Wachs in den Händen Napoleon's, der Könige und Fürsten nach Willkür erschuf und absetzte. Die Jugend Deutschlands ward gewöhnt, dem Rufe der fran-

Digitized by Google

zösischen Trommel zu folgen und ihr Blut auf allen Schlachtfeldern für die Erhöhung und Befestigung der Macht desselben Tyrannen zu vergießen, der ihr eigenes Vaterland in seinen Ketten hielt. Bald riefen diese Trommeln zu dem Kampfe gegen das letzte noch unbezwungene Reich des Festlandes, gegen Rußland. Auch Preußens und Oesterreichs Herrscher schickten sich an, diesem Rufe zu folgen. Stein sah in solchem Verhalten einen Selbstmord. Seines Bleibens war jetzt nicht länger in Oesterreich. Er dachte nach England zu gehen, um von dort aus weiter gegen Napoleon zu wirken. Aber es kam anders. Der Kaiser von Rußland, Alexander, der im Angesichte der gegen ihn heranziehenden Gefahr erkannte, was ein Mann wie Stein werth sei, berief ihn durch ein eigenhändiges Schreiben mit inständigster Bitte zu sich, damit er ihm beistehe in dem nahenden Kampfe gegen den Weltbezwinger. In dem geächteten heimathlosen Manne sah der mächtige Kaiser seinen einzigen Alliirten auf dem Festlande Europa's!

Stein folgte dem Rufe. Aber er nahm keine Anstellung in Rußland, um nicht den Neid der Russen gegen den Fremdling zu erregen. Das Einzige was er forderte war: unversöhnlicher Kampf gegen Napoleon bis zur Befreiung Deutschlands; denn diese war und blieb das Ziel all seines Strebens. Und kaum in Rußland angekommen, spann er von dort aus, während Napoleon mit seinen Hunderttausenden gegen Rußland heranzog, die Netze im Rücken des Gewaltigen, welche ihn umgarnen, bereitete er die Kräfte vor, welche sich kaum ein Jahr später gegen den in Rußland Geschlagenen erheben sollten, errichtete er ein Comité für die künftige Erhebung Deutschlands und eine deutsche Legion aus deutschen Streitern. Unbeirrt durch den Widerspruch deutscher Fürsten, welche gleich ihm als Vertriebene in Rußland lebend, von einem Aufrufe deutscher Volkskraft nichts wissen wollten, beharrte er dabei, „daß einzig und allein von dieser energischen Kraft, die auf der weitesten und edelsten Grundlage ruhe, die Errettung des Vaterlandes aus der Knechtschaft und die Aufrichtung der Freiheit und des Glücks der Nation zu erwarten sei.“ In Rußland ward er die Seele des Widerstandes gegen den weiter und weiter siegreich vordringenden französischen Imperator. Er war es, der immer auf's Neue das Feuer seines ungebrochenen Muthes in die Seele Alexander's goß, als alles rings um ihn her verzagte, als das russische Herr, in blutigen Schlachten geschlagen, sich weiter und weiter vor den heranbringenden Franzosen zurückzog, als selbst Moskau, die altgeheiligte Hauptstadt Rußlands in die Hände des Feindes fiel. Die Flammengluth, welche dies Palladium des Reichs verzehrte, erhöhte nur seines Muthes Zuversicht. „Es kann sein,“ — rief er bei der Nachricht seinem treuen Arndt zu, der ihm nach Rußland nachgefolgt war, — „daß wir nach Orel oder gar nach Orenburg die Fahrt antreten müssen. Ich habe schon zwei-, dreimal im Leben mein Gepäck verloren! Was thut's? Sterben müssen wir doch einmal!“ Je dunkler es um ihn her wurde, desto heller erstrahlte in ihm der Stern seines Glaubens an den Sieg der Idee, an den Sieg des Guten über das Böse. Denn nur wer freudig bereit ist, für solchen Sieges Gewinnung alle Lebensgüter und das Leben selbst hinzugeben, der darf auf den endlichen Sieg des Guten im Kampfe gegen das Schlechte vertrauen. Denn solcher Opfermuth ist und gibt göttliche Kraft des Ausharrens bis an's Ende.

Und Stein harrte aus bis an's Ende, und seine Festigkeit und sein Zuspruch vermochten auch den Kaiser Alexander zum Ausharren im Kampfe, als Alles rieth, den jetzt von Napoleon gebotenen Frieden anzunehmen. So ward der Geächtete der Verderber seines Aechters. Am 18. October des Jahres 1812 begann Napoleon seinen verhängnißvollen Rückzug aus Moskau's rauchenden Trümmern. An demselben Tage des folgenden Jahres befreite die Völkerschlacht auf Leipzigs Ebenen Deutschland von dem Joche der Fremdherrschaft.

Noch aber war es nicht so weit. Zwar hatte der eisige Winter des Jahres 1812 das gewaltigste Heer vernichtet, das seit Jahrtausenden die Welt unter eines Herrschers Machtgebot vereint gesehen. Aber noch stand der Gewaltige selbst aufrecht, noch wurzelte seine Macht nicht allein im eigenen Volke, sondern auch in den zagenden Herzen der deutschen Fürsten, seiner Verbündeten. Zwar in Preußen gingen die Saaten auf, welche Stein und seine Genossen ausgestreut. Der patriotische Geist des Volks und Heeres, die kühne That Yorks, der immer höher in der Nation anschwellende Drang nach Rache an dem übermüthigen Zwingherrn rissen zuletzt, — wenn auch nach langem Zögern und nach dem Verschwenden kostbarer Zeit, — den wankenden König mit sich fort zu dem Entschlusse, Alles zu Alles zu setzen. Der Aufruf, der das gesammte Preußenvolk zu den Waffen rief, erfolgte. Aber — kein einziger deutscher Fürst ahmte dieses Beispiel nach. Vergebens forderte die unter Stein's Einfluße abgefaßte Proklamation von Kalisch alle Deutschen auf zur Erhebung gegen den gemeinsamen Feind des Vaterlandes, dessen Neugestaltung und Wiedergeburt zu einem starken und freien Reiche deutscher Nation in dieser Proklamation als Ziel und Lohn des Kampfes hingestellt ward. Die deutschen Könige und Fürsten standen fest zu dem Zwingherrn, in welchem sie den Schützer ihrer eigenen Souveränetät und Willkürherrschaft erblickten. Stein's Zornfeuer loderte auf im Angesicht solchen Verhaltens. Er hatte keinerlei Sympathie für irgend eine der deutschen Dynastien. Selbst Preußens Erhebung war ihm nur Mittel, nicht Zweck für die Sache seines Vaterlands; und dieses Vaterland war ihm, — er bekannte es laut, — nicht Preußen und sonst ein deutscher Staat, sondern Deutschland. „Daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen und beides, in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland, zu behaupten: das sei,

Digitized by Google

so schrieb er damals an den Grafen Münster, das Interesse der Nation und ganz Europa's, und dieß könne auf dem Wege alter, zerfallener und verkauter Formen nicht erreicht werden." Das eben war es, was Stein so eigenthümlich groß machte, daß er, als freier deutscher Reichsritter geboren, kein anderes Vaterland als Deutschland, und Niemanden über sich erkannte, als dessen gemeinsames Oberhaupt. Aber der auf den Adel seines uralten Geschlechts so stolze Mann war dennoch groß genug, auch selbst diesen Adel dem Vaterlande zum Opfer zu bringen. Er sprach es offen aus: der deutsche Adel habe seine Ansprüche verwirkt, und ein neuer Adel müsse an seine Stelle treten, ein Adel, der nur gewonnen werden könne durch Tapferkeit und Heldenthaten im Kampfe für das zu befreiende Vaterland. Höher hat nie der Flug der Gedanken einen adligen Mann Deutschlands getragen, als Stein in diesem Momente erscheint. Selbst ein Gentz, der Diener Metternichs, fühlte sich gedrungen laut anzuerkennen: dieser Mann sei der geborne „Diktator" Deutschlands.

Stein hatte mit dem siegreichen russischen Heere am 19. Januar 1813 die erste preußische Stadt, Lyk, wieder betreten. Vier Wochen später suchte er als Kaiser Alexanders Abgesandter den Preußischen König in Breslau auf, um den Zaudernden zur Entscheidung zu bewegen. Nicht Krankheit und Körperschwäche hemmten seine rastlose Thätigkeit. Als Friedrich Wilhelm III. endlich gewonnen war, eilte Stein nach Dresden, um auch den Sächsischen König für den Anschluß an die deutsche Sache zu gewinnen. Aber dieser blieb seinem Schutzherrn Napoleon treu, und Deutschland war somit bei der Eröffnung des großen Entscheidungskampfes allein durch Preußen vertreten, dessen Volk sich, ausgesogen und erschöpft durch jahrelange Drangsal und Noth, mit einer nie bis dahin in Deutschland gesehenen Begeisterung, wie ein einziger Mann in Waffen erhob, und die ersten mörderischen Schlachten von Großgörschen und Bautzen — zum Theil gegen deutsche Streiter auf Feindesseite, — glorreich und durch keine Niederlage entmuthigt, durchkämpfte.

Stein war es vor Allem gewesen, der in diesem Kampfe auf Tod und Leben die Volkskraft in Landwehr und Landsturm gegen den Tyrannen aufzubieten getrieben hatte. Das war selbst deutschen Fürsten unheimlich, um wie viel mehr dem Napoleon. Sein Monitenr wüthete gegen den „berüchtigten Stein", der „den Pöbel gegen die Besitzenden aufrühre," und bedauerte den König von Preußen, „der sich zur Stütze solcher verbrecherischen und abscheulichen Umtriebe hergebe!"

Zögernd und zaudernd war endlich auch das von Metternich geleitete Oesterreich dem Bunde gegen Napoleon beigetreten, und wenn auch dieser Beitritt den Sieg über Napoleon erleichtern half, so war doch Stein der Erste, der es schon damals erkannte und aussprach: „daß Metternich dadurch ein Uebergewicht in den deutschen Dingen erhalte, welches dieser Mann gewiß auf keine Deutschland beglückende Art ausüben werde." Die Schlacht von Leipzig ward geschlagen, und wieder war es Stein, der jetzt unablässig darauf drang, den Sieg bis zur letzten Entscheidung zu verfolgen. Er war es, der die Absichten eines voreiligen Friedensschlusses unerschütterlich bekämpfte, und fest an dem Worte hielt, das er schon in Rußland ausgesprochen: erst in der eroberten Hauptstadt Frankreichs dürfe man Frieden schließen. Sein starker Muth war es, der mit Blücher vereint die Heere der Verbündeten über den Rhein führte, und nicht eher ruhen ließ, bis das große Ziel erreicht sei.

Es ward erreicht, und der von Napoleon geächtete deutsche Mann zog am 9. April 1814 in die Hauptstadt seines Feindes ein, in welcher wenige Tage zuvor der eigene Senat des Kaisers dessen Absetzung hatte verkünden müssen. Es war der glorreichste Tag im Leben Stein's, als er aus dem eroberten Paris seiner Gattin in die Heimath schreiben konnte: „Der Tyrann hat geendet wie ein Feigling. — Derselbe Mangel an Geisteserhebung, der ihn die Flucht aus Rußland eingab, indem er sein Heer allen Gräueln des Hungers und der Kälte überließ, macht ihm jetzt ein schauvolles Dasein erträglich. Die Erzherzogin (Marie Louise) kehrt zu ihrem Vater zurück, Jérome geht nach Stuttgart, Joseph nach der Schweiz: und so ist nun alles dieses Gesindel zu Boden!"

Um zu wissen was Stein in diesem Kampfe geleistet, muß man die Briefe und Zeugnisse der Edelsten und Besten aus der damaligen Zeit lesen. Sie stimmen alle überein in dem Geständniß, daß ohne diesen einen Mann das Ziel der Befreiung Deutschlands nicht erreicht sein würde. Hier ein Zeugniß statt unzähliger. Ein deutscher Fürst, der Herzog Franz von Anhalt-Dessau schrieb an Stein in jenen Tagen: „Was wäre Deutschland, was Europa, wenn Sie nicht wären?! Der herrliche Freundschaftsbund der hohen Verbündeten, die Organisation der ganzen Gesammtkraft gegen den Störer der Ruhe Europa's, die unerschütterliche feste Verfolgung der vorgesteckten Ziele, alles das ist Ihr Werk!"

Es war sein Werk, aber nicht sein letztes Ziel. Und dieses letzte Ziel, das sein Werk krönen sollte, zu dem alles bisher Geleistete und Geschehene nur Mittel sein sollte: den Wiederaufbau, die Erneuerung Deutschlands, seines Vaterlandes, hatte er den Schmerz nicht erreicht, alle dafür gebrachten Opfer vergebens gebracht zu sehen. Er hätte Diktator sein müssen, um das Widerstreben der Einflüsse niederzuwerfen, die sich überall in den Weg stellten. Es gab Zeitgenossen, die dies empfanden. Deutsche Offiziere waren es, die den Gedanken hegten: den deutschen Freiherrn zum deutschen Kaiser auszurufen, und er selbst mochte in manchen Stunden das Gefühl haben, daß eine Diktatur in seiner Hand allein Deutschland zum Genuß der Früchte des blutigen Kampfes verhelfen könne. Aber — hier lag die Schranke seiner Natur, die Gränze seiner Kraft. „Deutschland ist durch Gottes Gnade in den Händen der Fürsten" (schrieb ihm in diesen Tagen ein Freund, der ihn beschwor nach Wien

Digitized by Google

zu geben, um dort das Gute zu wirken); „was werden sie daraus machen?“

Die Geschichte der seitdem verflossenen sechsundvierzig Jahre gibt eine niederschlagende Antwort auf diese Frage. Das Geschlecht, das diese Zeit in Deutschland durchlebt hat, und das heute mit düsterem Blicke in die nächste Zukunft des Vaterlandes schaut, hat für diese Zukunft nur eine Hoffnung. Es ist die Hoffnung auf eine ähnliche Entwicklung deutscher Volkskraft, wie Stein sie in den Tagen tiefsten Elendes und äußerster Erniedrigung des Vaterlandes heraufzubeschwören verstand, und auf das Erstehen eines Mannes, der diesem Manne gleich und glücklicher sein möge, als er gewesen ist.

Stein's großes öffentliches Leben ist mit dem Anfange des Jahres 1815 zu Ende. Er schied von

Stein's Wappen.

dem Wiener Kongresse mit dem traurigen Bekenntnisse: „daß die Versehung das Ziel der Leiden Deutschlands noch nicht gesteckt habe, und daß das jetzige Geschlecht noch mehr zu dulden bestimmt sei.“ Zwar erlebte er noch das zweite Auftreten Napoleon's, und schöpfte aus demselben neue Hoffnung für Deutschland. Denn des Sieges über Napoleon war er gewiß, und dießmal, hoffte er, werde man den Sieg besser benutzen. Aber auch diese Hoffnung erwies sich als eine Täuschung. Nicht einmal die von Frankreich geraubten deutschen Reichslande, auf deren Wiederherstellung er unablässig drang, wurden von den Siegern zurückgenommen. Ihre Uneinigkeit übte Großmuth an dem besiegten Frankreich. Die großen Europäischen Mächte entschieden dafür, daß der stete übermüthige Angreifer die Ausfallspforten gegen Deutschland in seiner Hand behalte! Deutschland duldete und schwieg.

Dulden und Schweigen — das war fortan auch Stein's Schicksal. Zwar sprühete noch von Zeit zu Zeit das Zornesfeuer auf in dem Erhaltenden, zwar sprach und wirkte er noch Manches im kleinen Kreise der ihm fortan beschiedenen Thätigkeit. Aber seine eigentliche Kraft war aufgebraucht; die Mission, welche er zu erfüllen hatte, war vollendet. König Friedrich Wilhelm III. verlieh dem Manne, der ihm seinen Thron retten helfen, die Auszeichnung des schwarzen Adlerordens. Aber die ihm von den verbündeten Herrschern bestimmte Ehrengabe, den Johannisberg am Rhein, erhielt — Metternich. Es war ein Symbol des Ausgangs, den die deutschen Dinge genommen hatten.

Am 29. Juni des Jahres 1831, ein vierundsiebzigjähriger Greis, entschlief er, der letzte des über sieben Jahrhunderte zählenden deutschen Rittergeschlechts, der letzte deutsche Ritter von der Art der Sickingen und Hutten, den Deutschland gesehen. Und der Mann, von dem mit vollem Rechte gesagt werden kann, daß er der wirkliche Befreier Deutschlands gewesen, dieser Mann hat noch heute kein Ehrendenkmal in den zahlreichen Hauptstädten Deutschlands. Aber die Inschrift auf seinem bescheidenen Grabsteine in der Familiengruft zu Frücht durfte mit Recht ihn nennen: „der Lüge und des Unrechts Feind, unerschütterlich in Acht und Bann, — des gebeugten Vaterlandes ungebeugten Sohn, in Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier;“ und sein treuer Arndt durfte an seinem Grabe das Wort ausrufen, dessen auch wir uns getrösten:

„Der Löwe schläft, — nicht Er, nur sein Gebein.
Denn wenn es ruft im Vaterlande: Wer da?
Dann ist Er wach, dann ruft der Löwe Stein.
Dann ist Sein Geist, ist Er da!“

Zwei Florentiner.

(Ein Erlebniß.)

Man hatte mir S. Margherita in Campo als einen der schönsten Aussichtspunkte in der Umgegend von Florenz gerühmt, und ich benutzte einen der ersten Märztage, der in seniger Klarheit lachte, um dahin zu wandern. An der Kirche S. Nicolo vorbei, in deren Thurm sich Michel Angelo nach Einnahme der Stadt geflüchtet hatte, dann durch das alte Thor gleichen Namens, durch die lange Vorstadtstraße, in welcher die Weiber, florentinisches Streh strickend, vor den Thüren saßen, gelangte ich in den Weg, der vom Arno rechts ab den Landhäusern entgegenführt und sich den Burgünnen von S. Margherita zuschlängelt. In den Gärten der Villen piepsten schon die Vögel, über die Mauern blickten Rosensträuche in voller Blüthe, und die Bäume waren bereits von jugendlichem Goldgrün bedeckt. Es war stille auf dem ganzen Wege, und mit der ganzen Frühlingsandacht im Herzen, wie man sie im Norden erst um die Osterzeit zu empfinden pflegt, wanderte ich eben so stille, und mit Behagen die wür-

Digitized by Google

zige Luft einschlürfend, die Höhe hinan. An einem Scheidewege angekommen, setzte ich mich auf einen Eckstein, um Jemand abzuwarten, der mir über meine weitere Wanderung Bescheid geben könnte. Ich wartete nicht lange, als ich zwei jugendliche Stimmen hörte, die sich in lebhaftem Gespräche näherten. Es waren zwei Knaben von ungefähr dreizehn oder vierzehn Jahren: der Eine schlank, mit heller Gesichtsfarbe und kastanienbraunem Haare; der Andere kurz, untersetzt, dunkelbraun, mit kohlschwarzen, langen Locken, auf denen sich die alte, zerfetzte Tuchmütze nur mit Mühe erhielt. Nur die tiefe Schwärze der Augen und das Zerlumpte der Kleidung stellte einige Aehnlichkeit zwischen den beiden jugendlichen Wanderern her. Man sah ihnen auf den ersten Blick an, daß sie Freunde und nicht Brüder, und daß sie Kinder aus den untersten Schichten des Volkes waren.

„Könnt ihr mir sagen," fragte ich, indem ich aufstand, „welcher dieser beiden Wege nach S. Marguerita in Campe führt?"

„Dieser Weg rechts," antwortete der Kleinere; „aber nach zehn Minuten kommen Sie wieder an zwei Wege, dann nehmen Sie wieder den zur rechten Hand."

„Es gehen so viele Wege rechts und links," sagte der Andere, „daß der Herr sich am Ende doch verirren könnte. Wir können ja mitgehen und Ihnen den Weg zeigen, wenn es Ihnen so beliebt?"

„Freilich, wir können ja mitgehen," bestätigte der Kleine.

„Ich bin sehr dankbar, aber ich möchte euch nicht von eurem Wege abbringen."

„O, das schadet nichts," versicherte wieder der Kleine; „wir haben keinen bestimmten Weg, wir gehen nur spazieren, weil es so schön ist, und wir können auch nach S. Marguerita gehen."

Nach den schönen Erfahrungen, die ich nach einem viermonatlichen Aufenthalte schon mit dem liebenswürdigen Florentiner Volke gemacht hatte, und wissend, wie sehr es in der Natur des Florentiners liege und wie sehr es ihn freue, sich gefällig zu erweisen, nahm ich das Anerbieten gerne an, abgesehen davon, daß ich es liebe, im fremden Lande auf diese Weise Bekanntschaften zu machen, und daß mir die Gesellschaft dieser beiden höchst intelligent aussehenden Knaben eine angenehme Unterhaltung versprach. So wanderten wir zu Dreien weiter, langsamen Schrittes, da es ziemlich steil bergauf ging.

Der kleine, schwarze, der Cola hieß, blieb fortwährend an meiner Seite und schien, wie ich aus mancher schüchternen Frage errieth, gerne etwas über die weite Ferne, aus der ich kam, erfahren zu wollen, während der andere, Ubaldine, wie ein Jagdhund in beständiger Bewegung war, bald vor, bald hinter uns, bald jenseits einer Mauer verschwand, um an einem fernen Punkte wieder zum Vorschein zu kommen, und immer etwas Hübsches, einen seltsam geformten Stein, eine Blume oder dergleichen entdeckte, und es mir zur Ansicht brachte. Während wir hundert Schritte machten, legte er wenigstens fünfhundert zurück, und doch war er immer in unserer Nähe, wenn von Etwas, das ihn interessirte, die Rede war.

Auf einer Anhöhe angelangt, die zwischen Landhäusern eine Durchsicht auf die Stadt gewährte, hielt ich inne, um mich an dem eben so lieblichen als großen Anblick zu erfreuen.

„Wissen Sie, Signor," fragte Cola, indem er auf die Befestigungen in der Nähe von San Marguerita deutete, von denen wir durch ein tiefes Thal getrennt waren — „wissen Sie, wer diese alten Befestigungen aufführte?"

„Nun," fragte ich, „wenn ich es nicht wüßte, könntest du mir es sagen?"

„Michel Angele!" sagte er stolz, „Michel Angelo der Florentiner!"

„So? Wer war dieser Michel Angele?"

Cola lächelte: „Sie wissen es sehr wohl! Wer kennt Michel Angele nicht! Die ganze Welt kennt ihn, denn er ist der berühmteste Mensch der ganzen Welt."

„Wer war er denn, dieser Michel Angelo?"

„Er war Maler und Bildhauer."

„Wie kommt ein Maler und Bildhauer dazu, Festungsmauern aufzuführen?" fragte ich weiter.

„Der konnte Alles!" rief Cola begeistert.

„So, wirklich?"

„Ja, gewiß! Wenn Sie ihm gesagt hätten: ‚führe den Arno auf den Berg von Fiesole', er hätte es auch gethan."

Ich sah den kleinen Jungen erstaunt an: seine Augen glänzten, und stolz stemmte er die linke Hand an die Hüfte, indem er mir in's Gesicht blickte.

„Aber wie kam er dazu, Festungsmauern zu bauen?" fragte ich weiter.

Cola war etwas verlegen; wahrscheinlich hatte er sich nach dem Grunde nie erkundigt; aber Ubaldine, der jetzt wieder neben uns stand, antwortete für ihn: „Michel Angelo that es aus Liebe zu seiner Vaterstadt, und er befestigte sie wahrscheinlich gegen den Forestiere, denn immer hat der Forestiere unsere schönen Städte erobern wollen."

„So ist es," sagte ich, „und als er da herauf ging, um den Platz zu besichtigen, wo er die Werke anlegen sollte, ruhte er hier oben aus."

„Wo? Wo?" fragten die beiden Knaben wie aus Einem Munde.

„Dort an der Kirche von San Miniato, die er sehr liebte."

Beide betrachteten San Miniato, als ob sie es zum ersten Male sähen. — „Ich war schon lange nicht auf San Miniate," sagte Cola vor sich hin; „morgen müssen wir hinauf gehen."

Sie schwiegen dann lange, und ich weidete mich an ihrer stillen Andacht. Endlich fragte Cola wieder: „Signor, haben andere Länder auch so große Männer wie Michel Angelo?"

Ubaldine lachte bei dieser Frage, als ob er sagen wollte: ‚Thörichte Frage!'

„Nein," sagte ich; „andere Länder haben keinen Michel Angelo!"

Digitized by Google

Ubaldino lachte wieder, und Cola sagte rasch: „Ich dachte es wohl! Aber wir haben noch andere große Männer. Haben Sie von Dante gehört?“

Ich bejahte.

„Kennen Sie die Uffizien? Erinnern Sie sich der vielen, vielen weißen Statuen, die unten in und vor den Arkaden stehen?“

Ich nickte wieder.

„Nun, sehen Sie, alle diese Statuen sind Statuen großer Männer aus Toscana. Haben andere Länder auch so viele große Männer?“

„Ich glaube nicht!“ erwiederte ich.

„Ich glaube es auch nicht!“ rief Cola entschieden, und Ubaldino lachte wieder, als ob er sagen wollte, daß sich das von selbst verstehe.

Im Ganzen war ich über die Art der beiden Knaben weniger verwundert, als der Leser vielleicht voraussetzt; ich kannte das Selbstbewußtsein und den nationalen Stolz, die der Florentiner hinter seiner großen Milde und Bescheidenheit verbergen trägt, und ich wußte, wie dieses Volk ohne Bücher sich am Anblick seiner Kunstwerke und der Denkmäler und in der lebendigen Tradition selbst erzieht. Was mich aber in Erstaunen setzte, war die Lebhaftigkeit, der Ernst, die tiefe Begeisterung, die aus dem ganzen Wesen dieser Kinder sprach, und der schöne, dramatische Ausdruck, den Gesicht, Gestalt und Stimme annahmen, während sie so sprachen, fragten und sich des Ruhmes ihrer Heimath erinnerten.

„Heute,“ sagte Cola nach langem Nachdenken, „heute gibt es nicht mehr so viele große Männer in Toscana. Oder gibt es, Signer?“

Ich zuckte die Achsel.

„Warum nicht?“ fragte Cola heftig.

Ich war in Verlegenheit, wie ich mir ein solches ‚Warum nicht?‘ kurz und verständlich beantworten solle? Ein ‚Warum nicht?‘ das vielleicht mit einer vielbändigen Lokal- und Kulturgeschichte nicht ganz beantwortet werden könnte. Aber Ubaldino war mit der Antwort schneller fertig als ich. — „Das kommt Alles,“ rief er entschieden, „von den Fremden. Wenn wir die Fremden nicht im Lande hätten, so hätten wir noch so viele große Männer; aber die Fremden werfen sie in's Gefängniß und erschießen unsere großen Männer. Mein Vater hat es gesagt, alle die Männer, die bei Curtatone gefallen sind, und alle die, welche die Tedeschi erschossen haben, waren große Männer. Wenn wir keine Fremden mehr in Italien haben, werden wir große Männer haben. — Und Garibaldi?“ lachte Ubaldino.

„E' vero,“ sagte Cola ruhig, „Garibaldi ist ein großer Mann.“

„Wenn wir Zwei erwachsen sind,“ fuhr Ubaldino fort, „wird Italien frei sein, und wir beiden werden Männer, große Männer werden.“

Zur Zeit war er nur noch ein höchst muthiger Knabe. Kaum hatte er die Hoffnung auf einstige Größe ausgesprochen, als er ausrief: „Die schönen Blumen!“ und mit Einem Satze, wie ein Reh, über die nächste Gartenmauer sprang. Nach einigen Minuten kam er uns, die wir weiter wanderten, nach, und indem er mir eine rothglühende Kelchblume überreichte, sagte er: „Dieses, Signor, zur Belohnung dafür, daß Sie unsere großen Männer kennen.“ Und wieder lief er weiter, um durch eine kleine Oeffnung, die das Wasser einer Quelle in den benachbarten Garten leitete, zu verschwinden.

„Könnt ihr lesen und schreiben?“ fragte ich Cola.

„Ubaldino kann Beides,“ erwiederte dieser; „ich kann nur lesen, und das habe ich von Ubaldino gelernt. Jetzt wird er mich auch schreiben lehren.“

„Hast du auch schon Bücher gelesen?“

„Gewiß, zwei sehr große Bücher.“

„Wie heißen diese Bücher?“

Anstatt mir den Titel zu nennen, erzählte mir Cola, daß Ubaldino einen Oheim habe, einen Abbate, der viele Bücher besitze, und dem habe er diese Bücher auf einige Tage entwendet, da sie ihm der Abbate nicht habe leihen wollen. Der Abbate habe gesagt, das Buch verderbe die Jugend; aber Ubaldino habe darin gelesen und es habe ihm sehr gefallen. „Darauf hat er es entwendet, und wir Beide versteckten uns in die Oelpresse beim Padrone seines Vaters und lasen es dort im Verborgenen.“

„Und wovon handelte das Buch?“

„Es erzählte,“ sagte Cola, „von den Männern, die Italien frei machen wollten und darum gelitten haben.“

„Waren es nicht ‚Die Märtyrer Italiens von Atto Vannucci‘?“

„Richtig,“ rief Cola, „Atto Vannucci! Der Name steht auf der ersten Seite.“

So sprechend, kamen wir auf S. Margherita in Campo an. Dort nahmen die beiden Knaben Abschied von mir, denn der eigentliche Zweck ihrer Wanderung war, nachzusehen, ob das Wasser, das in dem Thale hinter uns floß, schon zum Baden warm genug sei. Ich hat sie noch, mir einige Auskunft über den Weg zur Villa Galilei zu geben, was sie auf sehr ausführliche Weise thaten; worauf sie sich dann mit einem freundlichen Gruße entfernten.

Die Aussicht von der kleinen Kirche auf der Höhe ist in der That eine der schönsten in der Umgegend von Florenz. Man sieht Fiesole, die ganze Stadt, von der man nur durch ein tiefes, üppig grünendes Thal getrennt ist, rückwärts den Arno und eine ganze Reihe lachender Thäler, die nur von Frieden und Segen bewohnt scheinen. Villa an Villa taucht an allen Vorsprüngen und aus allen Winkeln auf, bis sich ihre Zahl in's Unendliche verliert. Aber ich genoß den Anblick nur halb. Die Nachklänge des Gespräches mit den Knaben beschäftigten mich; ich empfand, wie eine schöne Geschichte, wie große Beispiele ewig nachwirken, und wie solche Vergangenheit endlich die Stätte einer ebenbürtigen Zukunft werden müsse. Die Knaben mit ihrem unklaren Cultus für den Genius, mit ihrem dunkeln Instinkte der Zukunft schienen mir Vertreter eines Italiens, das noch im Hintergrunde steht, ächteste Kinder dieses Bodens und zugleich Keime

Digitized by Google

selbstständiger, schöner Persönlichkeiten. Ich war auf's Angenehmste überrascht, als sie plötzlich wieder vor mir standen.

„Wir dachten," sagte Cola, „daß Sie den Weg zur Villa Galilei vielleicht doch nicht finden würden, und wir kommen zurück, um Sie dahin zu begleiten, wenn Sie das erlauben."

Ich nahm ihre Dienste dankbar an, und wieder wanderten wir in Gesellschaft weiter.

„Signor," begann Cola von Neuem das Gespräch, „alle Fremden besuchen die Villa Galilei. Warum thun sie das?"

„Weil es ihnen interessant ist, die Stelle zu sehen, wo ein edler und großer Mensch geweilt hat."

„Das war Galilei?" fragte Cola.

„Gewiß."

„Und er war ein Florentiner?"

„Ich merke," sagte ich lächelnd, „daß du die Statuen vor den Uffizien, nach denen du vorhin fragtest, doch nicht genau betrachtet hast, sonst wüßtest du, daß er auch dort steht unter den edlen Florentinern."

„Ich weiß, wie das kommt. Seit ich lesen kann, bin ich nicht dort gewesen, sonst hätte ich wohl den Namen unter den Statuen gelesen. Was hat er gethan, Galilei?"

Ich erklärte den Kindern, so gut es ging, das Verdienst Galilei's, und als ich ihnen sagte, daß er für die gefundenen Wahrheiten habe büßen müssen, rief Ubaldino: „Gewiß haben ihn die Fremden foltern lassen!"

„Nein, Ubaldine," sagte ich; „es waren nicht die Tedeschi, es war der Papst."

Ubaldino war einen Augenblick betroffen, dann sagte er, die Achsel zuckend: „Das ist dasselbe" — und ohne weiter darauf einzugehen, verticte er sich in das Schicksal eines Galilei. „Das," sagte er, „muß einen Menschen wüthend machen, wenn er eine Wahrheit sagt, und dafür gefoltert wird, weil er die Wahrheit sagt — und dann" — rief er weiter, indem er die Faust ballte und mit den Füßen den Boden stampfte — „dann sagt man sie erst recht, dann schreit und brüllt man die Wahrheit, und je mehr sie Einen foltern, die birboni, deste lauter schreit man, daß sie platzen vor Aerger."

„Das ist wahr," sagte Cola bestätigend. „Unsern Heiland haben sie auch gekreuzigt wegen der Wahrheit, und er hat doch ausgehalten. Die Heiligen auch. Ist Galileo Galilei auch ein Heiliger?"

„Nein," sagte ich lächelnd, „die Kirche hat ihn noch nicht heilig gesprochen."

„Fa niente!" (das thut nichts!) murmelte Ubaldino.

So kamen wir vor Galilei's Hause an. Die Knaben betrachteten die Büste vor der Villa mit großer Andacht.

„Non é bello! Er ist nicht schön!" sagte endlich Cola.

„Ein Mann, der so viel gelitten hat!" rief Ubaldino und seufzte.

Auf dem Wege nach dem Schlosse Poggio Imperiale und in der Allee, die in gerader Linie nach der Stadt zurückführt, erzählten sie mir von ihren Familienverhältnissen. Sie waren, wie es ihre zerrissene Kleidung laut genug verkündete, die Kinder armer Leute, zweier Pächter, welche die Grundstücke zweier hart an der Stadt liegenden Villen auf halbe Nutznießung mit dem Besitzer bearbeiteten — ein Verhältniß, das den ganzen Agrikulturzustand Toscana's charakterisirt und das Volk zu keinem unabhängigen Wohlstand gelangen läßt — ein Verhältniß, das in dem national-unabhängigen Italien noch zu bedeutenden innern Kämpfen und Bewegungen Veranlassung geben wird.

Die Knaben begleiteten mich durch die Porta Romana und auf meinen Wunsch noch weiter bis an den Ponte della Trinità; dort trat ich in einen Buchladen und kaufte eine gute, populäre Geschichte Italiens, mit vielen Portraits bedeutender Männer illustrirt. Ich schenkte ihnen das Buch und sagte: „Nehmet dieses Buch als Andenken an den Forestiere, leset häufig darin, damit ihr wisset, wer die großen Männer sind, die ihr liebet, und damit ihr euer Italien noch mehr liebet. Du, Cola, lerne von Ubaldino auch noch schreiben, und vielleicht wird es wahr, was Ubaldino sagte, daß ihr in einem freien Italien große Männer werdet. Lebet wohl!"

Cola nahm das Buch. Beide faßten meine Hände und drückten sie herzlich. Sie sahen mir nach, so lange sie mich sehen konnten. Ich trat in ein Haus des Lungarne, das ein Freund bewohnte, und aus dem Fenster sah ich, wie beide Knaben das Buch auf das Parapet der Brücke legten, die Köpfe zusammenstreckten, bald die Bilder betrachteten, bald da und dort eine Stelle lasen, bis die Dunkelheit sie und das Buch bedeckte.

Der Spaziergang mit den Knaben hatte auf mich einen großen Eindruck gemacht. War es, weil sie wie ein Versprechen auslahen, wie eine schöne Prophezeihung, die sich auf die ganze Zukunft eines liebenswürdigen, hochbegabten Volkes bezieht? War es, weil sie an sich liebenswürdige Erscheinungen waren, die etwas, wie den Stempel des Genius auf der Stirne trugen? So haben ja auch die Giotto, Palestrina, Sirtus, die Kinder aus dem Volke, ausgesehen!

Manchmal lächelt mir der Gedanke, daß mein Geschenk vielleicht zur Ausbildung eines edlen Geistes beitragen könnte. So viel ist gewiß: wie viele Bücher ich auch in meinem Leben eingekauft, für wenige habe ich mit solcher Freude mein Geld ausgegeben.

Moritz Hartmann.

Digitized by Google

Neue Gedichte von Eduard Mörike.

Einer Freundin zur Hochzeit.

Wie manchen Morgen, frisch und wohlgemuth,
Im lichten Sommerkleid, Feldblumen auf dem Hut,
Trat sie bei uns, die edle Freundin, ein!
Und wie sie kam, da war es Sonnenschein.

Als ob sie weiter gar nicht wollte oder wüßte,
Nur daß sie Jedermann zur Freude da sein müßte,
So lebte sie in klarer Gegenwart,
Neidlos bei Andrer Glück, die Lachende, die Feine;
Doch heimlich sah ich's oft in ahnungsvollem Scheine
Hoch über dieses Scheitels Reine
Wie einen sel'gen Stern, der seiner Stunde harrt.

Nun ist's geschehn! Hier, mit entzücktem Blicke
Von ihres Lebens Gipfel lächelt sie.
Es war geschehn, kaum weiß sie selber wie:
Denn jäh erfüllen sich die himmlischen Geschicke.

Vor einer gemalten Ansicht des Bodensees.

An eine Reisende.

Bald an die Ufer des Sees, der uns von ferne die Herzen
Lockt in jeglichem Jahr, Glückliche! kehrst du zurück.
Tag für Tag ist er dein, mit Sonn' und Monde, mit der Alpen
Gluth und dem holden Verkehr schwebender Schiffe dazu.
— Denk' ich an ihn, gleich wird mir die Seele so weit, wie sein heller
Spiegel! Doch ach, wie kurz stillt sich am Bildchen ihr Durst!

Einem jungen Kaufmann.

Hermes, der handelbeschützende Gott, der klug mit dem Beutel
Schaltet, nachdem er dem Sohn Leto's die Leyer geschenkt,
Wahrlich, er sieht dir nicht scheel um die täglichen Opfer, womit du,
Ferne von seinem Altar, singende Musen berufst.
Ohne das Schöne was soll der Gewinn? Dem feineren Sinn nur
Duftet die Blüthe des Glücks. Heil dir! du kennst sie, o Freund.

Digitized by Google

Garrick.

— Schnell und spurlos geht des Mimen Kunst,
Die wunderbare, an dem Sinn vorüber,
Wenn das Gebild des Meisters, der Gesang
Des Dichters nach Jahrtausenden noch leben.
Hier stirbt der Zauber mit dem Künstler ab,
Und wie der Klang verhallen in dem Ohr,
Verrauscht des Augenblicks geschwinde Schöpfung,
Und ihren Ruhm bewahrt kein dauernd Werk.
Schwer ist die Kunst, vergänglich ist ihr Preis;
Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze.

So urtheilt Schiller, und er hat Recht. Wie vergänglich ist der Ruhm eines Ecbot, Eslair, Seydelmann, einer Ackermann, Schröder, eines Talma, Sheridan, Weston, Kean, Kemble, einer Siddons, Mars, Rachel, da der Zauber ihrer Kunst nur auf ihre Zeitgenossen wirken konnte und nach ihrem Tode ihr Andenken zwar noch im Munde der gebildeten Welt und in biographischen Sammelwerken sich wach erhält, aber der Bildungsgang der Menschheit nicht mehr von ihnen beeinflußt werden kann; es sei denn, daß ihre Individualität solche gemüthliche oder geistige Elemente in sich getragen habe, welche sie zu Gegenständen künstlerischer Behandlung machen konnten, wie es z. B. bei der unglücklichen Charlotte Ackermann der Fall war, oder daß sie zu gleicher Zeit auch in andern Zweigen der Kunst sich auszeichneten, wie Iffland, dessen dramatische Werke eine unvergängliche Zierde der deutschen Literatur bleiben werden. Nur ein Einziger scheint der Wahrheit der oben angeführten Dichterworte Trotz zu bieten, indem sein Ruhm noch frisch und lebendig nicht blos in seinem eigenen Vaterlande, sondern in der ganzen gesitteten Welt fortlebt — es ist David Garrick, der große Mime, von dem Pope schon bei seinem ersten Auftreten geweissagt hat: „Dieser junge Mann hat nie seines Gleichen als Schauspieler gehabt und wird niemals einen Rivalen haben," und welchem seine wunderliche Nation, die sich weigert, ihrem Byron und Shelley eine Stelle im Poets' Corner der Westminster-Abtei einzuräumen, eine Ruhestätte neben Shakspeare und Händel in jener heiligen Halle vergönnt hat!

Wie kommt es aber, daß David Garrick's Name noch heute, ein Jahrhundert nach der Glanzhöhe seiner Laufbahn, so hell strahlt, und daß wir noch so begierig sind, über sein Leben und über die magische Wirkung seiner Kunst belehrt zu werden? Hat er unvergängliche Werke geschrieben, die ihn zugleich als dramatischen Dichter ersten Ranges erscheinen lassen? Nein; ein paar glückliche Würfe im Lustspiel, wie sein **High Life below Stairs**, stehen allerdings auf den englischen Repertoiren, aber hierin haben ihn Sheridan und Andere überflügelt. Hat er im Gemüth gerungen und gelitten, wie ein Chatterton oder Hayden, welche durch ihr Seelenleben sich unsterblich gemacht haben, was sie durch ihre Werke nie vermocht hätten? Nein; zwar war seine Verehelichung mit einer Wiener Tänzerin sehr romantischer Natur, allein er hat glücklich mit ihr gelebt, und die Satyren der bösen Zungen ruhig ertragen. Was ihn im geistigen Gebiete der Menschheit unsterblich erhält, ist, daß die Wirkung, die er auf den Fortschritt und die Entwicklung der mimischen Kunst ausübte, so mächtig und schwungvoll war, daß sie sich der von ihm zuerst in Ausübung gebrachten Grundsätze und Elemente nicht mehr entwinden kann. Er war es, der zuerst die Schauspielkunst auf die Höhe einer wahrhaft tragischen brachte, indem er die rein deklamatorische Wirkung des Trauerspiels, in der seine Vorgänger ihr Endziel gesucht hatten, zu dem Wesen und Gehalt der dichterischen Schöpfung in so lebendige Beziehung brachte, daß er den hohen Zweck des dramatischen Dichters, menschliches Leben und menschliches Schicksal darzustellen, gleichsam verkörperte, ja überhaupt ermöglichte, indem auch der genialste Dichter durch das bloße Wort dies nicht vermag, wie es ein gelesener Hamlet oder Richard III. gegenüber einem mit Garrick'scher Kunst gespielten, klar beweisen wird. Das ist ja die Aufgabe des Mimen, daß er „die Schöpfung des Dichters in den vollen Schein der Wirklichkeit übersetzt," oder „daß er ihm in das Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften nachtaucht, bis er ihn findet." Er gehört also zur Ergänzung des Dichters, und wenn er im Stande ist, einen Shakspeare so zu ergänzen, daß auch nur eine einzige Generation das Glück hat, in die innersten Falten dieses Dichters zu dringen, und die Perlen zu betrachten, die der Seelentaucher aus dem shakspearischen Meere heraufgebracht hat: so hat er ein Verbild hinterlassen, das, wenn auch nur traditionell, sich auf die Nachwelt forterben wird, so hat er so viel Neues in einem Shakspeare zu Tage gefördert, und dasjenige zum Verständnisse und steten Einflusse des Dichters geliefert, was die ausgebreitetste Gelehrsamkeit eines Commentators, oder die tiefste Reflexion des Kunstkritikers nie geahnt hätten. Diese Erhebung und Ergänzung des größten dramatischen Dichters der Neuzeit ist es auch, was David Garrick mit dem Namen Shakspeare's so innig verbunden hat, und was bewirkt, daß Schiller's Worte auf ihn keine Anwendung finden.

Und Deutschen bleibt aber sein Name noch besonders lebendig, weil einer unserer schärfsten Menschenkenner, **Lichtenberg**, in beredten Worten den gewaltigen Eindruck schildert, den das Spiel des großen Mimen auf ihn gemacht, und weil auch andere deutsche Reisende, namentlich **Sturz**, in ihren Schriften den Zauber seiner Kunst in Worte zu bannen suchten, Worte, denen ein Wieland, Göthe, Schiller in unserer Literatur einen Nachhall verschafften, und denen die spätesten Zeiten noch lauschen werden.

Ein kurzer Abriß des äußeren Lebens dieses großen Briten, und ein gedrängter Auszug aus den

Digitized by Google

Stimmen seiner Zeit möge zum Rahmen seines hier beigegebenen Bildes dienen.

David Garrick wurde im Februar 1716 zu Hereford geboren; sein Großvater hatte sich aus Frankreich nach England übergesiedelt, sein Vater Peter Garrick erlangte die Würde eines Hauptmanns in dem königlichen Heere. In der Schule zu Lichfield, wohin der junge David im Alter von zehn Jahren geschickt wurde, machte der lebhafte Knabe keine seinen glänzenden Anlagen entsprechenden Fortschritte in den Wissenschaften; unglaublich früh zeigten sich aber Spuren jenes Talentes, welches seinem Namen einen unvergänglichen Ruhm verleihen sollte. Von der Schule aus machte er seinem Oheim in Lissabon einen kurzen Besuch; bei seiner Rückkehr nach England bezog er wieder dieselbe Schule, deren Leitung im Jahr 1735 Dr. Samuel Johnson übernahm. Doch auch diesem ausgezeichneten Manne gelang es nicht, seinen Zögling zu andauerndem Fleiße zu spornen; das ausschließliche Interesse des Jünglings blieb dem Schauspiel und den darauf Bezug habenden literarischen Produktionen zugewendet. Nach einiger Zeit wurde Johnsen des Unterrichtens müde, und auch Garrick sehnte sich nach einem anregenderen, bewegteren Leben; im März 1738 kamen Beide überein, Lichfield zu verlassen und ihr Glück in London zu versuchen. Noch in demselben Monate ließ sich Garrick in Lincolns Hall aufnehmen, weil er sich für das Studium des Rechts entschieden hatte. Nach kurzer Zeit starb sein Vater, dem seine Mutter auch bald folgte; er entsagte hierauf der Rechtswissenschaft, die ihm wenig Befriedigung gewährte, und fing gemeinschaftlich mit seinem Bruder Peter ein Weingeschäft an. Als sich aber auch diese Verbindung nach einer kurzen Dauer zerschlug, beschloß er endlich, einem unwiderstehlichen Drange seines Herzens folgend, sich gänzlich der Bühne zuzuwenden. Im Sommer des Jahres 1741 ging er nach Ipswich und erlangte unter dem angenommenen Namen Lyddal großen Beifall; seine erste Rolle war der Aboan in Southern's berühmtem Drama Oroonoko. Am 19ten Oktober des Jahres 1741 trat er zum ersten Mal in London als Richard der Dritte auf; seine Vortrefflichkeit in diesem gewaltigen Charakter setzte Alles in Staunen und Verwunderung; daß ein Neuling auf der Bühne, ein Mann von vierundzwanzig Jahren, mit einem Male einen Grad der Vollkommenheit zeigte, den gereiftes Alter und eine lange praktische Erfahrung den berufensten Mitgliedern der damaligen Bühnen Englands nicht hatten verleihen können, war eine unerhörte Erscheinung. Die Theater in der Umgegend des königlichen Palastes standen leer; Personen aller Stände strömten nach Goodman's Fields, wo Garrick bis zum Schluß der Saison spielte. Im folgenden Winter nahm er ein Engagement am Drury Lane Theater an und blieb daselbst bis zum Jahre 1745; im Winter dieses Jahres ging er nach Irland, wo er die ganze Saison über verweilte und in Gemeinschaft mit Sheridan das königliche Theater in Smock Alley leitete. Von da kehrte er nach England zurück und wurde für das Jahr 1746 von Rich, dem Besitzer des Covent-Garden Theaters, engagirt. Dies war die letzte Saison, in der er im Dienste eines andern Unternehmers auftrat; am Ende derselben kaufte er mit Lacy zusammen die Garderobe dieses Theaters und die Erneuerung des Patentes. In dieser Stellung blieb Garrick bis zum Jahr 1776, nur mit einer Unterbrechung von zwei Jahren, von 1763 bis 65, die er auf Reisen im Auslande zubrachte.

Seine Gemahlin war eine geborne Wienerin, ein Fräulein Veigel, die als Tänzerin in London durch ihre Anmuth viel Beifall erlangte; sie überlebte ihren Gemahl um 43 Jahre und starb in sehr hohem Alter im Jahr 1822.

Den 10. Oktober 1776 spielte Garrick zum letzten Mal den Den Felix in dem Lustspiel von Madame Centlivre, „das Wunder", und schied dann auf immer von der Bühne. Nach einer Krankheit von wenigen Tagen ereilte ihn am 20. Januar 1779 der Tod in seinem Hause in den Adelphi; er hinterließ ein sehr bedeutendes Vermögen, und wurde am 1. Februar mit großem Pomp in der Westminster-Abtei beigesetzt.

Da Garrick nach dem einstimmigen Urtheil seiner Zeitgenossen und der competenten Richter überhaupt zu den größten darstellenden Künstlern gehört, die die Welt gesehen hat, so ist es interessant, sich einige von den Eigenschaften zu vergegenwärtigen, durch welche der außerordentliche Mann seine gewaltigen Effekte hervorbrachte. Man hat häufig darüber gestritten und sich doch nicht einigen können, ob Garrick unübertrefflicher war in tragischen oder in komischen Rollen, und ein so feiner und scharfsinniger Beobachter wie Lichtenberg schließt das bewundernde Referat über einige seiner Darstellungen mit der Frage — „ob Garrick denn durch und durch so entzückend spiele, daß man gar nichts entdecken könne, was man anders zu haben wünschte?" — der beste Beweis, in welchem Vereine die Natur ihrem Lieblinge alle zu seiner Kunst erforderlichen Talente verliehen hatte. Da nun bei einem Schauspieler die äußere Erscheinung von einem so entscheidenden Gewicht ist, so geben wir billiger Weise erst eine kurze Skizze seiner Persönlichkeit, wie sie uns von Augenzeugen überliefert ist.

Garrick war eher von kleiner als mittlerer Statur, sein Körper untersetzt. In allen seinen Gliedern bemerkte man das gefälligste Ebenmaaß, die Schönheit seiner Hand und seines Fußes war berühmt; jede seiner Bewegungen machte den wohlthuenden Eindruck der vollen Kraft und Muskel-Energie. Und diese Stärke war nicht nur scheinbar: er war in der That ungewöhnlich stark, und zeichnete sich im Fechten wie im Tanze nicht minder durch die Gewandtheit als die Kraft seiner Wendungen und Stellungen aus. Seine hohe Stirn verrieth den glücklichen, heiteren, in sich abgeschlossenen Geist; sein feuriges, bewegliches, oft schalkhaftes Auge den seinen Beobachter und großen Menschenkenner; vor Allem wird die Of-

Digitized by Google

feuheit und das Zuthuliche seiner Miene gerühmt, die ihm die Herzen gewann, bevor er noch den Mund zum Reden geöffnet hatte. Ueber diese von der Natur so ausgestattete Persönlichkeit hatte Garrick durch tiefes Nachdenken und die mühsamsten Anstrengungen eine absolute Herrschaft errungen. Im vorigen Jahrhundert galt, wie allbekannt, in Folge eines nicht abzuläugnenden, angeborenen Geschickes der Nation und anderer einflußreicher Ursachen, das Benehmen eines feinen Franzosen den höheren Kreisen der gebildeten Welt als Norm; daher wissen Garricks Biographen und Bewunderer uns den Eindruck, den die Sicherheit und Feinheit seiner Manieren auf sie hervorbrachte, nicht treffender zu schildern, als indem sie uns sagen, daß er etwas von einem fein gebildeten Franzosen in seinem Wesen gehabt habe. Auch ist wichtig hervorzuheben, welche Vortheile Garrick in dieser Beziehung durch seine Stellung und seine Verbindungen geboten wurden. London, diese Weltstadt, in der sich dem Auge des Beobachters alle Formen und Nüancirungen des Menschen in solcher Fülle darbieten, erfreute sich damals einer großen Anzahl bedeutender Dichter und Schriftsteller, unter denen es keinen einzigen gab, der nicht mit Garrick mehr oder weniger befreundet gewesen wäre. Alle Kreise der Gesellschaft, die Feste des königlichen Hofes und die Assemblees des reichsten und unabhängigsten Adels der Welt wurden von Garrick besucht und durch seinen Witz und sein geselliges Talent geziert. Derselbe Mann, der die Eigenthümlichkeiten oder Thorheiten der vornehmen Welt des Abends auf den Brettern darzustellen hatte, war in ihr zu Hause und lebte beständig mit ihr. Davon gibt uns Garricks Korrespondenz mit seinen berühmtesten Zeitgenossen, die im Jahr 1831 und 32 in zwei Bänden zu London erschien, ein äußerst interessantes und für die Sitten- und Kultur-Geschichte jener Zeit höchst wichtiges Bild. Wir finden darin die Namen der ersten wissenschaftlichen und politischen Notabilitäten Englands, eines Gibbon, Hume, Robertson, Sheridan u. s. f., eines Chatham, Pottleton, Burke, Junius und mehrerer geistreicher Frauen, wie Mrs. Clive und Lady Montagu; unter den Ausländern nennen wir Voltaire, Beaumarchais, Diderot, Helvetius, Riccoboni und unsern Wieland. Alle diese Personen waren Bewunderer oder Freunde des großen Mannes; und um sich den unberechenbaren Einfluß zu vergegenwärtigen, den das Leben in solchen Kreisen auf Garrick als Künstler hervorbringen mußte, dürfte es genügen daran zu erinnern, wie viel die deutsche Schauspielkunst z. B. unserem Iffland zu verdanken hat.

Von Garricks Kunst, seine Züge zu verstellen und ihnen einen beliebigen Ausdruck zu verleihen, sind die Berichte wahrhaft Staunen erregend. In Vanbrugh's Lustspiel „Das herausgeforderte Weib" spielte er den Sir John Brute, den er als liederlichen, dem Trunke ergebenen Taugenichts von vornehmer Herkunft mit unnachahmlicher Feinheit darstellte. „Gleich bei seinem Betreten der Bühne," sagt Lichtenberg, „machte mich sein Mund aufmerksam. Er hatte nämlich die beiden Winkel desselben etwas herabgezogen, wodurch er sich ein äußerst schlaffes und verwerfenes Ansehen gab. Diese Figur des Mundes behielt er bis an's Ende bei, nur mit dem Unterschiede, daß sich der Mund etwas mehr öffnete, so wie sein Rausch anwuchs; diese Figur muß sich also in dem Manne so mit der Idee eines Sir John Brute associirt haben, daß sie sich ohne Vorsatz gibt, sonst, sollte man denken, müßte er sie einmal in dem Lärm vergessen, dessen er fürwahr in diesem Stücke nicht wenig macht."

Als Garrick in Frankreich war, machte er eine kleine Excursion aus der Hauptstadt mit dem berühmten französischen Schauspieler Preville. Sie waren zu Pferde, und Preville kam auf den Einfall, einen trunkenen Kavalier darzustellen. Garrick ertheilte seiner Nachahmung Beifall, sagte aber, daß noch Eins fehle, was zur Vervollständigung des Bildes nothwendig wäre, „er mache seine Beine nicht betrunken." „Geduld, mein Freund," fuhr er fort, „ich will Ihnen einen Engländer zeigen, der in einem Gasthause dinirt, dabei drei oder vier Flaschen Portwein hinuntergetrunken hat, und dann an einem Sommerabend zu Pferde steigt, um sein Landhaus zu besuchen." Er sing nun auf der Stelle an, alle Grade des Rausches darzustellen. Er rief seinem Diener zu, daß Sonne und Felder sich herumdrehen, er spornte und peitschte sein Pferd, bis das Thier anfing zu steigen und in jeder Richtung Volten schlug; zuletzt verlor er seine Reitpeitsche, sein Fuß schien nicht im Bügel bleiben zu können, der Zügel entfiel seiner Hand, und es sah so aus, als hätte er den Gebrauch seiner Sinne verloren. Endlich fiel er so täuschend wie ein Todter vom Pferde, daß Preville unwillkührlich einen Angstschrei ausstieß, und seine Bestürzung stieg gewaltig, als sein Freund auf seine Fragen keine Antwort gab. Er wischte ihm den Sand vom Gesicht und fragte noch einmal mit ängstlicher Theilnahme, ob er sich verletzt habe. Garrick öffnete seine geschlossenen Augen zur Hälfte und verlangte mit heiligem Schlucken in dem natürlichsten Tone eines Berauschten noch ein Glas. Preville war hingerissen, und als Garrick aufsprang und sein gewöhnliches Wesen wieder annahm, da rief der Franzose aus: „Erlauben Sie dem Schüler, seinen Meister zu umarmen und ihm für die treffliche Lehrstunde zu danken, die er eben bekommen hat."

Einer der beliebtesten von Garricks Kunstgenossen war Weston — ein Mann, den die Natur für die niedrigere Sphäre des Komischen erprest geschaffen zu haben schien, von roher Gesichtsbildung, etwas dicken Lippen und einer Nase, die an einen Schuhleisten erinnerte, so daß sein bloßes Auftreten schon Lachen erregte. Diejenigen Scenen, in denen diese beiden Männer zusammenspielten, werden uns als unübertrefflich geschildert und sind auch häufig bildlich dargestellt worden; die bekannteste darunter ist eine Scene aus Farquhar's Lustspiel „Die Kriegslist", worin Garrick den Archer, einen Herrn von Stande, der sich um eines Liebesabenteuers willen in einen

Digitized by Google

Garrick.

Bedienten verkleidet hat, und Weston den Scrub, den Aufwärter in einer Schenke, ſpielte.

Wenn Garrick ſich in der Komödie als einen großen Kenner des menſchlichen Lebens und Weſens in ſeinen alltäglichen Formen erwies und durch die Naturwahrheit ſeiner Zeichnungen die Zuſchauer zur Heiterkeit und zu herzlichem Gelächter ſtimmte, ſo wußte er in der Tragödie mit derſelben Macht durch die Darſtellung aller Leidenſchaften der menſchlichen Bruſt auf die Affekte zu wirken und Alles mit ſich fortzureißen. Geiſtesverwandtſchaft zog ihn zu Shakſpeare, und er hat das hervorragende Verdienſt, dieſen Titanen wieder in ſein Recht auf der Bühne Englands eingeſetzt zu haben. Seine Darſtellungen des Richard, des Macbeth, Lear, Hamlet u. ſ. f. erregten nicht nur Grauſen und ſtumme Bewunderung, ſondern ergriffen das Innerſte der Seele und erzeugten eine wahrhafte Erhebung. Als er einmal den Lear ſpielte, konnten die Zuſchauer in der erſten Reihe des Parterre ihn in der Scene, wo er den

Fluch kniend ausſpricht, nicht gut ſehen; ſie ſtanden auf; die hinter ihnen Sitzenden erheben ſich auch ſogleich, um keine Störung durch Demonſtrationen hervorzubringen, und ſo ſtand das ganze Parterre auf, mit lautloſer Stille, ſo daß man eine Nadel hätte fallen hören können. Bei einer andern Gelegenheit fiel ihm die Krone von Stroh, die er in derſelben Rolle trug, herunter oder gerieth in Unordnung, was bei jedem gewöhnlichen Schauſpieler einen Sturm von Gelächter erregt haben würde; doch ſeine Rolle flößte ein ſo tiefes Intereſſe ein, eine ſolche Macht beſaß der Mann, die Aufmerkſamkeit zu feſſeln, daß die Zuſchauer nicht die geringſte Notiz von der Sache nahmen, ſondern ihren ſtillen Thränen einen freien Lauf ließen. Erzählungen wie dieſe dienen dazu, die Erfolge des großen Tragöden zu ſtiriren und uns ein Bild von ſeiner Gewalt über die Gemüther zu geben.

Obſchon Garrick gleich bei ſeinem erſten Auftreten als Richard der Dritte unerhörten Beifall errang, ſo bedarf es doch kaum der Erwähnung, daß es ihm, wie jedem aufſtrebenden Künſtler, an Tadlern und Neidern nicht fehlte; namentlich fand er viele Gegner unter den Mitgliedern des alten Adels, und erſt als es Verdruß einbrachte, ihn zu tadeln, wurden dieſe Stimmen von Tag zu Tage ſeltener. Wie günſtig dieſe Sicherheit ſeines Rufes, dieſes volle Bewußtſein ſeines Talentes auf ſeine Productionen wirken mußte, iſt leicht zu ermeſſen.

Neben der beiläufigen Bemerkung, daß Garrick erſt gegen das Ende ſeiner Laufbahn als Richard der Dritte eine mittelalterlich-ſpaniſche Tracht annahm, wie ſie etwa in den Zeiten der Eliſabeth üblich war, während er als Hamlet und Macbeth nach der Mode ſeiner Zeit gekleidet und friſirt erſcheint, als Lear aber ſchon eine Annäherung zu charakteriſirender Tracht zeigt, haben wir noch einige Worte über ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit zu ſagen; denn auch zu dieſer blieb ihm trotz ſeiner vielen Geſchäfte als Schauſpieler und Dirigent einer großen Bühne noch Zeit übrig. Außer einer beträchtlichen Anzahl von Gelegenheitsgedichten, Oden, Prologen u. dgl. werden in der Biographie der engliſchen Dramatiker über vierzig Stücke namhaft gemacht, die er theils verändert, theils ſelbſt verfaßt hat. Von ſeinen eigenen Kompoſitionen ſind die bekannteſten: „Die heimliche Ehe," die er mit dem bekannten Luſtſpieldichter Coleman zuſammen verfaßte; die Farcen: „Der lügende Diener," **„Bon Ton"** u. ſ. f. Sie ſind, wie ziemlich alle engliſchen Luſtſpiele der damaligen Zeit, in Proſa geſchrieben, unterhalten durch luſtige Verwicklungen und ſeine Charakterzeichnung, und gewähren noch heute wegen der ſehr reinen Diktion eine angenehme Lektüre.

Wir können nicht von Garrick ſcheiden, ohne noch ſeiner Gattin beſonders zu gedenken. Sie war die Tochter eines achtbaren Bürgers in Wien, Johann Weigel, und war daſelbſt im Jahr 1725 geboren. Ein Freund ihres Vaters, Balletmeiſter Hilferding, bildete ſie zur Tänzerin aus, und ſchon bei ihrem erſten öffentlichen Auftreten in Wien erregte ſie Senſation. Maria Thereſia ſelbſt intereſſirte ſich für ſie, und hieß ſie den Namen **Violette** tragen. Graf Stahremberg verſchaffte ihr Empfehlungsſchreiben nach London, wohin ſie in Geſellſchaft einer engliſchen Familie zu reiſen im Begriffe war. Ihre perſönliche Anmuth, ſowie die Reinheit ihrer Sitten verſchafften ihr Aufnahme im Hauſe des Grafen von Burlington. Sie mußte die ſchlüpfrige Laufbahn einer Ballet-Tänzerin aufgeben, wurde dafür als Freundin und Tochter in dieſem vornehmen Hauſe bald heimiſch, und genoß ein ſorgenfreies, glückliches Leben. Doch bald bemerkte man an ihr Anfälle von Schwermuth und Trübſinn, ſelbſt ihre Geſundheit flößte Bedenken ein. Man drang in ſie, den Grund ihres Kummers zu offenbaren, und da geſtand ſie, daß Garrick, den ſie öfters zu ſehen Gelegenheit hatte, einen ſolchen Eindruck auf ſie gemacht habe, daß ſeither eine geheime Liebe an ihrem Herzen nage, daß ſie aber nicht hoffen könne, ihn zum Gatten zu bekommen, da er ja aus den glänzendſten Familien ſich eine Gattin wählen könne. Der Graf von Burlington beruhigte ſie, und lud eines Tages Garrick zu Tiſche. Als dieſer über die Schwermuth der ihm ſo wohl bekannten heiteren Violette erſtaunt war, bemerkte ihm der Graf lächelnd, daß nur ein Garrick ſie wiederherſtellen könne. Dieſe räthſelhaften Worte erklärte der Graf durch die Frage an den Künſtler, ob er als Mann von Ehre verſprechen könne, mit der ſchönen Wienerin glücklich zu ſein, die ihm eine Morgengabe von 10,000 Pfund Sterling zubringen werde. Garrick, der damals dreiunddreißig Jahre alt war, aber noch ein freies Herz hatte, gab das Verſprechen und vermählte ſich mit ihr am 22. Juli 1749. Man erzählt, daß er dadurch ein Gegenſtand des Spottes und der Satyre geworden ſei. Er brach aber dem Stachel des Spottes bald die Spitze ab, indem er in Shakſpeare's „Viel Lärmen um Nichts" in der Rolle des Benedict auftrat, der auch, ohne zu wiſſen wie, zu einem ſchönen Weibe kommt, und durch ſeine unvergleichliche Laune und durch Anreden des Publikums bei einigen witzigen Bemerkungen, Aller Herzen gewann.

Violette war ihm treu ergeben bis an ſein Ende. Sie unterſtützte ihn in ſeinen finanziellen Unternehmungen als Directer des Drury Lane Theaters: ſie begleitete ihn nach Italien, wo er 1763 in den Bädern von Padua Wiederherſtellung ſeiner leidenden Geſundheit ſuchte, und erſchien mit ihm in den hervorragendſten Cirkeln der Pariſer Geſellſchaft. Garrick hinterließ ihr außer einem Capital von 6000 Pf. St. noch eine Jahresrente von 1500 Pfd., und zwei ſchöne Landhäuſer. Nach ſeinem Tode umſchwärmten zahlreiche Freier die Wittwe, die aber dem ihrem Gatten gegebenen Verſprechen, nie wieder zu heirathen, ſtandhaft blieb. Doch lebte ſie gerne in Geſellſchaft geiſtreicher Männer, und nahm noch im 97. Lebensjahre Intereſſe an Theater, Literatur und Kunſt. Ihre Anhänglichkeit an ihren Gatten bewies ſie durch den Wunſch, in dem von ihr als Reliquie aufbewahrten Bette Garricks zu ſterben, und neben ihm in der Weſtminſter-Abtei beigeſetzt zu werden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Geiger zu Gmünd.

(Mit einer Scene im Farbendruck.)

Einſt ein Kirchlein ſonder gleichen,
Noch ein Stein von ihm ſteht da,
Baute Gmünd der ſangesreichen
Heiligen Cäcilia.

Lilien von Silber glänzten
Ob der Heil'gen mondenklar,
Hell wie Morgenroth bekränzten
Goldne Roſen den Altar.

Schuh' aus reinem Gold geſchlagen,
Und von Silber hell ein Kleid
Hat die Heilige getragen:
Denn da war's noch gute Zeit,

Zeit, wo über'm fernen Meere,
Nicht nur in der Heimat Land,
Man der Gmünd'ſchen Künſtler Ehre
Hell in Gold und Silber fand.

Und der fremden Pilger wallten
Zu Cäcilia's Kirchlein viel;
Ungelehrt woher, erſchallten
Drin Geſang und Orgelſpiel.

Einſt ein Geiger kam gegangen,
Ach, den drückte große Noth,
Matte Beine, bleiche Wangen,
Und im Sack kein Geld, kein Brod.

Vor dem Bild hat er geſungen
Und geſpielet all ſein Leid,
Hat der Heil'gen Herz durchdrungen:
Horch! melodiſch rauſcht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild ſich nieder
Aus der lebenloſen Ruh',
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den rechten goldnen Schuh.

Nach des nächſten Goldſchmieds Hauſe
Eilt er, ganz vom Glück berauſcht,
Singt und träumt vom beſten Schmauſe,
Wenn der Schuh nun Geld vertauſcht.

Aber kaum den Schuh erſehen,
Führt der Goldſchmied rauhen Ton,
Und zum Richter wird mit Schmähen
Bild geſchleppt des Liedes Sohn.

Bald iſt der Proceß geſchlichtet,
Allen iſt es offenbar,
Daß das Wunder nur erdichtet,
Er der frechſte Räuber war.

Weh! du armer Sohn der Lieder
Sangeſt wohl den letzten Sang!
An dem Galgen auf und nieder
Sollſt, ein Vogel, fliegen bang.

Hell ein Glöcklein hört man ſchallen,
Und man ſieht den ſchwarzen Zug
Mit dir zu der Stätte wallen,
Wo beginnen ſoll dein Flug.

Bußgeſänge hört man ſingen
Nonnen und der Mönche Chor,
Aber hell auch hört man dringen
Geigentöne draus hervor.

Seine Geige mit zu führen,
War des Geigers letzte Bitt'.
„Wo ſo Viele muſiciren,
Muſicir' ich Geiger mit!“

An Cäcilia's Kapelle
Jetzt der Zug vorüber kam,
Nach des offnen Kirchleins Schwelle
Geigt er recht in tiefem Gram.

Und wer kurz ihn noch gehaſſet,
Seufzt: „Das arme Geigerlein!“
„Eins noch bitt' ich, — ſingt er, laſſet
Mich zur Heil'gen noch hinein!““

Man gewährt ihm; vor dem Bilde
Geigt er abermals ſein Leid,
Und er rühret die Himmliſchmilde:
Horch! melodiſch rauſcht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild ſich nieder
Aus der lebenloſen Ruh',
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den zweiten goldnen Schuh.

Voll Erſtaunen ſteht die Menge,
Und es ſteht nun jeder Chriſt,
Wie der Mann der Volksgeſänge
Selbſt der Heil'gen theuer iſt.

Schön geſchmückt mit Bändern, Kränzen
Wohl geſtärkt mit Geld und Wein,
Führen ſie zu Sang und Tänzen
In das Rathhaus ihn hinein.

Alle Unbill wird vergeſſen,
Schön zum Feſt erhellt das Haus,
Und der Geiger iſt geſeſſen
Obenan beim luſt'gen Schmaus.

Aber als ſie voll vom Weine,
Nimmt er ſeine Schuh' zur Hand,
Wandert ſo im Mondenſcheine
Luſtig in ein andres Land.

Seitdem wird zu Gmünd empfangen
Liebreich jedes Geigerlein,
Kommt es noch ſo arm gegangen —
Und es muß getanzet ſein.

Drum auch hört man geigen, ſingen,
Tanzen dort ohn' Unterlaß,
Und wenn alle Saiten ſpringen,
Klingt noch mit dem leeren Glas.

Und wenn bald ringsum verhallen
Becherklingeln, Tanz und Sang,
Wird zu Gmünd noch immer ſchallen
Selbſt aus Trümmern luſt'ger Klang.

Aus Juſtinus Kerner's Gedichten.

Digitized by Google

Zum Verſtändniß der antiken Plaſtik.

1. Juno Ludoviſi.

Zu den erfreulichſten Zeichen der fortſchreitenden Bildung unſerer Zeit in der Erkenntniß des Schönen der Kunſt gehört das wachſende Intereſſe an den Werken der alten Bildkunſt, — der „Plaſtik“ wie der griechiſche Name lautet — welches ſich ſeit Jahren in immer weiteren Kreiſen verbreitet.

Das iſt nicht immer ſo geweſen. Noch zur Zeit als der Verfaſſer dieſer Zeilen Gymnaſium und Univerſität beſuchte, ſah es ganz anders mit dieſer Kenntniß aus. Sie war gering ſelbſt bei den Gebildeten und Gelehrten. In meiner Vaterſtadt, der Hauptſtadt einer Preußiſchen Provinz, welche ein Gymnaſium und zahlreiche gebildete Einwohner beſaß, gab es kein Haus, in welchem ſich ein Abguß irgend eines antiken plaſtiſchen Bildwerks befunden hätte. Selbſt Univerſitäten wie Halle und Jena, beſaßen zu jener Zeit — in der Mitte der Zwanziger Jahre — nichts von derzleichen ſittlichen Bildungsmitteln, und ich ſelbſt war zwanzig Jahre alt geworden, ehe ich irgend eines der antiken Bildwerke, wie den Apoll von Belvedere oder den Laokoon, von denen ich doch ſo Manches in Büchern geleſen, anders als in Kupferſtichen und Zeichnungen geſehen hatte. Noch heute erinnere ich mich des heiligen Schauers, mit dem ich in Mannheim, auf einer Ferienwanderung am Rhein, in der Sammlung des alten Schloſſes die erſten lebensgroßen Abgüſſe von Werken antiker Plaſtik erblickte. Es war ein Anblick, bei dem mir eine neue Welt aufging.

Das ſind jetzt viernndreißig Jahre her. Wie anders haben ſich in dieſer verhältnißmäßig kurzen Zeit auch in dieſem Betrachte die Dinge geſtaltet! Damals mochte es ſelbſt ein Goethe noch als etwas Wichtiges und Intereſſantes in ſeinen Tagebüchern verzeichnen, wenn es ihm gelungen war, ſich den Abguß irgend eines der von ihm ſo geliebten Werke antiker Plaſtik zu verſchaffen. Heutzutage entbehrt kaum eine Wohnung gebildeter Menſchen dieſes edelſten Schmuckes. Was ſonſt nur einzeln und als Seltenheit vorhanden war, finden wir jetzt zu tauſenden verbreitet. Die Kenntniß, Würdigung und Schätzung ſolcher Werke, welche damals Eigenthum weniger hochgebildeten Menſchen, ein Privileg erclusiver Kreiſe war, iſt ſeitdem mehr und mehr faſt in alle Schichten und Klaſſen unſres Volkes eingedrungen. Die Bemühungen eines Leſſing und Winkelmann, Goethe und Schiller um die Förderung der Erkenntniß dieſer Erſcheinungsform des Kunſtſchönen haben reiche Frucht getragen. Unſere eigene plaſtiſche Kunſt hat ſeitdem einen Aufſchwung genommen, der die kühnſten Hoffnungen Leſſings und Winkelmanns weit übertreffen hat. In dem Lande, welches zur Zeit als die Meiſter der griechiſchen Plaſtik ihre unſterblichen Werke ſchufen, kaum dem Namen nach als das Land wilder Barbaren bekannt war, ſtrahlen jetzt die Werke eines Thorwaldſen und Rauch, eines Rietſchel und Schwanthaler, eines Drake und Hähnel und ſo vieler andern würdigen Schüler der großen Hellenen auf Märkten und Plätzen, von den Giebeln tempelartiger Kunſtbauten, oder in den Hallen großartiger Paläſte zu uns hernieder. Die Schönheiten eines Jupiterhauptes und einer Juno Ludoviſi, einer Venus von Milos, eines Apoll von Belvedere, an denen ſich ſonſt nur einzelne Bevorzugte erfreuten, ſind jetzt Gegenſtände der Kenntniß und des Genuſſes für Hunderttauſende. Zahlreiche Schriften bemühen ſich, die Erkenntniß und damit den Genuß und die veredelnde und verſittlichende Wirkung der antiken plaſtiſchen Kunſtwerke zu fördern. In herrlichen umfangreichen Sammlungen werden die Abgüſſe derſelben nicht nur einem kleinen Kreiſe von Auserwählten, ſondern dem ganzen Volke in unſern Hauptſtädten Berlin, München, Dresden u. a. dargeboten. Kaum giebt es eine Bildungsanſtalt, eine Univerſität, ein Gymnaſium, die ſolcher Abgüſſe ganz entbehrte. Selbſt die Induſtrie, die großartige Macht unſeres Jahrhunderts, bedient ſich deſſelben dieſes Hebels ihrer eigenen Förderung, und in einem abgelegenen Fabrikſtädtchen des Thüringer Waldes, das ſeine Kinderſpielzeugwaaren über Europa und bis nach Amerika ſendet, ſah ich Arbeiter nach antiken Abgüſſen ihre Figuren formen und begegnete dem Verſuche, die Schönheit und den Adel griechiſcher Vorbilder und damit zugleich den Geſchmack und die veredelnde Kraft plaſtiſcher Schönheit ſchon dem ſpielenden Kindesalter zugänglich zu machen. Und das iſt recht und nothwendig. Das Schöne, zumal das Schöne der plaſtiſchen Kunſt will gelernt, und früh gelernt ſein! Denn „Alles Schöne iſt ſchwer“, wie ein alter Weiſer ſagt, ſchwer nicht blos hervorzubringen und zu ſchaffen, ſondern auch zu verſtehen und zu faſſen, und nicht Alle, die Augen haben, können auch ſehen, das Schöne ſehen; denn dazu will das Auge geübt ſein.

Zu ſolcher Uebung aber iſt heutzutage Jedem und überall die Gelegenheit geboten. Selbſt wer ſich nicht für wenige Thaler, ja nur für wenige Groſchen in den Beſitz eines Abgüſſes irgend eines antiken plaſtiſchen Kunſtwerks zu ſetzen im Stande iſt, braucht nur die Augen aufzuthun, wenn er an den Fenſtern unſerer Schaulüden vorübergeht, oder die Hallen und Gallerien unſerer, für alle offenen Muſeen und Sammlungen beſucht. Die Schönheit der antiken plaſtiſchen Kunſtwerke, in welchen das gebildetſte und ſchönheitvollſte Volk der Erde ſeine Seele ausgeprägt hat, enthält zudem Etwas, das zu jeder einfachen unverderbenen menſchlichen Seele ſpricht. Denn es iſt die Schönheit der Geſtalt des menſchlichen Leibes, der edelſten und herrlichſten Form, welche, wie das alte Bibelwort lautet, Gott ſelbſt „nach ſei-

Digitized by Google

nem Bilde“ geſchaffen hat, die Schönheit des Menſchenleibes, der „ein Tempel Gottes ſein ſoll“. Die Griechen aber ſind es geweſen, die zuerſt der bildenden Kunſt die Aufgabe geſetzt haben, dieſe Menſchengeſtalt und ihre Schönheit und die Verklärung derſelben zu göttlicher Erhabenheit und Reinheit ſichtbar darzuſtellen. In dieſem Streben, in der Erfüllung dieſer Aufgabe haben die Meiſter der griechiſchen Plaſtik ihrem Volke die Idealbilder ſeiner Götter erſchaffen. Denn dieſe Götter waren nichts andres, als geſteigerte Erſcheinungen einer über das gewöhnliche Maaß und über die irdiſchen Schranken erhabenen, menſchlichen Perſönlichkeit. So war ſelbſt der höchſte der Götter, ihr Zeus, „der Vater und König der Götter und Menſchen“, eben nur das Ideal eines allgewaltigen, väterlich herrſchenden Königs; ſeine Gemahlin, Hera, als Vorbild einer erhabenen vergöttlichten Gattin und Hausfrau, ſeine würdige Geweſſin und Mitherrſcherin. — So wurde Apollon, urſprünglich nur der Gott, die perſönliche Darſtellung des Sonnenlichts, dann ſymboliſch in dieſer Eigenſchaft der allſehende Gott des lichten Wiſſens und der erhellenden Erkenntniß, der Gott der Weiſſagung und der in die Tiefen der Dinge dringenden Poeſie, zuletzt unter den Händen der bildenden Künſtler der ganz zum Gott gewordene Menſch und als ſolcher das Urbild helleniſcher Schönheit, Bildung und Weisheit, umſtrahlt von dem Glanze ewiger Jugend. Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtauſende hat es bedurft, damit ſich aus der wüſten Fratzenhaftigkeit der orientaliſchen und aus der ſeelenloſen Starrheit der ägyptiſchen Plaſtik die griechiſche Bildkunſt zu dieſer Höhe der freien beſeelten menſchlichen Schönheit erheben konnte, welche ſeitdem nie wieder erreicht, dennoch in ihren ſpärlichen Reſten auf die Kunſt und Bildung der ſpäteren Völker einen ſo unermeßlichen Einfluß geübt hat. Denn die griechiſchen Götter ſind nicht todt, wenn auch ihre Tempel und Altäre, ja ſelbſt ihre herrlichſten Darſtellungen in Marmor und Erz, in Gold und Elfenbein längſt in Staub zerfallen ſind. Sie leben ein ewiges unſterbliches Leben in dem Bewußtſein ſpäterer Geſchlechter. Ihr Weſen, das Wahre in ihnen, iſt erhalten; es lebt fort in den Werken unſerer eigenen Dichter, in unſern Vorſtellungen und Begriffen, in unſern Gefühlen und Empfindungen, und Schiller ſelbſt hätte das Gedicht, in welchem er den Untergang „der Götter Griechenlands“ beklagt, nicht dichten können, hätte er nicht zugleich vorausſetzen dürfen, daß dieſe untergegangenen Götter, „welche einſt die ſchöne Welt regierten“, noch lebendig ſeien in dem Bewußtſein und in den Vorſtellungen der Menſchen und der Zeit, für welche er dichtete.

Juno Ludovisi.

Dieſe einleitenden Bemerkungen waren nothwendig vorauszuſchicken, um den Standpunkt zu bezeichnen, von welchem aus wir die Schilderungen der bedeutendſten Werke antiker Plaſtik, welche als ſpärliche Reſte eines überreichen Kunſtſchatzes der alten Welt auf uns gekommen ſind, angeſehen wiſſen möchten. Dieſe ſchildernden Beſchreibungen ſollen anleiten, jene Werke richtig und liebevoll zu ſehen. Das Verhältniß aber, welches Jemand zu den Werken der Plaſtik hat, iſt ein ſehr genauer Maaßſtab ſeiner äſthetiſchen Bildung überhaupt. Denn dieſe Bildung iſt unvollſtändig, wo der Sinn für plaſtiſche Schönheit fehlt, d. h. nicht geweckt und ausgebildet iſt. Die Ausrede, die man ſo oft hört, daß Jemand überhaupt keinen Sinn für die plaſtiſche Kunſt habe, iſt eben nur eine Ausrede, oder vielmehr ſie iſt ein Geſtändniß, daß man ſich um die Erweckung deſſelben bisher nicht bemüht habe. Denn wer im Ernſte von ſich behaupten wollte, daß er jenen Sinn nicht habe, der hätte damit auch zugleich eingeſtanden, daß er nicht beurtheilen könne, was menſchliche Schönheit ſei, daß ihn die Schönheit menſchlicher Form und Geſtalt gleichgültig laſſe.

Digitized by Google

Wir beginnen unsere Schilderungen mit dem berühmten Haupte der sogenannten Juno Ludovisi, einem Werke, das nur an dem Haupte des Jupiter Otrikoli unter den uns erhaltenen plastischen Kunstwerken des Alterthums seines Gleichen hat. Das Original dieses herrlichen Marmorhauptes befindet sich in der Villa Ludovisi zu Rom, wovon dasselbe seinen Beinamen führt.

Wie Phidias mit seinem Olympischen Jupiter das Idealbild des höchsten der Götter für alle Zeit vollendet erschuf, so daß fortan Niemand mehr sich Gestalt und Antlitz des Vaters der Götter und Menschen anders denken mochte: so vollendete sein jüngerer Zeitgenosse, der zu Argos lebende Sikyonier Polyklet mit seiner kolossalen sitzenden Tempelstatue der Argivischen Here (Juno) in gleicher Weise und mit gleichem Erfolge das typische Idealbild der Gemahlin des Zeus, der Königin des hellenischen Olymps. Dieses Werk, das größte des Meisters, ebenso wie der Olympische Jupiter des Phidias aus Elfenbein und Gold gebildet, ist nur noch bekannt aus Beschreibungen alter Schriftsteller, deren Hauptzüge man in meinem Buche „Torso, Kunst Künstler und Kunstwerke der Alten“ (Th. I, S. 279—280) nachlesen mag. Aber der Ludovisische Kolossalkopf hat uns im Marmor von der Hand eines Künstlers aus der schönsten Zeit griechischer Kunstblüthe die göttlichen Züge des Urbildes in einer Vollendung erhalten, welche uns für den Verlust des letzteren einigen Ersatz gewährt, und uns die Bewunderung begreiflich macht, welche dem Werke Polyklets im ganzen Alterthum gezollt wurde. Als Goethe vor 74 Jahren zuerst in Rom diesen herrlichsten aller erhaltenen antiken Kolossalköpfe erblickte, war es ihm nach seinem Geständnisse, als erklinge ihm ein Gesang Homers in Marmor gebildet, und schauernd vor Entzücken gestand er: „keiner unserer Zeitgenossen dürfe sich rühmen, diesem Anblicke gewachsen zu sein.“ In der That ist es eine große aber zugleich eine lohnende Aufgabe, sich in die erhabene Schönheit dieser kolossalen Bildung zu vertiefen; denn wer dieses Werkes Herrlichkeit begriffen und sich zu eigen gemacht hat, der darf versichert sein, daß er sich damit Sinn und Verständniß erschlossen hat für die Antike überhaupt.

Die Aufgabe, welche sich Polyklet gestellt hatte, war eine der schwersten. Es war die: dem obersten der Götter in der Gestalt, wie ihn so eben Phidias erschaffen, die seiner würdige Gemahlin, das Ideal einer Götterkönigin zu geben, deren Ausdruck und Gestalt die Gattin und Mutter, die herrschende Königin des Himmels, und zugleich die Repräsentantin der heiligen Ehe für die Menschen darstelle, die mit gebietender Würde und Erhabenheit der Göttin zugleich die höchste Schönheit des Weibes, mit der Ruhe göttlicher Majestät zugleich die aus der Dichtersage bekannte Gewalt der Leidenschaft, mit der herben Strenge dennoch auch die Huld und Anmuth jenes Liebreizes vereinen sollte, der den Gebieter der Götter und Menschen einst unwiderstehlich fesselte. Das einstimmige Urtheil des Alterthums und die Bewunderung, welche die größten Dichter und Künstler neuerer Zeiten dieser Juno Ludovisi gezollt haben, bezeugt, daß ihm dies gelungen sei, und auch wir vermögen bei dem Anblicke dieses Kopfes zu begreifen, daß der Grieche, wenn er dieser Juno Polyklets anbetend nahte, in ihr nicht ein bloßes Bild der Olympischen Himmelskönigin, der rechtmäßigen Gemahlin des höchsten Zeus, der Schützerin des geheiligten Ehebandes, sondern diese Göttin selbst zu erblicken glaubte.

Betrachten wir jetzt dieses göttliche Haupt in seinen wesentlichen Zügen näher, so finden wir die charakteristischen Eigenschaften der Göttin, wie sie der Grieche nach seinen Dichtern sich dachte: die Kraft und Mächtigkeit des gebieterischen Willens, der nicht selten auch einen Zug der Starrheit an sich trug, den selbstbewußten Stolz der Götterkönigin und die Strenge der Ehegöttin ausgedrückt in der seinen und doch kräftiggewölbten, etwas niedrigen aber göttlich klaren Stirne und in den stolz geschwungenen Bogen der Augenbrauen, sowie in dem weit geöffneten mächtigen Auge, welches diese Brauen höchst ausdrucksvoll überschatten. Die Haare, zu den großblickenden Augen hin leise gewellt wie sanft bewegte Meeresfluth, mildern die Strenge der Stirne, indem sie dieselbe in der Form eines sanftgewölbten Dreiecks erscheinen lassen. Mächtige Locken fließen zu beiden Seiten über die Hälfte des Ohres am Halse hinab, dessen gerade kräftige Form und Haltung, verbunden mit dem kraftvollen Kinn, der in reinster griechischer Formbildung gebaltenen Nase und dem gebieterischen Ausdrucke des wenig geöffneten Mundes, den Eindruck des Majestätisch-Gebieterischen verstärkt. Aber diese erhabene Gebieterin und göttliche Herrscherin ist doch zugleich auch wiederum ein Weib; die Ehrfurcht, die sie erweckt, darf nicht sein ohne den Zauber weiblicher Schönheit, die Strenge nicht ohne den Liebreiz erhabener Anmuth. Die Gattin des Götterkönigs will nicht bloß herrschen und gebieten, sie will auch gefallen, wenn auch vorzugsweise oder allein nur ihrem Gemahle. Darum ist das Haar, wenn auch ohne Koketterie, doch sorgsam und schön geordnet, darum tritt neben und unter dem königlichen, mit Anthemien gezierten Diademe, welches das erhabene Haupt krönt, die schmückende Perlenschnur hervor; darum liegt in der leise nach links gewendeten Haltung des Kopfes ein Zug von milder Sanftmuth, und zeigen die Formen des Antlitzes und der mächtigen Wangen die unvergängliche Blüthe vollgereifter Schönheit, sanftgerundet ohne Ueberfülle. Es liegt ein gleichsam elementarischer Zauber in dieser ruhig in sich versenkten Göttersschönheit mit den runden weitgeöffneten, und doch wieder gleichsam in die Unendlichkeit ihres eigenen Selbst versenkten Augen, der Juno einer Schönheit, die, unbekümmert oder doch unangefochten von Menschenlust und Menschenleid, wie der sich selbst genügende olympische Daseinsgenuß nur den reinen Aether des eigenen ewigen Götterdaseins zur Umgebung hat. Es ist der Blick und Ausdruck der Homerischen „leichtlebenden ewigen Götter“, im

Digitized by Google

Vergleich zu deren kummerloser Seligkeit das Loos der „mühebeladenen kurzlebenden Sterblichen“ das Herz der alten hellenischen Dichter so oft zu schwermuthsvoller Klage bewegt. Zwar haben gar manche Neuere von einem Zuge und Hauche der Schwermuth und Trauer geredet, welcher diese wie alle griechischen Götter umwittere, und ihren Zügen den Ausdruck gebe, als ob diese hellenischen Götter, mitten im Glanze ihrer ewigen Jugend, doch ihr endliches Todesschicksal voranschauend im Bewußtsein trügen. Aber die, welche solches aussprachen — wie zuerst der schwermüthige Friedrich Stollberg, — haben damit nur ihre eigene Empfindungen in die Schöpfungen des griechischen Geistes hineingetragen, und der Klage Schillers um die Götter Griechenlands eine falsche Anwendung gegeben. Denn diese antiken Götterbilder sind durchaus frei von solchem Ausdrucke, so wie die Künstler, ihre Schöpfer, selbst frei von einer solchen Empfindung waren. Denn nur weil diese Künstler an die Ewigkeit ihrer Götter glaubten, konnten sie dieselben so vollkommen in ihren Idealbildern darstellen.

Zum Schlusse noch ein Wort über die plastische Darstellung des Auges. Dieses am meisten seelenhafte Organ des menschlichen Leibes mit dem Ausdrucke der Innigkeit und dem Feuer seines Blickes vermag allerdings die Plastik nicht wie die Malerei darzustellen, weil ihr hier die Natur ihres Materials-hindernd in den Weg tritt. Aber diese Beschränkung ist, wie schon von andern bemerkt worden ist, zugleich nicht ohne eigenthümliche Vortheile. Denn durch diesen Mangel des nach außen hin gerichteten, auf der Welt außer ihm mit irgend welchem Ausdrucke hastenden und von seelischem Leben erfüllten Blicks gewinnt das plastische Bild jene in sich versenkte, auf sich konzentrirte Ruhe und Abgeschlossenheit, jene feierliche stille Großheit, und jene Vergeistigung der ganzen Gestalt, welche sich jedem, auch dem an das Anschauen plastischer Werke minder gewöhnten Betrachter sofort fühlbar und bemerklich machen. Wo daher die spätere Plastik durch allerhand Mittel, durch Bemalung, durch Einsetzen von Metall und Edelsteinen u. s. w. jenem Mangel zu Hülfe zu kommen unternahm, da raubte sie sich meist einen großen Theil der ihr eigenthümlichen und aus ihrem Wesen und ihrem Materiale natürlich hervorgehenden Wirkung. Es ist ein sicheres Kennzeichen, daß Jemand noch nicht in das eigenthümliche Wesen der Plastik eingedrungen ist, wenn er beim Anblicke der scheinbar blicklosen Augen der alten griechischen Götterbilder, diesen Umstand als einen Mangel empfindet, oder sich gar davon abgestoßen fühlt, und schon um dieses einen Mangels willen der Kunst der Malerei und ihren Werken den Vorzug vor der Plastik giebt. Ist es doch eine Thatsache, daß je tiefer und reifer der Geist und die Bildung eines Menschen werden, um so mehr die Plastik und ihre Schöpfungen vorwiegend sein ästhetisches Interesse und sein Gemüth in Anspruch nehmen. —

Adolf Stahr.

Die Telegraphie in alter und neuer Zeit.

Von **Ph. Huber.**

Der Wunsch, sich auch in die Ferne verständlich zu machen und Mittheilungen an Orte gelangen zu lassen, wohin der unmittelbare Verkehr nicht reicht, mußte schon bei den ältesten Völkern rege werden. Namentlich machte sich ein solches Bedürfniß bei wichtigen nationalen Ereignissen — vor Allem in Kriegszeiten — geltend. Darum lesen wir auch, daß die alten Griechen, und zwar schon zur Zeit des trojanischen Krieges, also vor mehr als 3000 Jahren, den durch den Fall Troja's endlich errungenen Sieg vermittelst besonderer Signalfeuer noch in derselben Nacht, in der das stolze Ilium fiel, nach Argos kundgaben, wo Klytämnestra, die Gemahlin Agamemnons, des Anführers des vereinigten Griechenheeres, der Mittheilung des längstgehofften Ereignisses seit Jahren harrete.

Aehnliches findet man auch in der Geschichte anderer alten Völker, namentlich der Römer, sowie in den zu uns gelangten Nachrichten über die alten Perser.

Somit reichen die ersten Anfänge der Telegraphie oder der Fernschrift, Fernschreibekunst, in das graueste Alterthum zurück; jedoch waren diese Anfänge nur äußerst roh, und bestanden, wie bemerkt, in dem Anbringen einer gewissen Anzahl von Fackeln oder Signalfeuern, welche nach der Art ihrer Gruppirung oder Combination entweder bestimmte Gedanken (Begriffe) und Sätze ausdrückten oder auch die einzelnen Buchstaben des Alphabets darstellten.

War nun auch diese Art der Mittheilung noch unvollkommen genug, so sehen wir darin doch den Ursprung der bis auf die jüngste Zeit gelangten s. g. optischen Telegraphen, d. h. derjenigen Zeichengeber oder Fernschreiber, deren Mittheilungen durch den Gesichtssinn wahrgenommen werden mußten.

In ihrer ursprünglichsten Einfachheit, nämlich in dem bloßen Anbringen von Signalfeuern, wurde diese Art des Telegraphirens für manche Zwecke noch bis in das jetzige Jahrhundert herein benutzt. So namentlich zu Mittheilungen von Kriegsereignissen, oder auch noch bis vor Kurzem an einzelnen größeren Flüssen, z. B. an der Donau, bei eintretenden Wassergefahren ꝛc.

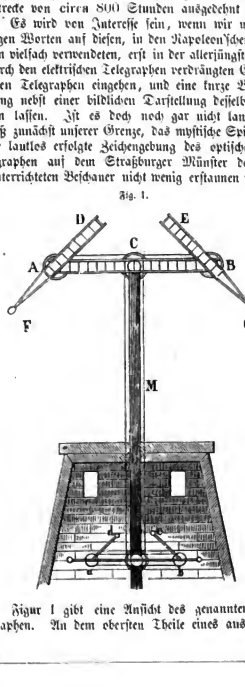
Digitized by Google

In ein eigentliches System wurde die optische Telegraphie aber erst durch die Anwendung des Fernrohrs gebracht, und indem man, statt einfacher Feuersignale, besondere, weithin sichtbare Zeichen gebrauchte, welche die einzelnen Buchstaben, sowie auch die Ziffern unseres Zahlensystems ausdrückten.

Ohne von den verschiedenen Versuchen zu reden, die der Erfindung eines eigentlichen optischen Telegraphen vorangingen, sei hier nur erwähnt, daß diese von Ende des 17ten bis gegen Schluß des vorigen Jahrhunderts, und zwar von dem Engländer Hooke, den Franzosen Amontons, Linguet, Gauthey und dem Deutschen Bergsträßer angestellt wurden. Alle von diesen Männern gemachten Vorschläge gelangten aber zu keiner praktischen Anwendung, und erst dem französischen Ingenieur Chappe gelang es im Jahr 1794, ein optisches Telegraphensystem zur Ausführung zu bringen, welches sich als zweckmäßig bewährte, und namentlich in Frankreich auf eine Strecke von circa 800 Stunden ausgedehnt wurde.

Es wird von Interesse sein, wenn wir mit wenigen Worten auf diesen, in den Napoleon'schen Kriegen vielfach verwendeten, erst in der allerjüngsten Zeit durch den elektrischen Telegraphen verdrängten Chappe'schen Telegraphen eingehen, und eine kurze Beschreibung nebst einer bildlichen Darstellung desselben folgen lassen. Ist es doch noch gar nicht lange her, daß zunächst unserer Grenze, das mystische Spiel und die lautlos erfolgte Zeichengebung des optischen Telegraphen auf dem Straßburger Münster den ununterrichteten Beschauer nicht wenig erstaunen machte.

Fig. 1.



Figur 1 gibt eine Ansicht des genannten Telegraphen. An dem obersten Theile eines aus einem Thurm oder einem sonstigen hohen, weithin sichtbaren Gebäude hervorragenden Pfostens oder Mastes M befindet sich ein jalousieartiger, durchbrochener und um den Punkt C drehbarer Arm AB, den man den Regulator nennt. An den beiden Enden A und B dieses Armes sind die Flügel AD und BE angebracht, welche durch in F und G befindliche schwere Massen im Gleichgewicht erhalten werden. Sowohl der Regulator AB, als auch die beiden Flügel, die — um besser gesehen zu werden — schwarz angestrichen sind, können durch eine, unten im Gebäude angebrachte mechanische Vorrichtung so in einer vertikalen Ebene versetzt oder im Kreise herumgetrieben werden, daß sie alle möglichen Stellungen gegen einander annehmen. Von den vielen verschiedenen Stellungen werden aber nur diejenigen benutzt, welche in der Ferne am leichtesten zu unterscheiden sind, d. i. die senkrechte oder vertikale, die wagrechte, die rechtsschräge und die linksschräge Stellung. Demnach kann der Regulator 4 solche Stellungen, jeder der Flügel aber deren 8 annehmen. Uebrigens rechnet man diejenige wagrechte Lage der Flügel, bei welcher sie die Verlängerung des Regulators bilden, nicht, da dieselbe mit der Stellung, bei welcher die Flügel mit dem Regulator zusammenfallen, gar leicht verwechselt werden könnte. Es können darum mit einem der Flügel 7 verschiedene Zeichen, bei einer und derselben Lage des andern Flügels, und also in Verbindung mit den 7 verschiedenen Lagen des zweiten Flügels 7 mal 7 oder 49 Zeichen gegeben werden. Und verbindet man hiemit noch die 4 Stellungen des Regulators, so ergeben sich im Ganzen 4 mal 49 oder 196 verschiedene Figuren oder telegraphische Zeichen.

Der untere Theil der Figur zeigt die Vorrichtung, vermittelst welcher der Regulator und die beiden Flügel gedreht werden können. Im Innern des Thurmes oder Gebäudes befindet sich ein ganz gleicher Apparat, wie der eben beschriebene, nur in kleinerem Maaßstabe ausgeführt. Es besteht dieser aus einem doppelarmigen Hebel oder Wagbalken ab von ganz gleicher Lage wie der Regulator AB. An den Enden dieses Wagbalkens befinden sich die einarmigen Hebel ad und be in gleicher Lage mit den Flügeln AD und BE. Durch mehrere mit endlosen Ketten oder Schnüren umschlungene Rollen, die auf den Drehungsachsen der Hebel, sowie des Regulators und der Flügel angebracht sind, und von denen immer die zusammengehörigen die gleichen Durchmesser haben, wird jede Bewegung des Hebels ab dem Regulator AB, und jede Drehung der Hebel ad und be den Flügeln AD und BE in der Weise mitgetheilt, daß der Regulator mit den Flügeln immer ganz dieselbe Figur bildet, wie die Hebelvorrichtung im Innern des Gebäudes.

Die Art des Telegraphirens ist nun folgende:

Sobald an einer Station einer optischen Telegraphenlinie durch den Telegraphen ein Zeichen gegeben ist, so wird an der nächsten Station, auf welcher natürlicherweise mit dem Fernrohr beobachtet werden muß, dieses Zeichen vermittelst der eben genannten

Digitized by Google

Am Brunnen.

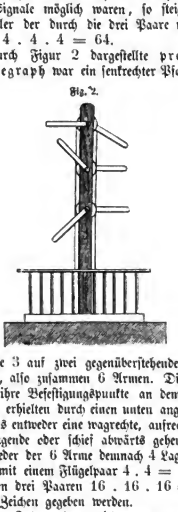
Hebelvorrichtung nachgebildet, worauf die folgende Station das Gleiche thut, bis das Zeichen, sowie alle darauf folgenden, an den Bestimmungsort gelangt ist.

Außer dem beschriebenen Chappe'schen Telegraphen wurden später auch in England und erst im Jahr 1832 noch in Preußen optische Telegraphen eingeführt, die von den französischen in ihrer Construction mehr oder weniger abwichen.

Der englische Staatstelegraph bestand in einem Rahmenwerk mit sechs, zu je drei Paaren über einander stehenden, schwarzen Tafeln, die so um wagrechte Stifte oder Aren gedreht werden konnten, daß jede einzelne Tafel entweder eine horizontale oder vertikale Lage annahm, also dem Beschauer auf der nächsten Telegraphenstation einmal die volle Fläche, das andere mal nur eine schmale Kante darbot. Durch die Verbindung dieser verschiedenen Stellungen der 6 Tafeln konnten 64 verschiedene Signale oder Zeichen gegeben werden; denn da durch ein Tafelpaar 2 mal 2 oder 4 Signale möglich waren, so steigerte sich die Zahl aller der durch die drei Paare möglichen Zeichen auf $4 \cdot 4 \cdot 4 = 64$.

Der durch Figur 2 dargestellte preußische Staatstelegraph war ein senkrechter Pfosten oder

Fig. 2.



Mast mit je 3 auf zwei gegenüberstehenden Seiten angebrachten, also zusammen 6 Armen. Diese Arme waren um ihre Befestigungspunkte an dem Pfosten drehbar und erhielten durch einen unten angebrachten Mechanismus entweder eine wagrechte, aufrechte, schief aufwärts zeigende oder schief abwärts gehende Stellung. Da jeder der 6 Arme demnach 4 Lagen zeigte, so konnten mit einem Flügelpaar $4 \cdot 4 = 16$, folglich mit allen drei Paaren $16 \cdot 16 \cdot 16 = 4096$ verschiedene Zeichen gegeben werden.

Aehnliche Telegraphenvorrichtungen waren auch noch in andern Ländern eingeführt.

Die nächste wichtige Ausbildung, welche der optische Telegraph erfuhr, war die, daß man — da alle die beschriebenen Telegraphen bei Nacht und Nebel ihre Dienste versagten — s. g. Tag- und Nachttelegraphen zu construiren suchte. Diese bestanden in der Anwendung von Lichtern und Spiegeln, von denen die ersteren durch ihre verschiedene Combination die nöthigen Zeichen darstellten, die letzteren dagegen, die auch verschiedenartig gruppirt werden konnten, ein empfangenes intensives Licht nach der nächsten Station fortpflanzten.

Eine besondere Beachtung der vorgeschlagenen, bieher gehörigen verschiedenen Constructionen verdient Treutler's Tag- und Nachttelegraph, der, in mehreren Ländern patentirt, als Signalgeber auf Eisenbahnlinien eingeführt wurde. Derselbe besteht in einem Maste mit zwei drehbaren, durchbrochenen Armen. In jedem dieser Arme ist eine Anzahl kleiner Spiegel angebracht, welche abwechselnd so links und rechts schief gestellt sind, daß sie eine gebrochene Linie darstellen. Die verschiedenen Lagen der beiden Arme nämlich wagrecht und schief auf- oder abwärts, geben die nöthigen Signale für den Eisenbahndienst an. Für den Nachtdienst dienen dann die Spiegel, die von je zwei Lampen so beschienen sind, daß das Licht der einen Lampe auf die nach der einen Seite geneigten Spiegel, das Licht der andern Lampe aber auf die abwechselnd folgenden, in der Bahnrichtung entgegengesetzt gekehrten Spiegel fällt. Das empfangene Licht wird dann durch die ersten Spiegel vor- und durch die andern rückwärts in der Bahnlinie reflectirt, und macht dabei die Stellung der Arme erkennbar.

Alle diese verschiedenen Arten des Telegraphirens vermochten, namentlich was den allgemeinen Verkehr betrifft, nicht zu genügen. Denn einmal ist die Wahrnehmung insbesondere bei Nacht oder bei nebeliger und regnerischer Witterung unmöglich, zum mindesten sehr schwer und unsicher. Sodann ist die Handhabung des Telegraphenapparats viel zu schwerfällig und für umfassendere Mittheilungen ganz ungeeignet. Und endlich bedenke man, wie äußerst mühselig und lästig das beständig nöthige Beobachten, zum Theil mit dem Fernrohr, sein mußte.

Noch viel weniger empfahl sich der vorgeschlagene akustische Telegraph. Dieser beruht auf der Fortpflanzung eines erregten Rufes, Glockentons oder irgend eines verstärkten Schalles durch besonders eingerichtete, die Schallwellen concentrirende Röhren, oder auch durch Wasser, das den Schall besser fortpflanzt als die Luft.

Erst die elektrische Telegraphie wurde zu einem Mittel, nicht nur einzelne Signale an ferne Orte hingelangen zu lassen, sondern um in kürzester Zeit nach einer gleichsam unbegrenzten Entfernung umfassende und vollständige Mittheilungen in einer eigentlichen Schriftsprache zu richten.

Um uns jedoch über das Wesen dieser Telegraphie verständlich machen zu können, müssen wir etwas ausholen, und das mächtige und wunderbare Agens, das dieser Mittheilungsweise, sowie noch vielen andern, nicht weniger merkwürdigen und überraschenden Wirkungen zu Grunde liegt — nämlich die Elektrizität — einer nähern Betrachtung unterziehen.

(Wird fortgesetzt.)

Digitized by Google

Lieder von J. G. Fischer.

Reliquie.

Weißt du es noch, wie dir im Spiel
Am Raine des Gartens ein Band entfiel,
Wie mein bebender Finger mit heimlicher Hast,
Du süßestes Mädchen, das Pfand erfaßt,
Und meine Wonne ich nun verborgen
Entgegengeträumt dem nächsten Morgen? —
Du weißt es nimmer, denn bald vergißt
Ein Kind sich selbst, das selig ist.

Doch mir, mir leuchtet er immerfort
Mit Wunderglanz, der gesegnete Ort,
Die sonnige Stelle, so warm und lind,
An der es war, du verklärtes Kind.
Und wie du standest — ich seh' dich noch
So festlich still, so sinnend hoch:
Versunken steh' ich und schaue dich an,
Den Himmel über dir aufgethan,
Wie dich umstrahlt sein Glorienlicht
Gleich einer Heiligen Angesicht.

Heimath.

Ich habe dein Bild am Himmel fern
Gesucht beim bleichen Morgenstern;
Ich schwebte dir nach mit dem Schwalbenzug,
Der gen Mittag nimmt den geschwinden Flug;
Die Arme hob ich nach deiner Gestalt,
Wann die Berge des Abends Gold umwallt.
An aller hohen Dinge Glanz
Hab' ich dein Bild gebunden,
Und habe dich nirgend so rein und ganz
Als bei dir selbst gefunden.

Ersatz.

Es weint ein Vöglein, welches leise
Durch's stille Herbstgezweige streicht,
Wenn an des Lenzes frohe Weise
Einsmals Erinn'rung es beschleicht.

So weinst du, Herz, mit tiefem Sehnen
Nach deinem Jugendmai zurück;
Und sieh, das Rieseln dieser Thränen
Ist süßer fast als jenes Glück.

Digitized by Google

Eine alte Firma.

Erzählung von **Fanny Lewald.**

Der Sommer war gar kein Sommer geweſen; wer eine Reiſe unternommen, hatte keine große Freude davon gehabt. Statt des Sonnenſcheins hatte es überall nur Nebel und graue Tage gegeben, und in den Kurorten hatten die Leute trübſelig in ihren Wohnungen geſeſſen und waren froh geweſen, wenn ſich mit ihren Hausgenoſſen eine Art von Verkehr gebildet hatte, der über die langen Abende mit ihren vielen leeren Stunden hinweghalf. Mit ſolcher zufälligen Geſellſchaft erſchöpft ſich aber die Unterhaltung leicht. Man hat mit ihr keine gemeinſamen Erinnerungen, man hat auch keine gleichen Anſichten, ſeine eigenen Verhältniſſe kann man den fremden Leuten nicht preisgeben, und recht aus ſeiner tiefſten, innern Ueberzeugung heraus mag man mit Perſonen, die man nicht kennt, doch auch nicht ſprechen. Es bleibt alſo gar nichts übrig, als von den Tagesereigniſſen zu reden, die in ſolch' kleiner Gemeinſchaft keinen großen Stoff für die Unterhaltung bieten, oder das Geſpräch auf die Vorgänge in der Politik, auf das Allgemeinſte zu richten, wobei die Meinungsverſchiedenheit auch oft ein Hinderniß für die Freiheit des Gedankenaustauſches wird. Ehe man es ſich alſo verſieht, wird man zum Erzählen von Dingen genöthigt, die man Andere einmal erleben oder Dritten geſchehen ſah, und es iſt dann ein wahres Glück, wenn ſich in den Kreiſe Jemand findet, der ſo gut zu erzählen weiß, wie die alte Frau Arenthaler, die den Mittelpunkt unſerer ganzen Geſellſchaft bildete, und uns eines Nachmittags, an dem es ganz unmöglich war das Haus zu verlaſſen, mit folgender Geſchichte die Stunden verkürzte.

„Ich habe mir nie etwas aus den Romanen gemacht," ſagte ſie, „in denen die allerwunderbarſten Ereigniſſe zuſammengetragen werden, um die Leute damit in Erſtaunen zu ſetzen. Sie ſind mir immer wie die Paſteten erſchienen, in denen alle Ingredienzien von der Welt zuſammengemiſcht werden, damit etwas ganz Beſonderes zu Stande komme. Etwas Beſonderes wird's denn auch, und man ſieht's den Leuten, wenn ſie es eſſen, deutlich an, daß ſie ſich darüber wundern, wie dieſe Dinge, dieſe Erzeugniſſe aller vier Welttheile, ſich in der einen Schüſſel zuſammenfinden konnten. Es ſchmeckt Jeder davon, und wer einen abgeſtumpften Gaumen hat, findet auch ſein Vergnügen daran. Die Mehrzahl hat aber doch ein ehrlich Stück Braten lieber, und wie ich meinen Gäſten bei mir zu Hauſe immer nur einen ordentlichen Braten und ein Gericht Gern-geſehen vorſetze, ſo iſt's auch nur eine ganz gewöhnliche Hausmannskoſt, eine ganz alltägliche Geſchichte, die ich Ihnen zu erzählen habe. Es iſt gar nichts dabei zum Verwundern, und es hat wohl Jeder von Ihnen Aehnliches erlebt, nur daß er ſich nicht ſo im Zuſammenhange daran erinnert."

Sie rückte dabei die Haube mit dem weißen Bande zurecht, die ihr freundliches, altes Geſicht umgab, nahm die Brille ab, weil ſie nicht weiter an der Wiegendecke für ihre Tochter häkeln wollte, und begann dann in ihrer ruhigen Weiſe alſo zu berichten.

„Es war im Herbſte des Jahres achtzehnhundert ſiebenundvierzig, als bei uns im Hamburg das Haus von Gotthard James Brooke das hundertjährige Beſtehen der Firma feierte. Der erſte Brooke war ein armer Markthelfer geweſen, der ſich durch Fleiß und Beharrlichkeit, durch Klugheit und Entſchloſſenheit herangearbeitet hatte. Aus einer kleinen Bude, in der er unten am Hafen allerlei Kleinkram für die Schiffer feil gehalten, war er mit ſeinem Geſchäfte in die Stadt hinaufgezogen, und hatte endlich das Grundſtück am Jungfernſtiege gekauft, das jetzt dem Schwager meiner Tochter gehört.

„Zur Zeit des Jubiläums war der Urenkel von Gotthard Brooke, William Brooke, Inhaber des Geſchäftes, und wie er einer der erſten Männer an der Börſe war, ſo nahm er auch in unſerer Kaufmanns-Ariſtokratie eine der erſten Stellen ein. Er beherrſchte den ganzen Getreidemarkt, hatte eigene Schiffe in allen Häfen, ſein Haus war voll von Fremden, und das muß man ihm nachſagen, er verſtand es, einen guten Gebrauch von ſeinem Gelde zu machen. Galt es ein allgemeines Unternehmen, irgend eine Anſtalt der Wohlthätigkeit, ſo ſtand ſicher William Brooke mit einer Summe auf der Subſkriptionsliſte, deren kein Fürſt ſich ſchämen durfte; ſchickte ein Künſtler ein bedeutendes Kunſtwerk nach Hamburg, ſo kaufte es William Brooke, und da er ſeine Kunſtſammlung bereitwillig jedem Beſucher öffnete, ſo leiſtete er durch ſeine Ankäufe zugleich immer etwas für die ganze Stadt. Sein Haus war Fremden und Einheimiſchen ein angenehmer Verſammlungsort. Seine Frau — er hatte eine Engländerin aus einer verarmten Adelsfamilie geheirathet, die er auf einer ſeiner Reiſen kennen lernte — wußte die Honneurs deſſelben vortrefflich zu machen, und wenn ſie auch für hochmüthig galt, ſo verzieh man ihr das, weil man ſich wohl bei ihr befand, und weil man wußte, daß ſie den Armen im Stillen vieles Gute that.

„Die Brooke's hatten viel Glück, und dazu noch das ganz beſondere Glück, daß man es ihnen nicht beneidete. Sie waren beliebt; man nahm alſo an dem Jubiläum den größten Antheil, Fremde und Freunde ſprachen davon, und wo man davon ſprach, konnte man auch das Bedauern ausdrücken hören, daß Herrn Brooke das Einzige fehle, was dieſes Jubiläum erſt zu einem rechten Feſte machen würde: ein Sohn und Erbe ſeines Namens und damit der angeborne Fortführer des Geſchäftes; denn William Brooke hatte nur ein einziges Kind und das war eine Tochter.

Digitized by Google

„Aber Helene Brooke, oder vielmehr Ellen, wie man ſie nannte, denn es wurde der Mutter wegen meiſt Engliſch in der Familie geſprochen, und das ganze Familienleben und Hausweſen war nach engliſchem Muſter eingerichtet — Ellen war ein Mädchen, das über die Entbehrung eines Sohnes tröſten konnte. Sie war damals achtzehn Jahre alt und wirklich eine Schönheit zu nennen. Dabei hatte ſie viel Verſtand, es war für ihren Unterricht Alles geſchehen, was Vorausſicht und Reichthum einem Menſchen in dieſer Beziehung zuwenden konnten, und da beide Eltern ehrenwerthe Charaktere waren, ſo hatte auch Ellens ganzes Weſen einen Zug von ſittlichem Ernſt und von innerer Tüchtigkeit, die ihrer Anmuth und ihrer Fröhlichkeit noch einen höhern Reiz gaben. Sie war einfach, wie alle diejenigen, die im Reichthum geboren ſind, und denen Pracht und Luxus eben deßhalb keinen beſondern Werth haben, aber ſie wußte nichtsdeſtoweniger einen reichen Schmuck vortrefflich zu tragen, und die Mutter gefiel ſich in der Behauptung, daß Ellen, wohin man ſie auch immer ſtellen möge, überall an ihrem Platze ſein würde. Sie mochte dabei in ihrem Innern freilich weniger an eine einfache Häuslichkeit denken, als an ein Fürſtenſchloß, aber es lag in jener Behauptung wirklich etwas Wahres, und Ellens Leben hat dieß bethätigt.

„Daß ein ſolches Mädchen viel umworben war, verſteht ſich von ſelbſt. Alle unſeren reichen Kaufmannsſöhne bereiterten ſich ihr zu gefallen, der mecklenburgiſche und hannöverſche Adel, der ſich viel in Hamburg aufhielt und natürlich das Brooke'ſche Haus vor allen andern Häuſern frequentirte, wetteiferte in Ellens Huldigung; man wußte, daß ſie bereits ſehr glänzende Bewerbungen ausgeſchlagen habe; man ſah, daß ſie Niemand bevorzugte, und man fragte ſich oftmals, wen ſie einmal wählen würde oder was die Eltern für Abſichten mit ihr haben möchten. In der Familie ſelbſt war aber das Heirathskapitel bisher immer nur ſehr oberflächlich zur Sprache gekommen. So oft ſich eine Bewerbung um Ellen geltend gemacht, hatte man ſie davon benachrichtigt, um ihr, deren Glück die wirkliche Sorge der Eltern war, die freie Wahl zu laſſen, und man war im Grunde jedesmal ſehr zufrieden geweſen, wenn ſie den Antrag zurückgewieſen hatte; denn eine verheirathete Tochter gehört den Eltern nicht mehr, und Herr Brooke und die Frau verlangten nichts Beſſeres, als das Mädchen noch eine Weile ihr eigen zu nennen.

„Am Morgen des Jubiläums aber mochte der Gedanke, daß ihm ein Erbe ſeines Namens und ein Fortführer ſeines Geſchäftes fehle, Herrn Brooke wohl beſonders fühlbar geworden ſein, und er mußte ſich mehr als ſonſt damit beſchäftigt haben, denn kaum war Ellen mit der Mutter bei ihm eingetreten, ihm ihre Glückwünſche zu bringen, kaum hatte er ihnen ſeinen Dank ausgedrückt, und ſie mit Freude und Rührung umarmt, als ſein Geſicht ernſthaft wurde und eine Traurigkeit über ihn kam, die ſonſt ganz außer ſeiner Art lag. Madame Brooke fragte ihn, was ihm fehle, was ihn eben heute verſtimme.

„‚Ich habe,‘ ſagte er, ‚ſo häufig von der Melancholie des Glückes, von der Furcht reden hören, die den Glücklichen im Hinblick auf ſein Glück beſchleicht, und habe das eigentlich immer für eine Thorheit gehalten oder doch nie eine ſolche Empfindung gekannt. Alles was wir beſitzen, iſt die Frucht der Arbeit und des Talentes, iſt Folge richtiger Berechnung und ſchneller Benutzung des günſtigen Augenblicks, iſt alſo wohl verdient, und ich darf ſagen, ſo gut benutzt worden, als es wohl verdient iſt. Heute jedoch iſt es mir plötzlich eingefallen, wie oft der Zufall, oder nennt es das Schickſal, unſere Unternehmungen beſchützte, wie Manches uns ganz unerwartet gelungen, ja gegen alles Erwarten gelungen iſt, und ich habe mir zum erſtenmale eingeſtehen müſſen, daß wir ein ganz ungewöhnliches Glück gehabt haben, daß es wirklich ein Glück gibt, welches reine, zufällige Gunſt des Schickſals iſt. Wenn man dieſen Gedanken aber in ſich aufkommen läßt, gibt man damit zugleich die Möglichkeit eines eben ſolchen, von jedem eigenen Thun unabhängigen Unglücks zu. — Darin liegt etwas Unheimliches, etwas Dämoniſches! Ich konnte mich dieſem Eindruck heute nicht entziehen, und es war mir neben demſelben faſt eine Genugthuung, daß mir der Himmel den Sohn verſagt hat, den ich mir ſo oft gewünſcht habe, den nicht zu beſitzen, für einen Mann in meinen Verhältniſſen, an einem Tage wie dieß Jubiläum, wirklich ein Mißgeſchick iſt.‘

„Ausſprechen deſſen, was uns drückt, heißt oftmals, es auf fremde Schultern laden. Herrn Brooke's Stirn erheiterte ſich, aber Frau und Tochter waren ſchmerzlich berührt. Es thut weh zu erfahren, daß einem Menſchen ſein höchſter Wunſch unerfüllt geblieben iſt, dem man Alles zu ſein und Alles zu leiſten glaubte, was er begehrte. Herr Brooke wurde den Mißgriff, den er gemacht hatte, auch augenblicklich inne, und um zu begütigen, was er geſehlt, ſprach er, ſich gegen die Tochter wendend: ‚Da du nun bisher mein Glück gemacht haſt, Ellen, ſo wird es auch an dir ſein, mir das Einzige zu bringen, was mir fehlt. Du mußt dich verheirathen, und mir den Sohn in das Haus ſchaffen, der die Firma von Gotthard William Brooke fortführt — denn fortgeführt muß ſie werden, darauf halte ich.‘

„Ellen nahm das für eine jener gelegentlichen Aeußerungen; ſie legte kein großes Gewicht darauf, weil ſie keinen beſtimmten Gedanken damit verband; Madame Brooke indeſſen war ſichtlich beunruhigt durch die Worte, und als ihr Mann die Frage that: ‚Weißt du denn noch Niemand, der für uns Beide paſſen könnte, Mädchen?‘ — fiel die Mutter ihm mit der Bemerkung in die Rede, daß dieß kein Tag ſei, dergleichen Dinge zu verhandeln.

„‚Gerade umgekehrt!‘ rief Herr Brooke. ‚Ein Feſttag iſt's für uns, für alle meine Freunde, für alle meine Leute, und ich habe durch die geſtern gemachte Stiftung dafür geſorgt, daß es auch ein dauernder Feſttag für Hamburg bleiben ſolle. Unſere Freunde erwarten heute etwas Beſonderes für den

Digitized by Google

Abend. Wir haben ihnen Bälle und Soupers genug geboten, damit überraschen wir sie nicht, und eine Ueberraschung möchte ich unsern Gästen doch bereiten. Ellens Verlobung z. B. würde eine solche sein.‘

„Ellen sah ihn verwundert an. ‚Wie kommst du darauf, Papa?‘ fragte sie erröthend.

„‚Mich dünkt,‘ versetzte er, ‚das liegt nahe genug, denn alle Welt wundert sich, daß du dich noch für keinen deiner Bewerber entschieden hast. Faße heute einen Entschluß, und zwar einen, den man nicht erwartet, und der mir der erfreulichste wäre.‘ Er hielt inne, und sagte darauf: ‚Wenn heute Abend Ellens Verlobung mit Graf Schönthal oder mit dem Erben von Gotthold Bertram publizirt würde, so würde dieß für Niemand eine Ueberraschung sein, und Jedermann das als etwas ganz Gewöhnliches betrachten. Ich hätte aber mein Vergnügen darau, Mädchen, wenn du eine Wahl träfest, die den Leuten Etwas zu reden gäbe, wenn du eine Wahl träfest, wie eben nur du sie thun kannst, die auf Geld und Gut nicht zu achten braucht, weil es seit hundert Jahren für dich erworben ist‘ —

„‚Ich bitte dich, bester William,‘ fiel die Mutter ihm, mehr und mehr verstimmt, abermals in das Wort, ‚nähre doch solche Ideen nicht in dem Kopf des Kindes. Was in dir republikanischer Bürgerstolz ist, ja! was geradezu eine Seltenheit an einem Manne ist, dessen Geschlecht sich so den eigenen Weg gebahnt, wie das deine, das würde in Ellens Kopf zu einer sehr thörichten Romantik werden, der wir entgegen treten müßten. Und ich bin gewiß, Ellen ist sehr fern von solchen Grillen! Sie weiß, was sie sich schuldig ist, und was wir von ihr hoffen dürfen!‘

„Die arme Ellen wurde bald roth, bald blaß. Die Wahl ihres einstigen Gatten war der Streitpunkt zwischen ihren Eltern, und die Mutter vermied es daher sonst geflissentlich, das Thema in Gegenwart der Tochter ankommen zu lassen, von deren Geberlam sie sich überzeugt hielt, und für welche sie ganz andere Pläne hegte, als der Vater; denn Madame Brooke hatte alle Vorurtheile einer Engländerin und den ganzen Stolz einer armen Adeligen. Sie war in der Verehrung von Rang und Reichthum auferzogen, weil Beides ihr geeignet hatte; so lange sie auch mit William Brooke verheirathet war, in ihrem Herzen war sie immer eine Windham geblieben, und da sie einst durch ihre Verbindung mit Brooke ein fürstliches Vermögen in die Windham'sche Familie gebracht hatte, so war es nun an Ellen, eine neue Grafenkrone für dieselbe zu erwerben. Madame Brooke hatte auch bereits eine Wahl getroffen, und sie zweifelte nicht, Ellen für dieselbe geneigt zu machen, so ferne der Vater selbst ihr nicht hindernd in den Weg trat. Ellen sollte den Grafen Schönthal heirathen, den Attaché des österreichischen Gesandten, den Sohn und Schwager einer Fürstin, dem die fürstlichen Titel seines Mutterbruders in nächster Aussicht standen; und mit ihrer Tochter, der Fürstin Ellen, wollte Madame Brooke dann einmal ihre Verwandten in England besuchen, um durch Pracht, Reichthum und Namen jene Baronets und Viscounts zu überstrahlen, die einst mit vornehmer Nichtachtung auf die arme Miß Windham herabgesehen hatten.

„Niemand, weder Mann noch Tochter, kannten diese letzten geheimen Gedanken der Mutter, denn sie verstand zu schweigen. Aber Herr Brooke sowohl als Ellen wußten, daß sie vorzugsweise auf eine vornehme Heirath für Ellen sehen würde, und diese selbst hatte sich den Galanterieen und der Bewerbung des jungen Grafen immer freundlich hingegeben. Nicht daß sie etwa eine besondere Liebe für ihn gefühlt hätte — sie liebte weder ihn noch einen Andern — aber der Graf war jung, schön, lebhaft, die Frauen und Mädchen zeichneten ihn aus, und heirathen mußte sie doch einmal.

„Aber auch der Vater hatte seinen heimlichen Stolz und seine heimlichen Wünsche, und Madame Brooke fürchtete diese so sehr, daß sie sich niemals merken ließ, wie gut sie dieselben errathen habe. Ellen sollte keinen Edelmann, sie sollte überhaupt Niemand heirathen, der es nicht als ein großes Glück ansehen mußte, sie zur Frau zu bekommen; und er wollte, da er nun einmal keinen Sohn besaß, sich einen Schwiegersohn verschaffen, der ihm ganz zu eigen werden konnte, der ganz in seine Ansichten einging, der sein Geschäft nicht nur übernehmen, sondern nach der eingeführten Weise fortsehen, und vor Allem nicht daran denken sollte, ihm jemals die Tochter aus dem Hause zu führen. Da aber bei einem Charakter wie Herr Brooke solche Gedanken nicht bloß fromme Wünsche bleiben, so hatte er auch bereits den Mann gefunden, dem er die Tochter und ihr Erbe und sein Handlungshaus bestimmte, und dieser Mann war Emanuel Siewert, der einzige Sohn seines einzigen Jugendfreundes.

„Emanuel war sechs, sieben Jahre älter als Ellen. Sein Vater war in den Colonieen gestorben, und Herr Brooke hatte seit dessen dritten Lebensjahre Sorge für ihn getragen. Ein Fünfzehnjähriger, war er als Lehrling in das Brooke'sche Geschäft eingetreten, und galt nun für die rechte Hand seines Prinzipals und Beschützers. Er nahm seit Kurzem die Stelle eines Disponenten ein, Ellen wußte, wie gerne der Vater ihn hatte, wie bequem er ihm war, sie selbst hatte eine gute Meinung von ihm, rühmte ihn oftmals, und Herr Brooke, dem im Leben Alles wohl gelungen war, konnte sich nicht denken, daß Ellen sich weigern würde, die Frau des Mannes zu werden, den er sich zu seinem Nachfolger erkoren hatte.

„Ohne also auf die Aeußerung seiner Frau zu achten, sagte er: ‚Wie wäre es, Ellen, wenn wir heute binnunterschicken und Emanuel rufen ließen?‘

„‚Emanuel?‘ fragte Ellen mit wirklicher Verwunderung. ‚Wozu das, lieber Vater?‘

„‚Um ihm zu verkünden, was wir mit ihm vorhaben!‘ antwortete Herr Brooke, und er sah dabei

Digitized by Google

so heiter aus, daß man ihm anmerken konnte, wie angenehm die Vorstellung ihm war.

„Aber statt der Zustimmung, die er zu hören wünschte, schlug das helle Lachen der Tochter an sein Ohr. ‚Den Emanuel soll ich heirathen, den Emanuel? Nein, Papa! Das ist zu komisch! Das hast du doch nicht gemeint. Und se ganz mit einem Male willst du das abmachen, so ohne Weiteres soll ich ihm übertragen werden, wie du ihm erst das Hauptbuch und dann die Prokura übertragen hast? Das ist zu komisch, Väterchen!‘ — Sie lachte, auch die Mutter, der nichts erwünschter kommen konnte, als die Art, in welcher Ellen die Sache auffaßte, stimmte in das Lachen ein, und von ihrer guten Laune fortgerissen, fügte Ellen hinzu: ‚Stelle dir nur vor, Papa, wenn der ernsthafte Emanuel jetzt käme, und du sagtest ihm, was du ihm für eine neue Ehre zugedacht, und daß er mein Mann werden solle, und feierlich und ernsthaft wie er ist, gestände er dir unumwunden, daß er dafür danken müsse, weil eine Andere ihm besser gefalle als ich! Das wäre doch außer allem Spaße, das könnte doch unmöglich sein, und was würde dann aus mir bei solcher Scene!‘

„Sie konnte des Lachens kein Ende finden; Madame Brooke sagte scherzend, das käme davon heraus, wenn ein Geschäftsmann romantisch würde; indeß die Heiterkeit der Frauen blieb ohne allen Einfluß auf den Vater, und strenger als der Anlaß es rechtfertigte, sprach er: ‚Ziere dich nicht, Helene, und scherze nicht, wenn ich ernsthaft mit dir rede. Da ich es weiß, daß Emanuel dich liebt, wirst auch du darüber nicht in Zweifel sein, und daß der Mann sein Leben für die Frau läßt, die er einmal in sein Herz geschlossen hat, dessen seid ihr Beide so gewiß als ich. Ich wiederhole es: ich wünsche mir Emanuel zum Schwiegersohn; willst du mir durch deine Zustimmung diesen Wunsch erfüllen?‘

„‚Lieber Vater! Du setzest mich wirklich in Erstaunen, in Verwirrung,‘ wendete Ellen ausweichend ein, die es aus Erfahrung wußte, daß mit ihm nicht zu scherzen war, wenn er sie nicht Ellen, sondern auf gut Deutsch Helene nannte. Auch die Mutter bat ihn, die Sache nicht in solcher Weise und an solchem Tage zur Entscheidung zu bringen; aber er achtete ihrer Einwendungen nicht.

„‚Ich überrasche Ellen gar nicht, sie kann auch gar nicht verwirrt sein,‘ erklärte er; ‚denn sie und du, ihr müßt meine Absichten schon längst gekannt haben. Kurz und gut also! Convenirt Emanuel dir zum Manne oder nicht? Ja oder nein?‘

„Der Ton des Vaters verdroß das durch Liebe und Nachgiebigkeit verwöhnte Mädchen, die Verstimmung der Mutter reizte es noch mehr auf, und ohne zu zögern, antwortete Ellen kalt und trocken: ‚Nein! Durchaus nicht!‘

„‚Also nein!‘ wiederholte Herr Brooke, indem er sich erhob und in das Nebenzimmer ging. Die Frauen blieben erschrocken zurück. Auf nichts weniger waren sie gefaßt gewesen, als auf solch’ eine Unterredung, auf solch’ einen Vorgang an eben diesem Morgen. Ellen traten die Thränen in die Augen, sie war nahe daran, dem Vater nachzugehen und ihm zu sagen, daß sie gehorchen wolle; es kam ihr auch der Gedanke, welch’ ein tüchtiger und liebenswürdiger Mann Emanuel sei, und daß der Vater sie, sein einziges und so überaus geliebtes Kind, sicherlich nur demjenigen anvertrauen würde, zu dem er sich des Allerbesten versah. Davon war sie fest und sicher überzeugt. Daß Emanuel sie liebe, daß seine ganze Seele an ihr hänge, das hatte sie fast von Kindheit an gewußt, aber die Frau Emanuels, Frau eines jungen Mannes ohne Namen, ohne Stellung zu werden, den Disponenten ihres Vaters zu heirathen, das war ihr niemals in den Sinn gekommen. Sie stellte sich vor, welche Einwendungen die Mutter dagegen machen würde; sie dachte, was man in ihrem Umgangskreise dazu sagen, wie man sich darüber wundern würde; sie erinnerte sich all’ der Aussichten, die sich ihr mit ihren Vorzügen, mit ihrem Vermögen in der großen Welt eröffnen mußten, wenn sie einen Aristokraten, einen Mann aus den Kreisen der Diplomatie und der Höfe wählte, und sie räumte es sich zuletzt ein, daß sie eine unverantwortliche Thorheit begehen würde, wenn sie nur um ihrem Vater nachzugeben, eine Heirath schlösse, von der sie in keiner Weise irgend eine besondere Befriedigung zu erwarten hätte.

„Niedergeschlagen und die Augen voll Thränen, saß sie in dem Sessel neben dem Sofa, Madame Brooke stand noch unmuthiger an dem Fenster. Der Vater war aus dem Nebenzimmer zurückgekommen und ging schweigend auf und nieder. Die drei Menschen bildeten einen schneidenden Gegensatz zu den heiter geschmückten Räumen, zu den Blumen, die in sommerlicher Pracht die Vasen und Blumentische füllten, obschon der Schnee durch die Straßen wirbelte und seine kleinen Sterne an die Fenster klebte. Auf den Tischen lagen die Gaben der Liebe für den Vater ausgebreitet, die silbernen Schalen trugen glückwünschende Karten und Briefe in Menge, in allen war von dem schönen, ungetrübten Familienleben, von der Liebe die Rede, welche die Gatten und ihr Kind verband — und zum ersten Male fühlten sie sich entzweit, zum ersten Male ohne Frieden und ohne Freude.

„Das lastete auf Jedem von ihnen, und als fühle der Eine die Gedanken des Andern, so erhoben sich Mutter und Tochter plötzlich, als der Vater sich ihnen wieder näherte, und warfen sich an seine Brust. Er umarmte und küßte Beide. ‚Sei wieder gut!‘ baten sie ihn.

„‚Ich bin nicht böse!‘ entgegnete er; ‚indeß von einem Lieblingswunsche trennt man sich nicht so im Augenblick, nicht ohne Bedauern. Jetzt ist es abgethan, und damit gut. Für Emanuel, den ich liebe wie einen Sohn, werde ich zu sorgen wissen, aber auch deine Zukunft, Ellen, will ich festgestellt sehen. Graf Schönthal wartet noch immer auf deine Entscheidung. Die Mutter ist seiner Bewerbung vorzugsweise geneigt; ich habe gegen ihn nicht mehr als

Digitized by Google

gegen jeden andern Aristokraten einzuwenden, der dir in seinem Innern doch letztlich eine Ehre mit seiner Wahl zu erzeigen meint, und du selbst scheinst ja auch dem Leben in unsrem Kreise abgeneigt. Soll ich dem Grafen Schönthal sagen, daß du die Seine werden willst? — Es würde der Mutter heute eine doppelte Freude machen; wir vergessen dann Alle, was uns heute trennte und verstimmte, und — für Emanuel wird es gut sein, wenn er es auf diese Weise erfährt, daß er Nichts zu hoffen hat.'

„Ellen hatte, als der Vater ihr Emanuel zum Manne vorgeschlagen, in ihrem Innern an den Grafen gedacht. Jetzt, da sie sich für diesen erklären sollte, regte sich keine Freude in ihrem Herzen, indeß es sträubte sich auch nichts in ihr gegen diese Aussicht. Sie hatte sich den Augenblick, in dem sie sich und ihr Herz für immer verschenken sollte, nur anders vorgestellt. Aber sie sah das freudestrahlende Gesicht der Mutter, sie sah das Auge des Vaters auf sie gerichtet, sie wollte ihn nicht zum zweiten Male an diesem Tage erzürnen, und ohne alles Widerstreben, aber auch ohne die freudige Aufregung der Liebe, gab sie ihre Einwilligung dazu, die Frau des Grafen zu werden.

„Damit kehrten der Einklang und die Freude in die Familie zurück. Madame Brooke war so glücklich, als ihre Tochter es hätte sein müssen, der Vater fand sein Gleichgewicht immer wieder, sobald er vor einer festen Thatsache stand, und Ellen war erfreut darüber, wieder helle Gesichter um sich zu sehen. Man benachrichtigte den Grafen von der für ihn günstigen Entscheidung, freudestrahlend eilte er herbei, und der Graf war jung, schön, liebenswürdig und der Liebe kundig. Seine Aufregung, seine Lebhaftigkeit rissen das unschuldige Herz des jungen Mädchens mit sich fort, die Glückwünsche, die Freudenbezeugungen der Verwandten und Fremde des Hauses ließen Ellen kaum zur Besinnung kommen. Man sprach mit Ellen von ihrer Hochzeit, von dem Wiener Hofe; am Mittag trafen zufällig die Schwester und der Schwager des Grafen ein, und die Anwesenheit des fürstlichen Paares brachte neue Zerstreuung, neue Gedanken, neue Aussichten an die junge Braut heran. Ihre Ideen wirbelten wie Phantasmagorien durch einander, tausend wechselnde und glänzende Bilder zogen an ihrer Seele vorüber, und doch lag hinter ihnen allen ein dunkler Punkt, doch lag über allen ein nicht zu bannender Schatten. Sie wußte nicht, woher es kam, sie konnte nicht aufhören, an Emanuel zu denken. Wo sie auch war, worvon man mit ihr sprach, immer sah sie ihn vor sich stehen, immer sah sie, wie bleich er geworden war, als man ihm am Morgen ihre Verlobung mitgetheilt hatte. Sie konnte den Blick nicht vergessen, den er auf sie gerichtet, als er ihr glückwünschend die Hand gegeben hatte, und sie hätte weinen können, wenn sie an den Ton seiner Stimme dachte.

„Mittags bei dem Familien-Diner erschien er wie immer. Er hatte seit seinem fünfzehnten Jahre als Hausgenosse im Brooke'schen Hause gelebt. Aber man war nicht mehr zu Vieren beisammen wie sonst, er saß nicht mehr neben Ellen. Der Graf, der Fürst und die Fürstin waren als Familienmitglieder anwesend, Ellen hatte zwischen dem Grafen und dem Fürsten Platz genommen, aber sie mußte es sich eingestehen, daß Emanuels Erscheinung etwas sehr Edles habe, und daß er sich, ohne es besonders zu wollen, die Beachtung erzwang, welche ihm zu gewähren die neuen vornehmen Verwandten nicht eben gewillt gewesen waren.

„Am Abende war ein Ball im Hause. Die Gesellschaft war sehr groß, die Säle schimmerten im Lichtglanz, die Frauen im Glanze ihrer Schönheit und ihres Schmuckes. Die Ehrenbezeugungen, welche die Kaufmannschaft, welche seine Mitbürger Herrn Brooke dargebracht, hatten ihm wohlgethan; er fühlte sich so selbstherrlich, daß die aristokratische Verwandtschaft ihm nicht mehr lästig dünkte, er war vortrefflich aufgelegt. Auch Ellen war heiter geworden. Sie tanzte gern, der Graf war ein vortrefflicher Tänzer, sie war jetzt seine Braut, er durfte sie fester in seinen Arm ziehen, er durfte unbemerkt ihre schöne Stirne küssen. Sie sah zu ihm empor, sie war sicher, daß sie ihn liebte und ihn schon lange geliebt habe.

„Emanuel tanzte auch, aber er hatte Ellen nicht zum Tanze aufgefordert wie sonst, er vermied es sogar, ihr zu begegnen, das that ihr leid. Sie wählte ihn, als die Anordnung des Tanzes dieß gestattete; er konnte es nicht abweisen, und trat mit ihr in die Reihe. Aber als könne er es nicht unterdrücken, sagte er: ‚Was soll das, Fräulein Ellen?' —

„Sie schrack zusammen, er sah finster aus und war sehr blaß. ‚Ich kann es nicht ertragen, daß Sie mich so meiden! Sind wir denn nicht Freunde? Sollen wir es nicht bleiben? Warum mißgönnen Sie mir mein Glück?' stieß sie hervor.

„‚Ich war Ihr Freund niemals! Ich liebe Sie, Ellen, liebe Sie mehr als Alles — und wir sehen uns nicht wieder!' entgegnete er mit einer Leidenschaft, die ihr das Herz erzittern machte. Sie mußte sich niedersetzen, als er sie zu ihrem Platz geleitete, es schwamm ihr wie Nebel vor den Augen, sie wußte nicht, wie ihr geschah. Ihr Verlobter, die Mutter kamen herzu, man geleitete sie in ein anderes Zimmer; als sie in den Saal zurückkehrte, suchte ihr Auge vergebens nach Emanuel, er hatte das Fest verlassen.

„Am folgenden Tage kam er nicht zu Tische, Niemand sprach von ihm, Ellen wagte nicht nach ihm zu fragen. Der Graf war beständig in ihrer Nähe, es gab Briefe an auswärtige Verwandte zu schreiben, Visiten waren zu machen und zu empfangen, Alles im Hause war voll Heiterkeit, auf Ellens Seele lastete ein dumpfes, drückendes Gefühl von Schuld und Reue. Sie hätte es aussprechen mögen — aber gegen wen konnte sie dies zu thun sich entschließen?

„Eine Woche nach ihrer Verlobung machte der Graf bei Tische die Bemerkung, daß er den jungen

Digitized by Google

Mann, den Disponenten des Vaters so lange nicht gesehen habe. ‚Den werden Sie auch sobald nicht wieder sehen, lieber Graf!‘ entgegnete Herr Brooke gelassen. ‚Er hat schon lange eine Neigung gehabt sich weiter auszubreiten, die Welt zu sehen und selbstständig zu werden. Da hat er die Gelegenheit ergriffen, für eine unserer exportirenden Firmen eine Commandite in Australien, in Melbourne zu übernehmen. Er hat sich gestern eingeschifft.‘

„Und das haben Sie mir nicht erzählt, liebe Ellen?“ fragte der Graf verwundert.

„‚Ich wußte es ja nicht!‘ sagte sie leise, und die Thränen traten ihr in die Augen und schnürten ihr den Hals zu.

„‚Wir wollten Ellen in ihrer Freude nicht stören,‘ fiel die Mutter ihr schnell in die Rede. ‚Sie hat so viel Gemüth, und Emanuel selbst war zartfühlend genug, ihr den Schmerz zu ersparen, den die Trennung von einem Jugendfreunde uns immer bereitet.‘

„Madame Brooke hätte sich die Mühe dieser Erörterung sparen können. Es lag dem Grafen sehr fern zu glauben, daß Ellen an seiner Seite den Verlust eines Andern beweinen könne; und weinen konnte sie auch nicht, das Herz war ihr dazu viel zu sehr zusammengedrückt, der Sinn zu sehr verstört. Was sie an sich, an Emanuel gesündigt, was sie gegen den Grafen zu thun im Begriffe stand, das sah sie jetzt deutlicher ein, als es ihr gut war; aber wie sie es ändern, wie sie es ungeschehen machen und sich davor bewahren könne, mit all' der Freiheit, welche ihre Lebensverhältnisse gerade ihr geboten hatten, eine Heirath ohne alle Neigung zu schließen, das vermochte sie nicht zu denken, weil sie von jeher in der Scheu vor dem Urtheil der Menschen, in der gänzlichen Abhängigkeit von der Meinung ihres Gesellschaftskreises erzogen war. Es marterte sie, es sich sagen zu müssen, wie sie den Geliebten verzweifelnd hinausgetrieben in die Welt. Es graute ihr vor dem Betruge, den sie an dem Grafen auszuüben im Begriffe stand, und mehr noch vor der Entwürdigung, der sie selbst dadurch entgegen ging. Die ganze Schwere ihrer Handlungsweise lastete auf ihr; indeß die bloße Vorstellung dessen, was geschehen mußte, um aus diesen unwahren und unsittlichen Verhältnissen herauszutreten, nahm ihr den Muth des Wollens, und wie alle verzagten Herzen entschloß sie sich zum Dulden, wo es ihre Pflicht gewesen wäre offen und ehrlich zu handeln. In solchen Fällen kommt dem Menschen die Sophistik des Selbstbetruges immer schnell zu Hilfe. Sie sagte sich, daß sie zu büßen habe, daß sie leiden müsse, weil sie den Geliebten leiden mache, und sie suchte sich mit dem Troste zu beruhigen, daß sie noch unglücklicher sein werde als er, weil sie die Stärkung und Erhebung entbehre, welche ein gutes Gewissen dem Unglücklichen bereite.

„Damit ging der Winter hin. Ellen's Ausstattung wurde mit fürstlichem Luxus vorbereitet, des Grafen Ernennung zu einem andern und vortheilhafteren Posten stand in Aussicht, sobald er verheirathet und durch das Vermögen seiner Frau in den Stand gesetzt war, eine seiner Stellung angemessene Figur zu machen. Ellen's innere Verfassung schwankte hin und her. Sie gewann die Vorstellung lieb, bald Gräfin Schönthal zu sein, und einst Fürstin Schönthal zu werden; sie schrieb bisweilen mit Wohlgefallen Madame la Princesse de Schönthal auf irgend ein Blättchen, aber eben so oft kam ihr der Name Emanuel in die Hand, und allmählig fand sie sich darin nicht glücklicher zu sein, als so viele andere ihres Geschlechtes, die gezwungen sind, ihren Verhältnissen eine Jugendliebe aufzuopfern. Das Schlimme dabei war allein, daß ihr Verstand und ihr Herz es ihr beständig vorhielten, wie solch' ein Zwang für sie in keiner Weise obgewaltet, und wie sie vielmehr gegen die Wünsche ihres Vaters, aus Laune und aus Eigensinn über ihre Zukunft entschieden habe.

„Im Mai sollte Ellen's Hochzeit sein, aber gleich die ersten Monate des Jahres acht und vierzig brachten mit dem Ausbruche der französischen Revolution, mancherlei kleine Störungen in den Frieden ihres Brautstandes. Der Graf, sonst nicht vorurtheilsvoller als die Mehrzahl seiner Standesgenossen, nahm gegenüber der demokratischen Bewegung, welche durch die Welt ging, plötzlich eine andere Position. Er sah die Vorrechte der Kaste, welcher er angehörte, bedroht, das erbitterte ihn gegen diejenigen, von denen die Bedrohung ausging. Herr Brooke, wie die Reichen in der Regel, kein Freund revolutionärer Bewegungen, hatte aber dennoch den Stolz des Bürgerstandes, einen Widerwillen gegen die Anmaßungen der herrschenden Adelskaste. Sein Freiheitssinn charakterisirte sich in dem Spruch: stehe auf, damit ich mich setze! und mit diesem meinte er es ernsthaft. Er verfocht die Vorzüge einer bürgerlichen Republik, er nannte sich mit Stolz einen Bürger seiner republikanischen Vaterstadt; der Graf belächelte das, wenn er es nicht verspottete, es gab oftmals Streit über die Politik, es gab Streit über Ansichten, und wenn Madame Brooke das auch auszugleichen suchte, wenn Ellen's Bitten diesen Zwistigkeiten manchmal auch vorbeugen konnte, so hielt Herr Brooke es ihr doch häufig vor, daß er sich, eben weil er den Adel kenne, niemals einen Edelmann zum Eidam gewünscht habe, und der Graf verbarg es seiner Verlobten nicht, wie froh er sein werde, mit ihr endlich allein in jenen ruhigen Kreisen der Gesellschaft zu leben, in denen er geboren und erzogen, und in denen man vor so peinlichen Erörterungen und so unberechtigten Anmaßungen sicher sei. Selbst Ellen fing an sich aus dem Hause fortzusehnen, sie vor allen verlangte darnach verheirathet, das heißt gebunden zu sein, um, wie sie hoffte, durch ihr Pflichtgefühl vor ihrer Reue und vor ihrer Sehnsucht bewahrt zu werden.

„Je weiter die Revolution aber in Europa um sich griff, desto mehr verdüsterte sich auch das Leben im Brooke'schen Hause. Die Kaufleute sahen ihre Angelegenheiten durch den Lauf der Dinge vielfach gefährdet, der und jener fand sich von schweren Verlusten getroffen, die Fallissements in Paris wirkten

Digitized by Google

Mask

Digitized by Google

Verlag von Arau &

N. A. v. Kühn & Ade

nball.

Digitized by Google

Tonne de Stuttgart

Digitized by Google

auf Deutſchland zurück, der Schrecken lähmte alle Bewegungen der Börſe. Herr Brooke war nicht mehr jung, er hatte den Kopf voll Sorgen, Emanuel deſſen jugendliche Lebhaftigkeit und Entſchloſſenheit ſolchen Stürmen mehr Gegengewicht geboten haben würde, fehlte ihm an allen Ecken und Enden. Er war verdrießlich, wie die Seinen ihn niemals geſehen hatten, jede abweichende Meinung reizte ihn zum Zorne auf, und der Graf war nicht geneigt ihn zu ſchonen, denn die Vorgänge in Oeſterreich wurden immer bedenklicher, und ſein Zorn war nicht geringer, wenn ſchon anderer Art als der ſeines künftigen Schwiegervaters.

„An einem Morgen, als er Ellen beſuchte, brachte er das Wappen ſeiner Familie mit. Die Fürſtin hatte es in Wien auf's beſte ausführen laſſen, damit Ellens Taſchentücher in Hamburg danach geſtickt werden könnten. Ellen bewunderte die kunſtvolle Arbeit, Madame Brooke entzückte ſich an der Grafenkrone, und der Graf geſiel ſich darin ſeiner Braut die erſten Grundzüge der Heraldik beizubringen, und ihr die Bedeutung des Wappens zu erklären, als der Vater eintrat. Frau und Tochter ſahen es ihm an, daß er irgend einen ſehr unangenehmen Eindruck gehabt haben müſſe, und um ihn in bequemer Weiſe in das Geſpräch zu ziehen, zeigte Madame Brooke ihm das Wappen mit dem Zuſatz, daß die Fürſtin ſo gut geweſen ſei, es ihnen zu ſenden.

„‚Und wozu das?‘ fragte Herr Brooke.

„‚Um meine Taſchentücher damit zu ſticken, und unſer Silber darnach zu graviren, lieber Vater,‘ fiel Ellen ein, als verſtände ſich das von ſelbſt.

„Herr Brooke's Mienen wurden noch düſterer, und mit einem kalten und ſcharfen Tone, der den Grafen entſchieden verletzen mußte, ſagte er: ‚die Frau Fürſtin iſt ſehr gütig! Aber die Taſchentücher und das Silber, das William Brooke ſeiner Tochter zu ihrer Ausſtattung mitgiebt, werden mit ihrem und ſeinem Namen, Helene Brooke gezeichnet werden. Ueber die Anſchaffungen, welche der Graf ſpäter für ſeine Frau und ſein Haus etwa machen wird, mögen er und die Frau Fürſtin dann nach Belieben ſchalten.‘

„Er ging hinaus, der Graf ſprang auf und that eine Aeußerung gegen ihren Vater, die Helene und die Mutter nicht ohne Abwehr laſſen konnten, obſchon der Graf ſie augenblicklich zu beſchönigen verſuchte. Helene weinte, die Mutter vermittelte, man trennte ſich anſcheinend beruhigt, aber ohne rechte innere Verſöhnung. — Niemand ſprach im Laufe des Tages von dem Vorgefallenen, der Graf kam am Mittage nicht zu Tiſch, er entſchuldigte ſich ſchriftlich damit, daß Arbeiten in der Geſandtſchaft ihn zurückhielten. Abends, als er um die gewohnte Stunde zum Thee erſchien, wartete man vergebens auf Brooke, deſſen Pünktlichkeit zum Sprüchwort unter ſeinen Freunden geworden war. Als ſeine Frau in ſein Zimmer ſchickte, um ihn rufen zu laſſen, erhielt ſie den Beſcheid: Doktor Heerbrand, einer ſeiner Freunde und zugleich ſein Rechtskonſulent, wäre bei ihm, und die Herren würden dort den Thee einnehmen.

„Das war gegen alle Erfahrung. Madame Brooke und Ellen waren beſorgt, der Graf ſchien es auch zu ſein. Er that verſchiedene Fragen, die ſich, wenn auch verſteckt, auf die geſchäftlichen Verbindungen des Vaters bezogen, und der Abend war noch unbehaglicher als der Morgen es geweſen war. Als der Graf ſich entfernt hatte, ſagte Madame Brooke: des Vaters Verſchloſſenheit hat in Zeiten, wie die jetzige, wirklich etwas Quälendes. Der Bankerott des Onkels hat ihn ſchwer getroffen, ich weiß, daß er in Sorgen iſt. Er ſchläft die Nächte nicht, ich höre ihn oftmals ſeufzen — er iſt nicht mehr der Alte. In früheren Jahren war er ſo unverzagt. Ich wollte wir hätten Emanuel zu ſeiner Stütze hier — und ich wollte auch der Graf ginge auf einige Tage fort, damit ſich der Vater erſt wieder beruhigte.

„Es war das erſtemal, daß die Mutter den Entfernten zurückwünſchte, das erſtemal, daß ſie des Grafen nicht mit der gewohnten Vorliebe gedachte und ſich ſeiner Nähe freute. Auch Ellen hatte heute ſchon zu wiederholten Malen die beiden Wünſche der Mutter gehegt, und wenigſtens der Eine ſollte ſich erfüllen.

„Am andern Morgen brachten die Zeitungen die Nachricht von der Revolution in Wien. Eine Stunde ſpäter meldete ein Billet des Grafen der Brookeſchen Familie, wie ein Auftrag ſeines Geſandten ihn genöthigt habe, noch in der Nacht abzureiſen, und daß er Ellen melden werde, wohin ſie ihm ihre Briefe nachſenden ſolle. Der Brief war ſo ſonderbar gefaßt, daß Mutter und Tochter darüber die Wiener Revolution kaum beachteten, während der Vater keine Verwunderung irgend einer Art über das Schreiben bezeigte, ſondern es gleichgültig auf die Seite legte. Er zog ſich bald in das Comptoir zurück, die Frauen ergingen ſich in Vermuthungen nach allen Seiten, in der Stadt ſprach man davon, daß die Firma Gotthard Brooke ſich kaum werde halten können, ſo ungeheure Anſtrengungen ſie durch Realiſirungen auch mache, ihre laufenden Wechſel zu decken. Um ſich zu zerſtreuen und zu beſchäftigen, verhandelten Mutter und Tochter mit den Lieferanten für die Ausſtattung.“

Die Erzählerin machte eine Pauſe. Sie ſcherzte über ihre Weitſchweifigkeit und wollte offenbar zum Fortfahren ermuthigt ſein. Wir ließen es an der Bitte nicht fehlen, und nachdem ſie ſich eine kleine Raſt gegönnt hatte, fuhr ſie alſo wieder fort:

„Sie werden ſich erinnern, wie ſchnell die Ereigniſſe damals gingen. Der Revolution in Wien folgte die Revolution in Preußen auf dem Fuße. Am neunzehnten hatte man die Nachricht an der Börſe, am zwanzigſten wußte man, daß William Brooke ſeine Zahlungen einſtelle. Alle Welt beklagte ihn. Er hatte das Mögliche gethan, dies Aeußerſte zu verhindern, er hatte Alles geopfert, ſeine Handlungsweiſe war die reſpektabelſte geweſen, und es gab Perſonen, die da meinten, da er doch inſolvent bleibe, hätte er weniger gewiſſenhaft und klüger handeln, hätte er als beſahrter Mann mehr an ſich ſelbſt und an die Seinen denken können.

„Die Lage im Brooke'schen Hause können Sie sich denken. Man stand einer Thatsache gegenüber, an deren Möglichkeit man nie gedacht hatte. Die Liebe, welche die Familienglieder für einander hegten, verlieh ihnen Fassung und Selbstbeherrschung. Ellen gab nicht zu, daß der Vater dem Grafen die Mittheilung seines Fallissementes machte: sie übernahm es ihn davon in Kenntniß zu setzen; und Stolz und Ehrgefühl, welche den Vater getrieben, sich zum armen Manne zu machen, um seinen Gläubigern gerecht zu werden, diktirten der Tochter die Erklärung, daß sie den Grafen nicht an sein ihr gegebenes Versprechen gebunden erachte, wenn die Hand des mittellosen Mädchens ihm weniger begehrenswerth erscheine, als die Hand der reichen Erbin.

„Seine Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Es war der zärtlichste Brief, den sie jemals von ihm erhalten hatte, es war ein leidenschaftlicher Brief. Mit den Ausdrücken der wärmsten Liebe sagte er ihr, wie unglücklich es ihn mache, die Freiheit anzunehmen, die ihre Großmuth ihm biete. Er erinnerte sie, daß er kein Vermögen habe, er stellte ihr vor, wie unmöglich es ihm sei, sie, in der neuen ihm zugedachten Stellung, seinem Range und ihren Gewohnheiten nach zu unterhalten. Er sprach davon, wie sie sich jetzt sicher von ihren Eltern nicht werde trennen wollen, und wie unvereinbar seine und ihres Vaters Lebensansichten sich in der letzten Zeit gezeigt hätten. Er schilderte ihr seinen Schmerz, sein hoffnungsloses Leiden — sie las den Brief nicht bis an's Ende. Ihr Herz litt weniger davon, als sie selbst erwartet hatte, aber eine bittere Reue, eine tiefe Scham überwältigte sie. Emanuel würde nicht so gehandelt haben.

„Auch der Vater dachte unaufhörlich an ihn. Emanuel war der Einzige, gegen den der Niedergebeugte sein ganzes Herz entlastete. Aber es währt lange, bis ein Schiff die Meere durchzieht und Kunde von Europa nach Melbourne bringt, und es mußte viel Zeit vergehen, ehe des Fernen Antwort Herrn Brooke erreichen konnte.

„Ellen war wie verwandelt nach dem schweren Schlage. Sie sah den verzehrenden, schweigenden Gram des Vaters, sie hörte die Klagen der haltlos gewordenen Mutter. Darüber lernte sie sich selbst vergessen. Ihre Schuld war es, daß der Vater in diesem Augenblicke die Stütze entbehrte, die er sich in Emanuel zu geben gewünscht, sie hatte es zu verantworten, daß jetzt kein Sohn an seiner Seite stand, sie wollte vergüten was sie konnte, ersetzen und leisten was in ihrer Macht war.

„Die Zeitverhältnisse waren der Auflösung des Geschäftes so ungünstig als möglich. Der dänische Krieg lastete auf Hamburg, Jedermann hatte nur an sich zu denken, und Herr Brooke fand daher weniger Nachsicht bei seinen Gläubigern, als eine Firma wie die seine es in einem andern Zeitpunkte hätte hoffen dürfen. Sich gemahnt zu sehen, gedrängt zu finden, machte ihn die nöthige Klugheit vergessen, er beschleunigte, um Ruhe zu bekommen, den Verkauf seines liegenden Besitzes, es litt ihn auch nicht mehr in dem Hause, in welchem er das Unglück erlebt hatte, und auf das seine Gläubiger gerechte Ansprüche erhoben.

„An dem Tage, an welchem die preußischen Garden in Hamburg einrückten, um nach Holstein zu gehen, sollte die Familie Brooke das Haus verlassen, das mit seiner Kunstsammlung und mit seinem ganzen Mobiliar damals bereits in fremde Hände übergegangen war. Früh am Morgen hatte man noch einmal in dem gewohnten Zimmer gefrühstückt, draußen standen die Koffer gepackt, man wollte weiterhin auf den Tag die kleine Wohnung in St. Georgen beziehen, in welcher die Familie verweilen sollte, bis man Hamburg ganz verließ. Denn in Hamburg zu bleiben, wäre Jedem von den Dreien das Unerträglichste gewesen. Indeß Allen blutete das Herz im Augenblick des Scheidens. Jeder von ihnen durchschritt noch einmal unter verschiedenen Vorwänden die Reihe der unvergeßlichen Gemächer, Jeder wollte sich, ohne daß er es aussprach, noch dieses einmal ansehen, Jenes noch einmal betrachten. Ellen, so sehr sie darnach strebte, irgend ein Günstiges in den künftigen Verhältnissen zu entdecken, das den Ihren in dieser Stunde zum Troste hätte gereichen können, stand rathlos da. Mit einem Male vermißte man die Mutter, sie hatte ohne ein Wort zu sagen, die Stube verlassen, und war nicht wiedergekehrt. Man ging zu sehen, wo sie weilte, sie war in dem ganzen Stockwerk nicht zu finden. Ellen flog die Treppe hinauf, in das Schlafzimmer der Eltern, in das Zimmer, in welchem sie geboren worden war, und ein Schrei des Entsetzens entfloh ihren Lippen — Madame Brooke hatte ihrem Leben ein Ende gemacht.

„Die Aufregung, welche an dem Tage in Hamburg herrschte, die Spannung, welche die Nähe des Kriegsschauplatzes und die Ereignisse in Deutschland überhaupt hervorriefen, nahmen die Theilnahme der Menschen ganz in Anspruch, und verschlangen das Glück und das Mißgeschick des Einzelnen. Man beklagte das Unglück der Brooke'schen Familie einige Tage, man erinnerte sich, daß unter den Verwandten von Madame Brooke, unter den Windham's öfter Selbstmorde vorgekommen wären und fand es sehr begreiflich, daß Herr Brooke und die Tochter nicht länger in Hamburg zu leben vermochten. Herr Brooke war wirklich ruinirt, und das kleine Jahrgeld das ihm geblieben war, reichte höchstens dazu aus, ihm und der Tochter in irgend einer der deutschen Binnenstädte, ein sehr bescheidenes Auskommen zu sichern. Man wußte, daß sie Heidelberg zum Aufenthalte wählen würden, und Ellen's Freundinnen bewunderten den Muth und die Entsagung, mit welchem sie ihr Schicksal trug.

„Und Muth hatte Ellen nöthig, denn ihr Loos war schwer. Es ist kein Geringes, sich aus Reichthum in die äußerste Beschränkung, aus einem Kreise mitgenießender, theilnehmender Menschen in die Einsamkeit gedrängt zu sehen, seine ganzen Lebensverhält-

Digitized by Google

niſſe plötzlich ungebrochen zu finden, und am Grabe der Mutter der einzige Halt für einen ſo gebeugten Vater zu werden. Es gehört dazu ein feſtes Herz und eine ſtarke Liebe, und Ellen gewahrte es mit Freude, daß ihr dieſe beiden unſchätzbaren Güter in weit höherm Maaß zu eigen waren, als ſie ſelbſt es bisher gewußt hatte.

„Herr Brooke konnte die Unthätigkeit, zu welcher er ſich, nicht ohne ſeine Schuld verdammt ſah, nicht ertragen. Er klagte ſich an, daß ſein Ehrgefühl, ſein Stolz zu weit gegangen wären, daß er ſich ſelber zu genügen mehr gethan habe, als die ſtrengſte Gewiſſenhaftigkeit in ſolchem Zeitpunkte von einem Kaufmanne hätte fordern können, er machte ſich den Ruin ſeiner Familie, den Untergang ſeiner Firma, den Tod ſeiner Frau zum Vorwurf. Er mochte es nicht ſehen, wenn ſeine Tochter ſich den nothwendigen häuslichen Verrichtungen unterzog, und ſie wollte ihm doch die möglichſte Pflege gewähren. Er konnte nicht athmen in der kleinen Wohnung, die ſie inne hatten, und fühlte ein Widerſtreben das Haus zu verlaſſen, aus Scheu irgend einem ſeiner früheren Lebensgenoſſen zu begegnen. Er ſchloß ſich von der Welt ab, und verlangte Neues zu hören, begehrte unterhalten zu ſein. Ellen wußte ſich keinen Rath. Von ihrem vergangenen Leben vermied ſie gern zu ſprechen, weil Alles, was ihn daran erinnerte, ihm wehe that; die Gegenwart bot keinen erheiternden Wechſel dar, und Ausſichten in die Zukunft, welche ihn hätten erfreuen können, ſah ſie nicht vor ſich eröffnet. Nicht helfen zu können, wo man um jeden Preis Hilfe bringen möchte, iſt aber ſehr bitter, und Ellen fühlte, daß auch ſie die Spannkraft der Seele verlieren würde, wenn ſie dem entmuthigten und leidenden Vater unthätig gegenüber bliebe, einzig damit beſchäftigt den trüben Gedanken nachzuhängen, die ſie verfolgten, und über die Irrthümer zu grübeln, welchen ſie anheim gefallen war. Es mußte etwas geſchehen, ſie mußte Etwas thun, ſie wußte nur nicht was.

„Da fiel ihr Auge eines Tages, als ſie dem Vater die Zeitungen vorlas, plötzlich auf eine Anzeige, die ihren Bedürfniſſen entgegenkam. Man ſuchte in einer neu gegründeten Erziehungsanſtalt eine Perſon, welche der franzöſiſchen und der engliſchen Sprache mächtig ſei, um mit den jungen Damen in den Nachmittagsſtunden je nach Bedürfniß Converſation zu machen, oder ſpazieren zu gehen, und Ellen beſchloß, ſich zu dieſem Poſten zu melden. Es kam ihr hart an, die Erlaubniß des Vaters dazu zu fordern, aber mit dem Vergeben, daß es der beſte Weg für ſie ſei, ſich ſelber in der Uebung der erlernten Sprachen zu erhalten und ſich die ihr unentbehrliche Bewegung zu machen, erlangte ſie die gewünſchte Einwilligung, und es war damit für ſie ſehr viel gewonnen.

„Sie war für einige Stunden des Tages in eine heitere Umgebung verſetzt, ſie ſah nicht immer das gramerfüllte Antlitz ihres Vaters vor ſich, ſie hörte das ſorgloſe Geplauder der jungen Mädchen, dieſe und jene ihrer Pflegebefohlenen ſprach von ihrer Heimath, von ihren Eltern; es war doch eine Zerſtreuung, es zog ſie von ſich ſelber ab, und das hatte ſie nöthig.

„Herr Brooke war plötzlich zum Greiſe geworden. Seit er ſich nicht mehr von ſeinen gewohnten Lebensgenoſſen umgeben ſah, ſeit er nicht mehr den Chef des Hauſes Gotthard Brooke zu repräſentiren und der Mutter nicht mehr zu beweiſen hatte, daß er noch immer der Alte ſei, hatte er jene Achtſamkeit auf ſich verloren, welche den Menſchen aufrecht erhält, wenn die Jahre ihn niederzuziehen trachten. Er kämpfte nicht mehr gegen das Altwerden, und das Alter wurde alſo über ihn Herr. Dazu entbehrte er der ſtärkenden Weine, der Bäder, ja ſelbſt der Pflege ſeines Kammerdieners, der ihm das dünner werdende Haar ſo geſchickt zu dürſten, der ſeine Halstücher ſo gut zu binden verſtanden hatte, daß Herr Brooke ſich immer noch ganz vortrefflich anſehend gefunden, und ſich gern im Spiegel betrachtet hatte. Jetzt war das Alles anders, es kam ihm keine Täuſchung mehr zu Hilfe, er ſah, wie ſchnell er alterte, aber auch das betrübte ihn nicht mehr, wie es ſonſt der Fall geweſen ſein würde. Es war ihm Alles gleichgültig geworden, Alles bis auf Ellen und die Geſtaltung ihrer Zukunft.

„Ellen war jetzt der Mittelpunkt ſeines ganzen Daſeins. Ihr Kommen und ihr Gehen bildete die Abtheilung ſeiner gleichförmig hinfließenden Tage. Er hatte einen Zeitvertreib daran, nach der Uhr zu ſehen, und ihr zu ſagen, daß ſie ſich nun in das Inſtitut begeben müſſe, und eine Freude, wenn ſie wiederkehrte. Sie erzählte, was die Kinder und jungen Mädchen ihr vorgeplaudert, ſie berichtete von dem, was ſie an den Fenſtern der Schauläden geſehen hatte, hie und da war ſie bei den Spaziergängen mit ihren Schülerinnen auf Jemand geſtoßen, dem ſie früher auf ihren Reiſen begegnet war, und da in der Einſamkeit das kleinſte Erlebniß eine Wichtigkeit erlangt, ſo fand Ellen bald, daß ihr Leben wieder ein bewegteres werde, und daß es lange nicht mehr ſo traurig, wie in den erſten Monaten ſei. Als ſie dann endlich am Neujahrstage dem Vater von dem erſten ſelbſtverdienten Gelde einige Flaſchen ſtärkenden Weines und einige andere Erfriſchungen auf den kleinen Mittagstiſch hinſetzen konnte, hatte ſie eine neue, nie zuvor geahnte Freude, obſchon der Vater ihr wegen ihrer Verſchwendung Vorwürfe zu machen für nöthig hielt.

„Inzwiſchen war der lang erwartete Brief von Emanuel eingetroffen. Jedes Wort darin war Treue und Hingebung für ſeinen Wohlthäter. Er nannte es ſein Mißgeſchick, daß er nicht zur Stelle geweſen ſei, und eine ſchwere Verſchuldung, daß er aus ſelbſtiſcher Schwäche und Weichlichkeit, den väterlichen Freund verlaſſen habe, neben dem zu bleiben und dem zu dienen Pflicht und Ehre ihm ein für alle mal geboten hätten. An eine Rückkehr war auf lange Jahre hinaus für ihn nicht zu denken, wollte er dem Vertrauen entſprechen, welches ſein jetziges Haus

Digitized by Google

in ihn gesetzt hatte, und wollte er selbst vorwärts kommen, was nun doppelt für ihn gefordert war. Indeß er stellte sich und seine ganze Thätigkeit der Einsicht seines früheren Wohlthäters zur Verfügung. Er hatte bei Abgang seines Briefes es noch nicht gewußt, in welch' unzweckmäßiger Weise die Arrangements des Brooke'schen Hauses geleitet worden waren, sondern den Glauben gehegt, daß die Firma von Gotthard Brooke noch fortbestehe, daß das Haus nach gemachten Regulirungen seine Geschäfte wieder aufnehmen werde, und darauf hin war sein ganzer Brief gerichtet. Er wies Mittel und Wege für neue Unternehmungen nach, wie der Hinblick auf Australien sie ihm an die Hand gab, er erbot sich alle Einleitungen zu treffen, alle Vermittelungen zu übernehmen, er zeigte sich als der wahre Freund in der Noth.

„Auch von dem Tode der Mutter, von Ellens rückgängig gewordener Verlobung war er natürlich noch nicht unterrichtet. Während er also mit banger Theilnahme des Eindruckes gedachte, welchen der Glückwechsel auf Madame Brooke hervorbringen würde, erwähnte er Ellens mit keiner Sylbe, bis ganz am Schlusse des Briefes, an welchem es hieß: ‚ich hoffe, daß Sie mein väterlicher Freund! und Madame Brooke, in dem Glück und der Zufriedenheit der Frau Gräfin Schönthal und Ihres Herrn Schwiegersohnes, einen Trost und eine Aufrichtung in den bösen Tagen finden werden, die mit Ihnen zu bestehen ich mir leider selbst unmöglich gemacht habe, und die sicherlich überwunden und vergessen sein werden, wenn es mir einst bei meiner Heimkehr vergönnt ist, Ihnen für all das Gute zu danken, das Sie mir von Kindheit an erwiesen, und für das ich, so lange ich lebe, Ihr ehrlicher Schuldner bleibe!'

„Der Brief hatte Ellen und den Vater, jeden auf seine Weise erschüttert. Er war gelesen und wieder gelesen werden, und jede Aeußerung des Vaters über Emanuel war, ohne daß Herr Brooke dies beabsichtigte, ein Schmerz und ein Vorwurf für die Tochter geworden, so daß sie es vermied auf das Schreiben und auf Emanuel zurückzukommen, obschon des Vaters Gedanken vorzugsweise gern bei ihm verweilten. Emanuel's Aussichten, seine Plane, seine Unternehmungen und die Wahrscheinlichkeit ihres Erfolges beschäftigten Herr Brooke, wie ihn einst die eigenen Unternehmungen beschäftigt hatten. Er fing im Geiste wieder zu rechnen, zu spekuliren an, er verlangte wieder nach den Zeitungen, um den Stand der Waarenmärkte und der Kourse, um die Aussichten für Erwerb zu erfahren. Er kalkulirte wie viel Jahre Emanuel brauchen könne, um ein reicher Mann zu werden, und nach Europa zurückkommen zu können; aber bald ermüdete ihn das Rechnen, bald regte es ihn übermäßig auf, und Ellen überzeugte sich nur zu schnell, daß ihres Vaters fast leidenschaftliche Theilnahme an Emanuel's Ergehen, hauptsächlich auf der Hoffnung beruhte, ihn für Ellen zum Manne zu gewinnen, und so seinen alten Lieblingswunsch, wenn auch in ganz anderer Weise als er es zuerst beabsichtigt hatte, in Erfüllung gehen zu sehen."

Die Erzählerin machte eine neue Pause, man that verschiedene Zwischenfragen an sie, und nachdem sie ihre Gedanken wieder gesammelt hatte, fuhr sie also fort: „Sehr leidenschaftliche Wünsche sind oft, wie das letzte Aufflackern eines Lichtes, der Vorbote des Erlöschens. Herr Brooke überlebte den Sturz seines Hauses kaum um ein Jahr. Das Unglück hatte dem nur an Glück gewöhnten Manne das Herz gebrochen, und mit 19 Jahren stand Ellen als Waise in der Welt. Unter ihres Vaters Papieren fand sich ein Brief, der sie in Form der vertrauenvollsten Bitte dem Schutze Emanuels empfahl und diesem im Voraus den väterlichen Segen ertheilte, falls er Ellen zu seiner Gattin wählen würde.

„Ellen las den Brief mit stürzenden Thränen, aber er ward nicht abgeschickt. Liebende mißverstehen sich oft genug, und zusammengehörende Herzen entfernen sich oft genug von einander, wenn sie in nächster Nähe bei einander sind, wie konnte es also fehlen, daß Ellen und Emanuel sich nicht zusammenfanden, da sie sich einmal mißverstanden hatten und jetzt durch den halben Erdkreis von einander getrennt waren.

„Emanuel hatte sich eines gewissen Triumphes nicht erwehren können, als er die Kunde vernahm, wie ehr- und herzlos Graf Schönthal seine Braut verlassen; denn auch das großmüthigste Herz bleibt ein Menschenherz, und sich verschmäht zu sehen, um eines Unwürdigen willen verschmäht zu werden, das verwindet sich nicht leicht. Aber gerade diese Empfindung der gereizten und befriedigten Eitelkeit und die ihr folgende aufzuckende Hoffnung hatten Emanuel mißtrauisch gegen sich selbst, und vorsichtig und höchst zurückhaltend in den Aeußerungen gemacht, mit denen er in seinem zweiten Briefe der Familie über den Tod der Mutter sein Beileid ausdrückte und die schmerzlichen Erfahrungen von Fräulein Helene beklagte. Es war vergebens, daß Ellen sich vorhielt, wie er gar nicht anders habe schreiben, gar nichts Anderes in diesem Augenblick sagen oder thun können, ohne eine Unzartheit zu begehen. Sie liebte ihn, und Liebe macht ungeduldig und darum unvernünftig und ungerecht. Sie hatte einst die Neigung nicht beachtet, die er ihr durch lange Jahre offen bewiesen hatte, nun zürnte sie ihm, daß er es über den Ocean hinweg nicht sehen konnte, wie sie sich damals selbst betrogen, wie ihr Sinn verwandelt und ihre Liebe ihm zugewendet war. Sie schalt seine männliche Selbstbeherrschung, Vergeßlichkeit und Kälte, und dieser gegenüber durfte und wollte sie sich nicht verrathen. Aber zu der thörichten Eitelkeit des Herzens, welche die Frauen sich so gern als edlen weiblichen Stolz, als weibliche Würde auslegen, gesellte sich bei Ellen ein sehr berechtigtes Ehrgefühl. Sie hatte Emanuel zurückgewiesen, als sie reich gewesen war und ihm eine in jedem Betracht erwünschte Zukunft zu bieten gehabt hatte, wie sollte sie sich nicht schenen,

Digitized by Google

als eine Hilfe ſuchende vor ihm zu erſcheinen und ihm zu geſtehen, daß ſich jetzt auf ihn, als auf ihren einzigen Freund, all ihre Sehnſucht richtete.

„Drei-, viermal ſchrieb und zerriß ſie den Brief, in welchem ſie dem Entfernten den Tod ihres Vaters zu melden beabſichtigte. Er klang ihr immer zu liebevoll, ſie fürchtete immer, zu viel geſagt und es verrathen zu haben, was ſie Alles durchlebt und durchlitten hatte, ſeit Emanuel geſchieden war. Aber ſo oft ſie auch von Neuem begann, immer wieder ſtrömte das Herz ihr über, immer wieder machte ihr Schmerz ſich Luft. Wollte ſie Emanuel nicht Alles bekennen, was ſie bewegte, und ihm nicht eingeſtehen, daß ſie ihn liebte, daß ſie auf ihn hoffte, ſo blieb ihr Nichts übrig, als einen Brief zu ſchreiben, wie ſie ihn an irgend einen Geſchäftsfreund ihres verſtorbenen Vaters gerichtet haben würde, und ſolch einen Brief ſendete ſie endlich an Emanuel ab, nicht ohne ſich der Hoffnung hinzugeben, weil er ſie liebe, werde er errathen, was ſie ihm aus Scham verberge, werde er ahnen, wie viel Selbſtüberwindung es ſie gekoſtet habe, ſich dieſen ruhigen Bericht, ſich einen ſolchen trockenen, kalten, liebeloſen Brief abzugewinnen.

„Ihre Vorausſetzungen betrogen ſie aber, denn Emanuel befand ſich in ähnlicher Lage, wie ſie ſelbſt. Auch er hielt ſich daran, daß Ellen ſeine Liebe und ſeine Zurückhaltung verſtehen und ſchätzen müſſe; er rechnete auf einen Brief, der die Antwort auf alles Dasjenige hätte ſein müſſen, was er ihr verſchwiegen hatte, und da dieſer Brief der Natur der Sache nach unmöglich eintreffen konnte, hatte er darüber einen Kummer, der nicht geringer war, als Ellen's Gram.

„Ein Mann jedoch, der viele Geſchäfte und die mannigfach wechſelnden Aufregungen zu beſtehen hat, welche große Handelsunternehmungen mit ſich bringen, behält nicht viel Zeit übrig, um an eine verkannte Liebe zu denken, und erliegt derſelben nicht, auch wenn er nicht aufhört, den Gegenſtand derſelben im Herzen zu tragen. Er antwortete Ellen mit aufrichtiger Trauer um ihren Vater, ſagte, daß er ſich glücklich ſchätzen würde, ihr irgendwie dienen zu können, und glaubte etwas ſehr Heroiſches geleiſtet zu haben, als er ihr betheuerte, daß ſie auf ihn wie auf einen Bruder rechnen könne.

„Als Ellen dies Wort geleſen hatte, nannte ſie ſich ganz verlaſſen, und da Augenblicke des Schmerzes den Menſchen, ſofern ſie ihn nicht lähmen, meiſt über ſich ſelbſt hinausheben, und ihn zu gewaltſamen Entſchlüſſen verleiten, ſo ſtieg in Ellen der Gedanke auf, ſich ganz von ihrer Vergangenheit loszulöſen, ſich einzig auf die eigene Kraft zu ſtellen, und eine Scheidewand zwiſchen ſich und Emanuel aufzurichten, hinter der ſie für ihn verloren bleiben mußte, auch wenn ihm ſpäter einmal die Sehnſucht und das Verlangen kommen ſollten, ſie zu ſuchen und wieder zu finden.

„Die Beſchäftigung mit jüngern Mädchen, das Unterrichten war ihr lieb geworden, und ſie befand ſich auch in der Nothwendigkeit, für ihren Unterhalt ſorgen zu müſſen. In dem letzten Willen ihres Vaters hatte ſie den Nachweis über mancherlei Verpflichtungen gefunden, deren Tilgung er ihr empfahl, falls ſie jemals wieder zu Vermögen gelangen ſollte. Dieſem Wunſche des Hingegangenen nachzukommen, war ihr eine Befriedigung. Der Vater und ſie hatten nach dem Falliſſemente von den Zinſen eines Legates gelebt, das ihr Großvater für unbemittelte Kaufleute und deren Töchter begründet hatte, und zu welchem William Brooke natürlich der Nächſtberechtigte geweſen war. Dies Legat gehörte jetzt ihr an, aber ſie beſchloß darauf zu verzichten, oder vielmehr ſie wies die Gläubiger ihres Vaters auf ihren Antheil an, und Alles, was ſie dafür verlangte, war, daß der eine derſelben, der als engliſcher Conſul in Antwerpen lebte, ihr einen Paß auf den Familiennamen ihrer Mutter ausſtellte. Er willfahrte ihr, und mit dem Bewußtſein, eine letzte Liebespflicht gegen ihren Vater, eine Ehrenpflicht gegen ſein Andenken erfüllt zu haben, verließ ſie Heidelberg und begab ſich nach Paris, wo die Vorſteherin des Erziehungsinſtitutes, in welchem ſie Hilfslehrerin geweſen war, ihr in einer alten Adelsfamilie eine Gouvernantenſtelle vermittelt hatte.

„Abhängigkeit zu tragen will erlernt ſein, aber wer großes Leid im Herzen birgt, ſchlägt die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens nicht allzuhoch an, und Ellen traf es inſofern ſehr günſtig, als die Grafen Molincour zu jenen alten guten Familien zählten, in denen Adel des Herzens und Feinheit der Sitte eben ſo erblich waren, als ihr Titel und ihr Wappen. Miß Windham, unter welchem Namen Ellen in dem Hauſe des Grafen auftrat, wurde mit aller der Rückſicht behandelt, auf die ſie irgend Anſpruch machen konnte, und die beiden Mädchen, welche man ihrer Aufſicht anvertraute, waren liebliche Geſchöpfe. Ellen verlangte es auch gar nicht beſſer, als fern von der Geſellſchaft ausſchließlich für dieſe Kinder zu leben, und es hätte auch kein beſſeres Heilungsmittel für ihr müdes, hoffnungsloſes Herz gefunden werden können, als der Verkehr mit jenen glücklichen Weſen, deren ganzes Daſein Hoffnung und Freude war.

„Die Kinder waren ihr ganzes Augenmerk und ſchloſſen ſich ihr zärtlich an. Das machte die junge Gouvernante der Gräfin werth, und es war auch nicht möglich, die ſchöne anmuthige Ellen nicht zu lieben, deren ſanfte, gefaßte Entſagung, deren milde Traurigkeit ſie nur noch anziehender erſcheinen ließen. Man wußte in dem gräflichen Hauſe, daß Ellen eine Waiſe, daß ſie einſt reich geweſen ſei, aber man hielt ſie für eine Engländerin, und ſie ſah auch, da ſie ihrer Mutter ſehr ähnlich war, wie eine ſolche aus. Ihren wahren Namen kannte Niemand.

„Jahre entſchwanden auf dieſe Weiſe. Ellen war ihrer Herrin immer näher getreten, es ging ihr wohl in dem gräflichen Hauſe, und ſie gewöhnte ſich, ſo wenig als möglich zurückzudenken. Sie fing an, das Gute, das ſich ihr darbot, ohne Vergleichung

Digitized by Google

mit der Vergangenheit zu genießen, und der Menſch iſt, ja, wenn er geſund an Seele und Leib iſt, ſo glücklich organiſirt, daß er Alles vergeſſen kann, was er vergeſſen will; und Ellen wollte vergeſſen, Alles vergeſſen bis auf den Einen, den ſie nicht vergeſſen konnte, weil deſſen Bild immer höher und heller in ihr empor wuchs, je reifer und je tüchtiger ſie ſelber wurde.

„Es hatte ſie oftmals, wenn ſie am Abende nach erfüllter Tagesarbeit einſam in ihrem Zimmer ſaß, dazu getrieben, an ihn zu ſchreiben. Oftmals hatte ſie die Feder angeſetzt, oft auch ein Paar Zeilen, ein paar Seiten geſchrieben, aber ſie wußte von Emanuels Ergehen gar Nichts, ſie hatte ſich aus allem Verkehr mit denjenigen Perſonen gebracht, die ihr über ihn hätten Auskunft geben können, und wenn ſie dann einmal im Zuge war, ihre Gedanken auf ihn zu richten und dieſe Gedanken auf das Papier zu werfen, ſo drängte ſich ihr die Frage auf: wie aber, wenn er dein nicht mehr gedächte, wenn er verheirathet wäre, und er empfinge in Gegenwart ſeiner Frau den Brief, der ihn an Zeiten und an ein Mädchen mahnen ſollte, die ihm Nichts mehr ſind? — Natürlich unterblieb der Brief nach ſolchen Ueberlegungen, aber Emanuel wich ihr deshalb nicht aus der Erinnerung.

„Eines Abends hatte ſie ſich lange im Geiſte mit ihm beſchäftigt. Es war Frühling, die Bäume des Gartens, der das im Faubourg St. Germain gelegene Hôtel Molincour umſchloß, prangten im üppigſten Grün, die Nachtigallen ſangen durch die Stille und der Mond leuchtete ſo hell, daß die weißen, fackelartigen Kaſtanienblüthen förmlich auf dem Blättermeer erglänzten. Ellen hatte eine große Freude an der Schönheit der Natur, aber der Zauber einer weichen Frühlingsnacht iſt ſehr gefährlich für den Menſchen, der ſchon viel verloren hat, denn die ſchwärmeriſche Empfindung, mit der wir uns in das All verſenken möchten, erinnert uns bald an Diejenigen, die uns entriſſen, und die vor uns in den Schoos der Mutter Erde zurückgekehrt ſind.

„Ellen dachte, als ſie die ſchönen Bäume vor ſich ſah, bald an die Trauerweiden und Cypreſſen, die auf dem Hamburger Kirchhofe das Erbbegräbniß der Brookes beſchatten, in dem ihre Mutter beerdigt lag, und in dem ihr armer Vater ſeine letzte Ruheſtätte nicht gefunden hatte. Sie ſtellte es ſich vor, wie groß jene Bäume jetzt ſchon ſein würden, und wie hoch wohl der Epheu das Kreuz umranken möchte, das ſie ihrem Vater auf ſein Grab geſetzt. Es gedieh Alles ſchnell in Heidelberg, die Vegetation war viel kräftiger als in ihrer Vaterſtadt, aber in den Tropen, da freilich mußte es noch ganz anders ſein. Sie ſchreckte zuſammen, ſie war mit ihren Gedanken gelandet, wo ſie nicht verweilen ſollten. In dem Augenblicke klopfte es an ihre Thüre: es war der Diener, der ſie einlud, zum Thee zu kommen, und es war ihr lieb, daß man ſie ſtörte.

„Sie hatte lange im Dunkeln geſeſſen, im Saale war es hell, das Licht blendete ſie alſo, als ſie eintrat. Die Thüren nach dem Garten waren geöffnet, der Graf befand ſich mit Jemand, den ſie nicht ſehen konnte, auf dem Balkon. Auf dem Sopha ſaß neben der Gräfin eine nicht eben junge und nicht hübſche Frau. Die Gräfin begrüßte Ellen, und ſtellte ſie mit den Worten: ‚die Erzieherin meiner Kinder!‘ der fremden Dame vor, ohne ihr jedoch den Namen derſelben zu nennen, wie das in ähnlichen Fällen meiſt ſo einfeitig zu geſchehen pflegte. Die Fremde machte der Gouvernante eine herablaſſende Verbeugung, und nahm weiter keine Notiz von ihr. Die Damen ſprachen von den Tagesereigniſſen, und Ellen ging der Gräfin bei dem Bereiten des Thees zur Hand, als der Graf mit ſeinem Begleiter von dem Balkon in das Zimmer kam. Sie blickte nach den Eintretenden hinüber, das Blut ſtockte ihr im Herzen, ſie mußte die Taſſe, welche ſie in der Hand hielt, niederſetzen, um ſie nicht fallen zu laſſen, denn Graf Schönthal ſtand vor ihr.

„Auch er war eben ſo erſchrocken. „Fräulein Brooke!‘ rief er aus, und hätte ſicherlich viel darum gegeben, den Ausruf nicht gethan zu haben, der eine allgemeine Verwunderung erzeugte. Die Gräfin Molincour und die Gräfin Schönthal wiederholten den Namen, Beide mit ſichtlicher Betreundung. ‚Du kennſt das Fräulein?‘ fragte die Gräfin Schönthal, und: ‚Was bedeutet das, Miß Windham?‘ fragte die Gräfin Molincour. Ellen rang nach Faſſung, aber Graf Schönthal hatte es auf ſeiner diplomatiſchen Laufbahn beſſer als die arme Gouvernante gelernt, einer unerwarteten Begegnung und einer üblen Lage mit Dreiſtigkeit die Stirne zu bieten. Er trat an Ellen heran und ſagte, indem er ihr die Hand hinreichte: „Verzeihen Sie, Miß Windham, daß die Erinnerung mich verwirrte!‘ Dann ſich gegen die Anderen wendend, ſprach er: ‚Ich habe Miß Windham in dem Hauſe ihrer nächſten Verwandten, in dem Brooke'ſchen Hauſe in Hamburg gekannt und verehren gelernt, als ich noch an jenem Orte Attaché war.‘ — Er verbarg es mit einer geſchickten Bewegung, daß Ellen ſich weigerte ihm die Hand zu geben, ſetzte ſich an ihrer Seite nieder, und verſuchte es, eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen. Aber er blieb mißrei und verwirrt, ſie antwortete ihm kurz und abweiſend, und benutzte dann die erſte Gelegenheit, den Saal zu verlaſſen, um ſich in der Stille ihres Zimmers von dem Schrecken zu erholen, und ſich von Herzen auszuweinen. Es war das erſte Mal geweſen, daß ſie einen ihrer früheren Bekannten wieder geſehen hatte, und grade dem Grafen hatte ſie begegnen müſſen.

„Am folgenden Tage verließ die Gräfin Molincour Paris, um, wie das alljährlich geſchah, bis gegen das Neujahr hin mit ihrer Familie auf dem Landſitz zu verweilen. Für Ellen war dies eine Erleichterung, wie denn der ganze Vorgang inſofern zu ihrem Beſten ausſchlug, als er die Veranlaſſung zu einem weitern Ausſprechen und damit zu einem vollern Vertrauen zwiſchen ihr und der Mutter ihrer Pflegebefohlenen wurde. Aber obſchon die Gräfin

Digitized by Google

jetzt Ellens wahren Familiennamen und ihre früheren Erlebnisse kennen gelernt hatte, blieb sie, weil man das Aufsehen zu vermeiden wünschte, welches ein Wechsel ihres Namens mit sich gebracht haben würde, für alle Uebrigen Miß Windham, nach wie vor; und keiner jener Schicksalswechsel, keines jener romantischen Ereignisse, auf welche selbst verständige und nüchterne Naturen sich zu vertrösten geneigt sind, und auf welche zu hoffen kaum irgend Jemand unterläßt, treten in Helenens Leben ein.

„Sieben Jahre hatte sie als Erzieherin in dem Hause der Gräfin gelebt, die älteste ihrer Schülerinnen hatte sich nach französischer Sitte sehr früh an einen Marquis von Brirhal verheirathet, die Verlobung der jüngern war eben vollzogen worden, und die junge Marquise zur Feier derselben von ihrem Schlosse in die Stadt gekommen. Die Gräfin ging viel in Gesellschaft, weil der Beifall, welchen ihre beiden Töchter überall empfingen, sie erfreute, und die Marquise überließ sich mit freiem Herzen den Zerstreuungen von Paris, wenn sie ihr zweijähriges Söhnchen in Ellens Obhut wußte, welche vor nicht ferner Zeit die treue Pflegerin ihrer eigenen Jugend gewesen war.

„Niemand in der Molineour'schen Familie dachte daran, sich nach der Verheirathung der zweiten Tochter von Ellen zu trennen, denn sie war Allen wie eine Anverwandte lieb und werth geworden; es fragte sich zwischen der Mutter und den Töchtern nur, ob Ellen als Gesellschafterin im Hause der Gräfin bleiben, oder als Erzieherin in das Haus der Marquise übergehen sollte; aber Ellen hatte doch das peinliche Gefühl, an keinem der beiden Stellen wirklich nothwendig zu sein, und diese Erkenntniß drückte sie. Sie empfand die Leere, welche jedes Frauenzimmer fühlt, das in früheren Tagen viel umworben sich, wenn die eigentliche Zeit der Jugend vorüber ist, ohne eigene Familie, ohne eigene Häuslichkeit und ohne einen ihr für ihr ganzes Leben zugewiesenen Beruf erblickt: sie fühlte sich heimathlos und überflüssig in der Welt, und das ist bitter.

„Spät im Herbste des Jahres achtzehnhundert sechs und fünfzig hatte sie es übernommen, die Wärterin zu begleiten, welche den Knaben der jungen Marquise in das Freie hinaustragen sollte, während seine Mutter und Großmutter in der Stadt Besuche machten. Die Sonne schien hell, die Luft war trocken, und das gelbbraune Laub der Kastanienbäume hielt noch fest an den Zweigen, so daß die schönfarbigen Baumkronen des Luxembourg-Gartens sich noch ganz stattlich zu dem hellblauen Himmel hinaufhoben. Die Wärterin hatte den kräftigen Knaben, der in ihren Armen ungeduldig geworden war, auf die Erde gestellt, und der Kleine trippelte und lief zum umher, die braunen Kastanien aufzusammeln, die er, so oft er eine gefunden hatte, einzeln zu Ellen hintrug.

„Eine Weile sah sie dem Spiele des Kindes mit Vergnügen und mit Theilnahme zu, aber die braunen Kastanien und das Rascheln der kleinen Füße in dem am Boden liegenden welken Laube riefen ihr die eigene Kindheit und die Tage zurück, in denen sie selbst als solch ein fröhliches Kind unter den Augen ihrer Mutter in dem Garten ihres schönen Landhauses gespielt hatte. Wie wenig hatte ihre Mutter damals daran denken können, daß ihre Tochter einst fremde Kinder überwachen und erziehen, wie wenig hatte sie daran denken können, daß die sechsundzwanzigjährige Ellen so einsam und so unnütz in der Welt dastehen würde, als es jetzt ihr Fall war.

„Und sie war sechs und zwanzig Jahre alt, morgen war ihr Geburtstag. Sie hatte ihn nun schon seit so langer Zeit allein durchlebt, denn man kennt in Frankreich die Feier des Geburtstages nicht; aber nie zuvor hatte sie mit solcher Traurigkeit auf denselben hingeblickt, als eben jetzt. War es der Ton des Herbstes in der Luft, waren es die fallenden Blätter oder der Gedanke, daß sie nun bald sich auch von ihrer zweiten Schülerin werde trennen, und sich eine neue Thätigkeit, einen Ersatz für die Liebe werde suchen müssen, die das junge Mädchen ihr bewies, — genug, sie konnte sich des tiefsten Herzeleides nicht erwehren. Ihr ganzes Leben, all ihr Handeln und Thun zog in der Erinnerung an ihr vorüber; was ihr von Andern geschehen war, was sie Andern gethan hatte, lag im Zusammenhange vor ihr, und sie gehörte zu jenen ehrlichen und darum in gewissem Sinn beklagenswerthen Naturen, die es nicht vermögen, ihre Irrthümer vor sich zu beschönigen. Sie vermochte meist nur sich selber und sehr selten einmal Andere anzuklagen für dasjenige, was sie zu erfahren und zu erleiden hatte.

„Zweimal, das gestand sie sich mit Reue, war es in ihre Hand gegeben worden, mit ihrem eigenen Glücke das Glück eines Andern zu begründen. Es würde sie nur ein Wort gekostet haben, den treuen Emanuel auch nach ihres Vaters Tode noch an sich zu fesseln, aber der Hochmuth, der sie dazu gebracht, ihn zu verschmähen, als der Vater sie ihm verbinden wollte, hatte sie dann später auch dazu verleitet, sich vor ihm zu verbergen und sich von allen ihren Freunden und Jugendgenossen zurückzuziehen. Was hatte ihr das genützt?

„Sie sehnte sich in diesem Augenblicke nach Deutschland, nach ihrer Vaterstadt, nach ihren alten Freunden und Bekannten. Sie wünschte in die Heimath zurückzukehren. Die Schuld ihres Vaters, welche sie mit ihrem Legate zu bezahlen übernommen, war getilgt, sie besaß dadurch jetzt wieder eine kleine Jahresrente; von der gräflichen Familie war ihr eine Pensionen zugesichert, wenn sie nach vollendeter Erziehung der beiden Töchter Frankreich zu verlassen wünschte, und sie hatte selber einige Ersparnisse gemacht, so daß sie vor aller Noth gesichert und in der Lage war, in ihrer Heimath selbstständig und auskömmlich zu leben. Aber wen würde sie wiederfinden von ihren früheren Bekannten, wie würde sie dieselben wiederfinden, wie würde man sie jetzt empfangen? — Das waren die Fragen, die sie hin

Digitized by Google

Digitized by Google

Gallait pinx. Druck v. A. Schuler in Stuttgart Dove gest.

Der Verbannte.

Verlag von Ernst v. Hoffmann in Stuttgart

Digitized by Google

und her erwog, die ihr das Herz beklemmten und den Sinn verdüsterten.

„In jenes Brüten versenkt, in dem man vor sich hinblickt ohne etwas Bestimmtes zu sehen, saß sie träumerisch da, und zog mit ihrem Sonnenschirme leise Linien in die Erde, die sich in Kreise verschlangen, wie ihre Gedanken, und immer auf denselben Punkt zurückkehrten, wie diese. Der Knabe hatte so viel Kastanien auf ihren Schoos gehäuft, daß sie endlich wieder aufmerksam auf ihn und seine Spiele zu werden begann, und eben richtete sie das Haupt nach der Seite hin, nach der das Kind sich hingewendet hatte, als sie einen Mann erblickte, der plötzlich in seinem schnellen Gange inne hielt, um dem Knaben Raum für seine kleinen Schritte zu lassen.

„Sie sah noch einmal hin, ihr Auge konnte sie nicht getäuscht haben, aber sie wagte es nicht, ihm zu vertrauen. Sie erhob sich, der Fremde wurde aufmerksam auf sie, er blickte sie an, er kam näher heran, es war keine Täuschung, es war Emanuel selbst.

„Er war noch kräftiger, noch männlicher geworden, aber das war der Blick voll Liebe, mit dem er sein ernstes Auge stets auf sie gerichtet hatte, das war der Ausdruck von Freude, den sie so oft gesehen, wenn er sich ihr unerwartet gegenüber befunden hatte. Auch er hatte sie also augenblicks erkannt, und er hatte sie noch nicht vergessen. Sie wollte ihm entgegengehen, und mußte sich doch festhalten an der Bank; aber er trat an sie heran, er stand an ihrer Seite, sie hielten sich bei den Händen, keines von ihnen sprach ein Wort.

„‚Ellen!‘ sagte er endlich, ‚welch ein Glück ist das!‘

„‚Was führt Sie hieher?‘ fragte sie.

„‚Gestern bin ich in Havre gelandet. Seit heute morgen bin ich hier!‘ gab er ihr zur Antwort, und Rede und Gegenrede paßten nicht recht zusammen, aber sie verstanden einander dennoch und wieder schwiegen sie Beide.

„‚Wo waren Sie denn all die langen Jahre? wir haben uns lange, lange nicht gesehen und viel erlebt, seit wir uns trennten!‘ nahm Emanuel endlich wieder das Wort, und sie hatten sich niedergesetzt und er hielt ihre Hand in der seinen. Er fragte sie, wie es ihr ergehe. Sie sagte, es gehe ihr sehr wohl! und ihr ganzes Gesicht lächelte vor stillem Glück. Sie hatte es ganz vergessen, wie unglücklich sie sich eben noch gefühlt hatte.

„Während dessen kam der Knabe an sie heran. Er weinte, weil sie die Kastanien hatte zur Erde fallen lassen. Sie hob ihn auf und suchte ihn zu beruhigen. Er schmiegte sein dickes bethränktes Gesichtchen an ihre Schulter. Emanuel wurde ernst und blaß.

„‚Ist das Ihr Knabe?‘ fragte er.

„‚Nein!‘ versetzte sie. ‚Ich habe seine Mutter von Kindheit auf erzogen, und ihn auf deren Bitte mit seiner Wärterin ein wenig in die Luft geführt.‘ Sie kam sich sehr alt vor, als sie das aussprach, und es that ihr weh, so alt zu sein.

„‚Und Sie selbst, Sie haben keine Kinder?‘ forschte Emanuel weiter.

„Ellen wurde roth. ‚Ich bin nicht verheirathet!‘ sagte sie. Das hatte er hören wollen, und doch nicht danach zu fragen gewagt. Er nahm das Kind von ihrem Arme und küßte es. Vorher war ihm das nicht möglich gewesen, so sehr er Kinder liebte.

„Vom Luxembourg schlug es zwei Uhr. ‚Es wird Zeit sein, Miß Windham, daß wir nach Hause gehen,‘ bemerkte die Wärterin des Knaben, und es war das erste Mal, daß Jemand Ellen an ihre Pflicht erinnern mußte.

„Sie erhob sich, Emanuel gab ihr den Arm, die Wärterin folgte ihnen mit dem Kinde nach. Es gab das Beiden eine Illusion, die sie verlegen machte, daß sie still neben einander hergingen, bis Emanuel die Frage aufriefe, weshalb man sie nicht bei ihres Vaters Namen nenne. Sie fing an ihm zu erzählen, und sie erzählte nun Alles. Seit wie lange hatte sie nicht so recht von Herzen sprechen können. Sie schilderte ihm die letzten Stunden in ihrem Vaterhause in Hamburg, und des Vaters letztes Lebensjahr, und Alles, was sie seitdem erlebt. Ihm war ja Alles wichtig, Alles neu. Er beklagte des Vaters Tod, er beklagte auch den Untergang des guten alten Hauses, der guten alten Firma, in der er selbst gelernt und gearbeitet hatte durch so lange Zeit.

„‚Es war Schade, daß Niemand da war, sie neu aufzurichten!‘ sagte er, und er bedauerte dann, daß er das Wort gesprochen hatte. Ellens bewegte Gedanken davon abzulenken, hub er nun von sich selber zu berichten an. Sie mußte es doch wissen, wie Alles ihm geglückt war, wie acht Jahre der Arbeit ihn zum reichen Manne gemacht hatten, und daß er nun wiederkehrte, um Europa nicht mehr zu verlassen, und sich in der Heimath festzusetzen. Er wollte von Hamburg aus seine Geschäfte in Australien leiten. ‚Ich fürchte nur,‘ meinte er, ‚ich werde auch wie Sie ein Fremder in der Vaterstadt geworden sein. Acht Jahre sind solch eine lange Zeit.‘

„Ellen räumte ihm das ein. Sie kamen vor das gräfliche Haus, sie gelangten an Ellens Zimmer, er begleitete sie hinein. Sie zeigte ihm den Raum, in dem sie so lange einsam gelebt, und die Andenken aus dem Vaterhause, von dem sie so lange schon entfernt war. Welch eine Zeit trennte sie von jenen Tagen! Er saß an ihrer Seite und sah sie gedankenvoll an. ‚Eine lange Zeit!‘ wiederholte er — und fügte dann hinzu: ‚Und sie hat doch Nichts geändert, Ellen! Denn ich komme wieder mit all den alten Wünschen, mit dem einen alten Gedanken, und mit der alten Hoffnung, liebe Ellen!‘

„Sie saß ihm gegenüber, das Herz war ihr voll zum Ueberfließen, aber sie konnte Nichts sagen. Im Kamin knisterte das Feuer, die Sonne sah hell in die Stube herein, sie saßen einander so nahe und es war ihm so wohl in ihrer Nähe. Er bog sich zu ihr hinüber und nahm ihre Hände gefangen: ‚Ellen!‘ fragte er, ‚soll ich denn noch einmal von Dir gehen, noch einmal in die Welt hinaus, ohne Dich!‘

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Gallait Inv. Druck v. A. Schuler in Stuttgart Dora gest.

Der Verbannte.

Verlag von Krais u. Hoffmann in Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

„‚Ach nein,‘ rief ſie, ‚bleibe hier!‘ Aber als habe ſie noch kein Recht zu dieſer Bitte, entzog ſie ihm ihre Hand, und mit einer Lebhaftigkeit, die er nie an ihr wahrgenommen, ſagte ſie: ‚Du mußt es aber wiſſen, du mußt Alles wiſſen, wie unglücklich ich war, ſeit der Stunde, da ich dich verſchmähte! Du mußt es auch wiſſen, mit wie viel tauſend bittern Thränen ich es bereute, wie ſchwer mir das Herz war, wie ſchuldig ich mich fühlte, als ich noch die Braut des Grafen war‘ —

„‚Stille, Ellen, ſtille!‘ ſagte er, denn er war keiner jener Egoiſten, die Freude finden können an der Selbſtanklage der Geliebten: ‚Stille, Ellen! Ich hätte auch nicht fortgehen ſollen; es war eine feige Flucht, daß ich euch verließ, und auch ich habe jener Tage thörichte Verblendung oft genug bereut. Aber wozu rückwärts blicken, ſind wir doch im Hafen!‘

„‚Ja, im Hafen!‘ rief ſie, und warf ſich in ſeine Arme, die er ihr entgegenbreitete.

„‚Nun kehren wir Beide in die Heimath zurück!‘ ſagte Emanuel.

„‚Und du richteſt die alte Firma wieder auf!‘ rief Ellen ſo eifrig, daß Emanuel lachen mußte; ‚das ſind wir dem Vater ſchuldig.‘

„‚Gewiß! Da du nun mein Compagnon wirſt,‘ ſagte der glückliche Emanuel, ‚mein treuer Compagnon in Glück und Leid!‘

„Sie kannten ihrer Freude kein Ende, und ſie haben Wort gehalten. Sie haben den Wunſch des Vaters ganz und gar erfüllt, nur Schade, daß er ſich nicht mehr daran erfreuen konnte. Emanuel hat die alte Firma wieder aufgerichtet, Ellen iſt ſeit vier Jahren ſeine Frau, und ſie ſind einander treue Compagnons geworden, die guten, lebensgeprüften Menſchen; auch für die Fortführung der Firma iſt ſchon geſorgt, denn Ellens beide Knaben gedeihen ganz vortrefflich.“

Die Erzählerin brach jetzt ab. Sie war ganz gerührt worden von ihrem eigenen Berichte, und wir waren es mit ihr. „Es iſt eines der glücklichſten Paare, die ich kenne,“ ſagte ſie nach einer kleinen Pauſe, da wir Alle noch unter dem Eindruck des Gehörten ſchwiegen; „und bei den Beiden wird man wirklich einmal wieder an den alten Vers aus dem Fouqué’ſchen Zauberring erinnert:

„Man geht aus Nacht in Sonne,
Man geht aus Graus in Wonne,
Aus Tod in Leben ein!“

„Oder auch an das alte Sprichwort: ‚Was lange währt, wird gut!‘“ meinte einer der ältern Herren.

„Es könnte auch heißen: ‚Auf Regen folgt Sonnenſchein!‘“ ſagte ein Anderer, der hinausgeſchaut und es, wie wir Alle, wahrgenommen hatte, daß der Himmel ſich gelichtet, und die letzten Sonnenſtrahlen durch die Bäume der Promenade funkelten.

„Wenigſtens hat die Erzählung das Gute gehabt,“ ſagte die alte Dame, „Ihnen vom Regen bis zum Sonnenſchein die Zeit zu vertreiben. Das iſt ein Verdienſt, das der Redſeligkeit des Alters nicht immer zuerkannt werden kann, und das ich mir heute nicht nehmen laſſe. Nun aber kommen Sie hinaus, denn wir ſind ja hier, um uns zu ſonnen.“

Sie ging hinaus und wir Alle folgten ihr nach — wir dankten ihr eine gute Stunde, und Mancher vielleicht noch eine gute Lehre in den Kauf.

Der Verbannte.

(Mit einem Stahlſtich.)

„Mein Vater liegt erſchlagen,
Im Streit für’s Vaterland,
Ich bin in jungen Tagen
Geächtet und verbannt.

„Der Mutter brach das Herze,
Sie ſank in’s Grab hinein,
Und ließ mit meinem Schmerze
Mich in der Welt allein;

„Verſtoßen und vertrieben —
Doch iſt in bittrer Noth
Die Geige mir geblieben,
Sie gibt mir Troſt und Brod.

„Ihr darf ich anvertrauen,
Was mir im Buſen wühlt:
Die Sehnſucht nach den Auen,
Wo ich als Kind geſpielt;

„Den Schmerz um meine Todten,
Den Schmerz um’s Vaterland,
Und gegen die Despoten
Der Rache heißen Brand.

„Maria, Gnadenvolle,
Zu dir heb’ ich den Blick;
Führ’ zu der theuren Scholle
Der Heimath mich zurück!

„Aus meiner Geige Klingen
Iſt dir mein Fleh’n bekannt:
Gib, daß mein Arm mag ſchwingen
Ein Schwert für’s Vaterland!“

Die Zeit, ſie iſt gekommen,
Die Geige liegt zerſchellt,
Das Schwert hat er genommen,
Der Geiger ward ein Held.

Ein Held iſt er geſtorben,
Das Schwert noch in der Hand;
Und hat ein Grab erworben
Im freien Vaterland.

Digitized by Google

Die Telegraphie in alter und neuer Zeit.

Von **Ph. Huber.**

(Fortsetzung von Seite 25.)

Es iſt eine bekannte, nun bald in jeder ordentlichen Volksſchule gelehrte Thatſache, daß manche Körper, z. B. eine Glasröhre, Siegellack- oder Schwefelſtange ꝛc. durch Reiben in einen eigenthümlichen Zuſtand verſetzt werden können, den man den elektriſchen nennt. Dieſer elektriſche Zuſtand äußert ſich zunächſt ſo, daß die mit einem Seidentuch geriebene Glasröhre, oder die mit einem wollenen Lappen ebenſo behandelte Siegellack- oder Schwefelſtange leichte Körperchen, als: Papierſchnitzel, Hollunder- oder Binſenmarkkügelchen ꝛc. anziehen und nachher wieder abſtoßen. Iſt die Elektrizität in hinreichendem Grade erregt, ſo ſpringt ſogar auf einen genäherten Körper, z. B. die Fingerknöchel, ein leuchtender Funke über, wobei man ein eigenthümliches Stechen und Erſchüttern des Körpers verſpürt.

Hiebei iſt nun aber ein ſehr bedeutſamer Umſtand wohl zu beachten. Der genannte elektriſche Funke, d. i. die in der Glasröhre ꝛc. erregte Elektrizität, geht nicht auf jeden Körper über, oder wenn ſie auch übergeht, doch nicht gleich gerne. Manche Körper leiten die Elektrizität gar nicht fort, während andere ſie raſch aufnehmen und ebenſo ſchnell wieder fortpflanzen, wenn ſie mit ſolchen in Verbindung ſtehen, die ſie ebenſo gut fortleiten.

Man unterſcheidet darum Leiter und Nichtleiter der Elektrizität; oder auch gute und ſchlechte Elektrizitätsleiter.

Gute Leiter ſind vorzugsweiſe die Metalle, Erze, Kohle, Graphit; ſodann, wenn auch in geringerem Grade, der menſchliche und thieriſche Körper, die Pflanzen, viele feuchte und flüſſige Körper, z. B. Säuren, Salzlöſungen, ſelbſt Waſſer und feuchte Luft. — Schlechte Leiter ſind hauptſächlich diejenigen Körper, in denen die Elektrizität gut erregt werden kann, alſo: Glas, Harze, Seide, Elfenbein, die brennbaren Mineralien, Haare und trockene Luft.

Auf dieſem verſchiedenen Verhalten der Körper beruht es nun, daß man ſowohl durch manche Körper die Elektrizität von dort, wo ſie erregt wird, raſch an einen andern beliebigen Ort fortleiten und ebenſo aber auch, daß man die Elektrizität in manchen Körpern anſammeln, gleichſam anhäufen kann. Letzteres geſchieht nämlich, wenn man den Körper, in dem ſich die Elektrizität ſammeln ſoll, mit bloßen Nichtleitern umgibt, ihn alſo entweder auf Glas oder Harz ꝛc. ſtellt, oder an einem Seidenfaden in trockener Luft aufhängt.

Man nennt dies einen Körper iſoliren.

Die Wirkungen einer derartig angehäuften Elektrizität ſind nun in jeder Beziehung viel kräftiger, als man an einer einzelnen, geriebenen Glasröhre ꝛc. bemerken kann. — Ehe wir hierauf aber näher eingehen, müſſen wir noch auf zwei wichtige Punkte aufmerkſam machen.

Zunächſt iſt zu merken, daß man ſich — wenn wir auch den Ausdruck „gehäufte Elektrizität“ brauchten — doch unter der Elektrizität durchaus nichts Materielles, d. h. keinen beſondern Stoff vorſtellen darf, der von den elektriſch gemachten Körpern ausſtrömt. Es iſt nur ein eigenthümlicher Zuſtand oder ein ganz beſonderes Verhalten, welches die Körper zeigen, die elektriſch ſind. Der Körper wird durch die erregte Elektrizität weder ſchwerer, noch wird er durch das fortwährende Ausſtrömen derſelben leichter. Es iſt das noch nicht eingeſehene Walten einer Kraft, deren Thätigkeit aber erſt durch die genannte und auch noch andere Behandlung mancher Körper hervorgerufen wird. Der Phyſiker weiß, unter welchen Umſtänden die genannte Kraft zur Aeußerung gelangt, und kennt auch ſo ziemlich die Geſetze ihrer Wirkſamkeit; worin aber eigentlich die Kraft ſelbſt beſteht, kann auch er nicht angeben.

Der andere Punkt, der für das ganze Verſtändniß der elektriſchen Wirkungen die größte Bedeutung hat, iſt der, daß es zweierlei Elektrizitäten gibt. Es iſt nämlich die Elektrizität, die an einer Glasröhre erzeugt wird, verſchieden von derjenigen, die man an einer Siegellackſtange oder in einem Harzkuchen hervorrufen kann. Die Wirkungen beider, d. i. der ſ. g. Glas- und der Harzelektrizität, bezüglich der Licht- und Wärmeerſcheinungen, ſowie der Einwirkung auf den menſchlichen Körper ꝛc. ſind zwar die gleichen, wenn auch z. B. die Form des Funkens verſchieden iſt; — ihr Hauptunterſchied gibt ſich aber ſo kund, daß zwei iſolirte Körper, z. B. zwei an Seidenfäden aufgehängte Hollundermarkkügelchen, wenn ſie die gleiche Elektrizität beſitzen, einander abſtoßen, hingegen wenn das eine Kügelchen Glas- und das andere Harzelektrizität empfangen hat, dieſelben alſo ungleich elektriſch ſind, dann einander anziehen. — Durch die Lehren der Phyſik wird dies Verhalten durch den kurzen Satz ausgedrückt: „Gleichnamige Elektrizitäten ſtoßen einander ab, ungleichnamige ziehen einander an.“ Dort nennt man auch die Glaselektrizität die poſitive und bezeichnet ſie mit dem Zeichen +; die Harzelektrizität dagegen nennt man die negative und bezeichnet ſie mit dem Zeichen —.

In dem Hervorrufen dieſer beiden Elektrizitäten und ihrem gegenſeitigen Anziehen und Anſeinanderwirken beruht nun alle elektriſche Thätigkeit, und ſo namentlich die Anwendung für den hier in Rede ſtehenden Zweck.

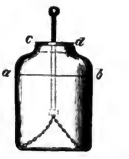
Hierzu bedarf es nun aber meiſtens einer ſtärkern Elektrizitätserregung, als durch eine bloße Glas-

Digitized by Google

röhre ꝛc. bewirkt wird. Zunächst bedient man sich zu einer kräftigen Elektrizitätsentwicklung der Elektrisirmaschine. Es besteht diese aus einem großen Glascylinder, einer gläsernen Kugel oder Scheibe, an welche ein Seidenkissen, das als Reibzeug dient, durch Federn angedrückt wird. Der gläserne Cylinder (Scheibe oder Kugel) ist mit einer Are und Kurbel versehen, um in rasche Umdrehung versetzt werden zu können. Dadurch wird in dem geriebenen Glaskörper Elektrizität hervorgerufen. Um diese zu sammeln, dient nun ein besonderer Theil der Maschine, der s. g. Conductor. Dies ist in der Regel ein aus Messingblech gebildeter, an beiden Enden abgerundeter Cylinder, der durch einen gläsernen Fuß isolirt und auf der Seite des Glascylinders oder Elektrizitätserregers mit dem Funkenfänger, d. i. einer gegen jenen gekehrten leitenden, gewöhnlich mit Metallspitzen ausgerüsteten Vorrichtung versehen ist. Hier im Conductor sammelt sich nun die Elektrizität an, so daß demselben schon ganz kräftig wirkende Funken entlockt werden können. Die im Conductor angesammelte Elektrizität ist positive oder Glaselektrizität. In gleichem Verhältniß wird aber in dem Reibzeuge oder dem Kissen die entgegengesetzte oder negative Elektrizität hervorgerufen, und wenn man dieses mit einem zweiten Conductor in Verbindung bringt, sammelt sich auch hier die entgegengesetzte verstärkte Elektrizität. Um größere Mengen Elektrizität hervorzurufen, verbindet man den Reibzeug durch eine Kette mit der Erde.

Um die Wirkungen der verstärkten Elektrizität noch mehr zu zeigen, wendet man die s. g. Leydner oder Kleist'sche Flasche an. Figur 3 zeigt eine

Fig. 3.



solche. Es ist dies gewöhnlich ein Zuckerglas, das inner- und außerhalb bis nahe zum Halse auf gleiche Höhe ab durch Belegen mit Stanniol leitend gemacht ist. Von da an aber wird das Glas ebenso innen und außen mit einem Nichtleiter, z. B. Schellack, überzogen. Ein hölzerner, gefirnißter Deckel cd trägt eine Metallkugel, die mittelst eines Drahtes oder einer Kette mit der innern Belegung der Flasche in Verbindung steht. Die äußere Belegung der Flasche steht mit der Erde in leitender Verbindung, d. h. sie darf nicht isolirt sein.

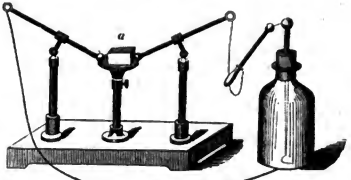
Verbindet man nun den genannten Metallknopf mit dem Conductor einer in Thätigkeit befindlichen Elektrisirmaschine, so sammelt sich auf der innern Belegung der Flasche die positive Elektrizität des Conductors. Da aber immer eine Elektrizität die entgegengesetzte anzieht oder hervorruft, so sammelt sich auf der äußern Belegung die aus der Erde zuströmende negative Elektrizität in gleichem Maaße, als die andere sich innen anhäuft. Hiebei wächst das Bestreben der beiden Elektrizitäten, sich zu vereinigen. Bringt man darum durch irgend einen Leiter die innere mit der äußern Belegung der also geladenen Flasche in Verbindung oder nur bis so weit, daß die Anziehung kräftig genug ist, so findet ein plötzliches Ueberströmen, eine Vereinigung oder s. g. Vertheilung der beiden Elektrizitäten statt.

Man nennt dies das Entladen der Flasche; und es erfolgt dasselbe nicht nur mit einem heftigen Knalle, sondern auch mit bedeutender Licht- und Wärmeentwicklung, und findet solches durch den menschlichen Körper hindurch statt — wenn man nämlich mit der einen Hand die äußere Belegung und mit der andern den Knopf des Deckels berührt — so erfolgt eine sehr empfindliche Erschütterung.

Verbindet man die innere Belegung mehrerer Flaschen mit einander und setzt letztere auch an ihren Außenseiten durch einen Leiter in Rapport, so erhält man die s. g. elektrische Batterie, deren Wirkungen die allerkräftigsten sind.

Das Entladen einer Flasche erfolgt durch den s. g. Ausladen, welcher gewöhnlich aus zwei metallenen Armen besteht, die um ein Charnier drehbar und an ihren Enden mit Messingkugeln ver-

Fig. 4.



sehen sind. Ein gläserner Handgriff dient zum Halten. Beim Entladen berührt man mit der einen Kugel die äußere Belegung, mit der andern sucht man dann dem auf dem Deckel der Flasche angebrachten Knopfe so nahe zu kommen, bis die Anziehung stark genug ist, daß das Ueberströmen der Elektrizitäten stattfindet.

Schon mit einer einzigen Flasche lassen sich viele, höchst interessante Versuche machen. Bringt man z. B. zwischen die äußere Belegung und den Ausladen ein oder mehrere Kartenblätter, so verursacht

Digitized by Google

der durchgehende Funken ziemlich bemerkbare zackige Löcher. Oder läßt man den Funken durch eine in Figur 4 dargeſtellte Vorrichtung durchſchlagen, ſo können leicht brennbare Stoffe, z. B. Schießpulver oder Schießbaumwolle, welche ſich in a ſtatt des in der Figur angebrachten Körpers befinden, ſogleich entzündet werden. Bei dieſer Vorrichtung ſchlägt der Funke durch zwei iſolirte, an ihren ſich gegenüberſtehenden und verſtellbaren Enden mit Kugeln verſehene Metallſtifte. Auch muß hiebei die Leitung von der innern zur äußern Belegung der Flaſche durch einen, einige Zoll langen, naſſen, leinenen Faden unterbrochen werden, damit die Fortpflanzung der Elektrizität etwas verzögert wird. — Läßt man ferner einen ſtarken Funken durch einen dünnen Eiſendraht gehen, ſo wird dieſer glühend und kann in's Schmelzen gerathen. — Faßt ſich eine Reihe von Menſchen gegenſeitig an den Handknöchelchen und der Erſte der Reihe ergreift die äußere Belegung einer geladenen Flaſche, ſo empfinden Alle einen plötzlichen, namentlich in den Armgelenken empfindlichen Schlag, wenn der Letzte der Reihe die Fingerknöchelchen der freien Hand dem Knopfe nähert. Beſonders kräftig iſt dieſer Schlag, wenn man die Hände, der beſſeren Leitung wegen, vorher mit Salzwaſſer angefeuchtet hat. — Selbſt magnetiſche und chemiſche Wirkungen des elektriſchen Funkens laſſen ſich hier zeigen, indem ein Stahlſtab durch den hindurchgegangenen Funken magnetiſch, oder ein Magnet aus ſeiner Richtung abgelenkt und manche zuſammengeſetzte Körper in ihre Elemente zerlegt werden.

Merkwürdig iſt, wie ſelbſt in einem Menſchen die Elektrizität ſich anſammeln kann, ſo daß ſich mit ihm ähnliche Verſuche machen laſſen, wie mit einer geladenen Flaſche. Stellt ſich nämlich ein Menſch auf den ſ. g. Iſolirſchemel, d. i. einen Schemel, der auf Glasfüßen ſteht, und faßt den Conductor einer Elektriſirmaſchine oder eine dort angehängte Kette an, ſo ſammelt ſich in ihm die durch die Maſchine entwickelte Elektrizität. Die Haare des alſo Elektriſirten richten ſich in die Höhe, namentlich wenn ein Anderer die Hand über deſſen Kopf bringt. Funken laſſen ſich aus allen Theilen des Körpers hervorlocken, wenn man mit den Fingerknöchelchen ihnen nahe kommt. Dieſe Funken vermögen ſelbſt, wenn man dem auf dem Schemel Stehenden einen Metallknopf in die Hand gibt und ihm eine Metallſchale mit Schwefeläther ꝛc. nähert, dieſen zu entzünden.

Viele andere Erſcheinungen und Wirkungen der Elektrizität, z. B. das eigenthümliche Gefühl im Geſicht, das man empfindet, wenn man in die Nähe eines elektriſchen Körpers kommt, ſowie ein wahrgenommener, ganz beſonderer Geruch können hier nur vorübergehend erwähnt werden.

Da nun die Vertheilung oder das Ueberſtrömen der beiden Elektrizitäten, welches von beiden Seiten gegen einander ſtattfindet, mit außerordentlicher Geſchwindigkeit eintritt — die nach Wheatſtone's, eines engliſchen Phyſikers, mit einem ſich ſehr raſch drehenden Spiegel gemachten Verſuchen nicht weniger als 62,000 Meilen in der Sekunde beträgt — ſo mußte man leicht auf den Gedanken kommen, die durch eine Maſchine erregte Elektrizität vermittelſt gut leitender Körper, alſo durch Metalldrähte, nach einer fernen Station fortzupflanzen und dort Signale zu geben. Gelehrte vom Fach machten bald, und zwar ſchon im vorigen Jahrhundert, allerlei hieher bezügliche Vorſchläge. Dieſe beſtanden zum Theil darin, daß man für die Bezeichnung eines jeden Buchſtabens des Alphabets einen beſondern Draht verwende, welcher dann durch Anziehen und Abſtoßen der an der andern Station angebrachten Hollundermarkkügelchen den betreffenden Buchſtaben angeben ſollte. Oder es ſollte durch die Zahl und die Combination der einzelnen, auf eine andere Station übergeleiteten Funken, dort irgend ein Zeichen ausgedrückt werden.

Alle dieſe Vorſchläge erwieſen ſich aber als wenig praktiſch, da die Aubringung von ſo vielen Drähten zu große Koſten und Umſtände machen würde, und überdies die Zeichengebung auf die genannte Weiſe eine höchſt unſichere wäre, weil die Erregung der Reibungselektrizität nicht beſtändig genug iſt und ſehr von dem mehr oder weniger trockenen oder feuchten Zuſtande der Luft abhängt.

Erſt nachdem eine neue, ganz eigenthümliche Erregung der Elektrizität entdeckt war, die ſich im Verfolge der Sache als eine beſtändige, andauernd fortwirkende erwies, war das Mittel zu einer ſichern Zeichengebung auf elektriſchem Wege gefunden, zumal auch durch die beſondere Wirkung dieſer Elektrizität auf manche Körper die Art der telegraphiſchen Correſpondenz eine ganz einfache, d. i. zu dem wurde, was ſie jetzt iſt.

Dies Mittel war gefunden in der Entdeckung des Galvanismus, d. i. der galvaniſchen oder Berührungs-Elektrizität, welche wir im Folgenden erklären werden.

(Wird fortgeſetzt.)

Das Ständchen.

Mit engliſcher Ueberſetzung.

‚Was wecken aus dem Schlummer mich
Für ſüße Klänge doch?
O Mutter, ſieh, wer mag es ſein
In ſpäter Stunde noch?‘

„‚Ich höre nichts, ich ſehe nichts,
O ſchlumm're fort ſo lind!
Man bringt dir keine Ständchen jetzt,
Du armes, krankes Kind!‘“

‚Es iſt nicht irdiſche Muſik,
Was mich ſo freudig macht:
Mich rufen Engel mit Geſang —
O Mutter, gute Nacht!‘

Uhland.

‚What wakes me from my gentle sleep?
Sweet sounds my soul delight:
O mother, see, what can it be
At this late hour of night?‘

„‚I nothing hear, I nothing see,
So rest in slumber mild;
No music comes to comfort thee,
Thou poor and sickly child!‘“

‚It is no earthly sound I hear,
That gives me such delight;
'Tis angels call me with their song —
So, mother dear, good night!‘

Aus dem Gebiete der Seelenkunde.

1.

Kurz vor den Chriſtfeiertagen des Jahres 1833 träumte mir, ich befinde mich in einem kleinen, völlig leeren Zimmer; die Wände waren weiß getüncht und kahl; nur ſah ich auf einer derſelben einen Kalender in Form eines einfachen Folioblatts angebracht. Die Schrift war allenthalben wie in weißen Nebel aufgelöst und nichts zu unterſcheiden bis auf eine Stelle, wo zwei auf einander folgende Tage, der eine ſchwarz, der andere roth gedruckt, ſtark hervortraten. Der erſtere war deutlich als der 24., ohne weitere Bezeichnung, der zweite weniger beſtimmt angegeben, doch zeigte die Farbe offenbar einen Sonn- oder Feiertag an. Ich ſtand dicht vor dem Blatt und war im Hinſehen auf die ſchwarze Zahl ſogleich von Schmerz ergriffen, denn alsbald wußte ich, daß mir Jemand an dieſem Tage ſterben würde. Irgend eine beſtimmte Perſon jedoch ſchwebte mir nicht entfernt dabei vor. Allein am 26. December erhielt ich ein Schreiben aus St. mit der Nachricht, daß mein Oheim D. M. daſelbſt am Vorabend des Chriſtfeſts, den 24., auf der Straße von einem Hirnſchlage getroffen worden und wenige Minuten darauf in einem fremden Haus geſtorben ſei.

2.

Bei meinem mehrjährigen Aufenthalte zu M., den eine jüngere Schweſter mit mir theilte, lebten wir mit der Familie S. als zufällige Hausgenoſſen auf freundſchaftlichem Fuße; beſonders aber hatte meine Schweſter das innigſte Verhältniß zu der Tochter. Mir war an dem täglichen Umgang der Beiden vorerſt nur ein ſehr beſcheidener Antheil vergönnt, und Keines von uns Dreien konnte ahnen, daß mir ſechs Jahre ſpäter in dieſer neuen Freundin eine Frau geſchenkt ſein ſollte.

Sie, mit den Ihren, wohnte in dem zweiten, wir Geſchwiſter im erſten Stockwerk. Einſt, in der Nacht, — es mochte eilf Uhr ſein, ich hatte ſchon einige Zeit und zwar in vollkommener Ruhe geſchlafen — erweckte mich ein plötzliches Gefühl, als wenn mir kalte, ſchwere Tropfen gewaltſam in das Geſicht geſpritzt würden; ich glaubte ihren Fall zugleich auf dem Deckbett zu hören. Ich fühlte nach der Näſſe auf der Haut, auf Kiſſen und Decke umher: da aber Alles durchaus trocken war, beruhigte ich mich mit dem Gedanken, es müſſe Einbildung geweſen ſein, obwohl ich nie mit ſo viel Schein der Wirklichkeit getäuſcht zu haben glaubte.

Den andern Tag erzählte ich die Sache in Gegenwart der Freundin. Sie war ſichtlich darüber beſtürzt und nachdenklich. Wir drangen vergeblich in ſie, ob ihr irgend eine fatale Bedeutung oder ſonſt eine Erklärung dieſes Vorkommens beizehe. Erſt ſpäterhin bekannte ſie der Schweſter Folgendes.

Sie hatte jene Nacht bei ihrem Vater, der an einer ſchmerzhaften Krankheit leidend langſam dem Tod entgegenging, zu wachen, verweilte aber zur gedachten Stunde noch allein auf ihrem Zimmer. In einer ungewöhnlich erhöhten Stimmung, begünſtigt durch die Einſamkeit und die tiefe nächtliche Stille, verrichtete ſie ihr Gebet, in welches ſie nächſt ihren Angehörigen auch uns einſchloß. Zuletzt griff ſie, als Katholikin, nach dem geweihten Waſſer, und ſprengte, was ſie ſonſt nie that, für jedes Einzelne beſonders, der Reihe nach und in der Richtung, wo die Lagerſtätte eines Jeden war, einige Tropfen in die Luft.

Hiernach erklärte ſich das Räthſel einfach aus einem momentanen Fernſehen der Seele im ſchlafenden, völlig geſunden Zuſtand. Die Seele bekam oder gab vielmehr ſich ſelbſt ihre Wahrnehmung ſinnlich durch einen ſcheinbar äußeren Eindruck zu fühlen.

Eduard Mörike.

Antilopen.

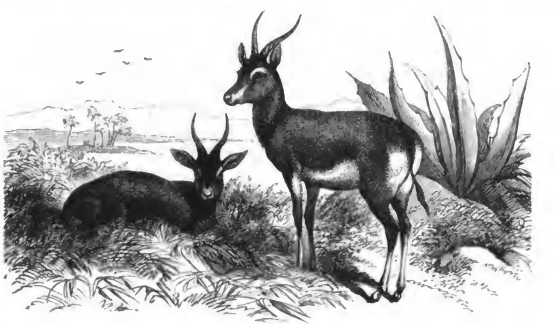
Obſchon das Intereſſe, das wir der Thierwelt zuwenden, allermeiſt ein materielles iſt und ſich auf den Nutzen oder Schaden gründet, den uns die einzelnen Geſchöpfe gewähren oder zufügen, ſo werden wir doch von vielen, die uns durch Geſtalt, Schönheit oder Intelligenz imponiren, in noch ganz anderer Weiſe angezogen, und manche Thiere ſind ſogar ſeit den älteſten Zeiten Sinnbilder geiſtiger Eigenſchaften und in jene Bilderſprache aufgenommen worden, die bei den Dichtern, zumal den orientaliſchen, gebräuchlich iſt. So iſt, um aus vielen nur einige Beiſpiele zu nennen, der Löwe das Sinnbild der Macht und Großmuth, Tiger und Wolf das der Grauſamkeit und Mordluſt, ſo wie im Gegenſatze das Lamm Geduld und Sanftmuth bezeichnet; das ſchöne Symbol weiblicher Schönheit und Grazie in der Poeſie des Morgenlandes iſt aber die zierliche Gazelle.

Die Anmuth der Erſcheinung, das klare, treue Auge, die Grazie der Bewegung und die Schnellig-

Digitized by Google

keit des Laufes der Antilopen, zu welchen auch die Gazelle und unſere Gemſe zählt, wird ſchon durch die Namen ausgedrückt, die ihnen in den verſchiedenſten Sprachen beigelegt werden. Der Gattungsname Antilope ſelbſt bedeutet „Blumenauge“; eine ſüdafrikaniſche Art führt den Namen einer Bergnymphe: oreas, und die gemeine, von den alten Egyptern der Iſis geweihte Gazelle hieß von ihren ſchönen Augen dorcas, die Schönblickende.

Die Gazelle (Antilope dorcas, arabiſch Gazal) lebt in ganz Nordafrika, Perſien und dem ſteinigen Arabien in zahlreichen Heerden. Sie iſt das berühmte, ſchon in der heil. Schrift als Gemſe und von den meiſten alten Schriftſtellern angeführte Thier, das die Egypter der Iſis zum Opfer brachten und häufig auf ihren Denkmälern darſtellten. Aber nicht nur auserkorenes Opferthier war die Gazelle, ihr ſelbſt wurden unter mehreren orientaliſchen Völkern als Prieſterin der Natur göttliche Ehren erwieſen, ſo wie auch die Griechen das Schöne als eine göttliche Offenbarung verehrten. Darum erſcheinen die Hörner der Antilope, die nach Plinius auch die Zargen der antiken Lyra bildeten, als Attribute der Götter und Helden. Neben Bergen und endloſen Ebenen dahin fliegend, ſanft und weiblich, flink und gewandt, beſchwingt ohne beflügelt zu ſein, jungfrauen-, groß- und dunkeläugig, war die Gazelle, wenn es den Preis edler Frauen galt, ſtets das geläufigſte Gleichniß perſiſcher und arabiſcher Dichter; und Hafis, der anmuthigſte und ſüßeſte Sänger, den je im Orient



Gazellen.

der Kuß der Muſe geweckt, nannte die zauberhafteſten ſeiner überſchäumenden Lieder „Gbaſelen“, eine Form, der ſich bekanntlich auch moderne Poeten zu bedienen belieben.

Die Gazelle iſt dem Reh wie an Leichtigkeit und Schwungkraft, ſo auch an Größe vergleichbar. Ihre Hörner ſind ſchwarz, leierförmig und geringelt, der Rücken iſt ſchön gelbbraun, die Seiten dunkler, der Unterleib weiß.

Wie ſchon bemerkt, iſt diejenige Antilope, welche man ſchlechtweg Gazelle nennt, im nördlichen Afrika keineswegs ſelten, und der Touriſt, der die Gegend von Algier durchſtreift und den aus dem kleinen Atlas kommenden Harrach überſchreitend, die Tabak-, Baumwollen- und Reiskulturen hinter ſich läßt, wird ſich nicht lange vergeblich nach dem Anblick einer Gazelle ſehnen. In die weite, im Sonnenglanze glühende Landſchaft, deren Einförmigkeit knorrige Wurzelſtämme alter Agaven, die Spitzen niedriger Fächerpalmen, üppige Flußufer und Sümpfe mit ihren Oleandern und Waſſerlilien und die willkommenen Schatten junger Dattelbaumſproſſen unterbrechen, gehört als nothwendige Staffage, der gelbäugige, mit leiſem Tritt dahin ſchleichende Schakal, die feige, halb gezähmte Hyäne, hauptſächlich aber ein Rudel Antilopen, wenn ſich nämlich der Reiſende damit begnügen will, den im Gebirge häufigen Löwen nur brüllen zu hören.

Siehſt du den dunkeln, ſich am Horizont hinziehenden Streif! Es iſt eine Antilopenheerde; ihr raſches Fortſchreiten beweiſt, daß ſie von einem Panther oder Löwen verfolgt wird, dem das erſte zurückbleibende Thier zur Beute wird. Zerſprengt nähert ſich ein Rudel unſerem Standpunkt. Ein Schuß und — welch' prächtiger Anblick! Wie ein Sturmwind brauſen die überraſchten Thiere über die Fläche hin, ſich nach allen Seiten zerſtreuend, ſo daß dem Jäger überall nur Einzelne zu verfolgen bleiben. — Man jagt die Gazelle zu Pferde und mit Hunden, denen jedoch die ſchnellfüßigen Thiere meiſt zu entkommen wiſſen; hat aber der Jäger einen Jagdtiger (Gepard) auf dem Pferde, ſo iſt minde-

Digitized by Google

stens eine Gazelle das Opfer dieses blutdürstigen Jagdgesellen, der das harmlos weidende Thier nach Katzenart zu beschleichen und dann mit einigen grotesken Sprüngen sicher zu erhaschen weiß. Europäer bedienen sich auf dieser Jagd gewöhnlich der Büchse, während der Araber die Antilopen überhaupt mit Lanzen und Speeren verfolgt, bis ein sicherer Wurf ein Thier zu Boden streckt. In Algier und Constantine sieht man zuweilen die Gazelle auch in Gärten. Sie wird bald sehr zahm und zutraulich, und hüpft und springt selbst in der Gefangenschaft nach Herzenslust.

Die meisten Antilopen, deren Grundform in den verschiedenen Arten auf manchfache Weise variirt auftritt, leben im südlichen Afrika, wo sie in Gesellschaft der Zebras, Giraffen, Strauße, Büffel in unzähligen und zum Theil so zahlreichen Heerden in den Wäldern und bewachsenen Ebenen umherschweifen, daß der Unkundige eine in vollem Galopp ansprengende Reiterschaar zu erblicken glaubt. Unter ihnen zeichnen sich die auf der Flucht über einander wegspringenden Springböcke aus, welchen das Ebenmaß der Glieder unbedingt den Rang des elegantesten Thieres dieser Gruppe anweist. Der Contrast der feurig zimmtbraunen Färbung des Rückens, welche durch die nußbraunen Streifen in den Hüften noch gehoben wird, zu dem blendend weißen Unterleib, und das glänzend schwarze Auge voll Lammesunschuld, lassen den Spring- oder Prunkbock als einen Triumph der schaffenden Natur erscheinen, deren Schönheitssinn hier dem menschlichen Sinne so sehr zusagt. Ferner findet sich in Südafrika die glänzend roth und gelbe Hirschantilope (Harte-beest), so wie das ansehnliche Pallah mit seinen langen, in einer weiten Spirale gewundenen Hörnern. Großartig und einzig ist hier der Anblick eines Treibjagens, wenn mit dem Toben eines Gewittersturms Tausende aufgescheuchter Thiere vor den Wilden dahinjagen, welche die verwundeten Thiere durch einen Stoß in's Rückgrat tödten, und dem Fremden zuerst unerklärlich, sogleich mit Zweigen bedecken. Auf deinen fragenden Blick zeigt der Kaffer, ohne ein Wort zu verlieren, nach oben, wo du einige kleine, schwarze Punkte hoch in der Luft schweben siehst. Es sind lauernde Geier, bereit herabzuschießen, sobald die Büchse knallt oder das Opfer am Boden liegt.

Das Fleisch der Antilopen ist sehr wohlschmeckend, und es ist wohl hauptsächlich diesem Umstande zuzuschreiben, daß in England, dessen Bewohner bekanntlich in erster Linie das Materielle berücksichtigen, so wohlgelungene Versuche mit der Akklimatisation der Antilopen gemacht wurden. Schon im vorigen Jahr zählte man im Londoner zoologischen Garten dreißig Kälber der Canna- oder Elend-Antilope, deren Fleisch, das Wildpret par excellence, für unübertrefflich gilt. Die zarte, graulich-braune Färbung dieser anmuthigen Geschöpfe mit ihren anschulichen, gegen die Basis schraubenförmig gewundenen Hörnern weist ihnen als ornamentalen Thieren noch einen höheren Rang als selbst den Rehen an, und bald werden die englischen Parklandschaften durch die Verbreitung dieser Antilope um einen Hauptreiz reicher geworden sein. Die ästhetische Seite der Akklimatisation ließ, wie schon angedeutet, keineswegs die gastronomische vergessen. Es wurde ein sechsjähriger Bock geschlachtet, von Meisterhand zubereitet, und ein Schmaus für Kenner veranstaltet, welche sich sämmtlich für die Vortrefflichkeit dieses Bratens erklärten.

In dem Thiergarten von Knowsley-Hall, der dem Grafen von Derby gehörte, war auch eine Heerde kleiner indischer Antilopen zu sehen, die an Zierlichkeit dem Springbock nicht nachstanden. Wurde Morgens das Gehege geöffnet, so erschien zuerst das alte Männchen, behutsam die Seinen umkreisend, ehe er unternahm, sie in's Freie zu führen. Erregte irgend ein Stein oder ein Baumstamm sein Mißtrauen, so setzte er mit einem mehr als zureichenden Sprung darüber weg, welchen jedes Stück der nachfolgenden Heerde pflichtschuldigst an derselben Stelle wiederholte, worauf gewöhnlich ein allgemeiner Galopp oder ein unsinniges Rasen im Kreise begann.

Schließlich glauben wir hier noch des Einhorns erwähnen zu sollen, dessen Vorhandensein zwar der Natur widerspricht, da alle wirklich gehörnten Thiere zwei Hörner, und zwar an den Seiten tragen, das man aber in der auf egyptischen und nubischen Denkmälern einhörnig abgebildeten Oryx-Antilope der Alten erkennen will. Hiegegen ist allerdings zu bemerken, daß das Einhorn, von dem in den Büchern Moses und den Psalmen so oft die Rede ist (z. B. Psalm 92: Mein Horn wird erhöhet werden, wie das eines Einhorns), von dieser Antilope verschieden gewesen sein müsse, da diese, wie alle übrigen, zwei Hörner hat, und die Egypter schwerlich auf ihren Denkmälern ein Thier verstümmelt dargestellt hätten. Indessen soll es, nach einer Bemerkung in Okens Isis, dem Residenten der ostindischen Compagnie, Herrn Hogdson zu Nepaul, gelungen sein, Haut, Schädel und Horn eines Einhorns zu erhalten, das in Tibet lebe und ein schwarzes, spitzes Horn auf der Stirne habe. Auch gab der afrikanische Reisende F. W. Müller eine Schrift über das Einhorn heraus, in welcher er die Ueberzeugung ausspricht, daß es in Nordafrika wirklich ein Einhorn, d. h. ein Thier mit einem unpaarigen Horn gebe, und daß er Hoffnung habe, sich dasselbe dort in natura verschaffen zu können. Bis das Wunder jedoch eintrifft, müssen wir auf das Wappen der Engländer und ihre Etiketten verweisen. Uebrigens enthalten die Schriften der Griechen und Römer ziemlich genaue Beschreibungen dieses räthselhaften Thieres.

C. F. A. Kolb.

Digitized by Google

Digitized by Google

Schäfer-Lieschen.

Den Kindern erzählt.

Errathet ihr wohl, Kinder, was dem Mädchen geſchehen iſt, das ſo einſam daſteht, an ein Waſſerfaß gelehnt? Glaubt ihr, daß ſie ſich verirrt habe beim Erdbeerenſuchen und den Weg nicht mehr nach Hauſe finde? — Das könnte wohl ſein, denn ſie ſieht gar betrübt aus, und Wächter, ihr Hund, ſchmiegt ſich auch ſo ängſtlich an ſie an, wie wenn er ihr helfen wollte und nicht könnte. Aber ſie hat ja ein Reiſebündel neben ſich liegen, das hätte ſie doch beim Erdbeerenſuchen nicht nöthig gehabt; — da iſt ſie wohl auf der Wanderſchaft? —

Weil ihr es nicht errathen könnt, will ich euch erzählen, was es für ein Bewenden mit dem Mädchen hat.

Sie heißt Lieschen und iſt die Schäferstochter aus Hemsheim; doch kann man ſie jetzt eigentlich nicht mehr die „Schäferstochter“ nennen, da der Schäfer heute Morgen begraben worden iſt. Ihre Mutter hatte das arme Lieschen ſchon vor zwei Jahren verloren. Ja, das kleine Mädchen hat ſchon traurige Zeiten erlebt, aber ſo traurig war es ihr noch nie zu Muthe geweſen, wie in dieſem Augenblick. — Die letzten Worte, die ihr guter Vater mit ſchwacher Stimme zu ihr ſagte, waren: „Wenn ich todt bin, Lieschen, ſo gehſt du nach Feldbach zu der Baſe, die wird dich nicht verſtoßen;“ und als es ſo gekommen war, wie er vorausgeſagt hatte, und man ihn auf den Kirchhof getragen hatte, da nahm Lieschen Abſchied von den Leuten im Dorf, die immer gut gegen ſie geweſen waren, packte die wenigen Sachen, die ihr gehörten — der Schäfer war ein armer armer Mann geweſen — zuſammen und machte ſich auf die Wanderſchaft mit dem treuen Wächter, der faſt eben ſo betrübt war, wie ſie ſelbſt, und der ihr jetzt das Liebſte auf der ganzen Welt war. Sie war noch nie in Feldbach geweſen, aber doch verfehlte ſie den Weg nicht; ſie konnte ja leſen, und an jedem Kreuzweg ſtand ein Wegzeiger, der ihr mit ſeinem langen Arm die Richtung wies, die ſie zu nehmen hatte; auch begegneten ihr öfters Leute, die ſie zur Sicherheit nach der rechten Straße befragte, und von denen bekam ſie, wahrſcheinlich aus Mitleiden, immer freundlichen Beſcheid. — Manches Thränlein rollte ihr, während ſie ſo dahinſchritt, über die blaſſen Wangen herab, und wenn ſie nicht hie und da ein luſtiges Eichhörnchen von Zweig zu Zweig hätte hüpfen ſehen, oder ein furchtſamer Haſe die Flucht vor ihr ergriffen hätte, wenn die Vöglein nicht ſo hell und munter gezwitſchert hätten, wäre es ihr noch viel ſchwerer um's Herz geweſen. Ihr einziger Troſt war Wächter, der ihr nicht von der Seite ging und ſie mit ſeinen ehrlichen Augen ſo zuverſichtlich anblickte.

Drei Stunden waren ſie ohne auszuruhen gegangen, als ſie das erſte Häuschen von Feldbach erreichten. Einen kleinen Jungen, der eine Kuh zum Brunnen führte, fragte Lieschen, wo der Müller Mathes wohne.

„Der wohnt nicht im Dorf,“ ſagte der Knabe; „du mußt aber doch durch's ganze Dorf gehen, dann kommſt du an den Bach, und wenn du immer am Bache fortgehſt, ſo kommſt du zur Mühle.“

„Danke!“ ſagte Lieschen.

So müde ſie war, ſo froh war ſie doch, noch ein Stückchen Wegs machen zu müſſen, ehe ſie zum Vetter und zu der Baſe kam; ſie fürchtete ſich ſehr vor ihnen, weil ſie ſie noch nie geſehen hatte. Das Dorf entlang und am Rande des Baches hin, wanderte ſie mit langſameren Schritten, als ſie bisher gemacht hatte; hinter einem ſchönen Waldberge ging die Sonne eben unter, als ſie die Mühle erreichte. Sie dachte ſich, der Vetter oder die Baſe würde vielleicht vor der Thüre ſein und ſie fragen, was ſie wolle. Und ſie würde dann ſagen: „Einen Gruß von meinem Vater, dem Schäfer Lorenz, und er ſei geſtorben, und ihr möchtet mich doch aufnehmen und mich nicht verſtoßen.“ Aber kein Vetter und keine Baſe und auch ſonſt kein lebendes Weſen war zu ſehen oder zu hören. Sie ging an die Thüre und klopfte ſchüchtern an; — einmal — zweimal — aber es blieb mäuschenſtill. Da drückte ſie die Klinke herab und fand, daß das Haus geſchloſſen war. Rathlos ſann ſie nach, was nun zu thun ſei, als eine Stimme ihr zurief: „Wenn du zu dem Müller willſt, ſo warte noch ein Weilchen; er iſt mit ſeinem Weib und dem Knecht noch auf dem Feld; er kommt wohl bald heim, denn er hat ſchon aufgeladen.“

„Danke!“ erwiederte Lieschen dem alten Mütterchen, das ihr die Worte zugerufen hatte, und das eine große Laſt dürren Laubs, in ein Tuch gebunden, auf dem Kopfe trug und wankend weiter ging.

Nun dachte Lieschen, ſie müſſe vielleicht noch lange warten, und nahm das Bündel, das ſie an einer Stütze auf der Schulter getragen hatte, ab und legte es neben ſich auf die Erde; ein Schaffell hatte ſie, damit der harte Stecken ihr den nackten Hals nicht ſchürfte, um die Schultern gebunden; das band ſie auch los und hängte es an ein Waſſerfaß, in das ein ſpärlicher Abſtuß des Mühlbachs träufelte. An dieſes Faß lehnte ſich das müde Kind und wartete mit klopfendem Herzen auf die Dinge, die da kommen würden; Wächter ſchmiegte ſich dicht an ihre Kniee an, wie wenn er ihr kundgeben wollte, daß er ſie nie verlaſſen werde.

Seht ſie euch einmal genau an, Kinder, und ſtellt euch vor, wie übel es ihr zu Muth ſein muß! Sie denkt an ihren guten Vater, den ihr der liebe Gott genommen hat; ſie denkt an die Heerde, die ſie ſo oft gehütet, und in der ſie jedes Schaf kannte

Digitized by Google

und lieb hatte; besonders an den zarten Lämmchen hatte sie ihre Freude gehabt und wußte sie gut zu pflegen — die hatten jetzt einen andern Hirten und einen andern Hund. Dann dachte sie auch wieder, ob sie der Vetter und die Base behalten würden und nicht „verstoßen," wie der Vater gesagt hatte. O, es war ihr so weh im Herzen! Auch war sie hungrig und dachte, Wächter würde noch viel hungriger sein. Sie wäre am liebsten auch bei Vater und Mutter im Himmel gewesen!

So sehen wir Lieschen auf dem Bilde, aber was ihr weiter begegnet ist, können wir nicht sehen. Ich kann es euch aber erzählen, weil ich die Müllersleute und auch das Lieschen gut kenne, und weiß, wie Alles gegangen ist.

Nachdem sie noch eine gute Weile gewartet hatte und es schon dunkel zu werden anfing, sah sie auf einmal den Fruchtwagen um die Ecke biegen: der Müller und seine Frau gingen neben dem Wagen her, und der Knecht führte das Pferd. Die Scheune, in welche das geschnittene Korn gebracht wurde, war so gelegen, daß die Müllersleute das Kind nicht sehen konnten, als sie einfuhren. Der Müller half noch dem Knecht beim Abladen, aber die Müllerin wandte sich dem Hause zu; — da stand Lieschen und weinte bitterlich. Die Müllerin wußte nicht, was sie aus dem Mädchen machen sollte, aber sie hatte ein gutes Herz und sagte gleich zu ihr:

„Komm herein in die Stube, Kind, du hast, scheint's, einen weiten Marsch gemacht; ich will dir 'was zu essen geben, und du kannst dich dabei ausruhen."

Lieschen folgte der Base — denn die Frau mit dem guten, dicken Gesicht war ja ihre wirkliche Base — in die Stube, Wächter schlich unbemerkt nach, und da brachte sie mit mehr Muth, als sie sich einen Augenblick vorher zugetraut hatte, ihren Gruß vom Vater und das ganze Sprüchlein vor. Die Müllerin schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als sie den Sinn von Lieschens Worten begriffen hatte.

„Du bist das Schäfer-Lieschen!" rief sie. „Ach, lieber Gott, und der brave Lorenz ist todt! Und das hören wir heute erst! Warum habt ihr es uns denn nicht sagen lassen, Kind?"

Darauf wußte Lieschen keine Antwort zu geben, denn sie hatte nicht daran gedacht, und der Vater hatte ja auch nichts davon gesagt.

„Ich hätte dich abgeholt, Schätzchen, und du hättest den weiten Weg nicht allein zu machen brauchen. — Wir dich verstoßen! Ja, das hat dein Vater wohl gewußt, daß er dich zu den rechten Leuten schickte!"

Die freundliche Stimme und Art der Base that der armen Waise im Grund des Herzens wohl, und noch war die Müllerin nicht fertig mit Ausrufungen des Erstaunens und des Mitleids, als Mathes in die Stube trat. Er wußte, daß seine Frau immer Recht hatte, und fand daher, als er die ganze Geschichte Lieschens gehört hatte, nichts dagegen einzuwenden, daß das Kind fortan im Hause bleiben sollte. Seine Frau hatte auch schon früher mit ihm darüber gesprochen, daß sie, wenn der Lorenz, welcher schon ziemlich lange kränkelte, sterben würde, das Mädchen, da sie selbst keine Kinder hatten, zu sich nehmen wollten.

So hatte denn Lieschen eine neue Heimath gefunden. In der ersten Zeit wurde sie ein wenig streng gehalten, bis die Base wußte, ob sie auch gut gezogen sei; aber bald erkannte diese, daß Lieschen ein sanftes, folgsames Kind war, das sich zu jeder Arbeit wohl anschickte. — Sie durfte in's Dorf zur Schule gehen, bekam ein gutes Bettchen und für den Winter warme Kleider. Ihren treuen Wächter ließ sie der Müller gern behalten, weil es ein wachsames Thier war und seinen Namen mit Recht führte.

So gut es aber auch dem Schäfer-Lieschen in der Mühle zu Feldbach ging, ihre armen, todten Eltern hat sie ihr Lebtag nicht vergessen, denn sie war ein frommes und dankbares Kind.

Zum Verständniß der antiken Plastik.

2. Der Jupiterkopf von Otricoli.

An die auf Seite 20 gegebene Beschreibung der Juno Ludovisi reiht sich von selbst die Schilderung der berühmten Zeusbüste, in welcher allein wir einen Abglanz des weltberühmten olympischen Zeus besitzen, den der größte Bildhauer der Griechen, der Athener Phidias, der Freund und Zeitgenosse des größten griechischen Staatsmannes, des Perikles, der hellenischen Welt erschuf.

Diese Büste, der Schmuck der kolossalen, mit plastischen Kunstwerken ersten Ranges erfüllten Rotunde des Vatikan zu Rom, führt ihren Beinamen von Otricoli, — einem unbedeutenden Gebirgsstädtchen an der Straße, die von Rom nach Perugia führt, — weil hier unter Schutt und Trümmern alter Prachtbauten dieses herrliche Werk griechischer Bildkunst gefunden wurde. (S. Torso von Ad. Stahr, Th. I, S. 161 ff.) Sie ist eine verkleinerte Marmorkopie des Hauptes der Phidias'schen kolossalen Jupiterstatue, welche sitzend zweiundvierzig Fuß hoch die Cella des Tempels zu Olympia schmückte,

Digitized by Google

und über welche man die von mir in dem zuvor angeführten Werke gegebene Beschreibung nachlesen mag. Aber selbst diese Nachbildung, welche vielleicht nur die Villa eines reichen römischen Privatmannes zu zieren bestimmt war, reicht vollkommen hin, uns von der Herrlichkeit des durch Phidias geschaffenen Ideals des Vaters der Götter und Menschen ein Bild zu gewähren, welches, einmal geschaut und verstanden, nie mehr unserer Phantasie entschwinden wird.

Phidias war der Homer der griechischen Plastik; und Homer ist auch sein Vorbild gewesen bei der Schöpfung dieses Zeusideals. Er selbst sagte es, daß die Verse des Altvaters der griechischen, göttererschaffenden Dichtkunst, jene berühmten Worte:

„Also sprach und Gewährung winkte mit dunkeln Brauen Kronion;
Und die ambrosischen Locken des Herrschers wallten ihm vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt; es erbebten die Höhn des Olympos."

es gewesen seien, welche in seinem Geiste die Idee des Urbildes in's Leben gerufen hätten, „in deren Anschaun versunken er," wie ein alter Schriftsteller es schön ausdrückt, „Kunst und Hand schöpferisch walten ließ," sicher hoffend, daß es ihm gelingen werde, dieses Urbildes treues Abbild der Menschheit hinzustellen. Und es gelang ihm. Der Gott selber, so erzählte die fromme griechische Sage, bezeugte dem Künstler, daß sein Werk gelungen sei. Als Phidias vor seinem vollendeten Werke stand, da hob er die Hände empor zu dem Gotte, und flehte ihn an um ein Zeichen, ob ihm das Werk seiner Kunst gefalle; und alsbald gab die bejahende Antwort ein Blitzstrahl, der aus unbewölkter Himmelshöhe zu seinen Füßen durch das offene Tempeldach niederzuckte. Noch in späten Tagen, wohl ein halbes Jahrtausend nach Phidias, zeigten die führenden Tempeldiener den wallfahrenden Fremden die schwarze Platte und auf derselben die vergoldete Eryxrue, welche die Stelle bezeichnete, wo Zeus' Blitz in den weißen Marmorboden zum Zeichen des göttlichen Beifalls niedergefahren sei. So stand ein göttliches Wunder an der Wiege dieses größten Werkes griechischer Bildkunst, das selbst ein göttliches Wunder war, und noch in dieser späten Nachbildung des Hauptes uns als ein solches erscheint.

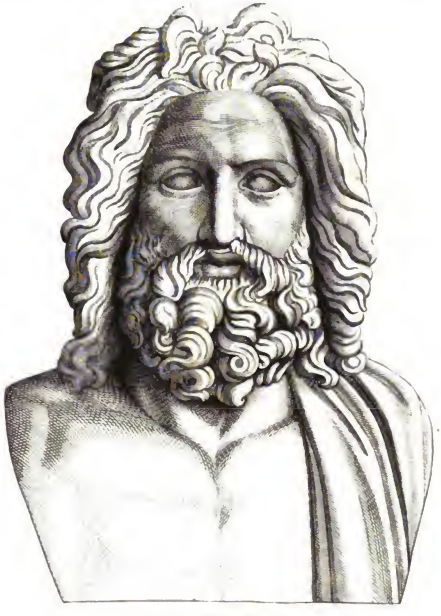
Dieses Haupt, das wahrscheinlich zu einer Kolossalstatue gehörte, welche ein griechischer Künstler in römischer Zeit für jene sabinische Landstadt bildete, ist aus kararischem Marmor und mißt vom Ansatz des Haarwuchses an der Stirne bis zur Spitze des Kinns dreizehn Zoll, und ist — wie wenige Antiken — vollkommen erhalten.

Schon bei den Alten finden wir es ausgesprochen, daß es in der Homerischen Schilderung besonders das vorwärts wallende Gelock des Haupthaares und die „Gewährung winkenden dunklen Brauen" gewesen, was auf die Phantasie des Künstlers den Haupteindruck machte, aus welchem heraus er den Gesammtausdruck des Antlitzes in diesem Idealbilde des Zeus erschaffen habe. Und ein Blick auf diesen Jupiter Otricoli genügt, um zu empfinden, daß es gerade diese Theile sind, in denen sich die erhabene Majestät und Machtgewalt des Gottes vorzugsweise ausspricht. Den blitzschleudernden Vertilger der rohen Erdmächte, der Giganten, hatten schon andere Künstler vor Phidias gebildet. Ihm aber war es vorbehalten, die Aufgabe zu lösen: die höchste Macht und Erhabenheit, und zugleich die höchste Weisheit, Huld und Milde des Göttervaters in der ruhigen Majestät des unbestrittenen Herrschers im Himmel und auf Erden zu vereinen, der alle Feinde besiegt und den strafenden Blitz weggelegt hat, um von seinem Throne herab den Siegern in den feierlichen Spielen des Hellenenvolkes gleichsam Siegeskranz und Palme darzureichen. Hören wir die Beschreibung, welche der geniale Anselm Feuerbach, in seinem Meisterwerke über den vatikanischen Apoll, von diesem Haupte gibt. „Unter einem löwenartigen Haupthaar, das mit dem Ausdruck einer gewissen Wildheit an den Homerischen Wolkenversammler erinnert, erhebt sich eine Stirn, deren ruhiges Bewußtsein unerschütterlicher Macht nur dem höchsten Weltgebieter angehören kann. Weit geöffnet ist das Auge, damit der Herrscherblick den ganzen Umfang seines Reichs überschauen könne, indeß hinter der tief sich absenkenden Stirn der Geist in die Ruhe eines großen Gedankens zurücktritt. Mund und Wange zeigen nur die Freundlichkeit eines Vaters, aber auf den hochgewölbten Brauen droht noch der mächtige Ernst des Titanenvertilgers. Kaum braucht man den Zug väterlicher Liebe mehr hervorzuheben, um einen Jupiter zu sehen, der sich huldvoll einer Thetis entgegenneigt; aber auch kaum jenen entscheidenden Zug um die Brauen zu verstärken, um einen Jupiter in ihm zu erkennen, wie er auf den phlegräischen Feldern die Titanen vernichtet."

An diesem Zeuskopfe kann man lernen, was es heißt, wenn Phidias in der alten Kunstgeschichte als derjenige Meister bezeichnet wird, welcher in seinen Werken das, was wir die Idealität nennen, am vollkommensten ausgesprochen hat. Denn dieser Kopf ist die vollkommene Verwirklichung der in des Künstlers Phantasie durch jene Homerischen Verse lebendig gewordenen Verstellung, des geistigen Bildes von dem höchsten der Götter in der Totalität seiner Eigenschaften; er ist die zur sinnlichen Erscheinung gestaltete Einheit des Sinnlichen und Uebersinnlichen, und zwar ist er dies in einer Vollkommenheit, daß seitdem Phidias diesen Zeus geschaffen, im Verlaufe der ganzen griechischen Bildkunst, welche doch noch ein halbes Jahrtausend nach ihm die herrlichsten Blüthen trieb, kein Künstler mehr von dieser Darstellung des Zeusideals abzuweichen die Kraft besessen hat. Es ward zum feststehenden Typus aller späteren Jupitergestaltungen, zu einem Typus, der selbst in der geringsten uns noch erhaltenen Darstellung des Gottes sichtbar hervortritt, während doch keine derselben die Erhabenheit der Züge des Phidiasschen Urbildes, wie es in dem otricolanischen Jupiter vor uns steht, auch nur annähernd erreicht. Dieses selbst aber hat in seiner Totalität kein Vor-

Digitized by Google

bild an irgend einem exiſtirenden Weſen der Wirklichkeit, und wenn man von einem „löwenartigen“ Ausdrucke dieſes göttlichen Hauptes ſpricht, ſo iſt dies eben nichts weiter als ein Verſuch der Sprache, durch eine Vergleichung einen Theil des Geſammtausdrucks der übermenſchlichen Mächtigkeit in Worte zu faſſen. Die Vereinigung aber der verſchiedenſten Eigenſchaften in dieſem Geſammtausdrucke des Phidias'ſchen Zeusideals iſt es, welche die Idealität dieſes unſterblichen Hauptes ausmacht, und wofür die Alten beim Anblicke deſſelben vergebens die ihrer Bewunderung entſprechenden Worte zu finden ſtrebten. So ſahen ſie die Macht ausgedrückt in dem Haupthaar und in der Erhabenheit ſeines Gelocks, von deſſen Wallen bei Homer „die Höhen des Olympos erbeben.“ Die vom Wirbel nach allen Seiten



Der Jupiterkopf von Otricoli.

ausgehenden Haare ſtreben wie von geiſtigem Hauche getrieben über der Stirn empor, beugen ſich lockig zurück und fließen dann wieder im Wellenſchwunge abwärts, das ruhig erhabene Antlitz umrahmend in ihren bewegten Linien, deren Wechſelſpiel Milde und Kraft vereinigt. Sie ſahen in den obern Partien der, über alle Natur menſchlicher Bildung hinaus, vorſpringenden hochgewölbten Stirn ebenſo die ruhige Klarheit göttlicher Einſicht ausgeprägt, wie ſie in den untern Theilen derſelben und in der ſtarken Ausbildung der Brauen die Allmacht und Feſtigkeit des „unbezwinglichen“ Gottes verſinnlicht fanden, und wiederum in dem mild geöffneten Munde den Ausdruck jener Huld und Güte erkannten, welcher der Majeſtät alles Furchtbare benimmt und die bewundernde Verehrung an die Stelle der Ehrfurcht treten läßt.

Digitized by Google

Auch wir können im Anblicke dieses Hauptes die Begeisterung begreifen, mit welcher ein alter hellenischer Dichter die Empfindung seines ganzen Volkes in die Worte zu fassen suchte:

Stieg, sein Bild Dir zu zeigen, nicht Zeus selbst nieder zur Erde.
Nun so stieg' ihn zu schauen, Phidias, Du zum Olymp.

Diesen Zeus des Phidias in seinem Tempel zu Olympia nicht mit Augen geschaut zu haben, ehe man starb, galt den Griechen für ein Unglück. Denn erst Phidias, meinten sie, habe dem Hellenenvolke seinen Gott gezeigt, und wer ihn in seiner Herrlichkeit gesehen, der könne selig in den Hades hinabgehen. Ein Schauer der Ehrfurcht erfaßte den Besieger Griechenlands und Macedoniens, den römischen Feldherrn Aemilius Paullus, als er in den Tempel zu Olympia eintretend, den Gott gleichsam in leibhafter Gegenwärtigkeit zu erblicken glaubte, und von Bewunderung hingerissen, rief er aus: „Fürwahr, dies ist der Zeus des Homer!“ Auch wagte von allen den kunstwerkräuberischen Feldherrn und Kaisern des römischen Volks im Laufe so vieler Jahrhunderte keiner, an dieses Kunstwerk Hand anzulegen, und selbst der wahnsinnige Caligula verzichtete auf den frevlerischen Plan, dasselbe nach Rom zu entführen, als ihm berichtet ward, der Gott habe, als man ihm in solcher Absicht genaht, ein höhnendes Gelächter erschallen lassen. So stand das Urbild dieses unsres Otricolischen Jupiters fast ein Jahrtausend in dem geheiligten Thale von Elis, noch unter Kaiser Julian dem Abtrünnigen, ein Gegenstand der Verehrung der Gläubigen und der Bewunderung der Künstler, bis es zu Anfange des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, in den Stürmen der Völkerwanderung sammt seinem Tempel zu Grunde ging, oder von christlichem Fanatismus zerstört ward. Jener namenlose römische Privatmann aber, der sich vielleicht zur Zeit des Augustus und Tiberius von einem griechischen Künstler die Marmorkopie dieses göttlichen Hauptes anfertigen ließ, um sie in seiner Otricolischen Villa aufzustellen, verdiente sich dadurch den ewigen Dank der Kunstgeschichte und aller Freunde des Schönen und der plastischen Kunst. Denn ihm allein verdanken wir es, daß uns die Berichte der alten Schriftsteller von der unvergleichlichen Herrlichkeit und Erhabenheit des Phidias'schen Zeus Olympius mehr sind als tönende Worte, und daß wir uns, von dem auf ewig zerstörten Originalbilde durch Jahrtausende getrennt, bei dem Anblick dieses erhabenen Marmorbildes zurückversetzen können in eine Blüthezeit idealer Bildkunst, wie sie die Welt nimmer wieder schauen wird.

Adolf Stahr.

Liebeslieder von F. Siegfried.

1.

Mich däucht in einer Wiegen
Lieg' ich, ein spielend Kind,
Umsummet von den Fliegen,
Umfächelt von dem Wind.

Ich lache und ich weine,
Wie es mir eben frommt,
Bin auch so ganz alleine,
Bis daß der Abend kommt.

Und trägt das letzte Futter
Der Storch den Jungen zu,
Kommt meine schöne Mutter
Und singet mich in Ruh'.

Sie wird des Lieds nicht müde,
Sie blickt mich zärtlich an,
Doch mehr hat ihre Güte
Dem Liebling nicht gethan.

Beim Kommen und beim Scheiden
Hat sie mich nie geküßt,
Ich glaub', weil ich vor Freuden
Im Kusse sterben müßt'.

2.

Wie in der Traube, Beer' an Beere,
Sich eine Flath von Säften drängt,
Und sie, gewiegt von ihrer Schwere,
Zur warmen Erde niederhängt:

So neigt, von holder Kraft durchdrungen,
Mein Haupt sich nieder nach der Brust,
Gewieget in Erinnerungen
An alt' und neue Liebeslust.

Digitized by Google

3.

Wenn mir die Ferne
Dein Ang' verſchlingt,
Worin ſo gerne
Mein Wunſch verſinkt,

Muß ich vergehen
Vor Einſamkeit,
Kann nicht beſtehen
Das ſchwere Leid;

Verwaist mich wähne,
Der Muth entweicht,
Und Thrän' um Thräne
Zur Wange ſchleicht,

Und ſtürze nieder
Vor deinem Bild,
Bis Ruhe wieder
Zum Herzen quillt.

Nationalcharakter der Amerikaner.

Die Bewohner der Vereinigten Staaten von Nordamerika, durchſchnittlich ein geſunder und kräftiger Menſchenſchlag, berechnen ſich auf nahezu 29 Millionen Seelen. Das raſche Anwachſen der Bevölkerung, wie es die Zählungslisten von zehn zu zehn Jahren nachweiſen, iſt hauptſächlich eine Folge der freien Bewegung, welche dem Bürger der Union in Handel und Wandel gegönnt iſt, ſowie des Ueberfluſſes an cultivirbarem Boden. Jeder kann ſich dort leicht ernähren, weil Jeder für ſich ſelbſt arbeitet, ohne laſtende Zinſen und beſchwerliche Abgaben. Die Taxen der Anſiedler ſind äußerſt billig, und drei Fünftel der Bewohner der Union beſitzen ihr eigenes Land. Der Gewerbsmann zahlt für die Erlaubniß, ſein Geſchäft betreiben zu dürfen, nicht die geringſte Abgabe, bedarf auch keiner Conceſſion, und kann, wenn das Geſchäft nicht lohnt, und er Geſchick und Mittel hat ein anderes zu ergreifen, nach Willkür wechſeln, ohne bei dem einmal zünftig erlernten, ſollte es auch weder der Zeit noch der Umgebung angemeſſen ſein, verhungern oder verkümmern zu müſſen. — Der Nationalcharakter der Amerikaner iſt vielfach verkannt worden, und doch iſt derſelbe eben ſo gediegen, ſo tief und edel in allen Theilen der Bevölkerung begründet, wenn auch mit allen menſchlichen Schwächen gemiſcht, wie der Charakter der civiliſirteſten Völker Europa's. Urſprünglich aus Großbritannien ſtammend, haben die Amerikaner von dort den Stolz, das Selbſtgefühl der Briten mitgebracht; aller Ruhm des britiſchen Namens iſt der ihrer Voreltern, und ſie ſelbſt haben Theil an der Ehre ſeiner Erwerbung. Ihre Verfahren, waren die kühnen Anſiedler, welche zuerſt britiſche Geſetze (oder vielmehr die alten germaniſchen) und britiſchen Geiſtes an die Ufer der neuen Welt verpflanzten, um ſie dort zu verewigen. Auf dieſem Grund weiter bauend, öffneten ſie die Tempel des Herrn allen ſeinen Anbetern, nahmen in ihrem neuen Lande alle ſich unglücklich oder gedrückt fühlenden Bewohner Europa's mit offenen Armen auf, und entfalteten die Fahne der Freiheit und Gerechtigkeit; kämpften unter dieſer den ungleichen Kampf gegen das mächtigſte Volk der Erde, und wurden nicht überwunden; rüſteten ſich zum zweiten Male zum Streite mit England, und traten abermals unbeſiegt aus dem ungleichen Kampfe hervor; — Gründe genug für den Nationalſtolz der Amerikaner; denn ſicher erzeugt es eine gewiſſe Selbſtzufriedenheit, einer Nation anzugehören, deren glänzende Thaten, auf dem Kriegsſchauplatze wie in der Politik, im Handel wie in Künſten und Gewerben, die Welt in Erſtaunen ſetzen.

Ein zweiter, nicht weniger merkwürdiger Charakterzug der Amerikaner beſteht in einem Grade von Ernſt, der zuerſt als Mangel an Geſelligkeit erſcheint, und doch iſt vielleicht in keinem Lande die wahre, edle Geſelligkeit, welche durch das Familienleben bedingt wird, ſo zu Hauſe, wie in Amerika. Von früher Jugend auf gewohnt, über ſich und ſeine Verhältniſſe nachzudenken, iſt der Amerikaner von der Zeit an, wo er handelnd auftritt, ſtets auf die Mittel bedacht, ſeine Lage zu verbeſſern. Iſt er reich und deßhalb mehr betheiligt am Geſammtwohl des Staates, dann fordert jedes neue Geſetz, jeder Wechſel in den Perſonen der Volksvertreter ſeine Sorgfalt für die Zukunft; und iſt er arm, ſo kann jede Veränderung im Staate ihm Gelegenheit bieten, ſein Glück zu machen. Er iſt deßhalb immer wachſam, ſtets bedacht auf die Zukunft, nicht als bloßer Zuſchauer, ſondern ſelbſt eine Rolle ſpielend, und beſchäftigt, den gegenwärtigen Zuſtand aufrecht zu erhalten oder ihn zu vervollkommnen. Die ganze Maſſe der Bevölkerung iſt beſtändig bewegt, und auf ſie bauend oder ſie fürchtend, dringt man unaufhörlich von allen Seiten auf einen Ausſpruch der öffentlichen Meinung. Kein Mann iſt ſo reich oder mächtig, den ihr Einfluß nicht zittern machen, keiner ſo arm und niedrig, in dem ſie nicht die Hoffnung auf Erfolg und Beförderung erwecken könnte. Sie iſt in Amerika das mächtigſte Organ der Gerechtigkeit,

Digitized by Google

Niemand schonend, ja erniedrigend oder zermalmend, was sich ihr entgegenstellt und ihren Richterspruch herausfordert. Dieser Zustand beständiger Aufregung gibt dem Leben der Amerikaner das Ansehen geschäftiger Unruhe, ist aber dessen ungeachtet der eigentliche Grund ihrer Zufriedenheit. Ruhe findet der Amerikaner nur in seinem Hause, im Kreise seiner Familie; Alles außer demselben ist fortwährendes Wirken und Treiben, in der Politik wie im Handel, auf den Straßen und Kanälen wie in den Wäldern des Westens. So ungleich auch die Elemente sind, aus denen die Bewohner der Vereinigten Staaten zusammengesetzt sind, und unter wie verschiedenen Verhältnissen sie auch leben, dennoch herrscht eine gewisse Einheit der Gesinnungen unter ihnen, eine Stetigkeit des Charakters, die man nicht leicht wieder so trifft, vielleicht eben der Mischung und Verschiedenartigkeit der Theile wegen, indem kein Element das andere herrschend werden läßt. Alle haben etwas Gemeinschaftliches in ihrem Wesen, das sie zu Verwandten macht; in ihrem Umgang zeigt sich etwas, wodurch sie nicht mehr Engländer, Deutsche, Franzosen, sondern etwas Anderes sind. Selbst die Einwanderer schleifen in Amerika bald ihre rohen Kasten-Vorurtheile ab. Der Mensch gilt dort nur als Mensch etwas; nur Thätigkeit bringt Ehre; man fragt nicht, was der Mensch ist, wer seine Eltern waren, sondern was er kann, was er zu leisten, zu schaffen vermag. Es findet in Amerika kein Vorrang, kein Ständeunterschied statt. Jeder fühlt sich frei und unabhängig, und äußert sich nach diesem Gefühl. Selbst der Dienende ist ein freier Mann, der wohl seine Dienste, aber nicht sein ganzes Wesen vermiethet hat. In der amerikanischen Gesellschaft findet wenig Zwang statt; doch herrscht allenthalben, vorzüglich im Umgang mit dem weiblichen Geschlechte, der größte Anstand, und in keinem Lande der Welt, selbst England nicht ausgenommen, erfreuen sich die Frauen einer solchen Achtung, als in den Vereinigten Staaten. Immer auf sich selbst gestützt, ist der Amerikaner offen, freimüthig und ohne Rückhalt in seinem Umgange. Die große Masse hat Kenntnisse und Gefühl, obgleich weniger wissenschaftliche Bildung, als in Europa, und ein hoher Grad von Intelligenz durchdringt selbst die untersten Schichten. Nicht die Pflege der höheren Wissenschaften, welche man von Gelehrten fordert, sondern der Vollbesitz nützlicher Kenntnisse, welche auf den Glückszustand der Menschen einen unmittelbaren Einfluß ausüben, ist es, wodurch sich die Amerikaner vor andern Nationen vortheilhaft auszeichnen, und für dessen Erwerbung sie bessere Vorkehrungen getroffen haben, als vielleicht irgend ein anderes Volk. Ein Hinblick auf die Summen, welche jährlich auf die Einrichtung und Unterhaltung von Schulen und Universitäten verwendet werden, ist genügend, um sich von der Liberalität zu überzeugen, mit der man in den Vereinigten Staaten für die sittliche Erziehung des Volkes sorgt. Man schätzt das Wissen, aber nur nach seiner Nützlichkeit und Anwendbarkeit im Leben, und beurtheilt es auch darnach.

Auch die Religiosität des Amerikaners erscheint in einem achtungswerthen Lichte. Nordamerika kennt keine Staatskirche; die Verfassung gewährt Jedem vollkommene Gewissensfreiheit, und durch Gleichstellung aller Religionen und dadurch, daß keine herrschende Religion anerkannt ist, und alle öffentlichen Staatsbesoldungen für ihre Diener aufgehoben wurden, ward die Religion aus einem Erwerbszweig der Prediger-Kaste ein Eigenthum des Volkes, und scheinbar verlassen und aufgegeben, wurde ihr absolutes Bedürfniß um so dringender, ihre Herrschaft um so dauerhafter. Jeder im Lande kann sich eine Kirche nach einer selbstgeschaffenen Idee aufbauen, ohne deßhalb angefeindet zu werden, und die vielen Gotteshäuser, welche man überall sieht, und die ernste Andacht ihrer zahlreichen Besucher bezeugen es deutlich, daß der Amerikaner wirklich religiös ist. Die Anhänger aller Sekten leben friedlich neben einander, und oft zählt eine Familie so viele Bekenner einzelner Glaubensmeinungen, als dieselbe Glieder hat. Für den Staat sind diese Ansichten vom Kirchenthum vortheilhaft und ersprießlich: denn in Folge derselben kennt er die Last der Kosten und der Aufsicht des Kultus nicht, er gibt kein Geld zu Kirchenbauten, besoldet keine Geistlichkeit, und dennoch gibt es kein Land, wo mehr Kirchen gefunden werden, als in der Union. Philadelphia allein hat über 100 Kirchen, New-York 172, Baltimore 44 ꝛc., welche Sonntags so voll Andächtiger sind, wie man es in Europa nirgends findet. Die bedeutendsten religiösen Sekten in den Vereinigten Staaten sind die Methodisten, die Episkopalen, die Presbyterianer und die Wiedertäufer oder Baptisten; ihnen folgen: die Kongregationalisten, die Reformirten, Lutheraner, Katholiken, die Mährischen Brüder, Unitarier, Universalisten, Schwedenborger, Freunde oder Quäker, die Zitterer oder Anhänger der Milleunium-Kirche, die Tunker, Mennoniten, die strengen Calvinisten und Remoniten. Offizielle Listen geben die Zahl der Geistlichen aller Religionsparteien im Jahre 1855 auf 42,250, die der Kirchen auf 36,241, und die der Kommunikanten auf 5,220,589 an.

Um endlich noch ein Wort über die Sklaverei zu sagen, welche in vielen Staaten der Union besteht, in zwölf Staaten aber bereits ganz abgeschafft ist, so ist sie ein Uebel, dessen Entstehen die Amerikaner nicht verschuldet haben. Sie ist ein Erbstück der Europäer, ihrer Politik und Industrie! und dieselbe durch einseitige Gesetze aufheben zu wollen, wäre ein Eingriff in die Eigenthumsrechte jedes einzelnen Sklavenbesitzers, dessen Eigenthum die Gesetze und Behörden eben so wie jedes andere schützen sollen und müssen. Die Regierung der Union selbst hat gethan, was nur immer rechtlicher Weise geschehen konnte: die Einführung neuer Sklaven wurde verboten, der Sklave konnte sich freikaufen, und jedem ist Zeit und Gelegenheit gegeben, sich die Mittel zur Loskaufung zu verdienen.

Digitized by Google

Wirkung der Cultur auf das Glück der Völker.

Liegt das goldene Zeitalter in der Vergangenheit oder in der Zukunft?

Es wird öfters behauptet, wenn auch in neuerer Zeit immer seltener, daß das Glück der cultivirten, d. h. der gebildeten und reichen Völker nicht größer, sondern vielmehr kleiner sei, als dasjenige der einfachen Naturvölker. Zugleich wird der glücklichste Zustand der Menschen in die Vergangenheit, in die Zeit eines verlorenenen Paradieses, in ein entschwundenes goldenes Zeitalter versetzt, von welchem uns Cultur und Luxus, Bildung und Aufwand immer mehr entferne. Als Beispiel eines einfachen, noch im sogenannten Naturzustande befindlichen und deßwegen glücklichen Volkes wird häufig das kindliche Volk der Freundschaftsinseln angeführt.

Wenn nun auch gegenwärtig für die meisten Menschen das Ergebniß einer Untersuchung über die Vergangenheit oder Zukunft des goldenen Zeitalters nicht mehr zweifelhaft ist, so bietet es doch einen großen Reiz, darüber klar zu werden, was es denn Werthvolles ist, das die Menschen durch ihr schrankenloses Streben nach Reichthum und Bildung erringen, und unter welchen Bedingungen durch die Cultur dauerndes Glück gewonnen wird.

Wir finden nun zunächst, daß der Naturzustand, unter dem man einen einfacheren, weniger gekünstelten versteht, entweder durch mindere Begabung eines Volkes oder durch Mangel an Bildung bedingt ist. Im ersteren Falle wäre jene Behauptung eines größeren Glückes offenbar falsch. Denn jede Anlage, jedes Geistesvermögen, das ein Volk in höherem Grade besitzt, als ein anderes, ist eine Quelle zu größerem unmittelbaren Glücke und zu größerer Leistung, und durch diese zu einem weiteren mittelbaren Glücke. Selbst die rauheren Vermögen, wie der Kampf- und der Zerstörungssinn, erzeugen nicht nur die Befriedigung, welche in ihrer eigenen Erregung liegt, sondern sie befriedigen auch andere Geistesvermögen vermittelst ihrer Leistungen. So könnte ohne jene beiden Triebe und ihre Wirkungen ein Volk nicht das Gefühl der Macht und Unabhängigkeit empfinden, weil es beide ohne Muth und Kraft nicht besäße. Es ist also kein Zweifel, daß geringere Befähigung auch geringeres Glück mit sich bringt. — Andererseits kann aber auch der Naturzustand durch Mangel an Bildung allein, ohne Mangel an Befähigung, verursacht sein, und dieser Fall wird hauptsächlich von den Vertheidigern des verlorenen Paradieses gemeint.

Wirkung der Bildung.

Fragen wir aber, worin der Zustand der Bildung und des Aufwandes, dem immer Reichthum zu Grunde liegen muß, besteht, so finden wir, daß bei demselben eine Menge von Genußmitteln geboten werden, welche dem s. g. Naturzustande fremd sind. Die Bildung lehrt, die dürftigen und rohen Früchte des Feldes durch Bebauen vermehren und durch künstliche Zubereitung schmackhafter machen. Sie lehrt, schützende und schöne Kleider herstellen. Der Handel führt fremde Gewürze, seltende Metalle, schöne Stoffe zu. Die Bildung schafft Werkzeuge und Waffen gegen Thiere und feindliche Menschen. Sie erbaut gesunde und behagliche Wohnungen. Sie erzeugt die Künste, welche die Menschen mit beglückenden Empfindungen erfüllen. Sie erweckt die Wissenschaften, welche die Macht und Wohlfahrt der Menschen steigern.

Gleichzeitige Vermehrung der Genußmittel und der Arbeit.

Diese Wirkungen der Bildung haben nun eine doppelte Seite: vermehrte Genußmittel und vermehrte Arbeit. Wenn die Vermehrung des Genusses und des Aufwandes innerhalb der Grenze bleibt, daß sie die Genußfähigkeit des Menschen nicht vermindert, daß sie also einerseits seinen Geist und Körper nicht schwächt, und andererseits seine Vermögensverhältnisse und Erwerbsfähigkeit nicht zerrüttet, so liegt kein Nachtheil, sondern nur der größte Vortheil in dem Aufwande, dieser einen Seite der Bildung. Das Mittel aber, welches den Verlockungen über jene Grenze wirksam entgegensteht, ist die mit der Bildung und dem Aufwande verbundene nothwendige Arbeit. Denn wodurch anders werden jene Genußmittel geschaffen, als durch Arbeit? Das Feld muß bebaut, die Speisen müssen bereitet, die schönen Kleider verfertigt, der Handel muß betrieben, Tauschwaaren erzeugt, die Häuser gebaut, die Künste ausgeübt und die Wissenschaften geschaffen und fortgebildet werden. Ein Volk kann sich Bildung und den damit verbundenen höheren Genuß nur durch Arbeit verschaffen.

Beglückende Wirkung der Arbeit.

Die nothwendige Arbeit in einem entsprechenden, gewissen Maaße bildet nun das kräftigste Gegenmittel gegen das mögliche schädliche Uebermaaß des Genusses. „Der Müßiggang ist aller Laster Anfang.“ Die Arbeit aber trägt ihren Segen in sich. Während der Müßige seine ganze Zeit mit Genüssen erfüllt, sich aufreibt, bald nur noch für die äußersten Reizmittel empfindlich ist, und endlich auch für diese stumpf, keiner Freude mehr fähig und des Lebens satt dahinsiecht, füllt der Thätige seine meiste Zeit mit Arbeit, die ihm selbst zur Freude wird, die seinen Körper und Geist stählt, seinen Charakter und seine Willenskraft befestigt. Die Zeit der Ruhe findet ihn dann für andere Genüsse empfänglich. Da seine Arbeitszeit nicht mit schädlichen Gedanken und Einbildungen erfüllt ist, so treibt es ihn auch in der Muße weniger zu den reizend-

Digitized by Google

sten und zerstörendsten Genüssen hin; und die geringere Zeit, die er ihnen widmet, erfreut, belebt, erfrischt nur die Geistesvermögen, statt sie zu überreizen und zu schwächen. So bleibt er immer kräftig und lebensfroh, empfänglich für jede Freude. — Der eigentliche Grund, durch welchen die Arbeit diese Frische und Erregbarkeit erzeugt und erhält, ist aber der Wechsel, der in der Thätigkeit der Geistesvermögen eintritt, in der allseitigen Erregung derselben. Der Müßige will beständig nur durch einige wenige Geistesvermögen, meist die sinnlichen, Genuß empfangen; sie allein werden erregt und müssen der Uebermäßigkeit bald erliegen. Der Arbeitsame aber strengt noch viele andere Vermögen an. Verfolgen wir dieß in einigen Beispielen und betrachten zuerst einen rein geistig Thätigen. Jeder Blitz der Schlußfolgerung, jeder Lichtstrahl, der auf das gegenseitige Verhältniß mehrerer Dinge fällt, ist zugleich ein Strahl der Freude; denn jede gesunde Thätigkeit irgend eines Geistesvermögens ist unmittelbar, an und für sich, wohlthätige Empfindung, Genuß. Jede Anstrengung, um zum Ziel zu kommen, jede Ausdauer, um die sich entgegenstellenden Widerstände zu überwinden, erregt den Sinn für Kampf und den für Beharrlichkeit auf angenehme Weise, und bei mancher kräftigen, rein geistigen Erregung spannen sich selbst die Muskeln, wie für einen körperlichen Kampf. Jeder Erfolg, wenn auch von Andern nicht bemerkt, befriedigt die Beifallsliebe; aber noch mehr Nahrung erhält der Ehrgeiz bei einem großen Streben, das einst in seinem Ergebnisse vor die Welt treten soll. Diese und noch viele andere Grundvermögen, je nach der Art der geistigen Aufgabe, werden in wohlthuende Thätigkeit gesetzt. Wie mannichfach ferner sind die Genüsse des Künstlers bei dem Schaffen und in dem Ausüben seiner Kunst! Er schwelgt in der Fülle der Gebilde, die seine erregte Einbildungskraft hervorzaubert, und tief geht sein Athem, wenn er das Eine, Schönste herauszuwählen hat, es zum Voraus in der Vollendung vor sich sieht, sammt den Menschen, die es bewundern. Wie oft tritt er vor das halb vollendete Werk, um den wirklichen Eindruck in sich aufzunehmen und nachher durch Bewußtwerden und Nachdenken über die Ursachen dieses Eindrucks sein Werk zu beurtheilen und zu verbessern! Und auch in einer weniger hohen, in einer mehr handwerksmäßigen Beschäftigung liegt Genuß, der um so größer ist, je mehr sie sich der Kunst nähert, oder je größer die Geschicklichkeit. Schon die bloße Ausübung einer Handfertigkeit erweckt Freude; man fühlt mit Lust, wie leicht und sicher die Arbeit unter den Fingern hinläuft. Zu allen diesen unmittelbaren Genüssen kommt aber das außerordentlich Wichtige, daß der Erwerbssinn befriedigt, und daß wirklich Etwas errungen wird. Das Erworbene macht es möglich, sorgenfrei zu leben, es schafft die Mittel, mit Ruhe und Behagen sich auch diejenigen Genüsse zu verschaffen, welche durch die Arbeit Anderer geliefert werden.

So folgt den ganzen Tag über Genuß auf Genuß. Keiner erzeugt Abstumpfung und Schwächung des entsprechenden Grundvermögens, keiner muß erst durch schädliche Ueberreizung hervorgebracht werden, weil alle mit einander abwechseln, weil kein Vermögen zu lange und zu stark erregt wird. Genügende Nahrung und wohlthätiger Schlaf ersetzen mehr als die augenblickliche Abnahme, und die Geistesvermögen wachsen durch Geistesthätigkeit, wie die Muskelkraft durch körperliche Arbeit.

Gleichgewicht zwischen Muße und Arbeit.

Damit aber diese glücklichen Wirkungen eintreten, muß auch ein richtiges Gleichgewicht zwischen allen Thätigkeiten stattfinden, zwischen Arbeit und Muße; ein Gleichgewicht, das durch die beste Wirkung auf das dauernde Glück bestimmt ist. Es darf weder die Muße noch die Arbeit zu sehr ausgedehnt sein. Denn jede für sich erregt einzelne Grundvermögen vorwiegend, und diese werden abgestumpft durch zu große und zu lang dauernde Thätigkeit.

Wann ist Reichthum gefährlich?

Die sittenverderbende, entnervende Wirkung des Müssiggangs und des Aufwands tritt besonders dann ein, wenn die Mittel zum Genusse ohne Arbeit und Erwerb vorhanden sind. Darin liegt die mächtige Verführung des Reichen. Der Reiche hat zwar die Triebfedern zur Arbeit, welche in der Arbeit selbst ihre Befriedigung finden; und ist sein Ehrgeiz, seine wissenschaftliche oder künstlerische Befähigung, seine Thatkraft groß, so werden sie ihn zur Arbeit führen. Leider aber kommen diese Genüsse erst in ihrem ganzen Maße bei der Arbeit selbst und nach derselben; vor der Arbeit aber, wenn erst der Entschluß zu ihr gefaßt wird, sind sie oft in Gedanken nur schwach, die sinnlichen Genüsse der Trägheit dagegen oft schon sehr kräftig. Wenn daher nach der Natur des einzelnen Menschen die ersteren Triebe die letzteren nicht weit überragen, so ist der Sieg der Trägheit nur zu leicht entschieden, so lange nicht jene nöthigende Triebfeder des Bedürfnisses, des zum Leben erforderlichen Unterhaltes hinzutritt. Daher kommt es, daß so viele Reiche dem Müssiggange verfallen, daß sie ihrer Kraft und Sittlichkeit nach zu Grunde gehen, daß sie ihr Vermögen vergeuden. Es hat einen tiefen Grund, daß man als Erfahrungssatz auszusprechen pflegt, ein großes Vermögen bleibe nicht länger als durch drei Geschlechter bei derselben Familie. — Gegen dieses Uebel scheint auch mit der Zeit eine Schranke gezogen zu werden. Wenn einmal der Handel und die Gewerbe, welche zur jetzigen Zeit in mächtiger Entwicklung begriffen sind, in mehr gleichförmige, feste Zustände gelangen, wenn neue Fabriken, Eisenbahnen und andere große Anlagen nur noch selten errichtet werden, weil die vorhandenen genügen, dann nimmt auch der Bedarf und die Nachfrage nach Kapital ab und der Zinsfuß fällt. Dann wird die Arbeit hohe, das Kapital geringe Erträge liefern, und es wird nicht leicht sein, von den Zinsen eines Vermögens zu leben. Die etwa

Digitized by Google

daraus entspringenden Nachtheile, die Sorge für Wittwen und Waisen werden dann durch Anstalten, Versicherungen, in welche die Arbeitenden Einzahlungen leisten, leicht aufgehoben.

Die ganz gleiche, schädliche Wirkung, welche aufgespeicherter Reichthum, oder was dasselbe ist, aufgespeicherte eigene Arbeit, oder Arbeit der Vorfahren auf die einzelnen Menschen hervorbringt, erzeugt er auch bei ganzen Völkern. Die Reichthümer, welche die Römer aus den eroberten Ländern in Rom aufgehäuft, die Abgaben, welche sie durch ihre Siege den Völkern auferlegt hatten, machten es den Nachkommen möglich, zu genießen, ohne zu arbeiten. Dadurch wurden sie entnervt und erlagen selbst fremden Eroberern. Das spanische Volk sank, als es das mühelos erworbene Gold und Silber Amerika's in sein Vaterland schleppte. Der Reichthum, welchen die Engländer durch ihre außerordentliche Gewerbsthätigkeit erwerben, ist ihnen nicht schädlich; der Reichthum, welchen ein englischer Beamter aus Ostindien durch Erpressung sich erwirbt, gereicht ihm nicht zum wahren Glücke, und dieser Reiche vermehrt nicht die Kraft des englischen Volkes. — Daher kommt es auch, daß es auf ein Volk nicht erdrückend und nachtheilig wirkt, wenn es von anderen, gleich fähigen und tüchtigen Völkern umgeben ist, daß es im Gegentheil dadurch zur Arbeit angespornt wird. Jedes dieser Völker hat immer so viel Reichthum, so viele Genußmittel, als es erarbeitet. Unfähigere Nachbarvölker bilden hingegen eine Gefahr. Denn indem sie von dem mächtigeren ausgebeutet werden und es endlich ernähren müssen, erschlafft die Thatkraft des höher stehenden und es geht leicht zu Grunde. Je mehr sich aber die Bildung auf der Erde verbreitet, je weniger ein Volk einem andern untergeordnet und botmäßig ist, um so fester steht die Kraft und das Wohl, das Gedeihen und Glück aller einzelnen. Die alte Geschichte mit ihren Völkerwanderungen wird sich dann nicht in der neuen wiederholen. Kein Volk wird, wenn es gebildet und reich ist, seinen Sitz verlassen wollen; kein Volk, wenn es gebildet und kräftig ist, wird sich von einem anderen aus seinem Sitze verdrängen lassen.

Maß in der Arbeit.

Aber ebenso darf auch die Arbeit nicht übermäßig werden. Sie wird es, wenn sie nachtheilig wirkt, d. h. nicht die möglichst große Menge von Glück zur Folge hat. Zu harte und anhaltende Arbeit schwächt den Körper, weil demselben ungenügende Ruhe und oft auch bei geringem Lohne mangelhafte Nahrung zum Ersatze des durch die Arbeit Verbrauchten geboten wird. Für eine solche Schwächung des Körpers geben die armen Schlesier, welche zu wenig durch ihre Weberei verdienen, und auch häufig Bergwerksarbeiter Beispiele. Man hat durch ausgedehnte Versuche ermittelt, daß bei bloßer Muskelarbeit, wie bei dem Treben eines Haspels oder Rades, ein Arbeiter auf die Dauer ohne Schwächung am meisten arbeiten kann, wenn die tägliche Arbeitszeit acht Stunden beträgt. Bei weniger Zeit kann die Anstrengung stärker, bei mehr Zeit muß sie schwächer sein, jedesmal wird aber die tägliche Leistung kleiner. Also hat in diesem Falle selbst der Arbeitsgeber einen Vortheil dabei, die Arbeitsstunden nicht über acht im Mittel zu steigern. Was nun bei anderen Beschäftigungen — z. B. bei den die Muskelkraft weniger anstrengenden in Fabriken, in denen nur die Maschinen geleitet und regelmäßig mit Rohstoff versehen werden müssen — die für die Arbeitsmenge vortheilhaftesten Arbeitszeiten sind, das ist nicht mit Bestimmtheit ermittelt.

Jedenfalls darf aber die Gesundheit nicht untergraben, das Leben nicht verkürzt werden; darüber zu wachen, liegt im Vortheile des Staates. Denn wollte man sagen, wenn die Arbeiter früher untauglich werden, so ersetzt man sie durch junge, frische, so läge darin zuerst eine schreiende Härte, welche jeden wohlwollenden Menschen empörte. Dann aber, wer soll die untauglichen nähren? Sollen sie dem Staate, der Gemeinde oder den in neuerer Zeit vielfach entstehenden Arbeiter-Vereinen zur Last fallen? Wie es auch sei, so sind sie eine todte Last, die die Kraft des Staates nicht verstärkt. Dazu kommt, daß durch jenen häufigeren Wechsel von Arbeitern ein stärkerer Wechsel der auf einander folgenden Geschlechter eintreten muß; daß also die Anzahl der Kinder verhältnißmäßig größer, die der Erwachsenen kleiner wird. Wenn im günstigen Falle ein Mensch 15 Jahre Kind und dann 45 Jahre Arbeiter ist, im ungünstigen eben so lang Kind, dagegen nur 30 Jahre Arbeiter, also nur $^2/_3$ von der früheren Zeit, so treten zwei Nachtheile ein. Zuerst können die übermäßig angestrengten Arbeiter doch nur Anfangs zur Zeit ihrer größten Kraft mehr leisten, als die mäßig angestrengten. Denn durch die übermäßige Anstrengung tritt bald eine Schwächung ein, so daß die Arbeiter sich anstrengen müssen, um nur eben so viel zu leisten, als die gleichförmig und mäßig thätigen. Diese Anstrengung schwächt von Neuem und bald kommt es dahin, daß diese Arbeiter sich mehr anstrengen und demungeachtet weniger leisten als die anderen. So kommt es, daß die aufgeriebenen Arbeiter in ihrer vollen 30jährigen Arbeitszeit nicht mehr, sondern weniger leisten, als die anderen Arbeiter in den 30 ersten Jahren ihrer 45jährigen Arbeitszeit. Daraus folgt aber, und dies ist der zweite Nachtheil, daß wegen der kürzeren Arbeitsdauer eines Menschen die Anzahl der Kinder mindestens im Verhältnisse von 30 : 45 größer werden muß, um die größere Anzahl abgehender Arbeiter zu ersetzen.

Durch das Aufreiben der Arbeiter wird also sowohl die Zahl der abgenutzten als die verhältnißmäßige Zahl der Kinder gesteigert, also wird die für die Arbeit todte Last im Verhältniß zur thätigen Kraft vermehrt. Das Glück der Gesammtheit wird aber dadurch bedeutend vermindert. Denn auf dieselbe Menge geleisteter Arbeit oder erzeugter Genußmittel kommt eine größere Anzahl Arbeiter, weil dieselben geschwächt sind; es ist also der Antheil an

Digitized by Google

jenen Genußmitteln oder der Verdienst bei dem einzelnen Arbeiter kleiner. Ferner theilen die Arbeiter ihren Erwerb mit einer verhältnißmäßig größeren Anzahl nicht Thätiger, so daß hierdurch die Genußmittel jedes einzelnen Menschen noch mehr vermindert werden. Dazu sind diese Menschen elender, weniger genußfähig. Der Staat erhält also eine schwächere und weniger glückliche Bevölkerung, was gegen den Gesammtvortheil ist. — Aber auch die Fabrikherren verlieren ihre Arbeiter. Denn einerseits werden dieselben andere günstigere Verhältnisse auffuchen und meist finden können; andererseits, wenn dieß nicht der Fall sein sollte, muß sowohl die Gesammtbevölkerung als auch besonders die Anzahl der Kräftigen so abnehmen, daß es bald an Arbeitern fehlt. Ständige Einführung von außen ist aber nicht, wie bei der Negersklaverei, möglich.

Zweckmäßigste Arbeitsdauer.

Wenn man also die Arbeiter nicht bis zur Abschwächung anstrengen will — und die Auseinandersetzung der Wirkungen hievon war nicht unnöthig, da es noch an manchen Orten geschieht — so fragt sich doch noch, was ist die zweckmäßigste tägliche Arbeitszeit. Wie schon gesagt, steigt die Leistung nicht im Verhältniß mit dieser Zeit; denn die Größe und Geschwindigkeit der thätigen Kraft nimmt ab, wenn die Arbeitsdauer zunimmt. Hier müßten nun für die verschiedenen Beschäftigungen bestimmte Erfahrungen gesammelt werden. Vielleicht ist es für alle nicht viel mehr als acht Stunden, wie bei bloßen Muskelthätigkeiten. Jede Dauer aber über die vortheilhafteste Zeit hinaus bringt, wie schon bemerkt, auch dem Arbeitsgeber keinen Gewinn, oder nur einen augenblicklichen auf Kosten der Kraft und Gesundheit der Arbeiter. In der Jetztzeit findet ein Streben nach Verminderung der Arbeitszeit statt. Gegenwärtig ist sie meist noch gegen zehn Stunden, überall jedoch, wo eine regelmäßige Arbeitszeit verändert wird, wird sie vermindert.

Aber es ist nicht die einzige Rücksicht, welche bei Bestimmung der Arbeitszeit genommen werden muß, daß die Arbeiter nicht geschwächt, und daß möglichst große Leistungen hervorgebracht werden, sondern die einzige große, Alles umfassende Rücksicht ist hier wie immer die, daß eine möglichst große Summe von Glück geschaffen werde. Es fragt sich also, wie wirkt die Anzahl der Arbeitsstunden auf das Gesammtglück?

Was zuerst die Arbeiter selbst anbelangt, so vermehrt eine Abnahme der Arbeitszeit ihre Mußestunden. Dadurch erhalten sie Zeit und Gelegenheit, auch ihre anderen Grundvermögen in Erregung zu bringen. Sie werden des Familienglückes, des Glückes der Geselligkeit, der sinnlichen Vergnügen theilhaftig. Sie können in den Mußestunden durch angenehme, belehrende Beschäftigung und geistige Erhebung auch höhere Genüsse und zärtere, sittlich anregende Gefühle empfinden. Doch hat eine große Mußezeit noch eher bei den ungebildeteren als bei den gebildeteren Ständen die früher angeführten, durch die Verführung zu übergroßem Genusse hervorgerufenen nachtheiligen Folgen.

Wird nun durch eine mäßigere Arbeitszeit und außerdem durch einen höheren Lohn das Glück der Arbeiter gesteigert, so ist die Folge hiervon, daß die Arbeitserzeugnisse der Menge nach geringer und theurer, also etwas schwerer zugänglich werden. Dadurch entspringt für die höheren Stände eine gewisse Abnahme von Genüssen oder eine gewisse Steigerung der eigenen Arbeit, oder Beides in ausgleichendem Maße. Die Folge also ist, daß sich der Genuß der Arbeiter auf Kosten desjenigen der höheren Stände etwas erhöht, daß das Glück etwas gleichförmiger vertheilt wird. Dabei wird aber doch stets eine große Ungleichheit bleiben, die der Natur der Sache gemäß ist. Die Arbeiter müssen von härterem Stoffe sein, sie können keine so feinen geistigen und keine so andauernden Genüsse vertragen; denn wenn dieß der Fall wäre, so würden sie Gebildete sein und sich durch die rohere Arbeit unglücklich fühlen. Die höheren Stände werden immer den Vorzug haben, daß sie mehr unmittelbares Glück in ihrer Arbeit, die mehr geistiger Natur ist, finden, und sie werden zugleich eine größere Zeit der Muße ohne Schaden, zur Erhöhung ihres Gesammtglückes ertragen können. Die Ausgleichung in Bezug auf die Arbeitszeit wird sich derart herstellen, daß das Ziel einer möglichst großen Menge des Gesammtglückes mehr und mehr erreicht wird, ohne daß die Staatsgewalt einzuschreiten genöthigt sein wird. Wenn diese nur die freie Entwicklung zuläßt, so werden die Arbeiter durch die vielfache Bewerbung der Arbeitsgeber um sie und nöthigenfalls durch die in England gebräuchlichen s. g. Strikes oder Arbeitseinstellungen diejenigen Vortheile erringen, welche aus dem Grade ihres Werthes für die gesammte menschliche Gesellschaft hervorgeht.

Nach diesen Betrachtungen erscheint es fast überflüssig, den Zustand eines Volkes, dem die Bildung noch abgeht, mit dem eines gebildeten Volkes zu vergleichen. Weil es aber noch genug Leute gibt, welche, wie schon erwähnt, das goldene, paradiesische Zeitalter der Menschheit in das Kindesalter derselben versetzen, so wollen wir doch die Vergleichung in wenigen Zügen ausführen.

Schlußvergleichung eines s. g. Naturvolkes mit einem gebildeten.

Nehmen wir einmal an, der Mensch hätte bei seinem ersten Erscheinen auf der Erde dieselben Fähigkeiten gehabt, die er jetzt besitzt, nur wäre seine Bildung nicht vorhanden gewesen — eine Annahme, die im Ernste zu machen wir weit entfernt sind, da wir im Gegentheil glauben, daß er sich erst allmählig aus einem mehr thierischen zu dem gegenwärtigen höheren Zustande entwickelte — aber nehmen wir einmal jenes an, so fragt es sich, womit beschäftigte er sich in diesem kindlichen Zustande, worin bestand sein Glück? Die Früchte des Feldes fielen ihm ohne

Digitized by Google

Arbeit zu, die Kleidung bestand vielleicht nur in einfachen Thierfellen, er brauchte also nur zu essen, zu trinken, des Genusses und der Ruhe zu pflegen. Dann hätte er gehabt, was ein Thier auch hat. Aber er soll ja alle menschlichen Fähigkeiten besessen haben. Davon hätte nun ein Theil, und gerade die besseren, brach liegen müssen, während die weniger guten, wie Beifallsliebe, Kampflust, Zerstörungssinn damals wie jetzt wirken mußten. Um aber von diesen nur gedachten Dingen abzugehen, so finden wir, daß die jetzt noch bestehenden s. g. wilden Völker ein im Ganzen sehr unthätiges Leben führen. Ihre einfachen Bedürfnisse sind leicht gewonnen, oder wenn das Herbeischaffen derselben nothwendig mit Arbeit verbunden ist, so wird diese je nach der Stufe ihrer Bildung in höherem oder niederem Maße auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse gewendet. Die übrige Zeit — und dieß ist, wenn jene Arbeit vorwiegend auf die Weiber fällt, wie es häufig stattfindet, bei den Männern die meiste Zeit — wird in schlaffer Unthätigkeit hingebracht. Je nach dem mehr friedfertigen oder kriegerischen Charakter leben sie entweder ruhig von den Früchten des Feldes und dem Ertrage ihrer Heerden, oder sie üben die Jagd und bekämpfen sich gegenseitig. Eitelkeit, Rachsucht, Diebstahl und Mord sammt allen bösen Trieben des Menschen finden wir aber bei diesen Völkern nicht nur ebenso, wie bei den gebildeten, sondern im Allgemeinen viel stärker. Dieß wird besonders dadurch bewiesen, daß die sittlichen Vorstellungen noch sehr gering bei ihnen sind, und daß Vieles gar nicht für ein Verbrechen bei ihnen gehalten wird, was bei uns für eines gilt. Und endlich, wo bleiben die edlen, die hochgeistigen, die künstlerischen Bestrebungen und Genüsse?

Dagegen wird der Bildung vorgeworfen, daß sie mit der Vermehrung der Genußmittel und der Menge der künstlichen Hülfsmittel die Untugenden steigere und die Verbrechen gefährlicher mache. Bei dem ersten Vorwurfe wird unter den Untugenden besonders die Eitelkeit, die Putzsucht und die Genußsucht hervorgehoben. Zwar hängen diese Fehler mehr von der Neigung des Menschen, als von der Feinheit der Genußmittel ab, und das Laster bleibt Laster, mag nun der Mensch mit Glasschnüren oder mit goldgestickten Purpurstoffen prangen, mag er in rohem Fleische oder in seinen Gerichten, in gegohrenen Baumsäften oder in schäumenden Weinen schwelgen; allein doch ist nicht zu verkennen, daß in den feineren Genüssen mehr Verführungsreiz und mehr Verderblichkeit liegt. Dieß gilt für alle Genußmittel, ist aber bei keinem deutlicher und entschiedener hervorgetreten, als bei den geistigen Getränken, insbesondere dem Branntwein. Als dieser den Indianern bekannt wurde, ergaben sich ihm Viele, welche vorher mäßig gelebt hatten, und es unterlagen ihm Viele, welchen die inländische Unmäßigkeit wenig geschadet hatte. — Bei dem zweiten Vorwurfe über die größere Gefährlichkeit der Verbrechen ist es wahr, daß mit dem Schaffen aller Arten von Hülfsmitteln durch die Bildung auch diejenigen Hülfsmittel mannichfaltiger und feiner geworden sind, welche dazu dienen, Verbrechen auszuüben und ihre Spuren zu verdecken.

Wenn es nun so auch als wahr und unzweifelhaft dasteht, daß die Verführung zu Untugend und Verbrechen und die Gefährlichkeit derselben durch die Bildung zugenommen hat, so steht dem doch entgegen, daß die Mittel zur Abhaltung von den Lastern und zur Verhütung ihrer Verderblichkeit in noch größerem Maße gewachsen sind. Und hier tritt zuerst die Arbeit auf, welche nothwendig ist, um die Genußmittel zu schaffen. Je mehr die Bildung fortschreitet, um so mehr müssen diejenigen Stände verschwinden, welche ohne nützliche Arbeit bestehen können, um so mehr wird der größere Lohn demjenigen zufallen, welcher das Glückbringendere leistet, um so mehr wird Reichthum mit Arbeit verbunden. Selbst die Wohlhabenden werden dann durch nothwendige eigene Arbeit vor Untugend geschützt werden, denn durch die Arbeit werden die Genußmittel viel weniger verderblich, und selbst der Branntwein, welcher die Indianer hinrafft, ist für den Mann, der kräftig arbeitet, von viel geringerem Schaden. Wenn nun die Wohlhabenden auf reichere Kleidung, feinere Kost, künstlerisch ausgestattete Wohnung verzichten würden, so müßten die Arbeiter und Künstler, welche jene Gegenstände sonst herstellten, müßig gehen, oder vielmehr, es müßten diese Berufszweige erlöschen. Dadurch würde eine Menge von Bettlern entstehen, und die Barmherzigkeit und Mildthätigkeit würde wieder, wie im Mittelalter, die erste Tugend werden, statt daß sich jetzt Jeder durch Arbeit rechtmäßigen Anspruch auf Unterhalt erwerben kann. Außer der Arbeit tritt noch die mit der Bildung verbundene geistige und sittliche Erhebung auf. Und diese Erhebung wirkt nicht allein selbst wieder als Arbeit, indem sie eine Menge von Menschen für Ausübung der Wissenschaft, des Unterrichts und der Künste bedingt, sondern sie erzeugt auch unmittelbar höhere und edlere Genüsse. Diese wirken dann aber sowohl durch einfaches Verdrängen und an die Stelle treten gegen die Annahme der sinnlichen Genüsse, als auch, indem sie sittlicher machen, durch Verminderung der Werthschätzung der letzteren. — Was andererseits die größere Gefährlichkeit der Verbrecher betrifft, so wird zuerst durch den wachsenden Wohlstand die Noth vermindert, welche zu Verbrechen treibt. Sodann kommen die gesteigerten Hülfsmittel nicht nur den Verbrechern, sondern auch der Staatsgewalt zu gut; und wenn der Verbrecher mit dem Dampfrosse davoneilt, so erreicht ihn doch mit dem noch schnelleren Telegraphen der Arm der strafenden Gewalt.

Uebereinstimmend mit diesen Betrachtungen zeigt uns denn auch die Beobachtung, daß mit der Bildung die Sittlichkeit steigt und die Anzahl der Verbrecher sinkt, und zwar in um so höherem Grade, je mehr Jeder durch seine eigene Arbeit leben muß, je weniger ein Stand auf Kosten eines anderen Standes, ein Volk auf Kosten eines anderen Volkes schwelgen kann.

Welcher Unterschied besteht also zwischen dem so-

Digitized by Google

genannten Naturvolke und dem gebildeten? Die Thätigkeit und das Glück des ersteren ist sehr einseitig und mehr sinnlicher Natur. Die meiste Zeit geht ihm in stumpfer Gleichgiltigkeit dahin, die man nicht einmal Zufriedenheit nennen kann.

Bei dem gebildeten Volke ist aber Streben und Schaffen und Genießen. Die Arbeit gewährt unmittelbaren augenblicklichen Genuß und befähigt zu anderen Genüssen in der Zeit der Muße. Das Arbeitserzeugniß ist ein Genußmittel für Andere und der Arbeitslohn ein Genußmittel für den Arbeiter. Die Bildung schafft die Wissenschaften und Künste, und mit ihnen eine Menge sowohl niederer, als auch besonders höherer, edlerer Genüsse. Die Bildung sittlicht, erhöht dadurch die Sicherheit Aller und verleiht ihnen die höchsten und dauernsten Güter. Mit einem Worte, sie erzeugt in steigendem Maße eine mannichfaltigere und weniger unterbrochene Menge größeren Wohlgefühles und Glückes.

Wir können uns daher getrost dem kräftigen Strome der Zeit hingeben, welche nach Bildung und Reichthum ringt. Wir werden uns dadurch nicht vom goldenen Zeitalter entfernen, sondern uns ihm nähern, denn es liegt stromabwärts.

Aus Demosthenes' Reden gegen Philipp von Macedonien.

Eine Parallele.

Das ist am meisten zu besorgen, daß der hinterlistige Mann, der so gut versteht, die Umstände zu benützen, theils durch Nachgiebigkeit in gleichgültigen Dingen, theils durch Drohungen (und darin wird er ohne Zweifel glaubwürdig erscheinen!), theils endlich durch Versäumungen gegen uns und unsere Abwesenheit den Dingen rasch eine Wendung gibt und dann ein Stück herunterreißt von dem Ganzen unseres Staates!

Als von Pydna, von Potidäa, von Methone, von Pagasä und den andern Städten (um euch nicht mit bloßen Namen zu langweilen) — ihre Belagerung der Reihe nach uns gemeldet wurde: — hätten wir damals irgend einem, dem ersten besten Staate bereitwillig und nach Schuldigkeit geholfen: dann hätten wir jetzt einen geschmeidigeren, einen weit demüthigeren Gegner an Philippus. Aber wir lassen immer die Gegenwart hinaus und die Zukunft muß sich (nach unserer Meinung) schön gestalten — ganz von selber! Wir haben's gethan; wir haben ihn auf eine Höhe gestellt, worauf noch niemals ein König von — Macedonien gestanden ist!

Merket euch zweierlei: — für's Erste, wenn man immer Etwas von seinen Sachen hinausläßt, Eins um das Andere, so ist das — ein gar geringer Nutzen. Für's Zweite: seht die Betriebsamkeit, welche Philippus anwendet, und die mit seinem Leben Eins ist und bei welcher es ihm nicht möglich ist, daß er, zufrieden mit den bisherigen Erfolgen, künftig Ruhe hält. Wenn aber der Eine dazu entschlossen ist, noch Größeres auszurichten, als schon geschehen ist, und ihr dagegen nur dazu, nirgends mit Entschiedenheit einzugreifen in eurer eigenen Sache: dann gebt nur Acht, was man zu erwarten hat und wie das enden soll. Beim Himmel, wer ist so einfältig unter euch, daß er nicht wüßte: der dortige Krieg wird hieher kommen, wenn wir ihn nicht beachten! Aber wahrhaftig, wenn dieß geschieht, so fürchte ich, Athener, es möchte uns ergehen, wie Leuten, welche Geld entlehnen, zwar ohne Mühe, aber auf große Zinsen. Eine kleine Zeit leben sie im Vollauf; nachher müssen sie selbst ihr eigenes Gut verlieren, und so wird es sich zeigen, daß auch wir — um theures Geld leichtsinnig gewesen sind.

Ed. Eyth.

Was ist Schiefer?

Unweit der alten Kaiserstadt Goslar, inmitten des Harzes, dicht an der steilen beschwerlichen Straße, die über harten Felsen hin nach Clausthal führt, und auf beiden Seiten nichts als Fichten und felsiges Gestein erblicken läßt, erhebt sich rechter Hand ein von Nadelholz überwachsenes Schiefergeschiebe. Einige Durchhaue in demselben gewähren Einblicke in einen der mächtigsten Schieferbrüche des Harzes, in welchem, Ameisen gleich, die Häuer die Fahrten auf und ab klettern, um Schiefer loszuhauen oder die gehauenen Stücke auf Karren die schmalen, gesimsgleichen Wege zu weiterer Bearbeitung fortzuschieben. Viele Hunderte von Menschen finden in diesem berühmten Bruche Beschäftigung, denn in un-

Digitized by Google

geheuren Massen wird das Gestein zu Tage gefördert und mannichfach verarbeitet. Wohl kennt Jedermann, bis zum kleinsten Kinde herab, den Schiefer, sollte es auch nur durch Schiefertafeln und Griffel sein, ohne vielleicht zu wissen, was Schiefer ist. Man hat an kein bestimmtes Mineral wie Blei, Eisen, Schwefel, Quarz u. s. w. zu denken, sondern der Name Schiefer bezeichnet nur eine physikalische Eigenschaft, vermöge der sich verschiedene Mineralkörper in tafelförmige Theile zertrennen lassen. Diese Art der Absonderung nennt man die schieferige, das Mineral selbst aber Schiefer. Es gibt daher eine Menge verschiedener Schiefer, wie: Glimmerschiefer, Chloritschiefer, Talkschiefer, Thonschiefer, Mergelschiefer, Kieselschiefer ꝛc. und andere, die nach ihrer Anwendung benannt werden, wie: Wetzschiefer, Zeichenschiefer, Polirschiefer ꝛc. Aber von allen Schieferarten zeigt der im Harz und auf dem Thüringer Wald so häufig vorkommende Thonschiefer die schieferige Absonderung in ausgezeichnetem Grade und führt daher auch im gemeinen Leben vorzugsweise den Namen Schiefer.

Der Thonschiefer selbst ist eine mit zarten, oft kaum erkennbaren Glimmerblättchen durchsetzte, kieselartige, mit Wasser nicht bildsam werdende Thonmasse, von grauer, braunrother, grünlicher oder schwarzer Farbe, ausgezeichnet schieferigem Gefüge, und geringem, von den Glimmerblättchen herrührenden Schiller auf den Absonderungsflächen. Er findet sich sehr verbreitet, und kommt sowohl im Grundgebirge, wie auch, und zwar vorzugsweise im Uebergangsgebirge vor, oft mit Einmengungen von Feldspath, Quarz, Hornblende, Staurolith, Granat, Turmalin, Epitot, Magneteisen ꝛc. Trotz seiner Weichheit widersteht er zerstörenden Einflüssen oft lange, und zerfällt zuletzt zu einem, dem Pflanzenwuchse günstigen Thon oder Lehm, in welchem besonders Waldungen gut gedeihen. Man unterscheidet in den Brüchen den gemeinen Thonschiefer, der seiner unregelmäßig krummflächigen Absonderung wegen keine Anwendungen gestattet, und beim Abbau zum Verwittern auf Halden geworfen wird, und den Dachschiefer, welcher geradschieferig und gewöhnlich von schwarzer Farbe ist. Dieser, der in dem Goslarer Bruche von vorzüglicher Güte gewonnen wird, steht sowohl zum Decken der Häuser, als auch zur Anfertigung der Rechentafeln in sehr ausgedehntem Gebrauche. Guter Dachschiefer läßt sich leicht in dünne, gerade Tafeln zerspalten und besitzt ein festes, geschlossenes Korn, das nur wenig Wasser einzusaugen vermag, was man daran erkennt, daß eine Tafel, einige Zeit in Wasser eingelegt, nur wenig an Gewicht zunimmt; auch kommt er in hinreichend großen Tafeln ohne Querrisse vor und erhält sich, der Witterung ausgesetzt, durchaus unverändert.

Die Zurichtung desselben zu Dachschiefern geschieht folgendermaßen:

Nachdem der Schiefer in Gestalt großer, dicker Platten gebrochen ist, zertheilt man diese mittelst des Meißels und Hammers in kleinere Stücke, wobei die sehr häufig vorkommenden Querabsonderungen von wesentlichem Nutzen sind. Die so erhaltenen Stücke werden sodann mittelst dünner, scharfer Meißel in Tafeln von der erforderlichen Dicke zerspalten, und endlich in die bekannte trapezoidische Gestalt gebracht, indem man sie auf einen hölzernen Block legt, das abzunehmende Stück über den Rand hervorstehen läßt, und mit einer Art Hackmesser abschlägt. Es ist hierbei zu bemerken, daß das Spalten des Schiefers in dem frischen, feuchten Zustande, so wie er aus dem Bruche kommt, weit besser von Statten geht, als wenn er erst durch längeres Liegen an der Luft ausgetrocknet ist; weßhalb denn auch das Zurichten meist gleich in dem Bruch vorgenommen wird, und mit der Gewinnung der Blöcke gleichen Schritt hält. Frost erhöht, wie sich leicht denken läßt, die Spaltbarkeit; durch darauf folgendes Thauwetter soll sie aber größtentheils verloren gehen; durch abermaligen Frost hingegen wird sie, obwohl nicht in so hohem Grade wie vorher, erneuert.

Zu Rechentafeln wird ein möglichst feinkörniger, harter, gleichförniger und schwarzer Dachschiefer ausgewählt, der nach dem Zurichten an beiden Seiten abgeschliffen und endlich in hölzerne Rahmen gefaßt wird. Die Griffel oder Rechenstifte werden ebenfalls aus Thonschiefer, aber aus einem weniger dünnschieferigen und möglichst weichen Schiefer angefertigt, damit sie nicht in die Tafel einschneiden, sondern sich darauf zu einem feinen Pulver abreiben, welches in dieser sein zertheilten Gestalt eine weißliche Farbe besitzt.

Andere bemerkenswerthe Schieferarten, die aber nicht im Harz gebrochen werden, sind: der Wetzschiefer, eine dichte, hauptsächlich aus Quarz, thonigten Theilen und höchst zarten Blättchen von Glimmer oder Chlorit bestehende Masse von meist grünlicher oder gelblichgrauer Farbe und sehr dickschieferiger Absonderung. Je nachdem die Quarz- oder Thontheile vorwalten, kommt er in sehr verschiedenen Härtegraden vor und bildet durch verschiedene Abstufungen einen allmäligen Uebergang vom Quarz zum Thonschiefer. Man benützt ihn, wie schon sein Name andeutet, zu Schleifsteinen, namentlich zu feineren Oelsteinen.

Der Polirschiefer, der im Wesentlichen aus Kieselerdehydrat besteht, hat eine gelblichgraue Farbe, ist undurchsichtig und von fein erdigem Bruche, zart, aber mager anzufühlen, zerreiblich und dünnschieferig, und hängt wenig an der Zunge. Man findet ihn besonders zu Kutschin bei Bilin in Böhmen, am Habichtswald in Hessen, und bei Planitz in der Gegend von Zwickau, und braucht ihn zum Putzen von Silber und anderen weicheren Metallen.

Der Mergelschiefer oder Liasschiefer, ein lockeres, oft sehr dünnblätteriges Gemenge aus thonigen, kalkigen und erdharzigen Theilen, von schwärzlichgrauer Farbe, enthält nicht selten fein eingesprengte Kupfererze, und spielt in diesem Falle, so namentlich im Mansfeldischen, bei der Kupfergewinnung eine sehr wichtige Rolle.

Digitized by Google

Der Schieferthon, nicht zu verwechseln mit dem Thonſchiefer, iſt weit weniger hart als dieſer, von mehr erdigem Bruch, oft faſt zerreiblich, hängt an der Zunge, und zerfällt bei längerem Liegen in Waſſer zu einer plaſtiſchen Maſſe, die, wenn ſie frei von Eiſen und Kalk iſt, zu feuerfeſten Steinen und Schmelztiegeln angewendet werden kann. Meiſt findet er ſich als Begleiter der Steinkohlenflöze,

Schieferbruch bei Goslar.

deren nächſte Begrenzung er zu bilden pflegt. Iſt er von der kohligen Maſſe durchdrungen und ſchwarz gefärbt, ſo bezeichnet man ihn als Zeichenſchiefer oder ſchwarze Kreide und verwendet ihn als Zeichnenmaterial. Am vorzüglichſten findet man den Zeichenſchiefer in Spanien, Italien und Frankreich. Die ganz dunkelſchwarze, in cylindriſchen, glänzenden Stängelchen vorkommende Pariſer Kreide iſt jedoch ein Kunſtprodukt.

2.

Digitized by Google

Scenen aus dem Kinderleben.

1.

„Ach! die Gattin iſt's, die theure,
Ach! es iſt die treue Mutter,
Die der ſchwarze Fürſt der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinderſchaar,
Die ſie blühend ihm gebar!“

A, die Mutter war's. — Es geſchah und geſchieht immer wieder, daß Mütter ſterben — weg von ihren jungen Kindern, weg von den kleinen, zarten Geſchöpfen, denen ſie Leben und Nahrung, Nahrung für Leib und Seele gaben. Es geſchieht — und die Sonne geht auf und nieder, die Sterne glänzen, die Blumen duften, und die Wolken des Himmels ziehen ihre Bahn.

Wer wird den Kleinen nun die Augen, wer die Füßchen küſſen? Wer wird die Bettdecke wärmend um ſie hüllen? Wer ihres Leibes Gedeihen hüten, ihre Spiele verſtehen und ihre Herzenswünſche rathen? Wem werden ſie ihre leiſen, rührenden Geheimniſſe vertrauen? Wer wird ihnen verzeihen und wieder verzeihen? Wer ihnen danken für ihre Lieblichkeit? Wer wird ihre Seele zum Tempel Gottes machen? — Es iſt Niemand da.

In der ſchönen Beſuchſtube lag ſie im geſchloſſenen Sarg. Ihre beiden Kinder, ein brauner großäugiger Knabe und ein feines, blondes Mädchen ſaßen in der Ecke hinter dem Ofen und hatten ein großes Stück Kuchen vor ſich. Ein Stück zu zweien. Eine fremde, gute Frau hatte ihnen den Kuchen gegeben, doch hatte ſie vergeſſen ihn — wie ſie's gewohnt waren — in zwei gleiche Theile zu ſchneiden. Wie ſollten ſie nun eſſen? — Doch ja, es gieng!

„Du einmal und ich einmal,“ ſagt der Junge und hält dem Schweſterchen zuerſt den Kuchen an den Mund.

„Das iſt luſtig!“ ruft ſie, „ich will's der Mutter — Ach! die Mutter!“ Jetzt kommt die Furcht wieder über ſie, die ſie in die Ecke getrieben hatte. Sie ſehen ſcheu im Zimmer umher. Dort liegen die vielen, ſchönen Blumen, dort auf dem Boden die hellen, lockigen Holzſpäne. — Das friſche Holz und die friſchen Blumen rochen ſo ſtark. — Dort am Sarge ſaß auch der Vater. War es denn gewiß der Vater? — Sie konnten von ihm nur die verſchränkten Arme und den darauf ruhenden Kopf ſehen; die Haare hingen ihm verworren über die Arme — ſo hatten ihn die Kinder nie geſehen. Es wird ihnen bang in der Stube, ſie laufen ſchreiend hinaus — vorüber an den ſchwarzen Männern und Frauen; vorüber an dem ſchwarzen Wagen; vorüber an dem gaffenden Menſchenhaufen und hinein in das alte, liebe Gärtchen. — Da iſt ja die Schaukel noch und das Vogelhaus, da der Baum mit den rothen Aepfeln, — ja, da ſteht noch das kleine Kochgeſchirr, voll Sand und dürrer Blumen, mit dem ſie zuletzt geſpielt hatten. Sie ſetzten ſich auf den warmen Kiesboden und füllten geſchäftig die Töpfchen und Tellerchen mit neuem Sand. Die abendliche Herbſtſonne vergoldet ihre wirren Haare, und verklärt die lieben Geſichter. Bald waren ſie des Sitzens müde. „Wir wollen was Anderes ſpielen,“ ſagte der Knabe.

Digitized by Google

„Aber was ſpielen?“ — Eben fährt der ſchwarze Wagen vom Hauſe weg — „Begrabens,“ ſagte das Mädchen.

„Begrabens“! ach, das hatten ſie ſchon oft geſpielt und das war immer ſo hübſch geweſen: ja, das wollten ſie ſpielen. — Doch war nichts da, was ſie hätten dazu gebrauchen können; — kein todtes Mäuschen oder Vögelchen, kein Schmetterling, nicht einmal eine alte Puppe. — Was war nun zu thun? — Sie dachten nach. „Ich weiß was!“ ruft das Mädchen; „wir ziehen unſere Schuhe und Strümpfe aus, und begraben die.“ „Ja, ja, das thun wir!“

Am ſtillſten Platz des Gärtchens im dunklen Gebüſch gruben ſie emſig ein tiefes Loch, dann zogen ſie traurig die Schuhe und Strümpfe aus und legten ſie feierlich in die Grube; nun kam die ausgeworfene Erde wieder darauf, und dann war es fertig.

„Jetzt holen wir ſchöne Blumen und du machſt das Kreuzchen von Holz,“ ſagte das Mädchen. Das thaten ſie. Sie hatte die Schürze voll Blumen und Er trug das dünne Kreuz in der Hand. Haſtig liefen ſie dem Gebüſch zu, denn es war düſter geworden und ſie empfanden eine leiſe Angſt; — doch, wo war denn das Grab? — „Hier!“ — „Nein.“ „Hier!“ — „O nein.“ Sie ſuchten, ſie ſuchten und konnten es nicht finden. — Es wurde dunkler und Nebel umhüllte das Geſträuch. — Die Kinder wimmerten vor Angſt. „Unſere Strümpfchen! Unſere Schuhchen!“ klagten ſie. Troſtlos faßten ſie ſich bei den Händen und zogen dem Hauſe zu. — Mit ihren nackten Füßchen trippelten ſie die Stufen hinan dem einſamen Vater zu. — In ſeine ausgebreiteten Arme ſtürzten ſie und riefen mit jammerndem Schluchzen: „wir haben ſie verloren und können ſie nimmer finden!“

„Wir finden ſie niemals, niemals wieder,“ ſagte der erſchütterte Mann, und alle Drei weinten umſchlungen heiße Thränen.

Indiſche Fabeln.

Die Affen und der Schaumberg.

Zwei Affenkönige bekriegten ſich mörderiſch. Der Eine wurde ſo gänzlich auf's Haupt geſchlagen, daß ihm nichts übrig blieb, als mit dem Reſte ſeiner Leute auszuwandern. Er kam zum Geſtade eines großen Meeres und bemerkte in einem Golf eine Maſſe Schaumes, welchen der Wind zu einem Berg von etlichen tauſend Fuß Höhe aufgethürmt hatte. Der Affenkönig bildete ſich ein, es ſei ein Schneeberg und ſagte zu ſeinen Begleitern: „ich habe vereinſt erfahren, daß es im Meere einen Schneeberg gebe, in deſſen Innerem ein herrliches Leben zu finden ſei. Hier haben wir ihn. Ich will nun zuerſt mich erkundigen. Finde ich in ſeinem Innern das herrliche Leben, ſo kehre ich nicht zurück. Täuſcht mich aber meine Hoffnung, ſo werde ich bald wieder da ſein, um es Euch zu ſagen.“

Er klettert auf einen Baum und ſpringt aus allen Kräften in den Schneeberg hinein. Durch den Schaum hindurch fällt er ins Meer und ertrinkt darin. Seine Begleiter warten und warten. Endlich ſind ſie überzeugt, daß der König von den Reizen des herrlichen Lebens zurückgehalten worden ſei, und ſtürzen ſich, einer um den andern, ihm nach.

Zwei Gänſe und eine Schildkröte.

Zwei Gänſe lebten dereinſtens am Ufer eines Teichs und hatten enge Freundſchaft mit einer Schildkröte geſchloſſen. Nach und nach vertrocknete der Teich. Darunter litt die Schildkröte empfindlich und ihren Freundinnen gieng der Jammer zu Herzen. Sie berathſchlagten lange miteinander, wie zu helfen wäre. Endlich ſagten ſie zur Schildkröte: „Faßt dieſen Stecken in der Mitte feſt mit Euren Zähnen: an den beiden Enden wollen wir ihn faſſen, Euch ſo aufheben und irgendwohin tragen, wo Waſſer im Ueberfluß zu finden. Aber hütet Euch wohl, während Ihr den Stecken im Maule habt, zu ſprechen.“

Geſagt, gethan. Die Fahrt durch die Lüfte ging von Statten, die Geſellſchaft kam über Städte und Dörfer hinweg. Einmal wurden ſie von Knaben bemerkt, die ein Geſchrei aufſchlugen: „Da fliegen Gänſe mit einer Schildkröte, Gänſe mit einer Schildkröte!“ Darob ärgerte ſich die Schildkröte gewaltig und rief: „was geht's Euch an?“ Sie ließ den Stecken fahren und fiel todt zur Erde.

Digitized by Google

Brod und Wein.

Wo goldne Aehren schwanken
Im milden Abendschein,
Und grüne Reben ranken,
Ging träumend ich allein.

Und als das letzte Glimmen
Des müden Tages wich,
Da weckten leise Stimmen
In meiner Nähe mich.

Es neigte zu der Rebe
Die Aehre still sich hin:
„Leb' wohl, o Schwester — lebe,
Auch wenn ich nicht mehr bin.

„Mich hat des Sommers Glühen
Zur Ernte früh gereift,
Noch darfst du grünen, blühen,
Ich werde abgestreift.

Die Sichel seh' ich blinken,
Und offen meine Gruft,
Ich muß hinuntersinken,
Der Herr der Ernte ruft."

‚Zur Gruft?' so haucht mit Beben
Die Rebe drauf ihr zu:
‚Nicht doch, zu neuem Leben,
O Schwester, reifest du.

‚Aus deiner goldnen Hülle
Bricht auf des Herrn Gebot
Des Segens reichste Fülle,
Die Gottes-Gabe Brod.

‚Und läßt der Herr die Reben
Auch einsam jetzt noch stehn,
Wir werden uns im Leben
Noch öfters wiedersehn.

‚Zum Trost der Menschenherzen
‚Schuf uns Natur zugleich,
In Freuden und in Schmerzen
‚Begehrt uns Arm und Reich.

‚Ich darf den Kranken laben,
Du stillst des Armen Noth,
Des Wirthes beste Gaben
Sind immer Wein und Brod.

‚Bei jedem Mittagsmale,
Im häuslichen Verein
So wie im Fürstensaale,'
Erscheinen Brod und Wein.

‚So manchem Freundschaftsbunde
Muß ich das Siegel leihn,
Geh' ich in froher Stunde
Durch junger Zecher Reihn.

‚Doch reicht sein Brod dem Armen
Ein Kind mit zarter Hand,
So knüpfet das Erbarmen
Durch dich ein schön'res Band.'

Mehr hab' ich nicht vernommen,
Was Aehr' und Rebe spricht,
Es ist die Nacht gekommen
Mit sanftem Sternenlicht.

Als höchstes Bild auf Erden
Seh' ich im Abendmal
Zu Geist und Leben werden,
Was reift in Höh' und Thal.

O tröstender Gedanke!
Was wird der Mensch einst sein,
Kann schon aus Halm und Ranke
So hohe Kraft gedeihn!

A. S.

Digitized by Google

Meran.

Digitized by Google

Meran und Andreas Hofer.

Das Land Tyrol, welches den Uebergang von den Gärten Italiens zu den deutschen Ebenen bildet, ist wegen seiner mannigfachen und großartigen Naturschönheiten und wegen des eigenthümlichen, einfach natürlichen Charakters seiner kräftigen Bewohner, eines der merkwürdigsten Gebiete Deutschlands. Sogar die Schweiz, mit aller Pracht ihrer herrlichen Landschaften und entzückenden Scenerien ist kaum interessanter als dieses wundererfüllte Gebirgsland, das als eine natürliche Fortsetzung der Schweiz betrachtet werden kann, denn hier wie dort sehen wir dieselben Gletscher, die gleichen ungeheuren Eisberge, unermeßlichen Abgründe, dieselben großartigen Wasserfälle, dasselbe frische Grün der Wiesen, klare Bäche, reißende Waldströme, und höchstens vermissen wir die Seen der Schweiz, mit dem Glanze ihrer ausgedehnten Wasserspiegel, die dort in erhabener Größe, und wiederum in bezaubernder Anmuth so viel zur Verschönerung des Landes beitragen. Und wie Tyrol dem Schweizerland an Großheit der Naturformen nur wenig nachsteht, so hält auch dessen Bevölkerung, was Muth und unüberwindliche Tapferkeit betrifft, mit den mannhaften Vertheidigern der eigenen Freiheit den Vergleich aus. Nur der eine Unterschied ist zwischen beiden Völkern, daß während die Schweizer ihre Kräfte dazu verwandten, sich frei zu machen und frei und unabhängig zu erhalten, die Tyroler mit ächter Treue für das angestammte Regentenhaus, nur diesem ihre unerschütterliche Liebe weiheten, mochte ihre Anhänglichkeit erkannt und belohnt werden oder nicht.

Zu fünf Sechsteln mit Gebirgsmassen bedeckt, die als rhätische und norische Alpen die Mitte des Landes durchziehen und die beiden größten Thäler desselben, das Inn- und Etschthal trennen, von denen aus die Nebenthäler größtentheils in der Richtung nach Norden und Süden streichen, umschließen Mittel- und Hochgebirge die Grenze des Landes und machen Tyrol zu einer einzigen ungeheuren Festung, aus welcher nur acht Hauptausgänge, die militärisch befestigt und verstärkt, noch eine Hauptrolle in der nächsten Kriegsgeschichte zu spielen bestimmt sind, nach den benachbarten Ländern führen. Im Westen bildet der 12,020 Fuß hohe Ortteles, der höchste Gipfel der rhätischen Alpen, den Scheidepunkt zwischen Schweiz und Tyrol, und zu seinen Füßen windet sich die herrliche Kunststraße des Wormser Jochs, die höchste von Europa, und nach Anlage und Ausführung noch viel großartiger als jene berühmte Straße des Simplon, das allenthalben ausposaunte Denkmal von Napoleons gewaltigem Unternehmungsgeist. In der Mitte der das Land durchziehenden Hauptgebirgskette ragt der, zwar nur 6,063′ hohe Brenner hervor, mit seiner alten Straße, welche so oft den Zug der deutschen Kaiser nach dem Reiche Italiens gesehen, und im Osten erhebt sich der 9,794′ hohe Dreiherrnspitz und rechts von ihm auf der Landmark von Tyrol, Salzburg und Kärnthen, wie eine ungeheure Grenzsäule, der mächtige Großglockner zu 12,158′ Höhe.

So mannigfaltig wie das Gebirge des Landes, eben so verschieden und reizend in ihrer Abwechslung sind die Thäler desselben. Von der wildromantischen Alpennatur des schauererfüllten Oetzthales, das von himmelhohen Gletschern eingeschlossen, dem Auge nur den Blick nach schneeglänzenden Hochfernern gestattet, bis herab zu der üppigen Pracht des untern Etschthales, das alle Lieblichkeit, Fülle und Gluth des italienischen Himmels entfaltet, finden wir die unendlichste Mannigfaltigkeit einer Natur, die, ewig schön und erhaben in jeder Form, hier die verschiedensten Reize ihres unerschöpflichen Füllhorns in einem einzigen Landstriche ausgeschüttet zu haben scheint. An seinem Ursprung, oberhalb des Stilfser Jochs, noch wildes Gebirgsthal, und unter dem Namen des Thals von Glurns bekannt, erweitert sich dasselbe schon mehr in der Gegend des ehrwürdigen Meran, wo das durch die neuere Geschichte berühmte Passeyer-Thal in dasselbe mündet und wo zugleich in geringer Entfernung das alte Stammschloß Tyrol sich erhebt, das dem Lande den Namen gab. Nachdem es mit dem großen Thal der Eisack sich vereinigt, das zahlreiche Nebenthäler aufgenommen, folgt es, an manchen Stellen in bedeutender Breite, dem Laufe der Etsch und nimmt noch das große Seitenthal von Non und das von Flein auf. In dieser südlichen Hälfte ist das Thal nur ein üppig prangender Garten, der alle Pracht italienischer Landschaft mit der kräftigen Gebirgsnatur Tyrols vereinigt, und mit den Städten Bozen, Trient und Roveredo geziert, mit vielen lachenden Ortschaften geschmückt, zugleich die fruchtbarste und gesegnetste unter allen Gegenden des Landes ist.

Hier, im obern Etschthal, erblicken wir das ehrwürdige Meran, den Ursitz der tyroler Fürstenhäuser, den ersten Ring in der genealogischen Kette der gefürsteten Grafschaft, die im Jahre 1180 von Bayern getrennt, als kaiserliches Reichslehen dem Grafen Bernhard von Andechs mit dem Titel eines Herzogs von Meran verliehen wurde. Noch jetzt heißt das obere Etschthal auf- und abwärts von Meran das „Mutterländchen" oder kurzweg das „Ländle", und Meran selbst hieß und heißt noch jetzt ausschließlich die Stadt, wie die Römer einst auch bloß von der Urbs (Stadt) sprachen, wenn sie Rom nennen wollten. — Die Lage von Meran ist überaus malerisch; den schönsten Anblick hat man, wenn man vom Gampen in das Thal herabsteigt. Meran, am Fuße des Küchelberges, liegt 1200′ über der Meeresfläche, an der Passer, die rauschend an der Stadt vorüberströmt und eine Stunde davon in die Etsch mündet. Von der früheren Bedeutung ist in der Stadt keine Spur mehr vorhanden und erst in neuester Zeit beginnt sie sich,

Digitized by Google

als Sommeraufenthalt für Leidende, wieder zu heben. Der Ort selbst bietet dem Fremden nur wenig Genüsse. Zwei Hauptstraßen, die Laubengasse, eine enge, mit Lauben oder Arkaden versehene Straße, und der Rennweg, führen mitten durch die Stadt. Die Häuser in der eigentlichen Stadt sind von altfränkischer Bauart, die mit der Stadt zusammenhängende Vorstadt Steinach, hat bessere Häuser in freierer Lage, und meist mit Gärten umgeben. Die im deutschen Styl gebaute Pfarrkirche, die viele Frescogemälde aufzuweisen hat, gewährt von ihrem Thurme aus, der einer der höchsten in Tyrol sein soll, eine schöne Rundsicht; die jenseits der Passer liegende Spitalkirche zeichnet sich durch ein schönes Eingangsthor aus, und in der, an's Kelleramt stoßenden Kapelle, in welcher Margarethe Maultasche, schimpflichen Andenkens, getraut wurde, befinden sich noch interessante Gemälde aus jener Zeit (1329). — Die Umgebung Meraus ist höchst einladend; die Natur ist, trotz aller Veränderungen der Zeit, stets dieselbe geblieben, herrlich und großartig, dabei mild und zuträglich. Das Klima ist angenehmer, als in südlichen Gegenden. Die Sommerhitze wird durch die Berglüfte gemildert, auf den Winter kommen durchschnittlich nur 8 Tage. Im 6 Jahren überstieg in Meran die Hitze nie 27° R., und nur ein einziges Mal fiel das Thermometer auf 0°, sonst selten 3° unter 0. Diese Milde des Klima's wurde Veranlassung, Meran allen Brust- und Lungenleidenden zu empfehlen, und von da an ist die Umgegend von Meran eine Zufluchtsstätte für Kranke geworden, die bei Milch-, Molken-, Kräutersaft- und Traubenkuren hier Genesung zu finden hoffen.

Hart an das Gebirge angelehnt, und durch eine Wassermauer gegen die reißende Passer geschützt, die schon siebenmal im Laufe der Zeit die Stadt zur Hälfte verwüstete, führt über die Passer eine Brücke, von welcher man eine herrliche Aussicht auf die näheren Umgebungen genießt. Die nördlichen Bergkuppen sind mit malerischen Schlössern und Ruinen geschmückt: da erblicken wir vor allem Tyrol, Aur, Josephsberg, Forst, weiterhin Zenoberg, Löwenberg, Brandis, Tragsburg, Katzenstein; immer weiter dringt der Blick bis an die hohe Reuberg, Schenna, Rubein, Ramek, Knillenberg, Winkel und Labers; im Osten, am Ende des Horizonts, erkennen wir noch auf dem grotesken Bergrücken Meudola auf hoher Spitze das Schloß Hocheppan. Im Thale begegnen uns in der Nähe die Orte Algund, Gratsch, St. Peter, Marling, und die lieblichen Höfe von Freiberg. Hinter und zwischen diesen Wäldern und Schlössern taucht unser Blick in das wilde Passeyerthal vor uns mit der Jaufenburg in äußerster Ferne, und hoch erhaben ragen die Oetzthaler Ferner über die Höhen hervor und vollenden den majestätischen Anblick.

Von Meran aus bieten sich uns zahlreiche Ausflüge in die Umgegend nach den angegebenen Punkten, die am besten alle zu Fuß unternommen werden. Will man das Schloß Tyrol besuchen, so steigt man beim Pulverthurm den Küchelberg bis zum Schloß Zenoberg hinan, wo man sich einer schönen Aussicht in den Anfang des Passeyerthals und nach Schenna und Obermais erfreut. Zenoberg ist jetzt eine malerische Ruine, in welcher nur noch ein Thurm, mit uraltem Portal, bewohnbar ist. Zwischen Rebenpflanzungen steigt man mitunter etwas steil zum Dorfe Tyrol empor, wo man nun wieder eine reiche Aussicht hat: Passeyer breitet sich vor den Blicken bis zum Jaufen aus; Schenna auf seiner Höhe, von Getreidefeldern umgeben, wohnlich und heiter, Aur ihm gegenüber, einsam am Eingange des Spranzerthales, darüber hinaus die Orte Knens und Rissian. Ausserdem fliegen die Blicke über Grischthal und Pintschgau hinaus; die Aussicht ist so reich, daß sie erst nach mehrmaligem Genusse ganz umfaßt werden kann. Hinter dem Dorfe geht man an den Trümmern der Brunnenburg vorbei und steigt dann durch einen in Felsen gesprengten Gang, das Knappenloch genannt, nach dem Schlosse Tyrol hinauf. Hier sieht man Erdpyramiden, welche durch Regengüsse ausgespült und von dem darauf liegenden Stein geschützt, in dieser Gestalt stehen geblieben sind. Schloß Tyrol besteht aus drei Theilen. Von dem ältesten, rückwärts nach der Mutt gelegenen, sieht man nur noch die Trümmer; im östlichen haben sich noch einige kleine Wohnungen erhalten; im südlichen endlich, dessen Façade dem Etschthal zugekehrt ist, hat der kaiserliche Schloßhauptmann, ein Krieger aus Hofer's Heldenschaar, seine Wohnung. Daß das Schloß ursprünglich eine Römerveste war, und damals Teriolis hieß, unterliegt keinem Zweifel. Vom Schlosse hinab geht es steil nach dem Dorfe Gratsch. Wer es bequemer haben will, macht den Umweg über St. Peter. Die Aussicht, die sich nun wieder hier nach und nach beim Niedersteigen vor den Blicken entfaltet, ist ungemein ergötzlich. Neben Gratsch liegt in üppiger Wein- und Obstfülle Algund, und durch liebliche Wiesen kehrt man von hier auf völlig ebenem Wege nach Meran zurück.

Interessanter ist der Ausflug nach Passeyer und zu den Oetzthaler Ferners; ein begeisternder Gang aber die Wallfahrt nach der Wiege des Tyroler Leonidas. — Nach dreistündiger Wanderung gelangt man von Meran aus, das Schloß Jauchenberg fortwährend im Gesicht, zu dem Punkte, den kein Wanderer zu besuchen versäumen wird: zum Wirthshaus Am Sand, dicht am reizenden Passer, der bescheidenen Heimath des Helden Andreas Hofer. Vor dem Jahre 1809 lebte derselbe, von nur wenigen gekannt, in seiner einfachen Hütte, beschäftigt seine zahlreiche Familie auf seinem angekaufmten Gute zu ernähren. Da der Ertrag der Wirthschaft hiezu nicht ausreichte, übernahm er den Transport von Personen und Gütern mittelst Saumrossen aus dem Passeyer über den Jauchen, und zeigte sich als biederer, für das Wohl seiner Angehörigen eifrigst bemühter Familienvater. Von Jugend auf hatte er sich durch unerschrockenen Muth

Digitized by Google

und Entschlossenheit ausgezeichnet; in seinem Wesen sprach sich große Willenskraft aus und von jeher hatte man einen starken Hang zu Abenteuern und kühnen Unternehmungen an ihm bemerkt. Als im Jahre 1809 dem biederen Volke Tyrols schmähliche Knechtschaft aufgedrungen wurde, loderte in den treuen Herzen der Aelpler die Begeisterung für das Vaterland und das angestammte Kaiserhaus mächtig auf, und das Vorspiel der tragischen Katastrophe, die fünf Jahre später über den Unterdrücker Europa's, den Knechter Deutschlands hereinbrach, begann auf den Bergen und in den Thälern des treuen Tyrols. Hofer stand in seinem vierzigsten Jahre, als er von der Oesterreichischen Regierung, der er als treuer Anhänger bezeichnet war, zum Agenten, von seinen Landsleuten, die in ihn ihr vollstes Vertrauen setzten, bald zum Hauptführer angestellt wurde. Vor dem Ausbruch des Krieges war er heimlich nach Wien gereist; nach seiner Rückkehr wurde unter seinem bescheidenen Dache der Kriegsplan entworfen, und auf seine Aufforderung sammelte sich das Landvolk aus allen Gauen um seine Fahne. — Napoleon beorderte die Divisionen von Derei und Brede unter dem Kommando des Generals Lefebre nach Tyrol, um den Aufstand zu unterdrücken und die Oesterreicher aus dem Lande zu vertreiben. Lefebre drängt die Oesterreicher aus ihrer Stellung zurück und verfolgt sie weiter das Innthal aufwärts. Schritt für Schritt aber setzten die Tyroler den wüthenden Kampf fort; aus Büchsen und Schluchten treffen sicher gezielte Schüsse in die Kolonnen der Feinde, Felsenstücke rollen von den nahen Höhen in die geschlossenen Glieder und mit vielem und kostbarem Blute muß jeder Fuß breit Landes erkauft werden. Der Krieg drohte sich in ein wildes, Vernichtung sindendes Morden zu verwandeln; vergeblich vermittelte Brede am 17. Mai einen sechsundbreißigstündigen Waffenstillstand, um der Wuth Einhalt zu thun, da dieser aber keine Aenderung hervorbrachte, rückte er am linken, Derei am rechten Innufer gegen Innsbruck vor, wo sie am Abend des 19. mit ihren Truppen anlangten und ihren Einzug hielten. Nach Unterwerfung des Innthals zog Brede mit seiner Division wieder ab, und nur Derei blieb in Innsbruck zurück. Die Gemüther waren aber keineswegs beruhigt, in den Bergen sammelten sich neue Haufen entschlossener Kämpfer; da erscholl die Kunde von dem glorreichen Siege der Oesterreicher bei Aspern (21. und 26. Mai) und wie mit einem elektrischen Schlage war Tyrol abermals in ein ungeheures Feldlager verwandelt; der Aufstand wogte mit erneuerter Wuth im ganzen Lande und machte dasselbe abermals zum Schauplatze wilden Kampfes und Blutvergießens. — Die Bewohner des Pusterthales und die aus dem Pintschgau waren die ersten, welche über den Brenner eilten um Derei anzugreifen, der sich nur mühsam in Innsbruck behauptete. Stündlich wuchs das tyrolische Heer und zählte am 1. Juni bereits 18,000 Mann. Nur unter furchtbaren Verlusten und, da alle Brücken über den Inn abgebrochen waren, nur unter tausend Mühen und Beschwerden, konnte Derei seinen Rückzug längs dem unwegsamen linken Ufer, nach der bayerischen Grenze ausführen. Am 2. Juni hielt Andreas Hofer unter dem Jauchzen der Bevölkerung seinen Einzug in Innsbruck; alle Glocken läuteten, in der Kathedrale ward ein Hochamt gehalten und allenthalben wurden zur Feier der Landesbefreiung Freudenfeste veranstaltet. Von nun an nahm der Aufstand eine geregeltere Gestalt an; Hofer leitete in Tyrol alle Vertheidigungsanstalten; von seinem Hauptquartiere Innsbruck aus erließ er seine Befehle an die Landschützen-Bataillone, setzte ein Kriegsgericht ein und ergriff alle nöthigen Maßregeln, um das Land in wehrhaften Zustand zu setzen. Hofer wohnte in Innsbruck im kaiserlichen Schlosse, übte mit Billigung des Hofs volle Regierungsgewalt, ließ Münzen schlagen, Alles unter dem bescheidenen Titel des Sandwirths Hofer. Seine Regierungshandlungen zeugen von klarem Verstande, standhaftem Willen und einer unerschütterlichen Rechtlichkeit: dabei bildete seine eigene einfache Lebensart und Sittenreinheit einen auffallenden Kontrast gegen das Benehmen der verhaßten, vorher durch Napoleons Alliirte eingesetzten Regierungsbeamte. Er änderte auch in der neuen Lage, in der er war, Nichts an seiner bisherigen Weise zu leben; er ließ sich seine Mittagskost aus einer benachbarten Schenke holen und empfing an seinem Tische nur Leute seiner Klasse. Er ging nie in's Theater, verbot jedoch seinen Offizieren den Besuch desselben nicht. In seiner wohlmeinenden Einfalt glaubte er sich berufen, die Sitten zu reformiren und namentlich in die damalige Kleidertracht mehr Decenz zu bringen. So sagte er zu einer Dame, welche ihm eine Bittschrift überreichen wollte und nach der Mode der Zeit ein Kleid trug, das seinen Begriffen von Anstand nicht entsprach: „Gehe und kleide Dich erst sauber, dann komm und ich will Dich hören.“ Er hatte eine Wache kräftiger Schützen aus dem Passeyerthal um sich, und diese verwendete er zu Boten in den schwierigsten Angelegenheiten; dieselben waren auch allgemein sehr geachtet und Niemand hätte gewagt, ihren Befehlen Widerstand entgegenzusetzen. Hofer war ein frommer, andächtiger Katholik: an seinem Gürtel trug er beständig ein Muttergottesbild als Amulett, zu welchem man ihn oft in Augenblicken der Gefahr mit Inbrunst beten sah. — Als der zweite Aufstand einen so unglücklichen Ausgang zu nehmen drohte, zog sich Hofer nach Sterzing zurück, wo er längere Zeit verweilte: immer glaubte er, die Oesterreicher müßten jeden Augenblick wieder in's Land kommen, oder der baldige Friede würde sie von den verhaßten Feinden befreien, da er nicht anders dachte, als Oesterreich würde um keinen Preis das Land Tyrol und dessen treues Volk aufgeben. Auch nachdem er durch seinen Aufruf vom 8. November seinen Landsleuten befohlen hatte, die Waffen niederzulegen, war er, so lange auch nur noch ein Schimmer von Hoffnung zu bemerken war, selbst wieder der Erste, der das muthige Volk von Passeyer zu neuem Kampfe führte und bis zum 24. November

Digitized by Google

dem Feinde entſchiedenen Widerſtand leiſtete. Nachdem auch ſein heimathliches Thal kapitulirt hatte, von Oeſterreich keine Hülfe kam, mußte auch er fliehen und verbarg ſich in einer abgelegenen Hütte ganz oben in den Bergen, wohin ihm die aufgeſtellten Lauerpoſten ſeiner Landsleute, die Alle ihren Führer ſchwärmeriſch liebten, von jeder nahenden Gefahr ſchnelle Kunde brachten. Hier verweilte er bis gegen Ende des Monats Januar 1810; ſeine Frau und eines ſeiner Kinder waren beſtändig bei ihm: da erreichte ihn die unheilvolle Kataſtrophe. Man hat fälſchlicherweiſe den Prediger Donay als den Verräther genannt, der Hofers Schlupfwinkel den Franzoſen entdeckt: einer ſolchen niedrigen Handlung wäre aber kein Eingeborner Tyrols fähig geweſen, und es hat ſich auch ſpäter erwieſen, daß es einer der Feinde

Andreas Hofer.

war, der die Zufluchtsſtätte des Geflüchteten ausgeſpäht und die feindlichen Häſcher dahin geleitete. Hofer wurde von italieniſchen Soldaten mit ſeiner Gattin gefangen genommen und nach Italien abgeführt. Auf die Nachricht ſeiner Verhaftung eilten ſeine Verwandten herbei, um das geliebte Haupt der Familie noch einmal zu umarmen: mit Würde und Feſtigkeit nahm er von ſeinen vier Töchtern Abſchied und ſchickte ſie zurück in die Heimath nach St. Martin. Nur ſeine Frau und ſein einziger Sohn durften ihn begleiten; zu Botzen wurden auch dieſe von ihm getrennt: Hofer gab ihnen ſeinen letzten Segen und entließ ſie mit den Worten: „Betet zu Gott, meine Lieben, traget mit Geduld, ſo wird uns der Herr unſre Schuld vergeben.“ Nur Dönninger, ſein Schreiber, begleitete ihn auf der weiten Reiſe und in den erſten Tagen des Februar langten Beide in Mantua an, wo ihre Erſcheinung große Theilnahme erregte: man erzählt ſogar, die Stadt habe 5000 Thaler angeboten, wenn ihnen das Leben geſchenkt würde. In dem Tagebuche des Schreibers lieſt man, der franzöſiſche Kommandant habe Hofern volle Freilaſſung verſprochen, wenn derſelbe in die Dienſte ſeines Kaiſers treten wolle; er aber habe

Digitized by Google

dieses standhaft verweigert. In Mantua wurde auch der Schreiber von dem Gefangenen getrennt und das Kriegsgericht hielt über denselben seine Sitzung im Gefängnisse selbst. Den 20. Februar, mit Anbruch des Tages traten Priester in seine Zelle, um ihn auf den bevorstehenden Tod vorzubereiten; von Hofer gingen sie zu Dönninger und brachten diesem das schriftliche Lebewohl des Sandwirths nebst dem Geld, das er noch übrig hatte. Um 11 Uhr in der Frühe wurde das Urtheil auf offenem Platze vollstreckt und Hofer, der Freund Oesterreichs und seines Vaterlandes, als Hochverräther mit drei Kugeln erschossen. Der Verurtheilte verlor keinen Augenblick die ruhige Fassung und die edle Haltung, die ihm in seinem Leben eigen gewesen. Wenige Stunden vor seinem Tode schrieb er noch einen Brief an Hrn. v. Buhler zu Neumarkt, den man im Ferdinandeum zu Innsbruck aufbewahrt. Er empfiehlt darin dem Freunde seine verlassene Familie, und schließt mit den Worten: „Um neun Uhr werde ich heute mit aller Heiligen Hülfe in Gottes Arme eilen.“ — Dieß war das Ende eines Mannes, der, edel und tapfer wie Wenige seiner Zeitgenossen, vom Hause Habsburg einen andern Lohn verdient hätte; auch sein Mörder, der große Napoleon, würde sich vier Jahre später glücklich geschätzt haben, hätte er Männer wie Andreas Hofer um sich gehabt, die den heimathlichen Boden Frankreichs so tapfer und heldenkühn gegen die Feinde vertheidigt hätten, wie dieser ächte Sohn Tyrols gegen ihn gethan. — Die Wittwe des Helden, die stille Anna Ladurner, die nach dessen Tode nebst der ganzen Familie von der österreichischen Regierung in den Adelstand erhoben wurde, verließ bis an ihr Ende ihr Besitzthum nicht und besorgte nach wie vor ihre Wirthschaft selbst, welche unter ihr der Gatte einer ihrer Töchter leitete. Das Wirthshaus am Sand ist seit jener Zeit nur wenig verschönert, dagegen mit Büsten und mancherlei Erinnerungszeichen geschmückt worden, und ein Wallfahrtsplatz von Tausenden, die mit aller Kraft der Seele Deutschland unabhängig von fränkischem Einfluß sehen wollen. —

Hofer's Geist lebt nicht nur in Meran und dem Passeyerthale, nein, in ganz Tyrol fort, und noch immer wiederhallt das Echo jener aufgeregten Zeit in Aller Herzen; doch nicht allein hier in Tyrol, überall im deutschen Vaterlande herrscht die Stimmung, welche J. G. Seidl in folgenden Strophen ausspricht:

„Zeit kurzem ist im Lande nun wieder aufgeregt:
Die Freiheit hat's gegolten und sie ist nicht gepflegt;
Doch wie wenn summend Läuten dein willig Ohr bedacht,
So klingt in Aller Herzen die Kampfbegierde nach.

Wenn Nachts nun fast der Landmann, der erst im Kampf gelebt,
Und mit dem Heldenschwerte die feuchte Furche gräbt,
Und mit dem Heim bewässert sein Feld, das Feld der Schlacht,
Da fasst'e ihn oft bei'm Werke, wie Spuk der Mitternacht.

Er hört's die Nacht durchklirren wie Speer, gewetzt an Speer,
Er sieht's wie Steene Rocken vom Bergesgipfel her,
Er schaut beim Monde Rebel, wie grauen Pulverdampf,
Er hört ein dumpfes Poltern, wie Kriegesvorgefechtpumpf:

Ein Stöhnen, wie Gejubel, ein Jubeln, wie Gestöhn,
Fanfaren, Trommelwirbel, Siegrufen, Sturmgedröhn,
Anrückend Heeresschwader, vom Fahnenspiel umrauscht, —
Das Kampfentsücken fasset den Landmann, wie er lauscht.

Aufschreit der heiß'ge Werber zu tief in seiner Brust
Und drängt, wie jüngst, ihn aufwärts, von manen schallt die Luft;
Sein forscher Aar mied wieder zum Schweet in seiner Hand,
Die Kampfgier ist sein Fittig, sein Ruf: „Für's Vaterland!“

Da steht er hoch am Pfade, — ab' ist's und still, wie vor;
Mit herben Kampfgebilden betrog der Geist sein Ohr;
Er glaubt zu seh'n, zu hören, was er sich träumend schafft:
Nicht wiegen kann im Leben, denn wirkt im Wahn die Kraft!“

Frauenleben in Japan.

Vor sechs Jahren wurden die seit langer Zeit dem großen Weltverkehre verschlossenen Thore des Kaiserreiches Japan wieder eröffnet. Ueber den großen Ocean kamen die nordamerikanischen Dampfer und begehrten Einlaß, der ihnen, wenn auch unwillig, gestattet wurde. Den Yankees folgten die seefahrenden Völker Europas, schlossen Verträge ab und jetzt flattern auch die Wimpel deutscher Fahrzeuge in der Bucht, an welcher sich die kaiserliche Hauptstadt Jeddo ausdehnt.

Bis zum Jahre 1854 war in Japan allein den Holländern Zugang gewährt. Aber sie blieben vielen lästigen Beschränkungen unterworfen, sahen sich lediglich auf eine kleine Insel bei der Hafenstadt Nangasaki verwiesen, und mußten alle vier Jahre eine Gesandtschaft an den kaiserlichen Hof senden. Was wir über Japan erfuhren, wurde uns durch niederländische Beamte vermittelt. In ihnen geboten unsere deutschen Landsleute Engelbert Kämpfer und Franz v. Siebold, und diesen verdanken wir die besten und ausführlichsten Nachrichten über das wunderbare Reich des Sonnenaufgangs, dessen Gebiet aus mehr als dreitausend Inseln besteht.

Gelehrte und Kaufleute haben von jeher sehnsüchtig nach Japan geblickt, das gleichsam am Ende der Welt lag, und doch für Wissenschaft und Handel so reiche Schätze darbot. Zwei Kaiser thronen in Pracht und Pomp; das Land hat eine reiche, eigenartige Geschichte, das Volk eine weit höhere Gesittung als alle andern Asiaten. Es ist voll Mark und Kraft, tapfer, erfinderisch, und geistig ungemein reich begabt. Ganz Japan gleicht einem wohlgepflegten

Digitized by Google

Garten und ist allezeit im Stande gewesen, sich selbst zu genügen; durch das Abschließen vom Verkehr mit andern Völkern ist es aber nicht etwa verknöchert, sondern es hat alle hochgesteigerten Bedürfnisse eines gebildeten Volkes durchaus zu befriedigen vermocht. Schon das allein gibt Zeugniß für die ungemeine Tüchtigkeit der japanischen Volkanlage.

Ueber diese sind denn auch alle Europäer, deren nun jährlich tausende Japan besuchen, in hohem Grad erstaunt. Sie finden in Japan Alles ganz anders als im übrigen Asien, und vieles von dem was sie sehen, zwingt ihnen Hochachtung und Bewunderung ab. Am meisten sind sie überrascht, eine Gesellschaft und Geselligkeit in europäischem Sinne zu finden; es berührt sie angenehm, die Frauen in einer würdigen Stellung zu erblicken. Gleich der erste Eindruck ist ungemein günstig. Ein Seemann schildert die Umgegend der Hafenstadt Hakodadi mit glänzender, aber wie er versichert, nicht mit zu stark aufgetragener Farbe. „Ich sehe mich," schreibt er, „in einem mit Blumen überäeten Paradiese; es duftet nach Veilchen und Lilien, ich finde Waldwinden, Päonien, Hagedorn und wilde Rosen. Und wie geschmackvoll und lieblich finde ich die Gärten! Wir traten in einen Cypressenhain und gelangten jenseits desselben in einen Wiesenpark mit geschlängelten Wegen und mit Grotten; ein künstlich angelegtes Wasserbecken war mit Teichrosen förmlich überäet. — Unter Weiden und Sykamoren stehen hübsche Häuschen, in welchen Gäste Thee tranken; das Hauptgebäude lag im Hintergrunde. Wir traten ein. Die Wirthin begrüßte uns mit einem freundlichen Ohnio! und lud uns zum Sitzen ein. Dann reichte sie Thee. Bald fühlte ich mich behaglich und das Gespräch begann. Die japanischen Wörter, welche ich auswendig gelernt hatte, sagte ich her; jedes einzelne wurde von der Wirthin wiederholt, und ich mußte es dann der richtigen Aussprache wegen noch einmal nachsprechen. Sie ihrerseits bemühete sich nicht ohne guten Erfolg englische Wörter herzusagen. In der Küche fand ich Alles musterhaft sauber; in einem Troge, durch welchen fließendes Wasser rann, wurden eben Fische gereinigt.

„Während eines Wandelganges durch den Park standen wir plötzlich vor einem beschatteten Sommerhäuschen, vor welchem eine Gesellschaft von Herren und Damen beim Thee in heitrem Gespräche saßen. Wir verneigten uns und wollten weiter gehen, aber ein junger Herr erhob sich, und ersuchte uns höflich, die Gesellschaft zu beehren, eine Tasse Thee nicht auszuschlagen. Mit Vergnügen folgten wir diesem so freundlich ausgesprochenen Wunsche und standen mit unsern neuen Bekannten bald auf dem besten Fuße.

An der einen Seite saßen vier verheirathete Frauen, neben denen ein bejahrter Herr Platz genommen hatte; gegenüber zwei Töchter der einen Dame und ein Offizier. Das eine Fräulein mochte siebenzehn, das andere gegen zwanzig Jahre alt sein, und in dem letztern bewunderte ich ein in der That ganz reizendes Geschöpf. Wie hätte ich vorher ahnen können, in diesem Garten so hübhübsche Japanesinnen zu finden! Ihre Haut war nicht etwa elfenbeingelb sondern weiß wie bei einer Cirkasierin, auf den Wangen lag eine frische, gesunde Röthe, unter den feinen gewölbten Brauen glänzten schwarze Augen mit langen Wimpern. Die Nase war klein, aber gerade, bei der jüngern hatte sie einen leisen Ansatz zur Adlerkrümmung. Das schöne Bild wurde vollendet durch feingeschnittene Lippen und Zähne von blendender Weiße. Jede Bewegung dieser jungen Damen war in hohem Grad anmuthig, und ihre liebliche Sittsamkeit fern von allem steifen Zwange. Der Offizier war Bräutigam der ältern Schwester. Diese griff zur Zither und sang einige Lieder; die jüngere stimmte ein und begann einen Tanz, bei welchem sie in einer Art von Walzerschritt sich drehte, die Hände bewegte und, wenn sie an uns vorüberkam, sich zierlich verneigte. Die Damen waren reich in weißseidene Gewänder mit langen weiten Aermeln gekleidet; im Gürtel steckte der Fächer. Die Frauen trugen ein kaschmirartiges Gewebe von blauer Farbe. —"

So weit der Seemann. Das ganze Leben und Treiben in Japan steht zu jenem in den übrigen asiatischen Ländern in scharfem Gegensatze. Der Sohn des Sonnenaufgangreiches hegt nicht, wie der Sohn des chinesischen Blumenreiches der Mitte, in selbstgefälligem Dünkel eine übertrieben hohe Meinung von sich selbst, sondern er nähert sich dem Fremden und sucht sich mit großem Eifer und Scharfsinn Alles anzueignen, was ihm der Aneignung würdig erscheint. Er ist lebhaft, vorurtheilsfrei, verständig und anstellig; sein Staatsweisen wohlgeordnet und auf strenge Beobachtung der Gesetze begründet. Uns Europäern erscheint darin allerdings Manches recht seltsam und unsern Begriffen widerstrebend, aber auch das entspricht den Anschauungen und Bedürfnissen der Japaner und man darf ja ohnehin nicht alle Völker nach Einer Elle messen.

Wie sehr sticht das Leben auch der japanischen Frauen von jenem der Mohamedaner oder Chinesen ab! Die ersteren werden nur als Sklavinnen höheren Ranges betrachtet, und in einen Harem eingesperrt, wenn der Mann reich ist; in China gilt das Weib so wenig, daß das Gesetz weiter keine Kunde von ihm nimmt, außer um drückende Vorschriften einzuschärfen. Es bindert den Mann nicht, seine Frau zu schlagen, sie Hungers sterben zu lassen, sie zu verkaufen oder auf Zeit zu vermiethen. Es gilt beinahe als Schimpf für eine Familie, wenn ein Mädchen geboren wird, man sieht darin ein Zeichen der Ungnade des Himmels. Es kümmert sich Niemand darum, wenn die Eltern ein Mädchen erwürgen, nachdem es das Licht der Welt erblickt hat. Zum Glück ist die Elternliebe in vielen Fällen mächtiger als das hergebrachte Vorurtheil, und das Loos der Weiber immerhin erträglich; aber eine würdige Anschauung vom Weibe, eine achtbare Stellung desselben, kennt China nicht.

Eine berühmte Dichterin im Blumenreiche der

Digitized by Google

Mitte, Frau Pan-huli-pan, hat es ſich in einem bei den Chineſen vielgeleſenen und weit verbreiteten Werke recht eigentlich zur Aufgabe gemacht, ihr eigenes Geſchlecht tief zu erniedrigen. Sie ſchärft bei jeder Gelegenheit den Satz ein, daß die Weiber eine ſehr niedrige Stufe in der Schöpfung einnehmen. „Ein neu geborener Knabe," ſagt ſie, „wird auf ein Bett gelegt, in Röcke gekleidet und erhält Perlen als Spielzeug; man eilt zu ihm, wie zu einem Prinzen, wenn er ſchreit; aber ein Mädchen muß auf der platten Erde ſchlafen und wird nur mit einem Tuche bedeckt, es ſpielt mit einem Stein und iſt unfähig zum Guten wie zum Böſen."

In der That iſt die niedrige Stellung der Chineſinnen im öffentlichen Leben wie im Hauſe dreifach beſiegelt durch die öffentliche Meinung, die Sitten und die Geſetzgebung. Man beſchränkt die Tochter auf Dienſtverrichtungen und ſie wird ſelbſt von den Brüdern nur als Magd behandelt. Sie wird unterrichtet, damit ſie ſich nützlich machen könne, und bei der Verheirathung gilt ſie als Handelswaare. Man hat ſie nicht um ihre Einwilligung gefragt. Bei der Hochzeit wird ſie ſo ſtattlich herausgeputzt wie die Umſtände erlauben, aber in der Ehe iſt ſie, nach dem Ausſpruche der Frau Pan-huli-pan, lediglich „ein Schatten, ein Wiederhall": Mann und Söhne dulden ſie nicht am Speiſetiſche, ſie muß bedienen, die Pfeifen anzünden und darf erſt eſſen, wenn die Männer geſättigt aufſtehen.

Das Alles iſt in dem nahe liegenden Japan grundverſchieden. Das Weib iſt in vollem Sinne des Wortes Lebensgefährtin des Mannes, und wird als Hausfrau und Mutter mit Achtung behandelt. Die freie Beweglichkeit bleibt ihr unverkümmert, ſie bildet einen weſentlichen Beſtandtheil der Geſellſchaft und übt auf dieſelbe nicht geringen Einfluß. Die alte Behauptung der Holländer, daß die japaniſchen Frauen in geſelliger Beziehung auf gleicher Stufe mit den Europäerinnen ſich befinden, wird von allen beſtätigt, welche während der letztverfloſſenen Jahre das wunderbare Inſelreich in Oſtaſien beſuchten. Sie fanden ein allerdings eigenartiges Familienleben, denn Japan kennt bei den wohlhabenden Ständen die Polygamie, während im Mittelſtande und bei den ärmeren Klaſſen die Einweiberei Regel iſt. Der Mann kann „Nebenfrauen" nehmen, und auf die Einwürfe der Europäer entgegnet man in Japan, die Anzahl des weiblichen Geſchlechtes überwiege ſo ſehr das männliche, daß ſchon die gewöhnliche Rückſicht erfordere, die überſchüſſigen Fräulein gut zu verſorgen. Uebrigens gilt die Einweiberei bekanntlich kaum bei einem Drittheile der Erdbewohner und die Polygamie hat ſeit den älteſten Zeiten das Uebergewicht gehabt. Die Monogamie iſt vorzugsweiſe durch uns, das deutſche Culturvolk, zur Geltung gekommen, die Welt verdankt ſie uns Germanen.

Die Japaner gehören zu dem großen Völkerſtamme oder vielmehr der Menſchenart, welche gewöhnlich als mongoliſch bezeichnet wird und ſich, reichlich vierhundert Millionen Seelen zählend, breit über das ganze öſtliche Aſien hinlagert. Aber ſie ſind die nach unſeren Begriffen hübſcheſten Leute dieſer Raſſe. Die Japanerin iſt nicht hochgewachſen, nicht ſchlank, braun oder blond, aber ſie hat nicht ſelten feine Formen, große Lebhaftigkeit bei richtigem Takt, ſicheres Auftreten und dabei eine liebenswürdige Gemüthsart. Und bei der Anmuth im Verkehr ſetzt ſich wohl auch ein Europäer darüber weg, daß die Japanerin, ſobald ſie ſich verheirathet hat, die Zähne ſchwarz färbt. Durchſchnittlich iſt ſie klein; das ſtarke Einbinden des Leibes durch breite Gürtel wirkt nachtheilig und befördert einen Gang nach einwärts. Die weiten Gewänder verhüllen den Körper und verhindern ein Hervortreten der Formen. Aber trotzdem ſind viele Japanerinnen hübſch; durch die Haut der Wangen ſchimmert das Roth und bei den höheren Ständen iſt die Haut nicht dunkler, oft nicht einmal ſo gebräunt wie bei den Sicilianerinnen oder den Frauen in Andaluſien.

Die Sorgfalt, welche man auf die Erziehung der Mädchen in den höhern und mittlern Ständen verwendet, wird allgemein gerühmt. Die Tochter iſt mit dem Sohne gleichberechtigt, man ſchickt ſie zur Schule, ſie lernt die Literatur des Landes kennen, und wird in weiblichen Arbeiten unterrichtet. Es iſt ſtrenge Regel, daß ſie, gleichviel welchen Standes, der Mutter bei den häuslichen Arbeiten behülflich iſt. Man denkt in Japan anders als die Vorſteherin einer gewiſſen deutſchen Penſion für Mädchen aus dem Mittelſtande. Als einige derſelben ſich in die Küche verloren hatten, um zu ſehen, wie man einen Braten zubereite, ſchalt die Vorſteherin: „Schämt Euch, in die Küche zu gehen, Ihr werdet das künftighin wohl nicht nöthig haben. Es hat doch Niemand von Euch Schwarzes an den Händen?"

Gewöhnlich verlebt ſich ein Mädchen, wie bei uns, aus Neigung; doch ſteht dem Vater das Recht zu, den Gemahl zu bezeichnen. In den Schulbüchern findet man den Satz: „Sei brav als Frau; Untreue wird mit dem Tode beſtraft. Sei heiter bei Erfüllung deiner Pflichten."

In Bezug auf die Nebenfrauen iſt der Mann an keine Zahl gebunden, doch kommt es ſelten vor, daß er deren mehr als zwei nähme. Dieſe eigenthümlich japaniſche Einrichtung weicht von der Polygamie anderer Länder weſentlich ab. Die Berichterſtatter ſind nämlich einſtimmig darin, daß Hauptfrau und Nebenfrau im beſten Einvernehmen ſtehen. Der Hausherr hält ſtreng darauf, daß dieſe letzteren jener mit Ehrerbietung begegnen und ihr dienſtbefliſſen ſind; auch erfordert der gute Ton, und es gilt für Ehrenſache, daß der Mann allen ſichtbaren Anlaß zur Erregung von Eiferſucht vermeide. Die Nebenfrau muß eine gute Haushälterin ſein, ſich artig benehmen und den Gäſten mit Gewandtheit aufzuwarten verſtehen. Sie wird von der Hauptfrau, deren Vorrang ganz unbeſtritten iſt, als ein nützliches und berechtigtes Mitglied der Familie angeſehen. Die Stufe der Achtung, welche die Geſellſchaft einer Hauptfrau zuerkennt, iſt weſentlich dadurch bedingt,

Digitized by Google

daß sie eine gute Mutter für alle Kinder ihres Mannes sei. Für uns hat das ganze Verhältniß, welches den abendländischen Anschauungen zuwider ist, etwas Anstößiges, aber in Japan hat man über gar viele Dinge andere Begriffe als wir. So gehorcht auch die Frau ganz unbedingt dem Manne, der unbeschränkter Herr in Haus und Familie ist; schrankenloser Gehorsam gilt zugleich für Pflicht und Ehre, ist religiöses Gebot und mit den Japanern von der frühesten Jugend auf verwachsen. So bleibt Friede im Hause. Die Nebenfrau fügt sich sogar willig darein, die Augenbrauen nicht abzuscheeren, denn das bleibt Vorrecht der Hauptfrau; aber sie darf die Zähne schwärzen, was überhaupt allen Japanerinnen gestattet ist, wenn sie das achtzehnte Jahr zurückgelegt haben. Holländische Berichterstatter schildern uns die japanischen Frauen als Muster von Hingebung und Sparsamkeit.

Die Hauptfrau muß gleichen Standes mit ihrem Manne sein. Noch im elterlichen Hause und als Braut legt sie ein weißes Gewand an, zum Zeichen der Trauer, daß sie nun für ihre Familie abgestorben sei und lediglich dem Manne angehöre. Sie übernimmt neue Pflichten. Der Tag verläuft ihr in folgender Weise. Sie steht früh auf und begrüßt den Kami, das Bild des Hausgötzen, indem sie betet und dabei das Gesicht gen Sonnenaufgang richtet. Bei jeder Mahlzeit werden einige Worte an den höchsten Geber gerichtet. Der erste Gang führt in die stets saubere Küche, wo die Anordnungen für den Tag getroffen werden. Die Speisen sind einfach, Reis ist ein Lieblingsgericht, das täglich vorkommt, er wird aber niemals mit Zucker oder Milch genossen. Von den Holländern wird die japanische Küche ungemein gelobt und ganz besonders lassen sie der Zubereitung der Fische große Gerechtigkeit widerfahren. Namentlich rühmen sie die japanischen Steckfische und Sardinen; daß sie aber an dem mit Senf und Soya gewürzten Wallfischspecke keinen Gefallen finden, wollen wir gern glauben, doch ziehen sie ihn den in Fett schwimmenden Haifischflossen und gebratenen Ratten, welche in China auf die Tafel kommen, immer noch vor. Bei den Chinesen besteht das Tafelgeschirr aus Porzellan, das bei den Japanern nur die Ausnahme bildet. Bei ihnen sind Teller und Schüsseln von lackirtem Holze, und sie verstehen bekanntlich den Lack so wunderbar schön und dauerhaft aufzutragen, daß die Siedhitze ihm nicht schadet. In der Bereitung der Lackservice stehen sie einzig da; die Formen der Gefäße sind geschmackvoll, für die einzelnen Gänge werden verschiedene Farben und Gestalten gewählt und die Schüsseln für Obst und Backwerk sind ganz besonders hübsch. Alles trägt den Charakter des Leichten und Gefälligen, Alles ist weit zierlicher als selbst beim meißner oder französischen Porzellan. Die japanische Frau legt großen Werth darauf, daß man ihr Tafelgeschirr lobe.

Nach dem Frühmahle, bei welchem der Thee niemals fehlt, stellen die Kinder sich der Hausfrau vor, werden gemustert und gehen zur Schule.

Schon oben ist der Kleidung der Japanerinnen erwähnt. Im Sommer tragen sie Unterkleider von einem batistartigen Gewebe, selten eigentliche Leinwand. Alle Röcke sind weit, werden über einander geschlagen und verdecken die Füße, die man nicht sehen darf, weil das gegen den Anstand verstieße. Der Gürtel ist handbreit, die weiten Aermeln dienen als Taschen oder Beutel, welche man nicht kennt. Statt unserer Sacktücher hat man feines Papier in zierlich geschnittenen Formen. Vor allen Dingen dürfen der Frau Tabakspfeife und Tabaksbehälter nicht fehlen, eben so wenig zwei Lackdöschen, in welchem magenstärkende Arzneimittel und das Siegel verwahrt werden. Die Siegeldose wird an einer seidenen Schnur am Gürtelknopfe getragen. Handschuhe hat man nicht, aber der Fächer spielt eine große Rolle. In den höhern Ständen herrscht der schlechte Brauch, weiße Schminke auf Brust und Hals zu tegen und die Lippen purpurroth zu färben. Schnürleiber, Hauben und Hüte sind unbekannt, Sonnenschirme dagegen allgemein. Auch Spangen, Ohringe, Armbänder und Fingerreife verschmäht die Japanerin, aber auf den Haarputz verwendet sie große Sorgfalt. Sie kämmt einen Theil des Haares nach vorne und befestigt ihn als Chignon, während der andere Theil in Flechten auf den Rücken hinabhängt. Nadeln und Kämme sind von Schildpat; sie dürfen nur gelb sein und keine dunkeln Flecken haben.

Die Mitgift der Braut ist auch bei Wohlhabenden nur gering. Die Mutter sagt: „Die beste Mitgift besteht in Gesundheit und Liebenswürdigkeit, in freundlichem Sinn und Gehorsam gegen den Mann.“ Wie viele civilisirte europäische Bewerber würden sich mit einer solchen moralischen Mitgift zufrieden stellen lassen?“

Die Wohnungen sind schmuck aber einfach, nie überladen, aber man hält auf geschmackvolle Matten und Fußteppiche, auf entsprechende Verzierung der Decke und des Getäfels. Alles ist sauber und lecker im Hause. Auch die um dasselbe führenden Galerien sind mit Matten belegt. Von diesen Gängen führen Thüren in die Zimmer, welche mit farbigem Papier behangen sind. Unsere Papiertapeten, welche ohnehin nur erst seit etwa sechzig Jahren bei uns allgemein geworden sind, stammen aus dem östlichen Asien.

Wenn wir nur den Japanern auch noch etwas Anderes entlehnen wollten, ich meine ihre Thüren! Die unsrigen, diese lächerlichen Klapp- oder Flügelthüren mit Drückern, Schlössern und Angeln sind so widerwärtig und widersinnig als nur möglich. Die Japaner sind praktischer, sie haben nur Schiebethüren, die gewöhnlich lackirt und mit Gemälden versehen sind. Was bei uns die Zimmer im höchsten Grade unharmonisch macht und sie in mangenehmer Weise verunziert, das vermeidet man in Japan mit richtigem Takt und feinem Geschmacke.

In keinem Schauspielhause, das Schiebethüren hätte, könnten Menschen verbrennen, weil keine auf-

Digitized by Google

Verlag von Krais & Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

A. Riedel gez. Schuster gedr. Stuttgt. Lang gest.

Kranzwinderin

Verlag von Kraus & Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

geklappten Thüren da wären und eine Anstaunung der Leute vermieden würde.

Die Hauptzierde im Zimmer ist ein geschütztes Sims oder Wandschrank, Toko genannt, auf welchem Gemälde, Blumengefäße und Schreibezeug stehn. Weiche, gepolsterte Sitze verschmäht man, selbst das Kopfkissen besteht nur aus einem mit Watte überzogenen Blöckchen Holz, das Bett aus harten Matratzen und Steppdecken. Das Kopfkissen ist hohl und dient auch als Toilettekästchen für Kämme und Haarnadeln, Schlüssel, Papier, Briefe und dergleichen mehr.

Doch folgen wir der Japanerin in eine Gesellschaft. Sie geht zu einer Freundin auf Besuch, läßt sich dabei von einer Dienerin begleiten oder in einem Norimon, Sänfte, tragen. Gleich nachdem sie eingetreten ist, reicht man ihr die Tabakspfeife, welche, der feinen Sitte gemäß, die Frau vom Hause anraucht und der Freundin mit ein Paar verbindlichen Worten übergibt. Unmittelbar nachher trägt man den Thee auf. Man nimmt die Frühlingsknöspchen, die feinste Sorte erster Pflückung, welche zu Pulver zerrieben wird. Von diesem reicht ein Theelöffel voll für eine Kanne hin. Man gießt siedendes Wasser auf und schlägt die Mischung mit einem mehrfach gespaltenen Bambusstäbchen bis der Schaum oben auf kommt. Dieser japanische Thee ist duftig und wohlschmeckend, viel mehr als der beste chinesische, aber ein sehr erhitzendes Getränk. Mit Kannen, Tassen, schweren silbernen Löffeln, seidenen Theetüchern und kleinen Tischchen wird viel Prunk getrieben.

In den Gesellschaften finden Herren, welche in der Familie eingeführt sind, ungezwungen Zutritt; sie rauchen, trinken Reisbier (Sakki), aber immer nur warm; denn gegen kaltes Getränk herrscht in Japan allgemeine Abneigung. Die jüngeren Damen spielen Zither und singen; man hat Liebhabertheater, in den Wintermonaten drängt eine Gesellschaft die andere, aber Karten spielt man nicht. Man tanzt, hat Pfänderspiele und kennt sogar, gleich unsern Studenten, das Strafttrinken. Die Musik kann Europäern allerdings nur als harmonisches Gelöse erscheinen, weil ihr Alles Zarte abgeht; auch ist der Tanz eigentlich nur ein lebhaftes Gebärdenspiel; man kennt kein Ballettspringen oder rasendes Wirbeln, aber beim Shawltanz stellt man sich in gefälligen Gruppen auf und führt eine Reihenfolge lebender Bilder vor.

Bei den Schauspielen wird vor Allem auf naturwahre Mimik und feine ungezwungene Bewegung gesehen; Coulissenreißer duldet man nicht, und Frauenrollen werden von Männern gespielt, da keine Japanerin sich dazu hergäbe für Geld vor Männern auf der Bühne zu erscheinen. Auch gehört es nicht zum guten Ton in anständiger Gesellschaft über Schauspieler zu sprechen; die „Künstler" werden dafür nicht gut genug gehalten; denn das japanische Vorurtheil meint, es sei herabwürdigend, zu Anderer Belustigung sich für Geld in ganz verschiedenartigen Rollen zu zeigen und gewissermaßen sein eigenes Selbst zu verleugnen.

Frauen von Stand kleiden sich, während sie als Zuschauerinnen im Theater sitzen, während der Vorstellung zwei oder drei Mal um, damit die Welt sehe, wie schöne Kleider sie habe. Hinter dem Sitze der Herrin fehlt die Zofe nicht; sie hält das Textbuch in der Hand. Die Vorstellungen finden bei hellem Tage statt.

Die Japanerin ist schreibselig. Im Museum zu Leyden in Holland befinden sich Damenbriefe von fünf Ellen Länge und sie enthalten weiter nichts als Neuigkeiten und Tagesgespräche! Statt unserer Oblaten oder des Siegellacks nimmt man Stärke von Reismehl, drückt ein Siegel mit dem Namenszug auf oder malt Schriftzeichen mit dem Pinsel auf den Umschlag.

Die Japanerin ist unendlich besser daran als alle übrigen Asiatinnen, sie kann mit ihrem Loose zufrieden sein.

A.

Aus der Fremde.

Nachstehender Brief ist von einem jungen Deutschen aus einer Hafenstadt Chile's nach der Heimat geschrieben. Fügen wir hinzu, daß der jetzt neunzehnjährige Seemann es sich mit 15 Jahren erkrost hatte, seinem unwiderstehlichen Hange zum Seeleben folgen zu dürfen, so wird der frische, muthige Sinn, wie er sich in Brief und Gedicht ausspricht, um so wohlthuender wirken.

Valparaiso, den 28. October 1860.

Lieber Bruder!

Deine beiden Briefe vom 18ten Juli und 12ten August haben mich unendlich gefreut und hoffe ich, daß du beim Empfange des meinen noch eben so gesund bist. Meinen herzlichsten Dank für deine Empfehlungen, die zwar noch unbenutzt in meiner Kiste liegen, von denen ich aber am 28sten Gebrauch zu machen gedenke. — Ueber mein Wohlsein sei beruhigt. Gesund bin ich Gott sei Dank und auch ziemlich zufrieden mit meiner Stellung; sie ist zwar keineswegs eine glänzende zu nennen und nicht mit den Kosten in Anschlag zu bringen, die sie verursacht hat. Ich bin am Bord des „Georg Raynes" ein Mittelding zwischen Steuermann und Matrosen. Kann mich weder Steuermann nennen, und zu den Matrosen zählen darf ich mich auch nicht, da der erste

Digitized by Google

Steuermann, ein **perfect gentleman**, mir die Aufsicht über ihre Arbeit anvertraut hat. Meine Gage ist nicht sehr bedeutend, 14 Doll. per month. Wenn ich nun auch auf dieser Reise noch nicht so viel verdienen kann, um die Schule in London und Liverpool besuchen und dort mein Examen machen zu können, so werde ich doch dazu sparen und zurücklegen, damit es nach Verlauf einer zweiten möglich ist. Bis dahin also Geduld. „Kommen wird der Tag," rufe ich mir mit Vater Homer zu, und dann ohne die Hülfe eines trojanischen Pferdes mit fremden Empfehlungen gefüllt, sondern mit meiner Hände Arbeit. Doch das wird dich langweilen. Ich sehe dich gähnen und höre dich sagen: „Weiter nichts aus Chile, als abgedroschene Gleichnisse, älter als Meidinger, weiß er zu berichten!" — Du verlangst eine Reisebeschreibung, wenigstens eine Schilderung vollgestopft mit Löwen, Wilden, gebratnen Weißen, haarbreitem Entwischen aus Lebensgefahren. — Die kann ich dir nicht geben, aber einen simplen Reisebericht von Herzen gern! Am 1sten Juli, wie du aus meinem letzten Brief ersehen, verließen wir Philadelphia und kamen ohne weiteren Unfall, als daß einer der Jungen beim Passiren der Bahamas am Fieber starb, hier an. Sein Name war Charles Bacher, er machte seine erste Reise und hatte Anlage ein tüchtiger Seemann zu werden. In seine Hängmatte eingenäht, schläft er nun im weiten atlantischen Ocean. Ich war bis zum letzten Augenblick bei ihm. Er starb ohne Besinnung im Fieber, kannte Keinen, phantasirte und dachte sich in der Heimath, und in diesem glücklichen Gedanken ist er dann auch gestorben. Seine letzten Worte, die er mit Besinnung sprach, waren: „Gebt mir Wasser, Wasser, ich verdurste." Dann machte er, was wir ein Seemanns-Testament nennen, gab jedem von uns eine Kleinigkeit, seine Papiere dem Kapitän, machte es diesem zur Pflicht seine Eltern aufzusuchen und zu trösten und verfiel darauf in einen unruhigen Schlaf, aus dem er nur erwachte, um nach 16stündigem Fieber für immer zu entschlafen. Unsrer schönen poetischen Sage nach schwebt er nun über die weite Fläche des atlantischen Oceans als Mutter M'Cawly's Küchlein, uns, seinen lebenden Gefährten, ein zeitiges Anzeichen sicher nahenden Sturmes. — Ich mußte bei ihm wachen 5 Nächte lang, es war meine schwerste Reise. In einer dieser langen, trostlosen Nächte verfertigte ich die nachstehenden Verschen. Lies sie mit Nachsicht.

Seemannsleben, wildes Leben,
Ach wie arm, und doch so reich!
Möcht's doch für kein and'res geben,
Ist doch kein's dem Leben gleich!

Ringend bald mit rieſ'gen Wogen,
Bald mit mächtigem Orkan,
Rollt zu unsern Füßen grollend
Der bezwung'ne Ocean.

Bald im Norden, bald im Süden
Schlagen wir das luft'ge Zelt,
Mars, Merkur sind uns Penaten,
So beherrschen wir die Welt. —

Ladungen aus beiden Indien
Bringen heim wir unversehrt,
Und für unsre harten Mühen
Sind wir arm und ungeehrt.

Können in dem Kreis der Lieben
Nicht genießen heim'sches Glück;
Fremd selbst für das Mutterauge
Kehrt der Knab' als Mann zurück.

Ach und oftmals nimmerwieder
Kann er seh'n der Heimath Port;
Manchen, den die See gesparet,
Rafft das grause Fieber fort.

In die Matte eingenädet,
Schläft er dann bis zu dem Tag,
Wo die Stimme des Allmächt'gen
Rufet uns zur letzten Wach'! —

Schlaft so lang ihr Kameraden,
Die zerschellet an dem Riff!
Schlaft so lang ihr Myriaden,
Die gesunken mit dem Schiff!

Euer Tod kann uns nicht schrecken,
Fest wird ihm in's Aug geschaut,
Unsre Hoffnung und Vertrauen
Sind auf starken Fels gebaut.

Und so hoffend, kämpfend, glaubend
Gleiten wir auf unsrer Bahn,
Wir die Herren und Gebieter
Eines Welten-Ocean.

Seemannsleben, wildes Leben,
Ach wie arm und doch so reich!
Möcht's doch für kein and'res geben,
Ist doch kein's dem Leben gleich!

Unsre Reise um's Cap Hoorn war überaus beschwerlich. Drei Mal versuchten wir die Le Mair-Straße zu durchsegeln, aber es war unmöglich: widrige Winde, unendliche Massen flutenden Eises hinderten und daran, und jedes Mal hatten wir nach dem Nordost zusteuern müssen. Und doch bei allem Schnee, aller Kälte, allem Eis ist Cap Hoorn schön, groß, erhaben! Sieh die Sonne, wie glühendroth sie am Himmel aufsteigt, alles Eis ist golden, auch der kleinste Eryſtall. Der Sturm saust durch die Takelage; die brausende See, noch halbdunkel, rollt zu deinen Füßen, und nur die silbernen Häupter der riesigen Wellen, — Wellen, wie sie es eben nur am Cap Hoorn gibt, sind sichtbar. Seevögel in Massen, von der zierlichen Captaube bis zu den häßlichen Caphennen, Möven, Schwalben, umkreisen das Schiff, manchmal grell schreiend, um so lauter, je wilder der Sturm. Aber hoch oben in den Lüften, mit mächtigen Augen auf das niedrige Getümmel, auf den

Digitized by Google

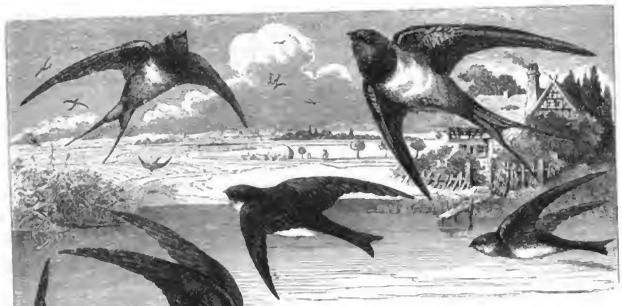
unter ihm tobenden Orkan, auf die ſchwimmenden Kryſtall-Gebirge herabſehend, ſchwebt der Adler des Cap Hoorn, der ſchneeige Albatros. — Und über das Alles, Alles ſind wir die Herren, die Herren und Meiſter, über das flutende Eis, den brauſenden Orkan, die wogende See. Und das weiß der alte graue Seemann, das weiß der kräftige, junge Matroſe, das macht den Kapitän ſtolz, und nicht nur ihn, uns Alle, ja Alle, die von Herzen Seeleute ſind, und nicht nur einzig des Erwerbes wegen. Dies iſt die wenige Poeſie, die unſrem Stande gelaſſen iſt, und dies Wenige iſt dem Landmann unverſtändlich, unbegreiflich. Doch wieder ſehe ich dich gähnen, höre dich wieder ſagen: „Eine Reiſebeſchreibung will er geben, und ergeht ſich in albernen Reflexionen!“ Alſo zur Sache! — Nach 115 Tagen langten wir in der Valparaiſo-Bay an, und waren am 17ten in Sicht auf Stadt. Die Waſſerſeite derſelben iſt gerade nicht ſo ſehr ſchön. Die Rhede iſt geräumig, aber mit wenig Schutz gegen Wind und 9—10 Faden Waſſer. Die angeſehenſten Häuſer von der Waſſerſeite aus ſind: die Coſtumbouſeoſiſes und Stores, die Villa mare und der Bahnhof der nach Saniago gehenden Eiſenbahn, die über die Anden leitet. — In der Stadt iſt es nun ganz anders, als man von der Waſſerſeite aus glaubt. Ein buntes, bewegtes Leben, echt ſpaniſch, oft bis- zum Erdrücken beengt, und von der äußerſten Oeffentlichkeit! — Du, der du mir mit Begeiſterung das Leben und Treiben der Pariſer Boulevards ſchilderſt, du ſollteſt La plaza Ourtacoa oder los Calles del Reyes ſehen! — Da liegt an der Straße, in die maleriſch umgeworfene Serapa, Manta oder Poncha (das unzertrennliche Attribut des Peruaners oder Cbileniers) gehüllt, der Lazarone. Das iſt wohl der bezeichnendſte Name für den Eckenſteher von Valparaiſo. Die rothblauweiße Mütze tief in die Augen gezogen, bald auf dem Rücken liegend in ſeligem dolce far niente, bald läſſig eine Hand voll Oliven eſſend, beſonders aber das geiſtreiche Spiel der Spanier und aller Völker des Südens ſpielend, Kopf und Schrift, um kleine Kupfermünzen! — Und hierin zeigt ſich der ganze Character des Cbileniers; wenn du ihn beobachteſt, wie er mit der größten Aufregung das Fallen des Geldſtückes beobachtet, daß nicht ein betrügeriſcher Stoß dem Gegner die beſagte Seite zuwende, wie er jede Handbewegung bewacht und mit den Augen verfolgt, ſo kannſt du dich nicht wundern, daß ein tödtlicher Meſſerſtich in den Straßen Valparaiſo's, Saniago's, Conceppcions und andrer Städte hier, nichts ſeltenes iſt. — Doch wende dich weg von hier, ſieh hinüber nach jener Seite von woher das Glockengeklingel tönt. Ein Zug Maulesel ſchwerbeladen kommt heran. Er bringt Güter über die Andeu. Bis an die Zähne bewaffnet ſitzt der Guiderene in die grellfarbige Manta gehüllt auf dem erſten der Thiere, der nächſtfolgende trägt ſein Weib und ſeine Kinder in Tragkörben, an jeder Seite eines. — Du haſt oftmals gewiß vor einem Bild aus der ſpaniſchen Schule im Louvre geſtanden, haſt in das ſonnverbrannte, wilde Antlitz eines Joſeph's, in die glänzenden, dunklen Augen, auf die lebensfriſchen Formen der Madonna, in das Geſicht und auf den Körper des pausbackigen Jeſuskindes geſehen und die Treffllchkeit und Naturwahrheit des Bildes bewundert. Ja, der ſpaniſche Maler kann naturgetreu ſchildern, wiedergeben, ſeine Originale bietet ihm jede Plaza in Fülle dar, und ſeine Hauptkunſt beſteht nur darin die paſſendſten zu wählen! — Die chileniſchen Damen aber, die in ihrer kurzen Jugend (vom 14ten bis 25ſten, höchſtens 27ſten Jahre) zu den ſchönſten aller Staaten Nord- und Südamerikas gezählt werden, können ſich getroſt mit jeder europäiſchen Schönheit meſſen. Kein köſtlicher Kopfputz, keine Haube, Kantenmantille oder ſonſtiger Putzkram der Mode kann ſo kleidſam ſein als die Mantilla. — Mit der Mantilla wird coquettirt, geneckt, ſich geſchmückt! — Das roſige Geſicht, die rabenſchwarzen Haare, die dunklen, ſtrahlenden Augen, die im Zorn (und erzürnt ſind die Schönen leicht und oft genug) einen wunderbaren Glanz haben, ſind gleichſam eingerahmt von der aus ſchwarzer Seide oder Crêpe de Chine beſtehenden Mantilla, die leicht und anmuthig über Kopf und Nacken geworfen wird. — Doch genug davon; wahrſcheinlich vermutheſt du ſchon, daß ich mich etwas mehr als nothwendig unter den Mantillas umgeſehen habe; doch wahrlich ganz ohne Grund. Ich muß meinen Brief jetzt ſchließen, denn es iſt 7 Uhr und ich muß ſofort mein Licht ausblaſen, bei Strafe von 5 Thlr., da der **Man of war** ſeinen Wachtſchuß abgefeuert hat und wir hier in der Nähe der Pulvermagazine liegen. — Bis jetzt iſt es noch unbeſtimmt wohin wir gehen. Ich denke und hoffe von hier nach Callao und von dort mit Guano nach den Staaten, oder was beſſer wäre, nach England oder Antwerpen; letzteres iſt das dankbarſte, weil die Fracht für Guano derthin ſehr gut iſt.

Doch nun leb' wohl. Gott ſchütze und erhalte dich. In herzlicher brüderlicher Liebe

Dein

Felix.

Digitized by Google



Lied der Schwalben.

Sobald im Norden, lenzbeglückt,
Mit frischem Grün die Flur sich schmückt,
Zieh'n wir vom fernen heißen Strand
Hinweg in's liebe deutsche Land;
Und weiter, auch noch über'n Belt,
Wo neu erwacht die starre Welt;
Von Land zu Land, von Ort zu Ort,
Im raschen Fluge geht es fort.

Wir wissen nicht, was uns so drängt,
Auch nicht, wer unsre Reise lenkt —
Wir ziehen weiter, unbewußt;
Wir folgen nur der innern Lust,
Dem Triebe, den uns Gott gelegt
In's Herz, und der sich mächtig regt,
Wenn Jahr um Jahr, sich stets erneut
Die schöne, lust'ge Wanderzeit.

Ein schmucklos Häuschen bauen wir
An Mauern, Balken, Fenster, Thür;
Wir brauchen weder Holz noch Stein,
Ein Klümpchen Erde thut's allein;
Das tragen wir im Schnabel zu
Und fliegen, fliegen ohne Ruh,
Bis wir gebauet, mühsam fest,
Das kleine, braune Schwalbennest.

Digitized by Google

Wenn man die erſte Schwalbe ſieht,
So ruft man ſchon: der Winter flieht!
Jedoch der launenhafte Greis
Färbt oft die Erd' noch ſilberweiß
Und denkt: den Boten jag' ich gleich,
Noch nicht beendet iſt mein Reich;
Denn eine Schwalbe, lieben Leut',
Die macht noch keine Sommerzeit.

Die Menſchen haben uns ſo gern;
Sie wähnen, Unheil bleibe fern,
Nie werde Streit und Zwietracht laut,
Wo ſich die Schwalbe Neſter baut! —
Wir ſuchen wohl ein friedlich Dach;
Allein daß alles Ungemach
Verſchwinde — iſt nur frommer Traum,
Das glauben ſelbſt wir Schwalben kaum.

Die Luft iſt unſer Element!
Wir fliegen munter und behend'
Herum im blauen Himmelszelt,
Bald hoch, bald tief, wie's uns gefällt.
Wir ſchnäbeln, küſſen auch genug;
Wir eſſen, trinken, faſt im Flug;
Und haben wir die Jungen groß,
So geht das Wandern wieder los.

O ſchöne, gold'ne Wanderluſt,
Du lebeſt wohl in jeder Bruſt!
Denn mit dem warmen Sonnenſchein,
Da bringſt du tief in's Herz hinein,
Bis einſt das Herz dann nicht mehr ſchlägt,
Kein Pochen mehr das Blut bewegt,
Kein Sehnen mehr die Bruſt erfüllt —
Dann iſt die Wanderluſt geſtillt.

Auguſt Gerſtel.

Das räthselhafte Portrait.

(Chinesische Novelle.)

Vor Zeiten lebte in der Provinz Chunlienfou ein Gouverneur, Namens Ni. Derselbe besaß große Kapitalien, fruchtbare Felder und ein prächtiges Haus. Seine Gattin, Tchiendi, hatte ihm nur Einen Sohn geboren, den er Chenki nannte. Der Sohn verheirathete sich, kaum herangewachsen, und verlor bald darauf seine Mutter. Der Gouverneur gab sein Amt auf und blieb Wittwer. Obgleich hoch betagt, war er doch noch kräftig an Leib und Seele, heiter und gesund. Die Verwaltung seines Vermögens machte ihm hinreichend zu schaffen. Thätigkeit war sein Element, und er hätte sich geschämt, den Rest seiner Tage in trägem Genusse zu verbringen.

Als Ni seinen neunundsiebzigsten Geburtstag feierte, ließ es sich Chenki der Sohn beikommen, seinen Vater folgendermaßen anzureden:

„In Kurzem, Vater, seid Ihr achtzigjährig — ein wahrhaft seltenes Alter! Wäre es nun nicht Zeit, Euch lediglich zu pflegen und alle Geschäfte an mich abzutreten? Laßts Euch an der Tafel und auf dem Ruhbett um so wohler sein!"

Der Greis schüttelte sein weißes Haupt: „habe ich nur noch Einen Tag zu leben, so verwalte ich noch Einen Tag mein Vermögen. Damit entbehe ich dich mancher Anstrengungen und erspare dir ungleich manche Summe. So lange mir noch die Kräfte bleiben, sehe ich gar nicht ein, warum ich die Verwaltung aus der Hand geben sollte."

Alle Jahre ging der Gouverneur im zehnten Monat auf seine Güter, um die Pachtgelder selbst einzusiehen. Die Pächter suchten dem alten Herrn den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen; sie wetteiferten in Beweisen der Anhänglichkeit und Verehrung. Jeder tischte sein Bestes auf, Hühner und Fasanen, feine Weine und köstliche Confituren. So pflegten die letzten zwei Monate des Jahres rasch zu verstreichen.

Auch dieses Jahr bekam dem Gouverneur der Landaufenthalt aufs Beste. Er ging Nachmittags viel umher und vergnügte sich an der lieblichen Gegend. Eines Tages bemerkte er in einiger Entfernung eine alte Frau und ein junges Mädchen. Sie lenkten ihre Schritte nach einem Teiche, stiegen hinab und wuschen Gewänder. Obgleich das Mädchen bäurisch angekleidet war, war ihr Gesicht so fein und ihre Haltung so edel, daß der niedrige Stand sich vergessen machte.

Gleich der Gummibäume Haar,
War ihr Haar so glänzend schwarz;
Bis der See zu ihrem Fuß
Tief und klar der Augen Gruß;
Ihre Finger zart und weiß,
Wie ein junges Blüthenreis;
Ihre Stirne wölbte sich
Nach dem feinsten Pinselstrich;
Um die Hüften keck und leicht
Ein gefalt'ter Röckchen streicht;
Köstlicher als Perlenglanz
Kränzt ihr Haupt ein Blumenkranz.

Der Gouverneur wußte kaum, wie ihm bei diesem Anblick geschah. Seine Sinne verwirrten sich, seine Augen hätten sich gerne geschlossen und mußten sich doch öffnen, er blieb in stummer Verzückung stehen.

Das Mädchen wand die Wäsche aus, stieg aus dem Teich herauf und folgte der alten Frau. Sie gingen an mehreren Häusern des Dorfes vorüber, wandten sich nach einer kleinen, weißen Hütte, um welche sich eine Bambushecke herzog, und verschwanden, indem sie deren Thür öffneten.

Der Gouverneur ging rasch zu seinem Pächter und erzählte ihm die Begegnung. „Sucht mir die Eltern dieses Mädchens auf und erkundigt Euch genau nach ihren Verhältnissen. Fragt insonderheit, ob sie schon verheirathet sei. Wo nicht, so bin ich entschlossen, um sie als meine zweite Frau zu werben. Wüßte ich nur, ob sie einwilligt!"

Der Pächter spntete sich nicht wenig, dem Auftrag seines Herrn nachzukommen. Er hatte bald erfahren, daß der Familienname des Mädchens Meichi hieß. Ihr Vater, ein ausgezeichneter Gelehrter, war frühe gestorben; bald darauf hatte sie auch ihre Mutter verloren, und hielt sich seitdem bei ihrer hochbetagten Großmutter auf. Sie zählte jetzt achtzehn Jahre, und ihr Herz war noch frei.

Zufrieden mit diesen Nachrichten suchte der Pächter alsbald die Frau in grauen Haaren auf.

„Mein Herr," hub er an, „hat Eure Enkeltochter bemerkt, und ist von ihrer Schönheit so bezaubert, daß er sie als zweite Frau heirathen möchte. Wohl ist dies ein bescheidener Rang, aber ich kann Euch versichern, daß ihr ein ausgezeichnetes Loos zufallen wird. Mein Herr hat, seitdem seine Ehefrau gestorben, sich nach keiner andern Hausverwalterin umgesehen. Wie er Eure Enkeltochter gewiß mit den reichsten Stoffen ausstenern würde, bekämet auch Ihr von ihm bis an den Schluß Eures Lebens Thee und Reis im Ueberfluß, dazu schöne Kleider; und wird Eure letzte Stunde geschlagen haben, könnt Ihr darauf rechnen, daß er Euch das ehrenvollste Leichenbegängniß abhalten wird."

Diese Worte däuchten der alten Frau schön wie ein golddurchwirkter Seidenstoff. Sie nickte mit dem Haupte wohlgefälligst und sagte, sie erkenne diesen Antrag für eine sichtliche Wunderfügung des Himmels, der sie sich schenen müßte etwas in den Weg zu legen.

Mit dieser Antwort eilte der Pächter zurück. Der Gouverneur war hocherfreut. Er sann sogleich auf kostbare Hochzeitgeschenke und suchte im Kalender ei-

Digitized by Google

nen glücklichen Tag für die Trauung aus. Nur von seinem Sohn fürchtete er noch Einreden und Schwierigkeiten. Aber er entschloß sich, alsbald vollendete Thatsache zu machen. „So gut als die Verlobung," sagte er zu sich, „kann auch die Verheirathung auf dem Landgut vor sich gehen." Es geschah. Der Hochzeitabend bot ein rührendes Schauspiel dar.

Ja fürwahr ein seltsam Paar!
Hier ein Greis im Silberhaar,
Und in Wollenstoff gehüllt;
Dort, mit Reizen überfüllt,
Seine Braut, ein Engelskind,
Schwangeglockt und rosenlind.
Wie am alten Baum hinaus
Epheu rankt in lust'gem Lauf,
Hauche deine Frühlingsluft.
Mädchen, in des Greisen Brust!

Erst am vierten Tag nach der Hochzeit kehrte der Gouverneur ins eigene Haus mit seiner Frau zurück. Hier hielt er ein neues Fest, zu dem er seinen Sohn und dessen Gattin herzlichst einlud. Große Geschenke durfte die neue Gebieterin an die Hausgenossen vertheilen, und Alles war von der Wahl des Herrn entzückt. Nur Ebenki, den Sohn, kostete es Ueberwindung, den Fröhlichen zu spielen. Kaum hatte er sich mit seiner Gattin zurückgezogen, so ging sein Mund über.

„Ist's nicht eine Schande, daß dieser alte Grauhart noch einmal heirathet? Und dazu ein so junges Mädchen! Ich sehe die Folgen: die schöne Frau wird bald des Greisen müde sein und einen Hof junger Männer um sich sammeln. Aber nicht allein die Schmach für unsere Familie, es kommt noch ein anderer Schaden. Der alte Narr wird sich alles Mögliche von seinem Puppenweibchen abbetteln lassen, und uns wird das Nachsehen bleiben. Ist der Baum umgehauen, sagt das Sprüchwort, fliegen die Vögel davon. Und noch nicht genug: um ihren Mangel an Bildung und Familie zu ersetzen, wird sich diese Person recht übermüthig in die Brust werfen und wir werden demüthigst ihre Unverschämtheiten zu tragen haben."

In dieser Weise murrten Sohn und Schwiegertochter. Die Bedienung hatte sie belauscht und behielt es natürlich nicht für sich. Auch der Gouverneur bekam Kunde davon. Es tief es ihn kränkte, bezwang er sich doch und ließ nichts merken. Seine Frau erwarb sich durch ihre Bescheidenheit und Leutseligkeit schnell die aufrichtigste Zuneigung und Achtung von Allen, welche mit dem Hause in Berkehr standen. Ihren Mann aber beglückte sie mit der Hoffnung, wemit sie sich vom Himmel gesegnet fühlte. Kein Mensch hatte eine Ahnung, als plötzlich die Nachricht erscholl: die Frau des Gouverneurs hat ein Knäblein geboren!

Alles freute sich über dieses Ereigniß, nur Ebenki's Herz war voll Bitterkeit darüber. Er wollte das Knäblein nicht als seinen rechtmäßigen Bruder anerkennen. Auch hievon hörte der Greis, auch hievon ließ er nichts merken.

Doch mit der Eile
Fliegender Pfeile
Verrauscht die Zeit.
Weit fort, weit, weit!

Zwölf Monde waren seit der Geburt des Knäbleins hinab. Das große Jahresfest wurde zu dessen Ehren gefeiert. Viele Gäste von nah und fern stellten sich ein. Ebenki war anderswohin verreiset. Der alte Vater durchschaute des Sohnes Grollen. Er saß bei seinen Gästen und trank mit ihnen den langen Tag. Aber der Gram fraß an seiner Seele so peinlich, daß er nicht ein Wort über die Lippen brachte. Welches Schicksal wird noch die Habgier Ebenki's meinem Söhnlein bereiten? Behandle ich ihn aber mit der Strenge, die er verdiente, werde ich nicht das Uebel schlimmer machen? Denn er wird eine lange Zeit ohne mich haben, darin er an Wittwe und Waislein sich rächen kann. Also lieber schweigen und tragen! Solche Gedanken bewegten den Gouverneur, und oftmals preßten sie noch später seinem Auge im Hinblick auf seine Frau und ihr Kind heiße Thränen aus.

Wiederum flogen vier Frühlinge dahin. Der Knabe hatte das fünfte Jahr erreicht. Da er einen sehr aufgeweckten Geist zeigte und gerne weit umherstrich, glaubte der Vater, ihn jetzt in die Schule schicken zu sollen. Im Zusammenhang hiemit war's auch an der Zeit ihm einen Namen zu geben. Da der ältere Sohn Ebenki hieß, d. h. Fortpflanzer der väterlichen Ehre, so nannte er den jüngern Ebencha, d. h. würdiger Nachfolger. Auch hierüber ärgerte sich Ebenki: diese Gleichstellung durch die Namen empfand er als eine Erniedrigung.

Der Gouverneur brachte Ebencha zur Schule. In derselben befand sich auch Ebenkis Knabe. Unter allerlei Anreden blieb dieser von nun an weg, und bald erfuhr man, daß Ebenki einen andern Lehrer für seinen Sohn ausgesucht habe. Der Greis erkannte das gehässige Motiv, und ergrimmte diesmal furchtbar. Er wollte sich anfangs aufmachen, und seinen unnatürlichen Sohn tüchtig auszanken. Aber er kam abermals darauf zurück, sich lieber nichts anmerken zu lassen.

Indessen trug diese neueste Kränkung üble Früchte. Der Gouverneur verfiel in ein heftiges Fieber und verlor schnell das Bewußtsein. Voll Angst holte Meichi, seine Frau, einen Arzt herbei. Dieser öffnete eine Ader. Das Blut floß, und das Bewußtsein kehrte zurück, aber sämmtliche Glieder waren gelähmt. Meichi verließ den Kranken nicht einen Augenblick und pflegte ihn mit der zärtlichsten Sorgfalt. Auch der Arzt versuchte alle erdenklichen Mittel, erklärte jedoch bald, der Gouverneur werde kaum noch zwei Tage zu leben haben. Als dies Ebenki vernahm, warf er je und je einen Blick in's Krankenzimmer, um sich von der Sachlage zu überzeugen. Kaum war er sicher, daß sich das Leben seines Vaters wirklich zu Ende neige, so geberdete er sich aufs rohteste im Haus, schimpfte die Mägde, schlug die Knechte und warf das Geräthe untereinander. Der Sterbende hörte noch Alles wohl,

Digitized by Google

und der Schmerz darüber half seine letzten Kräfte noch rascher verzehren.

Er beschied Chenki zu sich. „Hier, mein Sohn, nimm diese Urkunde, worin mein letzter Wille genau verzeichnet steht. Meine Frau ist noch zu jung, als daß ich ihr eine Vermögensverwaltung übergeben wollte. Ich zog es daher vor, dich zum Universalerben einzusetzen. Vertritt Vaterstelle an Chencha. Suche ihm dereinst eine Frau und gib ihm ein kleines Haus mit fünf oder sechs Morgen guten Landes, damit seine nothwendigsten Bedürfnisse gedeckt sind. Ob ihr zusammen oder getrennt leben wollt, überlasse ich deinem Beschluß. Will sich Meichi wieder binden, so laß ihr freien Lauf. Will sie Wittwe bleiben, übe ebensowenig Zwang auf sie. Zeige deine kindliche Liebe durch buchstäbliche strenge Ausführung dieses Testaments. Nun kann ich ruhig ins düstere Todtenreich gehen."

Chenki warf einen Blick in die Urkunde und gelobte feierlich, ihren Bestimmungen strengste Folge zu leisten. Er nahm das Aktenstück unter den Arm und hüpfte, außer sich vor Freude, davon.

Umsonst weinte und schluchzte Meichi. Sie hob ihren Sohn auf das Bett des Sterbenden: „Ist dieser nicht Euer Blut? ein Stück von Euch selbst? Und Ihr wollt ihn und mich dem Elende preisgeben? Steht doch in altem Rechte: der Sohn einer zweiten Frau ist auch ein Sohn! Und Ihr wolltet mit der Ungereimtheit scheiden, dem älteren Sohn Alles, dem jüngern Nichts zu vermachen?"

Der Gouverneur erwiederte: „Vertraue mir, Meichi! Ich habe Alles gewissenhaft überdacht. Theile ich gleich zwischen euch, so setze ich dich und Chencha den Verfolgungen Chenki's aus. Lieber wollte ich seine Habgier sättigen. Suche du dich wieder mit einem wackern Manne zu verheirathen!"

„Wo denkt Ihr hin?" rief Meichi aus. „Ich gehöre einer Gelehrtenfamilie an und müßte mich solcher Absichten schämen. Ich bleibe Wittwe und widme mich einzig meinem Sohne." —

„Ach, es könnte dir doch noch ein anderer Kopf wachsen, du bist ein junges Weib!"

Da schwur Meichi einen Eid, sich nie mehr verheirathen zu wollen.

„Wohlan, weil du dich so fest entschlossen zeigst, so sei unbekümmert um eure Zukunft: ich habe gesorgt!" Er zog eine Rolle unter dem Kopfkissen hervor und händigte sie seiner Frau ein.

„Diese Rolle birgt ein Portrait von geheimnißvollem, bedeutendem Werthe. Verheimlicht es so gut wie möglich. Ist aber Chencha herangewachsen und sein Bruder thut nichts für ihn, so trachtet einen weisen und rechtschaffenen Beamten zu finden. Ihm berichtet meine letzten Bestimmungen und zeigt ihm diese Rolle, mit der Bitte, das Räthsel des Portraits zu lösen. Er wird die Lösung finden, und ihr erhaltet damit ein schönes Vermögen."

Meichi nahm und verbarg die Rolle. Der Gouverneur verhauchte Tags darauf in den Armen seiner Frau. Er war 84 Jahre alt geworden.

Der Himmel hat des Daseins Maß
Jedwedem zugetheilt:
So treibt ein Jeder Dieß und Das,
Bis ihn der Tod ereilt.

Als Chenki die Kunde vernahm, eilte er mit seiner Frau herbei, bezeugte mit etlichen Worten sein Bedauern, und kehrte dann wieder um, ohne sich mit der Wittwe in die Wache bei der Leiche zu theilen. Meichi bereitete Alles zu, was die heiligen Gebräuche erforderten. Sie zog ihrem Gatten die letzten Kleider an, und legte ihn in den Sarg. Darauf legte sie selbst Wittwentracht an und blieb mit ihrem Söhnlein im Todtengimmer. Vom Morgen bis zum Abend weinte sie und umarmte oftmals unter Schluchzen den Leichnam. Chenki blieb der Trauer fremd, er that nichts, als Besuche machen und empfangen. An einem Tage derselben Woche machte er das Leichenbegängniß ab.

Gleich nach der Ceremonie verfügte er sich in Meichi's Zimmer, ließ sich alle Koffer, Schränke und Kisten öffnen, durchmusterte jedes Eckchen, ohne Zweifel in der Hoffnung etwas zu finden, was etwa auf die Seite geschafft worden wäre. Die Rolle mit dem Portrait war jedoch so gut verwahrt, daß er nicht darauf stieß. Er verließ die väterlichen Gelasse in der wirrsten Unordnung.

Am folgenden Tage kam er wieder und erklärte der Wittwe, sie habe mit ihrem Sohne auszuziehen. Das Haus, das ihr angewiesen wurde, stand weit hinter dem Garten, und war in kläglichem Verfall. Eine alte Bettstelle auf 3 Füßen, ein ungehobelter Tisch und einige wurmstichige Schemel bildeten die Ausstattung. Von Küchengeräthe oder gar Lebensmitteln war gar keine Rede.

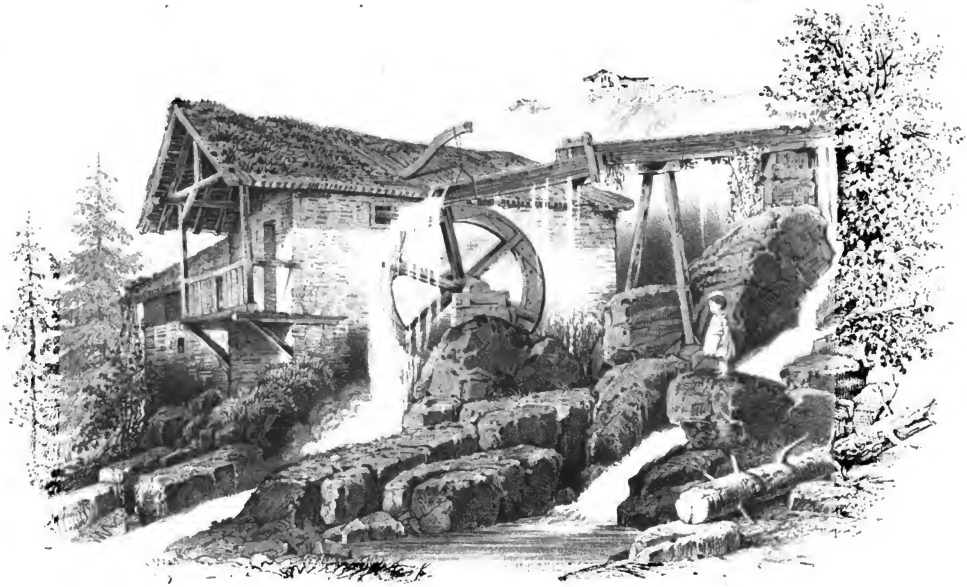
Von ihrer Dienerschaft behielt Meichi nur ein zwölfjähriges Mädchen. Dieses ging von Haus zu Haus und bettelte für seine Frau Reis und Gemüse. Am Ende überwand sich auch Meichi selbst zu betteln, als die Nahrungsnoth auf's Aeußerste stieg. Daneben arbeitete sie Tag und Nacht mit der Nadel, um mit dem Erlöse das Schulgeld für ihren Knaben bestreiten zu können.

Zu wiederholten Malen ließ Chenki die Wittwe zu einer Wiederverheirathung auffordern, er schickte ihr sogar Mittelspersonen mit bestimmten Anträgen zu. Endlich aber, als er sah, daß alle Versuche an ihrem entschiedenen Widerwillen scheiterten, ließ er sie in Ruhe. Ueberhaupt brachte es Meichi durch die unerschütterliche Geduld und Zurückhaltung, welche sie sich abzwang, dazu, daß ihr Chenki gar keine Aufmerksamkeit mehr schenkte.

Doch mit der Eile
Allgemeiner Pfeile
Vertrauschet die Zeit.
Weit fort, weit, weit!

Chencha wuchs inzwischen heran, und war 14 Jahre alt geworden. Obgleich ihm seine Mutter mit allem Fleiß auch nie eine Silbe von den Vorgängen mit Chenki mitgetheilt hatte, verhehlte sich doch die Wahrheit seinem lebhaften Gefühle nicht länger. Ei-

Digitized by Google



Mühle im Gebirg.

Stuttgart, Verlag v. Arnis & Hoffmann.

Digitized by Google

nes Tags bat er seine Mutter, ihm ein seidenes Gewand zu kaufen. Sie erwiederte ihm, daß sie kein Geld habe. Darauf äußerte der Junge: „War doch mein Vater ein Gouverneur und hinterließ nur zwei Söhne, und mein älterer Bruder lebt reich und herrlich, während ich nicht einmal ein seidenes Gewand haben soll? Woher diese Ungleichheit? Wohlan, Mutter, weil Ihr kein Geld habt, will ich bei meinem Bruder welches holen."

Er wollte schon fortlaufen, und seine Mutter hatte Allem aufzubieten, um ihn mit guten und strengen Worten zurückzuhalten. Immerhin arbeitete der Gedanke in ihm fort, und nach einiger Zeit machte er ihn ohne Wissen Meichi's zur That.

Chenki war betroffen, als er den Jungen keck auf sich zugehen sah.

„Was willst du?" fragte er barsch.

„Alle Welt weiß," antwortete Chencha, „daß ich der Sohn eines Gouverneurs bin, und doch gehe ich in Lumpen einher. Ich bitte Euch um ein seidenes Gewand."

„Wenn du Kleider willst, so wende dich an deine Mutter!" —

„Nicht meine Mutter, sondern Ihr besitzt den ganzen Reichthum unsres Vaters Ni."

„Wer erlaubt dir diese Sprache? Wer ermuthigte dich ein Gewand von mir zu erbitten?" —

„Früher oder später müßt Ihr doch mit mir theilen. Aber für den Augenblick verlange ich nichts als Kleider, welche meinem Rang und Herkommen entsprechen."

„Bursche, rede mir nicht von deinem Rang und Herkommen: beide sind höchst zweifelhaft. Nimm dich in Acht, daß ich nicht meine Gutmüthigkeit verleugne. Ich kann deine Mutter und dich jeden Tag aus der Zufluchtsstätte verjagen, die ich euch bisher gegönnt habe." —

„Ich bin so gut als Ihr der Sohn des Gouverneurs. Statt uns zu verjagen, laßt uns lieber vollends umbringen, dann habt Ihr die Erbschaftsfrage nicht mehr zu fürchten."

Nach diesen Worten packte ihn Chenki, schüttelte ihn und schlug mächtig auf ihn los.

Der arme Knabe machte sich allmählig frei, floh mit Beulen am Kopf und kam jämmerlich weinend zu seiner Mutter. Diese aber zankte ihn noch tüchtig aus, daß er so ungehorsam und nutzlos gehandelt habe. Darauf wusch sie ihm die Wunden aus und konnte sich eines Thränenstroms nicht erwehren.

Junge Wittwe, in den Armen
Hältst du dein verwaistes Kind:
Siehst den Himmel um Erbarmen
Gegen Hunger, Frost und Wind.

Ach, den Einen Freund auf Erden
Deckte Die die Erde zu:
Arme Wittwe, voll Beschwerden,
Such beim Himmel Trost und Ruh!

Meichi ahnte wohl die etwaigen Folgen des Vorfalls. Sie schickte daher sogleich, um wenigstens das Ihrige zu thun, das Dienstmädchen zu Chenki, um ihn für die Unart ihres Sohnes um Verzeihung zu bitten. Aber die Wuth Chenki's wollte sich gar nicht beschwichtigen lassen. Er berief am andern Tage die Glieder seiner Familie, Meichi und ihren Sohn einbegriffen, um sie mit den letzten Bestimmungen seines Vaters bekannt zu machen. Ueberdem stellte er den gestrigen Vorfall ins grellste Licht, rühmte seine bisherige Großmuth, und erklärte seinen Entschluß, gemäß der Bestimmung seines Vaters, der Wittwe und ihrem Sohn statt des bisherigen Aufenthaltes ein Gut von 7 oder 8 Morgen anzuweisen. Die Verwandten wagten keine Einrede, und Meichi wollte nicht widersprechen. Sie nahm ihren Sohn bei der Hand, grüßte ihre Verwandten und verabschiedete sich, nachdem sie sich noch vor einem Standbild ihres Gemahls niedergeworfen hatte.

Die Wittwe entlehnte ein Saumthier, legte ihm ihre wenigen Habseligkeiten auf, und kam nach einer Reise von etlichen Tagen an ihren neuen Bestimmungsort. Was sie antraf, war eine Hütte, deren Dach so schadhaft war, daß es überall durchregnete, und deren Fußboden von der Feuchtigkeit ganz verfault war. Die Felder umher schienen längst nicht mehr angebaut worden zu sein, denn sie waren von Unkraut wild überwuchert. Meichi kehrte eine Stube aus und stellte darin ihr Bett auf. Dann ging sie zu einem benachbarten Pächter und erkundigte sich nach dem Gütchen. Dieser erklärte ihr aber, der Grund sei so schlecht, daß es die Mühe des Anbaues nicht lohne: sie könne ihr Leben unmöglich aus den Einkünften fristen. Darauf ging sie heim und überließ sich den ganzen Abend ihren Thränen.

Chencha kam aus dies[illegible]m Anlaß auf seine alten Gedanken mit verstärk[illegible]r Macht zurück. Er könne sich noch gut erinnern, mit welcher Güte ihn sein Vater stets behandelt. Hiemit stehe das Testament in zu grellem Widerspruch, und er fange an, eine Fälschung irgend welcher Art durch seinen Bruder anzunehmen. Die Mutter solle ihm erlauben, bei irgend einem Gerichte die Untersuchung der Sache anhängig zu machen.

Meichi glaubte nunmehr die Zeit gekommen, ihren Sohn in den ganzen Sachverhalt, soweit sie ihn selber kannte, unverhohlen einweihen zu sollen. Alsbald wünschte Chencha das Portrait anzusehen. Die Mutter holte es aus einem Kistchen und warf sich davor auf die Kniee nieder, desgleichen ihr Sohn. Darauf erhob sich dieser und betrachtete das Bild mit der größten Aufmerksamkeit. Ein Mann saß da, in einen dunklen Wollenstoff gehüllt, sein Haar weiß wie Schnee, die Gesichtszüge voll lebendigen Ausdrucks. Mit der einen Hand hielt er einen Knaben und drückte ihn an sein Herz, die andere Hand war gesenkt und wies nach der Erde.

Mutter und Sohn zerbrachen sich den Kopf und schlossen am Ende rathlos das Portrait wieder in's Kistchen. Einige Tage darauf machte sich Chencha auf, ob er in der benachbarten Stadt nicht jenen weisen und rechtschaffenen Beamten finden möchte, von dem der Vater prophezeit hatte, daß er das Räthsel lösen

Digitized by Google

werde. Auf der Straße zog ein Hause Landleute vorüber, welche ein Schwein und ein Schaf mit sich schleppten. Sichtlich sollten diese Thiere ein Dankopfer für die Gottheit abgeben, die in jener Gegend verehrt wurde. Ebencha folgte dem Haufen aus Neugierde bis vor einen hohen, schönen Tempel. Hier gab es einen längeren Aufenthalt. Während dessen näherte sich ein Greis, auf einen Bambusstock gestützt, und fragte, aus welchem Grunde dies Dankopfer dargebracht werden solle? Einer aus dem Haufen gab Auskunft: „Wir waren fälschlicher Weise eines Verbrechens angeklagt und sollten die Todesstrafe erleiden. Da thaten wir bei der Gottheit dieses Tempels ein Gelübde, wenn sie uns befreie. Sie erhörte unser Flehen, indem sie uns zu guter Stunde in die Hand eines Richters fallen ließ, der unsre Unschuld erkannte und den wahren Schuldigen ausfindig machte. Se wollen wir jetzt unsre Dankesschuld abtragen." —

„Erzählt uns den Hergang," bat der Greis.

„Wir hatten von der Regierung das Geschäft übernommen, eine Anzahl Küraße zu liefern. Ich verband mich mit etlichen Zunftgenossen zur Ausführung. Darunter war ein Schneider, Namens Tchae, ein besonders geschickter Arbeiter. Er verließ oft auf mehrere Tage das Dorf, um in der Stadt sich einen Verdienst zu suchen. Eines Tags vermißte man ihn. Vergeblich ließ seine Frau, Licouchi, überall nach ihm suchen. Dagegen warf der gelbe Fluß einige Zeit hernach einen Leichnam aus, dem der Schädel eingeschlagen war. Man machte bei der Behörde Anzeige und erkannte den Schneider Tchae.

„Den Abend vor dem Tage, da er sein Haus verlassen, hatten wir beim Wein einen kleinen Streit bekommen. Ich war ihm in der Hitze des Augenblicks nachgegangen und zerschlug in seiner Wohnung einige Möbel ohne Werth. Auf diese Thatsache stützte die Frau eine Anklage, ich hätte ihren Mann umgebracht. Der vorige Richter, mit Namen Tü, schenkte dem Verdacht Glauben und verurtheilte mich zum Tode. Unter dem Vorwande, daß meine Kameraden mich nicht angezeigt hätten, wurden diese gleichfalls für schuldig angenommen und mit demselben Urtheil belegt. Außer Standes, unsre Unschuld nachzuweisen, verfeuften wir drei Jahre im Kerker.

„Zum Glück ersetzte der Himmel diesen grausamen Richter durch einen andern von ausgezeichnetem Charakter und Scharfsinn. Er besuchte nach Antritt seines Amtes die Gefängnisse und kam auf diese Weise auch zu uns. Wir hatten Gelegenheit ihm Alles vorzustellen, er fing bald an, unsre Schuld zu bezweifeln und leitete ein neues Prozeßverfahren ein.

„Der neue Richter, Namens Teng, forderte zuerst die Frau des Ermordeten vor und fragte sie, ob sie sich wieder verehlicht hätte? Nachdem er vernommen, daß sie abermals einen Schneider geheirathet, wurde dieser sogleich gehelt.

„Seit wann seid Ihr mit dieser Frau verehlicht? — Ich heirathete sie einen Monat oder etwas später, nachdem sie Wittwe geworden war. — Wer machte die Mittelspersonen? Welches Hochzeitsgeschenk gabt Ihr derselben? — Tchae hatte zu Lebzeiten ungefähr fünfzig Gulden von mir entlehnt. Bei der Nachricht von seinem Tode begab ich mich zur Wittwe und forderte die Summe zurück. Aber Licouchi erklärte sich zahlungsunfähig und bot sich mir als Gattin an, um durch dies Opfer die Schuld ihres Mannes zu tilgen. Eine Mittelsperson, muß ich bekennen, war nicht dabei thätig. — Wie konnte ein gewöhnlicher Arbeiter, wie Ihr, fünfzig Gulden zusammenraffen und verleihen? — Es war dies mein Erspartes von langer Zeit. —

„Hierauf verlangte der Richter, Paban, der zweite Mann Licouchi's, möge die einzelnen Summen, die er nach und nach an Tchae geliehen, spezifiziren und auf einem Papier verrechnen. Dies that Paban schnell und die Rechnung belief sich auf nahezu fünfzig Gulden.

„Kaum hatte Teng einen Blick auf diese Schrift geworfen, rief er aus: Du bist der Mörder von Tchae! Die Gerichtsdiener ergriffen Paban, legten ihn auf den Boden und maßen ihm eine Tracht Schläge auf.

„Als Paban immer noch leugnete, fuhr der Richter fort: ich habe deinen Trug entdeckt. Du wußtest, warum du dein erübrigtes Kapital nicht in kleinern Portionen an mehrere Personen ausliehest, sondern Alles an Tchae hingabst. Du hattest ein Verhältniß mit seiner Frau. Der arme Tchao sah, gedrückt von seiner Armuth, durch die Finger. Aber dies genügte dir nicht. Du wolltest ganz ungehindert mit dem Weibe zusammenleben und sannest auf den Tod des Manns. Nachdem er dir gelungen, bewegst du ferner die Wittwe, den Verdacht auf einen Unschuldigen zu werfen. Die Handschrift der Rechnung, welche du eben ausgestellt hast, ist ganz dieselbe, wie die der falschen Anklage. Diese Thatsache versichert mich, daß Niemand als du der Mörder von Tchae ist.

„Sogleich wurde auch die Frau herbeigeführt. Man spannte ihr die Finger in eine Folter, um das Geständniß des Verbrechens zu beschleunigen. Licouchi erblaßte, wie der Wächter des Todtenreichs, und gestand unter gräßlichem Schreien. Paban konnte nicht anders mehr als ihr folgen. Er hatte in der That, ohne daß Jemand es ahnte, längst ein Verhältniß mit Licouchi gehabt. Diese war jedoch auf seine Zumuthungen Tchae aus dem Weg zu schaffen, niemals eingegangen. So übernahm Paban die Ausführung auf eigene Faust. Als Tchae einst in die Stadt zum Arbeiten kam, lockte ihn Paban in eine Schenke und berauschte ihn. Sodann schleppte er ihn an's Ufer des Flusses, schlug ihm mit einem Steine den Schädel ein und warf den Leichnam in die Fluth. Als diese den Leichnam ausgeworfen hatte und die Sache vor das Gericht gekommen war, gab Paban der Wittwe ein, auf jenen Streit im Wirthshaus eine Anklage zu gründen. Daß er selbst der Mörder sei, gestand er ihr einige Zeit nach der Heirath, und sie wagte nicht mehr ihren neuen Ehemann zu entlarven.

Digitized by Google

„Alsbald wurden wir nach diesen Entdeckungen freigelassen und die Strafe ist an den beiden Eheleuten bereits vollzogen. Kann man ein gleiches Exempel von Verwortenheit aufzählen?“

Der Greis erwiderte: noch schwerer möchte es sein, einen zweiten so tüchtigen Richter nanhaft zu machen. Unsre Stadt darf sich zu einem solchen Mann Glück wünschen. —

Chencha hatte dieser Geschichte mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört und eilte mit ihr zur Mutter zurück. „Ich habe den rechten Beamten gefunden, den der Vater gewiß meinte!“

Auch Meichi schöpfte nach Anhörung jenes Prozesses die beste Hoffnung. Sie stand in der Frühe des kommenden Morgens auf, hieß ihren Sohn das Portrait zur Hand nehmen und begab sich nach der Stadt. Hier angelangt, leukte sie die Schritte sogleich auf den Gerichtshof zu, bat um Vorlaß und warf sich zu Füßen des Richters nieder. Sofort berichtete sie haarklein Alles von Anfang bis Ende.

Teng befahl ihr abzutreten und sich zu gedulden, bis er das Bildniß allein ausgeforscht hätte und sie wieder vorladen würde.

Ein liebes Räthsel birgt dies Bild,
Wer's löst, hat großen Schmerz gestillt.

Der Richter zog sich in sein Privatzimmer zurück und besann sich einen halben Tag unausgesetzt. „Klar ist, daß diese Person den Gouverneur verstellt, sowie daß das Kind auf seinem Schooß Chencha sein soll. Weist er zur Erde hinab, um anzuzeigen, daß ihn noch unter dem Boden das Schicksal dieses Waisen beschäftige? Aber was soll ich mit diesem Wink machen? Es liegt einmal ein unanfechtbares Testament vor!“

Mehrere Tage vergingen, ohne daß ihm irgend ein Licht über diesem Dunkel aufging. Kaum glaubte er, einen Strahl zu bekommen, so verflüchtigte er sich wieder. Der Richter wollte schon verzweifeln.

Aber der Himmel wollte nun einmal die Lösung und spielte sie gleichsam dem Sucheuden in die Hand. Teng hatte sich an einem schönen Nachmittag auf die Terrasse vor seinem Haus gesetzt, um das Portrait von Neuem zu überdenken, und ließ sich dazu eine Tasse Thee anttragen. Wie er die Tasse zur Hand nehmen wollte, stieß er mit dem Fuß an das Tischchen, so daß etwas Thee verschüttet wurde und auf das Bild floß. Rasch nahm er dasselbe auf und hängte es an das Geländer der Treppe, damit es trockne. Plötzlich erleuchtet ein Sonnenstrahl das nasse Bild, das Papier scheint durch und zwischen zwei zusammengeklebten Blättern lesen sich etliche Zeilen von derselben Hand, welche den Spruch auf die Oberfläche geschrieben. Sogleich legt Teng das Papier auseinander und findet unter dem Bildniß folgende Worte:

„Ich Endesunterzeichneter habe fünf höhere Staatsämter bekleidet. Ich bin 84 Jahre alt und erwarte täglich mein Abscheiden, ich erwarte es gerne. Es bekümmert mich nur noch Chencha, das Söhnlein meiner zweiten Frau. Er hat an meinem älteren Sohne Chenki einen Bruder, dem ich das Schlimmste zutrauen muß. Ich überlasse diesem daher alle meine Besitzungen, mit Ausnahme einer kleinen Hütte zur Linken meines Wohnhauses. Diese Hütte ist werthvoller, als sie aussieht. Ich habe unter die Mauer zur Linken des Einganga 50,000 Gulden in fünf irdenen Vasen eingegraben, zur Rechten unter die Mauer dieselbe Summe mit einer Beilage von 1000 Dukaten. Der Gesammtwerth entspricht dem der sämmtlichen Besitzungen, welche ich Chenki vermacht habe. Findet sich einst ein Richter, welcher diesen meinen Willen genau zur Geltung bringt, so soll ihm Chencha jene tausend Dukaten zum Danke schenken.

Ni, Gouverneur.“

Denkt man sich, welche Freude der wackere Teng empfand! Er überlegte nun sorgsam, welche weitere Wege er einschlagen sollte. Wir erfahren sogleich seinen Plan.

Der Richter sandte an Chenki eine Vorladung, da er ihm etwas Wichtiges mitzutheilen habe. Chenki blieb dem öffentlichen Leben ganz ferne, er dachte lediglich auf Genuß, wie ein rechter Lebemann oder Tagdieb; daher war ihm die Berührung mit dem ersten Beamten der Stadt ganz neu. Er fuhr hin und stellte sich vor.

Teng hub an: „Seid Ihr der ältere Sohn des Gouverneurs Ni?“ — Zu dienen. — „Meichi, Eure Stiefmutter, hat sich bei mir beschwert, sie sei von Euch sammt ihrem Sohne ausgetrieben worden und Ihr hättet Euch aller Besitzungen des Gouverneurs allein bemächtigt. Wie verhält es sich?“ —

„Mein Bruder Chencha, von einer zweiten Frau stammend, war viele Jahre bei mir. Von seiner frühesten Kindheit auf habe ich auf's treulichste Vaterstelle an ihm vertreten. In den letzten Tagen verlangten Mutter und Sohn ein getrenntes, eigenes Besitzthum und ich wies ihnen ein solches an. Was die Theilung anbelangt, so beruht sie buchstäblich auf einem eigenhändigen Testamente meines Vaters, das er mir die Nacht vor seinem Abscheiden überreichte.“ —

„Wo ist dies Testament?“

„Es ist bei mir und steht jeden Augenblick zur Einsicht zu Dienst.“ —

„Die Aechtheit desselben muß untersucht werden. Ich werde morgen selbst zu Euch kommen und Meichi mit ihrem Sohne ebenfalls bescheiden. Ist die Theilung widerrechtlich, werde ich die Gerechtigkeit rücksichtslos walten lassen.“ — Hierauf hieß er Chenki mit strenger Miene abtreten. Diese Art der Verabschiedung stimmte Chenki sehr unruhig. Er dachte auf möglichste Beschönigung seines rohen Verfahrens. Es schien ihm passend, seine Verwandten wie neulich zusammenzurufen. Er lud sie auf den andern Tag ein und ließ sie ersuchen, ihn betreffs der Testamentsfrage kräftigst unterstützen zu wollen, da er zur Verantwortung gezogen werde. Um dieser Bitte Nachdruck zu verleihen, legte er jedem Schreiben eine hübsche Geldsumme bei.

Digitized by Google

Den Verwandten war dieſe Freigebigkeit äußerſt auffallend, weil ſie ſich zum allererſtenmal kundgab. Lachend erinnerten ſie ſich an den Spruch:

Scheint die Sonne warm und helle,
Denkt der Menſch der Götter nie;
Aber naht der Trübſal Welle,
Sinkt er zum Gebet auf's Knie.

Als der Gerichtsbote zu Meichi kam, um ſie auf den folgenden Tag zu beſtellen, merkte ſie ſogleich, daß Herr Teng ſich ihrer annehmen wolle. Sie ſtand frühe auf und ging zur Stadt, um ihm zu danken. Er empfing ſie freundlichſt. „Es rührt mich Euer Loos und ich werde mein Möglichſtes thun. Aber ſagt mir: iſt wohl das Teſtament, auf das ſich Chenki beruft, wirklich ächt?“

„Ja, gnädiger Herr, das Teſtament iſt unantaſtbar. Mein Mann wußte kein anderes Mittel, uns vor den Verfolgungen Chenki's zu ſchützen.“

„Nun gut: ich kann Euch wenigſtens ſo viel zum Voraus ſagen, daß für Euer Fortkommen hinreichend geſorgt iſt. Verfügt Euch jetzt in Chenki's Haus und erwartet mich daſelbſt.“ —

Seelenvergnügt wanderte Meichi mit ihrem Sohne dem Hauſe zu. Da traf ſie Alles prachtvoll angeordnet. Im Salon ſtand ein Lehnſeſſel, über den ein Tigerfell herabhing, auch eine Räucherpfanne war aufgeſtellt, welche die feinſten Düfte ausſtrömte. Die Verwandten, auch ſie beide, wurden auf's Verbindlichſte bewillkommt. Man ſtellte ſich in feierlicher Erwartung des Richters auf. Endlich langte dieſer auf einem Tragſtuhle an. Vor demſelben gingen zwei Gerichtsdiener und beſchatteten den hohen Herrn mit zwei großen Sonnenſchirmen von blauer Seide. An der Hausthüre ließen ſie ſich auf die Kniee nieder und ſtießen einen lauten Schrei aus. In demſelben Augenblick warf ſich die ganze Geſellſchaft im Haus auf den Boden und blieb in dieſer Haltung, während der Richter ernſten Schrittes und mit eigenthümlichen Begrüßungen eintrat. Vor dem Lehnſtuhl mit dem Tigerfell verbeugte er ſich tief, wie wenn Jemand darauf ſäße. Alsdann nahm er einen andern Stuhl und ſtellte denſelben an den Ort, wo der Hausherr zu ſitzen pflegte.

Auf die Verſammlung machten dieſe Vorkehrungen den Eindruck, als wollte er einem Gott oder einer abgeſchiedenen Seele eine Ehre erweiſen: alle waren von Staunen ergriffen.

Auf einmal beugte ſich Teng über ſeinen Stuhl, kreuzte die Arme auf der Bruſt und verneigte ſich abermals aufs tiefſte. „Eure Wittwe,“ rief er mit dumpfer Stimme, als ſpräche er mit einem abgeſchiedenen Geiſt, „eure Wittwe hat in meine Hand eine Klage niedergelegt. Sind die Thatſachen, welche ſie angibt, wahr?“

Sofort nahm er eine horchende Stellung an und fuhr kopfſchüttelnd fort: „Wie? Euer älterer Sohn könnte ſo nichtswürdig ſein?“

Er horchte wieder. „Woher ſoll Euer jüngerer Sohn ſein Daſein friſten?“

Er hält inne und fragt dann: „Wie ſoll das kleine Haus, wovon Ihr mir ſprecht, ihn ernähren?“

Nach einer Pauſe rief er: „Ich folge, ich folge.“

Und wieder nach einer Pauſe. „Gewiß: Euer Sohn ſoll dies Erbe bekommen. Ich werde Euern Willen auf's Gewiſſenhafteſte ausführen.“

Bei dieſen Worten verneigt er ſich mehrmals und ſcheint ein Anerbieten abzuweiſen: „Das Geſchenk iſt allzugroß für mich.“

Er lauſcht wieder. „Nun denn, weil Ihr es verlangt, gehorche ich.“ —

Er erhebt ſich, macht einen Schritt vorwärts „Ich folge Euch, ich folge Euch.“

Er ſchreitet gravitätiſch durch den Saal, beugt bald zur Rechten aus, bald zur Linken, bleibt tiefbewegt ſtehen: „Wohin geht Ihr, Gouverneur Ni?“

„Ich ſehe Herrn Ni nicht,“ rief der Hausmeiſter.

„Es iſt doch ſo,“ erwiderte der Richter. Sodann heißt er Chenki näher treten: „Euer erlauchter Vater hat mich ſelbſt empfangen, ſich zu mir geſetzt und die ganze Zeit mit mir geſprochen. Ihr Alle müßt unſre Unterhaltung gehört haben?“

„Kein Wort,“ ſtotterte Chenki.

„Ich meine ihn noch zu ſehen: die hagere Geſtalt, die blaſſen, eingefallenen Wangen, darunter die vorſpringenden Knochen, die durchdringenden Augen, die langen Wimpern, die breiten Ohren, der ſilberne Bart, ſein ſchwarzes Käppchen, ſein rother Mantel, ſein goldner Gurt — ſah er nicht ſo aus?“

Alle Umſtehenden befiel ein Grauen, ſie ſanken auf die Kniee und riefen: „Er iſt's, er iſt's!“

„Wie könnte ich Ihn beſchreiben, wenn ich ihn nicht in Perſon geſehen hätte? Der Gouverneur theilte mir auch mit, er habe zwei große Häuſer hinterlaſſen und zur Linken davon eine kleine Hütte. Verhält es ſich ſo?“

Chenki konnte nicht leugnen.

„Wohlan, laßt uns hingehen. Ich habe Euch daſelbſt noch zwei Worte zu ſagen.“

Die Geſellſchaft war vom Schrecken ſo gelähmt, daß ſie ſich kaum erheben konnte. Chenki wagte nicht mehr aufzuſehen.

Einer Weiſen einfach Wort
Iſt ein Blatt, der Wind weht's fort:
Geiſter muß man derbeſchwören,
Soll der Schlechte ernſtlich hören.

Man verfügte ſich zur bewußten kleinen Hütte. Teng beſah ſie von oben bis unten, blieb im mittleren Raum ſtehen und ſetzte ſich.

„Chenki, Euer Vater iſt mir perſönlich erſchienen, beſchrieb mir aufs kleinſte hinaus die Gegenſtände, welche dieſe Hütte enthält, und befahl mir, ſie Chencha zu übergeben. Was ſagt Ihr dazu?“

„Ich füge mich ganz Eurem Entſcheide,“ ſagte Chenki mit einer ehrerbietigen Verbeugung.

„Sei's denn, weil das Teſtament ſchwarz auf weiß dieſelbe Beſtimmung enthält, ſo gehöre dieſe Hütte mit Allem, was darin, Eurem jüngern Bruder Chencha!“

Chenki athmete froh auf und rief: „Weiſer Rich-

Digitized by Google

ter, ich ſtimme von ganzem Herzen bei und werde dieſem endgiltigen Beſchluß aufs pünktlichſte nachkommen!“

„Beſinnt Euch nochmals wohl. Einen Reukauf nehme ich nicht mehr an. Sämmtliche Verwandte, welche hier zugegen, rufe ich zu Zeugen auf.“ — Die ſämmtlichen Gäſte erhoben die rechte Hand, Chenki bekräftigte ſeine volle Einwilligung.

Der Richter fuhr mit feierlicher Stimme fort: „So eben hat mir Herr Ni, den ich von Angeſicht zu Angeſicht geſchaut, Folgendes eröffnet: am Fuße der Mauer zur Linken des Eingangs habe ich 50,000 Gulden in 5 Vaſen verſteckt: dieſe ſchenke ich meinem zweiten Sohn!“ —

Chenki maß dem Worte keinen Glauben bei und verſicherte, den Fund ſeinem Bruder zu gönnen.

Teng befahl dem Hausmeiſter, Spaten und Schaufel beizuſchaffen. Man grub — da kamen fünf Vaſen zum Vorſchein, man nahm ſie heraus und öffnete ſie: lauter ſchönes Silbergeld; man zählte die Stücke: genau 50,000 Gulden!

Die Umſtehenden ſchrieen vor Erſtaunen auf. Jetzt glaubte Chenki, daß ſeines Vaters Geiſt in der That erſchienen ſei. Der Richter ergriff abermals das Wort und wandte ſich an Meichi:

„Am Fuße der Mauer zur Rechten ſind gleichfalls 50,000 Gulden in 5 Vaſen verſteckt. In einer ſechsten Vaſe liegen 1000 Dukaten, welche letztere Herr Ni mir ſo dringlich angeboten hat, daß ich die Annahme verſprach.“

Man grub abermals und fand die Sache abermals genau ſo.

Als Chenki dieſe Maſſe Silber und Gold ſah, wurde er bald feuerroth bald leichenblaß. Allein er hatte vor ſo vielen Zeugen einen Eid geſchworen, der ihm den Mund mit eiſerner Klammer verſchloß.

Meichi und Chencha wußten ſich nicht zu faſſen, warfen ſich zu Boden und dankten Herrn Teng unter Thränen. Auch Chenki bezwang ſich, einige Worte der Anerkennung zu ſtammeln. Die Vaſe mit den Dukaten ließ Herr Teng in ſeinen Tragſtuhl bringen. Jedermann fand es natürlich, daß er dieſen Lohn ſeiner Mühe davontrug.

Iſt der Fiſch im's Garn geſchlüpft,
Fiſchers Herz im Leide dupft.

Der merkwürdige Vorgang verbreitete ſich raſch in der Umgegend. Einſtimmig war das Urtheil, Herrn Chenki ſei Recht geſchehen. Hätte er ſich kindlicher und brüderlicher benommen, wäre ihm all der Verdruß erſpart geblieben. Auch würden die tauſend Dukaten nicht in die Taſche eines Dritten gewandert ſein.

Wer Andrer Gut mit Liſten an ſich reißt,
Wird ſelbſt von einem Dieb gern oft verſpeiet.

Meichi machte mit ihrem Sohn am folgenden Morgen noch einen förmlichen Dankbeſuch beim Richter in der Stadt. Dieſer wünſchte ihnen Glück und ſtellte das Porträt in ihre Hand zurück. Klar war nun die Bedeutung. Die Hand des Gouverneurs wies nach der Erde, die darin vergrabenen Schätze anzeigend.

Die Wittwe und der Waiſe waren wie mit einem Zauberſchlag aus Armuth in Wohlſtand verſetzt. Sie kauften ſich ein ſtattliches Anweſen. Chencha heirathete und hatte ſich dreier Söhne zu erfreuen, welche nach Leib und Seele gediehen. Die beiden Söhne Chenki's machten ſich nur durch ein verſchwenderiſches, üppiges Treiben bemerklich. Sie brachten es ſo weit, daß ſie die beiden großen Häuſer nebſt umliegenden Gütern an die Söhne Chencha's verkaufen mußten. Meichi erlebte es noch, daß die geſammte Hinterlaſſenſchaft des Gouverneurs in die Hände ihrer Enkel zurückgewandert war. Und oft wiederholte ſie als Greiſin den Spruch:

Je länger eines Menſchen Tage,
Je mehr wird ihm in's Herz getragt,
Daß auf gerechter, ſeiner Wage
Der Himmel unſer Schickſal wägt.

Der Aetna.

Im öſtlichen Theile des an erloſchenen Vulkanen ſo reichen Sicilien's erhebt ſich ein kegelförmiger Berg-Koloß, deſſen Rieſenſchatten über die ganze Inſel reicht. Es iſt der Aetna oder Monte Gibello im Val di Demena, nordoeſtlich von Catania. Die Bergmaſſe bedeckt einen Flächenraum von nahezu 20 Quadratmeilen und bildet einen Feuerherd, auf welchem gegen 200,000 Menſchen leben. Nach der Vegetation theilt man das Gebiet des majeſtätiſchen Berges, der lange Zeit für den höchſten Europas gehalten wurde, der jedoch dem Mont Blanc um 4,000 Fuß nachſteht, in drei Regionen. Die untere Region, der Fuß des Kegelgebirges, iſt ein wahres Paradies, das nur hie und da von ſtarrenden Lavaſtrömen unterbrochen wird: in tauſendfachem Farbenſchmelz prangen die Matten, wechſeln üppige Getreidefelder, Weingärten und Haine köſtlicher Südfrüchte mit einander ab. Die mittlere Region iſt der Bezirk der Waldbäume; hier hört der Weinbau und die Kultur der Südfrüchte auf, und ein Kranz von Eichen und Kaſtanien, von magern Weiden durchſchnitten, zieht um den ganzen Berg. Die oberſte Region iſt von aller Vegetation entblößt, nur Aſche und Lava bedecken den Boden, der den größten Theil

Digitized by Google

des Jahres über in Schnee und Eis gehüllt ist. Auf einer weiten Fläche dieser obersten Region erhebt sich fast senkrecht der Aschenkegel des großen Kraters, der eine halbe Stunde im Umkreis hat, und aus dem eine graue Felsenspitze aufragt. Aus dem ungeheuren Kessel, dessen Gestalt durch jeden heftigen Ausbruch verändert wird, wirbeln ununterbrochen Rauchsäulen, zuweilen steigen auch Feuersäulen empor. Die innern Wände des Kraters sind mit gelbiarbigen Streifen von Salmiak und Schwefel überzogen, und Schaudern erregt der Blick in diesen Höllenschlund, in welchem es fortwährend kocht und brodelt. Wer dieses Bild gesehen hat, sagt ein Reisender, sah einen Theil von Dante's Hölle. Es läßt sich nichts denken, was die Wohnung des Entsetzens anschaulicher versinnlichte, als dieser Abgrund, der die tiefliegende, unerforschte Werkstatt des zerstörendsten aller Elemente ankündigt. Unbeschreiblich ist das Gefühl, von dem man hier ergriffen wird; unermeßlich die Aussicht, die man vom Bicern, dem ausgezackten obern Rande des Kraters aus genießt; bezaubernd das Naturspiel, das sich vor dem Auge des Beschauers entwickelt, der in einer Höhe von 10,000 Fuß ganz Sicilien, die Liparischen Inseln, das Mittelmeer, die Straße von Messina, ganz Calabrien und einen Theil der Adria durch leichte, goldumsäumte Wolken hindurch zu seinen Füßen erblickt.

Die Besteigung des Aetna erfordert fast zwei volle Tage. Der Weg ist steil doch nirgends gefährlich. In den Monaten Juli, August und September geschieht die Reise am häufigsten, und zwar gewöhnlich auf Maulthieren, von Catania aus, wo man sich auch mit Führern versieht. Der Feuerberg erhebt sich unmittelbar vom Meeresspiegel, und der Blick kann ihn von tausend Punkten der Küste aus gänzlich erfassen. Ueberdieß sind die nächstliegenden Berge klein, und geben ihm hierdurch ein noch höheres Ansehen. Nichts Schöneres, Großartigeres als der Riesenberg in seiner regelmäßigen Gestalt, seinem kühnen Bau, unten mit dem reizendsten Pflanzenwuchs bedeckt, in der Mitte von zwei Gürteln umgeben — dem Wald- und dem Schneegürtel — und darüber endlich die ewig rauchende Spitze! Nichts interessanter als die nachgeborenen Berge, denen er den Ursprung gegeben, als die breiten Bahnen schwarzer Lava, welche er nach allen Seiten auf die Umgegend geworfen hat! Der Beiw ist nur ein Zwerg neben dem Aetna, und kann zu keiner Vorstellung von demselben führen. Auch geht die ganze vulkanische Feuerarbeit dort meist nur in dem obern Kegel vor sich, gleichsam einem Gefäß, das, wenn es einmal durch einen Ausbruch geleert worden, sich unaufhörlich wieder füllt, bis ein neuer Ausbruch dasselbe abermals leert; nicht so aber beim Aetna, der seinen obern Kegel selten zerreißt. Auf dem Gipfel deutet nur stärkerer Rauch und größeres Geräusch einen nahenden Ausbruch an; plötzlich öffnet sich dann irgend wo an der Seite des Berges, oft ziemlich weit vom obern Kegel entfernt, der Boden und verschlingt Alles, was auf ihm ist: Häuser, ganze Dörfer verschwinden, und Ströme von Feuer, Asche und Gestein brechen gewaltsam hervor. Sie häufen sich an, steigen empor, und ein neuer Bergkegel steht da, welcher nun selbst einige Tage lang Flammen und Trümmer auswirft. Endlich scheint der Bulkan zur Ruhe zu kommen, und sänftigt sich auch wirklich; aber eben dieß ist der gefährlichste Augenblick für die ganze Gegend. Der nöthigen Kraft beraubt bis zur bisherigen Kratermündung aufzusteigen, schaffen sich die brennenden Stoffe jetzt einen Durchbruch nach unten, und ein dicker rother Strom glühender Lava fließt langsam vom Fuß des Berges. Für den Menschen ist dabei wenig Gefahr, denn kälter werdend, je weiter er vordringt, legt der Strom kaum eine halbe Stunde des Tages zurück; aber wehe den Feldern, Städten und Dörfern, welche auf seinem Wege liegen! Kein Hinderniß widersteht ihm, keine Gewalt hält ihn auf. In der Regel nimmt er den Lauf nach dem Meere, wo dann seine Wuth erlischt; aber bis er dahin gelangt, macht er eine Menge Krümmungen, und hält sich allenthalben auf. Trifft er einen Hügel, denn er nicht übersteigen kann, so theilt er sich; kommt er zu einer Vertiefung, so dehnt er sich dort seebreit aus, ehe er seine Bahn weiter fortsetzt. Man kann hieraus schließen, welch' grauenhafte Spur die Ausbrüche des Aetna zurücklassen müssen. Während der Beiw allein steht, schaart sich um den Aetna eine Menge von Söhnen, Zeugen seiner furchtbaren Macht. Während die Lava des Beiws selten weiter, als bis in einige hoch liegende Thäler sich ausdehnt, rieselt die Aetna-Lava durch die niedrigsten Gegenden und nimmt ihren Schlangenzug über die fruchtbarsten Felder. Es gibt Lavaschichungen von stundenweiter Breite und dreihundert Fuß Höhe. Sieht man dieselben von einem höheren Punkte aus, so möchte man sie einem plötzlich erstarrten Tintenstrom vergleichen; wenn auf gleichem Boden — mehenen, zerrissenen, verkalkten Mauern; wenn man darüber hingeht — einem harten, schwarzen Fels, voll kleiner, scharfer Spitzen. Endlich erweicht und verwittert die Zeit den Felsen und bereitet ihn zum Pflanzenwuchs; bleiben auch einige Theile noch öd und kahl, so lassen andere doch kräftige Gewächse aufkeimen. Sofort greift die Hand des Menschen ein, es werden Bäume auf die Lava gepflanzt, Felder und Gärten angelegt, Häuser erbaut. Dann gibt es keinen fruchtbareren Boden, keine herrlichere Vegetation. Auch sind schon von Anfang an nicht alle Laven gleich hart und fest. Während die Lava von 1669 noch schwarz und nackt erscheint, als wäre sie eben erst ausgeworfen worden, sangen jüngere Schichten bereits an, urbar zu werden. Die Lava von 1548 ist noch härter, als die von 1669; wogegen diejenige, welche vor sieben bis acht Jahrhunderten den Hafen des Odysseus ausfüllte, und das Meer drei Meilen weit zurückdrängte, jetzt der üppigste, ergiebigste Garten des Landes ist; wie überhaupt der ewig drohende Berg in wunderbarem Gegensatz nur von lachenden Fluren umgeben wird. Allenthalben Wälder von Bäumen und Sträu-

Digitized by Google

chern mit glänzendem, scharf gezeichnetem Laub; dicke Teppiche von Pflanzen und Blumen, die selbst die elenden Lavamauern bedecken, durch welche Gärten und Felder sich von einander abscheiden; Häuser, halb versteckt unter dem dunkeln Laub der Olive oder zwischen Orangenbäumen voll Früchten und Blüthen hervorschimmernd; eine würzhafte Luft; schöne, kräftige, glückliche Menschen, und all' das auf einem Boden von Schlacken, über Asche und Lava, all' das neben noch schwarzen, kahlen Ablagerungen.

Vor Anfang unserer Zeitrechnung zählte man 17, nach derselben bis jetzt 66 bedeutendere Ausbrüche des Aetna. Zu den fürchterlichsten gehörte der Ausbruch von 1169, welcher in Catania, Lentini und Syrakus alle Häuser zerstörte; der Ausbruch von 1329, der auf einmal aus vier ungeheuern Kratern vier Lavaströme ergoß; der Ausbruch von 1381, welcher den Hafen von Catania anfüllte; derjenige von 1537, welcher von einem Erdbeben begleitet, ganz Sicilien und selbst einen Theil Calabriens erschütterte; die Ausbrüche von 1634 und 1636, welche eigentlich nur Eine Eruption bilden, da vom ersten bis zum zweiten, 18 Monate lang, fortwährend die Lava floß; der Ausbruch von 1669, welcher einen Theil von Catania verschlang; derjenige von 1693, wodurch fast ganz Catania in Trümmer gelegt wurde; derjenige von 1766, wo sich auf einmal vierzehn neue Feuerbecher öffneten; der Ausbruch von 1780, welcher das große Erdbeben von 1785 vorbereitete, und die Ausbrüche von 1787, 1792, 1797, 1798, 1799 und 1800, welche wegen ihrer schnellen Aufeinanderfolge eine Zerstörung des ganzen Landes fürchten ließen; und endlich die Ausbrüche von 1805, 1811, 1819 und 1832. — Von all diesen Ausbrüchen war der von 1669 der schrecklichste. In Nicolosi, einem reichen, wohlbevölkerten Dorfe, öffnete sich damals, nachdem zwei Tage lang vollkommene Finsterniß geherrscht, nach furchtbarem Donnern und mehrfachen Erdstößen ein Schlund, aus welchem der jetzt unter dem Namen Monterossi bekannte Berg emporstieg. Dieser Schlund, der Stelle und Form mehrmals änderte, war einmal volle vier Stunden breit und fünf bis sechs Stunden lang, und mehrere Tage lang quollen ungeheure Aschen- und Sandwogen aus demselben hervor. Endlich bildete sich am Fuße des neuen Berges eine noch heut zu Tage sichtbare Oeffnung, aus welcher die flammende Lava gegen Catania strömte. Die Catanier wollten nicht kampflos erliegen: sie gingen dem Strom mit Schaufel und Hacke bewaffnet entgegen, und suchten mit Aufwurf eines künstlichen Hügels der Lava eine andere Richtung zu geben. In solchem Falle hätte jedoch dieselbe eine andere Gegend verwüsten müssen, weshalb deren Bewohner sich ihrerseits ebenfalls versammelten und dem Geschäfte der Catanier sich mit bewaffneter Hand widersetzten. Man schlug sich neben dem Feuerstrom, der langsam und unwiderstehlich neben den erbitterten, verzweiflungsvollen Kämpfern dahinzog. Die Catanier wurden geschlagen und ungehindert floß nun die Lava weiter. Nach vielen Tagen erst langte sie vor den Mauern der Stadt an. Diese jedoch waren hoch und fest, so daß die erkaltete Lava nicht mehr Kraft genug besaß, sie niederzuwerfen. Sie häufte sich daher an, stieg empor, erreichte endlich den Gipfel und stürzte sich von da in Feuerbächen in die Stadt. — Im 16. Jahrhundert gab ein Ausbruch, der weit in's Meer hinein eine Lavaschicht drängte, Catania einen Ueberdamm, den die Bewohner vorher durch Kunst auszuführen fruchtlose Versuche gemacht hatten. Der Ausbruch im 17. Jahrhundert begrub einen Theil der Stadt und verschlang den Fluß, der sie ehemals durchströmte; aber jedesmal erhob sich Catania schöner und regelmäßiger wieder aus seinen Trümmern.

Der Ausbruch von 1819 währte nur sechs Wochen und war, wie die Landesbewohner sich ausdrücken, ein wohlthätiger. Auf der Fläche, über welcher sich der große Kegel erhebt, nahe bei dem sogenannten Thurme des Empedokles, öffnete sich ein Feuerbecher, aus welchem die Lava nach einem öden Orte hinströmte. Sie machte dort allerhand Wendungen, bildete Hügel und Thäler, schritt aber, die bewohnte Gegend respektirend, nicht weiter. Ein englischer Gelehrter, der 1824 den Aetna bestieg, sah nichts als einen ungeheuren Schlund von etwa einer Stunde im Umfange mit ungleichen, zerrissenen Rändern, in welche das Auge wegen des dicken Rauches nicht hinabzudringen vermochte. Auf dem nicht tiefen Grunde zog sich, nach zuverlässigen Berichten, als Boden eine Art Kruste hin, welche die unter ihr kochenden Stoffe an manchen Stellen erhoben, an andern zerrissen hatten. Dadurch waren auf diesem Boden zwei Kegel und ein Loch von der Form eines unregelmäßigen Vierecks entstanden. Durch diese drei Oeffnungen strömten schon seit 1816 unaufhörlich Materien aus, so daß die Kruste Zeit hatte sich zu härten, und man bei ruhiger Luft auf dieselbe hinabsteigen konnte.

Den Ausbruch von 1832 schildert C. Gemmellaro in Catania folgendermaßen. Den 31. Oktober 1832, etwa 2½ Stunden vor Sonnenuntergang (um 21 Uhr) ließ sich, nach einigen merklichen Erschütterungen der ganzen waldigen Gegend des Berges, ein dumpfes Getöse vernehmen, der gewöhnliche Vorbote eines Ausbruchs. Als es Nacht geworden war, bemerkte man, daß am Fuße seines untersten Kegels der Vulkan sich gegen Südost in einer Reihe von kleinen Löchern, aus welchen glühende Schlacken und Sand ausgeworfen wurden, geöffnet hatte, und daß ein kleiner Bach von Lava aus dem untersten derselben hervorströmte, welcher sich nach Osten in das Thal del Bue wendete; aber nachdem er es erreicht, und kein neuer Zufluß erfolgte, nach 24 Stunden wieder erlosch. Eine andere Ausmündung eröffnete sich am 1. November auf der Serra del Rafejo, oberhalb des Gehölzes (Bosco) von Randazzo; aber auch aus dieser floß nur wenig Lava, die bald still stand, und diese Oeffnung war während mehrerer Tage der einzige rauchende Schlund. Dieß waren aber nur unbedeutende Vorspiele des

Digitized by Google

großen Ausbruchs vom 3. November, welcher aus fünf Oeffnungen strömte, die sich im Nordwesten des Aetna oberhalb des Gehölzes von Bronte, beim Monte Lepre, und in der Gegend, die man Mandra di pistulanti nennt, gebildet hatten, gerade auf der Stelle des alten erloschenen Kraters, des Ausbruchs von 1651, dessen Lava Bronte erreicht hatte. — Eine lange Spalte in dem Rücken des Berges, von dem untersten Kegel an bis zu der besagten Stelle, stieß einen dicken Rauch aus, und legte den unterirdischen Weg dieses Lavastroms offen. Aus diesen fünf Oeffnungen auf dem Monte Lepre wurden nun unaufhörlich und in ungeheuren Massen Sand, Schlacken und glühende Steine in die Lüfte geschleudert, inmitten von riesenmäßigen Säulen von Dampf, feiner Asche und Sand, welche die Winde in alle Welt-

Krater des Aetna.

gegenden hintrieben, und die überall auf den Abhängen des Berges, und bis in Mascali, in Catania und in den Symethus niederfielen. Der Donner war ununterbrochen und die Erderschütterungen häufig, durch welche alle Landhäuser auf fast drei Stunden in der Runde beschädigt wurden. — Indessen strömte die Lava, welche aus der untersten Oeffnung herauskam, zuerst gegen das Gehölze von Aderne; aber bald ihre Richtung ändernd, schritt sie gegen Norden durch einen Theil des Bosco di Maletta vor, von welchem sie einen großen Theil vernichtete. Nach drei Tagen aber wandte sie sich gegen Westen und gerade auf Bronte zu. Die Verheerung, die sie auf diesem ihrem Laufe anrichtete, ist unbeschreiblich, denn in einer Breite von einer halben Stunde lief sie zwei und eine halbe Stunde weit, und zerstörte nicht nur das Gehölz, sondern auch die so fruchtbare Gegend della Musa, welche den größten Theil der Besitzungen der Einwohner von Bronte ausmacht. Immer in dieser Richtung bleibend, und bis zum 15. November mit derselben Kraft verschreitend, war die Furcht außerordentlich groß, daß sie am Ende diese Stadt von 13,000 Einwohnern begraben würde. — Aber Dank der Vorsehung, ein so großes Unglück sollte nicht in Erfüllung gehen. Der Ausbruch ließ an seiner Quelle an Heftigkeit nach, und auch vorn auf seiner Fronte wurde die fortschreitende Bewegung langsamer, so daß am 22. November jede Besorgniß gänzlich geschwunden war. Doch kaum war der Ausbruch erloschen, als in der Nacht des 24. Novembers ein schreckliches Erdbeben den Flecken Riceleſi heimſuchte, wodurch 5 Häuser gänzlich einstürzten, und alle andern, so wie die Kirchen, sehr beschädigt wurden. Mehrere Menschen wurden erschlagen, viele schwer verwundet. Alle Mauern der Weinberge und andere Umfriedigungen stürzten ein. Der Regen floß dabei in Strömen und vermehrte die Noth der armen Einwohner, welche vierzehn Tage

Digitized by Google

lang in dichten Nebel eingehüllt von diesen Regengüssen gequält wurden. Zwei Tage darauf stürzte der Glockenthurm der Kathedrale des Fleckens St. Giovanni la Punta auf diese Kirche nieder, und zerstörte sie größtentheils durch seinen Fall. Ueberschwemmungen wurden durch den Regen hervorgerufen, und in Folge des Erdbebens fast der Lauf aller Quellbäche von ihrer Richtung abgelenkt. Die von der Lava auf ihrem Wege angerichteten Verheerungen waren entsetzlich, und kein, wenn auch noch so großer Gegenstand entging ihrer Wuth; die stärksten Bäume, von der Hitze des herannahenden Feuerstroms ausgedörrt, loderten gleich Schwefelhölzchen auf und verschwanden in wenig Minuten. Die Flammensäulen der höchsten Kratermündung stiegen bis 150 Fuß empor, und Steine und Schlacken, Sand und Asche wurden bis zu 300 Fuß Höhe getrieben. In gewisser Entfernung sich senkend, bildete die Flammensäule einen feurigen Bogen. Ein dunkelblau gefärbter Streifen erhob sich senkrecht zu unermeßlicher Höhe und blieb als ein herrliches Phänomen mehrere Tage über dem offenen Schlunde stehen.

Englische Reisende, die den Aetna am 28. Aug. 1857 bestiegen, fanden in zehntausend Fuß Höhe die Schwefeldämpfe, die ihnen Erstickung drohten, aus zahllosen kleinen Löchern emporsteigen, auch aus jedem Eindruck den ihre Füße in den mit Sand und Asche bedeckten Boden machten, entwickelten sich diese Dämpfe. Den Umfang des Kraters schätzten sie auf drei Viertel bis eine Stunde, und fanden ihn von steil abfallenden Klippen eingeschlossen, die 200 bis 300 Fuß sich erhoben, und nur auf der Seite, an welcher sie sich befanden, in einem Winkel von 30 Grad abfielen. Eine durchbrochene Höhlung im Innern des Kraters bemerkten sie nicht, dagegen Wolken weißen Dampfes, die von dem Boden des Kessels aufquollen, der mit großen Steinen und röthlicher Erde bedeckt war, die von den Randklippen herabgerollt zu sein schienen. — Die Form und Erscheinung des Kraters ist fortwährend wechselnd, und bald nachdem die Besucher den Gipfel des Vulkans verlassen hatten, stürzte ein Erdstoß einen großen Theil des Kegels in den Krater hinab. —

Von den Schriftstellern und Dichtern des Alterthums wurde der Aetna, die Werkstätte Vulkans und seiner Cyklopen, vielfach geschildert und besungen, auch häufig zum Gegenstande genauerer Untersuchungen gemacht, und wir schließen diesen Aufsatz am schicklichsten mit den Versen Virgils, welche sich im dritten Gesang der Aeneis finden:

— Aber es donnert mit Schreck und Verderben der Aetna,
Und bisweilen verströmt er das schwarze Gewölke zum Aether,
Welches mit harzigem Qualm aufwirbelt und glühender Asche,
Ballt auch Flammen empor und beleckt sogar die Gestirne.
Manchmal speit er Gestein und dem Berg entriss'nes Gewölbe
Aus dem geborstenen Schlund und schleudert geschmolzene Felsen
Stöhnend hinaus in die Luft und kocht aus der untersten Tiefe.

Die Pflanzenthiere.

Von Dr. Gustav Jäger.

Lange bevor das Mikroskop mit der Entdeckung der Zelle die Gleichheit der letzten Formtheile der Thiere und Pflanzen nachwies, lange bevor die Hoffnung, eine scharfe Grenze zwischen Thier- und Pflanzenreich zu finden, durch die Entdeckung von Wesen vereitelt wurde, die in dem einen Abschnitt ihres Lebens festsitzen, vegetiren und sich vermehren wie Pflanzen, im andern sich frei bewegen und fortpflanzen wie Thiere, beweisen zwei Erscheinungen, daß unsere Vorfahren die enge Verwandtschaft zwischen Thier und Pflanze erkannt haben. Für's Erste hielt man lange Zeit hindurch eine ganze Reihe wirklicher Thiere für Pflanzen und für's Zweite stellten die Begründer der systematischen Zoologie (Thierkunde) eine Gruppe von organischen Wesen unter dem Namen Pflanzenthiere (Phytozoën) oder Thierpflanzen (Zoophyten) in die Klasse, welche die höheren Thiere und Pflanzen von einander scheidet.

Was das Erstere betrifft, so gilt dies natürlich blos von denjenigen Thieren, welche man mit freiem Auge wahrnehmen kann, namentlich von den Korallen und den weiter unten zu beschreibenden Hydroiden. Bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts zogen die Botaniker die Steinkorallen unter dem Namen Steinpflanzen (Lithophyta), die Hornkorallen als Hornpflanzen (Ceratophyta) in ihren Bereich. Die Hydroiden stellten sie zu den Moosen, die Alcyonien und Seefedern zu den Tangen. Diese Ansicht schien ihre vollkommene Bestätigung zu erhalten durch die Schrift des Grafen Marsigli, die im Jahre 1706 erschien. Dieser hatte nämlich die bisher übersehenen Thierindividuen an dem Edelkorall entdeckt und sie für Blüthen erklärt. Trotzdem, daß schon vor Marsigli der Italiener Imperati und der Holländer Rumph erbetliche Zweifel an der Pflanzennatur der Korallen geäußert hatten und kurz nach ihm dem berühmten Réaumur der thierische Geruch der Koral-

Digitized by Google

len aufgefallen war, so war der Erfolg von Marsigli's Schrift doch so groß, daß der Französische Arzt Peyssonell von seinen Zeitgenossen verlacht wurde, als er im Jahre 1727 vor der Pariser Akademie die sog. Blüthen der Korallen für wahre Thiere erklärte. Erst als im Jahre 1739 Trembley den Süßwasser-Polypen entdeckte und Jussieu die Normannische Küste nach Polypen durchsuchte, fand Peyssonell's Entdeckung die verdiente Anerkennung, und man erklärte nun die Korallenstöcke für Kunstprodukte entschieden thierischer Wesen.

Diese Ansicht fand jedoch bald eine wesentliche Einschränkung, besonders durch Linné und Pallas. Der letztere zeigte, daß die Korallenstöcke nicht Kunstprodukte, sondern wahre Skelette oder Bälge von pflanzenförmigen Thieren seien. So entstand die Lehre von den Thierpflanzen.

Pallas sagt: „Die Thierpflanzen sind wahrhaftig vegetirende und mit Pflanzengestalt in die Höhe wachsende Thiere, die aber auch andere Eigenschaften der Pflanzen zu haben sich bestreben; es sind beseelte Pflanzen und zur Nahrung, zum Wachsthum und zur Zeugung dienende künstliche Einrichtungen, welche bei ihrer bewundernswürdigen Uebereinkunft der thierischen und Pflanzengestalt es erfordern, daß man sie wegen ihrer Theilnehmung so wie an dem Pöbel im Pflanzenreiche, also auch an den letzten Thierklassen, als Geschöpfe von mittlerer und zweideutiger Natur betrachte."

Cuvier nahm die Bezeichnung Zoophyten zwar an, aber nicht mehr in dem Pallas'schen Sinne, er sagt nämlich: „diese Benennung, welche das Feststein und die blumenartige Gestalt bezeichnet, darf nicht in absolutem Sinne genommen werden, denn sonst paßt sie blos auf die Klasse der Polypen. Nichtsdestoweniger bezeichnen aber dergleichen Benennungen sehr gut, daß man auf diesen untersten Stufen des Thierreiches und bei Geschöpfen angelangt ist, wovon die meisten, selbst in ihrer äußeren Gestalt, mehr oder minder an das Pflanzenreich erinnern. In diesem Sinne wollte ich sie gebrauchen." Ihm sind es also nicht mehr zweideutige Wesen, sondern entschiedene Thiere, ihm fällt der sogenannte strahlige Bau mehr in's Gewicht als die Pflanzengestalt; er vereinigt deßhalb unter dem Namen Strahlthiere oder Zoophyten eine Reihe von Wesen, z. B. die Seeigel, mit den Pallas'schen Zoophyten, welche ihnen anatomisch viel ferner stehen, als z. B. die Schlange dem Regenwurm, und wie Cuvier selbst zugibt, durchaus nichts Pflanzenähnliches mehr an sich haben. Auf diese Weise ging die ursprüngliche Bedeutung des Namens verloren und mit ihr erloschen die Untersuchungen über die Verwandtschaft von Thier- und Pflanzenreich.

Heutzutage drängt sich die Frage nach der Verwandtschaft der organischen Wesen, die schon in dem Linné'schen Zeitalter der Thierlehre von Pallas, Herder, Lamark und Anderen angeregt worden war, auf's Neue in den Vordergrund. Die Paläontologie — die Lehre von den Vorfahren unserer heutigen organischen Welt — ist die Veranlassung dazu: „Andere Thierformen", so lehrt sie uns, „bewohnten vor den Jetztlebenden unsern Planeten". Da uns nun kein Beispiel bekannt ist, daß ein Thier, das heutzutage von Eltern geboren wird, einem gährenden Sumpfe entsprang, und da es dem gesunden Menschenverstand mehr einleuchtet, die heutigen Elephanten für die Nachkommen des ehemaligen Mammuth zu halten, als sie durch die sogenannte Generatio aequivoca aus Urschlamm entstehen zu lassen, so nehmen wir die Thierformen nicht mehr als eine unwandelbare Thatsache ruhig hin, sondern wir forschen nach den Ursachen, denen sie ihre Entstehung verdanken, d. h. wir suchen unter den ausgestorbenen Thierformen ihre Ahnen und fragen nach den Einflüssen, welche im Laufe von Generationen eine Form in die andere umwandelten.

Unter diesen Umständen gewinnt die Untersuchung über das Verhalten des Thierreiches zum Pflanzenreiche neue Bedeutung.

Das Erste, was dem unbefangenen Beobachter in dieser Beziehung in die Augen springt, ist die absolute Unmöglichkeit, eine Grenzlinie zwischen beiden Reichen zu ziehen.

Man hat gesagt: die Pflanzen athmen Sauerstoffe aus, die Thiere Kohlensäure — allein dann müßte man die Pilze zu den Thieren rechnen. Noch weniger stichhaltig sind die Unterscheidungsmerkmale, welche man aus der chemischen Zusammensetzung der Gewebe, aus dem Vorhandensein eines Mundes und einer Verdauungshöhle nahm.

Der Unterschied zwischen Thier und Pflanze ist etwas Traditionelles, ist älter als alle Naturwissenschaften. Will man deßhalb die Ursache finden, die den Menschen veranlaßte, diesen Unterschied zu machen, so darf man weder die Chemie, noch die Anatomie, noch die Physiologie um Rath fragen, sondern man wendet sich am einfachsten an eine Eidechse, einen Laubfrosch oder an irgend ein von lebenden Thieren sich nährendes Geschöpf, und dann erfährt man, daß das Hauptmerkmal des Thiers die willkürliche Bewegung oder besser gesagt das Kontraktionsvermögen ist.

Die Bewegungen, welche durch das Kontraktionsvermögen erzeugt werden, unterscheiden sich von den Wachsthumsbewegungen durch den mehr oder weniger raschen Wechsel von Ausdehnung und Zusammenziehung, während die Wachsthumsbewegung entweder eine anhaltende Ausdehnung oder eine anhaltende Zusammenziehung ist.

Ein organisches Wesen, das Kontraktionsvermögen besitzt, nennen wir ein Thier, ein solches, dem es fehlt, eine Pflanze.

Wendet man dieses Merkmal vorurtheilsfrei an, so bekommt man eine Eintheilung der organischen Wesen — nicht in zwei, sondern in drei Gruppen.

Man stößt nämlich auf eine Anzahl von Wesen, welche in dem einen Stadium ihres Lebens Kontrak-

Digitized by Google

tionsvermögen beſtehen, in dem andern nicht. Es ſind dies die Schleimpilze, deren bekanntеſtes Mitglied die „Lohblüthe (Aethalium)“ iſt, dann die Familie von Weſen, zu denen unſer Badeſchwamm gehört, ferner die Gregarinen und die geiſeltragenden Infuſorien.

Z. B. die Lohblüthe ſchlüpft als Weſen mit ſehr ausgeſprochenem Kontraktionsvermögen aus dem Ei (hier Spore genannt), wächst ſehr raſch heran und kriecht bis zum erwachſenen Zuſtand auf den Lohhaufen umher, in dem ſie ihren Leib in ein beſtändig wechſelndes Netzwerk von Fäden auszieht. Endlich werden alle dieſe Fäden eingezogen, der Leib wird kugelig, bekommt eine derbe Hülle und verliert alles Kontraktionsvermögen. Dabei iſt er aber nicht todt, ſondern er entwickelt in ſeinem Innern die Sporen für eine neue Generation.

Die Lohblüthe iſt alſo im erſten Abſchnitt ihres Lebens Thier, im zweiten Pflanze und ebenſo verhält es ſich bei den anderen oben genannten Weſen. Sie ſind ſomit die wahren Pflanzenthiere im Pallas'ſchen Sinn des Wortes, Mittelglieder zwiſchen Thier und Pflanzenreich, halb Thier halb Pflanze.

Außer dem Vorhandenſein der Mittelglieder zwiſchen Thier und Pflanze belehrt uns ein zweiter Umſtand über den Zuſammenhang der zwei Reiche: Eine Anzahl entſchieden thieriſcher Weſen ſtimmt in der äußeren Form und Lebensgeſchichte mit den Pflanzen überein.

Es würde zu weit führen, die Parallelität der einzelligen Thiere (Wurzelfüßer und Wimperinfuſorien) mit den einzelligen Pflanzen und der Anthozoen (Korallenthiere) mit den verdeckt blühenden Pflanzen (den ſog. Kryptogamen) nachzuweiſen. Es ſoll hier blos die vollſtändige Uebereinſtimmung in Form und Lebensgeſchichte hervorgehoben werden, welche zwiſchen den Hydroiden und den offenblüthigen Pflanzen (den ſog. Phaneroganen) beſteht.

Die Form der phaneroganen Pflanzen iſt die des Individuenſtocks. Mit dieſem Namen belegt man eine Geſellſchaft gleichartiger organiſcher Weſen (ſog. Individuen), die durch ein allen gemeinſchaftliches organiſches Gebilde, den Stamm, mit einander verbunden ſind. Das Individuum nennt man im Pflanzenreich „Blatt“ und an dem Stammgebilde unterſcheidet man den Stamm im engeren Sinn, der entweder einfach oder verzweigt iſt, und die Baſis oder Wurzel.

Die Individuen eines Stockes ſind entweder alle einander gleich oder man unterſcheidet mehrere Formen von Individuen an demſelben. Das Letztere iſt bei den phaneroganen Pflanzen der Fall; man findet an ihnen Laubblätter, Deckblätter, Kelchblätter, Blumenblätter, Staubfäden, Fruchtblätter ꝛc. Solche Individuenſtöcke nennt man polymorph (vielgeſtaltig). Durch das Zuſammentreten mehrerer Individuen entſtehen an dem Stock Individuengruppen, die man bei den Pflanzen „Blüthen“ nennt.

Eine ſolche Blüthe beſteht gewöhnlich aus 1—3 Kreiſen von Individuen, welche zuſammen die Blüthenhülle, Perigon, genannt werden (ſind es zwei Kreiſe, ſo bezeichnet man den äußeren als Kelch den inneren als Blumenkrone) und aus 1 oder 2 Kreiſen von Individuen, welche von der Blüthenhülle umſchloſſen ſind und in ihrem Inneren die zur Fortpflanzung dienenden Gebilde, die Pollenkörner und Samen entwickeln; man nennt ſie deßhalb geſchlechtliche Individuen (Staubfäden, Fruchtblätter).

Variationen der Blüthen ſind einerſeits ſolche, bei denen die Blüthenhülle fehlt (Blüthen mancher Weidenkätzchenarten), und die geſchlechtloſen Blüthen, bei denen blos eine Blüthenhülle vorhanden iſt.

Formell betrachtet ſind ſomit die Phaneroganen-Pflanzen polymorphe Individuenſtöcke mit Individuengruppen.

Betrachtet man die Lebensgeſchichte einer Phaneroganen-Pflanze, ſo zeigt ſich Folgendes:

In dem Ei entwickelt ſich ein Embryo, der zu einem aus Wurzel, Stamm und Laubblättern beſtehenden Stock aufwächſt und unter fortwährender Größenzunahme neue Individuen ſowohl am Stamme als an den Wurzeln (Wurzelſchößlinge) hervorknospen läßt. Hat er eine gewiſſe Größe erreicht, ſo tritt ein Stillſtand im Wachsthume ein und jetzt knoſpen die Individuengruppen, d. h. die Blüthen, in deren Innerem die Keime einer neuen Generation entſtehen. Nun ſtirbt der Individuenſtock entweder total oder wirft blos die Individuen ab. Im letzten Falle überwintert der Stamm und treibt im Frühjahre neue Individuen und Individuengruppen.

(Schluß folgt.)

Zwei Dichter.

Es lacht der Frühling mit blühendem Schein
Zwei jungen Geſellen in's Fenſter hinein:
„Friſch auf, ihr Jungen! die Bücher bei Seit',
Die Lerche ruft und der Kukuk ſchreit!“

Die Burſchen drücken die Mützen auf's Ohr
Und ſchreiten freudig hinaus zum Thor,
Und wie es da draußen lebt und blüht,
So lebt und rauſcht's in der Beiden Gemüth.

Digitized by Google

„Hör' Bruderherz," nun der Eine spricht,
„Heut' mach' ich ein herrliches Sinngedicht,
„Und weil ich nun eben begeistert bin,
„Magst du nur allein deine Straße zieh'n!"

Er setzt' sich im Schatten auf eine Bank
Und schrieb und strich bis die Sonne sank,
Dann hat er bei Hause in später Nacht
Die Arbeit glücklich zum Schlusse gebracht.

Nun wallt in freudigem Stolze sein Blut:
„Auch ich bin ein Dichter! das Werk ist gut,
„Kein falscher Reim, keine Sylbe zu viel,
„Die Gedanken neu und natürlich der Styl!"

Da tönte von drüben Gesang so hell,
Ihm war es, als rauschten Bach und Quell',
Als hört' er der Bäume, der Gräser Weh'n,
Als säh' er lachende Mädchen geh'n.

Das war der Bruder, er wußt' es schon;
„Der trägt doch wieder den Sieg davon,
„Und sind seine Verse gleich ziemlich schlecht,
„Doch ist er ein Dichter, tief und ächt!

„Er hat nun fröhlich herumgeschwärmt,
„Geschaut, bewundert, gescherzt, gelärmt,
„Und was ich hier mühsam herausgebracht,
„Das hat er so singend herausgelacht." —

So seufzt er, aber nach kurzer Frist
War er ein gefeierter Belletrist;
Ihm waren ästhetische Seelen hold,
Er erntete Ehre und Ruhm und Gold.

Des Andern Name ward nie genannt —
Doch manches Lied, mir so wohl bekannt,
Ertönte im Munde von Alt und Jung
Und weckte das Herz zur Begeisterung.

Blieb Ruhm und Geld auch dem Sänger aus,
Ihm war es ein köstlicher Seelenschmaus,
Wenn, was er einst fühlte, ihm anmuthsvoll
Von rosigen Lippen entgegenquoll.

Und könnt' ich Einer der Beiden sein,
So wär' ich der Letzte von diesen Zwei'n;
Doch ach! für jeden zu arm und zu klein
Sing' ich nur so still in mich selbst hinein.

Wahre Geschichte.

Auf einer Dame Putztisch stand
Mit Etiquett' von gold'nem Rand
Ein Fläschchen Schönheitswasser da,
Das ganz entzückt die Zofe sah.

Sie nimmt das Glas und buchstabirt,
Und hat es endlich ausstudirt:
Das Wasser hier enthält die Kraft,
Die adelige Schönheit schafft.

Wie sie noch starr die Flasche hält,
Ihr Blick in einen Spiegel fällt;
Und ach ihr blühend roth Gesicht
Paßt nun zu ihren Trännen nicht.

Die Hände weder weiß noch fein,
Der Buchs zu voll, der Fuß nicht klein.
Sie stampft: „Ich trink' das Ding da leer,
So schön zu sein ist ja nicht schwer."

Weg fliegt mit einem raschen Druck
Das Siegel, und ein guter Schluck,
Wie etwa eine Zof' ihn thut,
Wird rasch gethan und mundet gut.

Da hört sie Tritte schnell und leicht;
Wie sie erschrickt und d'rob erbleicht,
Blickt sie sich noch im Spiegel an:
„Das Ding hat Wunder schon gethan!"

„Rasch, eh' die Herrin wieder kehrt,
„Sei noch das ganze Glas geleert;
„Werd' ich nur schlank und feenzart,
„Ist keine Strafe mir zu hart."

„Doch weh! Ach weh! was soll das sein,
„Wie schrumpfen meine Glieder ein!
„Schon hängt der Spiegel mir zu hoch,
„Kaum reich' an's Tabouret ich noch."

Und sieh', die Dame kehrt zurück,
Auf's leere Glas ihr erster Blick,
Der zweite auf die Zofe fällt,
Die sie am Saum des Kleides hält.

Um Hülfe ruft ihr Stimmchen fein;
Man hebt sie auf, giebt Tropfen ein.
Umsonst; zu spät! Das Fräulein spricht:
„Mein Kind, das war zum Trinken nicht."

Die Lehre, die heraus ich fand:
Ein jedes Glück will auch Verstand;
Das feinste Gut gedeihet nicht,
Wo zum Gebrauch der Takt gebricht.

Das „nicht zu wenig" „nicht zu viel,"
Das lernt sich nicht im Kinderspiel,
Es erbt sich an, und übt sich stumm,
Bleibt stets ein Privilegium.

R. Z.

SCHLUMMERLIED

VON

BECK.

IN MUSIK GESETZT

VON

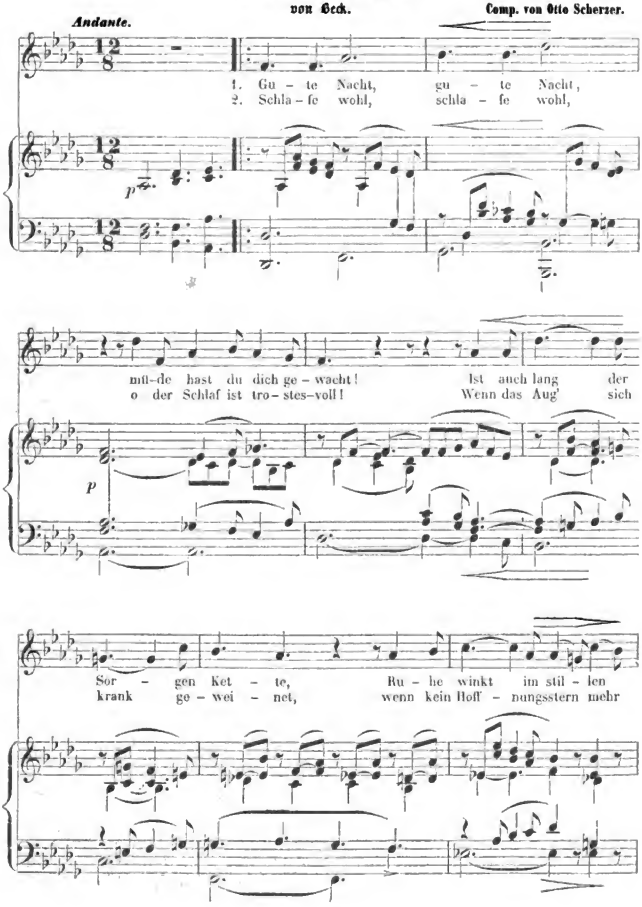
OTTO SCHERZER.

Verlag von Krais und Hoffmann in Stuttgart.

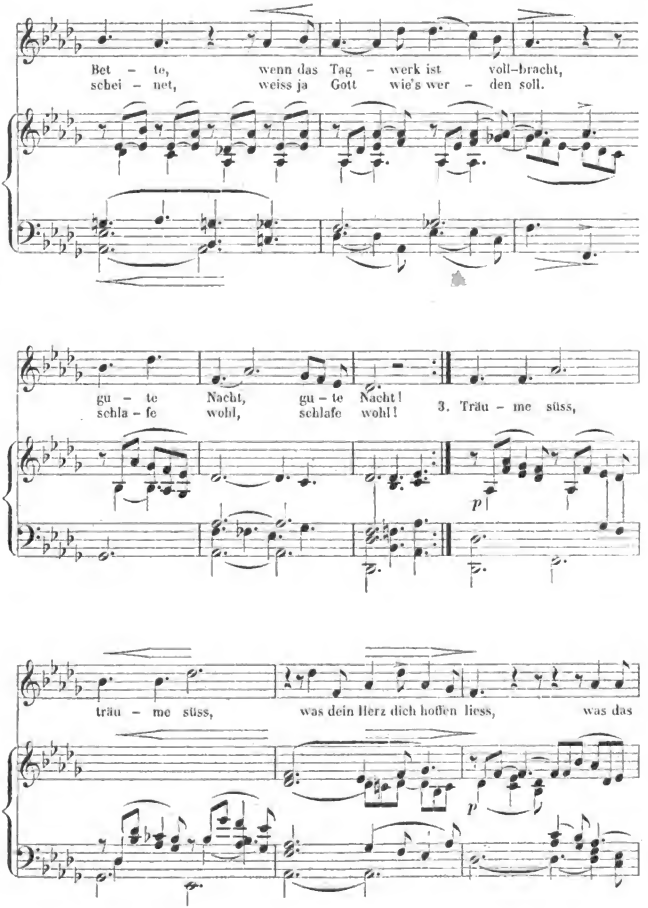
Digitized by Google

Schlummerlied

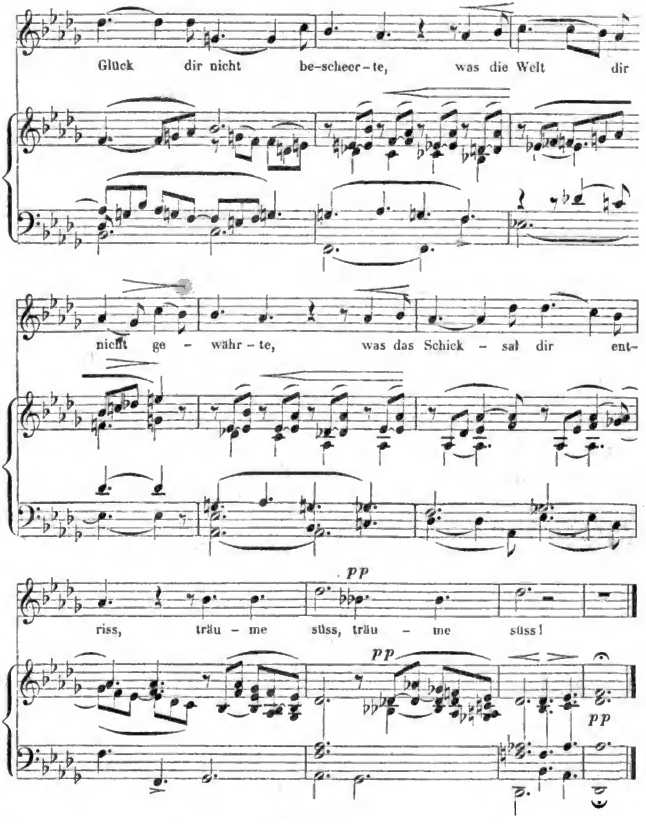
von Geck. Comp. von Otto Scherzer.



Digitized by Google



Digitized by Google



Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Pilotys

Nero auf der Brandstätte von Rom.

Eine kritische Skizze

von

Adolf Stahr.

Digitized by Google

Zu den bedeutendsten historischen Bildern neuerer Zeit gehört das große Bild von Carl Piloty, dessen Gegenstand die Ueberschrift dieses Aufsatzes bezeichnet, in welchem ich versuchen will von dem Eindrucke Rechenschaft zu geben, den dasselbe auf mich gemacht hat. Ich sah das Bild im Oktober vorigen Jahrs in der Werkstatt des Künstlers zu München, nachdem ich Tags zuvor seinen „Seni bei der Leiche Wallensteins“ in der neuen Pinakothek bewundert hatte — bewundert als ein Meisterstück der Technik, nicht als einen glücklichen Wurf historischer Auffassung. Denn nach dieser Seite hin erhebt sich das letztere Bild nicht über den Bereich der gewöhnlichen Illustration eines praktisch-theatralischen Moments, der selbst als solcher nicht einmal durch eine zu Grund liegende großartige dramatische Originalscene der Dichtung getragen wird. Darum erscheint auch die Ueberlebensgröße der Figuren auf diesem Bilde als ein ästhetischer Fehler. Sie erweckt historische Ansprüche, welchen das dargestellte Sujet in keiner Weise genügt.

Ganz anders verhält es sich mit dem neuen Werk Piloty's, mit seinem „Nero“. Auch dieses Bild zeigt lebensgroße, und zum Theil überlebensgroße Gestalten. Aber hier ist diese äußere Größe der Darstellung nothwendig gefordert durch die Größe des dargestellten Moments, durch die welthistorische Bedeutung, die derselbe in sich enthält. Denn hier steht vor uns die räthselhafteste Gestalt des römischen Imperatorenthums, der Herrscher, dessen Name zum Begriff des grausamsten Tyrannenthums geworden ist, und zwar steht er vor uns in einem der furchtbarsten Momente seines gräuelvollen Daseins, auf den Trümmern der zum Theil durch seine Schuld in Schutt und Asche verwandelten Hauptstadt des römischen Weltreichs, umgeben von den hingeschlachteten Bekennern jener neuen Weltreligion, die da bestimmt war, auf den Trümmern der alten Herrscherherrlichkeit des heidnischen Roms das Marterholz des Kreuzes als siegreiches Symbol ihrer neuen Weltherrschaft aufzupflanzen. Ein solches Sujet trägt die Berechtigung zur Kolossalität äußerer Erscheinung nothwendig in sich. Es wäre ein ästhetischer Fehlgriff gewesen, hier geringere Dimensionen anzuwenden, wo eine Aufgabe von solcher historischen Größe zu lösen war.

Historisch aber ist die Auffassung des Künstlers, welche bei diesem Bilde gewaltet hat, in der vollen Bedeutung des Worts, und eben darin liegt ein großer, wo nicht der größte Theil der mächtigen Wirkung begründet, welche dasselbe auf den Beschauer ausübt. Es wird interessant und lehrreich sein, in dieser Beziehung mit dem Werke Piloty's später einmal den Entwurf zu vergleichen, den Kaulbach zu seiner Darstellung desselben Gegenstandes so eben vollendet hat.

Ehe ich jedoch zur Beschreibung des Piloty'schen Bildes übergehe, ist es nothwendig, über das Historische des Gegenstandes selbst und über die Erzählungen der alten Schriftsteller von dem Brande Roms unter Nero etwas ausführlicher zu handeln, da über diesen Brand und über Nero's Schuld an demselben mancherlei Irrthümer kursiren. In den meisten Geschichtsdarstellungen nämlich erscheint Nero als der eigentliche Brandstifter, der, um einen wahnsinnigen Einfall zu befriedigen, ganz Rom der Flamme Preis gegeben, und vom Thurme seines Palastes auf das Flammenmeer niederschauend, als Apollo Citharödes gekleidet, das Lied von Ilions Zerstörung gesungen habe. Und doch läßt sich erweisen, daß der furchtbare Tyrann wenigstens von dieser Schuld theilweise freizusprechen ist.

Hören wir die Zeugen, die darüber berichten. Zuerst den bekannten Kaiserbiographen Sueton, den Kabinetssekretär und gelehrten Archivar des kaiserlichen Hauses unter Hadrian. Sein Bericht sieht in dem ungeheuren Brande, dem furchtbarsten, der jemals Rom betroffen, ein verdeutlichtes und beabsichtigtes Werk Nero's. Das berüchtigte »Après moi le déluge« ist ein Paar tausend Jahre älter als man anzunehmen pflegt. Schon Euripides ließ in einem seiner verlorenen Trauerspiele diesen Gedanken mit dem Verse:

„Bin ich erst todt, so misch' Erd' und Feuer sich!“

von einer der handelnden Personen aussprechen, und der greise Tiberius pflegte in seinen letzten Lebensjahren diesen Ausspruch gern im Munde zu führen. Aber Nero wollte selbst den Tiberius überbieten. Als Jemand einmal bei einem seiner Gelage jenen Vers citirte, da rief er, so erzählt Sueton: „Nein! es muß heißen:

„Noch weil ich lebe“ —

„Und vollkommen alse that er,“ fährt der Biograph fort. „Denn unter dem Vorwande, daß ihm die Häßlichkeit der alten Gebäude und die engen und krummen Straßen zuwider seien, zündete er die Stadt an, und zwar so offenbar, daß viele Konsularen seine Hospitien, welche sie mit Pechkränzen und Fackeln in ihren Häusern betrafen, nicht anzurühren wagten, und daß einige Fruchtspeicher in der Gegend seines goldenen Hauses, nach deren Grund und Boden er hauptsächlich Verlangen trug, mit Kriegsmaschinen eingerissen und angezündet wurden, weil sie aus Bruchsteinen aufgemauert waren. Sechs Tage und sechs Nächte währte dieses Unheil. Das Volk war gezwungen in Monumenten und Grabmälern Zuflucht und Obdach zu suchen. — Dieser Feuersbrunst schaute Nero vom Mäcenasthurme herab zu, und in der Freude über die erhabene Schönheit der Flammengluth, wie er sich ausdrückte, rezitirte er in seinem bekannten theatralischen Kostüme den ganzen Gesang von Ilions Zerstörung. Um aber selbst aus diesem Unglück so viel Gewinn und Beute als möglich zu ziehen, kündigte er an, daß er die kostenfreie Beschaffung des Schuttes und der Leichname selbst übernehme, und gestattete deshalb Niemanden, sich den Trümmern seines Eigenthums zu nahen, während er zugleich durch die Hülfsbeiträge, — nicht nur durch die freiwillig einlaufenden, sondern weit mehr

noch durch die geforderten, — die Provinzen und das Vermögen der Privaten völlig erschöpfte."

Das schrieb Sueton etwa hundert Jahre nach dem Neronischen Brande. Sein Bericht, soweit er den Nero betrifft, findet sich mit einigen Veränderungen wiederholt in der Erzählung des römischen Historikers Dioc assius, die weit über ein halbes Jahrhundert später niedergeschrieben und uns nur in einem noch weit späteren Auszuge erhalten ist. In dieser Darstellung, die zum größeren Theil nur ein rhetorisches Gemälde des Brandes giebt, erscheint ebenfalls Nero als der absichtliche Anstifter des ungeheuren Unheils. „Nero," heißt es dort, „habe unverholen den Wunsch ausgesprochen, Rom und das römische Reich noch bei seinen Lebzeiten zu Grunde zu richten. Wenigstens habe er den Priamus glücklich gepriesen, daß er den Untergang seiner Vaterstadt und seines Reichs mitansehen durfte. Und so habe er denn durch Leute, die sich betrunken stellten, an den verschiedensten Theilen der Stadt Feuer anlegen lassen." Daneben wird dann gleichfalls erzählt, daß als die Flammen überhand nahmen, Nero als Citherspieler gekleidet, von der Zinne seines Palastes herab, das Lied von der Zerstörung Iliens gesungen habe.

Ein alter Spruch lautet: man soll gerecht sein auch gegen den Teufel! Nach diesem Spruche verfährt der dritte und bei weitem gewichtigste Berichterstatter, Tacitus. Er ist zudem der älteste und also der Zeit, um die es sich handelt, der am nächsten stehende historische Zeuge, und sein Zeugniß, welches den Nero von dieser ungeheuren Schuld frei- oder doch zum größten Theile freispricht, verdient um so mehr gehört zu werden, je geneigter sonst dieser mit den düstersten Farben malende Historiker ist, das Bild des gekrönten Ungeheuers, des Mutter- und Brudermörders, mit den schwärzesten Zügen auszustatten. Seine Schilderung, die einzige ausführliche, ist auf genauestes Quellenstudium und zum Theil selbst auf Mittheilungen von Augenzeugen gegründet. Denn Tacitus war schon ein Knabe von etwa zehn Jahren als das Unglück geschah. Diese Erzählung lautet im fünfzehnten Buche der Annalen (Kap. 38—44) wie folgt:

„Ich komme jetzt bei der Darstellung der Ereignisse dieses Jahres (64 nach Christi Geburt) auf ein Brandunglück, von dem es ungewiß bleibt, ob der Zufall oder die böse Absicht des Kaisers es herbeigeführt hat, denn beide Ansichten haben ihre Gewährsmänner unter den früheren Schriftstellern. So viel aber steht fest, daß dies Unglück verderblicher und furchtbarer war, als Alles was diese Stadt jemals durch die Wuth von Feuersbrünsten gelitten hat. Der Ausbruch erfolgte in demjenigen Theile des Circus, welcher an den Palatinischen und Cälischen Berg grenzt. Hier, wo in einer Reihe von Krambuden, welche mit feuergefährlichen Waaren angefüllt waren, der Brand entstand, fand er sofort beim Ausbruche zugleich starke Nahrung, während das Feuer vom Winde getrieben, die ganze Längenausdehnung des Circus ergreift, weil keine mit starken Einfriedigungen abgesperrte Privatwohnhäuser oder mit Mauern umgebene Tempel oder sonst etwas was den Brand hätte aufhalten können, dazwischen lag. Die mit so gewaltigem Ungestüm verbreitete Feuersbrunst, welche zuerst die niedrig gelegenen Stadttheile verheerte, und dann zu den höheren aufstieg, von denen sie wieder in die tieferen hinabraste, überflügelte durch ihre Sturmesseile alle Löschanstalten, wozu noch der Umstand kam, daß die Stadt mit ihren engen, im Zickzack laufenden Straßen und den zwischen ihnen regellos zusammengeballten Häusermassen, wie eben das alte Rom gebaut war, denselben schwere Hindernisse bot. Dazu noch das Jammergeschrei der verzweifelnden Weiber, die hülflosen Greise und Kinder, die Masse von Leuten, die in dem Bestreben sich selbst oder andere zu retten, hier Unbehülfliche eilig fortschleppend, dort das Nachkommen derselben abwartend, theils durch ihr Stehenbleiben, theils durch ihre Hast das stockende Gedränge vermehrten, und sammt und sonders so die Löschmaßregeln behinderten. Ja oft geschah es, daß die Menschen, während sie nach rückwärts umschauten, auf den Seiten oder von vorn durch das Feuer abgeschnitten wurden; oder auch wenn sie glücklich in benachbarte Stadttheile entkommen waren, dieselben, welche sie noch fernab vom Feuer geglaubt hatten, bereits von demselben Unheile ergriffen fanden. Endlich kamm noch wissend, vor was oder wohin sie fliehen sollten, blieben sie dichtgedrängt auf den breiten Wegen stehen, und warfen sich auf den freien Feldern nieder. Manche hatten all' ihr Hab und Gut, ja selbst die Mittel zur Fristung des täglichen Lebens eingebüßt (und gingen so zu Grunde), andere, die sich hätten erretten können, fanden als Opfer der Liebe zu den Ihrigen, in dem vergeblichen Bestreben dieselben dem Feuer zu entreißen, ihren Untergang. Auch wagte Niemand ernstlich dem Feuer Einhalt zu thun, da zahlreiche Stimmen wiederholt unter Drohungen zu löschen verboten, während andere Individuen offen Feuerbrände in die Häuser warfen, wobei sie laut schrieen: ‚sie thäten dies auf höhere Anweisung', sei es nun, daß sie ihre Räubereien ungescheut versuchen könnten, oder daß sie wirklich Befehl haben mochten."

„Nero residirte zu der Zeit in Antium. Er begab sich erst in die Hauptstadt zurück, als er erfuhr, daß das Feuer sich seinem Residenzhause nähere, durch welchen er eine Verbindung zwischen dem Palatium und den Parkgärten des Mäcenas hergestellt hatte. Allein trotzdem daß er jetzt selbst die Löschanstalten beiwerte, war es unmöglich, Einhalt zu thun, und so wurden trotz allen Anstrengungen Palatium, Residenzhau und alles was dazu gehörte, von dem Feuer verschlungen. Indessen that er das Mögliche, um die Niedergeschlagenheit des Volkes aufzurichten. Er öffnete dem obdachlosen und flüchtigen Theile desselben das Marsfeld und die großartigen Bauwerke Agrippa's, ja sogar seine eigenen Parkgärten, und ließ, um der hülfsbedürftigen Menge

Digitized by Google

Obdach zu verschaffen, zahlreiche Blockhäuser für die erste Noth bauen. Er ließ von Ostia und von den Landstädten der nächsten Umgebung Lebensmittel herbeiführen und setzte den Preis des in den Staatsmagazinen befindlichen Getraides auf drei Sesterzen herab. Alle diese unläugbar menschenfreundlichen Maßregeln verfehlten jedoch ihres Eindrucks, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, daß er mitten in den Tagen, wo die Stadt in Flammen stand, seine Palastbühne betreten und das Lied vom Untergange Troja's gesungen habe, indem er in den Scenen des gegenwärtigen Unheils eine Abspiegelung jenes alten Unglücks sah."

„Erst am sechsten Tage wurde zu unterst in den Esquilien dem Feuer ein Ziel gesetzt durch Niederreißung von Gebäuden in großartigem Umfange, damit der Zug der Verheerung durch freies Feld und so zu sagen durch den leeren Luftraum aufgehalten würde. Allein noch hörte die Furcht nicht auf, und in der That brach das Feuer noch einmal mit kaum geringerer Wuth wieder aus, diesmal in den weniger dicht bebauten Stadttheilen, wodurch zwar der Verlust an Menschenleben geringer war, dafür aber Göttertempel und Säulengänge zum Lustwandeln in weit größerem Umfange zum Einsturz kamen. Und dieser zweite Brand hatte noch eine Verschlimmerung zur Folge, weil er in Tigellinus'*) Aemilianischen Besitzungen ausgebrochen war, und es in den Augen der Menschen den Anschein gewann, als strebe Nero nach dem Ruhme, der Erbauer einer neuen nach seinem Namen zu benennenden Welthauptstadt zu werden." — Soweit Tacitus' Erzählung; was er sonst noch über Umfang und Folgen des Brandes berichtet, wird weiterhin seine Stelle finden.

Vergleichen wir jetzt diese ausführliche, Gerücht und Thatsachen streng sondernde Darstellung des größten römischen Geschichtschreibers mit den Erzählungen seiner Nachfolger, so springt der Unterschied in die Augen. Bei ihm hat Alles Zusammenhang, Verständlichkeit, Möglichkeit; bei jenen findet das baare Gegentheil statt. Ihr gedankenloses Nachsprechen und kritikloses Fürwahrhalten stellt als zweifellose Thatsache dar, was Jener nur als traditionelles Gerücht zu erwähnen sich gestattet. Bei ihnen erscheint Nero als ein Sinnloser, als ein Mensch, der in jedem Betrachte keiner mehr ist; bei Tacitus sehen wir selbst in den mit Mutter- und Bruderblute befleckten Tyrannen, in dem bis zur schwindelnden Höhe gesteigerten Romantiker der römischen Welt doch noch den Herrscher und Regenten. Die Beschuldigung der Brandstiftung, die Sage, daß er während des Brandes das Lied vom Untergange Troja's auf der Bühne gesungen, der Glaube der Zeitgenossen, daß er ganz Rom vernichten wollte, — das Alles wird zwar auch von Tacitus erwähnt, aber es wird erwähnt als Gerücht, entstanden in den wild erregten Gemüthern der damaligen Menschen, und selbst die von ihnen dem Kaiser Schuld gegebene Absicht der gänzlichen Zerstörung Rom's erscheint bei Tacitus wenigstens minder wahnsinnig als in Sueton's und Dio's Erzählung, motivirt durch Nero's Streben nach der Ehre, Erbauer eines neuen, nach ihm zu benennenden Rom's zu werden.

Tacitus läßt es zunächst unentschieden, ob der Brand zufällig oder durch Nero's Verruchtheit herbeigeführt worden sei. Er fand beide Ansichten in seinen Quellen. Aber die Wage muß zu Gunsten der ersteren gestanden haben, denn es ist sonst seine Art nicht, den Nero irgendwo zu schonen. Die zugespitzten Anekdoten von dem Nero, der das Schicksal des Priamus beneidet und das Euripidesische après moi le déluge! verbessern will, übergeht Tacitus ganz mit Stillschweigen, weil er sie für das hielt was sie waren, d. h. entweder für Neronische Rodomontaden, ausgesprochen im Kreise der verruchten Gesellschaft seines Hofes, in welcher einer den andern mit solchen Frivolitäten zu überbieten suchte, oder für Erfindungen im Geiste Nero's und seiner Genossen. Es kann wohl sein, daß sie von Nero selber stammen, und in diesem Falle hat die kaiserliche Frivolität ihre furchtbare Strafe dafür empfangen. Denn gerade solche Reden waren es, welche bei Zeitgenossen und Nachwelt die gräßliche Schuld an dem Brande Rom's auf seinen Namen gewälzt haben. Das Aehnliche gilt von der Beschuldigung, daß er während des Brandes der Stadt auf seinem Privattheater, wie Tacitus sagt, oder vom Mäcenasthurme herab, wie es bei den andern Schriftstellern heißt, das Lied von der Zerstörung Troja's deklamirt habe. Tacitus bezeichnet auch dies nur als ein „Gerücht", welches sich später im Volke verbreitet habe. Auch dies Gerücht wird seinen Grund gehabt haben. Es liegt nahe genug anzunehmen, daß der ungeheure Anblick der von unsichtbaren Flammengluthen durchrasten Hauptstadt der Welt in Nero, dem poetischen Kunstenthusiasten, das Andenken an das brennende Troja anfrief, und daß dieser Anblick ihm die poetische Schilderung der Zerstörung Ilion's und eine Vergleichung seiner eigenen Situation mit dem Geschicke des alten Priamus auf die Zunge legte. Es ist dies Alles eben so natürlich, als daß aus solchen Aeußerungen des Kaisers, die schnell von Mund zu Mund liefen, alsbald jenes Gerücht von seiner schauspielerischen Komödirung des furchtbaren Unglücks entstehen mußte, zumal da es mit seiner weltbekannten theatralischen Liebhaberei so ganz in Einklang zu stehen schien.

Sehen wir nun aber die weitere Darstellung des Tacitus genauer an, so ergiebt sich, daß Nero, weit entfernt den Gedanken und die Absicht eines solchen Zerstörungswahnsinnes zu verfolgen, vielmehr Alles aufbot, dem Verderben Einhalt zu thun. Als das Feuer ausbrach, war er selbst, wie schon bemerkt, nicht in Rom anwesend, sondern in Antium, seinem Geburtsorte und Lieblingssitze, unter dessen Trümmern anderthalb Jahrtausende später die Statue des Belvederischen Apollon gefunden ward, die vielleicht als Bild des „Verderbenabwendenden Gottes", der einst die

*) Tigellinus war Nero's Busenfreund.

Furien von dem Muttermörder Orestes zurückscheuchte, den Verhaft des kaiserlichen Muttermörders schmückte*). Dorthin, nach Antium, brachten ihm seine Schnellläufer die Kunde, daß Feuersbrunst in Rom ausgebrochen sei. Sie mochte ihn Anfangs wenig bewegen; denn Feuersbrünste waren nichts Seltenes in Rom. Er mochte ebendrein denken, daß dieser Brand den kolossalen Bauplanen, mit denen er sich schon lange trug, gar wohl zu Statten komme. Vielleicht hatte er sogar bei dem Entstehen desselben die Hände im Spiel gehabt. Es ist sehr möglich, daß ein Kaiser wie Nero vor dem Gedanken nicht zurückschreckte, gewisse Partieen der Stadt, die seinen Bauplänen Hindernisse boten, heimlich durch Feuer aus dem Wege zu schaffen. Dem ästhetischen Sinne des Tyrannen waren ohnehin die engen und krummen Straßen, die winklichen Plätze, die Häßlichkeit vieler alten, von der Tradition geheiligten Bauwerke, die der fromme Glaube und Aberglaube als ehrwürdige Reliquien aus Rom's ältester Zeit verehrte und konservirte, längst zuwider gewesen; und so war es ihm jedenfalls gar nicht unlieb, daß ein tüchtiger Brand ihm endlich die Gelegenheit eröffnete, das Angstliche Rom theilweise in ein Neronisches zu verwandeln. Fast alle innerlich schwachen und unkriegerischen Herrscher sind baulustig, ganz besonders wenn sie Kunstliebhaber, oder gar wie Nero, Kunstenthusiasten sind. Dazu kam, daß Nero schon seit Jahren das Verlangen hegte, sich einen Kaiserpalast herzustellen, wie die Welt noch keinen gesehen. Zu diesem Zwecke aber bedurfte er vor allen Dingen, was in der übervölkerten, dichtgedrängten Stadt selbst für einen Kaiser am schwierigsten zu erlangen war, Raum und Platz in einem Umfange, den ihm nur ein solcher Brand verschaffen konnte. Es ist also sehr denkbar, daß ihm anfangs jene Nachricht höchst willkommen war, ja es ist sogar sehr möglich, daß er geheime Befehle geben mochte, dafür Sorge zu tragen, daß gewisse Gebäudemassen, die seinem Palastbauplane am meisten im Wege standen, ein Raub der Flammen würden. Eine Andeutung hievon ist auch in dem Berichte Sueton's von dem „Niederreißen gewisser Kornspeicher, nach deren Grund und Boden er hauptsächlich Verlangen trug," erhalten; wiewohl auch hiefür noch eine andere Erklärung möglich ist. Aber gerade diese geheimen Befehle trugen dazu bei, das Unheil zu vergrößern und es in einem Maaße auszudehnen, woran selbst Nero nicht zu denken gewagt hatte. Vor Allem hatte er sicher nicht gefürchtet, daß das Feuer der Kaiserburg und seiner Vergrößerung derselben, durch den kolossalen Verbindungsbau, der den Palast auf dem Palatinischen Hügel mit dem Parke Mäcen's verband, gefährlich werden könne. Auf die Nachricht, daß die Flammengluth auch diese Bauten bedrohe, eilte er von Antium nach der Stadt, um durch seine Anwesenheit die Anstrengungen zur Rettung zu besseren. Und in der That geschah jetzt, wie Tacitus andeutet, das Menschenmögliche, um des Feuers Herr zu werden. Vielleicht war es in diesem Momente, daß auf Nero's Befehl jene gewaltige Reihe von Fruchtspeichern in der Nähe des Palatinischen Berges durch die Kriegsmaschinen der kaiserlichen Artillerie niedergelegt wurden, um dem Feuer die Nahrung zu nehmen, und die kaiserlichen Palastgebäude zu sichern. Aber Alles war vergeblich. Die Kraftanstrengungen der Menschen zeigten sich ohnmächtig gegen die rasende Wuth des entfesselten Elements; der kaiserliche Palast mit allen Neubauten desselben ging in Flammen auf. Vergebens hatte Nero zur Verstärkung der Rettungs- und Löschanstalten die Schaaren seines in und um Rom garnisonirenden Heeres aufgeboten. Sie halfen nur die Verwirrung und das Unheil vergrößern. Was wir in unsern Tagen bei dem großen Hamburger Brande erlebten, mußte in unendlich größerem Maaßstabe bei einer Feuersbrunst vorkommen, welche eine von nahezu zwei Millionen Menschen bevölkerte, eng und schlecht gebaute, mit unzureichenden Löschanstalten versehene, und von dem Auswurfe der damaligen Welt, von lungernden Proletariern, von Räuber- und Diebsbanden, von verbrecherischen Abenteurern aller Art, und von Tausenden und Abertausenden zügellos gewordener Soldaten und Sklaven erfüllte Stadt in der heißesten Jahreszeit — es war am 19. Juli, als der Brand ausbrach — und unter den ungünstigsten Umständen betrat. Während dieses neuntägigen*) Brandes, der über drei Viertheile der ungebauten Stadt vernichtete, waren alle diese furchtbaren Elemente entfesselt und auf die dem Verderben geweihte Stadt losgelassen, welche die Schätze der Welt in sich schloß. Raubende Banden, zum Theil unter der Maske von Rettenden und Löschenden, fanden es in ihrem Interesse, das Feuer in Gebäuden und Stadttheilen zu verbreiten, deren Schätze der Plünderung reiche Beute versprachen; und es konnte nicht fehlen, daß in der allgemeinen Verwirrung, wo ohnedies schon Befehle und Anordnungen sich widersprechend durchkreuzten, von den Führern solcher Banden als Gebot des Kaisers ausgegeben ward, was sie für eigene Rechnung thaten. Es ist aber vielmehr mit Gewißheit anzunehmen, und Tacitus selbst hat es angedeutet, daß Nero alle Mittel aufbot, um dem Unheil Schranken zu setzen, und daß es nicht seine Schuld war, wenn dasselbe einen Umfang erreichte, wie ihn die römische Welt bisher nimmer gesehen hatte. Den Anstalten, welche er traf, um den abgebrannten Hunderttausenden nach der endlichen Bewältigung des Feuers Obdach und Nahrung zu verschaffen, kann selbst Tacitus nicht unbin, das Lob der Menschenfreundlichkeit zu ertheilen. Und was den Wiederaufbau der Stadt betrifft, so sehen wir, daß Nero denselben in einer Weise angriff, welcher man den entschiedensten Beifall zollen muß, wenn auch keineswegs geläugnet werden soll, daß dabei die Finanzen des Reichs und

*) S. Torso von Kl. Stahr. Th. II., S. 321. 327 ff.

*) Neun Tage des Brandes nennt eine alte Inschrift. Sie zählt die drei Tage der zweiten Feuersbrunst mit.

Digitized by Google

der Privaten auf das Aeußerste erschöpft und zerrüttet wurden.

Denn allerdings war die Aufgabe der Wiederherstellung eine ungeheure. Von den vierzehn Quartieren der Riesenstadt, die an Umfang heute nur etwa mit London zu vergleichen ist, standen nur noch vier aufrecht. Drei waren völlig dem Erdboden gleich gemacht, von den sieben übrigen sah man nur noch vereinzelte, vom Feuer mehr oder weniger beschädigte Häuserreste. Schon Tacitus fand es unmöglich, die vernichteten Paläste der Reichen und Großen, Familienwohnungen und Tempel der Zahl nach zu berechnen; und der Verlust an Werthen und Kostbarkeiten aller Art, an reichen Kunstsammlungen und Bibliotheken entzog sich vollends in einer Stadt, in welche seit Jahrhunderten alle Schätze des Erdkreises zusammengeschleppt worden waren, jeder auch nur annähernden Schätzung. Selbst zu Tacitus' Zeit vermißten ältere Männer, die sich des Roms vor dem Brande noch erinnern konnten, bei aller Herrlichkeit der aus der Asche wieder erstandenen Stadt, gar Vieles, was unersetzlich verloren blieb. Aber ungeheuer, wie das Unglück und die Verluste, waren auch die Mittel, welche dem Herrn der Welt zu Gebote standen, und die Anstrengungen, welche er machte, um seine Hauptstadt wieder in erneutem Glanze erstehen zu lassen. Er nahm zunächst den ganzen Restaurationsplan in seine Hand und gab dadurch der Stadt einen ganz neuen Charakter. Das bisherige Rom, mit seinen engen und krummen Gassen, seinen unregelmäßigen Plätzen, seinen verworrenen ineinander gestützten Häuserknäueln, zeigte in seiner Physiognomie noch immer die Planlosigkeit und Zufälligkeit, welche bei dem Wiederaufbaue nach dem Gallischen Brande gewaltet hatten. Das Alles ward jetzt anders. Nach dem neuen von Nero mit seinen genialen Baumeistern Celer und Severus berathenen Plane ward auf Schönheit und Regelmäßigkeit, wie auf Sicherheit und Gesundheit zugleich Bedacht genommen. In regelmäßigen Linien und breiten geraden Straßen erheben sich die Neubauten. Die Höhe der Häuser, zumal der Familien- und Miethswohnungen, welche die Habsucht der Besitzer bis zu neun Stockwerken aufgethürmt hatte, war bei dem Brande dem Leben von Tausenden verderblich geworden. Nero beschränkte dieselbe auf ein festes Maaß. Diese Gebäude waren fast durchgängig von Holz, ohne eigne Brandmauern dicht aneinander gereiht gewesen. Nero befahl, daß alle Gebäude bis zu einer gewissen Höhe ohne alles Holzgebälk, von Stein, und zwar von dem soliden, dem Feuer am besten widerstehenden Gabiner- und Albanerbruchstein aufgeführt werden und jedes von dem andern getrennt und mit seiner eigenen starken Brandmauer versehen sein sollte. Ferner sollte jedes von vier Straßen eingeschlossene Häuserquadrat, jede „Insel", wie man dergleichen Häusercomplexe nannte, zum Schutze bei Feuersgefahr, sowie zur Ermöglichung der Rettung der Bewohner und zur Erleichterung der Löschanstalten, von steinernen Säulenhallen umgeben sein, und jedes Haus einen freien Vorplatz, eine sogenannte „Area" haben. Den Bau dieser Säulengänge, sowie die Abräumung der Vorplätze übernahm der Kaiser auf eigene Kosten. Aber noch mehr! Um den Eifer der Privaten zu spornen, setzte er für diejenigen, welche innerhalb einer bestimmten Zeitfrist den Neuban von Privatwohnhäusern und Miethswohnungen vollenden würden, Prämien aus, welche je nach der verschiedenen Lebensstellung und den Vermögensverhältnissen verschieden abgestuft waren. Zunächst aber galt es, die ungeheure Masse des Brandschuttes möglichst schnell wegzuschaffen. Nero bestimmte zur Aufnahme desselben die Sümpfe bei der Hafenstadt Ostia, der dadurch zugleich ein Vortheil erwuchs, und verordnete, daß alle Schiffe, welche Getraide den Tiberstrom aufwärts herbeigeführt hatten, immer als Rückfracht Schuttladungen abwärts führen sollten. Das Brandunglück hatte die Mangelhaftigkeit der Löschanstalten zu Tage gebracht. Auch hierauf wandte sich die Sorgfalt des Kaisers. In den Straßen und auf den Plätzen der mit Wasserleitungen so überreich versehenen Stadt hatte bei dem Brande das Wasser gemangelt, weil die Reichen und Vornehmen sich lange die Ströme der Aquädukte für ihre Villa's und Parke unbefugter Weise abgeleitet und verwendet hatten. Nero sorgte dafür, daß diesem Uebelstande abgeholfen wurde, indem er eigene Aufsichtsbehörden bestellte, die darüber zu wachen hatten, daß auf Straßen und Plätzen in Fontänen und großartigen Bassins reichlich Wasser vorhanden sei. Er verordnete endlich, daß in keinem Hause die nothwendigen Löschgeräthschaften und genügende Wasservorräthe fehlen durften. — Alle diese Anordnungen waren, wie Tacitus hinzufügt, eben so wegen ihrer Nützlichkeit willkommen, als sie zur Schönheit und Zierde der neu erstehenden Stadt beitrugen, wenn es gleich Leute gab, welche meinten, die alte Bauart sei doch gesünder gewesen, weil die engen Gassen und die hohen Häuser bessern Schutz gegen die Sonnenglut gewährt hätten, als die neuen breiten schattenlosen Straßen, in denen die Hitze sich jetzt zum Unerträglichen steigere.

Man wird zugeben, daß der historische Nero bei dem Brande Roms, wie wir ihn hier, genau nach den von Tacitus gegebenen Andeutungen, gezeichnet haben, in einem andern Lichte erscheint, als der traditionell gewordene sinnlose Brandstifter, der die Hauptstadt der Welt in wahnsinniger Laune den Flammen überliefert, während er von den Zinnen seiner Kaiserburg herab im theatralischen Kostüme die Zerstörung Ilions singt. Es ist überhaupt den gewaltigen Gestalten dieser Kaiser des Augustischen Hauses gar manches Unrecht von der Ueberlieferung geschehen. Man sollte das Wort des Tacitus nie vergessen: „daß die Geschichte des Tiber und Caligula, des Claudius und Nero von ihren Zeitgenossen mit furchtsamer Unwahrhaftigkeit, und nach ihrem Untergange von Schriftstellern geschrieben wurde, deren Schreibgriffel in die Gluth des frischen Hasses getaucht war", und daß die dämonisch-räthselhaften

Digitized by Google

Naturen eines Tiberius und Nero, deren Stamm gleichsam zu mythischen Trägern unerhörter Frevelhaftigkeit und wahnsinniger Unmenschlichkeit gemacht wurde, ihren historischen und psychologischen Darsteller und Erklärer noch heute erwarten.

Es ist daher kein geringes Verdienst Piloty's, zu dessen Bilde wir jetzt zurückkehren, daß er in demselben die grause Gestalt Nero's vor allen Dingen *historisch* aufgefaßt und vor unsere Augen gestellt hat. „So mag es gewesen sein! so mag er ausgeschaut haben, als er über das ungeheure noch rauchende Trümmerfeld vom Palatium herniederschritt!“ — Das war die erste deutliche Empfindung, die sich in mir bei dem Anblick von Piloty's Nero regte. Und dieser Eindruck war ein bleibender. *Diesen* Nero können wir verstehen und begreifen. Piloty hat seinen Nero gemalt, wie Tacitus' Schreibgriffel ihn gezeichnet hat. Sein Nero ist noch immer ein Traum, ein furchtbares Wesen, dessen Anblick das Blut in unsern Adern gerinnen macht. Aber wir können ihm beikommen, wir können lesen, was auf diesem marmornen Angesichte sich spiegelt, was in seinem Innern vorgeht. Wir können die Eigenschaften begreifen, welche es möglich machten, daß die Welt die Herrschaft dieses fürchterlichen Wesens so viele Jahre lang ertrug; wir können uns eine Vorstellung davon machen, wie es zugegangen, daß eine ursprünglich wohl angelegte, reich begabte, mit glänzenden Talenten ausgestattete Natur, auf falschen Boden gepflanzt zum riesigen Giftbaume emporwuchs, daß Neigungen, Gaben und Anlagen, welche am Privatmanne die Welt hätten erfreuen mögen, in dem Beherrscher der Welt zum Verderben der Menschheit wurden.

Der Schauplatz ist am Fuße des Palatinischen Berges in der Nähe des Forums, das durch die heute noch aufrecht stehenden beiden Säulen des Konkordientempels sofort kenntlich gemacht ist. Die ungeheure Stadt ist ein rauchendes Trümmermeer, aus dem hier und da in weiter Ferne noch einzelne schwache Lohergluthen emporzucken. Es ist Abend, die Sonne eben im Untergange. Der Kaiser ist vom Mahle aus irgend einer entfernten Villa herbei gekommen, um die Brandstätte zu besichtigen. Er hat zunächst die Stätte betreten, wo auf den Höhen des altgeheiligten Palatinischen Berges die riesigen Bauten der Kaiserburg und ihrer Umgebungen noch vor wenigen Tagen stolz zum Himmel emporragten, und der glänzende Neubau jenes Schlosses, dessen Gallerien sich vom Palatium zu den Gärten Mäcen's hinüberstreckten, so oft von der ausgelassenen Lust und Herrlichkeit seiner Feste erschollt. Das Alles liegt nun in rauchenden Trümmern zu seinen Füßen, und soweit sein Auge von der Höhe blickt, sieht es überall nichts als den Graus ähnlicher furchtbarster Zerstörung, das Bild des Untergangs einer Welt von Pracht und Herrlichkeit. Er schreitet allein einher über niedergestürzte Architraven, welche die Hand der Meister plastischer Kunst bildnerisch geschmückt hat, vorbei an einzelnen aufrecht gebliebenen marmornen Riesensäulen, welche den Rundbau des Tempels schmückten, in dessen Deckengewölbe, das zur Hälfte eingestürzt ist, wir hineinblicken. Mühsam hat die Anstrengung Tausender von Arbeitern eine Art von Weg durch die Trümmerwüste gebahnt für den Beherrscher der Welt, der fast in der Mitte des Bildes im langen, weißen schleppenden Festgewande, den rechten Arm müde herabhängend, mit dem linken, dessen Hand einen scepterähnlichen Stab hält, das über den Arm hin aufgenommene Gewand tragend, die improvisirten Trümmerstufen hinabschreitet. Hinter ihm, in einiger Entfernung sein Gefolge. Zunächst die drei Mächtigsten seines Hofes und Reichs, der entsetzliche Tigellinus, der finstre Burrus, der Beichtsvater seiner Prätorianer, in voller Kriegsrüstung, den Helm auf dem Haupte, das Schwert in den zusammengelegten Händen vor der gepanzerten Brust haltend, und ein Dritter, ihnen gleich an Rang und Gunst. Zwei andere Begleiter und ein bewaffneter Leibwächter schließen den Zug, welchen tiefer hinabwärts drei mit Fackeln verleuchtende Pagen, unter ihnen ein Mohrenknabe, und die riesigen Gestalten von zwei gebarnischten Veteranen der deutschen Leibgarde eröffnen. Diese letzteren sind die Einzigen, auf deren wie in Stein gehauenen Zügen sich kaum eine Spur der Empfindung ausdrückt, welche der grause Anblick der allgemeinen Zerstörung und die in nächster Nähe sich darbietende Scene des Entsetzens mehr oder weniger bei allen andern hervorruft. Denn fast unmittelbar zu Füßen des langsam und wie bewegungslos dahin wandelnden Kaisers erblicken seine Begleiter plötzlich an ein Marterholz geschnürt die Leichen einer ermordeten Christenfamilie, Mann, Weib und Kind, die mit zahllosen andern ihrer Glaubensgenossen von dem Tyrannen als Anstifter des Brandes bezeichnet und von ihm der Volkswuth zum Opfer hingeworfen sind. Herabgesunkenes, noch glimmendes Gebälk, von dem ein leiser Rauch zu dem Mörder und seinem Gefolge wie ein Trauerflor emporzieht, bedeckt den Unterkörper des Mannes, dessen an den Pfahl gebundene Rechte noch das kleine Kreuz im Todestrampfe umschlossen hält. Selbst der grausame Tigellinus beugt das Haupt einen Augenblick hinabwärts zu dieser Gruppe, deren edle an den Orient erinnernde Züge einen schönen Gegensatz bilden zu den von Leidenschaft und Ausschweifung verwüsteten und verzerrten Physiognomien der römischen Herren und ihres Gebieters, zu der rohen Starrheit der Kriegsknechte und zu dem sklavischen Ausdrucke grausender Ehrfurcht, mit dem eine Gruppe römischer Senateren sich gegen den zu ihnen herniederschreitenden Kaiser zur Erde beugt.

Aber Alles dieses verschwindet gegen die Gestalt, in welcher uns der Künstler den Mann darzustellen gewußt hat, der den Mittelpunkt alles dieser Gruppen und all' dieses Grauses bildet. So ist Nero, der vergötterte und sich selbst vergötternde Beherrscher des Römerreichs, der gekrönte Schauspieler, der Virtuose der Grausamkeit, der mit der Last des Mutter-

Digitized by Google

und Brudermordes beladene schuldbewußte Verbrecher, der alle Leidenschaften und alle Lüste zur Betäubung seiner selbst erschöpfende Wüstling, der halb dem Wahnsinn verfallene Welttyrann noch nie gemalt worden. Dieses Bild Nero's allein sichert dem Künstler, der es geschaffen, seinen Platz unter den Meistern historischer Kunst. Wer diesen Nero einmal gesehen, wird von ihm kein anderes Bild mehr in sich aufzunehmen vermögend sein. Der kaiserliche Schauspieler ist auch in dieser fürchterlichen Stunde sich bewußt, daß er Schau zu spielen, daß er den Kaiser, den Halbgott, den Apollon Citharoedus, dessen Gewand er trägt, darzustellen hat; und er zeigt sich seiner Aufgabe gewachsen. Das freche Witzwort, von Priamus' beneidenswerthem Glücke, der frevelnde Wunsch des genialen Remanikers, ein gleiches Zerstörungsschicksal mit Augen zu schauen, das Wort des Dichters: „Nach mir der Untergang!" überboten zu sehen — sie haben jetzt eine fürchterliche Erfüllung gefunden, und seine innerste Seele erlahmt unter der Wucht des unermeßlichen Unheils, erlahmt unter der Last des Bewußtseins: daß er, der Schuldige, Tausende von Unschuldigen gemordet, um die Flüche Rom's und der Welt von sich abzuwälzen. Denn dieser Nero weiß, daß Er es gewesen, der getrieben von der Begier sich Raum zu schaffen für das zu errichtende Weltwunder seines geplanten Kaiserschlosses, den Brand geschürt, wenn nicht angestiftet, der so weit über sein Wollen, über seine frevelnde Zuversicht, dem entfesselten Elemente nach Belieben Schranken setzen zu können, hinausgegangen ist! Das verräth uns eben die Maske dieses marmornen Gesichts, die es uns verbergen soll; verrathen uns die halbgeschlossenen, im trotzigen Hohne doch scheu seitwärts niederblickenden Augen, der weltverachtende Stolz der aufgezogenen Lippen des zusammengepreßten Mundes, die mühsam aufgesteifte Schlaffheit aller Züge dieses entsetzlichen Angesichts, dessen dämonisch unheimlicher Ausdruck noch verstärkt wird durch den Kranz von blafrothen Rosen, der tief auf die Stirn des müden Schwelgers hinabfällt. Alles ist müde und übersättigt an diesem Tämen der Zerstörung — denn dieser Dämon ist ein Mensch! — müde der Arm, der das Scepter trägt, müde vom Morden die Rechte, die für so viel Tausende das Wort das Todesurtheils niedergeschrieben hat, müde und erschöpft die ganze von Schwelgerei aufgedunsene Gestalt. Es ist Alles hohl und leer in dieser Brust, alles Schein und Täuschung: die Würde der Majestät, die verächtliche Gleichgültigkeit, die über alle Schreckniß erhabene göttliche Hoheit, sogar die Maske der Ruhe und Selbstbeherrschung, mit der er rechts und links, über und neben Leichen und Trümmern schreitet; Schein die Ehrfurcht, die ihm begegnet, Schein die Treue, die ihn umgiebt. Denn diese in sklavischer Demuth vor ihm sich beugenden Römer verwünschen ihn im Herzen, und sein Geist hört die ungesprochenen Flüche, die sich hinter dem ehrfurchtsvollen Stammeln des Kaisergrußes verbergen. Und diese treuen Prätorianer, die unerschütterlichen Säulen seiner Tyrannenherrschaft, berechnen vielleicht schon, in welchem Umfange dieser Brand ihrem Herrn die Mittel genommen hat, ihre Treue durch Gold immer neu zu erkaufen, und sind bereit, ihn zu verrathen, wenn ein Feldherr im fernen Osten und Westen ihnen mehr Schätze bieten sollte, als jetzt dem Verderber der Hauptstadt zu Gebote stehen.

So ist denn dieses, auch von Seiten der Technik in hohem Grad vollendete Kunstwerk ein von ächt historischem Geiste erfülltes Bild des römischen Tyrannenthums, wie meines Wissens die Malerei der neueren Zeiten kein zweites besitzt. Soll ich an demselben einen Mangel hervorheben, so würde dieser nur etwa die Gruppe der gemordeten Christen im Vordergrunde treffen, die, allerdings in der Composition gefordert, doch in der Ausführung etwas hat, was ich als künstlich „arrangirt" bezeichnen möchte, und was um so mehr anstößt, je schärfer es gegen die in der ganzen übrigen Composition herrschende Natürlichkeit der Anordnung und Sparsamkeit der Mittel absticht. Denn auch das ist ein Verdienst der Darstellung, daß sie ihre Wirkung mit einer verhältnißmäßig geringen Zahl von Figuren erreicht, während sonst auf historischen Bildern so oft die Massenhaftigkeit der Gestalten den Beschauer verwirrt und die Wirkung beeinträchtigt.

Es ist das Eigenthümliche des wahrhaften Kunstwerks, daß seine Betrachtung immer auf's Neue einen unerschöpflichen Reichthum von Gedanken und Empfindungen erschließt, und daß jeder Versuch in das Wesen desselben, in die bewußten Intentionen des Künstlers wie in die unbewußten Kundgebungen seines Genius einzudringen, sich durch neue Aufschlüsse und Entdeckungen belohnt. Solcher Betrachtung dieses Kunstwerk zu empfehlen, war der Zweck dieser Mittheilungen, deren Anführlichkeit ihre entschuldigende Erklärung in dem Bestreben finden mag, den Betrachter durch Vorlegung des historischen Materials der dargestellten Scene von vorn herein auf den richtigen Standpunkt zu stellen.

In dieser Hinsicht bedarf es aber schließlich noch einiger Worte über die an den Neronischen Brand sich knüpfende grausame Verfolgung der Christen, von welchen uns Tacitus Kunde giebt, und deren Andeutung Piloty mit vollem Rechte seinem Bilde hinzugefügt hat.

Nero war, wie geschildert, schuldig und unschuldig zugleich an dem unerhörten Unglück der Feuersbrunst. Aber er war ein Tyrann, zu dem sich die Mitwelt einer solchen Frevelthat versehen mochte, und die öffentliche Meinung von Rom und Italien bezeichnete ihn sofort als den absichtlichen Urheber derselben. Alle jene frevelhaften Genialitäten, die er früher im Kreise seiner Lastergesellen und Theilnehmer seiner geistigen und leiblichen Orgien ausgestoßen, kamen jetzt den Menschen in Erinnerung, und standen wider ihn auf als eben so viele beredte, unwiderlegliche Zeugen seiner ungeheuren Schuld. „Alle menschliche Hülfleistung, alle Beweise großartigster Frei-

Digitized by Google

gebigkeit, alle Bemühungen durch religiöse Weisen und Bußfeste die Götter zu versöhnen," kurz Alles was er that, um die Meinung von dieser seiner Schuld aus dem öffentlichen Bewußtsein auszutilgen, war, wie Tacitus sagt, vergebens. Das Brandmal blieb haften auf seiner Stirn in den Augen des Volkes von Rom; und dies Volk von Rom war das Einzige, was Nero auf Erden zu fürchten hatte. Den Adel und die Senatoren, die Großen und Reichen mochte er umbringen nach Lust, um seine Launen zu befriedigen und Schätze zu rauben; — aber dem Volke seine Stadt und seine armselige Habe in Feuer aufgehen lassen, und es selbst zu Tausenden dem Flammentode, dem Elende und dem Verbungern überliefern, — das war eine That, die wenn die öffentliche Meinung nicht erfolgreich umgestimmt ward, eine Empörung hervorrufen konnte, die ihm Thron und Leben kostete. Das begriff Nero, und als alle andern Mittel erschöpft waren, griff er zu dem letzten und fürchterlichsten. Das Volk von Rom wollte und mußte ein Opfer haben, und er gab es ihm. Er selbst bezeichnete ihm Unschuldige als die Schuldigen, und brachte sie, zur eigenen Sicherung, der Volkswuth zum Opfer dar. Hören wir auch darüber Tacitus' Bericht. „Rom war damals, sagt er, voll von Tausenden jener Sektirer, welche das Volk mit dem Spottnamen der „Christianer" bezeichnete. „Dieser Name" fügt Tacitus hinzu, „rührte her von dem Christus, welcher unter Kaiser Tibers Regierung durch den Prokurator Pontius Pilatus hingerichtet war. Aber die für den Moment unterdrückte verdammungswürdige Schwärmerei war wieder ausgebrochen, und hatte sich nicht nur über Judäa, wo dieses Unheil seinen Ursprung genommen hatte, sondern auch über die Hauptstadt verbreitet, wohin ja bekanntlich alle und jede Gräuel und Scheuel aus der ganzen Welt zusammenströmen und ihren Anhang finden." Diese „Christianer" galten für Feinde der gesammten Menschheit, weil sie alle und jede bestehende Gottesverehrung und somit alle Götter aller Völker auf Erden leugneten und als Ausgeburten des Aberglaubens verwarfen und verhöhnten." Ein solcher Atheismus mußte selbst den sonst gegen alle Kultur so toleranten Römern als ein unerhörter Gräuel erscheinen, und in der That waren von allen lebenden Menschen diese „Atheisten", diese götterleugnerischen Christianer der Hauptgegenstand ihres Hasses und ihres Abscheus. Ihnen wälzte daher der Kaiser die Schuld an dem Brande zu. Man bemächtigte sich, wie Tacitus weiter erzählt, zuerst einer Anzahl von Personen, welche Geständnisse ablegten, und auf deren Denunciation dann eine ungeheure Anzahl solcher Sektirer verhaftet und verurtheilt wurde. Tacitus selbst gesteht, daß ihre Verurtheilung nicht sowohl Folge der Ueberführung von der ihnen zur Last gelegten Brandstiftung als vielmehr des allgemeinen Hasses war. Nero hatte so seine Absicht erreicht, aber seine Grausamkeit, hervorgebend aus dem eigenen schlechten Bewußtsein, ließ ihn das Ziel überspringen. Denn die Unmenschlichkeit, mit welcher er gegen die Unglücklichen wüthete — er ließ sie theils kreuzigen, theils in Thierhäute eingenäht von Fleischerhunden zerreißen, theils mit Pech bestrichen an Pfählen als lebendige Fackeln verbrennen, wozu er das Volk eigends in seine Gärten, wie zu einem Schauspiele, einlud — diese Unmenschlichkeit rief selbst in den an grausame Schauspiele so gewöhnten Römern das Mitleid wach, und das Volk fing an zu ahnen, daß hinter dieser Grausamkeit sich des Kaisers eigenes böses Gewissen zu verbergen suche.

Piloty's Nero ist die leibhafte Verkörperung dieses bösen Gewissens, und der unheimlich düstere, scheue Blick mit dem wir das gekrönte Ungeheuer auf die Leichen der gemordeten Christen zu seinen Füßen niederschauen sehen, ist eine historische Erklärung des Tyrannen, wie sie zu geben nur der Kunst verliehen ist.

Eine Vermuthung.

Erzählt von **Moritz Hartmann**.

Im Jahre 1852 wandelte in Paris jeder auf politischem Felde irgendwie bekannte Mensch, selbst der unbedeutendste, auf Fallthüren. War schon der Einheimische vogelfrei, um wie viel mehr mußte es der Fremde und erst der Flüchtling sein. Wer nicht in die Heimath zurückkehren oder in einen andern fremden Staat übersiedeln konnte, that sehr klug, wenn er wenigstens auf's Land ging. Die Zweckmäßigkeit einer solchen Reise erkennend, begab ich mich in's mittlere Frankreich, den eigentlichen Schauplatz der französischen Geschichte, bevor Frankreich zu jener Centralisation durchdrang, die es so stark und so öde macht. Das Orleanais, das Blaisais, die Touraine und wie all die inneren Landschaften heißen, sind in vieler Beziehung viel interessanter, als die Provinzen, die meist von Fremden besucht werden und sich deshalb eines weiteren Rufes erfreuen. In diesen findet man die Sprache Rabelais', die jene von den Klassikern und der Akademie dem Lande oktroyirte Sprache so sehr an Reichthum, Kraft, Mannigfaltigkeit und Bildungsfähigkeit übertrifft, und lernt man jene Städte, Schlösser und

Flüsse kennen, welche auf jedem Blatt der Geschichte bis auf Richelieu genannt werden. Die Natur, wenn auch milde und fruchtbar, ist zwar etwas eintönig, dafür aber bietet die Architektur einen Reichthum und oft solche Anmuth der Formen, wie man sie in dieser Fülle nur in Italien wiederfindet. Ich darf wohl bloß die Schlösser von Blois, Chamberd, Amboise, Plessis-Las-Tour nennen, um an eine Reihe anderer zu erinnern, und die Städte Orleans, Alois, Tours, Anjou ꝛc., um das Andenken an tausend entscheidende Thaten, Verbrechen, Trauerspiele, hie und da auch Lust- und Schäferspiele zu erwecken.

Ich war im Schlosse von Blois eben aus dem Zimmer, in welchem Heinrich III. den gewaltigen Herzog von Guise durch Meuchelmörder fällen ließ, getreten, um die noch berühmtere Salle des Etats zu betrachten, wo eben eine Ausstellung von Provinzkunstwerken Statt fand, als ich in der Thür zu meiner größten und freudigsten Ueberraschung Herrn v. S...y begegnete. Herr v. S...y war mir nur ein guter Bekannter, aber der intime Freund mehrerer meiner Freunde. Er freute sich einen Bekannten aus Paris zu finden und sich in dieser kritischen Zeit nach diesem und jenem erkundigen zu können, und nachdem er durch Schloß und Stadt meinen Cicerone gemacht, betrachtete er es als selbstverständlich, ohne mir weiter davon zu sprechen, daß ich nun mit ihm seinen Wagen besteigen und auf einige Tage sein, oder vielmehr seiner Mutter Gast sein solle. Das Gut seiner Mutter lag nur drei Stunden von Blois entfernt; von der Höhe des Schlosses aus konnte man Haus und Garten ganz gut sehen. Es zog mich magnetisch an, da es mir längst nicht mehr fremd war, da ich viel davon hatte erzählen hören und es im Schicksale meiner Freunde eine bedeutende Rolle spielte. Madame de S...y, die Mutter, hatte ich immer als eine merkwürdige und bedeutende, dabei sehr gastliche und liebenswürdige Greisin rühmen hören. Der Sohn brauchte alle nicht lange in mich zu dringen; wir holten mein kleines Reisegepäck, stiegen in den Wagen, fuhren über die Loire und durch eine lange Pappelallee beinahe schnurgerade dem Schlößchen zu.

Ich fand das Gut so schön als man es mir geschildert hatte; ein behaglich eingerichtetes Haus mit Möbeln aus der Zeit Louis XV., Kunstwerke aus derselben und aus früheren Zeiten, eine reiche Bibliothek und einen weitläufigen Park, in dessen altfranzösischen Styl sich hie und da besserer, moderner Geschmack eingedrängt hatte — und über all das freundlich und gastlich waltend eine alte französische Dame voll Jugendlichkeit, Güte, Geist und unzähligen Geschichten aus der Kaiser- und Restaurationszeit — aus der Epoche der Loire-Armee, der Invasion und Paul Louis Courriers, des großen Publizisten, ihres Nachbars, den sie persönlich und genau gekannt hatte. Das ehemalige Gedränge von Künstlern und Gelehrten, von denen ich mir das Landhaus nach den Erzählungen meiner Freunde immer bevölkert dachte, war freilich zerstoben, vom Sturme des Schicksals und der Revolution auseinander geweht, aber man fühlte sich in der Gesellschaft der Dame und ihres sehr gebildeten Sohnes behaglich genug. Am zweiten Abend kam noch der Pfarrer des benachbarten Dorfes, eine unschuldige Seele, die sich nur nach einem guten Nachtessen sehnte, hinzu und endlich ein ehemaliger Präfekt Carls X., der viele schnurrige Anekdoten, selbst vom sogenannten „weißen Schrecken" la terreur blanche, der Zeit der Prevotalgerichtshöfe zu erzählen wußte.

Wir hatten gut gespeist und saßen noch beim Leirewein, propre cru, unserer Wirthin, den wir sehr lobten, als sich diese plötzlich zu mir wandte und ausrief: „Ah ça, wissen Sie, Monsieur H.., daß es nicht angenehm ist, sich von einer fünfzigjährigen Gewohnheit zu trennen?"

Ich war etwas verdutzt, denn ich verstand Mad. de S... nicht. — „Pardon, Madame, was wollen Sie sagen?"

„Ich will sagen", antwortete sie, „daß Sie mir meine ganze Vorstellung von den Deutschen, wie ich sie seit fünfzig Jahren mit mir herumtrage, von unten bis oben über den Haufen werfen. Sie widersprechen mit ihrem ganzen Wesen allen Ideen, die ich mir bis auf den heutigen Tag von Ihren Landsleuten machte. Sind Sie eine Ausnahme? oder hat Sie schon Paris so sehr verändert?"

„Ja, Madame, ich muß erst wissen, wie Sie sich denn eigentlich einen Deutschen vorstellten?"

„Ein Deutscher", antwortete Madame de S...y gutmüthig lächelnd, „war für mich immer etwas ganz Außerordentliches, Sonderbares, — wie soll ich sagen? — etwas Phantastisches, das anderen Menschen nicht gleicht."

„Ah, Madame", rief ich lachend, „ich begreife! Hoffmann, les contes de Hoffmann! Sie haben Loewe-Weimars Uebersetzung der Hoffmannischen Geschichten gelesen und seitdem ist Ihnen, wie jedem Franzosen, jeder Deutscher ein Kapellmeister Kreisler, wenn nicht ein Nußknacker oder ein Mausekönig. Die Franzosen kennen ja Deutschland aus diesem vortrefflichen ethnegraphischen Werke! — Nicht wahr, Madame, sagt man Deutscher, so sagt man Nebel, Traum, Wolken — das ist ja jeden Tag in französischen Zeitungen und Büchern zu lesen.

„Allons donc, nicht so bitzig", sagte Madame beschwichtigend „— ich habe meine Vorstellung von den Deutschen nicht aus Hoffmann und nicht aus den Zeitungen, die ich nicht lese, sondern aus der Erfahrung — oder wenn Sie wollen, von einem einzigen Eindruck her, der freilich ein Eindruck der Kindheit war und deshalb desto tiefer gedrungen ist. Ich habe einmal einen merkwürdigen Deutschen kennen gelernt...

Nach einigem Hin- und Herreden, das mich neugierig machte, erzählte Mad. de S...y auf meine Bitte, wie folgt:

„Es war zu Anfang dieses Jahrhunderts, also vor ungefähr fünfzig Jahren. Ich bewohnte dieses

selbe Haus mit meinem Vater und war ein Kind von vierzehn oder fünfzehn Jahren. Eines Tages bemerkte ich von der Höhe unseres Balkones aus einen Mann, der, wie es schien, zwecklos auf der Ebene umherirrte, oft querfeldein ging, ohne doch etwas zu suchen oder einem gewissen Ziele entgegen zu gehen. Zu wiederholten Malen kam er auf dieselben Stellen zurück, ohne es zu bemerken. An selbem Nachmittage, auf einem Spaziergange, begegnete ich ihm; aber er ging in Gedanken vertieft an mir vorüber, ohne mich zu sehen und als er mir einige Minuten später, bei einer Biegung, wieder im Wege stand, sah er unverwandten Blickes und mit einer unaussprechlichen Sehnsucht in die Ferne. Jede andere Erscheinung, die mir in dieser Weise begegnet wäre, hätte mich damals, in meiner mädchenhaften Albernheit außerordentlich erschreckt; ich wäre vor ihr nach Hause geflohen, um mich hinter meinem Vater zu verstecken. Dieser Fremde hingegen erfüllte mich mit einer Art von Mitleiden, die ich mir nicht erklären konnte. Es war nicht das Mitleid, das man mit einem Armen, Hülfsbedürftigen empfindet, obwohl er hülfsbedürftig genug aussah, denn seine Kleider waren in arger Unordnung, ungeputzt und hie und da sogar zerrissen. Es war ein gewisser edler Ausdruck des Schmerzes und dabei ein Ausseben, als wäre er mit seinem Geiste abwesend, irgendwo bei geliebten Personen in weiter Ferne, die bei seinem Anblick das Herz, wenigstens ein mädchenhaftes Herz mit Mitleid und Sympathie erfüllten. Abends erzählte ich meinem Vater von dem Fremden. Er meinte, es werde wohl einer der zahlreichen Kriegs- oder politischen Gefangenen sein, die man bald und bald auf freiem Fuß und auf Ehrenwort in den innern Provinzen Frankreichs leben ließ.

„Tags darauf sah ich den sonderbaren Fremden wieder wie am ersten Tage durch die Felder irren und endlich sogar in unsern Park eintreten, welcher der Straße zu offen war. Er sah sich verwundert um und schien sich in dieser Umgebung bald zu behagen. Der große Rasenplatz in der Mitte, den Sie kennen, war damals nicht da; an seiner Stelle befand sich ein großes, mit einer hohen Ballustrade eingefaßtes Wasserbecken und auf dieser Ballustrade rings um das Wasserbecken stand eine Gesellschaft von vierundzwanzig großen und kleinen griechischen Gottheiten, meist Kopien antiker Statuen oder anderer aus dem sechszehnten Jahrhundert. In der Mitte des Beckens, auf einem künstlichen Felsen stand der Neptun des Giovanni de Bologna. Als der Fremde diese Göttergesellschaft erblickte, eilte er ihr mit großen Schritten, in freudigster Begeisterung entgegen. Er hob die Arme in die Höhe, wie anbetend, und vom Zimmer aus schien es uns, als ob er in der That zu seinen enthusiastischen Bewegungen entsprechende Worte ausriefe. Dann ging er rings um das Becken von einer Statue zur andern, immer mit dem Ausdrucke eines Kenners oder wenigstens eines Kunstliebhabers und mein Vater wollte bemerken, daß er sich vor der schönsten am längsten aufhielt. Mir machte es das größte Vergnügen, dieses Schauspiel zu belauschen und auch meinen Vater schien es zu unterhalten. ‚C'est quelque original!' wiederholte er mehrere Male, während wir den Fremden beobachteten.

„Sehr ärgerlich wurde ich, als ich in meinem Vergnügen durch den garde champêtre gestört wurde. Dieser, der auch den Park meines Vaters zu bewachen hatte, stürzte plötzlich herein und auf den Fremden los, dem er, wie wir aus den Geberden erkennen konnten, bedeutete, daß dies Privateigenthum sei und daß er sich zu entfernen habe. Der Fremde aber lächelte, kehrte ihm den Rücken und ging zu einer andern Statue. Der Flurschütz folgte ihm und bestürmte ihn mit Reden, die immer heftiger wurden, je weniger er darauf achtete. Endlich faßte ihn der Mann in seinem polizeilichen Eifer am Arme, um ihn mit Gewalt aus dem Parke zu ziehen. Mein Vater war ein einflußreicher Mann im Departement, ein Freund des Präfekten und hätte selbst Präfekt sein können, daher der Eifer der untergeordneten Beamten, sich ihm dienstfertig zu zeigen. Aber mit solcher groben Dienstfertigkeit war ihm nicht gedient. Beim Anblick jener Gewaltsamkeit eilte er sogleich hinaus und ich folgte ihm. Er verwies dem Wächter seine Art, schickte ihn fort und sagte zum Fremden, daß er sich nur nach Muße im Parke umsehen solle.

„Dieser, der die Derbheit des garde champêtre kaum bemerkt hatte, wandte sich sogleich zu meinem Vater und sagte lächelnd: ‚Die Götter sind keines Menschen Eigenthum, sie gehören der Welt, und wenn sie uns lächeln, gehören wir ihnen. Sehen Sie diese Aglaja, wie sie mich anlächelt und mich gefangen nimmt; sie lächelt nicht ihrem Besitzer allein.'

„‚Es ist eine Pomona', berichtigte mein Vater.

„‚Nein, es ist eine Aglaja', erwiederte der Fremde mit Bestimmtheit und fuhr gleich fort: ‚Das Wasser hier sollte klarer sein, wie das Wasser des Gephissus oder die Fluth des Erechtheus auf der Atropolis. Es ist der klaren Götter nicht würdig, sich in dunklerem Spiegel zu sehen — aber', fügte er seufzend hinzu — ‚wir sind nicht in Griechenland'.

„‚Sind Sie vielleicht ein Grieche?' fragte mein Vater halb im Ernst, halb im Scherz.

„‚Nein! — im Gegentheil, ich bin ein Deutscher!' seufzte der Fremde.

„‚Im Gegentheil?' wiederholte mein Vater — ‚ist der Deutsche das Gegentheil des Griechen?'

„‚Ja!' antwortete der Deutsche kurz und setzte nach einiger Zeit hinzu — ‚wir sind es Alle! Sie, der Franzose, sind es auch, der Engländer, Ihr Feind, ist es auch — wir sind es Alle!'

„Dann ganz meinem Vater zugewandt, sprach er noch viel, dessen ich mich nicht erinnere; auch des Andern, das ich eben mitgetheilt habe, würde ich mich wohl nicht so deutlich erinnern, wenn es

Digitized by Google

nicht später in unserem Hause oft wiederholt worden wäre. So oft mein Vater nach dieser Zeit das Waſſerbecken zu reinigen befahl, pflegte er ſcherzend hinzuzufügen: das Waſſer muß klar ſein, wie das Waſſer des Cephiſſus oder die Fluth des Erechtheus auf der Akropolis u. ſ. w. Auch verſtand ich nicht Alles, was der Fremde ſagte, abgeſehen vom Sinne ſeiner Worte, denn er ſprach ein ſehr ſchlechtes Franzöſiſch, mit einem höchſt entſtellenden Accent, der mir viele Worte ganz unkenntlich machte. Meine Tante, die mich erzog, kam hinzu und ich erinnere mich, wie ihr, die bei den Reden des Fremden große Augen machte, mein Vater zuflüſterte: ‚Es iſt ein Deutſcher, ein Original!‘

„Aber das Original gefiel uns allen ſehr. Er war nicht ſchön und ſah früh gealtert aus, obwohl er nicht mehr als dreißig Jahre gehabt haben mochte, aber er hatte ein glühendes und doch ſanftes Auge, eben ſo einen energiſchen, doch milden Mund; auch ſah man ihm an, daß ſeine ſehr herabgekommene Kleidung zu ſeinem Stande oder ſeiner Bildung nicht im Verhältniſſe ſtehe. Ich freute mich ſehr, als ihn mein Vater einlud, uns in's Haus zu folgen. Er nahm die Einladung ohne Ceremonie an und ging mit uns, immer ſprechend, und legte im Gehen von Zeit zu Zeit die Hand auf meinen Kopf, was mich etwas erſchreckte und mir doch ſehr gefiel. Mein Vater intereſſirte ſich offenbar für den Fremden und hatte Luſt, ſeine eigenthümlichen Reden noch lange anzuhören, aber im Salon angekommen, war er ſehr enttäuſcht. Der Fremde ging geraden Weges auf ein Sopha los, ſagte: ‚Ich bin müde‘, murmelte noch einige unverſtändliche Worte, ſtreckte ſich aus, ſchloß die Augen und entſchlief ſogleich.

„Wir ſtanden da und ſahen einander erſtaunt an. ‚Er iſt verrückt‘, lispelte meine Tante, aber mein Vater ſchüttelte den Kopf und ſagte: ‚Es iſt ein Original; er gefällt mir; er iſt ein Deutſcher.‘

„Der Papa ſchickte den Bedienten mit dem beſtellten Weine wieder zurück und wir verließen den Salon, um den Fremden, der in der That ſehr müde ſchien, allein und ſeiner Ruhe zu laſſen. Ich ſah von Zeit zu Zeit durch's Fenſter; er ſchlief unausgeſetzt, bis gegen Abend. Als er erwachte, lud ihn mein Vater zu Tiſche. Er freute ſich ſehr an unſerm Weine und wurde ſehr heiter. Er erzählte vielerlei aus Deutſchland und aus dem ſüdlichen Frankreich und ich erinnere mich, daß er uns, trotz der Unbehülflichkeit ſeiner franzöſiſchen Sprache, eine pompöſe und höchſt poetiſche Beſchreibung des Meeres machte, das er bei Bordeaux geſehen hatte. Manchmal brach er mitten in ſeinen Erzählungen ab, als ob er fürchtete, daß er, fortfahrend, an unangenehme Punkte in ſeiner eigenen Lebensgeſchichte gelangen könnte. Meine Tante, wie ſie ihn ſo ſprechen hörte, bekehrte ſich zu der Anſicht meines Vaters, daß wir hier nicht einen Verrückten, ſondern ein ‚Original‘ zu Gaſte hatten und horchte ihm mit immer wachſender Theilnahme. Sie fand, daß Alles, was er ſagte, ſehr viel Wahres enthalte und manchmal ſogar eine große Tiefe des Geiſtes verrathe. Das Unverſtändliche ſetzte ſie auf Rechnung ſeiner ſchlechten Ausſprache und der Mangelhaftigkeit ſeiner Kenntniß des Franzöſiſchen. Meine Tante war fromm und liebte es, über metaphyſiſche Gegenſtände zu philoſophiren, was ſie ‚philoſophiren‘ nannte, und ſo lenkte ſie das Geſpräch auch auf ſolche Texte. Da ſagte er ſonderbare Sachen, ohne ſich auf ihre Bibelſtellen weiter einzulaſſen. Ich erinnere mich des Inhalts einer langen Rede, da ſich die Tante dieſelbe am folgenden Tage in ihr Album ſchrieb und ich ſie ſpäter öfter leſen konnte. Der Inhalt war ungefähr folgender: ‚Dies iſt die Unſterblichkeit. Alles Gute, was wir ſchön denken, wird zu einem Genius, der uns nicht mehr verläßt und uns unſichtbar, aber in ſchönſter Geſtalt durch's ganze Leben begleitet, bis an's Grab. Von unſerem Grabhügel aus nimmt er ſeinen Flug und geſellt ſich zu den Heeren der Genien, die ſchon die Welt erfüllen und an ihrer Vollendung und Verklärung weiter bauen. Dieſe Genien ſind Geburten, oder, wenn Sie wollen, Theile unſerer Seele und in dieſen Theilen iſt ſie allein unſterblich. Die großen Künſtler haben uns in ihren Werken die Abbilder ihrer Genien hinterlaſſen, aber es ſind nicht die Genien ſelbſt. Es iſt nur ihre Abſpiegelung im Dunſtkreis unſerer Erde, wie ſich die Sonne im See, nein, im Nebel, wiederſpiegelt. Die ſchönen Götter Griechenlands ſind ſolche Abbilder der ſchönſten Gedanken eines ganzen Volkes. — So iſt es mit der Unſterblichkeit beſchaffen.‘

„Meine Tante, die gern etwas über ihn ſelbſt erfahren hätte und immer das Geſpräch auf ihn zurückzuleiten ſuchte, fragte, vielleicht auch nur, um etwas zu ſagen: ‚Glauben Sie, daß Sie auf dieſe Weiſe unſterblich ſind?‘

„‚Ich?‘ ſagte er barſch, ‚ich, der vor Ihnen ſitzt? Nein! Ich denke nicht mehr ſchön. Das Ich, das vor zehn Jahren mein war, das iſt unſterblich — allerdings!‘ — Und ſich beſinnend, fügte er beſtätigend hinzu: ‚Ja, allerdings, jenes Ich iſt es.‘

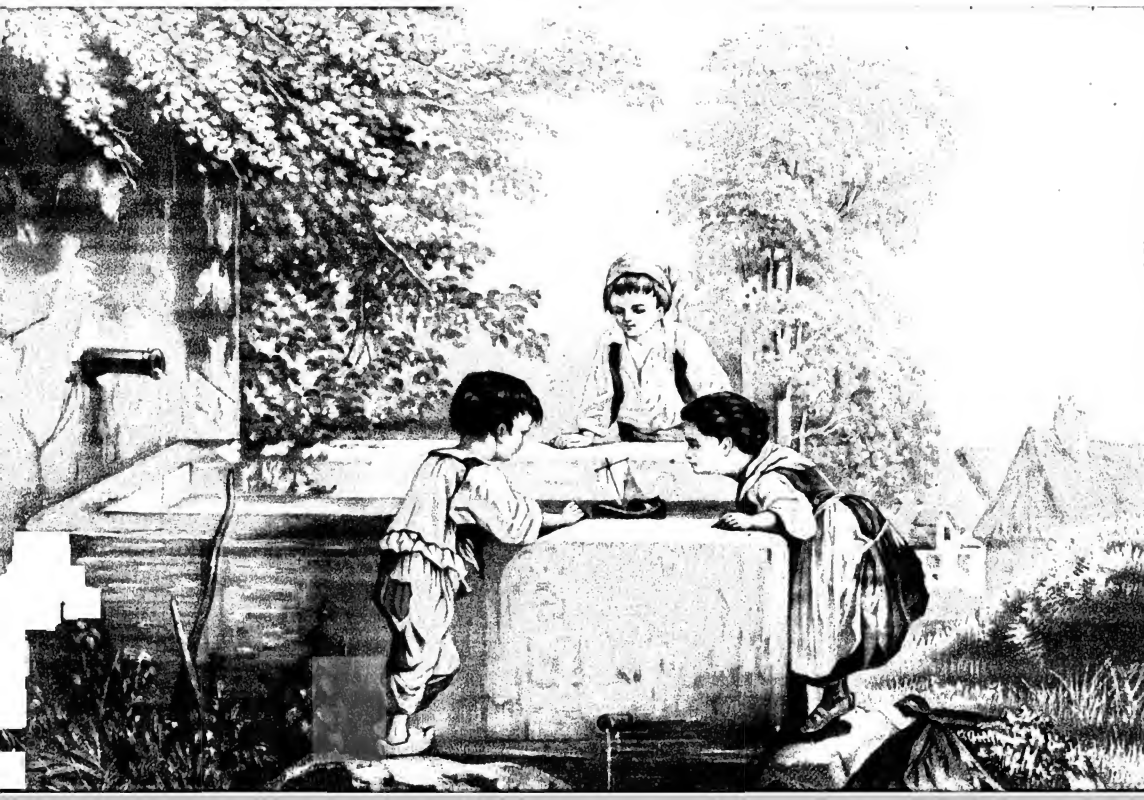
„Mit all' dem wußten wir nichts von ihm, von ſeinem Schickſal — wir wußten nicht einmal ſeinen Namen. Mein Vater fragte ihn einmal nach ſeinem Namen, da legte er den Kopf in beide Hände und antwortete: ‚Ich werde ihn Ihnen morgen ſagen. Glauben Sie mir, es iſt mir manchmal ſchwer, mich meines Namens zu erinnern.‘

„‚Das war nun wieder ſeltſam, aber wir hatten uns wunderbar raſch an die Eigenthümlichkeit dieſes Mannes gewöhnt, daß wir das Alles ſo hinnahmen, als müßte es ſo ſein. Es fiel keinem ein, dieſem Unbekannten, Geheimnißvollen gegenüber irgend ein Mißtrauen zu äußern und trotz Allem verging uns der Abend in einer gehobenen Stimmung.

„‚Allerdings‘, ſagte Papa zu der Tante, ‚glaube ich, daß dieſer Mann im Geiſte geſtört iſt, aber dieſer geſtörte Geiſt iſt edel und von Natur groß und tief.‘

„‚Was mich betrifft, ich betrachte ihn wie einen

Digitized by Google



Propheten, wie einen wohlthätigen Zauberer und ich war ſehr glücklich, daß ihn mein Vater, da es ſchon ſpät war und er nicht die geringſte Miene machte, das Haus zu verlaſſen, einlud, bei uns zu übernachten. Meine Tante beeilte ſich, ihm ein Zimmer zurecht zu machen, denn ſie freute ſich, noch mit ihm philoſophiren zu können, und mein Vater nahm ſich vor, ihn morgen geradeheraus nach ſeinem Schickſal zu fragen, das ein ſehr unglückliches ſchien, und dann etwas für ihn zu thun — ihm auch, wie er meinte, in mancher Beziehung den Kopf zurecht zu ſetzen. Der Mann, ſagte er, habe ein ungeheures Wiſſen, das man vielleicht noch nützlich verwenden könne.

„Aber die Nacht ſollte alle Pläne zunichte machen.

„Ungefähr eine Stunde nach Mitternacht weckte die hülferufende Stimme eines Bedienten, der eben von einem geheimen Ausflug zurückkehrte und ſich in ſeine Manſarde begeben wollte, das ganze Haus. Ich ſtürzte mit der Tante auf den Corridor, in demſelben Augenblicke, da auch mein Vater ſeine Thür öffnete. Nach dem erſten Ueberblick über den Corridor eilte der Vater auf uns zu und drängte uns wieder in die Schlafſtube zurück; doch hatte ich in einer halben Minute genug geſehen. Der Bediente lag auf der oberſten Treppe, von ſeiner Furcht niedergeworfen, vor ihm ſtand der Fremde im ſonderbarſten Anzuge. Er hatte das weiße Betttuch um den Leib geſchlagen und da dies ſein einziges Gewand war, hatte er etwas von einer griechiſchen Statue; in der linken Hand hielt er ein Licht, in der Rechten einen alten Degen, ein ſchönes Kunſtwerk der Waffenſchmiederei des 16. Jahrhunderts, das meinem Vater gehörte und gewöhnlich in der Stube des Fremden hing. Mein Vater nahm ihm die Waffe ab und führte ihn in das Zimmer zurück, wo er ſich, auf ſeinen Wunſch wieder in's Bett legte.

„Ich ſaß zitternd in meiner Stube neben der Tante, die Thränen vergaß. ‚Der arme Menſch‘, ſeufzte ſie fortwährend, ‚er iſt wirklich wahnſinnig. Ach, wie Schade, wie Schade, um ſo viel Geiſt, ſo viel Wiſſen und ſo viel Güte. Ja gewiß, er iſt auch ſehr gut; ſelbſt ſein wahnſinniges Auge iſt noch voll Güte.‘ — So ſaßen wir da, bis der Papa eintrat und uns befahl, wieder zu Bette zu gehen; der Fremde liege im tiefſten Schlafe und es ſei für dieſe Nacht gewiß nichts mehr zu befürchten. — ‚Welch ſonderbares Abenteuer‘, ſagte mein Vater achſelzuckend, um ſein Mitleid mit dem Fremden, der ihm nicht minder gefiel als der Tante, zu verbergen.

„Als wir des Morgens erwachten, ging der Fremde ruhig, aber mit traurig geſenktem Kopfe im Parke umher. Die Tante wollte ihm folgen, aber mein Vater hielt ſie zurück. ‚Es iſt beſſer‘, ſagte er, ‚man läßt ihn allein. Wenn er wieder kommt, will ich ſehen, was zu thun iſt.‘ — Er befahl uns auch, die Fenſter zu verlaſſen. Wenn der Fremde eine Erinnerung an den Anfall dieſer Nacht habe, müſſe es ihm nur unangenehm ſein, wenn er ſich beobachtet wiſſe.

„So ließen wir ihn allein. Er hielt ſich dieſmal nicht bei den griechiſchen Göttern auf, ſondern ging langſamen Schrittes und offenbar ſehr niedergeſchlagen in's Dickicht. Ein Arbeiter berichtete, daß er ſich dort auf eine Bank gelegt habe. Da er aber durch Stunden nicht zum Vorſchein kam, ging mein Vater, um ihn aufzuſuchen. Er war nicht mehr im Parke. Vom Balkon und von den Fenſtern aus durchſpähten wir die Ebene — er war nirgends zu ſehen. Mein Vater ſtieg zu Pferde und durchkreuzte die ganze Gegend. Er war und blieb verſchwunden; wir haben ihn nie wieder geſehen.

„Dies iſt die Geſchichte meines erſten Zuſammentreffens mit einem Deutſchen.“

„Aber“, fügte die liebenswürdige alte Dame ihrer Geſchichte hinzu, indem ſie mich anſah — „aber Sie ſind ja ſehr nachdenklich geworden. Was iſt Ihnen?“

„Ich habe alle Urſache nachdenklich zu ſein, Madame — ich combinire, ich vergleiche die Daten und ich glaube Ihnen ſagen zu können, wen Sie vor einem halben Jahrhundert hier empfangen haben.“

„Nicht möglich“, rief Madame de S...y, „reden Sie — das wäre ja ſehr merkwürdig, daß ich das noch erfahren ſollte.“

„Ich kann nur vermuthen“, ſagte ich, „aber wie geſagt, wenn ich die Daten vergleiche — leider habe ich kein Buch hier, in dem ich nachſchlagen könnte — in welchem Jahre ſagen Sie, war es, daß Sie den ſonderbaren Gaſt beherbergten?“

„Das kann ich nicht ſo genau beſtimmen; es war in den erſten Anfängen des Jahrhunderts — es wird in den Jahren zwei oder drei geweſen ſein.“

„Das trifft wohl zu, ſo viel ich mich erinnere, ganz richtig. Sie nannten auch Bordeaux? Nicht wahr?“

„Ja wohl“, rief Madame de S...y ungeduldig, „Sie ſpannen mich auf die Folter.“

„Ich vermuthe, daß Sie damals einen vortrefflichen, edlen deutſchen Dichter bei ſich beherbergten, Namens Friedrich Hölderlin.“

„Wie ſagen Sie, Friedrich —?“

„Friedrich Hölderlin, der allerdings wahnſinnig war und bald wahnſinnig aus Bordeaux nach Deutſchland zurückkehrte. Doch kann ein Anfall um jene Zeit auch Jemand Anderen —“

„Nein, nein“, rief Madame de S...y, „ich will nun nichts Anderes glauben, gewiß, es iſt ein edler Dichter geweſen. Erzählen Sie mir von ihm.“

Und ich erzählte die Geſchichte Friedrich Hölderlins, in demſelben Speiſeſaal, in dem er vor fünfzig Jahren — vielleicht zu Gaſte geweſen.

Sollte er es wirklich geweſen ſein?

Digitized by Google

Schillers Maria Stuart.

Ein Anblick ohne Gleichen: diese beiden Königinnen von Albion, beides Stolz und wunderbare Geschöpfe der Natur und der Umstände.

Leopold Ranke.

Es ist ein wesentliches Moment in Schillers Persönlichkeit, daß er die vollendete Menschheit, aus welcher ihm die Idee der Schönheit emporwuchs, in der weiblichen Natur fand. Dieser Zug seines Charakters verleiht seinem Leben und seinen schriftstellerischen Schöpfungen einen eigenthümlichen Anflug von ätherischer Reinheit und Würde. Auch haben die Frauen ihrem edlen Freund und Verehrer eine gerechte Dankbarkeit bewiesen: ihm war ein häusliches Glück beschieden, wie es sich nur selten darbietet; den ihm von seiner Natur auferlegten, durch drückende Körperleiden und mannigfache Unbill des Geschickes erschwerten, gewaltigen Geisteskampf half die aufopfernde Sorge einer hingebenden, mitfühlenden Gattin überstehen: und seinen unvergänglichen Werken erkennen Deutschlands Frauen ohne Widerrede den ersten Preis zu. Wohl unserem Volke, welches einen Dichter den seinigen nennt, der nicht nur durch die Größe seines Genies und durch seine Macht, alle Affekte der menschlichen Seele zu erregen und zu besänftigen, uns zur Bewunderung reißt, sondern der auch durch die Hoheit seines sittlichen Ernstes und seine Humanität, die sanfteren Gefühle der Zuneigung und Liebe erweckt, und allen kommenden Geschlechtern ein leuchtendes, erhebendes Vorbild in dem Ringen nach dem Wahren und Schönen bleibt. Weil man aber das Genie am besten dadurch ehrt und ihm den Tribut der schuldigen Erkenntlichkeit abträgt, daß man sich der Arbeit unterzieht, in seine Schöpfungen einzudringen und auf diese Weise den Genuß seiner Produktionen sich zu ermöglichen, so soll uns die in mehrfacher Beziehung lehrreiche Untersuchung beschäftigen, wie sich das Verhältniß der Personen in einigen Hauptdramen Schillers zur Geschichte gestaltet, wie Wallenstein, Elisabeth u. A. auf der Bühne der Wirklichkeit erscheinen und in welchem Charakter sie der Dichter auftreten läßt. Bei dieser Vergleichung werden wir finden, daß die Unterschiede theilweise sehr wesentlich sind, daß Schiller in einigen Stücken nur wenige Züge der historischen Ueberlieferung beibehält und seine Personen beinahe als freie Gebilde der Phantasie behandelt; dabei wird es unsere Pflicht sein, auf die Motive hinzudeuten, die ihn zu diesem Verfahren bestimmten.

Wenden wir unsere Blicke zunächst auf das Trauerspiel Maria Stuart.

Eine lange Reihe von Jahren (schon seit seinem Aufenthalte in dem idyllischen Bauerbach 1783) und während verschiedener Phasen seiner Entwickelung hatte sich Schiller mit dem Gedanken getragen, das unglückliche Schicksal der Königin von Schottland dramatisch zu bearbeiten. In der Unruhe, die er nach Beendigung des Wallenstein empfand und in der Sehnsucht nach einer neuen Thätigkeit kehrte er wieder zu diesem Stoffe zurück, den er in einer freien Weise zu behandeln beschloß: wie ihn im Wallenstein die Schilderung wirklicher Personen und Verhältnisse angezogen hatte, so sehnte er sich jetzt, den Boden der Geschichte verlassend, nach einer von den Fesseln der Wirklichkeit entbundenen Zeichnung des menschlichen Herzens und seiner Leidenschaften. „Neigung und Bedürfniß“, schreibt er an Göthe, „ziehen mich zu einem frei phantasirten, nicht historischen, und zu einem bloß leidenschaftlichen und menschlichen Stoff, denn Soldaten, Helden und Herrscher habe ich für jetzt herzlich satt.“ Zur richtigen Würdigung der Tragödie ist es wesentlich, diese Worte im Gedächtniß zu behalten.

Zuvörderst wollen wir nun eine kurze historische Skizze von dem Leben und dem Verhältniß der beiden Königinnen geben, um uns auf diese Weise die Auffassung Schillers klar zu machen.

Elisabeth war die Tochter Heinrichs des Achten und Anna Boleyn's. Heinrich hatte auf den Grund einer Parlamentsakte die Successionsordnung in der Weise festgesetzt, daß ihm zuerst sein Sohn Edward (nachmals Eduard VI.), den ihm Johanna Seymour geboren, dann seine Tochter Maria von seiner spanischen Gemahlin und endlich Elisabeth folgen sollte. Unter der Regierung Maria Tudors, die sich mit Philipp dem Zweiten von Spanien vermählt hatte und die katholischen Interessen mit rücksichtsloser Strenge zur Geltung zu bringen suchte, war Elisabeth angeklagt worden, sich an der Verschwörung Wyatts betheiligt zu haben. Die katholisch-spanische Partei hoffte sie die gefürchtete Gegnerin auf immer los zu werden; so eifrig man aber auch nach Beweisen gegen sie suchte, sie war es doch unmöglich, dieselben herbeizuschaffen. Elisabeth war nicht so unklug, sich in eine Verschwörung einzulassen, deren ungünstiges Resultat nicht schwer vorherzusehen war und sich dadurch ihrer Ansprüche auf den Thron verlustig zu machen. In einem feurigen Schreiben betheuerte sie ihrer Schwester ihre Unschuld, versicherte sie ihrer ergebenen Anhänglichkeit und beschwor sie, den Anklagen der Bosheit kein Gehör zu geben. Maria, die nicht mehr ihre Freundin war, ließ sie nach dem Tower bringen und einem strengen Verhör unterwerfen. Da dieses keine Beweise ergab und man ohne solche sie nicht anzutasten wagte, so erhielt sie ihre Freiheit wieder, und als sie durch die Straßen Londons zog, erweckte in dem dicht gedrängten Volke der bleiche Ausdruck ihres edlen Antlitzes,

Digitized by Google

auf dem jugendliche Schüchternheit und gekränkter Stolz mit einander kämpften, so lebhafte Bethätigungen der Sympathie und der Zuneigung, daß die Königin auf ihrem Thron eifersüchtig wurde.

Als endlich die Tage Maria Tudors sich ihrem Ende näherten, waren die Augen Aller auf Elisabeth gerichtet. Abgesehen davon, daß ihre Ansprüche auf den Thron durch Parlamentsbeschluß anerkannt waren, schloß sich auch die ganze, Rom feindlich gesinnte Partei an sie an; sie war die Fürstin der populären Opposition gegen das Regiment ihrer Schwester. Gleich bei ihrem Regierungsantritt stieß sie aber auch noch auf eine andere Gegnerin, die auf die Geschicke ihres Lebens einen entscheidenden Einfluß ausüben sollte. Heinrich VIII. hatte in seinem Testamente die Ansprüche seiner nach Schottland vermählten Schwester, deren Rechte jetzt an ihre Enkelin Maria Stuart gekommen waren, mit Stillschweigen übergangen, um so eifriger wurden dieselben aber jetzt bei dem Tode Maria Tudors von der katholischen Partei hervorgehoben, da nicht allein Elisabeths Ansprüche auf den englischen Thron, sondern ihr ganzes Dasein im Widerspruch mit der dem Papste gezollten Verehrung stand. Zu diesen religiösen Gründen trat noch ein politisches Motiv: die Vereinigung Schottlands und Englands, nach der Heinrich VIII. und der Protektor Somerset unter Eduard VI. so eifrig gestrebt hatten, würde sich von selbst gemacht haben, wenn die Ansprüche Maria Stuarts den Vorzug bekommen hätten. Doch fiel hiebei der Umstand entscheidend in die Wagschale, daß Maria Stuart, die man im August 1548 nach Frankreich gebracht hatte, mit dem Dauphin Franz vermählt war; auf diese Weise wäre England zu einer überseeischen Provinz Frankreichs herabgewürdigt worden und Frankreich hätte ein unwiderstehliches Uebergewicht in den Angelegenheiten Europa's erlangt. Aus dieser Besorgniß unterstützten die spanischen Staatsmänner die Successionen Elisabeths. Philipp II. ließ sie persönlich versichern, er sei ihr Freund und werde sie nicht verlassen. Er wies seinen Gesandten Feria an, im englischen geheimen Rath für Elisabeth zu sprechen, ja die sterbende Königin wurde noch bewogen, sich in demselben Sinne zu erklären. Man beförderte Bewegungen im Innern und einen Angriff von Frankreich; der geheime Rath, obwohl in seiner Mehrheit katholisch, schwankte nicht; wenige Stunden nach dem Tode Maria Tudors wurden die Gemeinen in das Oberhaus beschieden, um die Mittheilung zu vernehmen, daß Maria gestorben sei und Gott ihnen eine neue Königin gegeben habe, Mylady Elisabeth. Das Parlament löste sich auf, die neue Königin ward in Westminster und London ausgerufen. Einige Tage später hielt Elisabeth ihren feierlichen Einzug in die Hauptstadt, unter dem unbeschreiblichen Jubel des Volkes, welches sie als Erretterin von dem schrecklichen religiösen Drucke und mit günstigen Vorbedeutungen für die Zukunft begrüßte.

Es liegt unserm Plane fern, näher darauf einzugehen, wie Elisabeth durch die feste Begründung einer anglikanischen Kirche ihre Stellung im Innern sicherte und welchen Einfluß ihre antirömische Stellung auf ihre auswärtige Politik und die Weltangelegenheiten überhaupt ausübte; der ganze Inhalt ihres Lebens liegt in dem Kampfe gegen das Papstthum und die dasselbe vertretende spanische Monarchie. Wir geben sogleich zu ihrem Verhältniß zu Schottland und den daraus entspringenden Verwicklungen über.

Die reformatorische Bewegung in Schottland, deren Vorkämpfer der wortesmächtige Johann Knox war, hatte zu heftigen Kämpfen zwischen der Krone und den Lords Anlaß gegeben. Die Regierung leitete, im Namen ihrer nach Frankreich vermählten Tochter Maria Stuart, die Wittwe Jakobs V. Maria Guise. Als die Lords von der durch französische Streitkräfte unterstützten Regentin hart bedrängt wurden, wandten sie sich an ihre mächtige Nachbarin Elisabeth um Hülfe. Diese entschloß sich einzuschreiten, trotz ihrer Antipathie gegen Knox und die Form der Bewegung überhaupt; zu Berwick wurde zwischen ihr und den schottischen Lords stipulirt, die Franzosen mit gemeinschaftlichen Kräften aus dem Lande zu jagen. Die Lords willigten ein, ihrer Königin Maria Stuart Gehorsam zu leisten, wogegen Elisabeth ihnen das Zugeständniß machte, daß ihre alten Gerechtsame nicht angetastet werden sollten. Als die Regentin inmitten dieser Vorgänge gestorben war, und die Belagerung Leith's, der Hauptposition der Franzosen, begonnen hatte, erschienen Kommissäre der Königin Maria Stuart und ihres Gemahls, um ein Abkommen zu vereinbaren. Zwischen dem Abgesandten Maria's, Menluc, Bischof von Valence, und dem Bevollmächtigten Elisabeth's, William Cecil (nachmals Lord Burleigh) wurde der sog. Edinburger Vertrag geschlossen, nach dem die französischen Truppen das Land räumen und die Befestigungen von Leith geschleift werden sollten, und König und Königin von Frankreich und Schottland nicht mehr Titel und Wappen von England und Irland führen dürften. Auch wurde den Ständen eine entscheidende Stimme über Krieg und Frieden gewährleistet. Die Religion wurde in dem Vertrage zwar nicht erwähnt, doch das nächste Parlament, dem die Bestätigung oblag, genehmigte das protestantische Bekenntniß fast ohne Widerspruch. Für die Interessen beider Länder, wie für die persönlichen Angelegenheiten der Königin Elisabeth war es ein Akt von folgeschwerer Wichtigkeit, daß die protestantische Bewegung in Schottland unter ihren Schutz gestellt wurde.

Doch Franz II. und seine Gemahlin schienen vergessen zu haben, daß sie sich verpflichtet hatten, die Stipulationen ihres Gesandten zu bestätigen: beide verweigerten entschieden die Ratifikation des Edinburger Vertrages. Es war die Zeit, in welcher die Regierung Frankreichs von den Oheimen der Königin und dem Kardinal von Lothringen geleitet wurde und die protestantischen Bewegungen niedergeworfen

Digitized by Google

waren; daſſelbe wollte die Königin auch in Schottland verſuchen. Nun ſtarb aber König Franz II. plötzlich im Dezember 1559 ohne Leibeserben, die Guiſen konnten ihre Macht nicht behaupten und Katharina von Medici trat an das Ruder.

Da Maria durch den Tod ihres Gemahls dem franzöſiſchen Intereſſe entfremdet war, ſo hätte eine Verſtändigung zwiſchen ihr und Eliſabeth ſich wohl denken laſſen. Die erſte Bedingung hiezu wäre die Beſtätigung des Edinburger Vertrages geweſen; Eli-

Maria Stuart.

ſabeth forderte dieſelbe unbedingt. Als Maria nicht nachgab, ſo verweigerte Eliſabeth ihr Geſuch, über England nach Schottland zurückkehren zu dürfen. Maria ſah darin eine empfindliche Beleidigung und es verlohnt ſich ihre charakteriſtiſchen Worte zu vernehmen, die den Keim zu dem ſpäter immer greller werdenden Zwieſpalt enthalten. „Wider den Willen ihres Bruders (Eduard) bin ich einſt nach Frankreich gebracht worden, ſo will ich auch gegen ihren Willen wieder nach Schottland zurückkehren. Sie hat ſich mit meinen rebelliſchen Unterthanen in Verbindung geſetzt, aber auch in England giebt es Mißvergnügte, die meinen Anträgen willige Folge leiſten werden; ich bin ſo gut Königin wie ſie, ich habe ſo viel herzhaften Muth wie ſie, und ſo viele Freunde in der Welt wie ſie."

Digitized by Google

Zunächst jedoch konnte Maria dieſen Gefühlen nicht nachleben. Zwar erboten ſich die katholiſchen Lords, ſie mit Gewalt der Waffen in ihre Hauptſtadt zurückzuführen, hierdurch wäre aber die proteſtantiſche Partei unbedingt auf die Seite ihrer Gegnerin gedrängt worden. Das Haupt derſelben, ihr Halbbruder Jakob Graf Moray, erſchien bei ihr in Frankreich und zeigte ihr, daß es möglich ſei auch unter den dermaligen Verhältniſſen Schottland zu regieren und ein leidliches Verhältniß mit Eliſabeth zu erhalten. Seinen Rathſchlägen folgend, langte Maria ohne Hülfe Eliſabeths, doch auch nicht von ihr gehindert, im Auguſt 1561 zu Holyrood an. Moray trat an die Spitze der Geſchäfte und das proteſtantiſche Intereſſe gewann die Oberhand; nur mit Mühe konnte der Miniſter bewirken, daß der Königin verſtattet wurde, die Meſſe in ihrer Kapelle zu hören. —

(Fortſetzung folgt.)

Das Stereoſkop.

Von **Carl Kunſtmüller.**

Noch ſelten hat ſich ein phyſikaliſches Inſtrument ſo ſchnell und in ſo großer Zahl in's Publikum verbreitet, als das durch die Anwendung photographiſcher Bilder zu zauberhafter Wirkung gebrachte Stereoſkop. Die Grundprincipien deſſelben ſind ſchon ſehr alt*) und auch das Inſtrument iſt ſchon im Jahre 1838 von dem engliſchen Phyſiker Wheatſtone erfunden worden, aber erſt ſeit Moſer in Königsberg den glücklichen Gedanken hatte, die beiden ſtereoſkopiſchen Bilder photographiſch darzuſtellen, iſt daſſelbe zu dem Apparat geworden, der jetzt die ganze Welt in Erſtaunen ſetzt. Das Stereoſkop iſt allgemein bekannt und findet ſich ſo häufig in den Schauſenſtern von Kunſthandlungen und ſelbſt in vielen Familien, daß ich wohl vorausſetzen darf, meine Leſerinnen werden es kennen und ſich ſchon manchmal an deſſen wunderbarer Wirkung erfreut haben. Ich habe aber oft erfahren, daß die ihm zu Grund liegenden Naturgeſetze, obgleich ſie viel älter ſind als das Inſtrument, doch weit weniger zur allgemeinen Kenntniß gelangt ſind. Bin ich doch Leuten begegnet, welche behaupteten, die beiden Bilder im Stereoſkop ſeien ganz gleich, und welche den Unterſchied, den ich ihnen an den Bildern zeigte, nur gewiſſen Zufälligkeiten zuſchreiben oder gar als Mängel der photographiſchen Anſtalt anſehen konnten. Es thut mir immer leid, wenn ich dergleichen aus dem Munde ſonſt gebildeter Leute höre, denn es entgeht denſelben ein geiſtiger Genuß und ein Blick in unſer wunderbares Sinnenleben, welchen ſie ſich durch geringes Studium verſchaffen könnten.

Zwei gleiche Bilder geben niemals eine körperliche Erſcheinung: mag man ſie drehen und wenden, wie man will, mag man ſie durch das beſte Inſtrument betrachten, ſie werden immer den Eindruck eines ebenen Bildes machen. Wohl mögen ſie, im Stereoſkop geſehen, klarer erſcheinen, da zwei Bildflächen zuſammen mehr Licht in die Augen bringen als *eine* allein, und das Inſtrument ſammelnd wirkt, wie die glasloſen Perſpektive, die man in den Muſeen zum beſſeren Betrachten der Gemälde anwendet und welche blos den Zweck haben, die Augenthätigkeit auf einen Gegenſtand zu concentriren und alles fremde ſtörende Licht abzuhalten; aber niemals werden ſie körperlich wirken wie zwei ungleiche Bilder eines Stereoſkops.

Im Folgenden habe ich mir die Aufgabe geſtellt, die Prinzipien zu entwickeln, auf denen die Anfertigung der Bilder und die ganze Wirkungsweiſe des Apparates beruht und hoffe damit vielen meiner lieben Leſerinnen einen angenehmen Dienſt zu erweiſen und ihr Intereſſe an dem Gegenſtande zu erhöhen.

Das Stereoſkop hat die unbeſcheidene, aber oft aufgeſtellte Frage, wozu die Thiere und vorzugsweiſe die Menſchen zwei Augen haben, auf eine wunderſchöne Weiſe beantwortet. Mit *einem* Auge allein würde der Menſch, wenn er ſich nicht bewegte, weder Körper ſehen, noch Größenverhältniſſe und Entfernungen ſchätzen können. Dazu gehören zwei Augen, welche denſelben Gegenſtand von zwei verſchiedenen Standpunkten, die eine beſtimmte Entfernung von einander haben, betrachten und dieſe beiden verſchiedenen Anſichten gleichzeitig dem menſchlichen Geiſte zuführen. Wohl könnten wir in bekannten Gegenden auch mit einem Auge richtig über Größenverhältniſſe urtheilen, da viele Gegenſtände uns theils durch Anfühlen, theils durch Umgehen derſelben ſowohl ihrer Größe als Entfernung nach bekannt ſind. Dabei würden Gedächtniß und Ueberlegung dem Auge zu Hülfe kommen. In unbekannten Gegenden jedoch wäre uns dieſe Erfahrung von wenig Nutzen. Wie ſehr zur genauen Beurtheilung der Entfernung eines

*) David Brewſter, Vorſitzender der Photographic Society of Scotland, weiſt in einer ausführlichen Abhandlung nach, daß die Grundprinzipien der ſogenannten Stereoſkope ſchon dem Euklid bekannt waren, daß Galen dieſelben vor 1500 Jahren genau beſchrieb und der Maler Battiſta Porta ſchon 1599 vollſtändige Stereoſkope malte, in denen ſich übrigens der florentiniſche Maler Jacopo Chimenti von Empoli († 1640) ebenfalls ſchon 1564 in ſolchen binocularen Zeichnungen verſucht hat, wovon das Muſeum Wicar in Ville die Proben bewahrt.

Digitized by Google

Ortes zwei Augen nöthig sind, kann jeder Mensch am besten an sich selbst erfahren, wenn er sich ein Auge zubindet und dann versucht einen Faden von der Seite in eine Nähnadel einzufassen. Der Faden wird entweder vor oder hinter der Nadel vorbeigehen und nur nach vielfachem Probiren in's Oehr treffen.

Sieht man einen Körper mit zwei Augen an, so erhält man gleichzeitig zwei etwas von einander verschiedene Ansichten dieses Körpers, denn jedes Auge betrachtet ihn von einer anderen Stelle aus. Daß wirklich das rechte Auge nicht den gleichen Eindruck empfängt, wie das linke, kann man sehr leicht erproben, indem man denselben Körper einmal nur mit dem linken, ein andermal nur mit dem rechten Auge ansieht. Ein Dominostein z. B. mit der schmalen Seite gegen das Gesicht gehalten wird dem einen Auge nur die weiße Seitenfläche mit den Punkten, dem andern nur die schwarze Seitenfläche zeigen. Beide Bilder zusammen bringen den Eindruck und das Bewußtsein hervor, daß der Dominostein körperlich ist und wir nicht etwa nur eine Abbildung desselben sehen. Der Unterschied beider Bilder ist um so stärker, je kleiner der betrachtete Gegenstand ist und je näher er sich den Augen befindet. Die Linien, welche man sich aus den beiden Augen gegen irgend einen Punkt des Körpers gezogen denken kann, machen einen Winkel mit einander, den wir den Sehwinkel nennen wollen. Dieser ist um so spitzer, je weiter der betrachtete Körper entfernt ist. Die Größe des Sehwinkels, unter welchem wir auch unsere Augenachsen richten müssen, wenn wir mit beiden Augen denselben Punkt sehen wollen, gibt uns ein sicheres Urtheil, ob der Punkt nahe oder fern ist. Betrachtet man zwei gleiche in gerader Linie hinter einander gehaltene, alſo in verschiedenen Entfernungen von den Augen sich befindliche Gegenstände z. B. zwei Ringe, woven man den einen ungefähr einen Fuß, den andern ungefähr zwei Fuß von den Augen entfernt hält: so sieht jedes Auge nicht nur die zwei Ringe verschieden, sondern auch deren gegenseitige Lage. Das rechte Auge wird den hinteren Ring rechts und das linke wird ihn links von dem vorderen Ringe sehen und dies wird um so auffallender sein, je entfernter die Ringe von einander sind.

Man erkennt hieraus leicht den Unterschied zwischen dem Sehen von Körpern und dem Sehen von Abbildungen. Während wir von den ersteren immer zwei etwas verschiedene Bilder erhalten, so empfangen wir bei Betrachtung einer Abbildung mit beiden Augen stets ein und dasselbe Bild. Will man daher bildlichen Darstellungen die Eigenschaft verleihen, sie körperlich sehen zu können, so müssen von jedem Gegenstande zwei Abbildungen gemacht werden, für jedes Auge eine. Diese Abbildungen dürfen nicht gleich sein, sondern müssen von zwei verschiedenen Standpunkten aufgenommen werden, die mit dem darzustellenden Gegenstand einen Winkel bilden, der gleich dem Sehwinkel ist, unter dem wir gewöhnt sind, ähnliche Dinge zu betrachten. Fertigt man deßhalb von einem einfachen Gegenstande z. B. einem durchsichtigen Würfel zwei Zeichnungen an, die genau den zwei verschiedenen perspektivischen Bildern entsprechen, welche unsere Augen von dem Würfel sehen, und bietet man den Augen ihre betreffenden Zeichnungen so dar, daß sie dieselben an ein und derselben Stelle zu sehen glauben, so bemerkt man wirklich nur noch ein Bild, aber kein ebenes mehr, sondern ein körperlich hervortretendes Bild des Würfels. Man glaubt den Würfel selbst mit Augen zu sehen. Die Augen erhalten in der That dieselben Eindrücke als ob sie wirklich den Würfel selbst ansehen würden, und gleiche Eindrücke bringen auf unsern Geist gleiche Wirkung hervor. Unsere Figur 1 giebt zwei solche perspektivische Zeichnungen eines durchsichtigen Würfels. Die linke ist das Bild desselben vom linken Auge gesehen, die rechte das Bild des Würfels vom rechten Auge gesehen. Man bemerkt, daß die Zeichnungen nicht gleich sind; z. B. erscheint auf der einen die vordere Ecke des Würfels rechts, auf der anderen links von der hinteren Ecke.

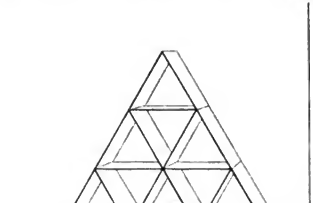
Figur 1.

Zeichnet man diese Figuren genau auf ein Stück Carton und betrachtet sie in dem Stereoskop, so sieht man das täuschende körperliche Bild eines Würfels. Ebenso wird die Vereinigung der Zeichnungen in Figur 2 im Stereoskop ein im Raum freistehendes Kartenhaus zeigen, da die eine Ansicht das Haus darstellt, wie es das linke Auge sehen würde, und die andere Zeichnung das Bild des Hauses für das rechte Auge gibt. Auch hier kann man wieder leicht den Unterschied der beiden Zeichnungen sehen. Der perspektivische Augenpunkt hat seine Stelle verändert und alle Seitenflächen sind auf der rechten Zeichnung breiter, als auf der linken. Betrachten wir überhaupt zwei zusammen gehörende Bilder eines Stereoskops mit Aufmerksamkeit, so finden wir immer, daß dieselben etwas von einander abweichen. Und

Digitized by Google

zwar sind die einzelnen Gegenstände um so verschiedenartiger, je mehr sie im Vordergrunde, d. h. je näher sie den Augen sich befinden, und wir sehen ihre gegenseitige Lage um so veränderter, je ungleicher ihre Entfernungen von den Augen sind oder je weiter sie hintereinander liegen. Eine Kirchthurmspitze im Hintergrund wird auf dem linken Bilde mehr oder weniger nahe an einem im Vordergrunde stehenden Baume sein, als auf dem rechten Bilde. Beide sind verhältnißmäßig gerade so verschieden von einander,

Figur 2.



wie die beiden Eindrücke, welche unsere Augen empfangen, wenn sie den Gegenstand selbst ansehen. Es ist nun die Aufgabe des optischen Instrumentes, uns die Vereinigung der beiden Bilder zu erleichtern. Das linke Auge darf dabei nur das linke Bild zu sehen bekommen und ebenso das rechte Auge nur das rechte Bild. Beide sollen so gesehen werden, als ob sie einem Körper angehörten, sie müssen daher an einer und derselben Stelle erscheinen.

Wheatstone hat diese Wirkung durch zwei rechtwinklig an einander gestellte Spiegel hervorgebracht, welche er in einem Kästchen so befestigte, daß ihre Schneide gegen die Mitte einer Kastenwand gerichtet war, in welcher sich vor jedem Spiegel eine Oeffnung zum Hineinsehen befand. Seitlich von den Spiegeln waren die beiden Zeichnungen aufgestellt, welche durch die hintere durchbrochene Kastenwand Licht erhielten. Näherte man das Gesicht den beiden Oeffnungen, so empfing jedes Auge das Spiegelbild der für dasselbe bestimmten Zeichnung und zwar in einer Richtung, als ob beide Spiegelbilder von einer Stelle ausgingen. Dieses Instrument war aber trotz seiner sinnreichen Einrichtung noch unvollkommen, und es war schwer, die beiden Bilder zusammenzubringen, daß sie körperlich wirkten.

Brewster gab aus diesem Grunde im Jahr 1843 eine andere sehr einfache Construktion an, welche das Richten der Augenachsen bedeutend erleichtert. Diese besteht aus zwei, meistens viereckig geschnittenen Hälften eines gewöhnlichen linsenförmigen Vergrößerungsglases von 15 Centimeter Brennweite, welche in zwei 4½ Centimeter von einander entfernten Oeffnungen eines Brettchens derart zusammengesetzt sind, daß die dicken Durchschnittsflächen nach außen und die Schneiden gegeneinander liegen. Dieses Brettchen (von 5 Centimeter Breite und 10 Centimeter Länge) paßt als Deckel auf ein nach unten sich erweiterndes Kästchen von 15 Centimeter Höhe, dessen Boden so groß ist, daß er die Cartons (von 9 Centimeter Breite und 18 Centimeter Länge), auf welche je zwei zusammengehörige Bilder in einer Entfernung von 7 Centimeter von einander aufgeklebt sind, aufnehmen kann. Die Cartons erhalten ihr Licht von einer auf der vorderen Seite gemachten Oeffnung und können durch einen seitlichen Spalt am Boden herausgenommen und durch andere ersetzt werden. In der Mitte des Kästchens zwischen den Gläsern steht eine schwarze Scheidewand, welche verhindert, daß ein Auge beide Bilder zugleich sehen kann. Die auf den Boden eingeschobenen Cartons befinden sich nach Obigem genau in der Brennweite der Linsenhälften und die Wirkung des Apparates besteht nun, außer seiner Vergrößerungskraft, darin, daß die Lichtstrahlen, welche von den Bildern auf die Rückseiten der verkehrt zusammen gesetzten Linsenhälften treffen, von diesen aus ihrer Richtung so abgelenkt werden, daß das linke Auge sein Bild 3½ Centimeter nach der rechten Seite und das rechte Auge das seinige um 3½ Centimeter nach der linken Seite verschoben sieht, beide also nach ein und derselben Stelle gerichtet sind. Die Wirkung ist außerordentlich schnell und täuschend, und dieser Apparat liefert die schönsten Raumbilder.

Da jedoch nicht alle Menschen gleiche Sehweite, noch gleiche Augendistanz haben, so gibt es Instrumente, bei denen man sowohl die Entfernung der Gläser von einander, als auch ihren Abstand von den anzusehenden Bildern verändern und nach dem Bedürfniß der Augen reguliren kann. Es ist klar, daß so lange die Photographie nicht zur gleichzeitigen Darstellung der stereoskopischen Bilder benutzt wurde,

Digitized by Google

das Anfertigen derselben großen Schwierigkeiten unterworfen und nur bei einfachen Körpern möglich war, die sich nach den Regeln der Perspektive und der darstellenden Geometrie aufzeichnen ließen. Von Landschaften oder gar Porträits konnte nicht die Rede sein, denn welcher Zeichner oder Maler wäre im Stande das Gezweige eines Baumes von zwei wenig von einander verschiedenen Gesichtspunkten aus, in Größe, Perspektive und Beleuchtung, richtig darzustellen? Erst dadurch, daß Moser versuchte, gleichzeitig mit zwei unter dem Sehwinkel gegeneinander gestellten gleichen Photographirapparaten einen Gegenstand aufzunehmen und die beiden so entstandenen Bilder durch das Stereoskop zu betrachten, erst dadurch kam dieses Instrument zu dem wunderbaren Effekt und zu der umfangreichen Anwendung, die es jetzt erlangt hat. Die photographischen Aufnahmen geben mit mathematischer Genauigkeit nicht blos die feinsten, complicirtesten äußeren Formen wieder, sondern auch die ganze Stimmung der Natur, den Glanz und die Eigenthümlichkeiten der Materialien, woraus die Körper bestehen. Es ist z. B. leicht, im Stereoskop die verschiedenen Kleiderstoffe von einander zu unterscheiden, und dies hat schon vor mehreren Jahren in Paris ein Modejournal „le stéréoscope" in's Leben gerufen, das seine Modebilder in stereoskopischen Photographien nach der Natur liefert.

Am schönsten und schärfsten wirken aber die transparenten Bilder auf Glas. Diese müssen von der Rückseite beleuchtet werden und es ist daher nöthig, daß man beim Betrachten solcher Bilder im Stereoskop die gewöhnliche Lichtöffnung vorn durch eine Klappe schließt und die Rückwand des Instrumentes, welche gewöhnlich aus einer etwas matten Glasplatte besteht, gegen das Licht hält.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß für viele Menschen das Stereoskop schlecht oder gar nicht wirkt, welche jedoch leicht zu erklären ist. Wir haben schon darauf aufmerksam gemacht, daß sowohl die Augendistanz als auch die Schweite bei verschiedenen Menschen sehr verschieden ist. Ein kurzsichtiger Mensch mit weit auseinander stehenden Augen sieht, da er alle Gegenstände in der Nähe betrachten muß, unter einem großen Sehwinkel. Die beiden Bilder der Gegenstände, welche ihm seine Augen liefern, sind sehr verschieden von einander. Betrachtet nun ein solcher Mensch Stereoskopbilder, die für mittlere gute Augen angefertigt sind, so erhält er weniger verschiedene Bilder, als seine Augen sie ihm bei direkter Betrachtung des dargestellten Gegenstandes geliefert hätten. Das körperliche Bild im Stereoskop scheint ihm deßhalb weniger tief, weniger erhaben, als die Natur. Umgekehrt ist es bei einem fernsichtigen engäugigen Menschen, der alle Gegenstände unter sehr kleinem Sehwinkel zu betrachten gewohnt ist. Diesem erscheinen die Stereoskopreliefs zu tief, zu sehr hervortretend.

Gute Augen können einen Körper aus sehr verschiedenen Entfernungen oder was dasselbe ist, unter sehr verschiedenen Sehwinkeln klar und deutlich erkennen. Für solche Augen wird daher auch der Winkel, unter dem die beiden stereoskopischen Bilder aufgenommen werden müssen, sehr verschieden sein können. In der That hat der französische Physiker Claudet gefunden, daß z. B. bei einer Büste dieser Winkel bei der Aufnahme von 4° bis 12° schwanken kann. Uebrigens sind dabei noch verschiedene Dinge von Einfluß. Da wir im Stereoskop größtentheils verkleinerte Natur, so zu sagen Modelle sehen und diese uns in sehr geringer Entfernung von den Augen richtig erscheinen müssen, so muß der Grad der Verkleinerung offenbar von Einfluß auf den Winkel sein, unter dem die Aufnahmeapparate gegeneinander zu stellen sind. Außerdem hängt dieser Winkel auch von dem Gegenstande und von unserer Gewohnheit ab. Landschaften betrachten wir aus größerer Entfernung als Statuen und diese wieder unter kleinerem Sehwinkel als Bücher.

Bei vielen Menschen ist die Weite des deutlichen Sehens an beiden Augen verschieden und diese sehen dann stets nur mit einem Auge — entfernetere Gegenstände mit dem fernsichtigen Auge, nahe Dinge mit dem kurzsichtigen. Für solche wirkt das Stereoskop gar nicht, da ein Auge wirkungslos bleibt und also auch nur eines der beiden stereoskopischen Bilder gesehen wird. Nur durch Benützung einer mit ungleichen Gläsern versehenen Brille können derartige Augen zum Genuß des Körpersehens gelangen.

Meine wißbegierigen Leserinnen werden durch das Verstehende von selbst einsehen, wie thöricht es ist, zu behaupten, die Bilder im Stereoskop seien einander gleich, und wie wirkungslos und unverständig die Ausführung des Vorschlags wäre, den man hie und da aussprechen hört, zwei Photographien eines Oelgemäldes im Stereoskop zu körperlicher Erscheinung zu bringen. Sie werden zur Ueberzeugung gekommen sein, daß nur zwei, nach der Natur selbst, von verschiedenen aber bestimmten Standpunkten aufgenommene Bilder den täuschenden Schein der Körperlichkeit hervorbringen können.

Gleiche Dienste, wenn verhältnißmäßig nicht noch höhere, leisten die beiden Augen den Thieren. Für viele derselben, insbesondere für die Raubthiere, ist der Besitz zweier Augen zu ihrer Existenz absolut nothwendig. Der Verlust eines Auges ist für sie eine Lebensfrage. Was wollte eine Schwalbe anfangen, die ihre beste Nahrung im Fluge erhaschen muß, wenn sie ihre Entfernung von den kleinen Insekten, die sie sich zur Beute gewählt hat, nicht in jedem Augenblick genau und sicher ausmessen könnte und immer daneben schnappte. Wie wenige Mäuse würde eine einäugige Katze und wie selten der Fuchs einen Hasen fangen. Manches Raubthier, das tagelang auf Beute gelauert, hat nur einen ersten einzigen Sprung, von dem es abhängt, ob es seinen Feind tödtlich packt oder sich selbst in's Verderben stürzt. Nur die vereinte Macht seiner beiden Augen sichert ihm den Erfolg.

Digitized by Google

Schillers Maria Stuart.

(Fortſetzung von S. 113.)

Leicester.

Noch vorhandene Dokumente beweiſen, daß beide Königinnen eine hohe Geiſtesbildung beſaßen; Maria war leidenſchaftlich, ſtets mit weitausſehenden Plänen beſchäftigt und oft von den Stimmungen des Augenblicks bewegt, Eliſabeth tiefer und mehr kalt berechnend. Maria flößte leidenſchaftliche Liebe ein, von der ſie ſelbſt mitergriffen wird: Eliſabeth, die ihren höchſten Stolz darein ſetzte, die jungfräuliche Königin zu heißen, ſuchte durch ihr Benehmen ein Gemiſch von Ehrfurcht und chevaleresker Huldigung zu er-

zeugen. Beide Königinnen arbeiten fleißig in ihrem Staatsrath, die Beschlüsse gehen immer von ihnen aus, beide sind auch persönlich muthig; einst sah man in den schottischen Fehden Maria gegen die Feinde anspringen, die Pistolen am Sattel.

Wenn sich auch Maria im Gegensatz zu Elisabeth, die in die Fußstapfen ihres Vaters tretend, die Autorität der Krone in ihrem Reiche sicher befestigt hatte, den Verhältnissen anbequemen und dem protestantischen Bekenntnisse unfreiwillige Zugeständnisse machen mußte, so verschaffte ihr doch ihre Religion sowohl auf der Insel als in dem übrigen Europa viele Anhänger und eine Bedeutung, die sie in den Stand setzte, ihrer weit mächtigeren Gegnerin das Gegengewicht zu halten. Zwar hatte sie dem Titel einer Königin von England entsagt, doch gingen alle ihre Bestrebungen darauf aus, ihr Successionsrecht anerkannt zu sehen. Hiezu standen ihr zwei Wege offen, entweder sich mit Elisabeth zu verständigen oder durch dynastische Verbindungen sich den Beistand einer auswärtigen Macht zu sichern. Zu diesem letzteren Behuf wurden Verhandlungen über ihre Vermählung mit Philipps des Zweiten Sohn Don Carlos angeknüpft; da dieser aber schwach und kränklich war, so empfahl Philipp seinen Neffen, den Erzherzog Karl von Oesterreich. Inmitten dieser fruchtlosen Verhandlungen, denen auch Elisabeth entschieden entgegen war, verabsäumte Maria nichts, um Elisabeth günstig zu stimmen. Sie unterdrückte die katholischen Bewegungen im Norden ihres Landes, sie trank bei festlichen Gelagen auf das Wohl ihrer lieben Schwester von England; sie suchte eine Zusammenkunft mit ihr herbeizuführen, in der Hoffnung, sie zur Anerkennung ihrer Rechte zu bewegen. Um der Befürchtung zu begegnen, daß die Landeskirche gefährdet werden könnte, wenn Maria den englischen Thron bestiege, gerieth man auf den Gedanken, daß sie sich mit einem Protestanten, Robert Dudley, Grafen von Leicester, der für Elisabeths Günstling galt, vermählen sollte. Elisabeth selbst empfahl ihn, und Maria, obwohl anfangs unangenehm davon berührt, daß man ihr zumuthe, einem Unterthan Elisabeths ihre Hand zu reichen, willigte endlich doch ein, falls Elisabeth ihre Rechte anerkennen wollte. Als aber Elisabeth auch unter diesen Bedingungen nicht zu einer bindenden Erklärung zu bewegen war, brach endlich Maria's Unwille los und sie betrat jetzt den Weg einer entschieden feindseligen Politik.

Unter den Söhnen des schottischen Adels zeichnete sich der junge Henry Lord Darnley, mütterlicherseits mit der Tochter Heinrichs VIII. verwandt und durch seinen Vater Graf Lennox der Familie der Stuart angehörig, durch hohen Wuchs und eine glückliche Gesichtsbildung aus. Dieser hatte auf die Königin, als sie ihn zum ersten Mal sah, einen tiefen Eindruck gemacht. Jetzt entschloß sie sich, weil ihre Rechte auf den englischen Thron und ihre Autorität im Lande durch diese Verbindung einen bedeutenden Zuwachs erhielten, ihm ihre Hand zu reichen. Im Juli 1565 fand die Vermählung statt. Darnley wurde zum König ausgerufen und obwohl Protestant, trat er bald zum Katholicismus über. Nun glaubte sich Maria stark genug, ihre Pläne zur Ausführung bringen zu können; von Philipp II. und dem Papste unterstützt, hoffte sie die katholische Religion wieder in Schottland herzustellen, die widerspenstigen Lords in ihrem Lande zu demüthigen und Elisabeth zur Anerkennung ihrer Rechte auf den englischen Thron zu zwingen.

Inzwischen erlangte Maria's Geheimsekretär, der Italiener David Riccio, einen bedeutenden Einfluß. Riccio war kein blühend schöner Mann, wußte sich aber französisch und italienisch gut auszudrücken, spielte die Laute geschickt und empfahl sich der Königin durch seine geschäftliche Brauchbarkeit so sehr, daß diese ihm eine Vertraulichkeit des Umgangs gestattete, die zu allerlei widerwärtigen Gerüchten Anlaß gab. Nicht nur die Lords waren über diese einflußreiche Stellung eines Fremdlings aufgebracht, auch König Darnley selbst, der von seiner Gemahlin die Uebertragung der matrimonialen Rechte der Krone verlangt und nicht erhalten hatte, argwöhnte, daß Riccio an dieser Weigerung schuld sei und nährte einen tödtlichen Haß gegen ihn. Er verabredete mit einigen der angesehensten Lords die Wegräumung des Italieners.

Im März des Jahres 1566 war gerade das Parlament versammelt und waren demselben wichtige Propositionen zur Wiederherstellung des Katholicismus vorgelegt worden; da saß eines Abends die Königin in einem der engen, düstern Räume von Holyroodhouse, wohin sie sich zurückzuziehen pflegte, wenn sie ungestört zu sein wünschte, mit ihren Damen und einigen Personen ihres Haushaltes, unter denen sich auch Riccio befand, bei der Tafel; spät erschien der König, den man erwartete, und nahm neben seiner Gemahlin Platz. Bald folgte ihm Lord Ruthwen, der die Ausführung des Anschlags übernommen hatte, in voller Bewaffnung. Erschrocken fragte die Königin, was ihn um diese Stunde herbeiführe. Ruthwen antwortete: „Ich sehe hier einen Menschen an einem Platze, der ihm nicht gebührt; von einem Dienstboten wie dieser wollen wir Schotten uns nicht regieren lassen.“ Mit diesen Worten machte er sich fertig, an Riccio Hand anzulegen; die Königin suchte diesen vergebens zu schützen, in ihrer Gegenwart wurden die Schwerter entblößt, man schleppte Riccio auf den Hausflur, wo er mit vielen Stichen getödtet wurde. Nach vollbrachter That kehrte Ruthwen zurück und erklärte der Königin, Riccio's Einfluß und seine Rathschläge seien den Schotten unerträglich gewesen, und zugleich kündigte er ihr die Rückkehr der verbannten protestantischen Lords an. In dem Getümmel gelang es den katholischen Rathgebern der Königin zu entkommen, sie selber wurde als Gefangene behandelt. Weil sie aber als die angestammte Fürstin noch Popularität im Lande besaß und weil sie sich mit ihrem Gemahl aussöhnte, so wurde der Sturm für den Augenblick beschwichtigt. Auch ließ sich die Königin nicht so

Digitized by Google

leicht einschüchtern. Zwar stellte sie ihre offenbare Begünstigung des Katholicismus ein, doch mußten die Urheber des Attentats von Holyrood fliehen.

Allein ihre Aussöhnung mit ihrem Gemahl war nur scheinbar, wußte sie doch, daß Darnley bei der Ermordung Riccio's die Hand im Spiele gehabt habe. Diesen Angriff auf ihre Ehre verzieh sie ihm nie. Darnley war von dem Ziel seiner Wünsche, der matrimonialen Krone, jetzt weiter entfernt als je: bei der Taufe seines Sohnes, den ihm die Königin eben geboren hatte, vermied er aus Furcht vor Mißachtung, anwesend zu sein. Wie weit die Zwietracht gediehen war, geht daraus hervor, daß Darnley und sein Vater Lennox den Plan faßten, die Königin zu entthronen und im Namen des Kindes die Regierung zu führen, wogegen die Lords sich das Wort gaben, nur sie anzuerkennen. Durch den Hinzutritt einer andern Persönlichkeit wurden aber Darnley's und Maria's Geschicke schnell zur Entscheidung gebracht.

(Schluß folgt.)

Die Pflanzenthiere.

Von Dr. Gustav Jäger.

(Schluß von S. 95.)

Vergleicht man hiemit die Form und Lebensgeschichte der Hydroiden, so findet man eine wirklich überraschende Aehnlichkeit.

Die Hydroiden sind sämmtlich Meeresbewohner. Die eine Abtheilung derselben sitzt fest und überzieht Steine, Felsen, Muschelschalen ꝛc. in ähnlicher Weise, wie das Moos den Boden unserer Wälder, ist überhaupt den Laubmoosen im äußeren Ansehen so ähnlich, daß sie die Naturforscher vor Linné geradezu unter sie einreihten. Die andere Abtheilung schwimmt frei im Meere und ist den Zoologen seit langer Zeit unter dem Namen Siphonophoren oder Röhrenquallen bekannt.

Man unterscheidet an diesen Thieren einmal einen meist verästelten Stamm, dessen Basis entweder an einen fremden Körper angeheftet ist und kriechende Wurzeln, Stolonen genannt, ausschickt oder in einen hydrostatischen lufthaltigen Apparat umgewandelt ist, mit Hilfe dessen der ganze Steck frei im Meere flottirt.

An dem Stamme und seinen Zweigen sitzen bald seitlich bald endständig Individuen und Individuengruppen. Bei den festsitzenden Hydroiden findet man außer den Individuengruppen meist blos eine Art von Individuen, die man Polypenleiber nennt und die sich am besten mit einem Champagnerkelch vergleichen lassen, dessen Rand mit einem Kranz von Fäden besetzt ist. Bei einer Abtheilung derselben findet man noch eine zweite Form von Individuen, denen die Randfäden und die Oeffnung an der Spitze fehlt. Bei den freischwimmenden Hydroiden kommen außer den Polypenleibern und den geschlossenen Individuen noch andere Formen vor, welche man den Ranken und den Deckblättern der phanerogamen Pflanzen vergleichen kann.

An den Individuengruppen, welche an den Hydroidenstöcken sitzen, unterscheidet man einmal einen Kreis von Individuen, welche eben so mit einander zu einer Glocke verbunden sind, wie z. B. die einzelnen Blumenblätter einer Glockenblume. Dieser Kreis entspricht der Blüthenhülle der Pflanzen. Im Innern der Glocke befindet sich ein zweiter Kreis von Individuen (oder ein einziges Individuum) das in seinem Innern die Geschlechtsprodukte, Eier oder Samenfäden, entwickelt.

Bei einigen Hydroiden, z. B. Hydractinia, fehlt den Individuengruppen der äußere Individuenkreis (das Perigon), bei anderen, z. B. den freischwimmenden Hydroidenstöcken, kommen an dem der Basis zunächst liegenden Theil des Stammes Individuengruppen vor, denen die centralen geschlechtlichen Individuen fehlen.

Die Hydroiden sind somit wie die Phanerogamen polymorphe Individuenstöcke mit Individuengruppen.

Ihre Lebensgeschichte ist folgende: Aus dem Ei schlüpft ein Embryo, der zu einem Stamm mit Basis und Wurzeln (Stolonen) auswächst. An ihm knospen (sowohl am Stamm wie an den Wurzeln) anfangs blos Polypenleiber und bei den freischwimmenden außerdem noch ranken- und deckblattähnliche Individuen. Erst im erwachsenen Zustand knospen die Individuengruppen, in deren Innerem die Keime einer neuen Generation sich bilden. Diese Individuengruppen gehen entweder nach Entleerung der Geschlechtsprodukte zu Grunde, wie die Blüthen der meisten Phanerogamen, oder sie lösen sich noch vor der Reife vom Stock los, das centrale Individuum bekommt eine Oeffnung zur Aufnahme fester Nahrung, und so schwimmen diese Thierblüthen, die man längst unter den Namen Hutquallen, Scheibenquallen oder Medusen kannte, ohne um ihre Abstammung zu wissen, durch längere oder kürzere Zeit als selbstständige Wesen umher, bis ein Gewitterregen oder die herannahende Winterzeit ihrem zarten Leben ein Ende setzt.

Der Stock, an dem die Medusе knospte, stirbt im Herbst entweder ganz ab, wie die einjährigen Pflanzen (dies ist der Fall bei den freischwimmenden

Digitized by Google

Hydroiden), oder er wirft seine Individuen ab, wie der Baum seine Blätter. Im letzten Fall, der bei den festsitzenden Hydroiden eintritt, überwintern Stamm und Wurzeln, um im kommenden Frühjahr neue Individuen und Blüthen aus sich hervorknospen zu lassen.

Die Hydroiden stimmen somit nicht blos in der Form, sondern auch in der Lebensgeschichte vollkommen mit den phanerogamen Pflanzen überein, sind somit ebenfalls Pflanzenthiere, aber in anderem Sinn, als wie die Schleimpilze ꝛc., d. h. es sind nicht Wesen, die in einem Stadium ihres Lebens Thier, im anderen Pflanze sind, sondern es sind Thiere, d. h. zeitlebens mit Kontraktionsvermögen versehene Wesen, welche in Form und Lebensgeschichte einer Abtheilung der Pflanzen gleichen.

Ist es erlaubt, aus dem bisher Angeführten einen Schluß auf den verwandtschaftlichen Zusammenhang von Thier- und Pflanzenreich zu machen, so ergibt sich Folgendes:

Wahrscheinlich waren die ersten Wesen, welche durch Generatio aequivoca auf unserer Erdoberfläche entstanden, Pflanzenthiere im Pallas'schen Sinne des Wortes, nämlich Mittelglieder zwischen Thier und Pflanze, Wesen, welche den geißeltragenden Infusorien, den Schleimpilzen, Schwämmen ꝛc. ähnlich waren.

Aus ihnen entwickelten sich auf dem Wege der geschlechtlichen und ungeschlechtlichen Fortpflanzung, gleich den zwei Aesten aus einem Stamme, einerseits wahre Pflanzen andererseits wahre Thiere, die einander noch in Form und Lebensgeschichte glichen. Während dann die Pflanzen aufhörten in die Höhe zu wachsen, d. h. zu einer höheren Organisationsstufe sich zu erheben, überflügelte sie das Thierreich, indem es in fortschreitender Entwicklung eine Höhe der Organisation erreichte, von deren Spitze wir Menschen die ganze organische Welt überschauen.

Daß heutzutage gleichzeitig alle Organisationsstufen der organischen Welt neben einander leben, berechtigt uns zu der Annahme, daß der Prozeß, dem die ersten Wesen ihre Entstehung verdanken, seit jener Zeit ununterbrochen fortdauert und Wesen schafft, welche den ersten organischen Wesen ähnlich sind, und daß die heute nebeneinander lebenden organischen Wesen die jeweiligen Repräsentanten einer Unzahl verschiedenaltriger Stammbäume sind.

Mögen diese kurzen Andeutungen genügen um zu zeigen, daß die Lehre von dem Thier- und Pflanzenreich noch höhere Aufgaben hat als die Erkenntniß des Einzelwesens und seiner Existenzverhältnisse, und daß, so unvollkommen auch unser Wissen auf diesem Gebiete ist, doch die Zeit nicht mehr fern sein mag, in der auch diese Zweige der Naturwissenschaften den Satz anerkennen: Ewig unwandelbar ist nur das Gesetz, aber wandelbar sind die Formen, welche es schafft.

Carl Grunert.

(Mit Stahlstich.)

Auf Seite 14 haben wir das Bild eines Mimen vorgeführt, welcher heute noch, obwohl er vor einem Jahrhundert glänzte, in ungeschwächtem Ruhme fortlebt. Er gehört zu den großen Namen, die über ihre Zeit hinausgewirkt haben, in welcher sie ihres Gleichen nicht hatten — Namen, auf welche Schillers schmerzlich schöne Worte im Prolog zum Wallenstein keine Anwendung zu finden scheinen. Wenn es erlaubt ist, Aehnliches von einem noch Lebenden auszusagen, wie es denn auch zu Garricks Lebzeiten von seinem Landsmann Pope und unsrem Landsmann Lichtenberg über ihn ausgesprochen worden ist, so ist hier wohl in erster Linie Carl Grunert zu nennen. Er ist schon darum von so hervorragender Bedeutung, weil er in genialer Weise die markirteste Individualisirung der Charaktere vereinigt mit einer Verklärung oder Durchleuchtung derselben durch die tief und klar erkannte Idee des Kunstwerks. So konnte es kommen, daß er von den einen als Realist, von andern gleich gewichtigen Autoritäten als Idealist bezeichnet wurde. Er ist beides, und das ist seine Größe. Nicht eine bloße Porträtirkunst, und ein verstandesmäßiges Ausfeilen und Zuspitzen pikanter Züge, was hie und da das Urtheil des Publikums zu bestechen sucht, sondern die Darstellung eines Lebensbildes aus einem einheitlich aufgefaßten, psychologisch erkannten und gefühlten Charakter heraus, das Werk des Verstandes, des tiefsten Gefühles und der Phantasie zugleich, das ist das Geheimniß des großen und wahren Künstlers. Und Grunert besitzt dieses Geheimniß. Er schafft seine Gebilde von innen heraus, und sie werden lebensvolle, mit aller Wahrheit der Wirklichkeit uns entgegentretende Gestalten: kein auf augenblicklichen Effekt berechnetes, manierirtes Wesen entstellt sie. Nach jenem höchsten Ideal seiner Kunst sehen wir ihn vom Anfang seiner Laufbahn ringen, er hatte sich diese Aufgabe früh schon mit dem vollen Bewußtsein ihrer Bedeutung gestellt, und ist jetzt auf dem Höhepunkt seines reichen Künstlerlebens angelangt.

Schon zum lebendigen Erfassen dieser Aufgabe gehört eine ungewöhnliche geistige Begabung und eine tüchtige Bildung, welche fähig macht, die Klassiker nicht bloß zu lesen, sondern zu durchdringen

Digitized by Google

Carl Fremert als König Lear

Verlag von Krais & Hoffmann in Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

und in Mark und Blut zu verwandeln. Zur schönen Darstellung derselben gehören aber auch die glänzenden äußern Mittel, wie die Natur sie ihren Auserwählten schenkt, wie die Kunst sie vervollkommnen und verwenden lehrt. —

Carl Grunert, im Jahre 1814 in Leipzig geboren, erhielt auf der berühmten Thomasschule daselbst eine gründliche klassische Bildung. Als Frucht derselben erkennen wir die klare wissenschaftliche Auffassung seiner Kunst, welche er unter andern in einer erst vor einigen Jahren verfaßten psychologisch-ästhetischen Abhandlung über den Macbethcharakter bewährt hat. In der Anerkennung auch dieses Verdienstes hat ihn die philosophische Facultät der Universität Tübingen zum Doctor der Philosophie und Magister der freien Künste ordnungsmäßig graduirt. Aus Neigung hatte er sich dem Studium der Theologie gewidmet. Allein der unabweisbare Drang seiner Natur führte ihn auf die Bühne; von ihr herab sollte er zum Volke sprechen, nicht von der Kanzel. Er hat es bis auf die neueste Zeit als seine Mission angesehen, in jeder Weise, auch in kleineren Orten (und wo ihm keine Schaubühne und keine Kunstgenossen zur Seite standen, durch Vorlesungen) dem Volke in den weitesten Kreisen ein Dolmetscher der großen nationalen Kunstwerke zu werden.

Grunerts erste Leistungen haben wir bei einer kleinen reisenden Gesellschaft in dem sächsischen Städtchen Waldenburg zu suchen. Man muß ihn in vertrautem Kreise über seinen Eintritt in diese eben nur seiner Begeisterung erträgliche Wirklichkeit referiren hören: sein Talent zu erzählen, umsäumt z. B. folgende Geschichte mit ächtem Humor. Das besagte Theater hatte keine Garderobe, die Schauspieler machten ihre Toilette auf der Bühne. Grunerts erste Rolle war ein Räuber; er repetirte eben noch während der Vorbereitungen, die er an seinem äußeren Menschen vornahm, einige Kraftstellen. Noch unbekannt mit dem Terrain, macht er pathetisch deklamirend einen Schritt rückwärts, da fehlt der Boden, und er stürzt durch ein Loch im Podium in den Raum unter der Bühne. Wunderbarerweise unbeschädigt stand er eben auf, als ein ehrwürdiger Greis mit langem weißem Bart auf ihn zutrat, ihn mit einem Lämpchen beleuchtete, und feierlich im reinsten sächsischen Dialekt in die Worte ausbrach: „Nu haben Sie alse och die Schwelle Dalichens (Thaliens) überdräten, junger Gunstanfänger?“ Es war der Souffleur der Truppe, welcher für eine kleine Rolle, in der er aus der unterirdischen Welt hervorzutreten hatte, bereits costümirt war und mit dieser Antrittsrede den Jüngling unter seine Protection nahm.

In dieser naturalistischen Sphäre blieb übrigens Grunert nicht lange. Nach wenigen Monaten finden wir ihn in Augsburg, wo er, noch nicht volle zwanzig Jahre alt, mit entschiedenem Glück und Erfolg Charakterrollen und Heldenväter spielte, wie Beissar in Schenk's Trauerspiel, Wallenstein, Franz Moor, Philipp II., den Oberförster in Iffland's Jägern u. s. f. Ein noch größerer Wirkungskreis eröffnete sich ihm in Freiburg im Breisgau, wo er zugleich die Regie des Schauspiels übernahm. Der Umgang mit Professoren an der Universität und mit andern bedeutenden Persönlichkeiten, so namentlich auch die Beziehungen, die er mit Tieck, den er in Baden-Baden kennen lernte, und mit Immermann anknüpfen konnte, übten den wohlthätigsten und nachhaltigsten Einfluß auf die Entwicklung seines Talents. Hier war es auch, wo sein Name im Vorlesungskatalogе der Universität stand: er hielt nämlich mit Erlaubniß des akademischen Senats Vorlesungen „über die Kunst des schönen Vortrags.“

Indessen löste sich das Freiburger Verhältniß, und Grunert ward wieder nach Augsburg gerufen, als Darsteller und Regisseur, wo er blieb, bis ihm der Magistrat der Stadt Freiburg die Direktion des dortigen Theaters anbot. Der jugendliche, aber selbstständige Lenker der Bühne steht dort in guten Andenken, er entwickelte eine umfassende Thätigkeit, welche namentlich auch die Werke lebender Dichter, Grabbe's, Immermann's u. a. zur Geltung zu bringen bestissen war. Auch brachte er in einer von ihm selbst bearbeiteten neuen Gestalt Zacharias Werner's Luther auf die Bühne. Er war durch all' das in persönliche Beziehungen zu den Dichtern selbst gekommen. Immermann wünschte nichts sehnlicher, als den ausgezeichneten Künstler für das damals blühende Düsseldorfer Theater zu gewinnen. Allein die Berufung Grunerts an das Hoftheater zu Hannover schnitt diese Hoffnungen ab; Grunert trat, dreiundzwanzig Jahre alt, seine feste Anstellung als Regisseur und Schauspieler dort im Frühling 1836 an, und blieb Mitglied dieser Bühne bis zu Ende des Jahres 1842. Er selbst bezeichnet die Zeit seines Aufenthalts in Hannover als die Durchgangsperiode, in welcher er eine strenge Kritik an sich selbst übend, Anfangs viel schüchterner spielte, als in der Zeit des unbefangenen, freudig vertrauenden Anfängerthums. In vielseitigem, anregendem Umgang bildete sich hier seine Anlage und sein Streben zu der Vollendung, die wir an ihm bewundern. Deshalb schied er auch mit schwerem Herzen von Hannover, wo er sich Beifall und Gunst des Publikums und des Hofes im höchsten Grade erworben hatte, als ihn ein ehrenvoller Antrag zur Uebernahme der Oberregie und des Faches der ersten Charakterrollen nach Mannheim führte. Uebrigens war in Mannheim seines Bleibens nicht lange. Er verzichtete, obgleich ihm Mitgliedschaft des Comité's sammt Directorialgewalt in Aussicht gestellt wurde, freiwillig auf ein zehnjähriges Engagement und eine ansehnliche Pension, um ganz frei und unabhängig seiner Kunst leben zu können. Zu diesem Behufe siedelte er nach Hamburg über, und war nun vier Jahre eine Zierde des dortigen Stadttheaters, wo Eckhof's, Schröder's und Fleck's Sterne gestrahlt hatten. Schon damals war er allen Bühnen einer der Willkommensten, und während seiner jährlichen Gastrollen-Reisen erschien er auf fast allen großen

Theatern Deutschlands, so in Wien, Berlin, Stuttgart, München, Leipzig u. s. w. Ueberall vereinigten sich die Stimmen der Besten zu seinem Lobe.

Während des Wechsels der Direktion in Hamburg erhielt Grunert unter sehr vortheilhaften Bedingungen einen Ruf an das k. Hoftheater in Stuttgart. Obwohl er gerade zu derselben Zeit wohlbegründete Aussicht zu Anstellungen an den Hoftheatern von Wien und Berlin hatte, nahm er doch nach kurzem Bedenken die Einladung vorläufig auf fünf Jahre an; aber schon nach fünf Monaten, am 20. Dezember 1846, wurde ihm lebenslängliche Anstellung und das Amt eines Regisseurs zu Theil. Seitdem gehört er der trefflichen Stuttgarter Bühne an, welche ihn mit einer gewissen Eifersucht den ihrigen nennt, und erst kürzlich, als die Gefahr eines Verlustes an das Münchner Hoftheater drohte, ihn durch neue Bewilligungen noch sicherer an sich zu fesseln wußte.

Von Grunerts vielseitigen Leistungen im Einzelnen zu reden, dazu ist in dieser Skizze seines Künstlerlebens nicht Raum. Auch wäre es schwer zu sagen, nach welcher Seite hin der Schwerpunkt seiner Größe fällt. Man ist versucht, ihn in den tragischen Charaktergestalten zu finden, die auf dem innersten Grunde des Gemüthes wurzeln: in den Nachtstücken der Seelenmalerei, wie sie in seinem Macbeth, König Lear, in Richard III., Shylok, auch in Franz Moor sich entfalten, hat sein Genius die höchsten Triumphe gefeiert. Gleicherweise ist sein Mephisto ohne alle gesuchte Figuration, ohne gekünsteltes Bewirken von teuflischen Tönen und Attributen ein dämonisches Wesen aus einem Guß, Grauen und geheimnißvollen Reiz zauberhaft erweckend. Seydelmann hatte bekanntlich in dieser Rolle den incarnirten Teufel äußerlich gezeigt, indem er sich (wenigstens während seiner Stuttgarter Periode) unter anderem das Innere der Hände blutroth färbte, und kleine Krallen an die Fingerspitzen befestigte. Grunert gibt einfach den Bösen, den dämonischen Schalk, der mit den Menschen umzugehen weiß. Gretchen fürchtet ihn, sein widrig Gesicht hat ihr einen Stich in's Herz gegeben: sie ahnt, daß er keine Seele lieben kann. Aber sie ahnt es nur, — er spricht wie ein cultivirter Mensch, trinkt und singt sogar; erst hinterdrein pflegt den Menschen das Bewußtsein aufzudämmern, wer es gewesen. Mephisto muß also der Ausdruck des geistig Bösen sein, Faust's schlimmer Geselle: so führt ihn Grunert durch alle Situationen.

Grunerts Naturell an sich scheint die Anlage eines tiefen Denkers mit einem höchst nervösen Temperament zu verbinden, welches ihn reizbar und sein empfindlich stimmt; darin mag eine der Quellen seiner tragischen Gewalt zu finden sein. Von der größten Wirkung sind demgemäß auch seine Monologe (im Wallenstein z. B.); wir verlieren uns mit ihm in das Getreibe der Gedanken, der Pläne, sehen das Bewußtsein sich abklären, das Erkennen der Sachlage zum starken Wollen sich steigern, und den Entschluß gewappnet hervortreten aus den geheimen Werkstätten des Geistes. Andere Kritiker haben seinen Nathan eben darum unübertrefflich genannt, weil in dieser Rolle der Weise, der die höchsten Fragen in sich bewegt und zur ruhevollen, glückseligen Harmonie gebracht hat, durch die vollendetste Charakterisirung und Individualisirung hindurchleuchtet. —

Ueber Grunerts Darstellung des Carlos in Göthe's Clavigo und des Franz Moor in Schillers Räubern hat sich jüngst Adolf Stahr in einem an den Künstler gerichteten Briefe, der sich in einem Dresdner Blatte abgedruckt findet, folgendermaßen ausgesprochen: „Gestatten Sie mir, Ihnen geehrter Herr Doktor, meinen aufrichtigen Dank darzubringen für die hohen Kunstgenüsse, welche Ihre Meisterdarstellungen des „Carlos“ und des „Franz Moor“ mir und meiner Frau gewährt haben, wie es in unseren Tagen den Freunden der wahren und ächten Kunst großen Styls nur selten zu Theil wird. Ich darf es wohl aussprechen, daß eine Verkörperung des dämonischen Wesens, wie sie uns in Ihrem „Franz Moor“ vor die leiblichen und geistigen Augen geführt worden ist, in der Gegenwart einzig dasteht. Wenigstens habe ich seit einem Menschenalter, in welchem ich die Leistungen der deutschen Schauspielkunst mit Bewußtsein verfolgte, Nichts gesehen, was an die Größe und Erhabenheit, wie an die wesahre Feinheit und den charakteristisch-individualisirenden Ausdruck Ihrer Darstellung des „Franz“ auch nur heranreichte. Ich hatte mich schon gewöhnt, diese Gestalt als überhaupt für uns undarstellbar und unertragbar anzusehen; Sie haben, geehrter Herr Doktor, mich eines Besseren belehrt, indem Sie mir das Gegentheil in einer Leistung bewiesen haben, welche ich dem Höchsten anreihe, was mir an spärlichen Silberblicken im Bereiche großartiger tragischer Schauspielkunst jemals in meinem Leben geworden ist. Nehmen Sie meinen Dank, und die Versicherung hochachtendster Verehrung, wie sie dem großen Künstler darzubringen ein Genuß ist.“

Aber nicht bloß in einigen großen Rollen zeigt sich Grunert als Meister, sondern er weiß auch in Partien von weniger umfänglicher Geltung, die nicht zu eigentlichen Glanzrollen geschaffen sind, durch die Schärfe und Deutlichkeit der Zeichnung zu glänzen. Gestalten wie Talbot in der Jungfrau von Orleans, der König im Hamlet, Herzog Alba im Egmont haben bei ihm den Hintergrund einer Gemüthstiefe, die ihnen das rechte Colorit und die wirksamste Bedeutung gibt. Sie legen zugleich Zeugniß ab von dem innigen Verständniß des Dichters. Der wissenschaftlich gediegene Kenner der Geschichte geht hier Hand in Hand mit dem Interpreten der Poesie.

Solche Verlebendigung historischer und zugleich poetisch durchgeistigter Gestalten zeigt sich noch besonders in der ganzen Stärke, wo der Künstler ein schwächeres Dichterwerk durch seine schauspielerische Schöpfung ergänzt. Wir nennen z. B. den Grom-

Digitized by Google

well in Raupach's Trilogie. Auch Delavigne's Ludwig XI. gehört hieher, der bei weitem königlicher erscheint, als der Dichter ihn angelegt hat. Grunerts Darstellung zeigt in der gebrechlichen Hülle des kranken Monarchen die siegende Macht des Gedankens, des gewaltigen Willens dieses großen Politikers. In der Sterbescene dieser Rolle erneuert sich, was ein geistreicher Kritiker über seinen Talbot sagt: „Als ich Grunert als Talbot sterben sah, wußte ich wie Talbot gelebt hatte."

Wer dagegen seinen Harpagen in Molière's Geizigem, seinen Zettel im Sommernachtstraum, Riccaud in Minna von Barnhelm, den steifgetrunkenen Grübler in Jurist und Bauer, den Vetter, den Magister Lassenius, den Rector Lange, Till u. s. w. gesehen hat, der bekommt einen Begriff von der Vielseitigkeit dieses Künstlers, von der schöpferischen Freiheit, mit welcher er sich auch im Gebiet des Komischen bewegt. Auch sein Brennecke, sein beißender Pfeffer, der gutherzige Benjamin in Freitags Valentine, der sächsische Amandus Hasenfuß, und besonders auch sein Falstaff bewähren ihn in diesem Genre so gut wie in andern als ächten, vielgewandten Realisten.

Zwischen den beiden Extremen des Hochtragischen und Hochkomischen bewegen sich nun aber noch einestheils die gemüthlichen Rollen des Essighändlers, den Grunert für sich nach Mercier in einem Act bearbeitet hat, Wellenbergers in den Advocaten, des Iffland'schen Oberförsters und des Shakespeare'schen Pater Lorenzo; und andererseits die feinen Weltmänner, die man von einem und demselben Künstler kaum so vollendet aristokratisch dargestellt erwarten sollte, wenn man eben die derb bürgerliche Herzlichkeit seines Essighändlers bewundert hat. Hieher gehört z. B. sein vornehm schlaffer, etwas pedagrischer, aber geistig allen überlegener, vor nichts erschreckender und alles schlau leitender Graf Ranzau (in Scribe's Bertrand et Raton), eine Schöpfung Grunerts, von der ein Diplomat gesagt hat, daß nur ein Diplomat diese Rolle ihm nachspielen könnte, wenn derselbe nämlich ein eben so großer Schauspieler wäre als Grunert. Dann der Kammerdiener des Emigranten, von welchem ein französischer Tourist in Pariser Blättern erzählt, er habe aus dem fremden Idiome seine Muttersprache herauszuhören geglaubt, so fehr habe die wunderbare Kunst der Darstellung des alten Franzosen ihn getäuscht und in die eigene Heimath versetzt. — Auch Carlos im Clavigo und Marinelli müssen wir gerade hieher rechnen; beide sind bis in die feinsten Züge ausgearbeitet und entwickeln sich gleichwohl leicht und scheinbar ganz anspruchslos, ohne ihre schlagende Wirkung zu verfehlen.

Wir haben oben einige Worte über Grunerts natürliche Mittel gesagt, und hier ist der Ort, darauf zurückzukommen. Seine Gestalt ist wunderbar beweglich, man möchte sagen verschiebbar. Von dem schlanken und hohen Kavalier, dem dürren, sperrbeinigen Mephisto, welch' ein Unterschied bis zu dem untersetzten stämmigen Cromwell! Der letztere wird auch im Gesicht ganz viereckig, Mephisto's Antlitz ist ein Rhombus, und als Graf Ranzau hat Grunert eine auffallende Aehnlichkeit mit dem bekannten von der Gaggiotti Richard gemalten Porträt Alexanders v. Humboldt. — Von Grunerts Organ ist zu sagen, daß es allen Abstufungen, vom lieblichen, schmeichelnden Flüstern bis zum gewaltigen Donner gerecht ist. Er läßt uns erleben, sagt ein Berichterstatter, was man von Eckhof erzählt, der ohne äußere Zuthat, an einen Stuhl gelehnt, durch die Macht der Rede und den Ton der Stimme seine Hörer zu Thränen rührte! Und wie viel schwerer, als in jener gläubig empfänglichen Zeit, ist es für einen Künstler unserer Tage die Gemüther zu erschüttern!

Diese Begabung macht Grunert zum hinreißenden Deklamator. Das Vollendetste was man in der Kunst des schönen Vortrags hören kann, ist ohne Zweifel seine Vorlesung von Schillers Glocke und sein schwungvoller Vortrag des Chorführers in der Braut von Meßina: eine Darstellung, die zugleich durch Innerlichkeit und Würde zu einem Charakterbilde wird.

Der Stahlstich, welcher dieser Skizze beigegeben ist, zeigt uns den Künstler als König Lear, im zweiten Act, wie er den entarteten Töchtern drohend zuruft: „Ich thue solche Dinge, — was, weiß ich selbst noch nicht!" — Es ist für den Zeichner wohl sehr schwer, den Gesammtcharakter in einer einzigen Stellung wiederzugeben. Das Königliche in Grunerts Darstellung würde vielleicht bei mancher andern Stelle energischer zum Ausdruck gekommen sein. So etwa bei dem: „Wer regt sich?" — „Hör' mich, Natur!" — „Wer stockte meinen Diener?" oder: „Jeder Zoll ein König!" Und nun erst die Sterbescene des alten Löwen mit dem heißen Vaterherzen! —

In Tübingen, wo sich keine Bühne befindet, ist Grunert seit Jahren ein liebgewordener Gast und ein Freund der studirenden Jugend. Alljährlich wurde er bisher gebeten, in der Musenstadt dramatische Vorlesungen zu halten. So übernahm er auch den Vortrag des Oedipus auf Kolonos bei der Tübinger Aufführung der Mendelsohn'schen Compostition dieser Tragödie. „Hier zeigte sich abermals deutlich", urtheilt unser Aesthetiker Vischer — „wie es insbesondere bei der Darstellung von Werken des klassischen Alterthums höchst wesentlich ist, daß der Vortrag von dem Verständniß des Ideenkreises und der Motive einer vergangenen, aber in ihrem Inhalt und Kunststyl unsterblichen und ewig musterhaften Lebensform durchdrungen wird. Die Energie der Charaktergebung vereinigt Grunert hier mit der idealen Würde und Großheit, wie sie der monumentale Styl der Antike fordert."

Grunerts ausführliche Abhandlung über Macbeth soll noch in diesem Jahre gedruckt werden. Seine lyrischen Gedichte, von denen einige noch aus der Freiburger Zeit stammen, hat er leider nie gesammelt,

Digitized by Google

und wir können uns nicht versagen, eine Probe zu geben, in welcher der Künstler seine eigene Gesinnung einigermaßen belenchtet, ein einfaches Gelegenheitsgedicht, welches rasch entstand als Antwort auf einen Festgruß bei einer Feier in befreundetem Kreise. Es lautet:

Zu dem reichen Freudenkranze,
Den die lichtumfloss'ne Hand
Froher Götter in dem Glanze
Dieser Stunde lieblich wand,
Leg' ich keine Blüthenkrone,
Die in Farben glühend brennt,
Die an unsres Dichters Throne
Was wir fühlen, neu bekennt.

Nein, die blauen Blüthensprossen
Eines Reifes nur allein,
Das am Walde aufgeschossen,
Werf' ich in den Freudenwein.
Blätter, die die Eiche spendet,
Wind' ich um des Bechers Fuß:
Und mein Selam ist vollendet,
Fertig meiner Liebe Gruß.

Kennet Ihr die Blüthentraube
Jenes Blümchens „Ehrenpreis“?
Zu der Eiche heil'gem Laube
Flüstert es die Worte leis:
„Was ich biete, Dir gefall' es,
„Ehre sei es Dir zu blüh'n.“
— Deutschland, Deutschland über Alles!
Rauscht der Eiche köstlich Grün.

Und an unsre unsichtbare
Kirche betend hingewandt,
Träuft' ich vor dem Festaltare
Diesen Wein zum Opferbrand.
Flehe nur um ein Gelingen,
Nur um Kraft des Schicksals Gunst,
Jedes Opfer gern zu bringen
Der geliebten deutschen Kunst!

Noch umfassender spricht sich des Künstlers Gesinnung in einer gereimten Tischrede aus, die er bei einer festlichen Versammlung ehemaliger Thomasschüler in Leipzig hielt und die auf den Wunsch der alten Commilitonen gedruckt wurde.

Grunert erzählt da in humoristischer Weise, wie er besonders mit zwei kleinen Gymnasiasten schon früh treue Freundschaft geschlossen, mit einem „Bunten“ (einem externus, der sich nach Belieben kleidet) und einem „Schwarzen“ (alumnus, der auf der Schule wohnt und schwarz gekleidet sein muß). — Lang war er unschlüssig, ob er bei dem Bunten bleiben, ob sich „dem Schwarzen verschreiben“ sollte. — Weiter unten fährt er nun fort:

„Der Eine jener kleinen Freunde
Streut längst nun schon im Gotteshaus
Des Guten stillen Samen aus;
Der andere Genosse schwur
Der Themis alter Herrlichkeit,
Und in der Erdenkinder Streit
Sucht emsig er der Wahrheit Spur:
Und ich — der einmal schon bedacht,
Ob schwarz, ob bunt die rechte Tracht, —
Ich sprach: — was gut ist und was wahr
Stellt sich zugleich im Schönen dar!
So selg' ich jetzo nicht dem Einen
Der Freunde und dem Andern nicht,
(Sich selbst bestimmen ist hier Pflicht)
— Ich werde sie in mir vereinen!
Der hohen Schönheit reines Licht,
Ich will versuchen, es zu pflegen,
Die Kunst sei meines Daseins Segen,
Mein Leben werde zum Gedicht!
Bescheiden mög' es seitwärts blühen,
Sieht Einer d'rin nur Spiel und Tand;
Sucht Einer nach der Arbeit Mühen
Erheiterung an seiner Hand,
Den lad' es freundlich lächelnd ein;
Doch wer in seinem bunten Schein
Den Ernst erkennt, der es belebt,
Und wen es rühret und erhebt,
Dem zeig' es in des Bildes Hülle,
Des Fühlens und des Denkens Fülle, —
Dem leucht' es in die dunkeln Tiefen
Des Lebens, die dem Auge schliefen, —
Den heb' es mit dem mächt'gen Schwung
Der glühenden Begeisterung
Zu jenen lichten Regionen,
Wo aller Andacht Kinder wohnen,
Der reinen Freude Hochgenuß,
Das Mitgefühl und der Entschluß!“
— — So ahnt' ich dunkel ungefähr;
Das Denken — das kam hinterher. —
Ich trug zur Bühne hin den Drang,
Zu ringen dieses Leben lang,
In meiner Scheinwelt auch nach Wahrheit,
Aus der Gebundenheit zur Klarheit,
Um dem, den sicher Jeder preist,
Zu huldigen — **dem deutschen Geist**,
Dem tiefen, treuen und gewaltgen,
Dem edlen, freien, Zukunftshaltgen.
Und war gering nur, was ich that,
Es gab doch wohl ein Korn zur Saat;
Es gab den Muth, heut hin zu geh'n
Zu der geliebten alten Stelle,
Zu meiner Prima hoher Schwelle,
Und froh in's Auge Euch zu seh'n!

Der Redner traf in dieser Versammlung von 300 Männern, wenigstens 150 Theologen; er fühlte wohl mit richtigem Takte heraus, daß es ihm hier geboten war, auf den hohen Beruf der Bühne hinzuweisen, die nach Schiller mit Lehrstuhl und Kanzel die Erziehung des Menschengeschlechts vollendet. —

Digitized by Google

Von den Reverenzen.

(Aus der „Wunderlichen und wahrhaftigen Geschichte Philanders von Sittewald“)

von J. M. Moscherosch.

Kom herumb zu mir: waß? bistu ein Teütſcher? Ey was haſtu dann für ein närriſchen Wälſchen Gang, Sitten und Geberden an dir? waß wiltu? wo wiltu hin? biſtu närriſch worden? wie gehestu daher? alß woltestu dantzen oder ſpringen, und fechtelſt mit den Händen als ein Gaucker.

Was iſt daz für ein wunderliches Bücken und Ritſchen, mit dem Kopff, mit Händen und Füßen, mit dem gantzen Leib? Du ſchnappſt mit dem Kopff zu den Füßen wie ein Daſchen Meſſer, daß man auff und zu thut. Meynſtu, das ſolches einen Teütſchen Mann ziere? weiſtu was die Wälſchen ſelbſt von ihrem Gramantzen halten, welches du ihnen doch ſo närriſch nachäffeſt? meynſtu nicht, das ſie deiner Einfalt und doppelen Thorheit lachen? was meinſtu, das wir ſolches Buckens und Burtzlens allhie achten? die wir gewohnt ſind, drein zu ſchmeiſſen und zu ſchlagen als die Blinde, und mehr auff unſer Pferd und Vieh achten, als auff ſolche lumpenbeſſen.

Meynſtu unſere Vorfahren, die redliche Helden, wan ſie dich alſo ſehen ſelten, würden darvor halten, daß du ein Teütſcher wäreſt? O weh mein, ſie würden glauben, du wäreſt allererſt von Babel kommen, und weltеſt noch einmahl eine Zerrüttung mit den Gebehrden anfahen in der Welt. Was ſoll das Fingerlecken? das Händ- und Aunträhen? das von und zu dir zucken und drucken? das Ritſchen und Bucken?

Ihr Teütſchlinge! Ihr ungerathene Nachkömmlinge! was hülfft euch ſolch newe Unarth? Altes Weſen her! Alte Gebehrden her! In Hitz und Froſt übet euch, nicht in Schwincken und Schmucken. Alte Hertzen her! Alt Gelt her!

Wo iſt ewer Alt Gelt hinkommen; alß daß ihr ſolche newe Trachten und deſſen darumb erkaufft? und den Außländiſchen all ewre Mittel zu führet, ohn welche ſonſt ſie euch nimmermehr alſe würden bekriegen, undertrucken und bezwingen können.

All ſolch Bucken und Ritſchen, ſolch Händ- und Füß küſſen iſt erzwungen werck; wer ſich ſo gar Zimperlich ſtellet, der iſt ein Heuchler: entweders förcht er ſich, oder will etwas betteln, oder hat ein böß ſtuck im ſinn. Unter dieſen dreyen iſt allzeit eines gewiß. Wer Auffrecht und von Hertzen durchgehet, was darff er allererſt ſich alſo verſtellen? Die reverenzen ſind ein farb deß Hertzens, ein anſtrich; alles was angeſtrichen iſt, das iſt falſch und nichts werth: was offen iſt, das gehet ſchlecht zu, darff betrugs gar nicht.

Schillers Maria Stuart.

(Schluß von S. 119.)

Unter den ſchottiſchen Magnaten glänzte James Hepburn, Earl von Bothwell, durch ſchöne Geſtalt, männliche Kraft und einen in tauſend Gefahren bewieſenen Muth. Schon als Maria noch in Frankreich war, hatte er ihr ſeinen Beiſtand zugeſichert. Auf dieſen Mann richtete Maria in ihrer Bedrängniß ihre Augen, aus Bewunderung ſeiner perſönlichen Eigenſchaften ließ ſie ſich aber auch — ihre Briefe geſtatten darüber keinen Zweifel — in ein leidenſchaftliches Verhältniß mit ihm ſertreißen. Bothwell erwiderte ihre Liebe ſchlecht, ihm war es nur um die Macht zu thun. Er beſchloß, den König zu ermorden und ſich an ſeine Stelle zu ſetzen. Welchen Antheil Maria an der That hatte, läßt ſich nicht entſcheiden, aber zum Grauſen ihres Landes und ganz Europa's reichte ſie trotz der Beſchwörungen ihrer Freunde dem Mörder ihres Gatten nach kurzer Zeit ihre Hand. Die Lords, die Riccio's Einfluß nicht ertragen hatten, erhoben ſich auch gegen Bothwell; nach einem unglücklichen Kampfe rettete er ſich durch die Flucht und lebte nachher als Abenteurer auf den Inſeln im Norden Schottlands. Die ſchottiſche Krone wurde dem Kinde Maria's unter dem Namen Jakob VI. übertragen und Maria ſelbſt eilte ohne weibliche Begleitung, Tage lang ohne eine andere Nahrung als ſchottiſches Haferbrod, in der ärmlichſten Verfaſſung nach England, um bei Eliſabeth Beiſtand gegen ihre rebelliſchen Unterthanen zu ſuchen, nach deren Demüthigung ihre Seele verlangte.

Eliſabeth gewährte ihr nicht nur dieſen Beiſtand nicht, ſondern hinderte ſie auch nach Frankreich zu gehen, und ließ ſie ſogar als Gefangene behandeln. Eine Erklärung dieſes kraſſen Mißbrauchs des Vertrauens, der durch keine Rückſichten der höheren Politik zu entſchuldigen iſt, bieten die damaligen Weltverhältniſſe. So ſehr auch Eliſabeth das

Digitized by Google

Betragen der schottischen Lords gegen ihre Königin persönlich mißbilligen mochte, so waren diese doch in den großen Gegensätzen der Welt ihre Verbündeten. Es war die Zeit, in der die Waffen Philipps in den Niederlanden die Oberhand gewannen, die protestantische Bewegung in Frankreich beinahe unterdrückt war: die Restituirung Maria's wäre jedem Interesse Elisabeths entgegen gewesen.

Maria übte in ihrer Kerkerhaft einen höchst bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten Englands und Europas aus. Ihr rastloser Geist war in ewiger Thätigkeit, stets finden wir sie in schneidendem Gegensatz zu ihrer wirklichen Lage mit weit aussehenden Plänen beschäftigt. Sehr viele Engländer auch protestantischen Bekenntnisses, sahen in ihr die rechtmäßige Erbin des Thrones; das ganze katholische Europa knüpfte an ihren Namen die Hoffnung auf die Wiederherstellung der Glorie der Kirche. Maria gehörte mit ihrem ganzen Wesen dem alten System des Denkens und Glaubens an, Elisabeth vertrat die neue Ordnung der Dinge.

Maria's Aufenthalt in England veranlaßte eine große Anzahl Verschwörungen gegen das Leben Elisabeths. Beinahe in allen gesellt sich das religiöse Motiv zu dem politischen und wir finden, daß bei den meisten Philipp, der Verkämpfer des katholischen Princips, seine Hand im Spiel hatte. Schon im Jahre 1569 erhob die katholische Partei unter Führung der Neville's, Percy's und Clifford's sich im offenen Aufstande, Elisabeths Regierung war aber gut begründet und ihr Feldherr Ratcliff, Earl von Sussex, errang einen vollständigen Sieg. Die religiöse Gährung erhielt bald darauf neue Nahrung durch die Excommunikationsbulle, die der Papst Pius V. gegen Elisabeth erließ; das Parlament von 1571, das die Königin in eigener Person, den goldenen Reif im Haar, mit allem Schaugepränge der Macht eröffnete, gab ihr die überschwenglichsten Versicherungen loyaler Ergebenheit und ergriff die strengsten Maßregeln für ihre Sicherheit. Durch große Schaaren religiöser Flüchtlinge, die aus Frankreich und den Niederlanden nach England kamen, wurde die Bewegung auf das Aeußerste gesteigert, die in dem Aufstande des Thomas Mowbray, Herzogs von Norfolk, ihren Ausdruck fand. Norfolk, einer der vornehmsten Magnaten Englands, faßte den Plan, sich mit Maria zu vermählen und den Thron Englands zu besteigen. Die Seele des Unternehmens war Ridolphi, ein italienischer Wechsler, den der Papst mit Vollmacht an Maria geschickt hatte. Doch die wachsamen Minister Elisabeths entdeckten das Komplott, bevor es zur Reife gediehen war. Norfolk mußte seinen Ehrgeiz mit dem Tode büßen; der Königin Maria wurde von dem Grafen Shrewsbury, in dessen Gewahrsam sie sich damals zu Sheffield befand, eine strengere Haft angekündigt.

Durch den Sieg von Lepanto, den Don Johann von Oesterreich erfocht, wurden die Hoffnungen der katholischen Welt von neuem belebt. Zwischen dem Papst und Philipp ist über den Plan unterhandelt worden, daß Don Johann das westliche Europa mit Gewalt der Waffen der Kirche wiedergewinnen und als Gemahl Maria Stuarts sich des Thrones von England bemächtigen solle.

Alle Ansprüche Maria's auf den englischen Thron wären übrigens erledigt gewesen, hätte Elisabeth Leibeserben gehabt, deßhalb war um diese Zeit sehr ernstlich im englischen Staatsrath von einer Vermählung Elisabeths mit dem jüngsten Sohn Katharina's von Medici, der schon nach England hinübergekommen war, die Rede; aus andern politischen Erwägungen erklärte sich jedoch der Staatsrath gegen die Verbindung.

Die folgenden in Maria's Interesse gegen Elisabeth unternommenen Attentate gehen von dem Orden der Jesuiten aus; im Jahre 1584 mußte Francis Throkmorten sterben, im nächstfolgenden Jahre Parry. Schon 1579 war im Parlament ein Gesetz in Anregung gebracht, welches Personen, die sich an Kompletten gegen das Leben der Königin betheiligten, ihrer Successionsrechte für verlustig erklären sollte. Nach Parry's Attentat, als die Stimmung der Nation sich in einer großen feierlichen Association zur Sicherung des Lebens der Königin Elisabeth offenbarte, trat dieses Gesetz durch Parlamentsbeschluß wirklich in Kraft; ersichtlich gegen Maria Stuart gegeben, ertheilte es der Königin die Befugniß, eine Kommission von mindestens 24 Mitgliedern zur Prüfung des vorliegenden Falles zu ernennen. Als das Komplott von Savage und Babington entdeckt und Maria's Verbindung mit dem letztern unzweifelhaft bewiesen war, glaubte der Staatssekretär Walsingham, vor dessen Ressort die Untersuchung der Verschwörungen gehörte, daß der im Gesetz vorgesehene Fall eingetreten sei. Die Kommission wurde ernannt und trat in Fotheringhay, dem alten Schlosse der Prinzen des Hauses York, wohin Maria gebracht war, zusammen; unter Vorbehalt ihrer Rechte unterwarf sich Maria dem Verhör, sie gestand alle ihr zur Last gelegten Vergehen nach und nach zu, nur läugnete sie jede Theilnahme an einem Attentate gegen Elisabeths Leben. Die Kommission entschied, daß dies in der Sache nichts ändere und verurtheilte sie zum Tode. Doch Elisabeth zögerte mit der Bestätigung des Urtheils, obwohl es vom Parlament gebilligt war; sie schloß sich derjenigen Partei ihres geheimen Rathes an, die meinte, daß eine strengere Haft eine genügende Strafe sein würde. Erst als man noch einem neuen, von dem französischen Gesandten Anbespine angezettelten Komplott auf die Spur gekommen war, gewann bei ihr die Sorge für die eigene Sicherheit die Oberhand und sie unterzeichnete das Urtheil mit raschem Federzug.

Damit waren ihre widerstrebenden Gefühle jedoch keineswegs zum Schweigen gebracht. Sie gerieth auf den Gedanken, daß ihr nach gefälltem Urtheil eine geheime Hand die Vollstreckung ersparen könne: dem Hüter Maria's, Paulet, ist ein dahin gehender Antrag gemacht, aber von dem rechtschaffenen Puritaner mit Unwillen zurückgewiesen worden. Auch nach der Unterzeichnung glaubte sie die Sache noch

Digitized by Google

in der Hand zu behalten, da es Sitte war, bei ihr noch einmal anzufragen. Das hielt aber ihr Secretär Davison, der ihr Schwanken bemerkte, nicht für gerathen, er übergab das unterzeichnete Urtheil Burleigh, dieser setzte den geheimen Rath davon in Kenntniß, und dieses Kollegium nahm es auf sich, dasselbe nach Fotheringhay abgehen zu lassen.

Am 8. Februar 1587 wurde Maria in der Halle von Fotheringhay hingerichtet. Die Seelenruhe, mit der sie sich in ihr Schicksal fügte, macht der Unschlüssigkeit Elisabeths gegenüber einen großartigen Eindruck; sie starb einer Königin würdig. Das Unglück ihres Lebens war ihr Anspruch auf den englischen Thron; dieser, gepaart mit ihrer glühenden Leidenschaftlichkeit und ihren religiösen Ideen, hat sie zu allen ihr mit mehr oder weniger Grund zur Last gelegten Vergehen getrieben.

Elisabeth wurde von der Nachricht ihres Todes wahrhaft überrascht, sie gab sich einem ungeheuchelten Schmerze hin. Davison hat seine Abweichung von der hergebrachten Form in langer Kerkerhaft büßen müssen, und sogar der unentbehrliche Burleigh erlangte nur mit Mühe Verzeihung.

Elisabeth überlebte ihr Gegnerin um sechszehn Jahre. Trotz mannigfacher Schwächen ist ihr Name unauflöslich mit dem Ruhme Englands verknüpft; sie ist eine entschieden große Gestalt in der Geschichte; sie liebte und pflegte Poesie und Wissenschaft: Spencer, Shakespeare und Bacon gehören zu ihren Bewunderern.

Unter den andern Personen in Schillers Drama sind noch Leicester und Burleigh zu erwähnen. Leicester ist weder als Staatsmann noch als Feldherr ausgezeichnet, aber zu Niemanden hatte die Königin ein größeres Vertrauen, ja persönliche Neigung kettete sie an ihn. Elisabeth wußte wohl, daß ihr Verhältniß zu ihm Anlaß zu manchen bösen Gerüchten gäbe; sie liebte es, die Gesandten der fremden Mächte in ihre Zimmer zu führen, zum Beweise, wie unmöglich es ihr sei, irgend Jemand ohne Zeugen zu sehen, und es kann kein Zweifel sein, daß die Skandalgeschichten jeglichen Grundes entbehren.

Burleigh war kein staatsmännisches Genie ersten Ranges, aber ein Mann von unglaublicher Arbeitskraft und klarem politischem Blick. Englands Stellung Spanien gegenüber hat Niemand so richtig erkannt als er. —

Nach diesem Abriß des historischen Charakters der beiden Königinnen wenden wir uns zu einer gedrängten Zusammenstellung der Abweichungen von der Geschichte in dem Schiller'schen Drama. Schillers Maria ist als ein schönes, liebenswürdiges Weib gezeichnet, welches die Verirrungen der Jugend in langer, schwerer Kerkerhaft abbüßt und über dieselben tiefe Reue empfindet. Alle politischen Motive liegen ihr fern; nur um ihre persönliche Rettung ist es ihr zu thun. Während die historische Maria neunzehn Jahre im Kerker schmachtete und das fünfundvierzigste Jahr erreicht hatte, als sie jeder Schönheit beraubt, gezwungen wurde, vom Krankenlager sich zu erheben und das Schaffot zu besteigen, übt die Schiller'sche Maria, die sich der Dichter im Alter von einigen dreißig Jahren denkt, durch ihre Reize einen unwiderstehlichen Eindruck auf jeden Beschauer aus. Mit großer poetischer Kunst bringt Schiller den Zauber ihrer Schönheit durch die Schilderung ihrer Wirkungen zur Anschauung; nicht nur die Schaaren jener, die für sie in den Tod gingen, sondern auch Mortimer und Leicester werden von ihr hingerissen. Um diese Verstellung nicht zu schwächen, wird auch Maria's Sohn, der bei ihrem Tode zwanzig Jahre alt war und unter dem Namen Jakob VI. den Thron von Schottland inne hatte, nur einmal im Vorbeigehen erwähnt. Die Größe ihrer Vergehen weiß der Dichter dadurch in der Seele des Lesers zu mildern, daß er sie in eine längst vergangene Zeit zurückversetzt. Unser Mitleid wird erregt, da wir Maria unschuldig leiden sehen; denn sie leidet nur wegen der Verschwörung Babington's, an der die Schiller'sche Maria durchaus keinen Theil hat; sie büßt nur die Sünden ihrer Jugend. Die Schiller'sche Maria ist blos Weib, ein Ideal von Anmuth und religiösem Sinne, dessen Reiz durch menschliche Schwächen nur gesteigert wird, nicht Königin; die königliche Würde dient dem Dichter nur zur Erhöhung seiner Heldin und als Kontrast. Auch darin ist Schiller von der Wirklichkeit abgewichen, daß er seine Maria mit einer zahlreichen Begleitung und großen Schätzen nach England zurückkehren läßt.

Maria's Gegensatz in jeder Beziehung ist Elisabeth, „die königliche Heuchlerin". Nicht politische Nothwendigkeit, nicht das ungestüme Drängen ihres Volkes, nicht Maria's rastloses Intriguiren bestimmten sie, ihre Gegnerin zu vernichten, sondern verletzte Eitelkeit und Eifersucht. Elisabeth erscheint klein und verächtlich, sie hat nur Glück und Macht vor Maria voraus, in allem andern steht sie ihr nach. Weder war Maria so schön, als Schiller sie zeichnet, noch Elisabeth so häßlich; jene war eine reizende, feurige Brünette, mit lieblichen, obwohl minder bedeutenden Zügen; diese war größer, hochblond und durch die überall hervortretende Ueberlegenheit ihres Geistes für gewöhnliche Männer weniger anziehend. Daß von einem eigentlichen Unrecht, welches Maria durch ihre Verurtheilung erfuhr, kaum die Rede sein könne, ist bereits angedeutet; ihr Tod war der entschiedene Wille der Nation, nicht Elisabeths freier Entschluß; in dem letzten Momente überschritt Davison seine Befugniß.

Als Maria beschloß, sich zum zweiten Mal zu vermählen, schlug ihr Elisabeth selbst Leicester zum Gemahl vor; von einem späteren Verhältniß Leicesters zu Maria weiß die Geschichte nichts. Mortimer ist eine rein fingirte Persönlichkeit; die Zusammenkunft der beiden Königinnen ist desgleichen unhistorisch und beinahe alle Umstände des fünften Aktes sind frei erfunden. Dem historischen Burleigh lag auch jeder persönliche Groll gegen Maria fern; er forderte ihr Haupt nur im Interesse der Ruhe Englands und Europa's.

Digitized by Google

Läßt man die Geſchichte unberückſichtigt und betrachtet man die Schiller'ſche Tragödie nur als aus ſich ſelbſt zu begreifendes Kunſtwerk, ſo erſcheint ſie als eine der gelungenſten Schöpfungen Schillers. Die Organiſation iſt bei der großen Einfachheit des Sujets mit bewundernswürdiger Kunſt angelegt; trotzdem daß Maria's Schickſal ſchon im erſten Akt entſchieden iſt, ſteigert der Dichter unſere Aufmerkſamkeit doch von Akt zu Akt. Maria Stuart iſt kein Weltdrama wie Wallenſtein, ſondern ein leidenſchaftliches Perſonenſtück und in dieſer Beziehung mit Recht von Frau von Staël die pathetiſchſte

Eliſabeth.

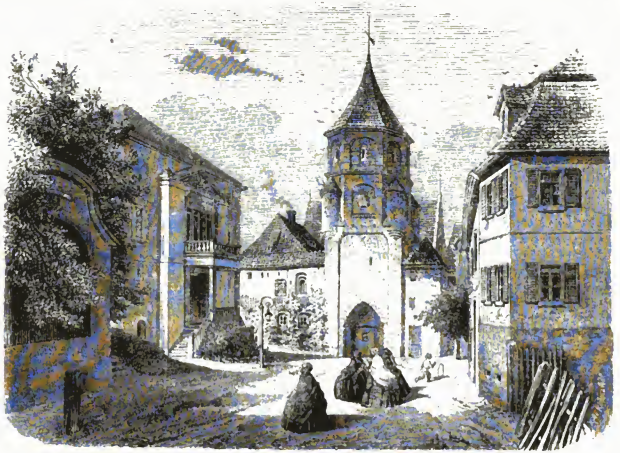
der deutſchen Tragödien genannt. Wenn auch das perſönliche Element die Baſis des ganzen Stückes iſt, ſo zeigt uns doch der Dichter in meiſterhafter Weiſe die großen Gegenſätze der Weltkämpfe, in denen ſeine Individuen wurzeln, gleichſam in Hintergrunde und als treibendes Princip. Die Hauptfigur, um die ſich alle andern wie Trabanten bewegen, iſt die Königin von Schottland; die Geſchichte vermag es nicht, ſie von ſchweren Vergehen loszuſprechen, dem Dichter aber ſtand es frei, aus ihr ein leidendes Weib zu geſtalten, welches uns durch ſein Schickſal Thränen theilnehmender Liebe abnöthigt.

Digitized by Google

Biberach.

(Mit einer Scene in Farbendruck.)

Wer auf der Eisenbahn von Ulm nach Friedrichshafen am Bodensee reisen will, der gelangt bei dem stattlichen Schlosse Erbach über die Donau und befindet sich auf der sechs Stunden langen, in schnurgerader Richtung sich hinziehenden Bahnstrecke, an deren Ende die alte ehemalige Reichsstadt Biberach liegt. Die Stadt mit ihrer Umgebung bietet vom Bahnhof aus gesehen einen hübschen Anblick dar. Sie ist an eine Anhöhe des freundlichen Rißthales, den Gigelberg angelehnt, der mit zwei durch eine Mauer verbundenen Thürmen gekrönt ist, so daß man zuerst meint, die Stadt sei durch eine Burg beschützt. Allein dem ist nicht so; hinter der Mauer befindet sich ein tiefer Graben und jenseits desselben ein schöner Spaziergang mit reizenden Anlagen, wie sie nicht leicht eine Stadt



Riedlinger Thor in Biberach.

von gleichem Umfang aufzuweisen hat. Wann Biberach erbaut worden ist, liegt in tiefem Dunkel. So viel scheint gewiß, daß die Römer hier keine Niederlassung hatten; denn es findet sich keine Spur einer solchen weder hier noch in der nächsten Nähe. Dagegen stand der Sage nach unfern der Stadt an der Warthauser Halde die Kesselburg, von der man noch den Graben sieht. Diese Burg wurde aber im 10. Jahrhundert von den Ungarn zerstört, deren Andenken sich auch noch in dem Plankenthale bei Buchau (vallis planctus, Thal der Klage) erhalten hat, wo die Mannschaft von Oberschwaben ihrem Anfall in einer schweren Schlacht erlegen sein soll. Die erste sichere Nachricht über Biberach hat man im 13. Jahrhundert aus Anlaß der Stiftung des Biberacher Hospitals durch die Edeln Hultrich und Hellwig von Essenderf (1239). Wahrscheinlich war Grund und Boden der Stadt ursprünglich Reichsgut oder ein Theil der ausgebreiteten Welfischen Besitzungen, und ging später an das Hohenstaufische Kaiserhaus über. Hier entstand wohl unter dem Schutz einer Burg, vielleicht gleich nach den Einfällen der Ungarn, ein ummauerter Ort, in welchem sich eine Anzahl edler Geschlechter mit ihren Hörigen niederließ; in der Folge, ohne Zweifel unter den Hohenstaufen, erhielt der Ort Stadtrechte, welche 1274 durch Rudolf von Habsburg bestätigt wurden, und die kaiserliche Stadt wurde allmählig, da diese Rechte sich mehrten, zur freien Reichsstadt. Einen entscheidenden Schritt hiezu that sie unter Ludwig dem Baier, der ihr 1331 das Recht ertheilte, schädliche Leute zu richten, wie auch alle in der

Stadtobrigkeit liegenden Güter zu besteuern. Dagegen erhoben die Geschlechter Beschwerde, allein vergeblich, und hieraus erhellt, daß die Stadt in dieser Zeit, wie andere Städte, z. B. Ulm, nicht blos zur Reichsfreiheit sich erhob, sondern daß neben den Geschlechtern bereits auch die Zünfte Theil am Stadtregiment errungen hatten. Denn im Anfang waren blos die adeligen Geschlechter, als ursprünglich schöffenbar freie Leute, Vollbürger und zur Theilnahme an der Stadtregierung berechtigt. Allein Gewerbe und Handel bereicherten das Volk; Handwerker und Kaufleute lösten ihre Lasten bei den Geschlechtern ab und verlangten nun auch Theil an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Dieses Streben begünstigte am meisten von allen Kaisern Ludwig der Bayer. Denn der Adel auf dem Lande und die Geschlechter in den Städten hielten es mit seinem Gegner Friedrich von Oestreich; das Volk in den Städten aber stand auf seiner Seite. Mit dem Siege der Zünfte entstand nun in den Städten eine eigenthümliche Veränderung. Viele Geschlechter, die sich in die neue Wirthschaft nicht finden konnten, verließen die Städte, zogen auf ihre Güter auf dem Lande und reihten dem Landadel sich wieder an, zu dem sie ursprünglich gehörten, so z. B. in Ulm die Umgelder, welche nach Oberstetzingen zogen, die Herren von Ulm, die in dem ihnen gehörigen Erbach ihren Sitz nahmen u. a. Es gab aber auch Geschlechter, welche an die Bewegung sich anschlossen und in der Stadt blieben. Diese, obschon von dem Adel schief angesehen und kaum mehr für turnierfähig erkannt, standen dafür bei dem Volk in desto größeren Ehren, als Zunftmeister, Rathsherren, Stadtschreiber, Bürgermeister, Kriegshauptleute, wie z. B. in Ulm die Besserer, Schad, Kraft, Valdinger, Ehniger u. a. Als Kriegshauptleute zeichneten sich in Ulm vorzüglich aus Heinrich und Konrad von Besserer, von denen ersterer bei Altheim (1372), der andere bei Döffingen im Kampfe gegen Eberhard II. von Württemberg in den Städtekriegen ihr Leben ließen. In diesen Kriegen handelte es sich hauptsächlich darum, ob hinfüro auch in Schwaben, wie in der Schweiz eine freie Eidgenossenschaft sich bilden und die Fürstenmacht abierben, oder ob die Macht der Fürsten sich behaupten und auf Kosten der Städte wachsen sollte. An diesen Kriegen, in denen der Sieg auf Seite der Fürsten blieb, nahm auch Biberach eifrigen Antheil, und seine Mannschaft blutete mit der von Ulm auf dem Schlachtfelde zu Döffingen, zwei Jahre, nachdem Oestreichs Banner dem Gewalthausen der schweizer Eidgenossen bei Sempach unterlegen war. Standen aber die Städte im Kampfe dem Adel und den Fürsten entgegen, dem Kaiser und Reich waren sie allezeit treu. Dieß bewies Biberach insbesondere im 15. Jahrhundert. Denn als Maximilian von Oestreich, der Sohn Kaiser Friedrichs III., im Jahr 1488 von den stolzen Bürgern von Brügge gefangen gesetzt wurde, sammelte der Kaiser zur Befreiung seines Sohnes ein Reichsaufgebot zu Köln am Rhein. Bei der Musterung fiel ihm ein Fähnlein auf in schwarzer Kleidung und Rüstung. Auf die Frage, was das zu bedeuten habe, antwortete Godeschalk von Glockh, Hauptmann gemeiner Stadt Biberach, daß selbige Stadt „aus tragender Condolenz wegen königlicher Verhaftung“ dieses Fähnlein gerüstet habe. Der Kaiser erfreut über „solche Compassion“ befahl dem Hauptmann, sich eine Gnade für die Stadt auszubitten, und Herr Glockh wünschte, daß Biberach die rothe Krone des blauen Bibers in seinem Wappen nebst dessen Klauen vergelden dürfe. Friedrich gestattete einen ganz goldenen aufrechtstehenden Biber im blauen Felde, den noch heute die Stadt im Wappen führt. Annalist Ernst v. Pflummern, dem wir diese Nachricht verdanken, fügt aber bei: „es soll dieje als des Biberacher Hauptmanns begehrte und impetrirte Bitte einen Rath nit sonderlich erfreut haben, wollten lieber auf nützliche Weise, als mit Begnadigung ein Zolls oder Begelds ihrer Kriegsklage halber ein memoriam gehabt haben.“— Eine bleibende Spaltung brachte im 16. Jahrhundert die Reformation in die Stadt. Denn bald fand die neue Lehre in derselben starken Anhang. Wie es in Biberach in dieser Zeit gährte, das sehen wir schon beim Ausbruch des Bauernkriegs. Denn als am 9. Februar 1525 zwei Stunden von der Stadt im Ried bei Baltringen der sogenannte Baltringer Haufe sich sammelte und die ersten Gewaltschritte that, führten die Biberacher Bürger den Bauern selbst Lebensmittel zu. Namentlich wird von zwei Bäckern aus Biberach, Veit Tregelin und Alexander Steffen, erzählt, daß sie mit Brod und Wein im Ried gewesen seien und geschürt haben. „Die Bauern“, sprachen sie, „sollen nur fortfahren in ihrem Vorhaben und sich nicht trennen. Ehe 3 Tage vergehen, werde die Gemeinde in der Stadt die Obrigkeit über die Mauer hinauswerfen und mit den Bauern gemeine Sache machen.“ Allein der Rath hatte das Heft fest in der Hand. Biberach öffnete den Bauern seine Thore nicht, wie Memmingen und andere Städte, und ließ den Sturm an sich vorüberbrausen. Bald zog auch der Truchseß Georg von Waldburg, nachdem er den Ulmerhaufen bei Leipheim geschlagen, von Erbach her über die Donau das Rißthal herauf, und die Bauern büßten ihrer ihre Auflehnung. Man nahm ihnen ihre Wehren und Harnisch und schickte sie mit weißen Stäben in der Hand heim: 684 Bauern der Biberacher Hospitalorte wurden je um 8 Gulden bestraft; die Baltringer je um 16 Gulden. Den Hauptmann Hans Wanner von Warthausen fing der von Stadion und „weg ihn fast sehr, so daß ihm die Arme glänkerten“, und strafte ihn um 200 Gulden dazu. Wsbrend aber hier die Stadt eine strenge Reaktion handhabte, schloß sie sich im Jahre 1529 dem Fortschritte entschieden an. Denn als wegen des der Sache der Evangelischen so nachtheiligen Reichstagsschlusses zu Speyer in Biberach Mann für Mann abgestimmt wurde, erklärten sich blos 70 (darunter 13 Geistliche und 14 von den Geschlechtern) für den Ab-

Digitized by Google

Landleute aus der Gegend von Biberach

Stuttgart Verlag v. Krais & Hoffmann

Digitized by Google

schied. Die ganze übrige Bürgerschaft schloß sich der Protestation der Evangelischen an. Wie Ulm und die andern oberländischen Städte neigte sich auch Biberach von Anfang an mehr der zwinglischen als der lutherischen Lehre zu, was aber die beklagenswerthe Folge hatte, daß mit der Reformation durch Oekolampadius von Basel, Bucerus von Straßburg und Ambrosius Blaurer von Konstanz eine grenzliche Bilderstürmerei sich verband (1531). Wie in Ulm eine schanddare Verwüstung über das Münster erging, so wurden auch in Biberach die Pfarrkirche und die verschiedenen Kapellen ihres Schmuckes beraubt und zahlreiche unschätzbare Denkmale der Malerei und Bildschnitzerei auf die schnödeste Weise vernichtet. In der obern Kapelle, welche im jetzigen katholischen Meßnerhaus*), sich befand, wurden allein 30 Gemälde, das Leiden Christi vorstellend, abgethan. Einige Kapellen wurden gänzlich zerstört, darunter die St. Wolfgangskapelle, in welcher die ganze Wand mit der Legende des Heiligen bemalt war. Es stand diese Kapelle auf dem Berge, wo jetzt die Linde steht, von wo aus man bei klarem Horizonte südlich die ganze Alpenkette vom Glärnisch bis zur Zugspitze im Prospekt hat. Erst 1536 unterzeichnete Biberach mit Ulm die Wittenberger Concordie und trat definitiv dem Bunde der Evangelischen bei, hatte aber sofort auch Theil an der Demüthigung, welche Kaiser Karl V. nach der unglücklichen Wendung des schmalkaldischen Kriegs über die oberländischen Städte verhängte. Biberach mußte dem Kaiser 30,000 fl., dem König Ferdinand 15,000 fl. bezahlen, eine spanische Besatzung einnehmen und die Wiedereinführung der katholischen Religion in der Pfarrkirche sich gefallen lassen. Auch wurde die Zunftregierung abgeschafft und das Stadtregiment auserwählten Geschlechtern übergeben. Noch härtere Trangsale ergiengen über Biberach im 30jährigen Kriege, in welchem die Stadt abwechselnd in den Händen der Kaiserlichen und der Schweden war. Sie hielt in diesem Kriege mehrere Belagerungen aus, und noch sind die Spuren der schwedischen Kugeln am weißen Thurme zu sehen, welcher übrigens dem Angriff trotzte, während eine Bresche vom Gigelthurme hinab bis zum heutigen Gymnasium den Angreifenden den Eingang in die Stadt öffnete. Einmal wehrten die evangelischen Bürger im Verein mit einer schwedischen Besatzung einen gewaltigen Angriff eines kaiserlichen Streifcorps von 4000 Mann unter dem Kriegscommissär Ossa ab, bei welchem Ossa mit einem Verlust von 400 Mann abziehen mußte. Nach diesen Kriegsstürmen kam die Pest. 1635 wurden in der Stadt täglich 20 — 30 Personen begraben, in der Umgegend wurden ganze Dörfer verödet. Unter dem fortdauernden Elend verstummte sogar die Uneinigkeit der Parteien, welche früher abwechselnd Bedrücker und Unterdrückte gewesen waren. Gegen das Ende des Kriegs litt Biberach insbesondere auch noch durch die Franzosen und noch nach dem westphälischen Frieden, welcher die Stadt in die Reihe der paritätischen Reichsstädte setzte, hatte sie eine Besatzung von Schweden unter dem Obristen Jordan so lange, bis sie ihren Antheil an den schwedischen Entschädigungsgeldern mit 25,000 fl. abgetragen hatte. Aber nun folgte eine Zeit fortdauernden confessionellen Haders, Processe auf Processe, Commissionen auf Commissionen, bis im Anfang des 18. Jahrhunderts der spanische Successionskrieg ausbrach, in welchem vorzüglich in den Jahren 1702 — 1704 Schwaben der Kriegsschauplatz war. In diesen zwei Jahren allein hatte Biberach einen Schaden von 719,994 fl. an Contributionen und Naturallieferungen. Aber auch noch das Jahr 1707 brachte der Stadt schwere französische Einquartierung und drückende Brandschatzungen. Ungleich größer waren aber die Opfer, welche die Revolutionskriege am Ende des 18. Jahrhunderts der Stadt und Umgegend auferlegten. Der Schaden, der die Stadt und Landschaft Biberach in den Jahren 1795 bis 1800 traf, wird auf 2,017,392 fl. berechnet. Im Jahre 1796 wurden bei Biberach die schwäbischen Kreistruppen von den Kaiserlichen entwaffnet. Die Offiziere waren in der Stadt, plötzlich sahen sich die Kreistruppen in ihrem Lager auf der Birkenhardter Höhe von östreichischen Truppen mit imponirender Artillerie umringt, und es blieb ihnen nichts übrig, als die Waffen zu strecken. In der nämlichen Zeit wurde das berühmte Zeughaus in Ulm auf Befehl des Erzherzogs Karl geleert, damit die Franzosen die Geschütze und Vorräthe nicht bekommen sollten. Am 2. Oct. 1796 erreichte General Latour den General Moreau auf seinem Rückzug bei Biberach; aber dieser brachte ihm in der Nähe der Stadt eine tüchtige Schlappe bei und setzte seinen Rückmarsch nach Frankreich fort. Am 9. Mai 1800 drängte Moreau den kaiserlichen General Kray durch die Stadt über das Rißthal. In der Stadt selbst wurde an diesem Tage gefochten und theilweise geplündert. Der Sturm auf die Höhen beim evangelischen Gottesacker und Wettenberg zu kostete die Franzosen anfangs viele Leute. Allein von Ummendorf her, wo noch jetzt jener Zeit her ein Hügel den Namen „Kanonenberg“ trägt, wurde Kray's linker Flügel umgangen und das Treffen entschieden.

Augenzeugen dieser Ereignisse sind in Biberach noch am Leben; unter diesen der heitere, alte, rühmlich bekannte Genremaler Pflug, welcher gar viel von diesen Geschichten zu erzählen weiß. Er hat mehrfach Scenen aus diesen Kriegen zum Gegenstand seiner Gemälde genommen, die zum Theil in einem Humor gehalten sind, der an den wackern tiroler Maler Koch erinnert. Sonst hat Pflug vorzüglich das oberschwäbische Volksleben zu seinen Sujets gewählt, und die Scene, welche hier in Farbendruck beigegeben ist, hat ein ehemaliger Schüler Pflugs ausgeführt, welcher auf der Stuttgarter Kunstschule seine Studien fortsetzte. Ueberhaupt

*) Dieses Meßnerhaus war die alte Pfarrkirche; die obere Kapelle war die alte Kirche; unter ihr befand sich die untere Kapelle, eine Krypta.

Digitized by Google

hat Pflug vielen jüngern Künstlern Anregung gegeben. Unter diese gehört auch der sehr tüchtige Lithograph Emminger, früher in Biberach, jetzt in München, dessen Städte- und Landschaftsbilder allgemein geschätzt sind. Aber auch sonst hat Biberach Meister in der Malerei aufzuweisen, die einen Namen haben, z. B. den Conservator Keller am Museum in Berlin, den leider zu früh vollendeten Professor Dieterich an der Kunstschule in Stuttgart, und den Professor Neher an eben dieser Anstalt. Von Dieterich befindet sich ein nachgelassenes Gemälde (Jesus im Sturm) in der Pfarrkirche in Biberach, ein heiliger Martin in eigenthümlicher Auffassung*) in der Pfarrkirche in Schemmerberg (an der Eisenbahn zwischen Laupheim und Biberach). Neher hat sich einen bleibenden Namen gemacht durch den Einzug Kaisers Ludwig von Bayern am Harthor in München und durch seine Gemälde in Weimar. Zu den bildenden Künstlern, welche Biberach aufzuweisen hat, gehören auch die beiden Edelsteinschneider Schaupp († den 20. Nov. 1757) und Natter († in St. Petersburg 1763). Von ersteren rührt eine kostbare Sammlung von 200 in Carneol geschnittenen Bildnissen der römischen Kaiser her; die Arbeiten des letztern werden denen der Alten gleichgestellt. Als Componist für Kirchenmusik und Kirchengesang glänzt unter den berühmten Biberachern Justin Heinrich Knecht (geb. 1752 † 1817). Der berühmteste Biberacher aber ist unstreitig der Dichter Christoph Martin Wieland (geb. 1733 in dem Biberacher Hospitalorte Oberholzheim bei Laupheim, † 1815 in Weimar). Später kam sein Vater als Geistlicher nach seiner Vaterstadt Biberach, wo Wieland den größern Theil seiner Jugend zubrachte. Von 1760—1769 war Wieland Senator und Kanzleiverwalter in Biberach, und noch zeigt man ein Gartenhäuschen, in welchem Wieland gedichtet haben soll. Doch gefiel er sich besser am Hofe des Grafen von Stadion in Warthausen als in seiner Kanzlei, und in eigenthümlicher Weise hat er später seinen Erinnerungen an seinen Aufenthalt in Biberach den Ausdruck gegeben in seinen Abderiten, begreiflich zu nicht großer Erbauung seiner Mitbürger. Allerdings mag dem Schwunge des Dichters das Leben in der kleinen beschränkten Reichsstadt, verbunden mit der Trockenheit der Amtsgeschäfte, oft allzukleinlich und profaisch vorgekommen sein. Dabei fehlte es in damaliger Zeit in Biberach, auch abgesehen von den paritätischen Verhältnissen, nicht an Intriguen, unter denen dem Dichter in einem später indiscreter Weise gedruckten Privatschreiben im Unmuth das Wort entfiel, das man ihm hoch anrechnete: er komme sich vor, wie Adam im Paradiese, „„allein unter lauter Bestien!““ ein Wort, welches an den Philosophen Johann Jakob Wagner von Ulm erinnert, der in einer gewissen Zeit in Würzburg sich mit dem Taucher von Schiller verglich, „unter Larven die einzige fühlende Brust!“ Während Wielands Aufenthalt in Biberach (1760—1769) wurde, um nur Ein Beispiel anzuführen, der junge talentvolle bereits zum Prediger daselbst designirte Brechter vom Predigtamte durch eine erbitterte Gegenpartei verdrängt, weil ein herumziehender Quacksalber beim Heimgehen von Brechters Probepredigt ausgesagt hatte, der habe einmal bei ihm den Hanswurst gemacht, was wirklich auch während Brechters Studienzeit in heiterer akademischer Laune geschehen sein soll. Wieland nahm lebhaften Antheil am Schicksal Brechters, und vermittelte es durch den Grafen Stadion, daß Brechter von dem Grafen v. Neipperg auf dessen Patronat Schweigern angestellt, der dortige Geistliche aber nach Biberach versetzt wurde. Später kam Brechter nach Augsburg als Geistlicher, wo er in hohen Ehren starb. Auch durch Heirathsanmuthungen scheint Wieland in Biberach mißstimmt worden zu sein.

Im Jahre 1802 verlor Biberach seine Reichsfreiheit durch den Lüneviller Frieden. Es kam mit dem Gebiete seines Hospitals an Chur-Baden, wurde aber unter dem gütigen Churfürsten Karl Friedrich so milde gehalten, daß es den Verlust seiner Unabhängigkeit wenig fühlte, im Gegensatz zu dem strengen Regimente des Königs Friedrich von Württemberg, unter dessen Scepter es durch den Frieden von Preßburg im Jahre 1806 gestellt wurde. Biberach gehörte nicht unter die sogenannten guten Städte, wie Ulm; es mußten daher die Bürger sogar bei Jagden Frohndienste leisten. Im Jahre 1813 war bei der Erhebung Preußens ein Aufruf an den 4 Stadtthoren angeschlagen. Das gab eine schwere Untersuchung. Zur Strafe wurde den Bürgern auf längere Zeit alles Tanzvergnügen verboten und die Mauer um den bedeckten Gang erniedrigt, auf welcher man damals um die ganze Stadt herumgehen konnte; auch wurden verschiedene Thürme, welche die Mauer krönten, gebrochen*). Von diesen Thürmen sind glücklicher Weise noch einige übrig geblieben, und noch zwei derselben, der Ulmer-Thor-Thurm und der des Riedlinger-Thors sind hier als Illustrationen beigegeben. In der Zeit von 1805—1815 hatte die Stadt einen Kriegsschaden von 734,068 fl. Die Steuern waren fast unerschwinglich, da die Stadt ihre Einkünfte verloren hatte und neben den Abgaben an den Staat auch noch die Zinsen für ihre aus den Kriegszeiten herrührenden Schulden umlegen mußte. Doch traten unter König Wilhelm von 1816 an bessere Zeiten ein. Denn jetzt wich die absolute Gewaltherrschaft verfassungsmäßigen Zuständen. Im Jahre 1819/21 wurden die Schulden der Stadt vom

*) Sonst wird der heil. Martin dargestellt, wie er seinen Mantel mit dem Schwerte theilt, und die eine Hälfte dem Bettler gibt. Hier erscheint ihm der Bettler im Traumgesichte, umgeben von einem herrlichen Engelchor und mit dem Mantel angethan, und der heilige Kriegsmann erkennt ihn als den Herrn, der gesprochen hat: „was ihr gethan habt einem unter den geringsten von meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan.“ So geistreich diese Auffassung ist, so wollte doch dieser Maximus den Bauern anfangs nicht recht einleuchten, weil auf dem Gemälde der Schimmel fehlte, ohne den der Heilige sonst in der Regel nicht auftritt.

*) Freilich suchte man damit auch einen sanitätspolizeilichen Zweck zu erfüllen, aber der offizielle Zweck war Bestrafung und Demüthigung.

Digitized by Google

Staate übernommen, und bei der geordneten Gemeindeverwaltung erholten sich Stadt und Stiftungen von Jahr zu Jahr mehr, und auch die Gemeinde erfreute sich der neuen Ordnung und des Friedens. Denn Biberach ist sehr gewerbsam und in der wohlhabenden Landschaft bringen Handel und Gewerbe reiche Nahrung in die Stadt. Namentlich sind die jeden Mittwoch stattfindenden Wochenmärkte bedeutend, und es hat sich ihre Bedeutsamkeit durch die Eisenbahn nicht vermindert, sondern vielmehr vermehrt, da Biberach ein sehr gelegener Ort für den Viehhandel und für den Fruchtmarkt ist. Die hauptsächlichsten Gewerbe, die in der Stadt betrieben werden, sind die immer noch in manchen Geschäften einträgliche Bortenwirkerei, die Gerberei, die Bierbrauerei. Auch befinden sich 2 Tuchfabriken und

Ulmer Thor in Biberach.

eine Blechwaarenfabrik in der Stadt, welche weithin ansehnliche Geschäfte machen. Die Bierbrauerei ist begünstigt vorzüglich durch Terrainverhältnisse der Umgegend. Alle Hügel des Rißthales bestehen aus Kiesanschwemmungen, welche vielfach als Nagelfluheconglomerat zu Tage gehen, das sich trefflich zum Graben von Bierkellern eignet. Es ist daher auch die Stadt ringsum mit Bierkellern, wie mit Burgen umkränzt, wo sich im Sommer ein heiteres Leben entfaltet. Doch stoße sich an unserem Biberach auch der Wassertrinker nicht! Denn von unseren Brunnenquellen im Wolfenthale fließt ein Wasser herein, das zahlreiche Brunnen speist und um dessen Qualität uns andere Städte beneiden dürfen. So wäre es denn hier gut sein, wenn nur nicht in neuerer Zeit die Wohnungsnoth so groß wäre und wenn — ein

Digitized by Google

anderes Wenn nicht wäre, — nämlich die Gefahr, die uns von Westen her droht. Denn würde das Kriegsgewitter, das immer bedenklicher über dem Rhein sich sammelt, hereinbrechen: die Bundesfestung Rastatt würde es von uns nicht abhalten, und die Bundesfestung Ulm würde die Kriegsfluthen gerade bei uns aufstauen. Wie gelegen aber wäre gerade unser Oberschwaben für eine feindliche Invasion besonders auch in Anbetracht der Subsistentation der Heere. Die Landschaft ist in sichtbarem Wohlstand vorzüglich durch die Ablösung, wie auch durch die hohen Preise, mit welchen die Landleute ihre Produkte absetzen können. Die Stadt hebt sich je mehr und mehr durch Handel und Gewerbe und das Vermögen der Stiftungen beruht nach der Ablösung nicht mehr in Grund und Boden, sondern es ist capitalisirt. Da darf der Feind blos kommen und alles wie einen Schwamm ausdrücken und es gibt für ihn eine reiche Ernte; der Wohlstand aber in Stadt und Land in unserem Oberschwaben ist auf Jahrzehnte hinaus, und jener der Stiftungen auf immer vernichtet.

Unser heißester Wunsch ist daher: Friede, soweit er irgend mit Ehren möglich ist; sonst aber Einigkeit im deutschen Vaterlande, damit an diesem Bollwerke jedweder Anprall der Feinde wie die Meereswogen an einem Felsen zerschelle! — — —

Berliner Kinder.

Erzählung von **Fanny Lewald**.

1. Kapitel.

Wer von Berlin spricht, der denkt sich immer die große Residenzstadt mit dem Brandenburger Thore, auf dem die Viktoria steht, mit den Linden und dem Zeughaus, das Schlüter, der preußische Michel Angele, erbaute, der denkt an die fünf Statuen der Generale Blücher, York, Gneisenau, Bülow und Scharnhorst, der denkt an das kolossale Standbild des alten Fritz, an die Schloßbrücke mit ihren acht Marmorgruppen, an das schöne alte Schloß, an die Palläste der Prinzen, an Museen, Theater, an Kunstschätze und Ballet, an königliche Equipagen, an Luxus, an Müssiggang und vor Allem an Soldaten; an sehr viel Soldaten!

Aber eine Stadt, die Nichts weiter enthielte als einen Hoftaat mit seinen Umgebungen und Luxusbedürfnissen, eine Stadt, die Nichts wäre als der Mittelpunkt einer Gesellschaft von Hofleuten, Lebemännern, Wettenten, Kunstliebhabern und Soldaten, hätte gar keine Fähigkeit zu natürlichem Leben und also auch keine Möglichkeit selbstständiger schneller Entwicklung in sich. Es wäre unbegreiflich, wie Berlin in einem Zeitraum von fünfzig Jahren von einer Stadt von hunderttausend Einwohnern zu einer Einwohnerzahl von mehr als einer halben Million heranwachsen konnte, wenn es nichts Anderes wäre als das Berlin, welches die Fremden bei ihren flüchtigen Besuchen kennen lernen, und das eben nur den kleinen Raum vom Brandenburger Thore bis zur Kurfürstenbrücke, mit den, diesen Stadttheilen zunächstgelegenen Straßen, und die neuen, von den Reichen und Vornehmen bewohnten Straßen zwischen dem Kanal und dem Thiergarten umschließt.

Ganz abgesehen davon, daß zwischen den Palästen unter den Linden sich die Universität erhebt, deren Einfluß sich in dem Berliner Leben überall fühlbar macht, so beginnt jenseits der Stadtviertel, in denen der Hof, der Adel, das Militär, die Gelehrten und die reichen Banquiers sich niedergelassen und ihre Wohnungen haben, erst das eigentliche Berlin, das Berlin, dessen fortschreitendes Wachsthum in ihm selbst verbürgt liegt, und das sogar die Mißregierung der Reaktion, welche während zehn Jahren auf Preußen gelastet, nicht zu unterdrücken vermocht hat.

Berlin ist eine Residenzstadt, aber es ist noch vielmehr eine gewerbtreibende, eine arbeitsame Stadt. Denn neben der großen Anzahl Derjenigen, welche in seinen Mauern nur Erheiterung und Genuß suchen, lebt diejenige große Menschenmenge, die mit ernster Arbeit sich ihr täglich Brod oder ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu gewinnen strebt. Es ist als ob der Zuruf des alten Blücher, als ob das „Vorwärts", mit welchem er in der Stunde des Kampfes seine Preußen anzufeuern pflegte, noch immer in der Luft zu hören sei und jeden Einzelnen in seinem Kampfe mit dem Leben zum Muth anfeure. Denn vorwärts will hier Jeder, geistig sowohl als in seinen Vermögensverhältnissen, und es möchte nicht zu viel gesagt sein, wenn man die Berliner Gewerbtreibenden und Arbeiter als zu den rührigsten Deutschen gehörend, bezeichnet.

Man braucht nur die Kinder der Arbeiter auf den Straßen Berlin's zu beobachten, um sich zu überzeugen, weß Geistes sie sind. Selten, daß man sie in jenem müssigen Hinträumen findet, das man an andern Orten so vielfach beobachten kann. Sie sind immer thätig. Sie ahmen die Arbeit der Erwachsenen nach, bis sie selbst früh genug zu arbeiten beginnen, und haben sie irgend ein Spiel vor, so sind auch bei diesem ihre Achtsamkeit und ihre Lebhaftigkeit unvermeidlich. Die Berliner Kinder haben

Digitized by Google

den Kopf auf dem rechten Flecke. Sie denken schnell, sind nie um eine Antwort verlegen und immer zum Scherze, aber auch zu einem Angriff auf Dasjenige geneigt, was ihnen komisch oder mißfällig erscheint. Sie möchten von der ganzen Jugend Deutschlands dem Pariser Gamin am nächsten verwandt sein, und wie bei diesem zeigt sich in der unverwüstlichen Lebhaftigkeit des Kindes die große Kraft und Ausdauer vorgebildet, deren der Jüngling und der Mann einst fähig sein werden.

Eine ganze Gruppe solcher Berliner Burschen, stand vor etwa fünfundzwanzig Jahren an einem hellen Herbstnachmittage mitten auf dem Fahrweg der Klosterstraße und sah dem Handel und Wandel zu, welcher dort rund um die Bauernwagen flattland, die bereits am Freitag den Markt des Sonnabends eröffneten. Es sind meist Gänse, die im Herbste auf diesen Freitagsmärkten in der Klosterstraße feil geboten werden, und da im Herbst und Winter der Gänsebraten der eigentliche Sonntagsbraten des wohlhäbigen Bürgers ist, so war es hübsch anzusehen, wie die Bürgerfrauen zwischen den Wagen hin und her gingen und prüfend und wählend und feilschend und einander mit Rath beistehend, die Gänse untersuchten, welche ihnen von den Bauern zugereicht wurden, oder in ihres Fleisches Fülle schimmernd, an den der Straße zugekehrten Seiten der Wagen in Reih und Glied herniederhingen.

Manche der Meisterfrauen hatte ihres Mannes Lehrjungen mitgebracht, um den Einkauf nach Hause tragen zu lassen, Andere riefen zu dem Zwecke den ersten besten Buben herbei, um einem armen Jungen auch einen Groschen zuzuwenden, wenn man für die eigene Familie etwas daraus gehen ließ, und die Zahl der auf einen solchen Glücksfall wartenden Knaben hatte sich auf solche Weise schon bedeutend vermindert, als einer der noch übrig gebliebenen, plötzlich einen Anlauf nahm, sich zwischen die beiden nächsten Wagen durchdrängte und so schnell er konnte an das andere Ende der Straße lief, wo eben noch ein neuer Wagen vorfuhr.

Der Bursche mochte zwölf oder dreizehn Jahre alt sein, aber er war groß und kräftig über sein Alter und man konnte es an seinen Kleidern sehen, daß er schnell gewachsen oder auch seit sehr langer Zeit nicht neu bekleidet sein mochte. Er hatte eine blaue Tuchjacke an, die ihm viel zu eng war und aus welcher seine rothen Arme mit den starken Händen ungebührlich weit hervorsahen; eine Tuchhose, die unten und überall, wo es irgend thunlich war, mit altem Leder besetzt war, daß sie sich wie die Hose eines Kavalleristen ausnahm, und auf dem Kopfe trug er eine elende Ledermütze ohne Schirm. Alles das war so dürftig als möglich, Alles das entsprach aus Dürftigkeit seinem eigentlichen Zwecke nicht vollkommen. Die Jacke schloß und wärmte nicht, ihre Taschen waren so kurz und so knapp eingenäht, daß sie sich immer nach außen wendeten, die Hose hielt nur aus Mitleid noch zusammen, die Kappe war viel zu klein, um die Masse des schwarzen Haares zu fassen; aber all' das war reinlich bis auf's Aeußerste; der Junge hatte feste Stiefel an und er hatte sein Haar so glatt gekämmt und mit solchem Schwunge von der rechten nach der linken Seite hinübergeworfen, daß man über seine offene Stirne und seine großen schwarzen Augen die Armseligkeit seiner Kleidung vergessen haben würde, hätte er auch weniger frisch ausgesehen und weniger zufrieden und vergnügt um sich her geschaut.

„Wo rennt denn der hin?" fragte einer seiner Genossen, als er den Schwarzkopf plötzlich davon eilen sah.

„Da ist ein Wagen angekommen", meinte ein Anderer, „nun hat er keine Ruh'. Er kann's nicht lassen, er muß wieder mit! Sie schirren schon ab, er wird gleich da sein!"

„Da kommt Er!" rief der Eine. „Da ist Er!" rief der Andere. „Hurrah!" rief ein Dritter. „Da sitzt Er, der General mit der geflickten Hose! — Kesselflicker!" jubelte ein kleiner Kerl, der noch nicht acht Jahre zählte und doch auch mitmachen wollte, wie die Großen. Aber gerade weil der Zuruf des Kleinen so ganz unvernünftig war, gefiel er allen Uebrigen, und einander überbietend, so gut es immer gehen wollte, rief man von hier und von dort, von hinten und von vorn, von rechts und links: „Hurrah, der Kesselflicker, der reitende Kesselflicker! Hurrah!" — und Alle schwenkten die Mützen und liefen hinterher, denn Hermann hatte seinem alten Gelüste auch heute nicht widerstehen können und ritt wieder einmal mit unaussprechlichem Entzücken die abgeschirrten Pferde des eben angekommenen Bauernwagens in die nächste Ausspannung.

Eine Kunstreitertruppe, die plötzlich in der Straße erschienen wäre, hätte keinen größeren Zulauf von Knaben, kein größeres Bergnügen und keinen größeren Lärm hervorrufen können; aber der Held einer Kunstreitergesellschaft konnte auch nicht mit größerer Ruhe und Selbstzufriedenheit von seinem schönzugeschmückten Rosse auf die Schaar von Bewunderern herniederschauen, als Hermann auf den Trupp seiner Verfolger.

Ohne eine Miene zu verziehen, ohne den Spottnamen irgend welche Achtsamkeit zu gönnen, saß er ernsthaft auf dem Gaule da, ganz erfüllt von der Wonne reiten zu dürfen, und sehr durchdrungen von der Wichtigkeit des von ihm übernommenen Amtes. Alles machte ihm Vergnügen: die schaukelnde Bewegung, die warme Ausdünstung des Pferdes, das Hinabschauen von der Höhe, und vor Allem das Zutrauen, das der Bauer ihm geschenkt. Er zählte ordentlich die Häuser, die ihn noch von der Ausspannung trennten, er suchte den ohnehin müden Schritt des Thieres noch zurückzuhalten, um die Lust des Reitens, wenn auch nur um wenige Sekunden zu verlängern, denn inmitten der volkreichen Stadt, bei den allmählig aufleuchtenden Flammen der Gaslaternen, überließ der Knabe sich Vorstellungen und Wünschen, die kein Traum ihm hätte phantastischer vor die Seele zaubern können. Es war in seinen Augen

Digitized by Google

kein Pferd auf dem er ritt, ſondern ein großes, langbeiniges Kameel, mit dem er durch die Wüſte trabte. Und er ſah die Wüſte deutlich vor ſich, die unermeßliche lange Sandfläche, und dann dachte er an die Tempel und Bauten, von denen in der Bibel geſchrieben ſteht, und an die Juden und Kananiter und an das rothe Meer, in welchem die Egypter umgekommen ſind, und das noch immer ſeine Fluthen gegen die Küſten anſpielen läßt. Und an den Nil dachte er, in deſſen Schilf die Königstochter den Knaben Moſes gefunden hatte, und er nahm ſich feſt vor, das Alles einmal zu ſehen, wenn er groß ſein und auf die Wanderſchaft gehen werde.

Es ſtörte ihn gar nicht, als er von ſeinem Pferde abſteigen mußte. Der Stallknecht wurde ihm zum Patriarchen, der den Wanderer unter ſeinem Dache empfängt, und hätte man ihm den Tränkeimer hingeſetzt, ſo würde er darin das Fußbad erblickt haben, das man dem Gaſte unter dem Zelte bereitete. Steckt doch in jedem Kinde, das lebhaften Geiſtes iſt, ein gut Theil von der Einbildungskraft des Ritters von La Mancha verborgen, und die Kindheit würde weit weniger glücklich ſein, wenn ſie dieſer geſtaltenden und verſchönernden Gabe ermangelte.

2. Kapitel.

Noch ganz mit ſeinem Kameele und ſeiner Wüſtenwanderung beſchäftigt, trat der Knabe im Dämmerlichte in die Wohnung ſeiner Eltern ein, und er würde bei den vier Treppen, die er hinaufzuſteigen hatte, wahrſcheinlich auch noch an die Beſteigung der Pharaoniſchen Bauten gedacht haben, hätte nicht unten im Hofe am Brunnen der Eimer geſtanden, den die Mutter um dieſe Zeit dort hinzuſtellen pflegte, damit der heimkehrende Knabe ihr das Waſſer hinaufbringen und ihr ſomit einen Gang und das Tragen des Eimers erſparen ſollte.

Mit der Wüſte hatte der Hof, auf welchem die Wohnung ſeiner Eltern in der ſchmalſten Straße des ganzen eng gebauten Stadtviertels gelegen war, freilich keine Art von Aehnlichkeit. Er war dicht von Häuſern umſchloſſen, Licht und Luft wurden ihm nur ſpärlich zu Theil, dafür aber war er mit Kindern um ſo reichlicher verſorgt und auch oben in der Dachwohnung des Meiſter Brückner fehlte dieſer Segen Gottes keineswegs. Kinder waren außer guter Laune ſo ziemlich das Einzige, das dort oben im Ueberfluß zu finden war, und das alte Gebet: „beſchert uns Gott viel Kinder, ſo beſcher' er uns auch Haus, Geld und Schaf und Rinder", war für den Meiſter Brückner offenbar noch nicht in Erfüllung gegangen.

Meiſter aber, und zwar Schuhmachermeiſter, war Herr Brückner wirklich, obſchon er nur unter dem Dache wohnte, keinen offenen Laden hatte, keinen Geſellen hielt, und obſchon es der alten zerriſſenen Stiefel in ſeiner Werkſtatt immer eine ungleich größere Anzahl als der neuen blanken gab. Das focht jedoch Alles den Meiſter gar nicht an, denn er war ein Philoſoph auf ſeine Weiſe und wußte ſich zum Guten auszulegen, was eben nicht nach ſeinem Wunſche gehen wollte.

„Hätte ich einen großen Laden und müßte ich viel Geſellen halten, ſo hätte ich auch [illegible]ger!" ſagte er. „Heute würde mir der Berliner Verdruß machen und morgen der Breslauer, denn wir Schuſter ſind ein aparter Menſchenſchlag und hauen leicht über die Schnur, ſo lange wir noch jung und ledig ſind. Jetzt ärgert mich Niemand als bisweilen Frau und Kinder, und was die Letztern anbetrifft" — er hob bei dieſer Stelle ſeiner Reflexionen regelmäßig den Kneiriem in die Höhe und ſchwang ihn in der Luft — „ſo ſchafft der Rath und Ordnung. Satt geworden ſind wir ja noch alle Tage, es iſt auch meiſtthin noch Etwas übrig geblieben für Einen, der es nicht ſo hat wie wir. Und in einem andern Viertel wohnen, wo in den breiten Straßen im Sommer die Sonne und im Winter der Wind ſo hauſen, als wären die Straßen blos dazu angelegt, daß man Hitze und Kälte darin ausſteht, das möcht ich erſt recht nicht. Wenn wir auch unſern Kandidaten gar nicht hätten und all' die Nachbarn hier herum und wenn das Bier hier beim Wagner nicht beſſer wäre als in der ganzen Stadt. Es ſoll 'mal Einer kommen und mir ſagen, was uns fehlt!"

(Fortſetzung folgt.)

Zum Verſtändniß der antiken Plaſtik.

3. Die Karyatide.

Auf der Akropolis, der uralt heiligen Stadtburg von Athen, ſtand außer dem weltberühmten Parthenon noch ein anderer Tempel, welcher dem eigentlichen Hauptkultus der Stadtgöttin Athene geweiht war und das Erechtheion, d. h. das Heiligthum des Erechtheus, des von der Athene auferzogenen älteſten attiſchen Heros genannt wurde. Eine Abtheilung dieſes Tempels bildete an der ſüdweſtlichen Seite einen kleinen Vorbau, welcher den Erechtheiſchen Salzquell und den uralten heiligen Oelbaum der Athene umſchloß. Die Halle dieſes Vorbaus heißt die Karyatidenhalle, weil ihr Gebälk nicht von Säulen oder Pfeilern, ſondern von ſogenannten Karyatiden, attiſche Jungfrauen im Feſtſchmucke

Digitized by Google

darſtellend, getragen wurde. Die hier gegebene Abbildung zeigt eine dieſer ſechs Karyatiden des Pandroſeions zu Athen.

Die Anwendung der menſchlichen Geſtalt zur Vertretung von ſtützenden und tragenden Pfeilern und Säulen bei Werken der Architektur iſt ſelten bei den griechiſchen Bauten. Während menſchliche Geſtalten als Stützen und Träger von Dreifüßen und andern Gefäßen, Thronſeſſeln u. ſ. w. häufig ſind, und Jünglingsbildſäulen von vergoldetem Metall als Fackelhalter im großen Feſtſaale des Königs der Phäaken ſchon bei Homer (Odyſſee VII, Vers 100) vorkommen, ſind die Karyatiden des Pandroſeions und die Rieſengeſtalten der ſogenannten Atlanten, welche die Deckenbalken des Tempels von Agrigent auf Sizilien mit den hinter dem Kopfe zuſammengelegten Armen tragen, die einzigen älteren Beiſpiele ſolcher Anwendung der menſchlichen Geſtalt zu rein architektoniſchen Zwecken in der griechiſchen Kunſt. In beiden Fällen aber erſcheint ihre Anwendung ſymboliſch verbunden mit der Bedeutung des Gebäudes ſelbſt. Bei dem Zeustempel von Agrigent ſind es die von Zeus beſiegten, ſeiner Macht widerſtrebenden Giganten, welche jetzt die Tempeldecke über dem Haupte ihres Beſiegers in deſſen Tempelheiligthume aufrecht zu halten verurtheilt ſind. Bei dem Pandroſeion auf der Akropolis dagegen ſind es die Jungfrauen der Stadt, die als prieſterliche Dienerinnen bei dem Kultus der Stadtgöttin beſchäftigt ſind, welche in einer Vorhalle des ihr geweihten Heiligthums die Stelle der tragenden Säulen vertreten.

Die Idealgeſtalt dieſer Karyatiden hat der griechiſche Bildhauer Polyklet, der Zeitgenoſſe des Phidias, erſchaffen*), derſelbe Künſtler, der den Hellenen das Ideal ihrer oberſten Göttin, der Here erſchuf, und der ſchon zu Sokrates' Zeit von Vielen ebenſo als der erſte Meiſter der Bildkunſt angeſehen wurde, wie Zeuris als der erſte Meiſter der Malerei. Der Name aber dieſer Figuren iſt römiſchen Urſprungs. Die römiſche Kunſtſage, wie wir ſie bei dem römiſchen Architekturſchriftſteller Vitruvius leſen, erzählte: Die Einwohner einer kleinen Stadt Karya im Peloponnes hätten im Perſerkriege zu den Perſern gehalten. Für dieſen Verrath ſei ſpäter die Stadt von den Griechen zerſtört, die Männer getödtet, die Weiber zu Sklavinnen gemacht worden, und zwar hätten die letzteren, um ihre Schande zu erhöhen, in ihrem Sklavenſtande die Tracht freier Frauen beibehalten müſſen. Die damaligen Künſtler und Architekten aber, hätten, um ſolche Schmach zu verewigen, dieſe Geſtalten dazu benutzt, ſie als Gebälkträgerinnen darzuſtellen und ſo die Strafe der Knechtſchaft für die Nachwelt anzudeuten. Aber ſchon Leſſing*) und nach ihm andere Gelehrte haben das Unhaltbare dieſer Sage erwieſen. Dieſe attiſchen ſogenannten Karyatiden, deren ſpäterer Name wahrſcheinlich mit dem Namen der Feſtjungfrauen der Artemis Karyatis zuſammenhängt, hießen in Athen ſelbſt Korai, d. h. „Mädchen", und ſind nichts mehr und nichts weniger als eine Darſtellung der atheniſchen Jungfrauen, wie ſie im vollen Feſtſchmucke des großen Feſtes der Stadtgöttin Athene, die Körbe mit den Opfergaben auf dem Haupte tragend, im feierlichen Zuge als Kanephoren, d. h. Korbträgerinnen von der Stadt hinauf zum Heiligthume der Göttin zogen (ſ. Stahr: Torſo Th. I. S. 191 ff.). Es war eben nur der freie Sinn der griechiſchen Künſtler, welche in der anmuthig kräftigen Geſtalt der attiſchen Feſtjungfrau mit der Tragelaſt des Korbes auf dem Haupte das Motiv fand für den architektoniſchen Schmuck, in welchem die Bildkunſt die ſchlanke Trägerin Säule gleichſam zur Perſon belebte. Denn wie die Rieſengeſtalt der ſchwerbelaſteten, das Gebälk des Jupitertempels zu Agrigent ſtützenden Atlanten (von den Römern Telamonen genannt) der bezeichnende Ausdruck iſt für den maſſigen Tragepfeiler, ſo iſt die Karyatide, die heilige Tempel-

Karyatide.

*) S. Ad. Stahr Torſo Th. I. S. 286; II. S. 243.

*) Werke Th. XI, S. 205—206 Lachmann.

und Festjungfrau der Stadtgöttin von Athen, das menschgewordene Bild der schlanken, zierlich kräftigen Säule, welche gleichsam Wache hält am Heiligthume der Göttin, welcher der Dienst der athenischen Jungfrau geweiht ist.

Nachdem diese architektonische Ersatzgestalt der Säule, die Karyatide, von der es außer den mehrgenannten Figuren des Pandrosions noch andere Beispiele in unsern Antikensammlungen gibt*), einmal gefunden war, wurde dieselbe später, besonders in der römischen Kunst auch ohne allen und jeden religiös-symbolischen Bezug als rein dekoratives Baugliedbenutzt. So z. B. findet man noch in der Sammlung der Villa Albani eine Karyatide aus römischer Zeit, als deren Verfertiger eine Inschrift die Bildhauer Kriton und Nikolaos von Athen nennt. Sie wurde an der mit Landhäusern, Prachtgräbern und Villen eingefaßten Appischen Straße südlich von Rom gefunden, wo sie mit einer Reihe anderer vielleicht als Säulenschmuck einer Vorhalle diente.

Betrachten wir jetzt unsere Karyatide des Pandrosions, die ein unzweifelhaftes Werk griechischer Plastik der besten Zeit ist, etwas genauer, um uns die künstlerische Weisheit klar zu machen, welche sich in dieser Behandlung der menschlichen Gestalt als architektonisch dienendes Bauglied ausspricht. Das erste Gesetz, welches hier zu beobachten war, mußte sein: völlige Ruhe der Haltung wie des Ausdrucks, und wir sehen es im vollen Maaße erfüllt. Hochschlank und kräftig zugleich in der Fülle jugendlicher Reize trägt diese herrliche Mädchengestalt, diese die schlanke jonische Säule vertretende „Maid Athens" mit ihren Schwestern das Gebälk der lichten Halle des Götterheiligthums. Sie trägt es wie die Säule, die sich in ihr verlebendigt hat, fest und sicher, ohne daß doch in Haltung und Ausdruck sich irgendwie ein Zeichen der Belästigung gewahren ließe. Das kleine, nach unten gerundete Kapitäl auf ihrem Haupte, welches dem letzteren die Last vermittelnd erleichtert, ist eine Nachbildung der Form des Korbes, welchen die Kanephoren, die attischen Jungfrauen im Festzuge der Panathenäen, auf dem Haupte trugen. Die herrlich disponirte Draperie der Gewandung besteht aus einem sehr langen, bis auf die Füße herabfließenden, vom Gürtel nur wenig aufgeschürzten Schleppgewande, Peplos genannt, dessen hintere Partie auf dem Rücken, sowie ein Theil der vorderen, weite stark ausgeprägte Falten bildet. Diese Art der Gewandbekleidung verstärkt einerseits den Ausdruck tragfähiger Kraft, indem sie die Körpergestalt durch gleichmäßige Rundung der Säulenform annähert, während der mächtige gradlinige Faltenwurf andrerseits an die Canellirung der wirklichen Säule erinnert. Ebenso ruhig fluthet die größere Fülle des Haupthaares in zwei gleichgetheilten Strömen hinter dem Halse nieder, während ein anderer Theil in zierlich geordneten Flechten vorn über beide Schultern fällt. An der Stirn ist das Haar zu der schmückenden Haarschleife in die Höhe gewallt. Taille und Formen der Gestalten sind wie die kräftige Breite der gerundeten Schultern ganz dem Geschäfte entsprechend, zu dem der Künstler sie bildete, und die reiche Draperie vollendet den ruhigen Eindruck des Mächtigen, Kraftstrotzenden, Tüchtigen und Wandellosen, welcher der architektonischen Bestimmung charaktervoll entspricht. Aber diese Festigkeit des in sich Beruhens ist doch nicht ohne den wohlthuenden Gegensatz einer gewissen Bewegtheit. Die menschliche Figur kann nicht ganz, nicht bloß tragende Säule sein. Nur der eine Fuß der Karyatide steht daher säulengleich gerade und festgewurzelt auf der als Boden dienenden Unterlage; das andere Bein dagegen, im Knie leicht gebogen, entzieht sich gleichsam der Last, und bewahrt so der Gestalt neben dem Dienste des Tragens eine gewisse Freiheit der Haltung, neben der Anstrengung der Kraft eine gewisse bequeme Lässigkeit. Dieser Gegensatz wiederholt sich auch, die Einheit durch Mannigfaltigkeit unterbrechend, in der Gewandung der unteren Körperhälfte, wo nur auf der Seite der tragenden Kraft die kräftigen Falten erscheinen, während der Gewandtheil, welcher das ruhende Bein umhüllt, von der Hüfte an fast faltenlos niederfließt. Bei alledem bleibt aber in diesem sanften Wechsel von Starrheit und Bewegung, von Kraftanspannung und Lässigkeit der Haltung ein ruhig feierlicher Ernst der Hauptcharakter der Karyatide. Dieser ruhig feierliche Ernst, der es ausdrückt, daß die ganze Gestalt in einem heiligen Dienste begriffen ist, daß sie als dienende Tempeljungfrau dasteht am Heiligthume der Gottheit, diese leidenschaftlose Ruhe spricht sich auch aus in den von keiner andern menschlichen Regung belebten Zügen des stillen Jungfrauenantlitzes, das ganz versunken in sein heiliges Geschäft, theilnahmlos für alles Andere von seiner Höhe in die Welt hineinschaut. —

Bekanntlich wird die Karyatide noch heute als architektonisch dekoratives Bauglied angewendet. Der erste plastische Künstler der neueren Zeit, welcher die antiken Gestalten dieser menschgewordenen Säulen in die moderne Architektur einzuführen unternahm, war der berühmte französische Bildhauer Jean Goujon, der in der blutigen Bartholomäusnacht des Jahres 1572 als Opfer eines Mörders fiel. Seine vier marmornen Karyatiden, welche in dem großen, nach ihnen benannten Parterresaal des Louvre, wo einst Katharina von Medicis ihre Feste feierte, die Tribüne tragen, sind das Meisterwerk dieses Künstlers und vielleicht das vollendetste Werk der französischen Plastik jenes Jahrhunderts. Es sind kolossale, zwölf Fuß hohe Frauengestalten in der ganzen Frische und Fülle eben vollendeter Vollreife des Weibes, Kraft und Anmuth im vollkommensten Vereine. Die Behandlung der Draperie ist von edelster Einfachheit und läßt in ächt griechischer Weise durch den Faltenwurf des Linnenstoffs die ganze Schönheit und Pracht des Gliederbaues ahnend gewahren. Aber diese wundervollen Karyatiden haben eine entstellende

*) So z. B. die schöne von Thorwaldsen restaurirte Karyatide im Braccio nuovo des Vatikan zu Rom. S. Ad. Stahr: Ein Jahr in Italien Th. II. S. 370.

Digitized by Google

Eigenthümlichkeit. Es fehlen ihnen nämlich die Arme, die nicht wie bei unſerer antiken Karyatide durch Barbarenhände abgebrochen, ſondern abſichtlich vom Meiſter ſelbſt dicht an der Schulter abgeſägt ſind. Franzöſiſche Kunſtrichter haben gemeint, daß der Künſtler geglaubt habe, die ſchlanke Schönheit der Leiber dadurch um ſo freier zeigen zu können. Andere halten dafür, daß er auf dieſe Art habe anzeigen wollen, wie die menſchliche Geſtalt hier nur ſymboliſch dekorativ zu faſſen ſei. Indeß ſei dem, wie ihm wolle, jedenfalls hat er damit einen Fehler begangen, und das ganze Alterthum, dem er doch die Erfindung dieſer Geſtalten verdankte, zeigt kein einziges Beiſpiel einer ſolchen Behandlungsweiſe.

Wenden wir noch einmal den Blick auf unſere Karyatide, und ſagen wir uns: wie glücklich waren die Zeiten, wo der bildende Künſtler, wie hier geſchehen, im Leben ſelbſt die künſtleriſchen Frauentracht finden und für die Kunſt benutzen konnte! Stellen wir uns nur einen Augenblick einen Bildhauer vor, der eine heutige jugendliche Schöne im Feſtſtaate der Crinoline, die die edle Menſchengeſtalt zu einer Butterglocke verunſtaltet, als Motiv für eine mederne Karyatide benützen wollte! Das iſt eine Vorſtellung, die ſchon beim bloßen Darandenken mit Lachen und Widerwillen erfüllen mag.

Adolf Stahr.

Der Pfau.

Zu den ſchon ſeit den älteſten Zeiten bekannten Thieren aus der Klaſſe der Vögel gehören vornehmlich die Taube, der Rabe, der Adler, die Eule, der Pfau. Die Erſtgenannten kommen ſchon bei Moſes in der ehrwürdigen, ſich in den Grundzügen bei allen alten Völkern findenden Sage von jener großen Waſſerfluth vor. Der mit den Seinigen ſo lange auf den Waſſern treibende Patriarch Noah läßt einen Raben und eine Taube fliegen. Ein Blatt zu Neſte tragend, kehrt dieſe, das gewohnte Futter vermiſſend, wieder zurück, nicht aber der Rabe; für ihn findet ſich Nahrung die Fülle und er fühlt ſich von dem Umgange mit Menſchen weniger angezogen. — Mehrere der genannten Thiere kommen auch als Attribute der Götter vor, und durch vorherrſchende Eigenſchaften als ſymboliſche oder ſprüchwörtliche Bezeichnung. Sie finden ſich in ganz Europa und Kleinaſien, der Pfau iſt aus dem ferneren Oſten gekommen. Schon die Meerſchiffe Salomos brachten aus Ophir edle Metalle, Elfenbein, Affen und Pfauen. Als Alexander der Große auf ſeinem Eroberungszuge in Indien dieſe ſchönen Vögel erblickte, erſtaunte er über ihre Farbenpracht und entzückt über den Anblick, den ſie fliegend gewähren, ſetzte er eine ſchwere Strafe darauf, wenn Jemand einen Pfauen tödten würde. Er führte dem Weſten eine Anzahl dieſer prachtvollen Vögel zu, die ſich jedoch nur langſam über Griechenland verbreiteten und noch lange Zeit ſo ſelten waren, daß man ſie zu Athen nur an den Neumenden ſehen ließ. Indeſſen gab es nach Diodor auch ſchon in Babylon Pfauen, die vielleicht von Jeruſalem dahin gekommen waren.

Später hatte man auch in Italien viele Pfauen; die Zucht derſelben wurde eifrig betrieben und man baute ihnen beſondere Ställe, welche Columella umſtändlich beſchrieben hat. Es war aber weniger die Pracht des herrlichen Vogels, als vielmehr der Wohlgeſchmack ſeines Fleiſches, was die üppigen Römer bewunderten, die auf ihren Villen den Vogel der Juno mäſteten und bei ihren Schwelgereien in Menge auftragen ließen. Vitellius ſetzte ſeinen Gäſten große Schüſſeln vor mit Meerpapageien, Flamingozungen und dem Gehirne ganzer Faſanen- und Pfauenheerden. M. Aufidius Lucro war als der beſte Pfauenzüchter berühmt und ſeine Kunſt verſchaffte ihm ein Einkommen von 60,000 Seſterzien oder 3000 Thalern Geld. Schon im vierzehnten Jahrhundert wurden auch in Deutſchland auf den Höfen der Vornehmen Pfauen gehalten und der Braten mit der abgezogenen Haut bedeckt, alſo im vollen Federſchmucke aufgetragen. Gegenwärtig iſt der Pfau über die ganze Erde verbreitet. Seine ſchönen Spiegelfedern ſind vielfach zum Putze verwendet und oft zu hohen Preiſen bezahlt worden. In Glüna iſt eine Pfauenfeder das Abzeichen einer Würde. Selbſt ornamentale Bedeutung hat der Pfau. Das bewunderte und koſtbarſte Kunſtwerk Indiens war der berühmte Pfauenthron zu Delhi, der ſich zwiſchen zwei Pfauen mit ausgebreiteten Federſteinſchweifen erhob.

Sämmtliche, unſere Geflügelhöfe bevölkernde Hühnervögel, die durch ihr Fleiſch und, wie die Haushühner, durch ihre unentbehrlichen Eier ſo vielen Nutzen gewähren, ſind Ausländer und faſt alle in den Wäldern Aſiens zu Hauſe. Dieſe Familie charakteriſirt ſich durch den großentheils oder doch an den Wangen nackten Kopf mit Hautlappen oder einem Federbuſche, durch den langen aufrichtbaren Schwanz und die Sporen der Männchen. Zu den Hühnern gehören drei Geſchlechter: 1) die Pfauen, deren Gefieder mit Augenflecken geſchmückt iſt, wie das des gemeinen Pfauen, des Spiegelpfauen und des Argusfaſanen; 2) die Faſanen, deren Gefieder ohne Augenflecken und deren Kopf ohne fleiſchige Aus-

Digitized by Google

wüchse iſt, wie der gemeine Faſan, der Goldfaſan, der Silberfaſan und der Hornfaſan, und 3) die eigentlichen, mit fleiſchigen Kopfauswüchſen verſehenen Hühner, wie der zänkiſche, aus Nordamerika ſtammende Puter, das afrikaniſche, in Amerika verwilderte Perlhuhn, das ſchwanzloſe Kluftuhn, endlich der Haushahn und die Hausbenne in vielen Spielarten. Unſer Haushahn iſt ein ſchöner und ſtolzer Vogel, doch mit dem Pfauen kann nur der aus China ſtammende Goldfaſan, den Plinius unter dem Namen Phönix beſchreibt, und der Pfauenargus aus Sumatra, deſſen düſteres Gefieder einen zauberhaften Farbenſchmelz zeigt, um den Preis der Schönheit werben, aber der Pfau, deſſen Gefieder ein wahres Meiſterſtück der Natur iſt, übertrifft ſie alle.

Der Name Pfau wird von dem keineswegs lieblichen Geſchrei deſſelben, Faſan (Phasianus) aber von dem Fluſſe Phasis im alten Colchis abgeleitet, woher ſchon die Argonauten Faſanen gebracht haben ſollen.

Der Pfau trägt auf ſeinem befiederten Kopfe einen aufrichtbaren, goldgrünen, aus vierundzwanzig nur oben bewimperten Federchen beſtehenden Federbuſch. Seine prächtigen, vier Fuß langen Oberdeckfedern des Schwanzes, die bekannten Pfauenfedern, haben eine prächtige, von Faſerſpitzen eingefaßte Fläche, deren dunkelblaue Mitte von blauſchillerndem Grün umgeben iſt. Kopf, Hals und Bruſt ſind indigoblau mit goldgrünem Schimmer, die Rückenfedern ſchuppenförmig goldgrün mit ſchwarzem Saume. Dem Pfauenweibchen hat die Natur die Farbenpracht des Männchens und die langen Schwanzdeckfedern verſagt. Es iſt faſt ganz aſchgraubraun, am Halſe und an der Bruſt grünlich. Schon im dritten Monat wird die Färbung beider Geſchlechter verſchieden und die Männchen tragen einen gelben Fleck an der Spitze der Flügel, bekommen aber erſt im Frühling des dritten Jahres ihr prächtiges Gefieder. Man muß es ſehen, wenn der Pfau daſſelbe im klaren Sonnenſcheine vor einem Weibchen entfaltet, um deſſen Gunſt er wirbt, oder wenn er vor den Augen bewundernder Menſchen ſich ſelbſtgefällig dreht und wendet, um ſich auch von allen Seiten zu zeigen. Wir lächeln bei einer, ſich bei dieſem Anblick aufdrängenden Vergleichung, die noch näher liegt, ſeit ranſchende, in bunten Farben ſchillernde Seidenkleider in rad- oder glockenförmiger Ausbreitung getragen werden.

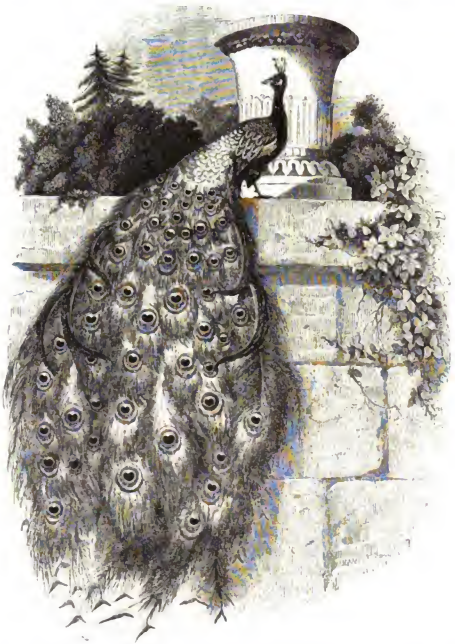
So prächtig das Aeußere unſeres Pfauen iſt, ſo wenig Rühmliches iſt von ſeiner Stimme zu ſagen, denn wer durch das Erſtere nicht für ihn eingenommen wäre, würde es ſchwerlich durch die letztere werden, die bei einem ſo ſchönen Geſchöpf doppelt widrig klingt. Se zerſtören oft wenige Worte den günſtigen Eindruck, den ein ſchönes Geſicht oder eine geſchmackvolle Toilette hervorgerufen, wenn auf die Ausbildung des Innern nicht dieſelbe Sorgfalt verwendet wurde. Wenige Vögel ſind auch ſo arm an Tönen, wie der Pfau, der außer ſeinem gellenden Pao, das ihm den Namen gab, nur noch ein leiſes, unartikulirtes Knirſchen und Knurren vernehmen läßt. Wie wir aber aus der Wortarmuth eines Menſchen auf ein wenig entwickeltes inneres Leben ſchließen, ſo ſind wir auch geneigt, die höhere oder geringere Intelligenz der beſiederten Geſchöpfe nach der Mannigfaltigkeit und der Modulation der Töne zu bemeſſen, die ſie hervorzubringen vermögen.

Noch ſchlimmer ſteht es mit den übrigen Eigenſchaften des prächtigen Vogels, der unbeſtritten der ſchönſte des Hühnerhofes iſt, was aber auch faſt alles iſt, was zu ſeinem Lobe geſagt werden kann. Die einzigen rühmlichen Prädikate, die ihm zukommen, ſind Reinlichkeit und ein gewiſſer Anſtand in ſeinen Bewegungen, was bei dem langen Schweife, den er ſorgfältig horizontal tragend, vor Verletzung und allem Unreinen hütet, auch der Schwierigkeit wegen Anerkennung verdient. Wie ſonderbar und lächerlich ſind die Bewegungen des Faſanen, gegen den ſtolzen Anſtand des Pfauen! Nicht ohne tiefern Sinn iſt der Pfau der Lieblingsvogel der Juno, während die koſende, nur bisweilen aus Eiferſucht zankende Taube der Venus geheiligt iſt. Wie Juno nicht nur ein erhabenes Ideal der Weiblichkeit, ſondern auch Trägerin unedler Leidenſchaften und Schwächen, ſtarrſinniger Streitſucht, niedern Stolzes und wüthender Eiferſucht iſt, ſo zeigt auch ihr Vogel, neben ſeiner für den Pinſel des Malers unerreichbaren Schönheit, Herrſchſucht, Neid, hämiſche Bosheit und andere ſchlimme Eigenſchaften. Der Pfau will den Herren ſpielen auf dem Hühnerhofe, aber das Herrſchertalent des Hahnen fehlt ihm gänzlich und die Anſpornungsfähigkeit dieſes edeln Thieres, das jeden Biſſen mit den Regierten theilt und nicht nur zu herrſchen, ſondern auch zu ſchützen weiß, iſt ihm fremd. Der Pfau fällt über alles junge Federvieh her, es beſaß zu Tode hackend. Mit grenzenloſer Wuth aber beſeindet er andere Pfauenmännchen und ſelbſt die nächſten Verwandten. Die Pfauenhenne iſt nicht einmal eine gute Mutter, denn dazu fehlt ihr die erſte und wichtigſte Eigenſchaft, die Geduld, und ſie läuft weg, ehe die zum Ausbrüten ihrer 4 bis 5 Eier, die ſie im Freien gewöhnlich in Buſchwerk legt, erforderlichen 30 Tage verſtrichen ſind, oder ſie verläßt ihre noch zarten Kleinen und ſetzt ſich kokel auf einen Baum, wie wenn ſie noch ganz ohne Familie wäre. Man nimmt deßhalb auch in der Regel der Pfauenhenne das Brütegeſchäft ab und legt ihre Eier einer Hausbenne oder Truthenne unter, was der leichtſinnigen Mutter ganz lieb iſt. Der Pfau tyranniſirt den ganzen Hühnerhof und Alles läßt man ihm hingehen, weil er ſchön iſt. Mit Vergnügen aber ſieht man dem Kampf des Pfauen mit den Truthähnen zu, die dem Zänker öfters die derbe Zurechtweiſung ertheilen, die ihm gebührt. Wie auch bei andern Geſchöpfen iſt der Brodneid die gewöhnliche Urſache ſolcher Zwiſtigkeiten. Wenn der Pfau ſelbſt ſchon ſatt iſt, will er doch Andern das Freſſen wehren und haut nach den Truthähnen. Dieſe aber ſind meiſtens in Mehrzahl auf dem Hofe; ſie halten als Landsleute zuſammen und fallen mit vereinten Kräften über den boshaften Burſchen her.

Digitized by Google

Dieſer wehrt ſich, flieht vor der Uebermacht, kehrt wüthend zurück, bis der Friedensſtörer endlich übel zugerichtet definitiv ſeinen Rückzug nimmt und froh ſein muß, wenn er nur mit dem Leben davonkommt.

Man hält die Pfauen bei uns faſt nur zum Luxus, da man nur ausnahmsweiſe einen jungen Pfauen verſpeist, die alten aber ungenießbar ſind. Sie können ein Alter von 15 bis 20 Jahren erreichen, und ſie ertragen, obgleich urſprünglich in Oſtindien und vorzugsweiſe in den Niederungen des Ganges heimiſch, doch unſer Klima ſehr gut. Ja das Männchen, das enge Ställe meidet, zieht auch



im Winter vor, auf einem Baume oder dem Dachfirſte zu übernachten, von welchem es des Morgens oft ganz mit Schnee oder Reif bedeckt herabkommt, ohne Schaden durch die Kälte zu nehmen. Weichlicher iſt die weiße Spielart, bei welcher ſich die Farben des gewöhnlichen Pfauen nur durch das verſchiedene Weiß bemerklich machen.

Die Thiere nehmen ſich am beſten in der Freiheit aus, und dieß gilt vorzugsweiſe auch vom Pfauen. Reiſende in Oſtindien oder Java können nicht genug rühmen, welch' prächtigen Anblick ein Flug Pfauen gewähre, beſonders wenn ſie von einem Hügel in's Thal hinabſtreichen. In den dichten Wäldern am Ganges ſieht man zuweilen hundert Stücke beiſammen auf den Baumgipfeln ſitzen. Sie fliegen hoch und laſſen ſich, wenn ſie vom Jäger aufgeſcheucht werden, bisweilen erſt in einem entfernten Thale wieder herab. Dabei ſind ſie ſehr vorſichtig

Digitized by Google

und laſſen den Jäger ſchwer zum Schuſſe kommen, können aber auch mit Leimruthen auf den Feigenbäumen gefangen werden. In Indien ſetzt man an die Bäume Abends mit Laternen Pfauenweibchen oder auch nur gemalte Pfauen, in welche ſich die herbeikommenden wilden Pfauen ſo vergaffen, daß ihnen ganz bequem eine Schlinge um den Hals geworfen werden kann. — Auf Java pflegt man bei der Pfauenjagd beſondere Vorſicht zu beobachten, da ſich das dort übliche Sprüchwort: „Wo ſich Pfauen zeigen, da iſt auch der Tiger nicht weit", häufig genug bewahrheiten ſoll. Die ſchönen Vögel locken dort ihren Verfolger durch öfteres Aufſliegen und Niederſitzen leicht an gefährliche Stellen des Waldes.

C. F. A. Kolb.

Die deutſchen Frauennamen.

Von **Adolf Bacmeiſter.**

Wenn Jemand unſern Namen falſch ausſpricht, falſch ſchreibt, ſo berührt es uns unangenehm; verſtümmelt oder verpoltert er ihn gar wiſſentlich und vorſätzlich, ſo kränkt und empört es uns, als hätte man unſern eigenen Leib verwundend berührt; ein dunkles Bewußtſein ſagt uns, daß mit dem Namen unſer eigenes Weſen gemeint und ergriffen wird. In einer Fülle von Redensarten ſpricht ſich dieſes Bewußtſein als ein wahres und allgemein menſchliches aus; „ein guter Name, ein ehrlicher Name" ſind Güter, die jeder gern von ſeinen Eltern und Voreltern auf ſich kommen, die Niemand ſich antaſten noch verunglimpfen läßt, die wir alle auch unſern Nachkommen hinterlaſſen möchten. Namenlos in das Grab zu gehen, erſchien den Alten ein Loos, des rechten Mannes unwürdig, und wollen wir aufrichtig ſein, ſo wünſchen wir alle, daß mit dem letzten Athemzuge nicht unſer ganzes Andenken verſchwinde; iſt es doch eine tröſtende und erhebende Vorſtellung, daß auch nach Jahren vielleicht noch in dem Munde der Nachlebenden der Klang wiederhalle, der uns durch das Leben geleitet hat; auch der einfachſte Grabſtein ſoll wenigſtens den Namen des Dahingeſchiedenen verkünden.

Sehen wir die Sache näher an, ſo finden wir, daß zu dem Vielen, was den Menſchen vom Thiere ſcheidet und ihn über die ſprach- und vernunftloſe Creatur erhebt, auch das Vorrecht des Namens gehört. So alltäglich die Bemerkung klingen mag, ſie iſt es nicht: das Thier hat keinen Namen. Wohl ruft der Herr ſeinen Hund, der Reiter ſein Roß, der Hirte dies oder jenes bevorzugte Stück ſeiner Heerde mit Namen, und der Hund, das Roß, das Rind ſind des Rufes verſtändig; aber im Allgemeinen unterſcheidet der Menſch nicht Hund von Hund oder Schaf von Schaf, ſondern jedes einzelne Stück iſt ihm gleichgültig, iſt nichts als ein Theil der Heerde, der Gattung. Das heißt mit andern Worten, das Thier iſt keine Perſon, kein freies, von jedem ſeiner Gattung ſelbſtändig geſchiedenes, unabhängiges Individuum; der Menſch aber iſt Perſon, iſt freies, für ſich beſtehendes und berechtigtes, ſeines einzelnen Daſeins bewußtes Weſen. Er iſt Menſch wie andere Menſchen, und doch wieder ein von allen anderen Menſchen durchaus geſondertes, grundverſchiedenes Ich. Und dieſe Freiheit, dieſe vollſtändige Verſchiedenheit und Selbſtberechtigung drückt er am kürzeſten und ſchlagendſten aus, indem er ſeinen Namen trägt und nennt. Dieſer Name gehört nur ihm allein, er iſt das Eigenſte, was er hat, das was auch der Aermſte und Verlaſſenſte ſein Eigenthum nennen darf. Gewiß iſt auf Erden kein Volk ſo roh und gleichgültig gegen ſich ſelbſt, daß es nicht jedes einzelne ſeiner Mitglieder durch einen beſonderen Namen, einen Eigennamen, wie unſere Sprache treffend ſagt, kennzeichnete. Wir ſehen im Gegentheil, daß die edleren Völker ſich von Urzeiten her nicht genügen ließen, die einzelne Perſon durch irgend einen ſinnloſen gleichgiltigen Laut von den anderen abzuſcheiden, ſondern daß ſie mit unendlicher Sorgfalt aus den Schätzen ihrer Sprache heraus ſchöne bedeutungsſchwere Worte wählten, die ſie dem jungen Ankömmling ihrer Hütte als Angebinde für das Leben mitgaben. Und in unverdenklichen Zeiten ſchon war die Namengebung eine feierlich heilige Handlung in dem Kreiſe der Familie. Wir erinnern nur an jene ſchöne Stelle bei Homer, wo der Greiſvater Autolykos den neugeborenen Enkel ſich von der Amme Eurykleia auf das Knie ſetzen läßt und ihn mit bedeutungsvollen Worten für das Leben weiht als „Odyſſeus", das Kind des Zorns oder den Schmerzensſohn. Das Kind des Schmerzens „Benoni" hatte auch die ſterbende Rahel ihren Letztgeborenen noch genannt; Jakob aber nannte ihn Benjamin „das Kind der Freude".

Das Chriſtenthum hat die Namengebung in engſte Verbindung geſetzt mit der Taufe. Wie dieſe den Säugling, noch umhüllt von dem erſten Traumdunkel des Lebens, in die Gemeinſchaft der Kirche einführt, ſo ertheilt ihm der Name das Bürgerrecht in der Geſellſchaft ſeines Volkes und der Zeuge dieſer Feierlichkeit bleibt fortan des Kindleins zweiter Vater, der Gevatter, der Mitvater (compère), wie ihn die franzöſiſche Sprache nennt.

Auch das Wort „Name" ſelbſt deutet auf die nahe tiefe Verbindung hin, welche den Namen und

Digitized by Google

die Person des Menschen zusammenknüpft. Beinahe gleichlautend findet es sich bei der ganzen langen Reihe mit uns verwandter Völker von der Südspitze von Otindien bis zu den Küsten von Island. Nicht aber, wie man glauben möchte, kommt es her von dem Worte „nehmen“, Name ist nicht das, was der Mensch annimmt, sondern es heißt Kennzeichen, Merkmal, das was den Menschen vor jedem Andern seiner Gattung als Person hervorhebt. Und wiederum ist jene weite Verbreitung des Wortes ein Beweis, daß es sammt den oben bezeichneten Gebräuchen herstammt aus jenen von der Geschichte nicht mehr erreichbaren Jahrtausenden, wo jetzt längst geschiedene Völker von Europa und Asien noch als nahverwandte Stämme in Gleichheit des Sinnes und der Sprache zusammenlebten. Es sind aber besonders zwei Glieder dieser großen, sogenannten indogermanischen, Völkerfamilie, welche bei der Wahl ihrer Eigennamen eine Fülle von dichterischer Kraft und von tiefem Gemüthe kundthun — das griechische und das deutsche Volk. Von beiden sollen hier aber nur zunächst die weiblichen Namen betrachtet werden.

Man braucht kein Kenner des Griechischen zu sein, um sich an dem vollen schönen Klange der griechischen Namen zu erfreuen. Schon die bloßen Worte Iphigenia, Antigone, Andromache, Diotima, Arethusa, Ariadne, Berenike, Kassiopea, Elektra, Hippodameia, Klytämnestra, Nausikaa, Olympia, Euphrosyne, Penelope, Sophrosyne und tausend ähnliche lassen ahnen, daß solch herrlichen Lauten auch ein entsprechender Sinn innewohnen müsse, und wenn wir nun erfahren, daß Iphigenia die Kraftgeborene, Andromache die Männerbekämpfende, Diotima die Gottgeehrte, Berenike die Siegbringerin, Hippodameia die Rossebändigerin, Klytämnestra die Ruhmesbraut, Nausikaa die Schiffeskundige, Olympia die Himmlische, Euphrosyne und Sophrosyne die Weisheit, Ariadne die Heldheilige heißt — in welche Welt von Lebenskraft und Dichterannuth thut sich uns hier ein Einblick auf durch diese dreitausendjährigen Namen hindurch. Mag immerhin ein Theil jener Namen den Frauen unserer Zeit allzu kühn und kriegerisch klingen, das wenigstens werden wir rühmend anerkennen müssen, daß der Grieche einen Sinn und Gehalt, eine lebendige Bedeutung in seine Namen legte, eine Bedeutung die auch in den spätesten Zeiten der Sprache noch klar und deutlich aus dem Worte hervorleuchtete.

Wie nun? wenn auch unsere deutschen Eigennamen nicht seelenlose Klangschatten wären? wenn vielleicht auch in diesen uralten Trümmern aus vergangenen Jahrtausenden noch kühnes freudiges Leben athmete? noch urwüchsige Kraft im Bunde mit dichterischer Schönheit? Und se ist es. Gar schön sagt unser zu früh verstorbener Landsmann, der Geschichtforscher Otto Abel, von den deutschen Personennamen, „sie gleichen den Versteinerungen urweltlicher Thiere, diese Namen: aus den Umwälzungen von Jahrtausenden sind sie übrig geblieben als Zeugen von dem, was längst gewesen, Denkmäler von dem ältesten Leben unseres Volkes, wie jene von dem Sein der ältesten lebendigen Erdenwesen.“ Man könnte die Vergleichung fortsetzen und sagen: Wie der Naturkundige aus einer leichten Fußspur, aus einem Zahn oder Knochen die ganze untergegangene Thiergestalt wieder neu herausbildet und zusammensetzt, also vermögen wir uns aus diesen einsam dastehenden Namengebilden ein treues Gesammtbild vom Leben, Denken und Dichten unsrer Altvordern zu gestalten; „ihren Glauben und Aberglauben, ihre ganze Lebensanschauung legen ursprüngliche Völker in ihre Namen.“

Freilich, wenn wir unsere heutigen Kalender durchblättern, da finden wir von dem einstigen Reichthum deutscher Frauennamen kaum noch einige wenige traurige Trümmer, überwuchert vom fremden Unkraut aus aller Herren Länder. Um se nöthiger wird es sein, aus all' diesem Wirrsal unser ursprüngliches sprachliches und nationales Eigenthum auszuscheiden und seinem innern Gehalte nach kennen zu lernen. Und da finden wir denn als noch heute vertretende weibliche Vornamen etwa die folgenden: Adelgunde, Adelheid, Amalie, Bertha, Friderike, Gertrud, Hedwig, Gildhilde, Kunigunde, Mathilde, Ottilie, Rosamunde, Thusnelde, Walburg, zusammen vierzehn Namen, die sich fast unverfälscht in ihrer deutschen Gestalt erhalten haben.

Ungleich vertheilt die Natur die Gaben des Körpers und des Geistes an ihre Kinder und es liegt im innersten Wesen des Menschen begründet, daß schon bei der ersten Bildung bürgerlicher Gesellschaft die Begabteren und Stärkeren sich über die Masse des Volkes erhoben und auf den Vorzug der Natur den rechtlichen Anspruch gründeten, über die Anderen zu herrschen als die Edlergeborenen, als Edelinge, als Adel. Denn Adel und Edel ist ein und dasselbe Wort in unserer Sprache. In Freie und Unfreie, in Edle und Unedle getheilt war auch das deutsche Volk in der ältesten Zeit schon, und diese Scheidung, dieser Stolz auf reine Geburt ergeß sich auch in Hunderte von Namen. Neben Adelgunde, Adelheid hatte die alte Zeit noch eine Adela, die wir erst wieder aus dem Französischen als Adele geholt haben; eine Adeltrud, Adelinde, Adalfrida u. s. w.

Eines der fürstlichen Geschlechter des alten ostgothischen Stammes nannte sich die Amaler, und noch blüht es fort in dem prachtvollen Klange Amalia, den wir neuerdings leider auch von dem französischen Amélie verdrängen lassen.

Der edelste der Edlen war der König, der „Kunning“, von dem Worte Kuni, d. h. das Geschlecht. Kunigunde ist die Königliche.

(Schluß folgt.)

Funchal auf Madeira.

Im atlantiſchen Ozean, an der Nordweſtküſte von Afrika, zwiſchen den Azoren und Canariſchen Inſeln liegt die Madeira-Gruppe, welche aus der Hauptinſel Madeira, der Nebeninſel Porto Santo und einigen kleineren Eilanden beſteht. Madeira wurde 1419 durch die Portugieſen Zarge und Tercira entdeckt und nach den Waldungen benannt, mit denen es damals überwachſen war, denn Madeira bedeutet Bauholz. Die Inſel, die vom Meere aus einen herrlichen Anblick bietet, gehört zum Königreich Por-

Funchal.

tugal, iſt 16 Quadratmeilen groß und hat 100,000 Einwohner, zum größten Theil Weiße, dann Neger, Mulatten und einige Hundert Engländer. Die Gebirge haben bisweilen Erdbeben, aber keine Krater und Lava, der höchſte Berg heißt Pico Ruivo (5 bis 6000 Fuß hoch). Außer dem berühmten Wein und herrlichen Obſt gedeihen Südfrüchte und namentlich ein vorzüglicher Kaffee in dem milden Klima der Inſel. An ihrer Südſeite liegt die Hauptſtadt Funchal mit 18,000 Einwohnern. In der Mitte zwiſchen zwei hervortretenden Landſpitzen breitet ſich die Stadt mit ihren netten hellen Häuſern maleriſch an einer Bucht hin, umgeben und überragt von rebenbewachſenen Hügeln. Links erhebt ſich die Citadelle, unter ihr in geringer Entfernung von der Küſte ein kleines Fort auf einem iſolirten Felſen, Loo-rock genannt, und noch etwas weiter links, dicht an der Küſte, ein zweites Fort: Pontimeha. Uebrigens ſind dieſe Befeſtigungen mehr pittoresk als zur Vertheidigung geeignet.

Die männliche Bevölkerung von Madeira iſt von gutem Aeußern, dagegen zeigt ſich bei den Frauen in Geſicht und Haltung wenig edler Ausdruck, wahrſcheinlich in Folge der harten Arbeit, an die ſie gebunden ſind. Unabläſſig müſſen ſie ſich ab, indem ſie zumeiſt große Bündel Brennholz auf dem Kopfe von den Bergen in die Stadt tragen. — Die Kleidung der Männer beſteht in leinenen Hoſen und einer farbigen Weſte; die Frauen haben über den Schultern eine Art von Mantilla, beide Geſchlechter

Digitized by Google

tragen Halbſtiefel von braunem Leder und auf dem Kopf ein rundes Käppchen mit langer, bequaſteter Spitze.

Das Pflaſter in Funchal iſt, beſonders bei Regenwetter, ſehr ſchwierig zu begehen, weshalb man ſich bei Geſchäftsgängen, Beſuchen, Promenaden

Kathedrale in Funchal.

Pony's zu miethen pflegt, die in Menge zu dieſem Zweck bereit ſtehen. Der Führer folgt dann dem Pferd und hält ſich, wenn es raſcher geht, an deſſen Schweif.

Sehenswürdigkeiten finden ſich in Funchal wenige. Die Kathedrale iſt in gothiſch-byzantiniſchem Styl erbaut, dem in der Folge noch Verzierungen im Rococo-Geſchmack beigemiſcht wurden.

Der Handel Funchals iſt bedeutend, liegt aber ganz in den Händen der dort anſäſſigen Engländer. Die bedeutendſten Handelsgegenſtände ſind Wein, Holz, Orſeille, Maſtix und Drachenblut. Der Wein der Inſel wird übrigens vielfach in Europa nachgebildet; die ſüße Sorte heißt Malvaſier, die herbere Dry-Madeira (herber Madeira). — Des gelinden Klima's und der geſunden Seewinde halber wird Madeira in neuerer Zeit als Aufenthaltsort für Bruſtkranke empfohlen, und jährlich ziehen Hunderte von Leidenden aus allen Theilen Europa's dorthin, um, wenn auch nicht vollſtändige Geneſung, doch wenigſtens Linderung zu finden.

Die deutſchen Frauennamen.

Von **Adolf Bacmeiſter.**

(Schluß von S. 143.)

Der alte geſunde Adel der Völker beruhte nicht auf einem „von“ vor dem Namen oder auf einem Bändchen im Knopfloch, ſondern, ſo artig dieſe Dinge ſein mögen, auf einem ſchöneren und nützlicheren Grunde, auf einem geſicherten, unabhängigen Grundbeſitz, auf dem, was unſere Sprache das Aud, Uodal, Ot genannt hat, und gerne bezeichnete man auch im Namen dieſe Gabe des irdiſchen Glücks. Otte hieß der Begüterte, Otila war ſeine Namensſchweſter, unſer Ottilie.

Aber nicht allein edle Geburt und das Glück des Beſitzes galt für Schmuck und Glanz auch im Namen des Weibes. Es ſind noch andere Wörter die uns in eine wildere Welt hineinführen. „In Deutſchland, ſo ſchrieb vor 1800 Jahren der Römer Tacitus in ſeine Pergamentrollen, in Deutſchland bringt nicht das Weib dem Manne, ſondern dem Weibe der Mann die Mitgift; und zwar keinen weiblichen Schmuck und Putz, ſondern ein Joch Rinder, ein Roß geſattelt und gezäumt, und einen Schild mit Schwert und Speer. Das, meinen ſie, ſei das feſteſte Band, der geheime Zauber und die göttliche Weihe der Ehe; das Weib ſolle nicht wähnen, daß ſie außerhalb des Kreiſes männlicher Kraftübung und außerhalb der Geſchicke des Krieges ſtehe, vielmehr daß ſie komme als eine Genoſſin der Gefahr und Mühſale, mit dem Manne, ſei's im Frieden ſei's in der Schlacht, zu dulden und zu wagen. Und ſo halten ſie's auch; hinter den Schlachtreihen der Männer ſtehen die Angehörigen; ſie hören den Ruf ihrer Weiber, das Weinen ihrer Kinder. Das ſind ihre heiligen Zeugen, ihre höchſten Lobredner; dorthin, zu ihren Müttern und Frauen tragen ſie ihre Wunden und dieſe ſchauen ſich nicht, ſie zu zählen und zu ſuchen, und tragen den Kämpfern Trank und Speiſe und ermunternde Worte zu. Mehr als einmal, erzählt man, ſei eine wankende, ſchon halb gebrochene Schlachtordnung von den Frauen, die ſich hineinwarfen, wieder zum Stehen gebracht worden.“ —

Darf es uns da wundern, wenn Schlacht und Kampf auch aus den weiblichen Namen herauskling? Ja die urſprünglich deutſchen Worte für Schlacht und Kampf ſind uns faſt nur durch unſere Namen erhalten. Gund, Hild, Hadu, Wig — das ſind die alten Ausdrücke für jene Begriffe, und Hand in Hand mit ihnen gehen die Namen der Waffen. Gisel und Ger hieß die Lanze, Grima der Helm, Ort das Schwert, Brunja der Harniſch. Gertrud heißt die dem Speere Getraute, die Lanzenbraut, Gisela „die Lanze“ hieß die Gemahlin Kaiſer Konrads II.; Kunigunde, Adelgunde — die Edle der Schlacht, Hedwig — Haduwig — die Kämpferin, Mathilde — Machthilde — die Kriegsmächtige. So noch Hildegunde, Hilde, Gunthild, Ortila — die Schwertjungfrau, und andere. Wohlbekannt iſt Brunhild — die Kämpferin im Harniſch, die zaubermächtige Jungfrau des Nibelungenliedes, und ihre Nebenbuhlerin Grimhild — die Kämpferin im Helm, das Weib des herrlichen Siegfried der Niederlande. Aber, wenn die Männerſchlacht über das Feld hintobt, dann fährt die Göttin Freya auf donnerndem Wagen zur Walſtatt hinunter, als Walfreva, d. h. Wahl-Freya und ſammelt, wählt die Erſchlagenen und führt ſie hinauf in die ſelige Wohnung der Helden; und neben ihr brauſen, vom Gotte Wodan geſendet, die neun halbgöttlichen Jungfrauen, die Walküren, mit leuchtenden Lanzen und Helmen über das Wlachfeld, ihre Roſſe ſchütteln den Thau von den wallenden Mähnen und ihr Rabe entſcheidet den Sieg und ſie ſammeln, ſie erküren die Todten der Walſtatt und tragen ſie hinauf in Wodans Halle, in die Walhalla und reichen den Neuerwachten das gefüllte Trinkhorn. Daher Walburg — die Bergerin, die Sammlerin der Gefallenen; ja als in ſpäteren Jahrhunderten eine heilige Walburgis erſtand, auch da vergaß das Volk nicht den alten Sinn des Namens und deute noch ziehen in der „Walburgisnacht“, zwar nicht mehr die Walküren auf leuchtenden Roſſen zu Wodan hinauf, aber die Töchter der Finſterniß, die Hexen, auf Böcken und Beſenſtielen zum Blocksberg, ihrem Herrn und Meiſter zu huldigen.

Noch eine Reihe anderer Wörter deutet es durch ihre häufige Verwendung in Frauennamen an, daß die germaniſchen Männer von Allem, was ihnen ſchön und edel dünkte in Sprache und Leben, auch dem Weibe ſeinen Antheil ließen. Eine Menge Namen finden wir zuſammengeſetzt mit den Ausdrücken für Sieg und Tapferkeit, für Muth und Ruhm und Stärke: Sigburg, Siglinde, Theudenauda (naud und hald, d. h. kühn), Balthilde oder Batbilde (im Franzöſiſchen Baudour), Fastrada, die Gemahlin Karls des Großen, d. h. die Feſte, die Kühne im Rathe; Richlinde, Richhilde, von reich, d. h. mächtig.

Das Volk heißt in der älteſten deutſchen Sprache thiuda, theod, diot, diet, deut, in verſchiedenen Formen, je nach Zeit und Gegend; daher unſer Wort Deutſch, d. h. volksmäßig, und daher die alten Namen Theutelinde oder Dietlinde, Theoderada, Diethild, Dietburg. Die alten Worte für Ruhm und Ehre ſind chlut, hlut, chlot, lot, unſer „laut“; chruod, ruod, rod. rot, und hruom, rum, rom. Daher Chlothilde, die Kriegsberühmte, die deutſche Namensſchweſter der franzöſiſchen Louiſe; denn dieſe ſelbſt iſt die Schwe-

Digitized by Google

ſter von Louis und dieſer iſt nichts anderes als das franzöſirte Ludwig, Chlodwig, der Kriegsberühmte. Eine der älteſten deutſchen Dichterinnen, im zehnten Jahrhundert, hieß Chrueswitha, gewöhnlich Rosswitha geſprochen. Hierher endlich gehören noch Rumetrud, Romilde, Rodelinde und Rottrud, d. h. Chruottraut, die Ruhmesbraut — jetzt Rothtraut.

Neben dem Kriege war es die Jagd, welche das Herz der Germanen erfreute, als ſie noch auf den Weideſtriften von Aſien umherirrten. Jäger- und Weideleben ſtehen in innigſter Verbindung; noch jetzt iſt in unſerer Sprache Jäger und Weidmann, Jagd und Weidwerk ein und dasſelbe.

Daß auch von dieſem Gebiete des Lebens die Frauen nicht ausgeſchloſſen waren, darf uns nicht wundern; noch im ſpäteren Mittelalter gehörte wenigſtens die Falkenjagd, die „Beize“, zu den edlen Beſchäftigungen der ritterlichen und fürſtlichen Frauenwelt und noch heute iſt es keine ſchlechte Sitte, wenn die Frau auf flüchtigem Renner durch Wald und Haide dem Wilde folgt. Freilich von der Innigkeit und tiefen Bedeutung des Verhältniſſes, in welchem die alten Menſchen zur Thierwelt ſtanden, können wir Bewohner einer durch die Cultur glattgeleckten Welt uns kaum noch ein Verſtändniß bilden. Es mochte wohl von Anfang an weniger der Unterſchied ſein, als die geheimnißvolle Aehnlichkeit, welche der Menſch zwiſchen ſich und dem Thiere ſah und mit Staunen beobachtete. Ihre freie, kraftvoll ſchöne Bewegung, ihr kluges beobachtendes Auge, ihr verſtandesartiges Treiben in der ewigen Stille des Waldes mußte den Menſchen mächtig anziehen. Er lauſchte ihrem Kommen und Gehen, dem Klang ihrer Stimme, er fand wohl bald einen Zuſammenhang zwiſchen ihrem Thun und dem Wechſel von Tag und Jahr und andern Naturerſcheinungen; er lernte ſie als Wetterpropheten kennen; die einen näherten ſich ihm und er wußte ſie allmählig ſelbſt an ſich heranzuziehen, aber gerade die ſtärkſten und ſchönſten blieben ihm in ſcheuer Ferne ſtehen, ja ſie traten ihm als grimmige Feinde gegenüber und er mußte mit ihnen kämpfen um den Beſitz ſeiner Erde. Dieſe Beziehungen zur Thierwelt bildeten ſich nun nach verſchiedenen Richtungen aus. Man anerkannte im Thiere das Beſeelte, Menſchenähnliche, ſogar eine Art Sprache, und doch wieder das Scheue, Geheimnißvolle, und vom Geheimnißvollen zum Heiligen iſt nur ein Schritt. Das eine Volk ließ die menſchliche Seele durch Thierleiber wandern, ein anderes machte das Thier zum Träger geheimer Weisheit, ſah eine Bedeutung im Fluge des Vogels, in den Gebilden des geöffneten Thierleibs, alle aber ſtellten gewiſſe Thiere in irgend eine Beziehung zu ihren Göttern, machten ſie zu Boten und Vermittlern zwiſchen Gottheit und Menſchheit und eröffneten damit ihrer Phantaſie einen unerſchöpflichen Born von Sagen und Geſchichten. Aber von allen Völkern hat keines ſeine Anſchauungen von der Thierwelt in ſo reiner und einfach treuer Weiſe ausgebildet, als das germaniſche; keines hat ſich neben der uralt aſiatiſchen Heilighaltung der Thiere ſo vertraulich auf Du und Du mit ihnen geſtellt und dieſes Verhältniß in ſo eigenthümlichen Dichtungen ausgeſprochen. Die Könige und Adeligen der Thierwelt aber waren der Bär und der Wolf, der Adler und der Rabe oder „Ram“, und aus dieſen Worten ſind viele Hunderte von Namen gebildet; von den weiblichen ſeien nur genannt Wolfhilde, Wolfgund, Eberhild, Eberswind (gleich dem männlichen Eberhard, ſtark und ſchnell wie der Eber), Ebba, Berhtramna, d. h. Glanzrabe.

Doch treten wir aus dieſen wilden Wortgeſtalten, die uns faſt unheimlich bedünken wollen, in die friedlicheren Kreiſe des Frauenlebens hinein, die am ſchönſten und kürzeſten der Dichter der Glocke in den Worten ſchildert:

„Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrſchet weiſe
Im häuslichen Kreiſe u. ſ. w.“

Den weiteren Kreis von Stadt und Land nicht nur, ſondern auch den engeren häuslichen Kreis nennt die alte Sprache mit Einem Worte Gart oder Garten, und die friedlichen Beherrſcherinnen deſſelben mochten wohl Frida, Friderike, Friderun, Fridburg, Fredegunde heißen, wie ja das Weib überhaupt die Friedbewerin genannt wurde. Hildegard, Irmengard ſind aus Sage und Dichtung wohlbekannte Namen. Das Schützende, Ordnende und Berathende liegt in den Worten birg, burg, mund (weher unſer „Vormund, unmündig“), rat, und alſo in dem Namen Friedburg, Adelberga, Ratburg, Hildeburg; Roſamunde iſt nicht etwa die Roſenmundige, ſondern „die rühmliche Schirmerin“, die, welche im Griechiſchen Kleobule hieß; Faſtrada, Bertrada. Ein anderes Wort für Rath, Klugheit iſt ragin, regin, rein: daher Regintrud, Reginhild oder Reinhild (wie Reinheld aus Reginheld) und Regina. Letzteres Wort ſtimmt zufällig mit dem lateiniſchen regina, die Königin, iſt aber vielmehr uralt deutſch und heißt die Beratherin, die Kluge. Nur weiblichen Namen angehörig iſt das Wort trut, trud, d. h. traut, die Traute, wie in Gertrud, Rottrud — Rothtraut. — An dieſe Namen ſanfteren Klanges fügen ſich einige andere an, welche ihren Glanz von den Erſcheinungen der Natur entlehnen. Hierher vor Allem Blanca oder vielmehr Blanka; denn auch dieſen ſchönen Klang haben wir zwar aus dem Franzöſiſchen oder Italieniſchen genommen, aber dieſe beiden Sprachen haben ihn, wie ſo vieles andere, vor Alters aus dem Deutſchen entlehnt; Blanka heißt die Blinkende, Glänzende. Wer kennt nicht ihre Namensſchweſter aus dem Märchen? Das Schneewittchen, die Schneeweiße? und ebenſo Swanwit, die Schwanenweiße? Der häufigſte und beliebteſte Name aber in dieſer Art iſt Bertha oder eigentlich Berchta, die Weiße, die Glänzende; ein

Digitized by Google

Lieblingslaut unſerer älteſten Sprache, und derſelbe der in vielen männlichen Eigennamen auftaucht, wie in Albert oder Albrecht. Dieſe Berta iſt urſprünglich keine Geringere als die oberſte Göttin ſelbſt, die freundliche, liebreizende, ſchimmernde Freya. Berta hieß die Mutter Karls des Großen und „die weiße Frau", die durch die Sagen der fürſtlichen Häuſer wandelt, iſt wieder keine Andere als Berta Freya, die Schutzgöttin der Ehen und Familien. Auch die Sagen des Volkes kennen ſie unter verſchiedenen Namen. Die Frau Hulda oder Frau Holle, Frau Gode oder Gaue oder Erke und Herke ſind nur verſchiedene Titel der uralten Göttin, der ſegenſpendenden Freya, die von den immergrünen Blüthenranken der Volksſage tauſendfach umwebt noch heute inmitten des chriſtlichen Volkes wohnt.

Aber noch fehlt uns eine wichtige Seite des germaniſchen Frauenthums, welche in den Namen ihren Ausdruck gefunden hat. Jener obenerwähnte Tacitus berichtet weiter: „Ja ſogar etwas Heiliges und Prophetiſches glauben die Germanen, wohne dem Weib inne und ſie verſchmähen weder ihren Rath, noch mißachten ſie ihre Entſcheidung." Es iſt kein Zufall, daß die Namen des Schwans und der Schlange, zweier geheimnißvoll heiligen Thiere, nur in weiblichen Namen ſich finden. Es war vor Allem die Gabe des inneren Schauens und der Weiſſagung, welche den Frauen zugeſchrieben wurde. Auch die griechiſchen Gottheiten, welche die Zukunft des Menſchen vom Rocken abſpinnen, die drei Parzen, ſind weiblichen Geſchlechts und Namens. Die Schlange aber iſt von jeher in den Mythologieen der Völker ein Symbol des Unheimlichen und damit auch des Heimlichen, der geheimnißvollen Wiſſenſchaft geweſen; ihr altdeutſcher Name war lint, Lindwurm, daher die Namen Theodolinde oder Tietlinde, Siglinde, Gotelint, Gerlint u. ſ. w., Volks-, Sieges-, Gottes-, Speerſchlange. So war auch der Schwan ein heiliger Vogel. Auch der deutſche Glaube hatte ſeine drei Schickſalsſchweſtern, die Nornen. Dieſe erſcheinen den Sirenen gleich in Menſchengeſtalt als Wald- und Waſſerfrauen, als Nixen und Meerweiber und weiſſagen dem Wanderer, der ſie trifft, ſeine Zukunft. Sie verwandeln ſich endlich in Schwäne und ſingen dem Menſchen ſein Schickſalslied; vielleicht ſagen wir deßwegen heute noch — „es ſchwant mir". So finden wir denn eine Schwanbilde, Schwanburg, Schwanwittchen u. ſ. w. als Ehrennamen des Weibes.

In Wirklichkeit geſchah das Weiſſagen bei unſern Vorfahren durch das Hinweiſen von Buchenreisern, in welche geheimnißvolle Zeichen, die Runen, geſchnitten waren. Wie dieſe Runenſtäbe gefallen waren, ſo wurden ſie aufgeleſen und gedeutet, und dies war vornehmlich das Geſchäft von Frauen; daher treffen wir ſo viele Namen, und nur weibliche — mit dem Wort Rune gebildet, z. B. Gudrun, die Kriegsprophetin, Sigirun, die Siegverkündende, Friderun, die Friedenszuberein u. ſ. w. — Sind es ja doch bis auf den heutigen Tag faſt ausſchließlich Frauen, welche die modernen Ueberreſte der Runenkunſt im Kartenſchlagen und ſonſtigen Zigeunerkünſten üben. Zu einer traurigen Ehre aber wurde dieſer Glaube an die zauberiſche Begabung des Weibes, als die finſtere Anſchauung des chriſtlichen oder vielmehr unchriſtlichen Mittelalters aufing, dieſelbe als Teufelswerk zu betrachten, als die ſogenannten „weiſen Frauen" des Heidenthums zu Hexen wurden und in jenen furchtbaren Prozeſſen der heidniſche Glaube, ſo muß man hier leider beinahe ſagen, dem chriſtlichen Aberglauben Red und Antwort ſtehen mußte.

Eine lange Reihe von ſinnvollen, klangſchönen Namen ließe ſich noch anführen aus jener Zeit; aber wie wir oben ſagten, die meiſten ſind ja lange, lange ſchon erloſchen. Von den noch lebenden ſei nur noch erwähnt Thusnelde, d. h. Thursbilda, Thuſſinilda von dem Worte thurs, der Rieſe. Mancherlei Gründe ließen ſich für dieſes langſame, aber ſicher fortſchreitende Ausſterben eines edlen Erbtheils der Nation anführen. Der weibliche Name war an ſich ſchon dem Untergange mehr ausgeſetzt, als der des Mannes. Der männliche Name iſt der Träger der Familie, der von Geſchlecht zu Geſchlecht forterbt, während der des Weibes in dem des Mannes aufgeht. Die Namen von einzelnen geſchichtlich ausgezeichneten Männern wurden eine Art Deviſe, ein ſtehender Tauf- und glückverkündender Ehrenname für ganze Länder. So iſt vor allen Friedrich, Karl, Wilhelm das unverlöſchliche Erbtheil von ganzen Fürſten- und Adelsgeſchlechtern geblieben und ihnen nach ließ auch der Bürger ſeine Söhne taufen.

Das Weib aber ſtand abhängiger und unbedeutender in dem ſtillen Kreiſe des Hauſes und kein geſchichtlicher Werth knüpfte ſich an ſeine Namen; als daher vom Ausland her die neuen verlockenden Klänge hereindrangen, da fanden ſie wenig Widerſtand bei dem weiblichen Geſchlechte. Ferner mochte in ſpäteren milderen Jahrhunderten, als man noch den Sinn aus dem Namen heraushörte, gar mancher derſelben abſichtlich entfernt werden, als nicht mehr ſtimmend zu der Sitte und Anſchauung der Zeit. Beſonders war es das Chriſtenthum, das viele Namen wegen ihres Zuſammenhangs mit dem alten Heidenthume verbannen mußte, wie denn z. B. von den ſchönen mit Runa gebildeten Namen Gudrun, Sigerun u. ſ. w.) kein einziger geblieben iſt; natürlich — denn dieſes Wort war ja der Inbegriff aller Zauberei geworden, ein Symbol von Spuk und Teufelswerk. Aber das Chriſtenthum drängte nicht nur alte Namen hinaus, es brachte auch neue herein, die Namen des alten und neuen Teſtaments und eine Legion von Heiligen; alſo, ſprachlich betrachtet, bebräiſche, griechiſche und lateiniſche Namen. So finden wir ſchon im 8. Jahrhundert die Worte Beata, Eliſabeth, Eugenia, Juliana, Sibylla; im 9. folgt ihnen eine neue Schaar: Anna, Judith, Chriſtina, Suſanna; im 10. Leonora; im 12. Agnes, Johanna, Margaretha, Sophia und — auffallenderweiſe erſt jetzt Maria, der Name der „Himmels-

Digitized by Google

königin". Erst damals nämlich fing die Verehrung der Jungfrau Maria an sich auszubilden; manche Erinnerung der heidnischen Zeit, besonders die Gestalten der Bertha oder Freya, retteten sich in den Marienkultus herein und Maria wurde mehr und mehr der Mittelpunkt einer religiösen Verehrung, von welcher auch die Beliebtheit ihres Namens als Taufname ein lebendiges Zeugniß ist. Im dreizehnten Jahrhundert finden wir schon als gewöhnliche Namen Brigitta, Catharina, Clara, Elise, Helene, Lucia, Salome, Stephanie, Ursula (d. h. die Bärin!); dann folgen Cäcilia und der barbarische Klang Barbara u. s. w.

Zum förmlichen Unfug aber wurde die fremde Namensflut erst im 15. und 16. Jahrhundert, wo der Hauch des Auslands, von Westen und Süden her, überhaupt vergötternd über deutsche Sprache und Sitte hinzustreichen begann. Doch was will all das heißen gegen die babylonische Verwirrung, die vom 18. Jahrhundert in dieses Gebiet hereinbrach, und die heute noch herrscht. Es wird jetzt kaum eine Sprache in Europa geben, die nicht beigesteuert hätte zu dem unendlichen Wirrsal deutscher Frauennamen.

Ein besonderer, für den Sprachkenner äußerst lächerlicher Mißbrauch aber sind die allgemein üblichen Minen, Linen, Letten, Retten, Lotten u. s. w., klang- und sinnlose Endungen von ursprünglichen Namen, von einer Wilhelmine, Caroline, Henriette, Charlotte, Antoinette, und was dergleichen ursprünglich gut deutsche, mit lateinischen und französischen Endsilben jämmerlich aufgeputzte Unnamen mehr sind.

Freilich, es ist ja nicht mit den Eigennamen allein in solcher Weise ergangen; sind ja doch die Worte Frau und Weib selbst, und mit ihnen noch andere alte Ehrennamen des weiblichen Geschlechtes um ihren guten alten Klang und Sinn gekommen und haben zum Theil sogar fremden Gästen den weiblichen Ehrensitz im deutschen Hause räumen müssen.

Es ist gewiß ein wahrer Satz: In der Sprache eines Volkes liegt seine Geschichte. „Deine Sprache verräth dich" — dieses Wort gilt in einem weiteren, tieferen Sinne. Wenn wir vernehmen, daß in der ältesten griechischen Sprache, in Homer's Gedichten, ein gewöhnlicher Name für das Weib, für die Gattin «damar» ist, d. h. die Gebändigte, die im Kriege Bezwungene, die Kriegsgefangene, so ist mit diesem einen Worte die ganze Stellung bezeichnet, welche in den langen Jahrhunderten des hellenischen Volkslebens die Frau eingenommen hat; es war die unterthänige, demüthige Stellung einer Bezwungenen, einer Sklavin, die dem Manne sich zu beugen hatte; die fünf Buchstaben damar sind die Geschichte des Weibes im griechischen Volke.

In den alten deutschen Benennungen für den Begriff Weib ist das erste was auffällt, ihre Menge. Nicht weniger als sechs verschiedene Worte sind es, und wohl, schon darin sehen wir mit Recht die hohe Bedeutung, welche im germanischen Gesellschaftsleben das Weib einnimmt. Von jenen sechs uralten Worten ist in unserer heutigen Sprache nur noch die Hälfte unzertrümmert erhalten, — die Worte Weib, Frau, Braut. Von den drei übrigen ist eines vollständig erloschen, das Wort fémea die Frau, das hier nur genannt sein möge. Geschichtlich viel älter ist quino, in der fünfzehn Jahrhunderte alten gothischen Bibel das Wort für Weib überhaupt, noch heute erhalten in dem englischen queen. Die Königin, d. h. eigentlich das Weib schlechtweg, die Erste unter den Weibern. Der dritte, längst versunkene Ehrenname des Weibes ist idis. In ältester Zeit für jedes irdische weibliche Wesen gebraucht, bleibt es später als geheimnißvoller Name für die drei göttlichen Jungfrauen, welche, den griechischen Parzen gleich, dem Sterblichen den Faden seines Geschickes spinnen. Auch die Göttin der ewigen Jugend hieß den Germanen Idunn, und wer von den beiden Leserinnen sich etwa des Namens Ida erfreut, der bewahre ihn getreu als ein ehrendes Erbe aus unvordenklicher Zeit unseres Volkes.

Von den noch lebenden Namen hat Braut schon seit Jahrhunderten die beschränkte Bedeutung, in der es jetzt noch gilt; in ältester Zeit aber hieß es überhaupt die Frau, besonders die neuvermählte. Eine beschränktere Bedeutung hat auch ein anderer Name sich gefallen lassen müssen, der Name Weib. Im alten edlen Sinne braucht es der Deutsche bekanntlich fast nur noch im höheren Sprachstil; nur der Engländer nennt auch jetzt noch seine Gattin einfach sein «wife», sie mag Herzogin oder Bettlerin sein. Allerdings tritt diese Nebenbedeutung des Geringeren schon im Mittelalter hervor, das «wîp» bezeichnete die Frau des niederen Standes, dem Adel gegenüber. Doch streiten sich noch das ganze dreizehnte Jahrhundert durch die Dichter, was das schönere, ehrendere sei, Weib oder Frau, und Walther von der Vogelweide, der trefflichste Lyriker jener Zeiten, entscheidet sich für das Weib mit den berühmten Worten: „Weib muß immer sein des Weibes höchster Name."

Unser sechstes und letztes Wort also ist Frau, vor tausend Jahren frouwa und freya gesprochen und geschrieben.

Daß es ein Ehrenname sei, geht schon daraus hervor, daß die Erste der Frauen, die oberste germanische Göttin mit ihm benannt wurde, die Freya. Auch seine Abstammung und Bedeutung ist klar und gesichert. Wir alle kennen das Wort „Fronleichnam", d. h. der Leichnam, der Leib des Herrn; wir kennen das Wort „fronen, frôhnen", d. h. einem Herrn dienen, Herrendienst leisten; denn frô hieß im Altdeutschen der Herr; nicht der Herr, der dem Sklaven gegenübersteht als finsterer Gebieter, sondern frô ist und heißt nichts anderes als der Frohe, Erfreuende, Milde; frôa, frouwa, frau also heißt die Herrin, die beherrschende Gebieterin in Haus und Hof. Noch lange nachdem der Name ein bloßer Titel geworden war, erkannten die Dichter

Digitized by Google

des Mittelalters noch seine sprachliche Bedeutung und einer derselben sagt:

Die Frende wird uns durch die Frau'n bekannt,
Und darum sind sie Frauen auch genannt.

Eben aber weil frau eigentlich Herrin hieß, war es der Name für die Weiber des edleren Standes, sie mochten vermählt sein oder nicht. Die Unvermählte hieß einfach maget, magd, woraus unser Maid und endlich das Mägdchen oder Mädchen geworden ist. Auch die Königstochter war eben „Magd" und die heilige Maria selbst wird als „die himmlische Magd" gepriesen. Allmählig stieg diese Magd aus den höheren Ständen in die unteren hinab und dafür wurde in den ersteren die „Jungfrau" herrschend, die sich dann im Laufe der Jahrhunderte zur „Jungfer" abschliff. Die Jungfer wurde bald als zu leicht erfunden und da die vornehmen Damen schon gewohnt waren, alles Abgetragene und aus der Mode Gekommene an ihre Bedienung wegzugeben, so verschenkten sie schließlich auch ihren eigenen Titel wie einen alten Hut an ihre Kammermädchen und kauften sich einen neuen, den „Fräulein:" Titel, der denn auch ehrlich und dauerhaft gehalten hat bis auf diesen Tag und hoffentlich niemals wieder einem fremdländischen weichen muß, wie am Ende des 16. Jahrhunderts die ehrliche deutsche Frau vor der französischen madame hat weichen müssen, was doch auch nichts anderes heißt, als „meine Herrin."

Es war eine gerechte Strafe für den sprachlichen Götzendienst jener Zeit, daß die im Gefolge der madame eingewanderte mademoiselle von dem breiten deutschen Volksmunde zu einer abscheulichen „Mamsell" zusammengequetscht wurde, die wohl aus Entsetzen vor ihrem eigenen Mißklang jetzt endlich aus der vernünftigen Gesellschaft entwichen ist. Einer künftigen Generation gelingt es dann vielleicht auch, den letzten Rest dieses entlehnten Flimmers, das madame von sich abzuschütteln. Es ist gewiß wahr, daß jedes unnöthige Fremdwort einen langsam zerstörenden Einfluß auf die Sache oder Person selbst übt, welche sich in dasselbe hüllt. Unsere Sprache ist reich genug und hat gewiß nicht noth, für die edelsten Grundbegriffe des Lebens, zu welchen, denke ich, auch der der Frau gehört, die Brocken von fremden Tischen aufzulesen.

Und dieses Wort führt uns zurück auf das, wovon wir ausgegangen; es ist gewiß auch nicht gleichgültig, was für ein Name dem uengeborenen Kinde in das Leben mitgegeben wird; «nomen et omen» sagt ein römisches Sprichwort — wie der Name, so der Mann. Wir wollen das Wort des alten trefflichen Fischart „schöne Namen reizen auch zu schönen Thaten" nicht weiter verfolgen; aber des Menschen würdig ist es jedenfalls, wo möglich in jede Erscheinung des Lebens einen tieferen Sinn zu legen, das scheinbar Aeußerliche und Niedrige durch einen Inhalt zu erfüllen und zu erheben; und auch das ist Pflicht, die alten Erbgüter seines Volkes wenigstens nicht zu mißachten, nicht zu mißbrauchen, sie in Ehren zu halten oder, wo es geschehen kann, wieder zu Ehren zu bringen; der Segen eines solchen Bestrebens wird nicht ausbleiben.

Berliner Kinder.

Erzählung von **Fanny Lewald**.

(Fortsetzung von S. 136.)

In solchen Stunden fehlte auch Niemanden Etwas, von Allen denen, welche in der Stube und in der Kammer, die des Meisters Wohnung und Werkstatt bildeten, ihr Wesen trieben, und deren Zahl war nicht klein, denn der Meister hatte seine Frau und hatte fünf Kinder und hatte seinen Burschen. Aber er gehörte zu den liebevollen Herzen, die nicht genug fröhliche Menschengesichter um sich sehen und nicht leben können, ohne zu sprechen und sprechen zu hören; denn das war eine ausgemachte Sache bei dem Meister: ein gutes Wort beim Essen salzt und schmalzt die Suppe.

Als Hermann seinen Eimer voll Wasser in der Küche auf die Bank gestellt hatte und in die Stube eintrat, merkte er augenblicklich, daß der Vater heute ganz besonders gut aufgelegt sein müsse. Er saß nicht auf dem Schemel in der Werkstatt, sondern an dem Tische in der Stube und die Kinder waren alle vier rund um ihn her, während die Mutter am Ofen in der Stube Kaffe kochte. Solche Arbeitspausen gönnte der Meister sich an Wochentagen selten und nur wenn eben einmal ein ungewöhnlicher Verdienst in Aussicht stand, ein Verdienst, bei dem die Mutter und die Kinder, so weit diese Letztern dazu fähig waren, sich in Plauen und Wünschen und Hoffnungen ergingen und bei welchem der Vater zu sagen pflegte: wenn solche Einnahmen öfter kommen wollten, so möchte er auch noch einmal Etwas an sich wenden und sich einen neuen Mantel machen lassen, wenn er nicht doch noch lieber einmal zu seinem Bruder nach Pritzwalk reisen thäte, der dort Bäcker war und dem Nichts abging in seinem eigenen Hause, das er vor ein paar Jahren sich neu ausgebaut.

Digitized by Google

„Na! wo hat Er ſich denn wieder den ganzen ausgeſchlagenen Nachmittag herumgetrieben?“ fragte der Meiſter, und der Knabe wußte, daß es gute Zeiten waren, wenn er auf ſolche Weiſe mit einem Er angeredet wurde.

„Herumgetrieben hab' ich mich nicht, Vater! ich war in der Kloſterſtraße bei den Gänſen.“

„Und was hat Er denn da gethan?“ fuhr der Vater fort. Indeß Hermann ließ es länger keine Ruhe, und ohne ſeinem Vater darauf zu antworten, fragte er: „Wie lange muß man waudern, bis man an die Wüſte kommt?“

„Was?“ fragte der Meiſter, der ſeinen Ohren nicht traute.

Hermann glaubte ſich nicht deutlich genug ausgedrückt zu haben, und ſagte mit großer Beſtimmtheit: „Aus welchem Thore muß man gehen, wenn man nach der großen Sandwüſte will und wie lange muß man wandern, bis man hinkommt?“

Der Meiſter lachte hell auf. „Und das weiß der dumme Junge nicht?“ rief er.

In dem Augenblicke ſetzte die Mutter das Talglicht auf den Tiſch, und der Vater gewahrte, mit welchen verwunderten Augen ſein Aelteſter ihn anſah. Das aber machte ihm gerade Vergnügen und er wiederholte: „Das weißt du alſo wirklich nicht?“

„Nein! Das weiß ich nicht!“ verſetzte der Knabe, dem es ernſt war mit ſeinen Gedanken und der ſich alſo in des Vaters ſpottende Weiſe, hinter der ihm irgend eine Enttäuſchung ahnte, nicht zu finden wußte.

„Na!“ ſagte der Meiſter, „dann warte bis der Winter vorbei iſt und der Schnee zerſchmolzen. Dann mach' dich einmal Sonntag um elf Uhr Morgens auf den Weg —

Der Knabe blickte mit ſeinen großen Augen unverwandt den Vater an, den die Achtſamkeit des Sohnes nur noch in ſeiner ſchalkiſchen Laune beſtärkte, ſo daß er eine ernſthafte Miene annahm und ernſt und feierlich ſagte: „Mach' Dich Sonntag um elf Uhr Morgens auf den Weg — aber der Tag muß recht hell und es muß mitten im Sommer, Ende Juli oder Anfangs Auguſt ſein — und dann geh' die Friedrichsſtraße hinab, durch das Halle'ſche Thor, immer weiter vorwärts, durch die ganze Haſenheide und wenn Du da hindurch biſt, dann marſchire nur noch ein Endchen vorwärts, und dann ſieh' Dich um — und bleibe eine Weile ſtehen —

Hermann hörte mit der höchſten Spannung zu. „Dann ſieh' Dich um — dann bleibe eine Weile ſtehen und wenn Dir dann die Sonne auf den Kopf brennt und der Schweiß über den Rücken herunterläuft — na! dann biſt Du in der großen Sandwüſte und wirſt Dein Theil Hitze ausgeſtanden haben. Danach brauchſt Du nicht erſt lange zu laufen, dummer Junge!“

Der Vater lachte hell auf, die Mutter ſtimmte mit ein, weil ſie den Vater ſo vergnügt ſah und die andern Kinder lachten, weil ſie die Eltern lachen hörten und weil vom Sommer und von dem Kiefernwalde die Rede war, der die Haſenheide genannt wird und nach welchem man im Laufe des Sommers wohl einmal einen Spaziergang zu machen pflegte. Hermann aber lachte nicht, ſondern ſchlich beſchämt davon, um draußen in der Küche, wie es ſeines Amtes war, das Holz und den Torf für die Feuerung des nächſten Morgens zu ſchlagen.

3. Kapitel.

Nichts wirkt ſchmerzlicher auf das Gemüth eines Kindes als Spott; grade zu dieſem war aber der Meiſter immer aufgelegt, wenn er ſich guter Laune fühlte und das ſtille, ernſte Weſen ſeines Aelteſten bot ihm dann meiſt die Zielſcheibe für ſeine Einfälle dar. So kam es, daß Hermann, obſchon er den Vater lieb hatte, doch eigentlich eine Scheu vor ihm hegte und ſelten einmal ſich das Herz faßte, frei heraus mit ihm zu reden und zu verkehren. Lag ihm etwas im Sinne, trug er einen Gedanken mit ſich herum, ſo brachte er ihn wohl gelegentlich bei der Mutter zum Vorſchein, wenn er dieſe gerade einmal bei einer ruhigen Arbeit in der Küche ganz allein fand, ſeine eigentliche Zuflucht war aber doch der Kandidat und auf deſſen Ankunft vertröſtete der Knabe ſich auch an dieſem Abende.

Indeß es ſchien, als wolle dieſer heute nicht kommen. Sechs Uhr war lange vorüber, es war nahezu ſieben und die Mutter hatte ſchon in der Küche die Wurſtſuppe aufgeſetzt, die ſie Freitags Abend vom Schlächter holen zu laſſen pflegte, um ſie nach Bedürfniß verdünnt, der Familie als Leckerbiſſen zu den Kartoffeln aufzutiſchen, und der Kandidat wollte noch immer nicht kommen.

Er hat die Tage viel zu thun gehabt, dachte Hermann, nun wird's ihm auch nicht fehlen. Er hat gewiß noch einmal bei ſich heizen laſſen und bleibt zu Hauſe, oder er iſt am Ende gar zum Wagner zu Bier gegangen! — Er ſeufzt bei den Vorſtellungen. Zwar gönnte er dem Kandidaten ſeine warme Stube und auch ſein Glas Bier beim Wagner von ganzem Herzen, aber er hätte das ja Beides auch an einem andern Tage genießen können, nicht gerade heute, wo der Knabe ihn ſo nothwendig zu ſprechen hatte. Je weiter der Zeiger an der Schwarzwälder Kukuksuhr über die römiſche Sieben hinausſchritt, je lebhafter wurde der Kampf in Hermanns Seele. Freiheit zu kommen und zu gehen hatte er ſo viel er wollte. Er konnte einmal zum Wagner hinlaufen und nachſehen, ob ſein Freund nicht dort wäre; aber er wußte nicht, was er ihm ſagen ſollte, wenn er ihn dort träfe, oder unter welchem Vorwande er in das Bierhaus eintreten ſollte, in welchem er eben jetzt nichts zu holen und zu thun hatte. Nach der Wohnung des Kandidaten zu gehen, das wäre viel leichter geweſen, nur daß dieſer es nicht leiden mochte, wenn man ohne ſeine Erlaubniß zu ihm kam, und ärgern und erzürnen mochte er Herrn Plattner von allen Menſchen gewiß am wenigſten.

Digitized by Google

Während er noch mit sich zu Rathe ging, kam Etwas langsam die Treppe herauf und das scharf gespannte Ohr des lauschenden Knaben erkannte den Tritt seines Freundes. Nun stieg derselbe die letzten Stufen hinan, nun stand er an der Thür und holte Athem, denn das Treppensteigen fiel ihm schwer, und er liebte es nicht, athemlos in ein Zimmer einzutreten, weil das gegen den Anstand war.

Anständig aber war Alles an dem Kandidaten, ja mehr als das, es war etwas Feierliches in seiner ganzen Art und Weise, in seiner Haltung, wie in seiner Stimme. Er machte die niedrige Thüre leise auf, trat vorsichtig ein, denn weil er sehr groß war, mußte er sich bücken, um nicht mit dem Kopfe anzustoßen und sagte mit klangvollem und freundlichem Tone: „Guten Abend, Meister Brückner! ich wollte doch einmal sehen, wie es Ihnen geht."

Die Meisterin stand augenblicklich von ihrem Stuhle auf, der eine alte ausgesessene Polsterung hatte und deshalb für sehr bequem galt, und rückte ihn mit einer höflichen Einladung, sich niederzulassen, dem Kandidaten hin. Der aber bedeute sich des Sessels nicht eher, bis der Vater ihm aus der Kammer von seinem Schemel her, seinen guten Abend zurückgab und mit seiner tiefen kräftigen Stimme hinzufügte: „Es ist gut, daß Sie wieder einmal da sind, Herr Plattner! nehmen Sie gefälligst Platz!"

Das war der Willkomm, der sich regelmäßig wiederholte, wenn der Kandidat am Mittag oder Abend vorsprach und es gab nicht eben viele Tage, an denen das nicht der Fall gewesen wäre. Aber wie er nie vergaß, sein Kommen in gewissem Sinne zu entschuldigen, so schien der Meister es immer völlig zu vergessen, daß sein Gast eben erst da gewesen sei, denn Beide hatten jenes Zartgefühl, dem man nirgends häufiger begegnet, als in den Klassen der Bedürftigen, die es gelernt haben, was Entbehrung und was Besitzand sei. Hatte man diese Einleitung in ihrer hergebrachten Form beseitigt, so gewann die Unterhaltung einen freiern Fluß und auch heute rief der Meister dem Kandidaten zu, was er denn Neues bringe?

„Arbeit! Meister Brückner! Nichts als Arbeit!" versetzte dieser mit gemessenem Tone, „und zwar so viel Arbeit, daß ich glaube, Ihr werdet mich lange nicht zu sehen bekommen!"

„Nun, nun! so schlimm wirds wohl nicht werden," meinte der Meister, der es wußte, daß der Kandidat kein großer Freund der Arbeit war, und daß er sie daher immer überschätzte, wenn er sie einmal vor sich hatte. „Die Arbeit ist wie ein Kerl," rief er dem Gaste zu, „wie ein Kerl, der sich vor Einem breit macht; rückt man ihr ordentlich auf den Leib, so duckt sie sich zusammen und man kriegt sie unter!"

Er lachte herzlich über seinen Witz, der Kandidat nickte ruhig mit dem Kopfe und da inzwischen die älteste Tochter die Teller hingestellt und die Mutter das Brod und die Suppe mit den Kartoffeln aufgetragen hatte, so stand der Vater von der Arbeit auf, Alle setzten sich an den Tisch, und an seinen letzten Ausspruch anknüpfend, sagte der Meister: „Einen unter zu kriegen, das werden Sie doch nicht verlernt haben, Herr Plattner, das haben Sie Ihrer Zeit doch gar zu gut verstanden."

Er lachte wieder, die ganze Familie ließ es sich nicht nehmen, in seinen Frohsinn einzustimmen, und Jeder blickte dabei den Kandidaten freundlich an, denn Alle, selbst der Lehrjunge, der am untern Ende des Tisches seine Mahlzeit, wie es der Brauch war, stehend einzunehmen hatte, wußte, worauf es mit der Bemerkung des Meisters abgesehen war, und Alle warteten darauf, die Erzählung noch einmal zu hören, wie der Kandidat und der Meister Freunde geworden waren. Aber der Kandidat ließ für diesmal ausnahmsweise die alte Erinnerung nicht aufkommen, er schien einmal in der Gegenwart etwas zu haben, was ihm Freude machte, denn sein blasses Antlitz hatte einen Anflug von Röthe und mit seinen tiefliegenden Augen freundlich umherblend, sagte er, des Meisters Anspielung nicht beachtend: „Wie die Zeit doch vergeht! Wenn ich den Burschen, den Hermann so vor mir sitzen sehe, kommt es mir oft ganz unglaublich vor, daß es morgen schon zwölf Jahre her sind, seit ich ihn aus der Taufe gehoben habe!"

Man wußte nicht recht, was ihn auf diese Bemerkung brachte oder wie es zuging, daß er sich des Tauftages so genau erinnerte. Die Eltern hatten seitdem schon viermal taufen lassen und waren froh, wenn sie nur die Geburtstage der Kinder im Kopfe behielten.

„Woher wissen Sie denn, Herr Kandidat", fragte der Vater, „daß gerade Morgen des Jungen Taufstag ist?"

„Ich bin ihm sein Pathengeschenk schuldig geblieben!" antwortete Plattner, mit der Verlegenheit, die etwas Charakteristisches an ihm geworden war, „aber vergessen habe ich es nicht."

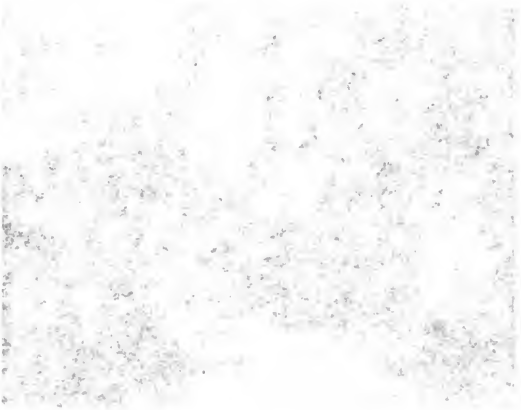
„O!" rief die Mutter, „deßwegen machen Sie sich keine Sorgen, wir sind ja auch ohne das durchgekommen und daß Sie den Hermann nicht vergessen werden, wenn Sie's einmal übrig haben, darauf kennen wir Sie ja, Herr Plattner."

„Das hoffe ich Ihnen zu beweisen, Madame Brückner, und zwar recht bald!" erwiederte der Kandidat. Hermann! wünsche Dir einmal, was Du am allerliebsten haben möchtest."

Der Knabe sah verwundert empor, er war dergleichen Freiheit nicht gewohnt. „Nun, mein Sohn", wiederholte Herr Plattner, der immer freundlicher aussah, „wünsche Dir Etwas; Etwas wonach Dein Herz begehrt."

Es war dem Knaben, als sei er in eine Märchenwelt versetzt. Er blickte zu Vater und Mutter hinüber, er sah die Geschwister, sah den Lehrling an, ob sie sich nicht verändert hätten, er betrachtete den Kandidaten, ob mit diesem keine Verwandlung vor sich gehe, ob dessen grauer Rock sich nicht in einen Königsmantel, seine Gabel sich nicht in ein goldenes

Digitized by Google



Verlag von Ernst & Hartmann in Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeichnung u. Stich von E. Dertinger u. Atelier in Stuttgart

Nachtgebet.

Verlag von Ernst & Hoffmann in Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

Scepter verwandle, und da von dem Allem Nichts geschah, faßte er sich ein Herz und sagte: „Ich möchte ein Buch haben, in welchem von der Wüste zu lesen steht“. — Er wollte abbrechen, aber es mochte ihm einfallen, daß es ihm sobald nicht wieder so gut geboten werden dürfte, und daß er lieber gleich ordentlich wünschen müsse, wenn es ihm einmal vergönnt würde es zu thun, er setzte also schnell hinzu: „Und von den Kameelen und von den Arabern, und wie man dorthin kommt.“ —

„Ist denn der dumme Junge verrückt?“ rief der Vater, und: „Weiß sich der dumme Junge denn gar nichts Vernünftiges zu wünschen, wenn der Herr Pathe denn nun doch einmal so gut sein will!“ schalt die Mutter.

Indeß Herr Plattner sagte: „Das sollst Du haben, lieber Sohn! sobald ich meine Arbeit an den Herrn Geheimrath abgeliefert habe und ich verspreche Dir, es soll nicht lange währen bis dahin.

„Aber Herr Kandidat!“ fiel die Mutter ihm in die Rede. „Haben Sie doch ein Einsehen. Der Winter ist vor der Thür. Der Junge hat kein ordentliches Stück auf dem Leibe, und Holz und Torf haben den letzten Heller hingenommen. Bücher sind ja doch nur für Denjenigen, der alles andere hat oder der studiren will. Aber wer nicht Rock, nicht Hose hat“ —

„Soll Dir der Herr Kandidat nicht vielleicht alle Fünfe gleich bekleiden und Dir auch noch einen Pelzrock machen lassen!“ wendete der Meister mit schneller Abwehr ein. Die Meisterin, der im Herbste die Sorgen gar zu schwer anlagen, wollte erst über die Zurechtweisung verdrießlich werden, sie besann sich indessen eines Besseren, und wie Kinder, wenn sie sich eines Unrechts bewußt sind, in der Regel von einem Gegenstande zu sprechen anfangen, der mit der Ursache ihres bösen Gewissens möglichst wenig Zusammenhang hat, fragte sie: „Was haben Sie denn zu arbeiten, Herr Kandidat?“

Sie rechnete dabei im Grunde auf keine Antwort, denn Plattner pflegte allen Fragen, die sich auf seine persönlichen Verhältnisse bezogen, regelmäßig auszuweichen. Diesmal jedoch wich er von seiner Gewohnheit ab. „Ich habe für den Geheimrath — er nannte den Namen desselben — ein großes Werk zu excerpiren.“

Die Meisterin hatte keine Vorstellung, was das sagen wolle. Sie begnügte sich also mit der Erkundigung, ob Herr Plattner den Herrn Geheimrath schon lange kenne.

„Er ist mein Universitätsfreund!“ versetzte Plattner.

„Und der ist schon Geheimrath?“ rief die Mutter aus, die heute einmal, wie der Meister das nannte, ihren Unglückstag hatte und nicht eine Fliege fortjagen konnte, ohne einen Menschen dabei an den Kopf zu schlagen.

Der Meister machte ihr ein Gesicht, vor dem sie sich abwendete. „Was ist denn da zu verwundern?“ fragte er. „Wenn der Herr Kandidat nicht nach Rußland gegangen wäre, so würde er ja auch schon lange Geheimrath und wer weiß was noch sein; und darum sage ich ja eben, daß der Hermann, der Junge, nicht immer von dem Wandern reden soll“ —

„Er will ja aber nicht nach Rußland wandern, sondern in die Wüste!“ wendete die Mutter ein, die nun anfieng, ihren Kopf aufzusetzen, weil der Mann ihr stets das Wort abschnitt, „er will ja auch nicht Hauslehrer werden, wie der Herr Kandidat es gewesen ist. Er kann ja in Gottes Namen Schuster werden, so gut wie Du, und wenn er dann durchaus in die Wüste wandern will“ —

„Soll er da vielleicht den Kameelen und Straußen die Stiefel versohlen?“ rief der Meister lachend dazwischen, offenbar erfreut, dem ganzen Gespräche ein Ende zu machen, und seine Kenntniß von den Zuständen der Wüste, und damit seine große Ueberlegenheit über seine Frau darzuthun, die mit dem Worte Wüste nicht die geringste Vorstellung verband.

Während dieses Wortwechsels hatte der Kandidat seine Suppe ruhig aufgegessen, und dann mit einem Wink Hermann veranlaßt, ihm seine schriftliche Lektion vorzulegen. Das war für die Mutter das Zeichen, den Tisch abzuräumen und für die andern Kinder der Augenblick, ihre Bücher und Hefte ebenfalls herbei zu holen.

Der Vater bot eine gefegnete Mahlzeit und ging in die Werkstatt zurück, denn es galt kein Feiern, wenn er einmal neue Arbeit hatte, die Mutter nahm noch ihr Nähzeug vor und der Kandidat berichtigte und erklärte den Kindern, was sie eben bedurften.

Als man damit fertig war, zog Hermann aus der engen Tasche seiner gestickten Hose ein vergilbtes beschriebenes Stück Papier hervor. „Herr Kandidat“, sagte er, „überhören Sie mich doch einmal!“ und mit lauter deutlicher Stimme deklamirte er:

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Hoben
Den Menschen zu; nehmt, sie soll Euer sein.
Auch schenk' ich Euch zum Lieb' und em'gen Leben;
Doch theilt Euch brüderlich darein.

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten;
Es regte sich geschäftig jung und alt,
Der Ackermann griff nach der Felder Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher füllen,
Der Abt wählt sich den edlen Firnewein,
Der König sperret die Brücken und die Straßen,
Und sprach, der Zehente ist mein.

Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern!
Ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
Und Alles hatte seinen Herrn!

Weh mir! Da soll denn ich von allen
Vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?
So ließ er laut den Klagerauf erschallen, —

damit endete die Deklamation, denn die in großer und ungelenker Handschrift beschriebenen zwei Seiten gingen damit zu Ende und die Meisterin und die

jüngeren Kinder waren mit diesem Abschluß auch vollständig zufrieden, nur der Vater rief aus der Kammer fein: „Na! nur weiter!“ heraus, und war mit der Erklärung, daß Hermann das Gedicht nur bis zu diesem Punkte könne, nicht wenig unzufrieden. Er sollte sich rechtfertigen, warum er nicht weiter gelernt, denn zu Ende sei ja das Gedicht ganz offenbar noch nicht, und da der Meister selten eine Gelegenheit verüber gehen ließ, bei welcher er einen Verweis und eine gute Lehre geben konnte, fügte er augenblicklich hinzu, daß man es zu nichts bringt, wenn man zu spät kommt: das ist übrigens nichts Neues; und wer Etwas anfängt und führt's wie Du nicht einmal zu Ende, der ist erst gar nichts nütze!

„Ich habe nur das eine Blatt gefunden!“ entschuldigte sich der Knabe. „Die Wolle, die ich heute früh für Madame Weber holen mußte, war darin eingewickelt.“

„Ach, Unsinn!“ schalt der Meister, der keinen Widerspruch ertrug; wenn Du das Eine gefunden hast, so hättest Du Dir das andere Blatt auch suchen können, wenn's Dir Ernst damit gewesen wäre, etwas Ordentliches zu lernen. Aber der Junge hat keine Ausdauer, gar keine Ausdauer! Na! warte Du nur! wenn ich Dich erst hier auf dem Schemel und vor dem Knieriem haben werde!“

Hermann stand schweigend da. Er hatte sich ein Lob und eine Freude mit seiner Deklamation zu bereiten gehofft, und erntete einen Tadel, den er nicht zu verdienen glaubte. Dem Kandidaten that der Knabe leid.

„Lassen Sie's gut sein, Meister Brückner!“ sagte er, „der Hermann soll den Rest morgen nachliefern. Es ist ein Gedicht von Schiller, das er da gelernt hat, und das Blatt, welches er gefunden, stammt offenbar aus einem Schulheft her. Ich will es ihm diktiren, und dann kann er's zu Ende lernen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Gesundheitslehre.

Von Dr. **Hellmuth Steudel.**

Wisset Ihr nicht, daß Euer Leib ist ein Tempel des heiligen Geistes, der in Euch wohnet? Darum so preiset Gott an Eurem Leibe!
1 Corinth. 6, 19. 20.

1. Das verlorne Paradies.

Unter allen Völkern, unter allen Ständen, ja in der ganzen Gesellschaft klagt und murmelt eine Unbehaglichkeit und eine Unzufriedenheit mit der Gegenwart, welche gewiß nicht allein in politischen und socialen Anschauungen ihren Grund hat. Jeder sucht die Ursache anderswo; dem Einen ist die Welt zu frei, dem Andern zu sclavisch, dem die Menschen zu materiell, dem zu phantastisch, diesem zu fromm, jenem zu ungläubig; aber darin thun sie es Alle einander gleich, daß sie diese Ursache ihrer Unzufriedenheit und ihrer Klagen in den Fehlern Anderer, statt in den eigenen suchen, daß sie nach den Quellen der Freude außer sich spähen und graben, statt in der eigenen Brust. Die äußeren Verhältnisse machen uns selten allein unglücklich, und ist nur Körper und Geist gesund, so ist das Schicksal nicht so gar grausam; allein eben daran fehlt es; der kranke Körper läßt uns alle Verhältnisse schwärzer sehen, als sie wirklich sind, und schwächt unsern Muth und unsere Widerstandskraft. Wir sprechen hier natürlich nicht von Krankheit, die an das Bett oder in's Zimmer fesselt, sondern von jenem Zustand chronischen Siechthums, den man gewöhnlich noch für Gesundheit zu halten gewohnt ist, der sich meist in einem Nichtvertragenkönnen von allen möglichen an sich nicht schädlichen Dingen ausspricht, in einer steten Besorgniß vor jedem über die richtige Mitte hinausgehenden Verhältniß, welcher in jedem Lustzug, in jeder bedeutenderen Anstrengung, in den natürlichen Entwicklungsprozessen unseres Körpers, in Liebe und Haß, in der Kälte des Winters, den Nebeln des Frühlings, der Hitze des Sommers und den Stürmen des Herbstes ein Heer von Krankheiten lauern sieht, die nur den günstigen Augenblick erwarten, um Raubthieren gleich über uns arme Menschen herzufallen. Diese Abhängigkeit von allen möglichen an sich unschädlichen Verhältnissen, die aber bei den meisten Menschen zu feindseligen Einflüssen geworden sind, obgleich sie sich vor denselben doch nie zurückziehen können, ist die Hauptkrankheit unserer Zeit und hauptsächlich die Folge der frühzeitigen unnatürlichen Anstrengung und Anregung des Geistes, welche man für nöthig hält, um in dem allgemeinen Wettrennen nach Reichthum, Ruhm, Aemtern und sogenannter feiner Bildung sich geltend zu machen, und welche nahezu alle Stände und Altersklassen gleichermaßen erfaßt hat, wozu noch die fehlende, unzureichende oder einseitige Uebung der körperlichen Kräfte und Funktionen kommt. „Allenthalben“, sagt Prof. Richter in Dresden, „sehen wir in unsern civilisirten Ländern die Sensibilität und Intelligenz auf Kosten der Muskel- und Willenskraft gesteigert. Allenthalben sehen wir eine Unzahl übersein empfindender, aber schwächlicher Persönlichkeiten, von denen jede Berührung der Außenwelt in körperlicher und geistiger Beziehung als ein feindseliger krankmachender Reiz empfunden wird. Allenthalben stoßen wir auf hypochondrische Männer, die mit Krankheitsgefühlen wie eine Leydner Flasche geladen sind und fortwährend

Digitized by Google

in Sterbegedanken auf jede einzelne nach ihren inneren Organen verlaufende sensible Nervenfaser tauchen. Allenthalben treffen wir auf hysterische Frauen, in welchen jeder einigermaßen ungewöhnliche geistige oder körperliche Reiz zu Krämpfen umschlägt." So viele unserer jungen Herren sind, ehe sie noch einen rechten Bart haben, schon zu alt zum Tanzen und wissen ihre scheinbare Gleichgültigkeit gegen das schöne Geschlecht mit allen möglichen Fehlern desselben zu entschuldigen. Dieses hinwiederum seufzt über den kalten Egoismus und Materialismus der Männer. Freilich sind auch die natürlichsten Regungen bei so vielen schon in der Jugend auf falsche Bahnen gerathen und haben das Gleichgewicht zwischen Geist und Körper noch mehr verrückt. Die Einen können es nicht erwarten, bis sie schon in der Jugend im Galopp alle Sinnenfreuden genossen haben, die Andern verfallen nur zu bald in jene schwärmerisch blasse Resignation, die in abergläubischer Verhöhnung Menschenfreuden und Menschennatur an das Kreuz nagelt, oder in jene poetische Melancholie, deren düsterschöner Nebelkönig der Dichter des Manfred ist. Alle aber stimmen darin überein, daß sie die Welt anders haben wollen, als sie ist. Aber o Mensch, was kann dir die Freiheit frommen, wenn das Siechthum durch deine Adern kriecht? Ihr Reichen der Erde, was helfen Euch Schätze und Einfluß, wenn die Krankheit an Eurem Herzen nagt? Ihr Philosophen und Dichter, was nützt Euch die Verwunderung der Welt, wenn Ihr mit Tasso klagen müßt: „Unglückliche Dichter! wen lüstet nach der Dornenkrone, die die Stirne derjenigen drückt, welche man die Könige des Gedankens nennt?" Freilich ein hartes Schicksal, in seinem eigenen Innern den Wurm zu tragen, der nicht stirbt, mitten in der schönen Welt unter Tantalusqualen dem Glück nachzujagen und es nie erreichen zu können! Allen diesen Glücksjägern, die ihr Ziel doch nicht erreichen, trotz Geld und Gut, möchten wir zurufen: Werdet erst gesund und ihr werdet Wunder von Glück erleben! Denn Gesundheit ist Freiheit, Siechthum ist Knechtschaft; die Gesundheit ist schön, das Siechthum häßlich. Aber nicht sowohl das Siechthum, das uns an die Krankenstube fesselt, als das oben geschilderte, das man noch so häufig für Gesundheit hält. Seht Euch einmal um unter den Menschen! Was ist aus dem Tempel des heiligen Geistes, unserem Körper, in der zweiten Hälfte des Lebens geworden? Hinter 30 Jahren verlieren fast Alle den schlankkräftigen Wuchs der Jugend und Schönheit, nämlich diejenigen, die je etwas davon gehabt haben; entweder kommt die Fettsucht und macht den Menschen zum wasserhellen Faß, oder die Dürrsucht und macht ihn zum Symbol des Hungers. Bei alle dem halten wir uns für ganz schmucke Leute. Warum nicht? Im schlimmsten Fall kann ja der Schneider nachhelfen! Meint doch auch der Gretin, daß er nicht ganz ohne Anmuth sei! Die Lappländerin ihrerseits fallet sich zur Förderung ihrer Schönheit mit Thran; aber die Neuseeländerin lacht alle Andern aus, weil sie nicht wissen, daß ein Knüppel durch die Nase der größte Reiz des Weibes ist!

Gesundheit, Schönheit, Freiheit! Ach ja! Aber wo ist, werdet Ihr fragen, wo ist die Arznei, welche den Wurm tödtet, der an unserer Schönheit nagt, wo die wunderthätige Quelle, die uns reinwaschen soll? Ist es Nizza oder Ostende, Madeira oder Kaire, Biarritz oder Karlsbad? Oder sollen wir etwa in die Wälder gehen und wieder wild werden, wie unsere Urahnen? Ach nein! Das Gute liegt viel näher; es giebt kein Land, wo man nicht gesund werden und bleiben könnte; wir können zu den Gesetzen der Natur zurückkehren, ohne einen einzigen der wahren Vortheile und Comforts der ächten Civilisation aufzugeben. Das ganze Geheimniß liegt in dem Grundsatz, daß der Körper so gut seine sorgfältige Erziehung verlangt, wie der Geist, aber nicht jene einseitige Dressur zu irgend einem, diese oder jene körperliche Fertigkeit hauptsächlich in Anspruch nehmenden Beruf, sondern eine Erziehung des ganzen Körpers zu allgemeiner Harmonie aller Kräfte und Funktionen. Schon Plutarch sagte: Sollte der Körper den Geist vor Gericht fordern um Schadenersatz, so würde sich ergeben, daß der Geist ein schlechter Verwalter für seinen Schutzherrn war.

Man wird ohne Zweifel einwenden, daß wenn dies auch wahr wäre, doch den Meisten die Zeit fehlen würde, um dem Körper besondere Sorgfalt zu widmen; dies ist durchaus falsch; wenn man nur einen Theil jener Zeit, in der der Geist mit unnöthigem und unbrauchbarem Ballast beschwert wird, auf eine vernünftige Körpererziehung verwenden wollte, so wäre das schon genug. Dann aber ist der Körper das Instrument für den Geist, und je vollkommener das Instrument ist, desto leichter läßt sich damit arbeiten. Ein Geiergeyer aus alter Zeit redete einmal seine Mitbürger an: „Ihr geht Euch so viele Mühe, die Racen der Thiere zu veredlen und zu verbessern, und die Ausbildung des menschlichen Körpers überlaßt Ihr dem Zufall!" „Auf unsern Universitäten und landwirthschaftlichen Anstalten werden die wissenschaftlichen Ergebnisse für Förderung und Veredlung aller Gattungen von Nutzpflanzen und Nutzthieren gesammelt und weiter verbreitet, wie aber das physische Gedeihen und die Veredlung der Menschennatur zu fördern sei, wird dem Privatunterdenken und dem Spiel des Zufalls überlassen," klagt Schreber in einer Abhandlung über Volkserziehung. Man hat nun doch in neuerer Zeit angefangen, sich um die körperliche Erziehung der Menschen näher zu bekümmern und dieses Studium ist ein Theil jener Wissenschaft, die man Hygieine oder Gesundheitslehre genannt hat. So sagt ein bekannter Arzt, der aber jene Bestrebungen für das körperliche Gedeihen, statt sie als leitenden Grundsatz für das Leben aufzustellen, als eine Art Kur vorerst in besonderen Anstalten durchführen will, in Frorieps Notizen (1858 Nr. 51) „Solche Anstalten, verbunden mit der allgemeinen Regel der Mäßigkeit, würden die Lösung der Aufgabe enthalten, die man sonst im Stein der Weisen

suchte, sie würden hohes Alter mit Jugend gepaart sichern, und dadurch der höheren Lebensdauer auch höheren Werth verschaffen." Man glaube jedoch nicht, daß wir nur die von jeher gepredigten Lehren der Mäßigkeit wiederholen, daß wir mit grämlicher Miene das alte Entsagungslied singen wollen, mit dem man seit Jahrhunderten die Menschheit vergeblich gelangweilt hat; eben so wenig handelt es sich um jene einförmige Pedanterie des weiland Sanctorius, der sein halbes Leben auf der Wage zubrachte, nach dessen Vorschriften wir uns unsere Freuden und Lebensgenüsse Unzen- und Skrupelweise vorwägen lassen müßten; eben so wenig gehören wir zu Denen, die

> Euch lehren wollen manchen Tag,
> Daß, was Ihr sonst auf Einen Schlag
> Getrieben, wie Essen und Trinken frei.
> Eins, Zwei, Drei dazu nöthig sei.

Wir sind keine Moralisten und Sittenrichter, aber wir wollen gesunde, lebensfrohe und kräftige Menschen, welche weder das Glück noch das Unglück so leicht aus der Fassung bringt, auf daß das Existenzgefühl, das so vielen zum Schmerz geworden ist, wieder zu Lust und Freude werde. Man vergesse nie das Gesetz, daß sich die Größe und Vollkommenheit der Genüsse nicht nach der Quantität und Qualität des Genossenen richtet, sondern nach der Empfänglichkeit dafür. Diese Empfänglichkeit für wahre Genüsse zu erhöhen und bis in's späte Alter zu erhalten, ist eine der Aufgaben der Gesundheitslehre. Wer oft und wahrhaft großartig genießen will, dessen Sinne müssen scharf geschliffen, dessen Körper muß unverdorben, gesund und kräftig sein. Dann werden aber auch die Abwege leichter vermieden und der Körper das willige und geschickte Instrument des Geistes werden. Wer eine Wiedergeburt erlebt am Körper, der erlebt sie wohl auch an der Seele und streift ab die alten Nöthen und Schmerzen, so daß das alte Leben so dunkel versinkt, wie die Kindermährchen verhallen und verschwimmen aus dem Gedächtniß des Mannes, und ein neues Leben erblüht, nicht ohne Mühe und Anstrengung, aber ohne den Stachel des Siechthums und ohne den nagenden Gram der im Hinterhalt lauernden Krankheit. Allein der Weg dazu ist nicht die bequeme Straße der Alltäglichkeit, sondern der steile Pfad der Selbsterkenntniß, des Muths, der vertrauensvollen nimmer wankenden Ausdauer und Consequenz! Wer aber glaubt, daß er selbst zu alt sei zu einer solchen Wiedergeburt oder zu sehr eingelebt in die alten Verhältnisse, um sich herauszureißen aus den liebgewordenen Fehlern und Gewohnheiten, der sorge wenigstens dafür, daß seinen Kindern ein anderes Leben erblühe, und er wird sich doch noch verjüngen an den blühenden Wangen, den blitzenden Augen, der schwellenden elastischen Gestalt und dem durch keine frühzeitigen Sorgen und Nöthen gedrückten fröhlichen Geist seiner heranwachsenden Lieblinge! Und mögen auch Manche lächeln über unsere Reden und Prophezeihungen, und sie für visionäre Träume eines Enthusiasten halten, — wir hoffen in der Folge zu zeigen, daß die treueste und nüchternste Naturbeobachtung der einfache Weg ist, auf dem wir das verlorene Paradies wieder erobern können.

Wodurch wirkt die Musik?

Wer hat noch nicht die mächtige Wirkung der Musik empfunden, wer ist durch sie noch nicht in eine feierliche, wer noch nicht in die heiterste Stimmung versetzt worden? Gewiß wird kaum Einem der Genuß der Musik unbekannt sein. Aber dem Menschen geziemt es nicht nur zu genießen, es geziemt ihm auch darüber nachzudenken, was er bei dem Genusse und wodurch er es empfindet. Und so viele Menschen es gibt, die auf neue Melodien sinnen, so viele gibt es auch, die über die Ursachen der Wirkung derselben nachdenken. Und auch diese Thätigkeit ist eine Freude; es ist zwar nicht die Lust des Anhörens der Musik — diese schwebt dabei nur als Gegenstand der Beobachtung und des Nachdenkens vor dem Geiste —, es ist vielmehr die Freude an der Erkenntniß, die Lust des Forschens. Zu einem solchen Freudenmahle, zur psychologischen Untersuchung der Wirkung der Musik lade ich den Leser freundlich ein.

Wirkung des Schönen im Allgemeinen.

Wenn man von einem Kunsterzeugnisse oder von irgend etwas Schönem die Wirkung auf den Menschen in's Auge faßt, so findet man, daß sie auf zwei wesentlich verschiedene Arten stattfinden kann. Ein Regenbogen ist schön durch die Pracht der Farben und die Regelmäßigkeit der Form; das Gesicht eines Mannes ist aber nicht am schönsten, wenn darin die Farben am prächtigsten und die Formen am stetigsten sind. An ihm ist nicht eine glänzend rothe Farbe schön, sondern diejenige, welche die größte Gesundheit und Tüchtigkeit ausdrückt, ein Weißroth oder auch ein Wetterbraun mit dem matten Rothe vermischt, welches die Frische des Körpers bezeichnet. Nicht die geometrische Steigkeit der Formen an der Stirne ist schön, sondern die Wülste und Buckeln, welche der Ausdruck einer geistigen Tüchtigkeit sind. Eine Linie, welche an der Wange schön erscheint, ist an der Nase häßlich und umgekehrt, während ein Regenbogen auch schön wäre, wenn er statt der Form eines Kreises die eines Sternes hätte. — Diese beiden Arten von Schönem an einem Regenbogen und an einem Gesichte müssen wir durch Namen unterscheiden. Wir können die erste das sinnlich Schöne oder unmittelbar wirkende Schöne nennen,

Digitized by Google

weil es durch den unmittelbaren Eindruck auf unsere Sinne wirkt. Die zweite Art ist mittelbar wirkendes Schönes; um es zu empfinden, muß erst eine Erfahrung gemacht sein, und zwar in unserem Beispiele die Erfahrung, welche Gesichtsfarbe mit der Gesundheit, welche Gesichtsformen mit der geistigen und körperlichen Tüchtigkeit verbunden sind, und diese Erfahrung muß, wenn auch unbewußt, die Wirkung des Schönen vermitteln. Man könnte dieser zweiten Art auch die Benennung bezeichnend Schönes, kennzeichnend oder charakteristisch Schönes geben. Die Gegensätze unmittelbar und mittelbar wirkendes Schönes scheinen mir die allgemeinsten und die allein scharfen zu sein; den Gegensatz sinnliches und nicht sinnliches oder geistiges Schönes kann man nicht mit vollem Rechte machen, weil auch das geistig Schöne sinnlicher Natur sein kann, und weil auch die Wirkung des sinnlich Schönen eine Erregung des Geistes also eine geistige ist.

Wirkung der Musik.

Wie bei allem Schönen, so ist es auch bei der Musik; auch bei ihr muß zur klaren Erkenntniß das unmittelbar und das mittelbar Wirkende von einander geschieden werden. Daß die Musik auf die erste Art wohlthätig wirkt, ist nie bezweifelt worden; wohl aber wurde schon in Abrede gestellt, daß sie auch durch Bezeichnung und Charakteristik wirke, und es gibt wirklich Opern, in welchen die lustigsten Triller zu den traurigsten Worten gesungen werden. So gewiß aber trotz dieses vereinzelten Widerspruches die mittelbare Wirkung der Musik ist, so liegt es doch gerade bei ihr weniger wie bei den übrigen Künsten auf offener Hand, worin denn die Ursache bestehe und woher es denn eigentlich komme, daß die eine Musik heiter, die andere traurig stimmt. Ehe wir aber diese Frage zu beantworten suchen, müssen wir die unmittelbare, sinnliche Wirkung der Musik überblicken, welche bei dieser Kunst eine größere Rolle als bei irgend einer andern spielt.

Das unmittelbar wirkende Schöne: Takt und Wohlklang.

Das unmittelbar wirkende Schöne liegt in dem Zeit- oder Taktmaße und in dem Wohlklange. Das Taktmaß wirkt auf einen besonderen geistigen Sinn des Menschen, den Sinn für Zeitverhältnisse und bereitet diesem einen Genuß. Es ist dieß ein eigenthümliches Geistesvermögen, welches bei den verschiedenen Menschen in sehr verschiedenem Grade entwickelt ist. Der Wohlklang wirkt auf ein anderes Geistesvermögen, den Sinn für Töne, den Tonsinn. Auch dieses ist bei verschiedenen Menschen sehr verschieden stark entwickelt; während Manche gar nicht fühlen und unterscheiden können, ob zwei Töne zusammenstimmen oder nicht, weiß man von Mozart, daß ihm als Knaben eine Dissonanz einen wahren Schmerz verursachte, so daß sein Vater Mühe hatte, sie ihm durch Gewöhnung wenigstens erträglich zu machen.

Das reine Zeitverhältniß einer Reihenfolge von Tönen, die auch von gleicher Art wie bei der Trommel sein dürfen, bringt nur eine schwache Wirkung hervor; erst wenn die Betonung einzelner Töne durch Verstärkung hinzukommt, entsteht der s. g. Rhythmus und wird die Wirkung wahrhaft wohlthätig. Damit aber eine Melodie gebildet werde, ist außerdem die Wiederkehr einzelner kleiner Tonfolgen, sogenannter Figuren nothwendig, deren Uebereinstimmendes und Abweichendes zu empfinden, die Zuhörer in hohem Grade befriedigt. Die volle Wirkung einer Melodie wird jedoch erst durch die hinzukommende verschiedene Höhe der Töne erreicht. Ein einzelner Ton für sich kann schon durch seine Beschaffenheit, insbesondere durch seine Reinheit und das Maß seiner Stärke einen wohlthätigen Eindruck hervorbringen. Ungemein steigern aber die Töne, selbst wenn jeder für sich klingt, die Wirkung einer Melodie, wenn sie in abwechselnder Höhe auftreten. Kommt hierzu noch die Vereinigung mehrerer oder vieler gleichzeitiger Töne, so ist hierdurch die Gelegenheit zu den mannichfachsten ergreifendsten Arten von Zusammenklang oder Harmonie gegeben.

Das mittelbar wirkende Schöne.

Die mittelbare, geistige, innere Wirkung der Musik besteht im Hervorrufen einer gewissen Stimmung; und hier handelt es sich darum, anzugeben, wie dieß möglich ist, woher es also kommt, daß die eine Musik z. B. das Gefühl der Ehrfurcht, die andere das der Kraft, oder das der Heiterkeit u. s. w. hervorbringt. Am einfachsten kommt man zum Schlüssel dieser Wirkungen, wenn man sich einen Menschen vorstellt, welcher Worte mit Gefühl singend vorträgt und im Augenblicke die Melodie dazu erfindet. Ist er ganz in der Stimmung seines Liedes, oder bildet er vielleicht sogar auch die Worte als Ausdruck seiner gegenwärtigen Empfindungen, so werden alle seine Geberden und seine Sprech- und Singweise die der Stimmung unveränderlich zugehörige Eigenthümlichkeit annehmen.

Gehen wir auf einzelne Beispiele ein und denken uns die Stimmung jenes Menschen sei würdevoll. Wir müssen zuerst fragen, wie die ganze Haltung in dieser Stimmung beschaffen ist. Ein Mensch von Würde und im Gefühle derselben ist ruhig und gemessen. Er ist nicht schlaff, aber auch nicht zur That gespannt. Nur eine mäßige Muskelspannung geht durch den ganzen Körper, welche ihn aufrecht stellt und dem Antlitz feste, unveränderliche und geglättete, nicht von stärkeren Muskelspannungen gefurchte Züge gibt. Seine Bewegungen sind fest und langsam, seine Sprache ebenso. Er hat das Bewußtsein, daß der Wille zu seiner Absicht genügt und eine eigene Anstrengung unnöthig ist, daß es ihm mit Nichts eilt; Nichts kann ihn beschleunigen, denn er beherrscht Alles. Dieselbe Haltung wie sein ganzer Körper und wie seine Sprache nimmt aber auch sein Gesang an. Die Töne behaupten eine gewisse Tiefe, sie folgen langsam und in mäßigem Wechsel der Höhe und der Betonung auf ein-

Digitized by Google

ander. Ebenſo aber, wie der Anblick und das Sprechenhören von einem Menſchen, der im Gefühle ſeiner Würde iſt, auch den Eindruck der Würde in dem Beobachter hervorbringt, wie er alſo in demſelben entweder das gleiche Gefühl der eigenen Würde oder das entgegengeſetzte der Demuth jenem Würdigen gegenüber erweckt, ſo auch die Singweiſe. Daher hat ganz mit Recht die Kirchenmuſik die oben bezeichnete Eigenthümlichkeit; und ganz beſonders entſprechend iſt der Choral, mit ſeinen faſt gleich langen, nicht ſehr verſchieden betonten und nicht ſehr verſchieden hohen Tönen. Ganz vorzüglich angemeſſen iſt der Kirchenmuſik die Orgel mit ihren tiefen und mächtigen Tönen, die ſie aber nicht ſchreiend und angeſtrengt, ſondern, wie man fühlt, vermöge der großen Gewalt der inneren Kraft mit Leichtigkeit entfaltet. Dieß iſt der innere, in der Art dieſer Muſik gelegene Grund ihrer Wirkung auf uns. Dieſelbe wird aber noch dadurch verſtärkt, beſonders wenn man ſie außerhalb der Kirche hört, daß man gewohnt iſt, ſie in der Kirche zu hören, daß alle gewöhnlich mit ihr auch aus allen anderen an der heiligen Stätte zuſammenwirkenden Gründen das Gefühl der Ehrfurcht verbunden iſt.

Bei der Empfindung der Kraft, der heftig erregten Leidenſchaft, des Zornes ſind alle Muskeln des Körpers geſpannt, die Bewegungen ſind raſch und gewaltig, die Sprache iſt heftig hervorgeſtoßen, und einzelne Worte oder Silben ſind beſonders ſtark betont. Ebenſo geſtaltet ſich der Geſang bei dieſem Gefühle; und durch einen ſolchen Geſang auch ohne Verſtändniß der Worte, oder durch eine ſolche Muſik auch ohne menſchliche Stimme, empfängt der Hörende dieſelbe Stimmung, wie aus den Geberden und der Sprechweiſe eines kräftig Aufgeregten. — Ganz anders iſt der Ausdruck des Wehmüthigen und Traurigen. Die Geberden und die Sprache in dieſer Stimmung ſind ſchwach, langſam, gleichförmig, die Muskelſpannung gering, die Stimme tief und dumpf. Ebenſo iſt der muſikaliſche Ausdruck dieſer Stimmung. Es iſt in der Langſamkeit und Gleichförmigkeit eine Aehnlichkeit mit dem Würdevollen; aber ebenſo wie in dieſer Stimmung eine Muskelſpannung und allgemeine Kräftäußerung ſtattfindet, wenn auch eine gemäßigte, in der Wehmuth aber eine äußerſt geringe, ſo iſt die erſtere Muſik auch kräftiger, lauter, die letztere ſchwächer, leiſer.

In der heiteren Stimmung ſind alle Bewegungen leicht, raſch, wechſelnd; die Stimme iſt höher, hell klingend. Ebenſo iſt in der Muſik der Takt ein raſcher, die einzelnen Töne von geringer Dauer, die Tonhöhe raſch veränderlich und im Allgemeinen bedeutender. Hierher gehört insbeſondere die heitere Tanzmuſik. Gerade bei dieſer tritt aber die unmittelbare Wirkung vor der mittelbaren in den Vordergrund. Durch den deutlich hervortretenden Takt und Rhythmus, der durch ſtark ausgedrückte und regelmäßig wiederkehrende Betonung auffallend gemacht iſt, wird bei dieſer Muſik die Befriedigung des Zeitſinnes ganz beſonders groß. Und dieſes iſt auch der eine und der Hauptgenuß, welchen der Tanz ſelbſt gewährt, während der andere der Reiz iſt, der durch das Zuſammentanzen verſchiedener Geſchlechter hervorgebracht wird. Was das Zeitmaß betrifft, ſo gibt ſich in dem Tanze der ganze Körper der taktmäßigen Bewegung nach der Muſik hin, wodurch die Befriedigung des Zeit- oder Taktſinnes auf das höchſte geſteigert wird. Dem entſprechend wirkt aber auch die Tanzmuſik ohne wirklichen Tanz. Zunächſt verſetzt ſie durch ihre vorhin bezeichnete leichte, wechſelvolle und raſche Bewegung in eine heitere Stimmung. Ferner erregt ſie den Zeitſinn auf angenehme Weiſe und zwar in ſo hohem Grade, daß ſchon bei dem bloßen Anhören einer Tanzmuſik einzelne Körpertheile ſich nach ihr zu bewegen anfangen, und daß mit den paar erſten Takten, faſt plötzlich, eine wohlthätige Bewegung in dem Menſchen, deſſen Zeitſinn nur einigermaßen entwickelt iſt, eintritt. Ich ſpreche dabei nur von den allgemein üblichen Tänzen, nicht von der höheren Tanzkunſt, die mit ausdrucksvollen Geberden und Mienen verbunden iſt. — Das Scherzhafte, Neckiſche iſt eine Verbindung des Heiteren mit dem Herausfordernden, Kampfluſtigen oder Spöttiſchen. Die Geberden und die Sprechweiſe ſind raſch und leicht, erhalten aber noch etwas Kräftiges, Abbrechendes. Bei der Sprache und bei dem Geſange tritt dieß durch eine plötzliche, abſichtende Betonung einzelner Laute hervor. Spricht man z. B. den Satz: „Nach ihm aus,“ oder den anderen, „So ſang ihn doch“ in ſpöttiſcher Weiſe oft nach einander aus, ſo werden die Worte „aus“ und „ſang“ beſonders abbrechend betont. Dieſelbe Eigenthümlichkeit hat die Muſik, wie jedes bezeichnende ſogenannte Scherzo zeigt.

Tonmalerei.

Man ſieht, daß die Muſik für ſich nur allgemeine Stimmungen oder Gefühle, aber außer der ſinnlichen Vorſtellung durch ſich ſelbſt keine ſinnlichen Vorſtellungen geben kann. Nur wenn Worte mit ihr in Verbindung treten, alſo bei dem Geſange, geben die Worte auch beſtimmte andere Vorſtellungen, und dieſe ſind wieder von Gefühlen begleitet. Es iſt natürlich, daß dieſe und die durch die Muſik hervorgebrachten Gefühle ſich nicht widerſprechen, ſondern ſich unterſtützen müſſen, um die Geſammtwirkung über die Einzelwirkung der Worte oder der Muſik zu erhöhen. In dem Falle, daß Worte zu Grunde liegen, iſt auch die Tonmalerei an ihrem rechten Platze. Wenn Handn in ſeiner unſterblichen Dichtung „die Schöpfung“ die Laute der unbelebten und der belebten Natur nachahmt, ſo fühlt jeder unbefangene Zuhörer, der auch den Worten folgt, ſich nur befriedigt. Durch die Worte iſt es ihm kein Zweifel, was die Laute bedeuten; im Gegentheil, dieſe verſtärken und verdeutlichen das Bild und die Vorſtellung, welche die Worte geben. Das Gleiche gilt, wenn die Muſik mit einem für die Augen ſichtbaren Vorgange auf der Bühne in Verbindung ſteht. Etwas Anderes iſt es, wenn die

Digitized by Google

Muſik allein, ohne Worte, wirkt, dann kann nur Stimmung und keine Vorſtellung — außer der der Muſik ſelbſt — dem Zuhörer gegeben, und deßwegen auch nur nach dem Ausdrucke einer Stimmung oder eines Gefühles geſtrebt werden. Die nachgeahmten Naturlaute, weſern ſie nicht zugleich an und für ſich, d. h. auch ohne Naturlaute zu ſein, ein Ausdruck des beabſichtigten Gefühls ſind, verwirren, laſſen unklar und unterſtützen deßwegen die ganze Wirkung nicht. Wenn Tondichter allein durch Tonwerkzeuge, ohne Geſang, nicht nur eine Stimmung, ſondern auch eine Vorſtellung geben wollen, z. B. Gewitterſchwüle, Ausbruch des Gewitters und Erfriſchung, und dabei Naturlaute nachahmen, ſo ſind zum Verſtändniſſe immer Worte nöthig, welche der Zuhörer nachleſen muß.

Vortrag und Fertigkeit.

Damit ein Muſikſtück zur vollen Wirkſamkeit komme, muß nicht nur die Dichtung, ſondern auch der Vortrag dem auszudrückenden Gefühle ganz entſprechen. Dazu iſt nöthig, daß ſich der Vortragende ganz in jene Stimmung hineinverſetzt, ſo wie ſich der Dichter hineinverſetzen mußte. Denn nur dann nimmt jeder Ton, jedes Zeitmaß unwillkürlich und vollkommen den Ausdruck dieſes Gefühles an. Dabei iſt aber immer eine unerläßliche Bedingung der Wirkung, der reine und richtige Ton und das richtige Zeitmaß; denn es iſt auf beides die geiſtige Wirkung der Muſik gegründet. Durch eine Beleidigung des Ton- und Zeitſinnes kann auch jedes andere Wohlgefühl leicht und plötzlich abgebrochen werden. Dieſe Bedingungen muß daher der Vortragende vor Allem erfüllen. Da aber hierzu eine große, nur durch Anlage und Fleiß zu erlangende Fertigkeit gehört, ſo liegt in dieſer Fertigkeit ſchon ein Verdienſt des Künſtlers. Aber jene Fertigkeit erhält, ebenſo wie in der Malerei, erſt ihren wahren Werth dadurch, daß ſie die Bauſteine bildet, aus welchen ein wirkungsvoller und ergreifender Vortrag ausgeführt werden kann; und ſie iſt deßwegen ohne dieſe Benutzung nicht mehr werth, als ſchön behauene Quader, die — zu einem Prachtbaue zugerichtet — nur in Moſaik gelegt ſind.

Große Wirkungsfähigkeit der Muſik.

Wenn nun ein Tonwerk in Dichtung und Vortrag Alles vereinigt, wenn es durch Melodie, Wohlklang und ſchönen Zuſammenklang angenehm auf den Zeit- und Tonſinn wirkt, und durch ſeine innere, mittelbar wirkende Schönheit noch andere wohlthätige Gefühle hervorruft, ſo iſt ſeine angenblickliche Wirkungsfähigkeit von außerordentlicher Stärke, wie ſie nur von der Dichtkunſt vermöge ihrer reichen geiſtigen Mittel, und in noch höherem Grade von der Schauſpielkunſt übertroffen wird. Die große Wirkung der Muſik rührt von der großen ſinnlichen Erregbarkeit des Ton- und Zeitſinnes her. Diejenigen Künſte, welche auf das Auge wirken, haben ihre Hauptſtärke in der inneren oder mittelbar wirkenden Schönheit, welche verhältnißmäßig nur ſchwach durch ſinnliche Form- und Farbenſchönheit unterſtützt wird. Der Form- und der Farbenſinn können zwar eine gewiſſe Befriedigung gewähren, aber zu einem ſo hohen Genuſſe ſteigt dieſelbe doch nicht, wie der iſt, deſſen der Zeit- und Tonſinn fähig ſind. Die Muſik enthält alſo viel ſtärker wirkende ſinnliche Mittel, als die bildenden Künſte. Die größere unmittelbare und ſinnliche Befriedigung führt aber zugleich eine größere mittelbare oder geiſtige nach ſich. Denn nach einem Geſetze der Geiſtesthätigkeiten, das man das Geſetz der Stimmung nennen kann, macht jede wohlthätige Erregung irgend eines Geiſtesvermögens auch alle übrigen für eine wohlthätige Erregung empfänglicher. Wenn jedoch die urſprüngliche Erregung jenes Vermögens zu einer außerordentlichen Stärke anſteigt, ſo hören nach einem anderen Geſetze der Geiſtesthätigkeiten, nach welchem die Geſammtſtärke der gleichzeitig erregten Gefühle eine begrenzte iſt, die anderen Gefühle wieder auf, merklich zu ſein. Soweit geht aber die ſinnliche Wirkung der Töne nicht; während die des Geſchmacks und der anderen Sinne leicht ſo weit kommen würden, aus welchem Grunde allein ſchon dieſelben als vermittelnd von der Kunſt ausgeſchloſſen werden müſſen. Die ſinnliche Wirkung der Töne alſo vermag die geiſtige Wirkung der Muſik nur zu ſteigern. Das Gefühl der Ehrfurcht kann in viel höherem Grade durch eine ſchöne Kirchenmuſik, als durch das beſte Bild hervorgebracht werden; das der Heiterkeit in höherem Grade durch eine heitere, etwa durch eine Tanzmuſik, oder gar durch ein heiteres Lied — welches freilich dann Worte zur Hülfe nimmt —, als durch ein Bild von gleicher Stimmung.

Dieſe große Wirkſamkeit der Muſik ward von den Alten in den Sagen von Orpheus, von Arion und in vielen anderen ausgedrückt. Und ſie iſt es auch, welche dieſer Kunſt, wenn ſie richtig geleitet wird, einen unvergänglichen Werth zur Beglückung des Menſchen, zu ſeiner Erheiterung und Veredlung verleiht.

Abraham Lincoln.

Am 4. März d. J. wurde Abraham Lincoln auf dem Capitol zu Waſhington als Präſident der Vereinigten Staaten von Nordamerika beeidigt. Welche politiſche Erbſchaft ihm ſein Vorgänger Buchanan hinterlaſſen hat, und mit welchen Vorſätzen, Geſinnungen und Kräften ſie das neue Oberhaupt angetreten, iſt in den politiſchen Blättern überall zu leſen. Wir beſchränken uns deshalb auf einige Mittheilungen über die Perſönlichkeit des Präſidenten. — Abraham Lincoln wurde in der Provinz Hardin in Kentucky am 12. Februar 1809 geboren. Sein Großvater, welcher im Jahr 1781 aus Virginien in Kentucky einwanderte, wurde von Indianern umgebracht, während er ſein Land urbar machte. Sein Vater ſtarb frühzeitig und in Armuth, worauf ſich ſeine Mutter in Süd-Indiana

Digitized by Google

niederließ. Viel Erziehung konnte sie ihren Kindern nicht geben und Abrahams Schulbesuch war mit 8 Monaten abgethan. Als er herangewachsen war, ernährte er sich als Feldarbeiter und Holzhauer, später als Bootsmann auf dem Wabash und Mississippi. Im Jahr 1830 ging er nach dem Staat Illinois. Dort arbeitete er anfangs auf dem Acker, dann bekam er eine Stelle in einem Kramladen, und späterhin trat er als Freiwilliger in eine Kompagnie ein, die in Florida gegen die Indianer zu Felde zog. Er diente mit Erfolg und wurde zum Kapitän befördert. Bei seiner Rückkehr nach Illinois ließ er sich in der Nähe der Hauptstadt Springfield nieder, wo er auch in der ganzen Folgezeit wohnen blieb. Er studirte nun die Rechte, praktizirte als Advokat und verfolgte mit Geschick und Anerkennung die politische Laufbahn.

Lincoln hat markirte Gesichtszüge, einen hohen Wuchs und proportionirten Gliederbau. Sein Gang ist langsam und nachdenklich, dabei hat er den Kopf meist vorwärts gesenkt und die Hände auf dem Rücken. Seine Kleidung ist nicht eben modisch oder besonders sorgfältig, aber immer sauber und wohlbeschaffen. In Manieren ist er einfach und herzlich. Mit kräftigem Händedruck und gewinnendem

Abraham Lincoln.

Lächeln begleitet er seinen Gruß. Für einen schönen Mann kann er nicht gelten, aber wenn sein großes, dunkelgraues Auge aufleuchtet und sein Geberdenspiel in Bewegung geräth, so hebt er sich als ein Bedeutender aus der Menge und läßt leicht das edle Metall erkennen, aus dem er geprägt ist. Als ein Beispiel seines oratorischen Ausdrucks mag der Schluß der Rede hier stehen, mit welcher er seine Präsidentschaft angetreten hat:

— — „In Euren Händen denn, unzufriedene Landsleute, und nicht in den meinigen, liegt die folgenschwere Möglichkeit des Bürgerkriegs. Die Regierung wird Euch nicht angreifen, Ihr könnt in keinen Kampf gerathen, wenn Ihr nicht selbst die Angreifenden seid. Ihr habt keinen Eid vor dem Himmel geschworen, die Regierung zu verneinen, während ich den feierlichsten Eid abgelegt habe, sie zu schützen und zu vertheidigen. Ungern schließe ich so. Wir sind nicht Feinde, sondern Freunde, und dürfen nicht Feinde werden. Die Leidenschaft mag die Bande unserer Liebe angegriffen haben, darf sie aber nimmer zerreißen. Die geheimnißvollen Saiten der Erinnerung, die von jedem Schlachtfeld und jedem Patriotengrab in allen lebenden Herzen und auf jedem Heerde in diesen weiten Landen wiederklingen, werden noch als Saiten der Union ertönen, wenn sie dereinst von den Händen der Schutzengel unserer Nation werden angeschlagen werden."

Digitized by Google

Alpenwanderungen in Piemont.

Von **Ludwig Gantter.**

Simplonſtraße. — Anzascathal. — Luckmanier; Maggiathal; Ortaſee. — Das Seſiathal und die deutſchen Kolonien an der Südſeite des Monte Roſa. — Das Aoſtathal und der kleine St. Bernhard.

Monte Roſa, vom Col di Campello aus.

1. Simplonſtraße.

Auf! den Bergſtock in die Hand,
Luſtig auf in's Alpenland!
Nicht geſchaut die Nagelſchuh',
Friſch auf Berg und Felſen zu!
Fahre wohl, du ſchöne Stadt!
Bin von Herzen deiner ſatt,
Treibſt mir eben gar zu viel
Tändelei und Poſſenſpiel.
O dort oben, welche Luft
Wird ſich regen in der Bruſt!
Alpenſteigen iſt von Art
Eine halbe Himmelfahrt!

Mit dieſem Aufrufe des jüngeren Voß wenden alljommerlich Tauſende deutſcher Reiſenden dem künſtlich gepannten unfreien Städteleben den Rücken, um in der Anſchauung der erhabenen Alpenwelt ſich dem Ameiſengewühl des irdiſchen Treibens und Jagens auf einige Zeit zu entziehen, und in der ſtählenden Luft des Hochlandes oder in der balſamiſchen Würze der Gebirgsthäler Stärkung und Verlängerung der Lebenskräfte zu gewinnen. Namentlich lockt es den Süddeutſchen hin zu dem Gebirgskranze, der theils ſo einladend in ſein Land herüberſchaut, theils Deutſchland ſelbſt angehörig iſt, zumal da in unſeren Tagen des Schwalbenflugledens, welches die Dampfkraft und der elektriſche Funke ermöglicht hat, wenige Stunden hinreichen, um von den Rebhügeln des Mains und Neckars oder von den fruchtbaren Strecken der bayriſchen Hochebene in das innerſte Herz der Hochalpen einzudringen.

Wohl ladet den deutſchen Wanderer zunächſt die deutſche Schweiz, das Tyrol und das Salzkammergut zu ſeinen Alpenwanderungen ein, auch lockt ihn die unvergleichliche Pracht des Genferſee's und der Wunſch, den höchſten Berg Europa's zu bewundern, bis in's Chamounithal, wie auch in neueſter Zeit die Nordſeite des Monte Roſa einen friſchen Zug von Wanderern nach Zermatt heranzieht. Allein noch liegt jenſeits der das deutſche Flußſyſtem ſcheidenden Alpenzacken eine eben ſo großartige Alpenwelt, in welcher der Montblanc und der Monterosa ſogar noch koloſſaler von der Thalſohle aufſteigen

Digitized by Google

als es in Chamouni oder Zermatt der Fall iſt, in welcher ſich die italieniſche Vegetation bis an den Fuß der Gletſcher verſchiebt, in welcher ein ausgedehntes Netz pittoresker Alpenthäler durch wegſame Cols verbunden iſt, und wo der Reiſende ſtatt der theuren Hotels beſcheidene, für den provinziellen Verkehr berechnete Gaſthäuſer findet. Dazu kommt, daß im Hochſommer — welcher gerade die Ferienzeit der meiſten Touriſten iſt — die nördliche Abdachung der Alpen durch häufige Gewitter und dichte Wolkenzüge einer großen Unbeſtändigkeit der Witterung ausgeſetzt iſt, während auf der Südſeite vom Mai bis zum Oktober die gute Witterung einen ſo hohen Grad von Beſtändigkeit erreicht, daß ſelbſt der regneriſche, unwirthliche Sommer des vorigen Jahres dieſelbe nicht ſtörte, ſo daß man wochenlang ohne Regen oder Nebel das italieniſche Gebirg durchwandern konnte.

Zwar ſind die jenſeits der Alpen gelegenen großen Seen, wie der Lago maggiore, der Comer-, der Gardaſee weltberühmt, und werden nicht nur von denjenigen beſucht, die über den Gotthard, den Splügen oder den Brenner ihren Römerzug antreten, ſondern ſie ſind auch das weiter geſteckte Ziel von vielen Schweizer- und Tyrolerfahrten; allein noch giebt es eine unendlich mannigfaltige ſüdliche Gebirgswelt, die ſich vom Montblanc bis zum Monte Maggiore in den Juliſchen Alpen hinzieht, und die ſüdlichen Abfälle der Penniniſchen, Lepontiſchen, Rhätiſchen, Carniſchen und Juliſchen Alpen umfaßt; noch gibt es Seen, die, wenn auch in kleinere Rahmen gefaßt, doch die herrlichſten Landſchaftsbilder voll der intereſſanteſten Staffage bilden — ſo der Orta-, der Luganer-, der Iſeo- und der Idroſee. — Ebenſo giebt es außer dieſen ſüdlichen Abhang der Penniniſchen, Lepontiſchen, Rhätiſchen, Carniſchen und Juliſchen Alpen noch eine feſtgeſchloſſene, dem Berner Oberlande oder Engadin an Großartigkeit ebenbürtige Hochalpenwelt, welche gleichfalls der Touriſtenmenge noch unbekannt iſt, nämlich die Gebirgsſtöcke der grajiſchen, cottiſchen und Seealpen, die vom Montblanc bis nach Nizza ſich ziehen, deren Spitzen, wie der Iſeran, das Grand Paradis, der Rynter, der Grivola, der Valaiſan und Monte Viſo, der Höhe des Finſteraarhorns und der Jungfrau gleichkommen, und von denen ſich die franzöſiſchen Alpen über das Departement der Hautes Alpes und das Dauphiné mit dem über 12,000 Fuß hohen Mont Pelvoux und dem Pic des Arſines weſtlich bis zum Mont Ventoux in der Provence und ſüdlich bis zum Narbonneſiſchen Litteral, alſo bis vor die Thore von Marſeille abſenken. Im Schooße dieſer Gebirge liegen die herrlichſten Seen, wie der Lac d'Annecy und Lac de Beurget, die gewaltigſte Gletſcherwelt, die höchſten und reichſten Waſſerfälle, wie z. B. im Romanchethal, die prachtvollſten Gebirgsſtraßen, wie die Militärſtraße von Grenoble nach Briançon, kurz eine Steigerung von Alpenbildern, wie ſie die Schweiz nicht reicher, nicht großartiger darbietet. Nimmt man dazu noch den Zauber der Meeresküſte, wie auf dem Cornicepaß bei Nizza, wo der Blick rückwärts auf die Alpenwelt und vorwärts bis nach Corſika hinüberſchweift, ſo wird man zugeben, daß eine Beſchreibung dieſer noch ſo ſelten von Deutſchen durchwanderten Gebirgsgegenden nicht nur hohes Intereſſe darbieten, ſondern auch als eine Forderung der forſchenden Neuzeit erſcheinen müſſe.

Schon breiten die Engländer, der nun ſattſam von ihnen durchforſchten Schweiz überdrüſſig, ihre Entdeckungsreiſen auf dieſes Alpengebiet aus, und ſteigen herab in die Thäler der Dora und der Seſia, der Toſa und der Anza, des Drac und der oberen Iſere, der Romanche und der Durance, und erforſchen dabei mit beſonderer Vorliebe die auch hiſtoriſch ſo merkwürdigen Waldenſerthäler im Val Pelice und Cluſone, im Val Queyras und dem grauſenerregendſten aller Alpenthäler — dem Val Freſſiniére, gegen deſſen fünf Stunden lange Felſenkluft die Via Mala und ſelbſt die Gondoſchlucht zurückſtehen müſſen. Schon zeugt eine ziemlich reichhaltige Literatur von ihren Forſchungen und Erlebniſſen, und ſchon bringen die neuen Ausgaben des Murrayſchen Handbuches ebenſo ausführliche Routen über dieſe Gegenden, wie über die Schweiz. Gewiß wird auch bald die Zeit kommen, in welcher der deutſche Touriſt dieſe durch den Genf-Lyoner Schienenweg leicht zu erreichenden Alpen Savoyens und des Dauphiné mit Vorliebe aufſuchen wird.

Wohl ſchreckt manchen Touriſten die Schwierigkeit der Gebirgsdialekte, die in dieſen Gegenden vorkommen, vom Beſuche ab. Das reine Franzöſiſch wird aber überall verſtanden. Weshalb lernt man das Franzöſiſche in unſeren Schulen? Gewiß nicht, um den Franzoſen zu verſtehen, wenn er Rheingelüſte bekäme, denn da würden wir hoffentlich deutſch mit ihm reden — ſondern um auf Reiſen gehen zu können, da man mit der franzöſiſchen Sprache in ganz Europa durchkommt.

Auf dieſe herrlichen Alpengegenden den deutſchen Reiſeluſtigen aufmerkſam zu machen, iſt der Zweck der folgenden Blätter, welche ſich — hinſichtlich des beſchränkten Raumes einer Zeitſchrift — nur auf die durch ihre charakteriſtiſchen Schönheiten ausgezeichnetſten Alpenthäler beſchränken werden.

Wir beginnen mit Piemont, dem Lande, auf welches gegenwärtig die Augen Europa's gerichtet ſind, welches A. v. Humboldt ſchon im Jahr 1851 ſeinen „jungen Freunde" zum Beſuche anempfohlen hat, indem er mit dem Blicke eines Sehers ſagte: „Piemont iſt gegenwärtig das Land geiſtigen Lebens in Italien. Die Zuſtände ſind dort wie einſt in Deutſchland zu Doctor Luthers Zeit. Man kämpft innerhalb des Katholicismus um politiſche und religiöſe Freiheit, und große Umwandlungen ſind zu erwarten, falls die Regierung in der Bahn liberaler Reformen beharrt." Bietet nun dieſes Land ſchon vom ſocial-politiſchen Standpunkt aus ſo viel Intereſſantes und Lehrreiches, ſo iſt es auch zugleich eines der pittoreskeſten Länder auf Gottes Erdboden, in welchem die Natur von den

Digitized by Google

Alpen bis zum Meer, von den arktiſchen Regionen des Montblanc und Monterosa bis zu den Palmenhainen von Bordighera und den Armidagärten der Villa Pallavicini zu Pegli ihren ganzen Zonengürtel ablöst.

Verſchiedene Alpenpäſſe führen von der Schweiz aus in dieſes herrliche Land. Vom Weſten beginnend, treffen wir zuerſt den beſchwerlichen Gebirgspaß des Col de Ferret, der bei Orſières, oberhalb Martigny von der großen St. Bernhardſtraße abzweigt, und am Rand des Montblanckſtockes ſich hinwindend nach Courmayeur in's obere Aoſtathal führt, in welches man bequemer und belohnender über den großen St. Bernhard ſelbſt gelangt. Nicht weit vom großen St. Bernhard führt der Col de Meneuve aus dem Val d'Entrement am Mont Velan vorbei, gleichfalls nach Aoſta herab. Dann kommt eine lange Unterbrechung, indem die von ewigem Schnee und Eis bedeckten Gebirgsſtöcke des Mont Gembin, Mont Faroma, der Dent Blanche, des großen und kleinen Mont Cervin, des ganzen Monterosaſtockes vom Lyskamm bis zum Monte Moro den Weg verrammeln, und nur geübten Gletſcherſteigern und kühnen Gemsjägern erlauben von Zermatt aus über den Theodulpaß in's Val Tournanche, oder über das Weißthor in's Anzascathal zu ſteigen. Selbſt der Moropaß der vom Saaſerthal aus in's Anzascathal führt, iſt beſchwerlich und nicht immer gefahrlos, noch viel ſteiler und gefährlicher iſt der Furggestaig, der vom Saaſthal in's Antronathal führt. Nach dieſem Felſenpfad kommt die Simplonſtraße — die einzige Kunſtſtraße, die von der weſtlichen Schweiz aus direkt nach Piemont führt. Zwiſchen ihr und der Gotthardſtraße, die an dem das eigentliche Piemont von der Lombardei abgrenzenden Lago maggiore ausmündet, giebt es, abgeſehen von dem halsbrecheriſchen Ritterpaß, der von dem obern Wallis zwiſchen dem Brethel- und Breithern hindurch in's Vegeronethal führt, nur noch zwei Päſſe, auf denen man nach Piemont gelangen kann — den unheimlichen Griespaß, vom oberen Wallis in's Formazzathal führend, und den gefahrloſen, höchſt intereſſanten San Giacomopaß, der vom oberſten Teſſinthale aus an den Tofafällen vorbei den Wanderer gleichfalls nach Domo d'Oſſola bringt.

Wir ſchlagen nun zuerſt den einladendſten und bequemſten unter allen dieſen nach Piemont führenden Alpenpäſſen ein — die Simplonſtraße — die wohl noch lange Zeit die einzige Kunſtſtraße von der Schweiz nach Piemont bleiben wird, da man von dem Bau der großen Bernhardſtraße, die nicht blos projectirt, ſondern ſchon tracirt war, wieder abgekommen iſt. Die Simplonſtraße wird von der Schweiz aus auf folgenden Routen erreicht: 1) Vom Genfer See aus auf der Walliſer Eiſenbahn, die jetzt ſchon bis Sitten fahrbar iſt, und bis Brieg, am Fuße des Simplonpaſſes, fortgeſetzt werden wird. 2) Von Bern aus entweder über den Rawylpaß durch das Oberſimmenthal nach Sitten, oder durchs Kanderthal über die Gemmi nach Leuk, oder auch durchs Haslithal über die Grimſel in's Oberwallis. 3) Von Luzern aus entweder über den Brünig in's Hasli zur Grimſelroute, oder auf der Gotthardſtraße in's Urſerenthal und über die Furka in's Oberwallis. Endlich von Chur aus das Vorderrheinthal hinauf und über die Oberalp in's Urſerenthal zur Furkaroute. Da dieſer letztere Weg ohne allen Zweifel zu einer Militärſtraße umgewandelt werden wird, ſo wird der Fuß des Simplon in einigen Jahren auch von der öſtlichen Schweiz aus bequem und ſchnell erreicht werden können — ein Vortheil der Zeiterſparniß, der mir ſehr erwünſcht geweſen wäre, als ich vor einigen Jahren von Stuttgart aus auf Kreuz- und Querwegen über den Ebel, den Hacken, den Gotthard (Urſerenthal) und die Furka, Brieg erſt am Nachmittag des ſechſten Tages erreichte, um, in Begleitung eines Freundes, meine piemonteſiſchen Wanderungen zu beginnen, welche den Inhalt der folgenden Reiſeblätter bilden.

Wir ſtiegen in der Poſt zu Brieg ab. Kellner in weißen Halsbinden und en frac ſtürzten heraus, als ſie unſer Wägelchen anfahren hörten. Es verſchwand aber bald einer nach dem andern, wie die Muſikanten in Haydn's Lichterſinfonie, denn ſie ſahen bald, daß wir keine Herrſchaft, d. h. keine Lordships waren. Wir traten in den Salle à manger ein, es ließ ſich aber lange Niemand blicken, erſt als wir Thee beſtellten, bekamen die Kellner eine beſſere Meinung von uns, und bedienten uns herrſchaftlich mit Silberſervice, teacaddy, teapot, kurz quite English. Unſer Gaultreiber — Kutſcher kann man ihn nicht nennen — der uns von Viesch aus hieher geführt hatte, war mit ſeinem Trinkgelde nicht zufrieden, weil eine Frau unterwegs einen widerſpenſtigen Cretinen wie ein Kalb binten aufgeladen und Trinkgeld dafür zu zahlen vergeſſen hatte, und es gab eine jener leidigen Zänkereien, die einem ſo oft den herrlichſten Naturgenuß vergällen. Fort! fort! und ohne uns lange im Städtchen umzuſchauen, unbekümmert um das vierſach umthürmte Schloß der Herren von Steckalper, mit ſeinen flimmernden Eiſenblechfugelauflätzen, brachen wir um fünf Uhr auf, um noch nach Berisal zu wandern, und die Nacht in einer kühlen Gebirgsſchlucht zuzubringen.

Folgt man der erſten Umbiegung der Fahrſtraße einige Minuten lang, ſo trifft man einen Fußweg, der einen bedeutenden Ellbogen abzuſchneiden verſpricht. Wir folgten ihm und ſtiegen immer höher bis wir einen Wald erreichten, an deſſen Saume wir die Straße vermutheten. Statt aber auf die Straße zu gelangen, von der keine Spur zu ſehen war, kamen wir auf den alten Saumpfad, der ſich in die Saltinenſchlucht hineinwindet. Da wir wußten, daß dieſer Pfad ſich bis zur Paßhöhe gerade durch die Schlucht hinaufzieht und erſt in der Nähe des Hoſpizes die Kunſtſtraße erreicht, und daß er arg zerriſſen und auch ſonſt höchſt beſchwerlich iſt, ſo wurde An-

Digitized by Google

gesichts des sinkenden Tages uns etwas bange. Doch war die Scenerie ringsum so großartig, daß wir uns muthig gehoben fühlten. Manchmal war es aber rathsamer uns für- als umzusehen, denn der Pfad zog sich an einigen Stellen gemmihaft an bewildernden Abgründen hin, und aus der Saltinenschlucht brachen starke Windstöße hervor, die uns begreifen ließen, warum die Skalden den Wind mit dem Namen Hund, Wolf oder Eber bezeichneten, und warum man in einigen Landschaften Bayerns heutzutage bei heftigen Windstößen einen Mehlsack zum Fenster hinauswirft, und dabei spricht:

Nimm das lieber Wind,
Koch ein Muß für dein Kind;

und warum auch Schiller den sich in einer Kluft verfangenden Sturmwind mit einem Raubthiere vergleicht, das

an des Gitters Eisenstäbe schlägt,
Die Pforte sucht er heulend sich vergebens,
Denn ringsum schränken ihn die Felsen ein,
Die himmelhoch den engen Paß vermauern.

Ueber eine Stunde mochten wir gestiegen sein, als wir endlich die granitenen Ecksteine der Kunststraße hoch über unserem Scheitel erblickten. Aber wie sollten wir hinaufgelangen? Der Saumpfad führt immer noch rechts der Schlucht entlang und die Straße liegt auf der Krönung einer struppigen Felswand. In der Hoffnung, daß sich bald irgend eine Rinne oder Felsenklinze links auf ziehen werde, schwankten wir auf dem Wolfsschluchtpfade weiter hinauf, der immer mehr von der Straßenrichtung ablenkte, und plötzlich an einer Wasserdohle aufzuhören schien. Als wir uns hier rathlos umschauten, entdeckten wir einen überqueren Gaisstrich an der steilen Böschung, zu dem wir auf allen Vieren hinaufkletterten, und der uns in kurzer Zeit auf die Fahrstraße brachte, gerade bei ihrer Einbiegung in's Ganterthal, und wir standen nun wohlbehalten auf dem Vorsprung, an dessen kantigem Fuße der Ganterbach in die Saltinenschlucht abstürzt. Wären wir abergläubisch, so hätten wir es für ein schlimmes Omen unserer Piemonteserfahrt gehalten, daß wir wie Protesilaus an der Schwelle stolpern sollten.

Die lange Straßenzeile hinauf wandernd erreichten wir endlich das freundliche Gehöfte von Berisal oder Persal, zu dem man von der auf mächtige Pfeiler sich stützenden, achtzig Schritt langen Ganterbrücke auf einem unfehlbaren Fußpfade gelangt.

Ehe wir das Posthaus erreicht hatten, liefen vier muntere St. Bernhardhündchen auf uns zu, wie Liliputerbären aussehend, und höchst taumlich und drollig an unsern Beinen herumschnüffelnd. Weniger zuthulich war der Herr Posthalter, der unter der Thüre stand, ohne uns eines Grußes zu würdigen. Wir erhielten übrigens freundliche Zimmer mit Aussicht in eine Gebirgswelt, die ich nicht geahnt hatte. Vor uns erhoben sich drei gewaltige Schneehörner, die in dieser Abendstunde in ganz eigenthümlichen Schattirungen austagten — links das bleiche Brothelhorn, in der Mitte die hohe Pyramide des Funggenbaumhorns, unten tintenschwarz, nach oben bleifahl, und rechts, mit hoher abgerundeter Kuppe das Wasenhorn, das den letzten Tagesrefler einsaugte. Diese Scenerie schildert Zschokke mit den granitenen Worten: „Es ist in dieser Gegend weitum ein wunderbares Aufwallen der Berge, als hätte sie der kochende Erdengrund, wie Schaumblasen über Schaumblasen aufgeworfen, bis der weiße Gischt sich über alle in Gletschern, Firnen und Schneefeldern ausbreitet."

Von der Galerie des Gasthauses aus genießt man auch thalabwärts einen großartigen Anblick — das Glyshorn, das sich über Brieg erhebt, schwebt wie eine Gewitterwolke am Himmel, und im Hintergrunde verschwimmen das Torrenthorn, der gespaltene Lämmern und der Wildstrubel mit dem Horizonte — über uns die scharfe Mondsichel, unter uns der tosende Bach, und zur Betrachtung eine porenöffnende Abendluft von 4600 Fuß Höhe!

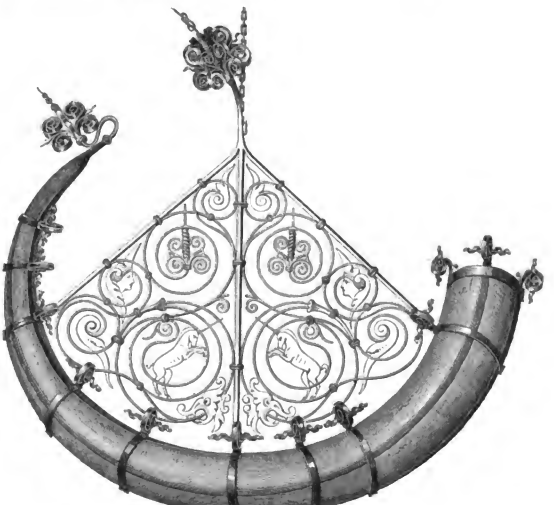
(Schluß auf S. 167.)

Merkwürdigkeiten aus der guten alten Zeit.

Wie viel in unserer Zeit noch zu thun ist, um das Leben zu verschönern und nur ein wenig wieder das zu erreichen, was frühere Zeiten leisteten und genossen, das lehrt immer auf's Neue jeder Blick in unsere alten Städte. Welchen Eingang und Einfluß hat doch die bildende Kunst vor drei- und vierhundert Jahren auch auf unser deutsches Städteleben gehabt, da sie nicht blos eine künstliche Treibhauspflanze, nicht blos ein Luxus der Großen und Reichen, auch keineswegs blos eine Zierde der Kirchen, sondern auch des einfachen Bürgerhauses war. Wie hoch muß es heute kommen, wenn sich in die Wohnung des gemeinen Mannes ein schaubares Porträt an die weißgetünchte oder roh bemalte oder modern tapezirte Wand verirrt! Und wie ist heute im besten Falle Alles nur Fahne und Firniß, Abfall und Abklatsch vornehmen Prunkes ohne innere Einheit und tiefere Schönheit, ohne Kern und Grund, ohne Wachsthümlichkeit und Ursprünglichkeit. Da schaue man in ein Gelaß aus früherer Zeit und erstaune und

Digitized by Google

erfreue ſich ob ihrer Kunſtſinnigkeit und Kunſtfertigkeit. Ein Beiſpiel hievon hat ſich vor etlichen Jahren in einem ganz gewöhnlichen Hauſe, an ziemlich abgelegener Straße eines von jeher nur von der armen Bevölkerung bewohnten Theiles der alten Reichsſtadt Schwäbiſch-Hall gefunden. Da war das Wohnzimmer, wie früher allgewöhnlich, mit Holz getäfelt und die Balken der Decke kunſtreich geſchnitzt. Beim Abbruch und Neubau des Gebäudes hat ein verſtändiger Meiſter dieſe alten Balken wieder ſo benützt, daß ſie ihre Schmuckſeiten nach Außen an die Straße kehren. Hier ſehen wir nun in ganz flachem Relief die anziehendſten Figuren von Hunden, Affen, Eulen, Katzen und phantaſtiſchen Drachen, Menſchenköpfe und Blumenranken ausgeſchnitten mit einer Meiſterſchaft, welche jeden Kenner entzückt. Namentlich iſt ein aufwärts pickender Storch und eine Reihe von Glockenblumen auf's zierlichſte und graziöſeſte gezeichnet. Die ebenfalls in einen Balken geſchnitzte gothiſche Inſchrift zeigt das Jahr 1443 als die glückliche Zeit an, wo ſolch ein Aufwand ächteſter Kunſt im einfachſten Bürgerhauſe möglich war. Eine Zeit, welche es ſo ernſt mit dem Schönen nahm, durfte dann auch den Humor friſch und frei walten laſſen, wie er ſich in der Inſchrift eines andern jener Balken auf eine, vor dem ſchönen Geſchlecht zu allen Zeiten unwiderſprechbare Weiſe kund gibt mit dem heitern Spruche: „Man ſoll Frowen loben, es ſei wor oder verlogen. Amen.“



Mammuthszahn in Schwäbiſch-Hall.

Es gehört zu der ſogenannten guten alten Zeit, daß ſie das Gedächtniß ihrer Denkwürdigkeiten auf nicht ſelten ſonderbare Weiſe der Nachwelt aufbewahrte. Insbeſondere wurde die Kirche, als Verſammlungsſtätte der Gemeinde, auch zum Sammelplatz für Dinge gemacht, welche wir heute allenthalben, nur nicht dort niedergelegen oder ſuchen möchten. Aber der alte religiöſe Sinn, welcher überall ein Wunder oder doch Zeichen der göttlichen Allmacht und Weisheit ſah, wußte nichts Beſſeres, als allem Außerordentlichen dort einen bleibenden Ort zu geben, wo „die Ehre Gottes“ ihre beſondere Stätte und Verkündigung hat. So wurde die Kirche zu einem Muſeum der Kunſt und Natur, in welchem das Volk und die Jugend durch allſonntägliche Betrachtung die tiefſten und nachhaltigſten Eindrücke bekam — auch bei weniger Inhalt tiefere Eindrücke als durch flüchtiges Durcheilen unſerer heutigen Mu-

Digitized by Google

seen, in welchen die Menge und Fülle des von allwärts zusammengetragenen Stoffes den Geist mehr verwirrt, lähmt und abstumpft, als wahrhaft bildet und bereichert.

So ist eine naturgeschichtliche Merkwürdigkeit in der großen St. Michaeliskirche zu Schwäbisch-Hall aufbewahrt. Diese Kirche selbst gehört zu den interessantesten in Schwaben durch ihre Lage und ihren Bau und ihre Denkmäler. Ueber der sehr malerisch gelegenen, amphitheatralisch am Kocherufer aufgebauten, noch heute ziemlich alterthümlich erscheinenden ehemaligen Reichsstadt und reichen Salzstadt, die nun bald durch die Eisenbahn mit der großen Welt in Verbindung stehen wird, erhebt sich das große Gotteshaus der Art, daß vom Marktplatze aus 53 steinerne Treppen in großem weitem Halbkreise zu dem Portale emporführen. Unter der Halle eines alten Thurmes von noch romanischer Bauart führt der Haupteingang, bewacht von einer schönen St. Michaelsstatue, in das breite, dreischiffige, durchweg gleich hohe, von schlanken Rundsäulen getragene, gothisch gewölbte Langhaus. Auf zwei Stufenreihen steigt man zu dem höheren, auch dreischiffigen Chor, der sowohl durch seine Größe, als durch die außerordentliche Schlankheit seiner, die reichen, kühnen Netz- und Steingewölbe in lustiger Höhe tragenden Säulen die Bewunderung erweckt. An einem kunstreichen heiligen Grabe, an der gothischen Kanzel, auf welcher Joh. Brenz, der Reformator von Hall und Württemberg ein Vierteljahrhundert lang predigte, an dem alten Taufstein und dem reichsten gothischen Sakramentshause, endlich an dem prächtigen, reich geschnitzten und gemalten, von einem gewaltigen Crucifix aus dem Jahre 1494 überragten Hochaltare vorbei schreiten wir zum Ende des Chores. Da hieng bis vor einem Jahre von dem Spitzbogengewölbe der mittelsten der neun Kapellen, von denen der Chor umkränzt ist, an starker Kette ein gewaltiger Mammuthszahn herab; jetzt lehnt er unten in der Kapellenecke leicht beschaubar, aber auch verderbbar und wartet auf seine Wiedererhöhung an passenderem Orte.

Der Zahn ist am breiten Ende sechs Zoll dick und hat eine Höhlung von vier Zoll Weite. In seiner Rundung mißt er 10 Schuh. Nach seiner ganzen Längenbiegung ist er mit vier eisernen Schienen beschlagen und von zehn Querbändern umfaßt, deren Nietnägel auf eisernen Rosetten aufsitzen. Am breiten Ende, wie in der Mitte kräuseln sich eiserne blumenartige Verzierungen. Die Spitze geht in eine sehr reiche, phantastisch geschwungene und geringelte eiserne Blume aus. Ebenso ist die eiserne Stange verziert, welche aus der Mitte des Bogens aufsteigt und oben zwei Seitenschenkel von Eisen aufnimmt, woran die Kette zum Aufhängen eingehakt ist. Das dreieckige Feld innerhalb dieser beiden Schenkel ist von einem eisernen Gerank ausgefüllt, das sich in schönen Biegungen zu kleineren und größern Kreisen verästet. Es entwächst unten dem Rachen zweier, in starkem Blech ausgehauenen Drachenköpfe, nimmt in der Mitte zwei ebenso gearbeitete aufspringende Einhörner auf und geht oben in zwei geringelte Blumen aus. Von dieser hübsch gearbeiteten, trefflich ausgeführten, theilweise goldbronzierten Schlosserarbeit mag unser Holzschnitt eine ungefähre Anschauung geben. Sie ist ein Zeugniß der Schmiedekunst, wie sie im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert unsere alten Reichsstädte zumal geschmückt hat, und wovon das Gitterwerk an dem nördlich an die Kirche gebauten „Oelberg", sowie an dem höchst interessanten gothischen Marktbrunnen fernere Denkmäler sind.

Wann und wo der wunderbare Stoßzahn, der — doch wohl mit der eisernen Fassung — nach einer alten Angabe fünf Centner wiegt, gefunden worden ist, das hat er früher in einer jetzt übertünchten Inschrift an der Mauerwand selber gesagt:

„Tausend, sechshundert und fünf Jahr
den dreizehnten Februar ich gefunden war,
bei Neundorn in dem hallischen Land,
am Bühlerfluß zur linken Handt,
saml großen Knochen und lang Gebein;
sag Lieber, was Art ich mag sein?"

Wir können uns denken, welches Aufsehen dieser bei dem Weiler Hebenstatt geschehene Fund im Jahre des Herrn 1605 und in der guten Salz- und Reichsstadt gemacht haben mag. Mit welchen Sündflutsgedanken und Urweltsahnungen wird der Anblick des Wunderhorns die großen Geister und kleinen Gelehrten der Republik erfüllt haben, bis endlich Anno 1734 ein junger Haller Bussen, Namens J. F. Beyschlag, in einer zur Erlangung der Licentiatenwürde zu Halle in Sachsen verfaßten gelehrten Abhandlung «de Ebore fossili Suevico Hallensi» über „Natur und Beschaffenheit dieses Zahnes und anderer in hiesiger Umgegend zu verschiedenen Zeiten ausgegrabener ähnlicher Fossilien" einige erste Erleuchtung gegeben hat.

Unweit dieses vorweltlichen Wunderzahnes hängt in einer andern Chorkapelle der St. Michaeliskirche Bild und Schrift eines Haller Wunderkindes, das nur drei Jahre früher in die Erde gelegt wurde, als das «Ebur fossile» aus dem Sündflutschlamme des Kochergebietes ausgegraben wurde. Das Wunderkind war Thomas Schweicker, geboren 1541 als der Sohn eines wohlhabenden Bürgers und Rathsherren der Stadt Hall. Als seine Mutter ihn unter dem Herzen trug, geschah es, daß ein armer Landfahrer vor ihrer Behausung ein Almosen forderte. Indem sie solches ihm reichte, wurde sie gewahr, daß derselbige keine Arme hatte, erschrack zwar darob, bekam aber ein Verlangen, diesen seltsamen Menschen genauer zu sehen. Sie schlich ihm in der Gasse nach, wurde unversehens von den Nachbarn gewarnt, erschrack darüber, gieng nach Hause und gebar später einen Sohn ohne Arme. Dieser zeigte schon in den ersten Jahren, wie der alte Bericht über ihn sagt, „ein fähiges Ingenium und erlangte in wenig Jahren einen feinen Anfang und

Digitized by Google

Kenntniß in der lateinischen Sprache. Er wurde auch als Schüler der lateinischen Schule von seinen Eltern fleißig zu aller Zucht und Ehrbarkeit und zur wahren Gottseligkeit angehalten. Insonderheit aber übte er sich im Schreiben und brachte es in der Zierlichkeit von allerhand Zügen und Schriften so weit, daß sich Jedermann nicht wenig über seine Fertigkeit verwunderte. Ob er gleich keine Arme hatte, so konnte er doch durch Hilfe der Füße alle Geschäfte mit solcher Fertigkeit verrichten, daß er mit denselben Brod schneiden, einschenken, Federn schneiden, zierlich schreiben, Bücher binden, Brettspielen und seine Kleider selbst anziehen konnte. Er starb, nachdem er stets gesund gewesen, sanft und selig im 61. Jahr seines Alters und liegt bei St. Michael im Chor begraben."

Mit eigenen Füße hat er sich zuvor seine Grabschrift geschrieben. Diese ist in einem Schreine über seinem Grabe aufbehalten und lautet in schöner rother Frakturschrift mit zierlichen Zügen und Schnörkeln: „Anno Dom. 1602 den 7. Tag Oktobris, meines Alters 61 Jahr (diese Zahlen wurden nach seinem Tod in den leergelassenen Raum eingetragen) starbe ich Thomas Schweicker, Burger allhie, welcher ohne Arm und Händ also von Mutterleib in diese Welt geboren, und hab diese Schrift vor meinem Ende mit meinen Füßen geschrieben, den 29. Jun. Anno 1592, meines Alters im 51 Jahr. Der allmächtig Gott wolle mir und allen Auserwehleten hie seinen Frieden und dorten ewiges Leben mit einer fröhlichen Auferstehung gnediglich verleihen. Amen." Inmitten der Schrift hat der kunstfertige Mann sich selbst gemalt, wie er — in schwarzer Kleidung und besonders weiten Beinkleidern auf der Erde sitzt und mit der Feder zwischen den rechten Fußzehen schreibt. Außen auf der Thür des Schranks steht er mit dem schwarzen Mäntelchen der damaligen Zeit und mit ernst-mildem, sinnigem Antlitz. — Als Kaiser Maximilian II. im Jahr 1570 durch Hall nach Speyer reiste, hat ihm Th. Schweicker zu Tisch gedient und eingeschenkt.

Zur selbigen Zeit waren drei Schreiber in Hall, die miteinander nur 2 Hände gehabt. Ein einarmiger deutscher Schulmeister — „hält deutsche Schul, wie sich's gebührt. Die Bauern suchen bei ihm Rath, Sein Schreiben ihnen oft Hülfe that." Dann Lorenz Binder, der einarmige Thürmer: „Der ist sehr wohl betragt, Schriftlich zu dienen keim versagt. Wie solchs die Advokaten thun, darum sie nehmen ihren Lohn. Wann ihm kein Schreiben ist im Laun, bläst er zur Kurzweil die Posaun." Und Thomas Schweicker: „Der Dritt ein merklich Wunder ist, Und auch dabei ein frommer Christ. Der ist ohn Arm von Mutterleib Geborn, mit den Füßen schreib. Wie solchs Kaiserlich Majestat Und mancher Fürst gesehen hat."

Alpenwanderungen in Piemont.

Von **Ludwig Gantter.**

(Schluß von S. 164.)

Um fünf Uhr marschirten wir am nächsten Morgen von Berisal ab, ohne Frühstück, das wir uns auf das Hospiz aufsparten. Die Straße zieht sich lange lange hin bis man das Hospiz erreicht, was um so langwieriger erscheint, da man die Paßhöhe schon vom Fuß der Straße — von Brieg aus erblickt, was auf keiner andern Alpenstraße der Fall ist. Hat man den Rothwald und die Galerie von Schalbet passirt, so drängt sich der starre Kaltwassergletscher vor, an dessen Fuß sich die Straße mühsam herumwindet. Die Moräne, welche die Straße unmittelbar bestreicht, zeigt, daß der Gletscher, wenn er stark wachsen würde, die Straße übersirnen könnte. Er hat sich gegenwärtig ziemlich hoch hinaufgezogen, sendet aber vier Bäche herab, die in jähen Stürzen theils über die straßenschützende Wölbung der Galerie des Glaciers, theils unterhalb der Straße in die Saltine fallen. Ueber der letzten Felsengrotte erhebt sich die majestätische Schneepyramide des Schönhorns, deren Fußschemel von purpurnen Rhododendrums glüht. Nach dem sechsten Zufluchtshause gelangt man zum steinernen Kreuze, das die Paßhöhe (6174 Fuß) bezeichnet. Das Hospiz selbst erblickt man noch nicht, was übrigens gut ist, denn leicht könnte der Wanderer von dem wirthlichen Gebäude angelockt werden, und es versäumen, seine Blicke von den, zwar in einen engen Rahmen eingezwängten, aber um so großartiger emporragenden Berner Alpen bannen zu lassen. Zwar strahlten sie heute nicht in ihrer vollen Reinheit und abhebenden Profilirung, aber sie gaben sich unzweideutig als jenes gewaltige Vorgebirge zu erkennen, das sich vom Aletschhorn gegen das Wallis herabsenkt und durch das Lötschenthal (von Leuk aufwärts) von der Hauptkette — Jungfrau, Mittaghorn, Tschingelhorn, Schilthorn — getrennt wird. Es wären also von hier aus sichtbar das Aletschhorn, Schienhorn, Große Nesthorn, Breithorn, Bietschhorn, welche ihre Gletscherwasser in den Walliserthalabschnitt von Mörel bis Leuk absenden. Es ist daher unrichtig, wenn man in Reisehandbüchern liest, daß von hier aus das Finsteraarhorn, die

Digitized by Google

Jungfrau und das Schilthorn zu ſehen ſeien. Es iſt dieſe ganze Hauptkette durch den erwähnten Alpenriegel den Blicken verſchloſſen.

Nach einer ſchnellen Wendung der Straße ſtanden wir vor dem großen, aus Stein erbauten Hoſpiz, das mit einer koloſſalen Schauſeite von drei Stockwerken mit je fünfzehn, durch breite Wandungen getrennten Fenſtern, wie die Breitſeite eines Kriegsſchiffes dem Wanderer entgegenſtarrt, und das wie eine feſte Burg gegen die Sturmkolonnen der Tourmentes und Lawinen ſich auflehnt, an der alle Wurfgeſchoſſe der Elemente abprallen, oder um ein ſeiner Haupteſtimmung beſſer zuträgliches Bild zu gebrauchen, das wie ein Palaſt der werkthätigen chriſtlichen Liebe erſcheint — ein Gleichniß, das J. J. Peſtalozzi in die ſchönen Worte gekleidet hat:

> Ich hab von Palästen viel gesehen,
> Ich bin gewandelt durch die weiten Hallen,
> Es hat mir aber keiner so gefallen,
> Als den ich heute sah auf Bergeshöhen.
> Das ist ein wahrhaft königliches Haus,
> Die Liebe gehet ein und aus.

Mit klopfendem Herzen ſtieg ich die breite Freitreppe hinauf, denn mich überkommt jedesmal beim Beſuch der Alpenhoſpize ein beſchämendes Gefühl — weil der Touriſt dieſes königliche Haus der Liebe meiſtens nur aus Neugierde beſucht oder es als ein comfortables und billiges Hotel benützt und ſelten in den Opferſtock mehr legt, als er dem Bruttowerth des Genoſſenen entſprechend findet, und weil die im Winter ſich als prieſterliche Märtyrer aufopfernden Patres, im Sommer Kellnerdienſte zu verrichten bemüßigt ſind.

Wir traten ein in den weiten Corridor, ſahen aber kein menſchliches Weſen. Endlich wagten wir es, eine Thür zu öffnen — wir ſtanden an der Schwelle der Küche. Der Prior, der ſich gerade am Feuer wärmte, ſtand auf und hieß uns freundlich willkommen. Es war Chanoine Barras, der bekannte Diener Gottes, der 25 Jahre lang auf dem eiſigen großen St. Bernhard lebte und jetzt ſchon 18 Jahre hier wirkt. Er führte uns die Treppe hinauf in's Refectorium, deſſen geheizte Temperatur uns wohl that, weil der Thermometer außen am Fenſter auf + 3° geſunken war, und wirre Schneeflocken vom Winde herumgeworfelt wurden. Er ließ uns eine nahrhafte Collation reichen, ſetzte ſich zu uns an den Tiſch, geſprächig und neugierig über unſere Mittheilungen aus „unſerem Welttheile.“ Auf meine Bitte ſchrieb er ſeinen Namen in mein Notizbuch, welchen Autographen ich ſtets werthſchätzen werde. Dann führte er uns im Hoſpiz herum, zeigte uns die Bauptäne der Straße und die Beduten, welche der Sohn des Ingenieur Céard über dieſelbe herausgab. Wir beſichtigten die Salons und Schlafzimmer, welche alle wohnlich eingerichtet und voll mit Kupferſtichen behängt ſind. Mit ſichtlichem Behagen zeigte er uns die weiblichen Portraits aus der niederländiſchen Schule. Auch eine Münzſammlung iſt vorhanden, aber — wie verſchieden vom großen St. Bernhard — keine Bibliothek! In der Kapelle ſpielte ich die Orgel, ſie hat aber keine ſchönen Regiſter, keine Tiefe, lauter hohe ſpitzige Octavpfeifen. Wir trafen nur vier Patres, da das Simplonhoſpiz nicht auch zugleich Prieſterſeminar iſt, wie der große St. Bernhard. Es waren zwei herrliche Exemplare von St. Bernhardhunden da, die ſich uns recht fühlbar anſchmiegten, und die gewiß auch ſchon von den zarten Töchtern Albions gekützt und umarmt worden ſind, wie ich es auf dem St. Bernhard mit angeſehen hatte.

Wir ſchieden um 11 Uhr von dem wackern Prior, obgleich er uns einlud, über Nacht zu bleiben. Wir legten einiges Geld in den Opferſtock und ich fühlte beim Scheiden, daß hier wirklich die Liebe ein- und ausgeht, denn mein Herz ſchlug wärmer, erfüllt von dem heiligen Eindrucke, den mir ein edler, unſelbſtiſcher, opfergeprüfter, gottſeliger Mann als Almoſen mitgegeben hatte. Wie konnte nur Lord Byron die Patres ſolcher Hoſpize „the miserable drones of an execrable superstition — die elenden Drohnen eines abſcheulichen Aberglaubens“ — nennen? Ob ſich wohl die Deans und Canons von Weſtminſterabbey, von St. Pauls, Oxford, Ely oder York-Kathedralen zu einer ſolchen Reſignation entſchließen könnten? Was bieten die ſtolzen Kathedralſtifte Englands mit ihren enormen Einkünften dem hungrigen oder frierenden Wanderer an? Nichts! Nur bei der Kathedrale von Winchester ſteht noch ein Hoſpiz, in welchem jeder eintretende Wanderer einen Krug Bier nebſt bread and cheese erhält. Mich erinnern dieſe Alpenaſyle vielmehr an das ſchöne Gleichniß im Propheten Jeſaja (I, 7. 8.), welches in Bunſens geſchmeidiger Ueberſetzung alſo lautet:

> Euer Land iſt eine Wüſte
> wie nach einem zerſtörenden Wolkenbruch;
> die Tochter Zion aber iſt übrig geblieben
> wie eine Hütte im Weinberge,
> wie eine Nachthütte im Gurkenfelde,
> wie eine umlagerte Stadt.

So ſollten die frömmelnden Anglikaner dieſe Nachthütten chriſtlicher Liebe auffaſſen, dann würden ſie ſich des religiöſen Gewiſſensſcrupels ſchämen, der ihnen verbietet für die genoſſene Gaſtfreundſchaft ein Aequivalent in den Opferſtock zu legen — wie es auf dem von neugierigen engliſchen Touriſten oft ganz überfüllten großen St. Bernhard ſo häufig vorkommt.

Als wir uns dem Alten Hoſpize — einem hohen thurmartigen, in einer Mattenwanne ſeitab liegenden Gebäude — näherten, das jetzt von Ziegenhirten bewohnt wird, unſchwirrten uns mehrere muntere Vögel, denen es in dieſer rauhen Gegend recht wohlig war, ſo luſtig und kirrend hüpften ſie mit kurzen abgebrochenen Pfeiftönen auf dem Boden herum; es waren Schneefinken (Fringilla nivalis), deren Heimathsort die eigentliche Schneeregion iſt, doch wiſſen ſie gerne in den Hoſpizgebäuden, wo ſie frei in den Gängen aus- und einfliegen und von

Schaukelnde Knaben.

Verlag von *Krais & Hoffmann* in Stuttgart.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig

Digitized by Google

den Patres mit Reis gefüttert werden. Auch gehen sie gerne den Saum- und Fahrwegen nach und suchen sich aus dem Miste der Rosse und Maulthiere die unverdauten Haferkörner oder den aus den Säcken gefallenen Reis, wie es in Tschudi's Thierleben der Alpenwelt ausführlicher zu lesen steht.

Bald erhebt sich nun das breite Fletschhorn, von welchem der Roßbodengletscher gegen das Dorf Simpeln herabsteigt. Wie treffend ist oft die volksthümliche Bezeichnung der deutschen Gebirgsnamen! Dieses Horn fletscht in der That den Wanderer an, nicht gerade in dem gewöhnlichen Sinne des gierig oder zornig fletschenden Mundes, sondern in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes: sich breitmachend irgendwo eindrängen; wie es bei Matthesius heißt: „Münch und Eherherrn so sich in die Schule fletschten". Ebenso wuchtig drängt sich dieses Horn mit seinem Gletscherwanste in das Hochthal von Simpeln ein.

Die Straße fällt bis zum Dorfe unmerklich, das Thal verengt sich und ist von kahlen Bergen umschlossen, in denen einige vereinsamte, Petrefacten ähnliche alte Lärchenstämme den Faden der Vegetation abspulen. Das Dorf Simpeln mit seinen ungefügen steinernen Häusern, von denen häufig nur die Umfassungsmauern noch stehen, sieht keineswegs so freundlich aus, wie auf den bekannten Ansichten der Genfer oder Züricher Coloristen. Es ist gänzlich in Verfall gerathen, denn leider steckt der Handel und Wandel über diese Napoleonische Siegesstraße, seitdem ihr Schlußstein, der marmorne Arco di Trionfo zu Mailand, in einen Arco della Pace umgewandelt ist. Sie wurde von der piemontesischen Regierung buchstäblich in Frieden gelassen, da die Hauptverkehrsader des subalpinischen Königreiches mit der westlichen Schweiz und Frankreich die Montenisstraße ist; und Oestreich bekümmerte sich nichts um dieselbe, da es sich für seine Lombardei selbst zwei vortreffliche Straßen baute — den Splügen und das Stilfserjoch. Erst in neuester Zeit stellt Piemont die von den Elementen stark zerrissene Straße wieder her und baut die steinernen Brücken wieder auf, welche durch hölzerne Nothbrücken so lange Zeit ersetzt blieben. Kein Wunder, daß die Einwohner von Simpeln, die nur vom Säumen der Waaren, von Hülfsleistungen im Winter, von dem Lohn für die Straßenunterhaltung und von der Einkehr der Fremden ihren Lebensunterhalt beziehen, uns so unheimlich düster und verdrossen anschauten, als wir, ohne Halt zu machen, durch ihr rauhes Dorf wanderten.

Die Straße macht bald außerhalb des Dorfes eine scharfe Wendung und führt ziemlich steil um eine Schlucht herum in das enge Thal des Krumbaches hinunter, dessen Bett mit Felsbrocken hoch aufgeschichtet ist. Mitten durch dieses Felsgeschiebe drängt sich der Quirnabach, der aus dem Laquigletscher hoch oben entspringt und ergießt sich in den Krummbach, der nun den wohlklingenderen Namen Doveria — auch Daverio — annimmt. Hier unten beginnt nun auch die zwei Stunden lange Gondoschlucht, deren klaffender Gebirgseintritt hier in seiner ganzen überhangenden Schulternhöhe sichtbar ist, während hinter der Schlucht sich himmelhehe Felsenmauern aufthürmen — eine Großartigkeit der Alpenscenerie, die sich in diesem Maßstabe nur selten wiederholt. Die plötzliche Wendung über eine Brücke und an den ausgehauenen Felsen muß für den abwärts rollenden Postwagenpassagier schaudererregend sein, dazu die wildbrausende Doveria, in welche von allen Seiten Wasserstürze fallen, von denen einige durch den stürmisch hereinströmenden Wind in Dunst zerstoben, so daß die Felswände triefendnaß und schieferschwarz aussahen. Mit pochendem Herzen durchwanderten wir diese Felsenschlucht, vorwärts getrieben von der Windsbraut, die als wahrhafter whipper-in einer englischen Hetzjagd uns vorwärts peitschte. Gott weiß, wie die Dichter dem Sturmwind, der doch wie ein Raubthier brüllt und wüthet, den linden Namen einer „Braut" geben mochten — oder stammt der Ausdruck davon her, daß der Sturmwind aus der Wolkenwürze Gewitter braut, oder ist das Wort verkehrt aus Windesbraus? Die zwei Stunden bis in's Dorf Gondo ließen uns keine Zeit über den Namen Windsbraut nachzugrübeln, denn sie lösten sich in einen einzigen Gedanken auf — den der Zerknirschung, deren sich auch der stolzeste Mann Angesichts solcher Erhabenheit nicht erwehren kann. Den höchsten Grad erreicht die Scenerie am Ponte Alto. Hier ist die letzte, längste, zweimal durchbrochene Felsengalerie mit dem Wasserfall des Frassinone, über dessen leckigen, sprizigen Dunstkreis die Brücke sich spannt. Dies Alles ist oft beschrieben worden, und ebenso ist es bekannt, daß hier die triumphirende Inschrift: Aere Italo, MDCCCV. Nap. Imp. in den Felsen eingeplattet ist. Weniger bekannt ist es aber, daß außer dem Wasserfall des Frassineune (auch Alpienbach genannt) die Doveria selbst gleich unterhalb der Brücke mit einem mächtigen Wassersturz sich aus der engen tiefen Schlucht erlöst, und daß Gondo gegenüber ein anderer prachtvoller Wasserfall die Wunder dieser Straße vermehrt.

Gondo mit seinem viereckigen, holländisch gegiebelten, thurmartigen Gasthaus und seiner kleinen Häusergruppe ist das letzte schweizerische Dorf, und wir begrüßten die schöne, runde, granitene Grenzsäule mit der, Piemonts Hintergedanken längst verkündenden, annerionschwangeren Inschrift:

Italia. Stato Sardo.

Und bald darauf, bei Iselle, wehte die grün-weiß-rothe Fahne — Italiens Tricolor mit dem weißen Kreuz im rothen Feld.

Iselle besteht nur aus ein Paar Häusern mit der Dogana, dem Posthofhof, und einer Kapelle. Die Bergwände sind auf beiden Seiten sehr steil, aber saftig bewachsen. Der abgerissene Faden der Vegetation ist nun wieder frisch aufgespult. Breite Kastaniengruppen überwipfeln den Weiler. Die Do-

Digitized by Google

veria und die Straßen füllen die Thalsohle aus. Hart neben der Dogana steht das einladende Posthaus, blendend weiß mit großen Fensterläden, einem langen Balcone voll Blumentöpfen und mit niedrig gewalmten Dache. Eine freundliche Wirthin fragt uns, ob wir ein vollständiges Diner zu 3 Francs per Kopf wünschen? Das war doch offenherzig! Wir waren eben so offenherzig, und verlangten eines zu 2 Francs per Kopf. Wir wurden reichlich mit Gemsenfleisch und Salami bewirthet. Unter der Einfahrt des Posthofes sonnte sich in malerischen, ungezwungenen Attitüden ein Häuflein zerlumpter Buben, deren sommerliches Kostüm auf der durch die losen Fetzen sich entblößenden braunhäutigen Carnation sie als leibhafte Murillos erscheinen ließ.

Wir warteten auf den Lausanner Eilwagen, der um 7 Uhr in Iſella ganz leer ankam und in dessen Coupé wir die Landschaft bequem genießen konnten. Als wir bald darauf wieder in eine nackte und in massige Würfel zerklüftete Felsenschlucht hineinfuhren, in der die über Felsblöcke herabdonnernde Doveria sich tüchtig zerschellte, erschien uns das warme Iſella wie eine Oase inmitten dieser wirren Felsenwüste — was auch sein Name bezeichnend ausdrückt.

Von Iſella abwärts heißt die Thalschlucht Val Dovedro, auch Val di Vedro, und wird bei der Brücke über die Cherasca, die links aus einem engen Bergthal strömt, wieder freundlicher; allmählig erwärmt sich die Brust wieder an den lachenden Bildern, die jetzt vorüberschweben, man athmet freier auf, selbst in einem Coupé. Aber noch einmal verengt sich das Thal zu einer Schlucht, die Felsen verrammeln den Weg, eine 170′ lange Galerie — die Galerie von Crevola — führt uns hindurch in die weite üppige Thalebene von Domo d'Ossola. Noch liegt aber tief unter uns die berühmte Brücke von Crevola, zu der blitzschnell hinabgefahren wurde. Eine scharfe Ecke um einen schönen Kirchhof herum brachte uns auf die Brücke selbst. Wir stiegen aus, denn hier ist der Standpunkt, von welchem aus ein Stanfield, ein Turner, ein Brockedon und ein Aggelio ihre vielbewunderten Beduten der Simplonstraße aufnahmen. Auch ich nahm mit geistigem Augenmaße diese prachtvolle Scenerie in mich auf, und dieses Domo d'Ossola, das an einem kleinen, in die Thalebene eingekerbten Hügel liegt, um welches sich ein Halbkreis mannigfaltigster Gebirgscontouren aufthürmt, von der montanen Region des Monte Larone, Trivello und Mazzarocco bis hinauf zu den Eislagern des Cistella, Albrunß, der Hochsand- und Roffahörner, mit der von den üppigsten Gärten und reizendsten Villeggiaturen umschmückten Tosa, — wird mir stets ein Wallfahrtsort der Erinnerung bleiben.

Eine schnurgerade Straße führt vom Ponte di Crevola in die Stadt. Das Zusammenmünden mehrerer Gebirgsströme füllt das ohnehin breite Bett der Tosa mit Geröllschachten, durch die die Straße sich unmacadamisirt durchwindet. Besonders stark ist der Vogna, der aus dem Bugnancothal kommt, und über den wir auf einer halb zerrissenen hölzernen Brücke nur mit großer Mühe fahren konnten.

In Domo d'Ossola stiegen wir am Albergo della Posta ab. Der Wagen fährt erst Nachts 10 Uhr nach Vogogna, wir setzten uns daher an ein lauschiges Plätzchen vor dem Caffee des Gasthofes und tranken Chocolade. Die Frau des Caffeiere war frech genug, uns einen Franken per Tasse abzufordern. Ich remonstrirte und spiegirte, und als ich sie schmierend Signora Caffettiera nannte, ward sie grob, sie sei keine Caffettiera, d. h. keine Kaffeekanne, und doch siedete und brummte es in ihr wie in einer Kaffeemaschine über einer Spirituslampe. Sie brummte, selbst noch, nachdem wir die erorbitante Forderung bezahlt hatten, das Schimpfwort balordi tedeschi in ihren Bart — was hier ohne Metapher zu nehmen ist, indem ihre Oberlippe mit einem starken Flaum gebräumt war, was sie zu einem interessanten Exemplare jener androgynen Abart des weiblichen Geschlechtes machte, die in Italien, namentlich in Rom häufig zu finden, mit der andern Abart — den Emancipationsfrauen aber nicht zu verwechseln ist.

No mistake! wir waren in Italien, dem Lande des „Prellens und Brüllens.“ Geprellt sind wir schon worden, zum Brüllen gab es zwar in diesem Landstädtchen heute Abend keine Veranlassung, es war weder Jahrmarkt, noch Processionsnachfeier, auch sind die Ufer der Tosa keine ligurische Marina, keine neapolitanische Chiaja. Dennoch herrschte lautes Leben in der zur Kommunalwohnstube verwandelten Straße — blitzende Blicke, rasches Geberdenspiel, agirendes Sprechen der Finger, Hände, Arme und Füße.

Jeder Reisende, der in Domo d'Ossola Halt gemacht hat, schildert den Eindruck des Zauberschlages, mit dem er von den windkalten Höhen des Kaltwassergletschers, und aus den dumpfen Tunnels der Gondoschlucht in diese lachende Gegend versetzt wurde, in der ein lauer Himmel sich über Rebengelände und die Wipfel der Maulbeer-, Feigen-, Lorbeer- und Mandelbäume ausbreitet, schon an der Schwelle verkündend, daß der sehnsuchtsvolle Name Italien kein bloßer Schulbanktraum, kein erdichtetes Jenseits der Phantasie ist. Schon hier bewahrheitet sich der Ausspruch Shakspeare's: Seeing is believing — Sehet, so werdet ihr glauben! Selbst der Bücherwurm Valéry, dessen Amtssiegel als Bibliothekar von Versailles und Trianon jeder Seite seiner vielgelesenen Voyages historiques et littéraires en Italie aufgedrückt ist, bekommt eine „Feigenluft“ beim Anblick der Gegend von Domo d'Ossola, und vergleicht dieses „neue Land“ mit einer Schönen, die dem Reisenden zulächelt, ihn einladet über die Schwelle zu schreiten, sich schmückt ihn festlich zu empfangen, und er ruft begeistert aus: c'est donc l'Italie! „Denkt an mich als einen Glücklichen!“ schrieb Göthe aus Italien den Freunden in der Heimath — das wird ihm Jeder nachschreiben, der seinen ersten Brief vom Jenseits der Alpen datirt. Hier fühlt aber auch Jeder, der sich aufs Schrift-

Digitized by Google

stellern versteht, die Versuchung sein Glück nicht blos egoistisch in sein Herz einzudrücken, sondern es auch philanthropisch schwarz auf weiß einzudrucken. Gelingt ihm dies nicht, so muß er eben die Hand an's Herz drücken, und mit Béranger ausrufen:

Amis, c'est cela
Qu'il faut qu'on imprime —
Qu'on imprime là!
(La Main sur le Coeur.)

Aber auch großartige historische Erinnerungen erweckt in uns diese Schwelle Italiens. Ohne lange über den Ursprung des Wortes Oscella oder Ossola nachzuforschen, ob es von den alten Osci durch Einwanderung entstanden, oder ob in dem deutschen Namen des Ortes — „Eschen" — die Wurzel des italienischen zu suchen sei, gedachten wir nur der deutschen Kaiserzeit, eines Heinrich II., der einst Herr dieses Landes war, der hier den Afterkönig Arduin von Ivrea beugte, und der, der Legende nach, in Domo d'Ossola aus der Hand seiner Gemahlin Kunigunde das Reichsschwert und die Dalmatia empfing, ehe er mit ihr zur Krönung nach Rom zog, wie solches in Zacharias Werner's „Kunigunde die Heilige, Römisch-deutsche Kaiserin, romantisches Schauspiel in fünf Akten" höchst ergötzlich zu lesen ist, allwo auch manch erbaulicher Spruch steht, z. B.:

Baiern, Sachsen, Franken und Schwaben
Die giebt's noch — Deutsche sind nicht zu haben!

Ja! dies war einst Boden deutscher Geschichte. Von den Alpenzacken herab, die auf Oberitalien herunterschauen, sprach einst der große Alboin:

Du Gottesgarten
Heißen sollst du mir Lamparten,
Bist fortan ein deutsches Land.
Beutst du mir nicht willig Frieden,
Will ich mir als Krone schmieden
Um die Stirn ein eisern Band.
(G. Kinkel.)

Und das Alles jetzt verloren für Deutschland! Wie derjenige gebildete Deutsche nur halb lebt, der nicht auch in Italien gelebt hat, so ist auch Deutschland nur eine Kammer des Herzens Europa's, zu dessen voller Pulsation noch die Herzkammer Oberitaliens gehört!

Doch die Geschichte Domo d'Ossola's führt uns plötzlich vom Modergeruch des Römisch-deutschen Reiches hinweg zum süßduftenden Toilettentisch unserer Damen! Wenige von den Hunderttausenden, die von Farina's Eau de Cologne duften, vermuthen wohl, daß der erste Fabrikant dieses Riechwassers aus der Nähe von Domo d'Ossola stammt. Paolo Feminis, aus dem nahen Vigezzo gebürtig, durchreiste Deutschland als Hausirer, und als er in Köln eines Tages seine Parfümerien einem englischen Obristen anbot, unterrichtete ihn dieser in der Zubereitung des Goawassers, das in Ostindien häufig gegen die Dysenterie (rothe Ruhr) angewendet wird. Dieses Rezept des Obristen verstand Feminis auszubeuten, er vervollkommete die aromatischen Ingredienzien, und fabrizirte in großer Menge das „Kölnische Wasser", welches nach seinem Tode Farina zum weltverbreiteten Artikel der Kosmetik machte. —

Punkt zehn Uhr sollte abgefahren werden. Der Posthof war voll von Passagieren, indem eine Hochzeit gefeiert wurde. Als es endlich an's Einsteigen ging, wurden die Abreisenden so inbrünstig, so lange und so fest von ihren zurückbleibenden Freunden umarmt, und es entstand ein so lautes, feuriges Küssen auf Wangen, Lippen und Hände, daß die Abfahrt bedeutend verzögert wurde. Ein englischer Tourist entsetzte sich gräulich darob, besonders als Männer sich küßten, was bekanntlich in England als widernatürlich erscheint. C'est donc l'Italie! hätte hier Valéry wieder ausgerufen.

Die Luft war kühl geworden, wir fuhren in einem fensterlosen Beiwagen. Die Cicaden, welche aus dem Thale ihren scharfen schrillen Ton myriadenweise ertönen ließen, hatten mich schon in Schlummer gelullt, als ich durch einen starken Stoß des Wagens erwachte, und auf einmal sah, daß wir von der Straße ab jählings in die Tosa hineinfuhren. Ich wußte nicht, daß die steinerne Brücke bei Porto Mazzone zerrissen war, und daß wir in einer Fähre über den Fluß gebracht würden. Da die Tosa aber eine reißende Strömung hatte, und das Sail, welches die fliegende Brücke hielt, im Schatten der gespensterhaft emporragenden Brückenpfeiler zu einem Bindfaden zusammengeschrumpft schien, so blieb das Herz doch beklommen, bis wir wieder auf trockenem Lande waren.

Der Postwagen setzte uns außerhalb Vogogna ab, wir hatten eine gute Strecke in's Städtchen zu wandern. Wir pochten, zuerst ganz mezzoforte, dann immer stärker bis zum Fortissimo eines Londoner Briefträgers. Da öffnete sich die Thür — statt des Fachino erschien die Tochter des Hauses, und leuchtete uns hinauf in die Sala, richtete uns in der anstoßenden Saletta zwei vortreffliche Betten, mit blendend weißen Cortinen, und wünschte uns felicissima notte. C'est donc l'Italie!

Digitized by Google

Der Schlaf des Menſchen und der Thiere.

Ein Vortrag von **Dr. Otto Köſtlin.**

Das Alltägliche erſcheint dem Menſchen meiſt als beſonders einleuchtend und verſtändlich; denn was ihm ſtets aufs Neue vor Augen tritt, das glaubt er auch mit ſeinen Sinnen und mit ſeinem Denken am beſten durchdrungen und erſchöpft zu haben. Aber gerade das Gewöhnliche betrachten wir in der Regel weniger ſcharf, als das Neue und Ungewohnte, was den alltäglichen Verlauf unſerer Zuſtände und Thätigkeiten auffallend unterbricht und ſtörend oder erregend in unſere Lebenskreiſe hereintritt. Daher kommt es, daß ſehr oft in Wiſſenſchaft und Leben das Gewohnte bei Seite gelaſſen und dem Neuen, Seltenen nachgejagt wird, daß gerade Jenes, welches ſich täglich der Beobachtung darbietet, unbeobachtet und unergründet bleibt.

Zu den alltäglichſten Begebenheiten unſeres Lebens gehört der Wechſel zwiſchen Schlafen und Wachen. Daher halten es Manche kaum für der Mühe werth, der inneren Natur dieſer Zuſtände weiter nachzuforſchen. Aber die Dunkelheit, welche in Bezug auf den Gegenſatz von Schlafen und Wachen jetzt noch herrſcht, hat ihren Grund weniger in der geringen Aufmerkſamkeit, welche man jenen Vorgängen zuwendete, als in der Schwierigkeit der Unterſuchung ſelbſt, in der Unzugänglichkeit des Schlafes für die gewöhnlichen Werkzeuge der Beobachtung, nämlich für unſere inneren und äußeren Sinne. Mit dem Eintritte des Schlafes verlieren wir die Fähigkeit, uns ſelbſt zu beobachten, und auch andere Schlafende bieten, wenigſtens im geſunden Zuſtande, ſehr wenig Gelegenheit dar, um über die inneren Vorgänge, welche den Zuſtand des Schlafes bedingen, etwas Näheres zu erfahren. Gerade aber das Geheimnißvolle, welches den Schlaf umgibt, erregt immer aufs Neue wieder das Verlangen, in ſein Weſen tiefer einzudringen, und wenn es auch bis jetzt unmöglich iſt, über die inneren Bedingungen und Verhältniſſe des Schlafes etwas Sicheres und Umfaſſendes auszuſagen, ſo iſt es doch der Mühe werth, die hauptſächlichen Züge, welche die Naturbeobachtung an die Hand gibt, zu einem möglichſt vollſtändigen und klaren Bilde des Schlafes zuſammenzufaſſen.

Es gibt vorzüglich zwei Wege, auf welchen die Natur des Schlafes durch Beobachtung näher ergründet werden kann; nämlich die Unterſuchung deſſelben in der Thierreihe, und die Vergleichung jener verſchiedenen Formen, welche der menſchliche Schlaf ſelbſt darbietet, und von denen die Extaſe und der Somnambulismus, der magnetiſche Schlaf und der Hypnotismus als beſonders eigenthümlich hervorgehoben werden müſſen.

Im Allgemeinen bildet der Schlaf Anfang und Ende der Exiſtenz beim Menſchen wie bei den Thieren. Wir fangen an ſelbſtändig zu leben, indem wir zum erſten Male aus tiefem Schlafe zum Anblick des Tageslichtes erwachen, und unſer Leben ſchließt ſich wieder in dem Augenblicke, wo wir in jenen zweiten Schlaf verſinken, der als Tod kein neues leibliches Erwachen zuläßt. Aber auch zwiſchen dieſen zwei großen Endpunkten unſerer Exiſtenz wechſelt Schlafen und Wachen in ununterbrochener Folge mit einander ab; jedes Wachen geht aus dem Schlaf hervor und kehrt in ihn regelmäßig wieder zurück. So erſcheint alſo der Schlaf nicht nur als eine Unterbrechung des Wachens, ſondern als ein nothwendiges Glied in der feſt gefügten Kette unſerer organiſchen Vorgänge.

Die Uebergangspunkte zwiſchen Schlafen und Wachen gewähren noch am eheſten Gelegenheit, durch die Beobachtung ſeiner ſelbſt oder Anderer über die Natur des Schlafes etwas Sicheres zu erkunden. Denn während des Einſchlafens und während des Erwachens ſind unſere Sinne ſo weit thätig, daß wir bis auf einen gewiſſen Grad die inneren Vorgänge verfolgen können, welche das Erwachen und Einſchlafen begleiten. Aus dieſen Uebergängen laſſen ſich daher auch am leichteſten die weſentlichen Charaktere der beiden, einander entgegengeſetzten Zuſtände in ihren einfachſten Zügen erkennen und beſtimmen.

Dem Eintritte des Schlafes geht immer eine Ermüdung der Sinnes- und Bewegungswerkzeuge voraus. An dieſer Ermüdung nehmen alle Sinne Theil; aber ſie ergreift doch die verſchiedenen Sinne in ſehr verſchiedenem Grade. Vor allen anderen ermüdet das Auge, und das Schließen dieſes Organes, die Ruhe des Geſichtſinnes kann als das Signal für den Eintritt des Schlafes ſelbſt betrachtet werden. Am ſpäteſten ermüdet der Gehörſinn; ſeine Thätigkeit dauert auch nach dem Schließen der Augen noch eine Zeitlang in ſchwächerm Grade fort. Die verminderte Thätigkeit der Sinnes- und Bewegungswerkzeuge hat aber ihren Grund zunächſt nicht in dieſen Organen ſelbſt, ſondern in den Apparaten des Nervenſyſtems, welche als Mittelpunkte ſowohl die Sinneseindrücke aufnehmen, als den Anſtoß zu willkührlichen Bewegungen nach außen abgeben, nämlich in dem Gehirn, welches beim Menſchen über alle anderen Theile des Nervenſyſtemes das unbedingte Uebergewicht behauptet. Von der Ermüdung des Gehirns hängt die Ermüdung der Sinnes- und Bewegungsorgane ab; und wenn mit dem Eintritte des Schlafes die letzteren aufhören thätig zu ſein, ſo iſt dieſe Ruhe durch die Unterbrechung der nach außen gerichteten Thätigkeit des Gehirns bedingt. Unſere Beziehung zur Außenwelt wird jetzt nicht mehr durch die Sinne vermittelt, und die Organe, welche der äußeren, willkührlichen Bewegung dienen, verſinken in einen Zuſtand von Unthätigkeit und Erſchlaffung. Die Ruhe des Gehirns bewirkt aber nicht blos die

Digitized by Google

Unthätigkeit jener äußeren, dem Nervenleben dienenden Organe; sondern sie unterbricht zugleich die Beziehungen, welche zwischen der Seele und der Außenwelt bestehen. Das Bewußtsein, welches den eigentlichen Mittelpunkt unseres Seelenlebens darstellt, nimmt in sich die äußeren Sinneseindrücke auf und gibt den Anstoß zu den äußeren, willkührlichen Bewegungen; aber beides geschieht nicht geradezu, sondern durch die Vermittlung des Gehirns. Sobald nun dieses während des Schlafes in Unthätigkeit versinkt, werden für die bewußte Seelenthätigkeit die Fäden unterbrochen, durch welche sie mit der Außenwelt zusammenhängt; das Bewußtsein wendet sich von außen ab, und es erscheint daher der Schlaf nicht nur als der Ruhezustand der Sinnes- und Bewegungsorgane, sowie des beide regierenden Gehirns, sondern auch in Bezug auf die Seele als der Zustand der Bewußtlosigkeit.

Das Erwachen wird öfters durch äußere, erweckende Einflüsse bewirkt. Aber auch ohne diese erfolgt es aus inneren, in unserer Organisation selbst liegenden Gründen. Nach einer Ruhe von bestimmter Dauer fängt das Gehirn wieder an, nach außen thätig zu sein, und mit ihm erwachen wieder die Sinnes- und Bewegungsorgane. Vor Allem öffnet sich das Auge und bekundet damit die erneuerte Thätigkeit des Gesichtsinnes. Das Erwachen des Gehirns aber läßt die bewußte Seele wieder in lebendige Beziehung zur Außenwelt treten, indem sie die neuen Eindrücke der Sinne aufnimmt und die äußeren Glieder zu neuen Bewegungen antreibt. Sinne und äußere Glieder, Gehirn und Bewußtsein treten mit dem Erwachen wieder in volle Thätigkeit.

Die ungebundene Thätigkeit des Nervensystems und der von ihm abhängigen Bewegungsorgane treibt auch andere organische Vorgänge zu größerer Energie an. Das Athmen wird ergiebiger, die Herzbewegung beschleunigter, die eigene Wärmebildung stärker, die Verdauung rascher. Im Schlafe treten diese Processe etwas zurück; der schlafende Mensch bedarf wegen geringerer Wärmebildung eine bessere Bedeckung und empfindet wegen langsamerer Verdauung erst später das Bedürfniß neuer Nahrung.

So scheint für die Gegensätze von Schlafen und Wachen der eigentliche Mittelpunkt in der verschiedenen Thätigkeit des Gehirnes zu liegen. Ein großer Theil unserer Körperorgane, und vorzüglich diejenigen, welche unter der Herrschaft des Nervensystemes stehen, können nicht ununterbrochen thätig sein, sondern bedürfen gewisser Pausen, um sich ruhend zu erholen und zu neuer Arbeit zu kräftigen. So erträgt das Auge nicht ohne Unterbrechung den Reiz des Lichtes, das Ohr den Reiz des Schalles. Die Muskel, welche die Bewegungen vermitteln, werden in andauernder Thätigkeit bald erschöpft. Das Herz, das muskulöse Organ, welches den Kreislauf des Blutes vornehmlich bewirkt, ermattet sehr rasch, und es wiederholt sich in ihm der Wechsel von Bewegung und Ruhe, von Zusammenziehung und Erschlaffung 70—80 mal in Einer Minute beim erwachsenen Menschen. So erliegt auch das Gehirn als das bedeutendste Glied unseres Nervensystems einer ununterbrochen fortgesetzten Thätigkeit. Nur die regelmäßige Wiederkehr der Ruhe gewährt dem Gehirn den nöthigen Ersatz an Stoff und Kraft, welche durch die vorherige Thätigkeit verbraucht worden sind. Hierauf beruht die Nothwendigkeit des Schlafes. Längeres Wachen führt zu tieferen Erkrankungen des Gehirnes. Nur der regelmäßig eintretende Schlaf erhält das Gehirn gesund und gibt ihm stets aufs Neue die Kraft, den Sinnen und Bewegungen vorzustehen und der bewußten Seele als rüstiges Werkzeug zu dienen.

Diese nothwendige Pause der Hirnthätigkeit tritt beim Menschen regelmäßig Einmal in vierundzwanzig Stunden ein und dauert im Durchschnitt sechs bis acht Stunden; der Wechsel von Schlafen und Wachen fällt daher im Allgemeinen mit der Aufeinanderfolge von Nacht und Tag zusammen. Die Gewohnheiten der Menschen haben zwar diese Ordnung vielfach so verkehrt, daß bei Tag geschlafen, bei Nacht gewacht wird; aber unter allen Verhältnissen ist die Regel bestehen geblieben, daß Schlafen und Wachen, wie Nacht und Tag, sich in vierundzwanzig Stunden, also während Einer Erdumdrehung, Einmal ablösen. Keinen geselligen Einflüssen und keiner Kraft des Willens dürfte es gelingen, ohne große Gefahr für Gesundheit und Leben diese natürliche Ordnung dauernd zu verändern.

Auch der Schlaf der Thiere entspringt im Allgemeinen aus einem zeitweise auftretenden Bedürfniß der Ruhe. Aber schon auf den höchsten Stufen des Thierreiches weicht der thierische Schlaf vom menschlichen in einigen wichtigen Merkmalen ab. Allerdings sind schlafende Thiere in der Freiheit schwer zu beobachten, und die Thatsachen, aus welchen hier Schlüsse gezogen werden können, finden sich daher nur in kleiner Zahl und sind vielfach von Hausthieren oder gefangenen Thieren hergenommen, welche in manchen Hinsicht eine Veränderung ihrer ursprünglichen Gewohnheiten erlitten haben mögen.

Es gelingt in der Gefangenschaft, die höchsten Affen, z. B. den Orang, so zu gewöhnen, daß sie ihren Schlaf nach der Art des Menschen in Betten halten. Aber es ist doch wohl von diesen, dem Menschen zunächst stehenden Affen, sowie von der ganzen Klasse der Säugethiere anzunehmen, daß ihr Schlaf nicht die regelmäßigen Zeiträume, wie der Schlaf des Menschen, einhält. Der Hund schläft zu verschiedenen Zeiten, sowohl bei Tag als bei Nacht; und dasselbe gilt von allen Säugethieren, welche wir als Hausthiere oder in der Gefangenschaft näher kennen gelernt haben. Dazu kommt aber, daß viele von den größeren Säugethieren, wie z. B. das Pferd, im Schlafe nicht liegen, sondern stehen, also in einer Stellung schlafen, welche zum völligen Ausruhen nicht am besten geeignet ist. Es läßt sich hieraus schließen, daß der Schlaf im Allgemeinen bei den Säugethieren weniger regelmäßig ist, als beim Menschen; und dasselbe gilt auch von der Klasse der Vögel,

Digitized by Google

von welchen gleichfalls sehr viele stehend schlafen. Steigt man aber weiter herunter zu den Reptilien und Fischen, so läßt sich bei diesen kaltblütigen Wirbelthieren von einem eigentlichen, zu gewissen Stunden des Tages oder der Nacht eintretenden Schlafe nicht mehr reden. Noch mehr scheinen die wirbellosen Thiere, nämlich die Insekten, die Würmer, die Weichthiere und die Strahlthiere, ihr Leben in einem Zustande hinzubringen, welcher die Mitte zwischen Schlafen und Wachen hält, und weder die Ruhe und Bewußtlosigkeit des ersteren, noch die Bewegung und Klarheit des letzteren Zustandes erreicht.

Offenbar tritt in den verschiedenen Gruppen der Thiere der Gegensatz von Schlafen und Wachen um so mehr zurück, je weniger ausgebildet das Gehirn, das wichtigste und centralste Organ des ganzen Nervensystemes, sich darstellt. Die Säugethiere, welche in ihrer Hirnbildung, wie in ihrer ganzen Organisation sich am meisten dem Menschen nähern, stehen ihm auch in dem Verhalten von Schlafen und Wachen noch am nächsten. Auch hierin zeigt es sich aufs Neue, daß der Wechsel dieser beiden Zustände vor Allem von dem Leben des Gehirns, und zwar von der nothwendigen Abwechslung zwischen Thätigkeit und Ruhe dieses Organes bedingt ist. Die höchste Entwicklung des Gehirns bringt beim Menschen auch den tiefsten Schlaf und das klarste Wachen in regelmäßiger täglicher Aufeinanderfolge mit sich.

An die Stelle dieser täglich sich wiederholenden Ordnung tritt nun bei vielen Thieren eine andere, welche nicht durch den kurzen Abschnitt der Erdumdrehung, sondern durch einen längeren Zeitraum, nämlich durch die jährliche Bewegung der Erde um die Sonne bestimmt wird. Hier zerfällt das ganze Jahr in eine Hälfte des überwiegenden Wachens und eine andere des überwiegenden Schlafes. Man hat den letzteren als Winter- und Sommerschlaf bezeichnet.

Der Winterschlaf erscheint bei kleinen Säugethieren der gemäßigten und kalten Zone, so bei Fledermaus, Igel, Siebenschläfer, Hamster, Murmelthier. Er fehlt ganz bei den Vögeln, und es ist daher unrichtig, was früher von dem Ueberwintern der Schwalben in unserem Klima geglaubt wurde. Unter den Reptilien ist er sehr verbreitet, und er fehlt auch nicht bei den Fischen, wie bei Aal, Schleihe, Karpfen. Vorzüglich aber tritt er in den niederen Thierklassen auf, so bei den Insekten, Schnecken, Würmern. Er hat die Charaktere des tiefsten Schlafes. Sinnesthätigkeit und Bewegung ruhen vollständig. Thiere, welche sich im völligen Winterschlafe befinden, ertragen die schwersten Verletzungen ohne alle Zeichen von Schmerz. Ihre Glieder sind starr und werden bei den Insekten eher zerbrochen als gebogen. Zu dieser Ruhe des Nervensystems kommt aber insbesondere noch ein tiefes Sinken derjenigen Thätigkeiten, welche den Stoffwechsel des Thieres vermitteln. Die Herzbewegung wird sehr verlangsamt. Bei Insekten schlägt das Rückengefäß in der Minute statt 60mal nur 2 bis 3mal; die Herzthätigkeit sinkt bei der Fledermaus von 200 auf 50, beim Murmelthier von 90 auf 8 bis 10 Schläge in der Minute. Auf entsprechende Weise nimmt das Athmen ab; im tiefen Winterschlafe wird es fast unmerklich. Dadurch wird die Eigenwärme der Thiere tief herabgesetzt; sie beträgt bei Säugethieren statt 25 bis 30° nur 4°. Das Nahrungsbedürfniß fehlt im tiefen Winterschlafe ganz; einzelne Winterschläfer, wie der Hamster, erwachen aber an milderen Tagen und nehmen dann vorübergehend wieder Nahrung zu sich.

Der Sommerschlaf ist in seinen Erscheinungen viel weniger genau beobachtet. Er fällt in der heißen Zone auf die trockene Zeit der größten Wärme und scheint besonders bei Landreptilien vorzukommen. An ihn schließt sich das Vertrocknen niederer Thiere, wie der Räderthiere und Infusorien, an; neue Befeuchtung läßt diese niederen Organismen zu neuem Leben erwachen.

Es ist bis jetzt nicht gelungen, in der Organisation der winterschlafenden Säugethiere Eigenthümlichkeiten zu entdecken, welche sie von anderen Säugethieren unterschieden und ihr Versinken in den Winterschlaf erklären könnten. Der Winter- und der Sommerschlaf der Thiere schließen sich offenbar an jene Unterbrechungen an, welche das pflanzliche Leben zu gewissen Jahreszeiten, während des Winters in der gemäßigten Zone, während des Sommers in der heißen Zone erleidet. Die Extreme der Kälte und der Hitze hemmen den organischen Stoffwechsel, indem sie theils die Zufuhr von äußerer Nahrung hindern, theils die Thätigkeiten des Organismus selbst verlangsamen und unterbrechen. Kälte und Hitze befördern das Eintreten des gewöhnlichen Schlafes. Aber der Winter- und Sommerschlaf entspringen nicht, wie der gewöhnliche Schlaf, zunächst aus der Ermüdung und dem Ruhebedürfniß des thierischen Nervensystems, sondern aus einer Hemmung des Stoffwechsels, welche erst in zweiter Linie auf das Nervensystem wirkt und tiefen Schlaf hervorruft. Der Schlaf des Menschen und der höheren Thiere setzt auch Kreislauf, Athmung, Wärme, Nahrungsbedürfniß etwas herab; aber hier ist das Erste die Ruhe und Unthätigkeit des Gehirns, und erst in zweiter Linie werden die Thätigkeiten verändert, welche den Stoffwechsel vermitteln.

Je weiter also die Thiere in ihrer ganzen Organisation und vorzüglich in der Ausbildung ihres Nervensystemes vom Menschen entfernt sind, deste mehr weicht ihr Schlaf vom menschlichen Schlafe ab. Zuerst verliert er an Tiefe und Regelmäßigkeit; und dann tritt an die Stelle des täglichen Ablaufes der jährliche Wechsel zwischen Schlafen und Wachen.

Wenn hieraus die Eigenthümlichkeit und die höhere Stufe des menschlichen Schlafes klar hervorgeht, so ist jetzt zur näheren Untersuchung des letzteren wieder auf den Begriff zurückzugehen, welcher vorhin von Schlafen und Wachen gegeben worden ist. Hat man wirklich Recht, allgemein zu behaupten, daß das Wachen der Zustand des klaren Bewußtseins, der Schlaf der Zustand der Bewußtlosigkeit sei? In der That ist während des Schlafes das Bewußtsein nicht ganz aufgehoben, und während des Wachens

Digitized by Google

fehlt es nicht an dem Hereinwirken unbewußter Seelenzustände in die bewußte Thätigkeit der Seele. Die Beweise für Beides liegen in zahlreichen Erfahrungen des täglichen Lebens.

Das innere Feld, auf welchem während des Wachens sich aus den verschiedenen Sinneseindrücken die Vorstellungen der bewußten Seele gebildet hatten, bleibt während des Schlafens nicht ganz leer. Statt der klaren, umschriebenen Bilder der äußeren Gegenstände, wie sie vorzüglich aus den Eindrücken des Gesichts, des Gehörs und des Tastens sich entwickeln, treten jetzt auf dunklem Hintergrunde wechselnde, phantastische Gestalten, die Träume, auf. Die niedere Phantasie, welche nicht schöpferisch neue Stoffe hervorbringt, sondern sich nur in Erzeugung neuer Combinationen von gegebenen Vorstellungen thätig erweist, entwickelt aus sich die Traumbilder. Sie steht hiebei nicht unter der Herrschaft des Bewußtseins;, aber die Bilder, welche sie erzeugt, bringen im Bewußtsein bestimmte Eindrücke hervor und werden eben dadurch zu Träumen des Menschen. Während das Bewußtsein im Wachen die von außen kommenden Sinneseindrücke anschaut, nimmt es im Traume die Bilder auf, welche in der Seele selbst auf dem Wege der phantastischen Combination gebildet worden sind.

Der Stoff für die Träume wird der Phantasie auf verschiedenen Wegen zugeführt. Vor Allem kommt er aus dem Gedächtnisse, aus der Erinnerung an früher Erlebtes. Vorstellungen und Gefühle, Gedanken und Stimmungen haften in der Seele mit größerer oder geringerer Stärke und tauchen während des nächtlichen Wirkens der Phantasie in mannigfachen Verbindungen, als Träume wieder auf. Eine zweite Quelle der Traumbilder sind körperliche Gefühle, welche während des Schlafes in dunkler Weise auf das Bewußtsein wirken. Sie kommen oft aus wichtigen inneren Organen, aus Herz, Magen. Krankhafte Zustände des Herzens, Beengungen, welche vom Herze oder von den Lungen ausgehen, erzeugen Träume von schweren Körpern, welche auf die Brust drücken und den Athem hemmen. Magenstörungen sind nicht selten mit Träumen von üppigen Mahlzeiten verbunden. Andere Gefühlseindrücke entspringen aus äußeren Körpertheilen, vorzüglich aus Tastnerven. So bringt das Einschlafen äußerer Glieder das Bild eines neben dem Träumenden befindlichen Menschen hervor. Endlich wirkt bisweilen eine Gedankenreihe, welche im Wachen streng verfolgt worden war, auch während des Schlafes noch fort, und man erzählt von Mathematikern, daß ihnen die Lösung von Aufgaben, welche sie im Wachen vergebens versucht hatten, im Schlafe gelungen sei.

Das Bewußtsein schaut zwar die Träume an; aber da es im Schlafe nicht ungebunden wirkt, so übt es über die träumende Phantasie nicht die Herrschaft aus, durch welche es im Wachen die Erzeugnisse der Phantasie bald zurückhält, bald fördert, bald ordnet. Daher sind die Träume immer wechselnd, willkührlich, regellos. Ueberdieß aber fehlt ihnen die Controle durch die äußeren Sinneswerkzeuge. Sie drängen sich im Bewußtsein an die Stelle der Sinneseindrücke und erscheinen daher dem Träumenden als wirklich, als äußerlich Erlebtes und Angeschautes. Sie spiegeln ihm die Eindrücke aller Sinne, vorzüglich aber des Gesichtes und Gehöres vor.

Ob der Schlaf immer von Träumen belebt ist, oder ob es auch traumloses Schlaf gibt, läßt sich durch die Beobachtung nicht bestimmen. Jedenfalls beweisen die Träume, daß im Schlafe das Bewußtsein nicht vollständig ruht. Aber das Bewußtsein nimmt im Schlafe nicht nur die Bilder wahr, welche in der Seele selbst von der combinirenden Phantasie gebildet werden; sondern es ist während dieser Zeit bis auf einen gewissen Grad und in dunkler Weise auch wirklichen, äußeren Sinneseindrücken zugänglich. Der Müller, der in der klappernden Mühle schläft, erwacht beim Stillstehen des Werkes; das Erlöschen des Lichtes erweckt Leute, die gewohnt sind, neben einem brennenden Nachtlichte zu schlafen. Diese Erscheinungen lassen sich nur durch die Annahme erklären, daß Gehör und Gesicht auch während des Schlafes nicht völlig ruhen, daß daher vom Schlafenden sowohl der äußere Sinneseindruck, als das plötzliche Aufhören desselben wahrgenommen wird. Diese Wahrnehmungen entbehren freilich aller Klarheit und beziehen sich mehr auf das Vorhandensein und Fehlen, als auf die einzelnen Qualitäten des äußeren Eindruckes.

Offenbar ist also das Bewußtsein auch während des tiefen Schlafes nicht der Aufnahme von Eindrücken verschlossen, welche vorzüglich in der Seele selbst, öfters aber auch in den umgebenden Dingen ihren Ursprung haben. Andererseits hört auch der bewußte Wille im Schlafe nicht ganz auf, nach außen zu wirken und besonders die Organe der Bewegung zur Thätigkeit anzutreiben oder in ihrer Thätigkeit zu regeln. Hieher muß das Erwachen zu vorgesetzter Zeit gerechnet werden, wenn es auch unmöglich ist zu erklären, wie in diesem Falle das Bewußtsein gerade in dem bestimmten Momente sich nach außen wendet und dadurch das Erwachen des ganzen Körpers und seiner ruhenden Sinnes- und Bewegungsorgane bewirkt. Deutlicher ist der Wille thätig, wenn er den schlafenden Körper in gewissen Stellungen erhält, welche von der gewöhnlichen Lage der Schlafenden abweichen, so den Soldaten gehend, reitend, den Fuhrmann fahrend. Hier besteht ein dunkler Willenseinfluß auch im Schlafe fort und erhält den schreitenden, sitzenden Körper bei scheinbar aufgehobenem Bewußtsein im Gleichgewichte.

Diesen Zeichen von der Fortdauer des Bewußtseins während des Schlafes stehen andere gegenüber, welche beweisen, daß auch im Wachen viel Unbewußtes der bewußten Thätigkeit der Seele sich beimischt.

Es gibt Sinneseindrücke, welche wir anfnehmen, ohne daß wir uns derselben bewußt werden. Die Abwendung der Aufmerksamkeit läßt sie nicht zum Bewußtsein gelangen; aber oft wird der Mensch nach-

Digitized by Google

her inne, daß er etwas geſehen oder gehört hat, und er iſt auch nach dem Vorübergehen des äußeren Eindruckes nicht ſelten im Stande, ſich dieſen nachträglich klarer vor die Seele zu rufen. Der Eindruck hat alſo auf die Seele gewirkt, ohne das Bewußtſein ſelbſt zu berühren, und er haftet in der Erinnerung bisweilen ſo feſt, daß er nachher noch zum bewußten Sinneseindruck erhoben werden kann.

Hier ſchon erſcheint das Gedächtniß als die Region der Seele, in welcher äußere Eindrücke ohne Mitwirkung des Bewußtſeins feſtgehalten werden. Was im Gedächtniſſe haftet, kann durch die bewußte Thätigkeit der Seele aus dem Schatze der Erinnerung hervorgeholt werden; aber in vielen Fällen verhindert gerade die Richtung der Aufmerkſamkeit auf das Gedächtniß die Erinnerung an Einzelnes, was früher erlebt, vorgeſtellt, gedacht worden war, und erſt die Ablenkung des Bewußtſeins gewährt dem Gedächtniß eine freiere, innere Bewegung, ſo daß ohne Mitwirken des Willens die Schätze der Erinnerung, einzelne Thatſachen oder Namen, aus ihrem dunklen Grunde an den klaren Tag des Bewußtſeins hervortreten. Was auf ſolche Weiſe in der Seele feſtgehalten iſt, wird durch die niedere Phantaſie unter ſich in neue Beziehungen geſetzt und zu neuen Bildern und Gedanken verbunden. Dieſe combinirende Thätigkeit erzeugt nicht blos die Träume, ſondern ſie iſt auch im Wachen fortwährend thätig. Nach den Geſetzen der Aehnlichkeit und des Contraſtes läßt ſie die Vorſtellungen auf einander wirken und fördert dadurch ſowohl das Schaffen der höheren Einbildungskraft als die Proceſſe des Denkens, indem ſie dieſen Thätigkeitsweiſen der bewußten Seele den Stoff zu ihrer Arbeit in mannigfach wechſelnden Combinationen zuführt. So ſteigt der Witz ungerufen auf, und dem Redenden oder Schreibenden bieten ſich die Worte für ſeine Gedanken wie unwillkührlich dar. Gedächtniß und Phantaſie ſind alſo im Schlafen und Wachen weſentlich unbewußte Seelenthätigkeiten, aber ihre Aeußerungen gewinnen im Wachen eine andere Geſtalt, weil ſie hier unter die ordnende Herrſchaft des Bewußtſeins und unter die Controle der äußeren Sinneswerkzeuge geſtellt ſind.

Wenn demnach während des Wachens bei den inneren und äußeren Wahrnehmungen der Seele Bewußtes und Unbewußtes mannigfach gemiſcht wird, ſo erſcheint auch die willkührliche Bewegung als ein Vorgang, bei welchem der Wille keineswegs allein und mit vollem, klarem Bewußtſein die einzelnen Werkzeuge der Bewegung in Thätigkeit ſetzt. Wir glauben durch unſeren Willen geradezu einzelne Glieder zu bewegen; aber wir werden uns dabei keineswegs der Bewegungsorgane ſelbſt, d. h. der Muskel bewußt, welche die Lageveränderung der äußeren Glieder bewirken. So bewegen, beugen oder ſtrecken wir unſere Finger, ohne zu wiſſen, daß die Muskel, welche hiebei in Thätigkeit geſetzt werden, zum größten Theile nicht an der Hand, ſondern am Vorderarme liegen. Gäbe unſer Wille nicht blos den erſten Anſtoß zur Bewegung, ſondern verfolgte er auch die einzelnen Wege ihrer Ausführung, ſo müßten wir uns bewußt werden, daß wir die Bewegung der Finger durch Muskel bewirken, welche ſich am Vorderarm befeſtigen. Aehnlich verhält es ſich mit der Bewegung der Zunge, welche in der Sprache die mannigfaltigſten und feinſten Effekte durch eine große Zahl von dünnen, vielfach verwebten Muskelbündeln hervorbringt. Vom erſten Momente des Sprechens an werden wir uns nie bewußt, welche dieſer Bündel, und auf welche Weiſe wir dieſelben bewegen. Unſer Wille gibt nur den Anſtoß zur Bildung eines Lautes, eines Wortes und überläßt es anderen Organen unſeres Körpers, dieſen Anſtoß auf die einzelnen, zu bewegenden Muskelpartieen wirkſam zu übertragen.

Was der bewußte Wille vollführt, iſt alſo nur der Antrieb zur Bewegung irgend eines Theiles unſeres Körpers. Aber zwiſchen dieſem erſten Anſtoß und der beſonderen Ausführung des von oben kommenden Befehles durch die Muskel liegt in der Mitte noch ein höchſt wichtiger Vorgang, nämlich die Austheilung der einzelnen Momente des Befehles an die einzelnen, nothwendigen Muskelgruppen. Der Wille gleicht hiebei der Hand, welche die Taſten des Claviers in Bewegung ſetzt, aber die richtige Uebertragung dieſes Anſtoßes auf die Saiten dem Mechanismus des Inſtrumentes überläßt. So muß auch zwiſchen dem bewußten Willen und den einzelnen Muskeln ein Mechanismus gedacht werden, welcher wirkt, ohne daß wir uns des Vorganges ſelbſt anders, als in ſeinen Effekten, bewußt werden. Dieſe unbewußte Thätigkeit wird durch einzelne Partieen unſeres Nervenſyſtems, vorzüglich aber durch das Rückenmark vermittelt.

So iſt im Wachen des Menſchen weder die Wahrnehmung noch die willkührliche Bewegung frei von unbewußter Thätigkeit. Im Schlafen und Wachen iſt alſo gleicherweiſe Bewußtes und Unbewußtes gemiſcht; in beiden Zuſtänden kommt kein Vorgang des Seelenlebens zu Stande, ohne daß bewußte und unbewußte Seelenthätigkeiten zuſammenwirkten. Aber im Wachen iſt das Bewußtſein frei und klar, während es im Schlafen durch die Ruhe des ihm dienenden Organes, nämlich des Gehirns, gehemmt und mehr nach innen gekehrt wird; daher überwiegt dort die bewußte, hier die unbewußte Thätigkeit der Seele.

(Schluß auf S. 181.)

Digitized by Google

Joſef Garibaldi und die Frauen beider Hemiſphären.

Von **Hermann Reuchlin.**

Jedes Volk und jedes Zeitalter kennzeichnet ſich beſonders durch die Art, wie dieſelben das Verhältniß des Mannes zur Frau auffaſſen und geſtalten. So bliebe auch die Charakteriſtik eines Mannes unvollkommen, wenn durch ſie nicht auch dieſe weſentliche Seite ſeiner Lebensanſchauung hervorgehoben würde. Wir glauben daher einen Hauptzug im Charakter Garibaldi's zu beleuchten, indem wir dieſe Seite deſſelben eingehender behandeln, um ſo mehr, als auf ſein Innerſtes Frauen tief beſtimmenden Einfluß übten.

Zuerſt ſeine Mutter, die eine Nachkommin

Digitized by Google

jenes räthselhaften, abenteuerlichen Baron Theodor von Neuhof zu ſein ſcheint, welcher aus der niederrheiniſchen Grafſchaft Mark ſtammend, mit einer Freiſchaar auf dem gegen ſeine genueſiſchen Bedränger ringenden Corſika landete und im Jahre 1736 als König der Inſel gekrönt wurde. Daher erklären ſich wohl nicht bloß Garibaldi's nordiſch längliches Geſicht, ſeine röthlichen Haare, ſeine helleren Augen, ſondern vielleicht auch der romantiſche Zug, welcher durch ſein ganzes Weſen geht, und die Gabe oder doch der Glaube an Ahnungen, welche er mit Theoder gemein hat.

Joſef Garibaldi iſt den 4. Juli 1807 in Nizza geboren. —

Die Anſichten und Lehren ſeines Vaters gingen vor Allem darauf aus, dem Sohne Geldgewinn und ein behagliches Leben im Berufe des Prieſters oder des Advokaten als das einzige Ziel alles Lernens vorzuſtellen. Offenbar war Joſef kein gelehriger Schüler des Vaters. Dagegen bekennt er, daß ſeine Mutter tiefen Einfluß auf ihn übte. In den Denkwürdigkeiten, welche er vor etwa ſechs Jahren auf Caprera niederſchrieb und vor ſeinem Abgange nach Sicilien ſeinem Freunde Carrano einhändigte, ſagt Garibaldi: „Meine Mutter, ich behaupte es mit Stolz, konnte als Muſter der Mütter gelten und ich glaube damit Alles geſagt zu haben. Es wird mir eine der ſchwerſten Bekümmerniſſe bleiben, daß ich die letzten Tage meiner Mutter nicht zu glücklichen machen kann, nachdem ich ihr das Leben durch mein abenteuerliches Treiben ſo ſehr verbittert habe. Ihre Zärtlichkeit für mich war vielleicht übergroß; aber ſchulde ich das wenige Gute was in mir iſt nicht ihrer Liebe, ihrem engelgleichen Charakter? Iſt es nicht die Frömmigkeit meiner Mutter, iſt es nicht ihr wohlthätiges, liebevolles Weſen, ihr Mitleiden mit dem Unglücklichen, mit dem Leidenden, iſt dieſes Alles es nicht, dem ich die wenige Liebe zum Vaterlande verdanke, welche mir die Sympathie und die Zuneigung meiner guten, unglücklichen Mitbürger erwarb? Ja, ob ich gleich gewiß nicht abergläubiſch bin, — nicht ſelten auf den allerrauheſten Bahnen meines geräuſchvollen Lebens, wenn ich unverſehrt aus den größten Gefahren des Oceans, aus dem Hagel der Schlachtfelder hervorging, ſchaute ich meine liebevolle Mutter auf den Knieen, niedergebückt vor dem Angeſichte des Höchſten, im Gebet für das Leben deſſen, welchen ſie unter dem Herzen getragen, — und ich glaubte an die Wirkſamkeit des Gebetes."

Kaum iſt Garibaldi den Knabenjahren entwachſen, ſo beſchreibt er uns mit Begeiſterung die ſchöne Conſtanza; dieſe war aber das Schiff, mit welchem der junge Seemann erſtmals das Meer durchfurchen ſollte, und das Bild mit der gewölbten Bruſt, wovon daſſelbe den Namen führte. „Wie ſchön warſt du, Conſtanza," ſchreibt er als alter Seemann; „immer wird dein ſchöner Bau meiner Phantaſie eingeprägt bleiben! Wie graziös ſchaukelten ſich (come dondolavansi graziosamente) deine ſantreneſiſchen Schiffsleute, dieſer wahre Typus unſerer unerſchrockenen Ligurer! Mit welcher Luſt ſchlich ich mich auf den Balkon, um ihre Volkslieder, ihre harmoniſchen Chöre zu hören! Sie ſangen Liebe; Anderes lehrte man damals nicht; ſie machten mich weich, ſie machten mich trunken für eine an ſich unbedeutende Neigung, welche ich eben hegte. Sie würden mich damals eraltirt haben, hätten ſie vom Vaterlande, von Italien geſungen. Aber wer hätte ihnen damals geſagt, daß es ein Italien gebe? ein Vaterland, welches zu rächen, zu befreien ſei! Man wies uns nur wie heimathloſe Juden auf das Geld, als auf die Hälfte des Lebens hin. — Indeß rüſtete mir meine Mutter unter Thränen meinen Reiſebündel zu." —

Die erſte und noch mehrere Reiſen gingen nach Odeſſa. Auf einer derſelben ſah der Jüngling Rom. Einmal mußte er längere Zeit krank, mittellos in Conſtantinopel zurückbleiben. „In allen möglichen Nöthen," ſchreibt er, „habe ich mirwenig Kummer gemacht; auch begegnete ich immer Perſonen, welche mir Theilnahme für mein Loos bezeugten. Unter ihnen werde ich Frau Luigia Sauvaigo aus Nizza (in Conſtantinopel) nie vergeſſen, eines von den Geſchöpfen Gottes, welche mir ſtets den Glauben einflößten, das Weib ſei, was ſich die Männer auch denken mögen, — die vollkommenſte unter den Kreaturen. Als Mutter ein Muſter der Mütter machte ſie das Glück ihres trefflichen Gatten." — Während Garibaldi immer mehr kennen und ſchätzen lernte, was die Elite italieniſcher Damen, beſonders in der Lombardei, in Piemont und Toscana, für Hebung des Volkes und für Erweckung des nationalen Geiſtes bei Männern wie bei der Jugend that, ſo blieb er ſelbſt bei ſeiner Ueberzeugung, daß die Verziehung der meiſten Mädchen die Herzwurzel der geiſtigen und der politiſchen Unterjochung Italiens ſei.

In eine politiſche Verſchwörung verwickelt wurde er einige Tage von einer Genueſerin verborgen gehalten und trat nun im Februar 1834 mit ſeiner Flucht nach Frankreich ein noch wechſelvolleres Leben an. Er verſocht auf ſchwachem Kiel als Korſar die Sache der vom Kaiſerreich Braſilien abgefallenen Südprovinz Rio Grande, welche ſich als Republik unabhängig zu machen ſuchte. Wir glauben ihm gerne, daß er ein großmüthiger Korſar war. Der Tod umrang ihn nun in allen Geſtalten, im Sturm, in Meeresſtrömungen, im Geſchützfeuer und mit den Enterwaffen. Eine zwiſchen Schlund und Wirbelſäule ſteckengebliebene Kugel hielt ihn lange am Rand des Grabes. Kaum geneſen unterlag er der grauſamſten Tortur, ohne daß man damit ihm die Angabe der Gehilfen eines unglücklichen Fluchtverſuchs abzupreſſen vermocht hätte.

Ein ſeinem poetiſch angeregten Gemüthe entſprechendes Leben führte er als Anführer einiger Kanonirſchaluppen von Rio Grande. Die Tochter einer der erſten Familien derſelben, Manuela, welche dem Sohne des Präſidenten verlobt war, für welche Garibaldi eine ausſichtsloſe Neigung hegte, hob ſeine Stimmung in den Gefahren dieſes Lebens, welches mit dem der homeriſchen Helden viel Aehnlichkeit hat.

Digitized by Google

Dieſe Töchter der ſpaniſchen Eroberer, mit ihrem feurigen, kräftigen Naturell ließen in ihm nie den Gedanken aufkommen, daß ſie „das ſchwächere Geſchlecht“ ſeien. Glaubte er doch, daß ſelbſt die Farbigen hier etwas von ihrer Anmuth angenommen hätten, ob er ſie gleich „keines ſo göttlichen Kultus würdig fand“.

Mit Stolz erzählt er von dem Muth, von dem Geſchick vieler italieniſchen Landsleute, welche durch die Reaktion vertrieben, in der neuen Welt dem Namen Italiens Ehre machten. Auf einer Expedition der Meereskünſte entlang, wurde das Kanonenboot Garibaldi's von einem Orkan überfallen und ſcheiterte. Alle ſeine ſechs Landsleute, meiſt gute Schwimmer, ertranken; er fand ſich beinahe allein unter Negern am Strande; es war ihm als wäre für ihn die Freundſchaft im Ocean verſenkt, die Welt erſchien ihm als eine Wüſte. „Ich bedurfte jetzt und zwar alsbald eines Weſens das ich liebte,“ ſchreibt er, „eines Weibes, welches als tröſtender Engel mir in den Bitterkeiten des Lebens zur Seite ſtünde. Ein Weib wird, insbeſondere von einem Unglücklichen, wenn es von ganzem Herzen geſchieht, nicht umſonſt angefleht.“ Kurz, von Bord des Kriegsſchiffes Itaparika aus ſah er eine Jungfrau ſpaniſcher Abſtammung am Ufer ſtehen; er rudert an's Land, tritt in ein nahes Haus, findet ſie dort und bittet um ihre Hand. Dieſe war nicht mehr ganz frei, allein ſeine Perſönlichkeit ſiegt ohne langen Widerſtand, ſie folgt ihm als ſeine Frau an Bord. Sie war von Stund an auch ſeine tapfere Waffengefährtin in den tauſend Gefahren des Seekriegs und des Reiterkriegs.

Garibaldi mochte damals 32 Jahre alt ſein; ſein ritterlich kühnes Naturell entwickelte ſich im Wetteifer mit dem ſeiner jungen Frau. — Als aber zehn Jahre ſpäter nach der heldenmüthigen Vertheidigung Roms und nach dem verzweifelt kühnen Marſche mitten durch feindliche Schaaren gegen Venedig Anita an Erſchöpfung bei Ravenna ſtarb und Garibaldi, welcher ihren Leichnam unbeerdigt zurücklaſſen mußte, nur durch die Todesverachtung einer Kette von Männern und Frauen als Volksheld quer durch Italien, bis Spezia gerettet wurde, fühlte er ſich durch Gewiſſensbiſſe gequält, weil er in Amerika ſolch ein Weib einem Anderen, welcher ein früheres Recht auf ſie gehabt habe, entführt hatte.

Den 16. September 1840 wurde ihm der erſte Sohn Menotti geboren, welcher eine Narbe auf der Stirne als Andenken eines Sturzes vom Pferde mit auf die Welt brachte. Nur in der letzten Zeit war die Mutter auf einem Hofe, nach dem flüchtigen Beſitzer St. Simon genannt, etwas abſeits der Schlachtfelder geblieben. Ein Mann, welcher alle die Gefahren beſtanden hätte, welche Anita nur in dieſem Jahre überwand, würde mit Recht als kühner Reitersmann bewundert.

Garibaldi erzählt ſelbſt über dieſe Zeit, wie die Sachen der kleinen Republik bereits ſchlimmer und ſchlimmer gingen, und überall bitterer Mangel herrſchte: „In Wahrheit, ich war nicht im Stande meine liebe Wöchnerin auch nur mit einem Halstüchlein zu beſchenken. Man rieth mir, um meinen Lieben auch nur einige Leinwand zu verſchaffen, ſollte ich eine Reiſe nach Settembrina wagen, wo mir einige Freunde gewiß dazu verhelfen würden. Ich machte mich alſo auf, durch die überſchwemmten Flächen dieſes Alluviallandes; ganze Tage ritt ich fort, während das Waſſer dem Pferde beſtändig bis an den Bauch reichte. Ich kam nach Roſſavella, einem guten Winteraufenthalt für ein großes Geſtüte; der Vorſteher, Hauptmann Maſſimo von den freiwilligen Lanciers, nahm mich als rechtſchaffener Kamerade gut auf. Ich war am Abende bei einem ſtarken Regen angekommen; da am andern Morgen das Unwetter ſchlimmer war, verſuchte der gute Hauptmann mich auf jede Weiſe zum Bleiben zu bewegen. Aber der Gegenſtand meiner Reiſe drängte mich zu ſehr und ich wagte mich, trotz aller Warnungen des Freundes, in Steppen welche einem Meere glichen.“

„In der Entfernung von einigen Meilen (à 30 Minuten) hörte ich Gewehrfeuer von der Richtung her, woher ich eben kam; ich faßte Verdacht, konnte aber nichts anderes thun, als meinen Weg weiter fortſetzen. So kam ich in Settembrina an, kaufte mir einige Stückchen Leinwand und machte mich auf den Rückweg nach St. Simon. Als ich wieder nach Roſſavella kam, ſah ich die Urſache des Gewehrfeuers vor mir. Hauptmann Maſſimo war von den feindlichen Parteigänger Moringne, welcher mit ſeinen deutſchen Söldnern, Infanteriſten, auf Nachen herbeigekommen war, überfallen und mit beinahe allen ſeinen Leuten getödtet worden. Die beſſeren Pferde waren zu Schiffe weiter gebracht, die geringeren niedergeſtochen.“ — Durch daſſelbe Streifcorps waren auch andere kleine Poſten der Republikaner überfallen oder alarmirt. Anita fand der nach St. Simon zurückkehrende Garibaldi nicht, der Hof war verlaſſen; in einem nahen Walde traf er ſie mit dem Kinde, welches ſie am zwölften Tage nach der Geburt vor ſich auf den Sattel geſetzt und geflüchtet hatte.

Wenige Monate ſpäter mußte das geſchlagene republikaniſche Kriegsvolk mehrere Tage bei rauhem Regenwetter durch einen Urwald, wo die anwohnenden Indianer zum Feinde hielten, hungernd ſich zurückziehen. Die andern Kinder beim Zuge mußten zurückgelaſſen werden; Garibaldi band ſich ſein Kind mit einem Tuche unter dem Kinn feſt, daß es durch ſeinen Hauch erwärmt wurde. — So wenig die Entbehrungen ihn für ſeine Perſon drückten, ſo glaubte er ſeiner kleinen Familie ein ſo hartes Loos nicht in die Länge zumuthen zu dürfen. Es bemächtigte ſich ſeiner jetzt auch eine Sehnſucht nach Nachrichten aus Italien, von ſeiner Mutter, welche ſtets ſeinem Herzen nahe geblieben war. So nahm er denn ſeinen Abſchied von der dahinſinkenden kleinen Republik und begab ſich nach der ungleich civiliſirteren republikaniſchen Handelsſtadt Montevideo. Er hatte mit dem Abſchiede als Belohnung einige hundert Ochſen auf den Weg bekommen; die meiſten ſtarben aber auf dem Marſche oder wurden ſie ihm bei den

Digitized by Google

Flußübergängen gestohlen, ſo daß er kaum einige hundert Thaler aus den erübrigten Fellen erlöſen und damit eine einfache Haushaltung gründen konnte.

So lebte er denn in Montevideo einige Jahre, indem er als Lehrer der Mathematik und als Makler ſein kargeſ, aber ehrliches Brod verdiente, bis die Stadt mit ihrer Handelsrivalin Buenos Ayres und deren Dtrannen Roſas in Krieg verwickelt wurde. Während der Belagerung Montevideo's von der Landſeite, welche der von Troja an Dauer nahe kam, führte Garibaldi bald die republikaniſche Flotille die Rieſenſtröme hinauf, weit in's Innere der Laplataſtaaten, bald ſtand er an der Spitze eines Freicorps von 700 Italienern, welche Montevideo vertheidigen halfen. Sein Stolz war, daß durch ſie der italieniſche Name in Südamerika zu Ehren gebracht wurde. Trotz ſeines Widerſtrebens wurde er zum General ernannt, ja er war einige Zeit Commandant der reichen Handelsſtadt. Dennoch begnügte er ſich mit ſeiner Soldatenration, welche Anita für die Familie beſtens zu verwerthen wußte. Ein benachbarter Kaufmann theilte dem Präſidenten mit, man ſehe in Garibaldi's Wohnung Abends nie Licht. Der Präſident nahm davon Veranlaſſung, eines Abends ſeinen Adjutanten an Garibaldi zu ſchicken, um für ſeine Mitwirkung bei einem ſiegreichen Gefechte ihm zu danken und ihm 500 Francs zu überbringen. Als Garibaldi, in der Finſterniß ſitzend, fremde unſichere Tritte vernahm, hieß er Anita Licht anzünden, worauf ſie ihn lachend wegen Prahlerei zurecht wies, da er wohl wiſſe, daß ſie weder Licht noch Geld hätten, welches zu kaufen. Garibaldi erwiederte dann, es ſei auch ganz unnöthig, da man ſich mit einem Bekannten, auch ohne ihn zu ſehen, unterhalten könne. Von der unverhofften Summe legte er die eine Hälfte in Anita's Hände, die andere vertheilte er unter Wittwen und Waiſen der Legion.

Dafür war denn auch ein großer Wetteifer der Dankbarkeit unter den Kaufleuten in Montevideo, als Garibaldi im April 1848 mit 54 Waffengenoſſen nach ſeinem Vaterlande abging, in der Hoffnung, unter der Führung Pius IX. die öſtreichiſche Fremdherrſchaft zu brechen. Sie wurden durch freiwillige Beiträge überzeſchifft. In Nizza umarmte er ſeine Mutter, ſeine auf einem anderen Schiffe vor ihm angelangte Frau und drei Kinder und eilte dann unter die Fahne Karl Alberts. Auch als dieſer unterlegen war, verſuchte Garibaldi den Kampf als Volkskrieg mit dem Muthe der Verzweiflung fortzuführen. Aber es waren hier keine amerikaniſchen Urzuſtände; im Auguſt 1848 ſank die rothweißgrüne Nationalfahne am Lago maggiore, im Juni 1849 von den Mauern Roms, dort vor dem öſtreichiſchen, hier vor dem franzöſiſchen Adler.

Garibaldi, welchen nicht einmal das beſiegte Piemont öffentlich zu ſchützen vermochte, dem die Oeſtreicher und die Franzoſen als Revolutionär auf der Fährte folgten, geächtet und verbannt, ließ ſeine Frau in italieniſcher Erde begraben, ſeine Kinder in den Händen von Freunden zurück und verbarg ſich ein Jahr im Marokkaniſchen. Sobald er die Mittel erhielt, begab er ſich nach dem Nordamerikaniſchen, von wo aus er als Schiffscapitän bis Canton in China fuhr, auf welcher Reiſe er zum erſtenmal von Gichtbeſchwerden hart heimgeſucht wurde. Um ſo mehr fühlte er das Bedürfniß eines eigenen Daches; daher kehrte er im Jahre 1854 in's Mittelmeer zurück und wurde durch zufällige Ereigniſſe beſtimmt, ſich auf dem Felſeninſelchen Caprera anzukaufen. Er nahm hieher ſeine Tochter und ſeinen älteſten Sohn zu ſich; ſie lebten unter Zelten, bis ein Wohnhaus in einfachem ſüdamerikaniſchem Styl gebaut war. Als ſein Handelskutter, mit welchem er Frachtfahrten machte, durch Selbſtentzündung des Kalks abgebrannt war, lebte er ganz dem Landbau, bis Cavour ihn zu Anfang des Jahres 1859 als General an die Spitze der Alpenjäger berief, eines 3300 Mann ſtarken Freikorps, mit welchem er bis Bareſe und Como im Rücken Giulay's vordringend, ſeinen europäiſchen Namen befeſtigte.

Er hatte es ſich gelobt, den Tod Anita's den Italienern nicht zu verzeihen, bis ſie die Herrſchaft Oeſtreichs abgeſchüttelt hätten. Als er im Spätſommer 1859 nach Ravenna kam, beſuchte er mit ſeiner Tochter das Grab Anita's unweit des herrlichen Pinienwaldes; Elpis Melena erzählt als Augenzeugin dieſe rührende Feier am Schluß ihrer verdeutſchten Denkwürdigkeiten Garibaldi's. Für Garibaldi hatte dieſelbe noch eine beſondere Bedeutung; er glaubte nach zehnjährigem Wittwerſtande eine zweite Anita gefunden zu haben.

Der einzige Augenzeuge des ſeltſamen Begegniſſes erzählt uns daſſelbe folgendermaßen: „Die letzten Tage des Mai 1859 hatten die Lage Garibaldi's in dem Hügellande zwiſchen dem von den öſtreichiſchen Kriegsdampfern beherrſchten Lago maggiore und dem Comerſee immer ſchwieriger gemacht; während das öſtreichiſche Heer noch auf dem rechten, piemonteſiſchen Ufer des Teſſin ſtand, rückte „der öſtreichiſche Garibaldi“ Feldmarſchalllieutnant Urban mit dreifacher Uebermacht gegen ihn vor; er drohte ſein Freicorps zu zerſprengen und, wie 1848, über die Schweizergrenze zu werfen. Garibaldi war in dieſen Tagen ungewöhnlich reizbar. — Es war am Nachmittage des erſten Juni; Urban lagerte auf der Südſeite von Bareſe, welches er für ſeinen Anſchluß an die italieniſche Sache hart, um Millionen, brandſchatzte; der größere Theil der Einwohner war auf den nördlich, kaum eine Meile davon liegenden herrlichen Wallfahrtsberg Monte de' fiori geflüchtet; zwiſchen dem Berge und der Stadt lagerten hungernd aber ſchlagfertig die Alpenjäger; Garibaldi ging nur von einem Offizier ſeines kleinen Generalſtabs begleitet, recognoscirend gegen die Stadt vor: „Ei, was für ſchöne Kundſchafter der Feind uns entgegenſchickt!“ rief der Offizier. Es war eine Kaleſche, worin eine junge Dame und ein Prieſter ſaßen, fürwahr eine ſehr hübſche, wenn auch etwas ſonnverbrannte junge Dame, die eine Hand verbunden, in Folge eines Sturzes mit dem Pferde. Sie ſtieg

Digitized by Google

aus, ſprach insgeheim mit dem General; auch er ſtieg jetzt vom Pferde und trat mit ihr in die nahe Oſterie, wo er einen Brief ſchrieb. Er übergab ihr denſelben mit den Worten: „Sagen Sie den Comaskern — denn auch dieſe waren in großer Noth und Angſt vor der Rückkehr Urbans — ſie ſollen nur bis morgen Widerſtand leiſten, die Berge und Camerlata beſetzt halten; morgen Abend werde ich mit den Alpenjägern in Como ſein.“ Und damit fuhr das phantaſtiſche Fräulein wieder ab.

Es iſt bekannt und es gab Leute, welche es mit Jubel verbreiteten, daß Garibaldi, ſchon vor Schließung dieſer Ehe gewarnt, unmittelbar nachher ſich überzeugen mußte, wie ſehr er ſich getäuſcht hatte. Je höher er die Frauen und mit Recht insbeſondere die lombardiſchen hielt, deſto bitterer mußte dieſe Wunde ihn brennen. Es war, als ob ein Gift in ſeine Adern geworfen, ſeine Ruhe verzehrte. Halb widerwillig ließ er ſich nach geſchloſſenem Frieden durch Viktor Emmanuel, welchem er als einem derben Kriegsmanne mehr Vertrauen ſchenkt als allen ſeinen Staatsmännern, noch bewegen, auf einen großen Freiſchaareneinfall in den eigentlichen Kirchenſtaat zu verzichten. Sobald er ſich aber überzeugt hatte, daß ſeine Vaterſtadt Nizza unwiderruflich Frankreich verfallen ſei, trat er aus dem Parlamente und ging zu ſeinen Schiffen.

In dieſer Stimmung, um ſeinen Herzensgroll an einem großen Gegenſtande auszulaſſen, ſtürzte er ſich in den Krater der ſicilianiſchen Expedition, welche mit den kühnſten Normannenfahrten wetteifert. Eine dämoniſche Macht, griff er mit zerſchmetternder Wucht in unſere zahlenkluge Zeit ein; das böſe Gewiſſen ſeiner Gegner floh vor ihm, das hochaufgethürmte Verderben brach unter ſeinem Mannesſchritte zuſammen. Aber die Wirbel des Taumels drohten jetzt ihn ſelbſt zu erfaſſen und niederzuziehen; er ſah ſich in einen Schlamm von Schlechtigkeit geſchleudert, ſchlimmer, weit ſchlimmer als ihn Südamerika hegt. Neben einigen Freunden, welche in den Kämpfen um Montevideo, andere in den Kerkern von Spielberg geprüft worden waren, neben dieſen ſeinen Getreuen boten auch einige durch viele Opfer für ihr Vaterland erprobte Damen, unter ihnen eine in Deutſchland geborne, Garibaldi die Hand; ſo blieb er immer wieder ſeiner ſelbſt Herr, er blieb es ſelbſt, bis er dem in Neapel einziehenden Könige die Rechte zum Abſchiede reichte, um ihn nicht durch ſeine Gegenwart zu verdunkeln.

Sein Verhältniß zu den Frauen, die Gewalt, welche ſie auf die Bildung ſeines Charakters und Schickſals übten, die Macht, welche ſein Weſen auf ſie und zwar auf die beſten unter ihnen beſaß, beruht auf demſelben, Einen Grunde, aus welchem ſeine Thaten, ſein Ruhm und ſeine Irrthümer erwuchſen, darauf, daß er ein ganzer Mann und ein ächtes Kind des Volkes iſt.

Der Schlaf des Menſchen und der Thiere.

Ein Vortrag von **Dr. Otto Köſtlin.**

(Schluß von S. 176.)

Ich komme endlich noch zu der Beantwortung der Frage, ob im Schlaf einzelne Seelenthätigkeiten erhöht, vielleicht ſogar neue Thätigkeiten zur Aeußerung gebracht werden.

Man ſpricht ſehr häufig von vorbedeutenden Träumen. Wenn wirklich die Seele im Schlafe über die Entfernungen der Zeit und des Raumes hinausgriffe und daſjenige wahrnähme, was durch die gewöhnlichen Sinnesorgane nicht erreichbar iſt, ſo ſtünde der Schlaf hierin dem Wachen nicht gegenüber. Denn auch von Wachenden werden Viſionen berichtet, welche ihnen Entferntes und Zukünftiges verkündigen und im Allgemeinen als zweites Geſicht bezeichnet werden müſſen. Beide Erſcheinungen ſetzten voraus, daß der Menſch mit ſeiner näheren oder weiteren Umgebung nicht blos durch die Sinne verknüpft iſt, ſondern daß außerdem noch ein geheimnißvolleres Band beſteht, welches unmittelbar die Seelen berührt und vorzüglich Geiſter mit Geiſtern vereinigt. Es fehlt bis jetzt auf dem Felde der Beobachtung ganz an Mitteln, um das Vorhandenſein oder Nichtvorhandenſein dieſes Bandes zu beweiſen. Auf dem Standpunkte der Erfahrungswiſſenſchaften läßt ſich alſo eine ſolche unkörperliche Verknüpfung der Dinge weder beweiſen noch widerlegen; es kann von ihr überhaupt empiriſch noch nichts Weiteres ausgeſagt werden.

Sicherer und beſſer beobachtet ſind gewiſſe Schlafformen, welche ſich durch Steigerung einzelner Seelenthätigkeiten auszeichnen. Man kann ſie im Allgemeinen unter dem Begriff des Somnambulismus zuſammenfaſſen.

Lebhafte Träume geben, beſonders bei reizbaren Menſchen, nicht ſelten den Anſtoß zu äußeren Bewegungen, zu Rufen, Sprechen, Aufſtehen aus dem Bette. Dieſe Erſcheinungen gehören noch in das Gebiet des Gewöhnlichen; aber ſie bilden ſchon den Anfang zu den zuſammengeſetzteren Zuſtänden des eigentlichen Schlafwandelns. Hier ſind die Bewegungen längere Zeit dauernd, allgemeiner und geord-

Digitized by Google

neter. Der Schlafwandelnde geht, arbeitet, wie er es im Wachen gewöhnt war, oder er führt Bewegungen von ungewöhnlicher Art und an ungewöhnlichen Orten aus. Sicher wird er hiebei von Traumvorstellungen getrieben, sei es daß diese die Erfahrungen des alltäglichen Lebens wiederholen, sei es daß sie neue phantastische Combinationen darstellen. Auch hier ist es eine erhöhte Lebhaftigkeit der Traumbilder oder eine gesteigerte Reizbarkeit des Nervensystems, was die Bewegungsorgane zu einer Thätigkeit antreibt, welche weit über das Maaß der gewöhnlichen Schlafzustände hinausgeht. Die Sicherheit dieser Bewegungen erklärt sich theils aus dem inneren Mechanismus der Bewegungen, von welchem vorhin die Rede war, theils aus einer Thätigkeit der Sinnesorgane, welche von der gewöhnlichen Ruhe dieser Organe im Schlafe sehr abweicht. Tastsinn und Gehör empfinden beim Schlafwandler sehr fein, und geben ihm Kunde von seiner Umgebung, von dem Orte welchem er sich nähert, von der Stelle, auf welche er tritt. Dazu kommt in einzelnen Fällen auch noch die Thätigkeit des Gesichtssinnes, obwohl das Auge meist nur unvollkommen geöffnet ist.

Auf einer höheren Stufe des Somnambulismus sind es nicht einfache Traumbilder, welche den Schlafenden zu äußeren Bewegungen antreiben; sondern eine bedeutende Steigerung der inneren Gefühle bringt hier die wunderbarsten Effekte hervor. Die Phantasie, welche schon in den gewöhnlichen Träumen die wechselnden Gestalten bildet, erreicht hier eine ungewöhnliche Lebendigkeit und Vielseitigkeit; Combinationen von Vorstellungen und Gedanken wechseln in rascher Folge mit einander ab. Die inneren Vorgänge werden nicht nur durch gewöhnliche äußere Bewegungen, sondern vorzüglich auch durch eine gewandte Sprache ausgedrückt. Von den Sinnesorganen erreicht das Gehör eine bedeutende Schärfe; aber auch Tastsinn und Gesicht sind in vielen Fällen thätig. Dieser höhere Somnambulismus äußert sich in zwei Formen, als Ekstase und als Hellsehen.

Als am Ende des siebzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die protestantischen Bewohner der Sevennen durch die Dragoner Ludwig's des Vierzehnten auf's Gräulichste verfolgt, aus ihren Wohnsitzen getrieben und in großer Zahl getödtet wurden, da erhoben sich unter dem Volk zahlreiche Propheten, welche von Dorf zu Dorf zogen, und überall Buße und Festhalten am protestantischen Glauben predigten. Diese Propheten fanden sich unter allen Altersklassen und Geschlechtern. Sie redeten aber nicht im wachen Zustande, sondern in Ekstase. Diese trat auf mit Convulsionen, mit Niederstürzen und Erschütterungen des ganzen Körpers, und nun begann die Bußpredigt in gebildeter, rein französischer Sprache, welche von dem provençalischen Dialekte der Camisard's bedeutend abwich. Allmählig erwachten die Prediger aus diesem ekstatischen Zustande ohne Erinnerung an das Vorgegangene. Das körperliche Befinden litt unter diesen Zufällen nicht noth; denn gerade die kräftigsten Heerführer der Camisard's, wie der jugendliche Cavalier, waren ihre eifrigsten Propheten. Aehnliche Zustände haben sich an anderen Orten zu verschiedenen Zeiten wiederholt; dahin gehören aus der neueren Zeit die Kästars in Schweden und die Revivals in Irland. Es war theils große, allgemeine Noth, theils tiefe religiöse Erregung, was diese Ekstasen hervorrief und nach Art der Epidemien, durch Ansteckung über eine größere Zahl von Personen sich ausbreiten ließ.

Wenn diese Verzückung beide Geschlechter, und besonders auch das männliche ergreift, so wird das Hellsehen überwiegend beim weiblichen Geschlechte beobachtet.

Man hat den Hellsehenden, seit man anfing sich mit ihnen näher zu beschäftigen, Gaben zugeschrieben, welche über das gewöhnliche Maaß der geistigen und leiblichen Fähigkeiten des Menschen weit hinausgehen. Sie sollten mit ihren Sinnen nicht blos das Umgebende wahrnehmen, sondern auch auf größere Entfernungen sehen, hören und fühlen; sie sollten fremde Körperzustände, fremde Gedanken durchschauen; endlich sollten ihre Sinnesthätigkeiten nicht an besondere Organe gebunden, sondern die Sinne von einer Stelle des Körpers zur andern versetzbar sein, so daß z. B. die Herzgrube als der Ort des Sehens diente.

Alle diese Angaben leiden an innerer Unwahrscheinlichkeit, und es fehlt ihnen zugleich die Stütze der sicheren Beobachtung. Seit dem Jahre 1837 ist in Paris ein Preis von 3000 Fr. für diejenige Hellsehende ausgesetzt, welche an sich die Versetzung der Sinne unzweifelhaft nachweisen würde; es hat sich indeß noch keine gefunden, die den Preis wirklich verdient hätte. Das Wunderbare der Erscheinungen erklärt sich theils aus einem natürlichen, jeder Hellsehenden eigenen Hang zur Täuschung, theils aus der Steigerung gewisser Thätigkeiten, welche den hellsehenden Schlaf auszeichnet. Der Gehörsinn stellt unter allen Sinnen schon im gewöhnlichen Schlaf seine Thätigkeit zuletzt ein; aber im Hellsehen erreicht er eine ungewöhnliche Schärfe. Ebenso nimmt der Tastsinn an Feinheit zu, und das Gesicht ruht nicht immer, wie man gewöhnlich glaubt, sondern ist öfters, selbst bei wenig geöffneten Augen, scharf und thätig. So wird es den Hellsehenden leicht, Geräusche schon aus der Ferne zu unterscheiden, mit den tastenden Fingerspitzen die Oberfläche der Gegenstände scharf zu untersuchen und mit Hilfe des Auges zu lesen, zu schreiben, während scheinbar das geschlossene Auge keine Gesichtseindrücke zuläßt. Dazu kommt eine bedeutende Erhöhung des Gemeingefühls. Die Zustände der inneren Organe, welche sonst gar nicht oder nur höchst undeutlich empfunden werden, bringen hier im Bewußtsein bestimmte, wenn auch nicht ganz klare Eindrücke hervor. Die Hellsehende fühlt daher deutlicher ihre eigenen inneren Zustände, und versetzt sich eben damit auch leichter in die Zustände anderer Personen, welche für Beschwerden oder Krankheiten von ihr Rath und Hilfe verlangen. Nimmt man dazu noch die gesteigerte Fähigkeit des Ausdruckes der Gedanken durch Worte, welche die Hellsehenden mit

Digitized by Google

den Extatischen theilen, so erklären sich die Erzählungen von wunderbaren Erkenntnissen, Reden und Thaten der Hellsehenden auf natürliche Weise.

Die höheren Formen des Somnambulismus erregten die allgemeine Aufmerksamkeit noch in besonderem Maaße, als es gelang, den somnambulen oder hellsehenden Schlaf auf künstliche Weise hervorzurufen. Die Entdeckung des künstlichen Somnambulismus gelang dem Marquis von Puységur im Jahre 1785.

Dieser Entdeckung war seit 1775 die Verkündigung des thierischen Magnetismus durch Mesmer vorhergegangen. Nach Mesmer's Theorie wäre das ganze Universum von dem sogenannten magnetischen Fluidum durchdrungen. Wie man bis auf die neueste Zeit die Erscheinungen des mineralischen Magnetismus und der Elektricität aus einem Fluidum erklärte, welches von einem Körper auf den andern überströmen und diesem die magnetischen und elektrischen Eigenschaften mittheilen sollte, wie man früher den Erscheinungen des Lichtes und der Wärme ein eigenes Fluidum unterlegt hatte, so dachte sich Mesmer die Naturreiche und besonders die ganze Menschenwelt von einem Fluidum durchdrungen, welches eine Verbindung besonderer Art herstellen, und die Erscheinungen des thierischen Magnetismus bedingen sollte. Dieses Fluidum hafte an Menschen, wie an leblosen Körpern, und es bewirke, auf den Menschen übertragen, Krämpfe, Somnambulismus, Heilung von Krankheiten, besonders von Leiden des Nervensystemes. Mit ihm sollten überdieß von dem einen Menschen auf den andern sowohl Vorstellungen als Willensantriebe übertragen werden; der Magnetiseur glaubte die Phantasie, die Gedanken und den Willen der Person leiten zu können, welche mit ihm in magnetischen Rapport gesetzt war. Mesmer ließ dieses Fluidum wirken, indem er andere Menschen mit der Hand berührte oder strich. Er benützte zur Uebertragung auch Metallstäbe, und endlich lud er mit magnetischem Fluidum sein seltsam zusammengesetztes Baquet, um auf eine größere Zahl von Individuen zugleich einwirken zu können. Der Kreis, welcher sich um diese hölzerne Tonne vereinigte und mit ihr durch Metallstäbe verbunden war, versiel allmählig in Krämpfe, Schlaf, Verzückungen, in die sogenannten Krisen, durch welche mancherlei Krankheiten geheilt werden sollten. Ganze Schiffe wurden von ihren Kapitänen magnetisirt und dienten während längerer Ueberfahrten als unerschöpfliche Quellen des heilenden Fluidums.

Puységur war der erste, der den magnetischen Schlaf durch Streichen oder andere Manipulationen systematisch hervorrief. Er brachte dadurch alle jene wunderbaren Erscheinungen hervor, welche den Schlaf der Hellsehenden auszeichnen, und es schien jetzt kein Zweifel mehr zu sein, daß der thierische Magnetismus den Blick der Seele in zeitliche und räumliche Fernen, in die Gefäße und Gedanken Anderer öffne, daß er den eigenen Willen fremdem Willen unterwerfe, daß er endlich die Versetzung der Sinne bewirke. Neuere Untersuchungen haben indeß auch für den künstlichen Somnambulismus zu einer sehr einfachen Erklärung geführt.

Schon im Jahre 1841 hatte der englische Arzt Braid nachgewiesen, daß viele Personen in somnambülen Schlaf verfallen, wenn sie einige Zeit hindurch einen Gegenstand fixiren, der sich in geringer Entfernung vom Auge befindet. Man beachtete diese Mittheilung im Anfange wenig. Aber als in neuerer Zeit die Anwendung des Chloroforms bei chirurgischen Operationen wiederholt Todesfälle herbeigeführt hatte, suchte man nach neuen Mitteln, um den Menschen in einen Zustand zu versetzen, in welchem er schmerzlos, aber ohne Lebensgefahr operirt werden könnte. Die Versuche Braid's wurden in Frankreich vielfach wiederholt, und wenn sie auch nicht zur Begründung einer das Chloroformiren ersetzenden Methode führten, so gewährte doch dieser künstliche Schlaf, der sog. Hypnotismus einen tiefen Blick in die Natur des magnetischen Schlafes, des künstlichen Somnambulismus.

Um den hypnotischen Zustand herbeizuführen, genügt es, den Blick auf irgend einen Punkt zu fixiren, und es ist durchaus nicht nöthig, daß dieser ein glänzender Gegenstand sei. Nach einiger Zeit tritt ein Schlaf ein, welcher dem hellsehenden Schlafe völlig gleicht, bisweilen folgen aber auch Krämpfe, ähnlich den magnetischen Krisen. Wie das Hellsehen und der magnetische Schlaf, so erscheint auch der Hypnotismus fast nur bei sehr sensiblen Personen des weiblichen Geschlechtes. Er bringt, ähnlich dem magnetischen Schlafe, Erleichterung für manche Beschwerden des Nervensystems.

Das Fixiren eines Gegenstandes durch die Augen genügt, um den Hypnotismus hervorzurufen, und sicher kommt der künstliche Somnambulismus auf dieselbe Weise zu Stande, nämlich durch Fixiren des Magnetiseurs, des Baquets oder irgend eines anderen, magnetisirten Körpers. Der magnetische Schlaf bedarf also zu seiner Entstehung nicht des Einströmens eines räthselhaften, von außen kommenden Fluidums; sondern er beruht auf Veränderungen des Nervensystemes selbst, welche durch eine bestimmte Thätigkeitsweise des Sehorgans bewirkt werden. Hiemit fällt alles Wunderbare weg, und der magnetische Schlaf tritt in Eine Reihe mit jenen Schlafformen, welche die Zauberer verschiedener Völker durch Festhalten des Blickes auf einem bestimmten Punkt hervorzurufen pflegten. So verfahren jetzt noch die Zauberer in Nordafrika und Aegypten; so versetzen sich die indischen Fakir in einen extatischen Zustand, indem sie längere Zeit ihre eigene Nasenspitze fixiren.

Die Versenkung in den somnambulen Schlaf geht hier von dem Auge aus, welches auch im gewöhnlichen Schlafe zuerst in Ruhe versinkt. Sie wird eingeleitet durch die längere Dauer eines und desselben Gesichtseindruckes. Dieß erinnert an das bekannte und oft angewendete Einschläfern durch monotone Eindrücke auf das Bewußtsein, so durch monotonen Gesang, durch Streicheln oder Wiegen,

Digitized by Google

durch willkührlich hervorgerufene, monotone Vorstellungen von Bildern oder Zahlen.

Faßt man diese höhern Formen des somnambulen Schlafes, die Ekstase, das Hellsehen und den verwandten Hypnotismus gemeinsam in's Auge, so erscheinen sie alle nicht als Formen des gesunden Schlafes. Sie haben ihren Grund in einer krankhaften Reizung des Gehirns und überhaupt der Mittelpunkte des Nervensystems. Sie nehmen also ihren Ausgangspunkt von demselben Organe wie der gesunde Schlaf; aber je schärfer sie hervortreten, desto mehr entwickelt sich ihr krankhafter Charakter, und in vielen Fällen sind sie durch unmerkliche Uebergänge mit den eigentlichen Geisteskrankheiten verbunden. Daher ist es durchaus unstatthaft, diese Zustände auf künstliche Weise hervorzurufen oder zu befördern; sie müssen vielmehr, wenn sie von selbst entstehen, möglichst bald gehoben werden.

So führt denn auch diese Untersuchung zu dem Schlusse, daß der tiefe, regelmäßig eintretende Schlaf, welcher den Menschen vor allen Thieren auszeichnet, als der allein gesunde betrachtet werden muß. Dieser allein bringt dem Nervensystem an jedem Tag neue Ruhe und Erholung und stärkt das Gehirn immer auf's Neue zum Dienste der höheren menschlichen Seelenthätigkeiten.

Die Telegraphie in alter und neuer Zeit.

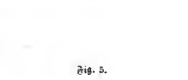
Von **Ph. Huber.**

(Fortsetzung von S. 44.)

Galvani, ein Italiener, machte im Jahr 1790 die Entdeckung, daß — für seine medizinischen Vorlesungen präparirte — Froschschenkel in eigenthümliche Zuckungen geriethen, wenn sie einerseits mit Kupfer, andererseits mit Eisen oder Zink in Berührung standen, sobald diese Metalle unter sich selbst in Verbindung gesetzt wurden. Er selber, sowie noch mehr sein Landsmann Volta, der der Sache weiter nachforschte, schrieb diese Erregung einer elektrischen Thätigkeit zu. Der Letztere entdeckte namentlich, daß sobald zwei Körper, insbesondere Metalle, durch einen feuchten Leiter von einander getrennt, andererseits aber durch einen Metall- also leitenden Draht miteinander verbunden sind, eine beständige Elektricitätserregung und fortwährende Vertheilung, d. i. ein andauerndes Ueberströmen der Elektricitäten von einem Metall zum andern stattfindet. Bei der Berührung beider Metalle mit dem feuchten Leiter tritt nämlich der Umstand ein, daß das Ende des einen Metalls positiv und das zunächst befindliche Ende des andern negativ elektrisch wird. Verbindet man dann diese beiden Enden durch einen guten Leiter, d. i. durch einen Metalldraht, so findet eine beständige Ausgleichung der immer wieder auf's neue erregten Elektricitäten statt.

Fig. 5 zeigt ein sogen. einfaches Voltasches Element. K ist eine Kupferplatte, Z eine Zinkplatte und A ein feuchter Leiter, z. B. eine in Salzwasser oder durch Schwefelsäure angesäuertem Wasser getränkte Pappscheibe. Das hervorragende Ende der Kupferplatte wird hiebei positiv (+) und das zunächst befindliche Ende der Zinkplatte negativ (—) elektrisch. Verbindet man die beiden Metalle durch den Kupferdraht B, so findet die elektrische Vertheilung in der Art statt, daß in der Richtung des

Fig. 5.



Pfeiles vom Kupfer zum Zink die positive Elektricität überströmt und dann vom andern Ende des Zinkes durch den feuchten Leiter hindurch zum Kupfer zurückkehrt. Ebenso aber strömt auch in umgekehrter Richtung vom Zinkende durch den Draht B nach dem Kupfer die negative Elektricität und geht durch den feuchten Leiter zu dem Zinke zurück. Man nennt dies die elektrische Strömung, da, wie schon bemerkt wurde, hier die Erzeugung und Ausgleichung der beiden Elektricitäten fortwährend stattfindet, wenn die beiden Metalle an ihren Enden in leitender Verbindung stehen.

In der Folge werden wir sehr oft in den Fall kommen, von einem sogen. elektrischen oder galvanischen Strom zu sprechen. Hiebei ist man aber allgemein überein gekommen, nur den positiven Strom darunter zu verstehen und sagt also: Vom Kupferende oder dem sogen. positiven (+) Pol geht der elektrische Strom durch den geschlossenen Draht an das hervorragende Zinkende, den negativen (—) Pol, und dann vom andern Ende des Zinks durch den feuchten Leiter zurück an das Kupfer.

Eine solche Verbindung nennt man auch eine galvanische oder Voltasche Kette. Die Kette selbst nennt man geschlossen oder offen, je nachdem

Digitized by Google

Insel Giulio

(Ortasee)

Stuttgart. Verlag v. Krais & Hoffmann

Fig. 6.

die beiden hervorragenden Metallende durch einen Draht verbunden sind oder nicht.

Um einen verstärkten elektrischen Strom zu erzeugen, d. h. einen solchen, dessen Wirkungen sehr kräftig sind, construirte Volta die nach ihm benannte Volta'sche Säule. Es ist diese so eingerichtet, daß wie Fig. 6 zeigt, eine größere Anzahl zusammengelötheter Zink- und Kupferplatten zwischen Glassäulen so aufeinander geschichtet ist, daß immer zwischen ein Plattenpaar eine, auf die oben genannte Weise getränkte Papp-, Filz- oder Tuchscheibe gelegt wird. Dabei wechseln die beiden Metalle so, daß wenn im obersten Paar das Zink oben zu liegen kommt, dies bei jedem folgenden Paare auch der Fall sein muß. Das obere Ende der Säule ist dann der Zink- oder — Pol und das untere Ende der Kupfer- oder + Pol. Verbindet man beide Pole durch Leitungsdrähte, so erhält man einen sehr kräftigen galvanischen Strom.

Gegenwärtig erzeugt man die Berührungs- oder galvanische Elektricität, um dabei eine beständige Elektricitätsquelle zu haben, meistens auf eine andere Weise, als durch die eben beschriebene Volta'sche Säule. Bringt man nämlich zwei verschiedene Metalle in eine leitende Flüssigkeit, z. B. in eine verdünnte Säure, so daß die beiden Metalle sich einander nahe stehen, aber einander nicht berühren, so wird das eine an seinem hervorragenden Ende positiv, das andere negativ elektrisch*). Nimmt man z. B. auf die Weise, wie Fig. 7 und 8 darstellen, wieder Kupfer und Zink, welche in einem mit verdünnter Schwefelsäure gefüllten Gefäße stehen, so bildet das obere Kupferende c wieder den positiven und das Zinkende z den negativen Pol. Werden solche durch einen Leitungsdraht, wie in Fig. 8, verbunden, so findet in demselben, nach der durch den Pfeil angedeuteten Richtung, in der Flüssigkeit selbst aber umgekehrt vom Zink zum Kupfer die elektrische Strömung statt.

Fig. 7.

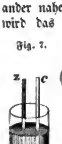
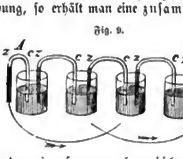


Fig. 8.

Eine solche Vorrichtung heißt ein galvanisches Element. Stellt man mehrere derartige einfache Elemente so zusammen, daß immer das Zinkende eines Gefäßes mit dem Kupferende des folgenden Gefäßes verbunden ist und bringt man dann die erste Kupferplatte bei A, Fig. 9 mit der letzten Zinkplatte bei B durch den Schließungsdraht in Verbindung, so erhält man eine zusammengesetzte

Fig. 9.



Kette oder eine sogen. galvanische Batterie. Und hiedurch wurde hauptsächlich das Mittel zu den in der neuesten Zeit so vielfachen und in ihren Resultaten staunenswerthen Anwendungen der Elektricität in der Industrie sowohl, als für den öffentlichen Verkehr, von dem hier namentlich die Rede sein soll, geboten.

Verweilen wir übrigens, ehe wir zur speziellen Anwendung der Wirkungen des galvanischen Stromes und insbesondere zum Endziele unserer Abhandlung übergehen, noch bei einzelnen Daten; das Verständniß derselben dient dazu, das Spätere, sowie überhaupt Manches, was dem verehrten Leser allenfalls sonst noch über elektrische Erzeugung und Wirkung vorkommen mag, besser einzusehen und zu begreifen.

Sowohl bei der Volta'schen Säule, als eben bei der galvanischen Batterie, wo von der Anwendung zweier verschiedener Metalle die Rede war, waren immer Zink und Kupfer als Elektricitätserreger genannt. Der Grund ist folgender: Allerdings könnte man auch zwei andere Metalle oder selbst noch andere Körper wählen, um einen elektrischen Strom zu erzeugen; allein entweder ist ihre elektrische Wirkung nicht kräftig genug, oder die Anschaffung und Unterhaltung der bezüglichen Apparate wäre zu kostspielig. Was den ersten Punkt betrifft, nämlich die Fähigkeit, durch Berührung mit einem feuchten oder flüssigen Leiter in einem hohen Grade elektrisch zu werden, so hat man nun gefunden, daß unter allen Metallen oder sonst hier anwendbaren Körpern Zink obenan steht. Zink wird unter allen diesen Körpern am stärksten elektrisch, besitzt, wie der Physiker sich ausdrückt, die stärkste elektromotorische, d. i. elektricitätserregende Kraft, oder ist der stärkste Elektromotor. Und zwar wird Zink in Berührung mit jedem andern Metall immer positiv und das letztere dann negativ elektrisch. Die bei der Berührung zur Thätigkeit gelangte elektromotorische Kraft bewirkt nämlich, daß die im gewöhnlichen Zustande der Körper ungetrennten, sich also so zu sagen aufhebenden beiderlei Elektricitäten vertheilt werden; die positive Elektricität sammelt sich dann in dem einen und die negative Elektricität in dem andern Metall.

Diesen Zustand nennt man den der elektrischen Spannung; es ist der gleiche, wie der früher erklärte, bei einer geladenen Leydner Flasche vorkommende.

*) Ueberhaupt, wenn zwei Körper miteinander in Berührung gebracht und dann getrennt werden, wird stets Elektricität erzeugt. So läßt sich dies z. B. mit zwei Metallplatten zeigen, die isolirte, gläserne Handgriffe haben. Bringt man sie in Berührung und trennt sie nachher, so ist die eine positiv, die andere negativ elektrisch.

Digitized by Google

Da ferner alle Metalle in Berührung mit Säuren, wenn sie einzeln eingetaucht werden, an ihren hervorragenden Enden negativ und die Flüssigkeit positiv elektrisch wird, und aber — wie bemerkt — Zink der stärkste Elektromotor ist, so wird in dem Fall, daß z. B. Zink und Kupfer zugleich eingetaucht werden, die vom Zink bewirkte elektrische Vertheilung, die vom Kupfer erstrebte übertreffen; es wird also Zink an seinem obern Ende negativ, die Flüssigkeit aber und damit auch das Kupfer positiv elektrisch werden. Darum auch bildet das obere Kupferende den positiven und das Zinkende den negativen Pol. Aus dem nämlichen Grunde ist aber auch nicht nur in dem genannten Falle, sondern wenn man statt Kupfer andere Metalle oder sonstige Körper anwendet, das hervorragende Zinkende immer der negative Pol.

Wie die Metalle ꝛc. nach dem Grade ihrer elektromotorischen Kraft aufeinander folgen, zeigt folgendes Schema:

Zink, Zinn, Blei, Eisen, Wismuth, Kupfer, Silber, Gold, Platina, Kohle.

Dieses Schema oder die sogen. elektrische Spannungsreihe sagt uns auch, daß jedes vorhergegangene Metall in Berührung mit einem der nachstehenden positiv, und das letztere dann negativ elektrisch wird; hingegen, wenn beide in eine Flüssigkeit eingetaucht werden, z. B. in verdünnte Schwefelsäure, so bildet das voranstehende Metall den negativen und jedes nachfolgende, in Verbindung mit jenem, den positiven Pol. Bei Anwendung von Zink und Kupfer ist also Zink der negative und Kupfer der positive Pol; bei Anwendung von Kupfer und Platina ꝛc. aber würde das Kupfer den negativen und Platina den positiven Pol bilden. Auch ist die Elektricitätserregung bei Anwendung von zwei Metallen ꝛc. um so kräftiger, je weiter sie in der Spannungsreihe von einander abstehen. Zink mit Platina oder mit Kohle gibt darum einen besser wirkenden Elektromotor, als Zink mit Kupfer. Nach den neuesten Forschungen kommt es hiebei aber auf die Wahl der Flüssigkeit an; doch sei hier nochmals bemerkt, daß bei den verschiedenen, sogleich zu beschreibenden galvanischen Batterien das bei allen angewendete Zink den negativen Pol der Batterie bildet.

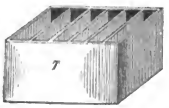
Die gewöhnlich angewendeten galvanischen Batterien, von denen wir oben sprachen, sind nun:

1) Die Wollaston'sche Zink-Kupferbatterie.

Fig. 10.

Diese besteht je aus einer umgebogenen Kupferplatte c, die eine Zinkplatte z einschließt. Sämmtliche Platten werden an einer Holzleiste mm aufgehängt und in einen mit verdünnter Schwefelsäure gefüllten Trog T, Fig. 11, eingetaucht. Von je einem Plattenpaare ist dann das Zink mit dem Kupfer des folgenden Paares durch einen Metallstreifen verbunden; von der ersten Kupferplatte links und der letzten Zinkplatte auf der rechten Seite aber gehen dann die Leitungsdrähte a und b aus. Das verwendete Zink wird auf seiner Oberfläche immer amalgamirt, d. h. mit Quecksilber überzogen, weil sonst die elektrische Wirkung bald aufhört.

Fig. 11.



Aehnlich ist der Oersted'sche Trogapparat.

2) Die Daniell'sche constante Batterie besteht aus einem Cylinder mm von Kupferblech, Fig. 12; ferner aus einem Cylinder nn aus poröser Thonerde und einem Zinkstreifen z, welcher sich innerhalb des Thoncylinders befindet. Beide Metalle stehen bei a und c mit den Leitungsdrähten in Verbindung. Der Thoncylinder wird mit verdünnter Schwefelsäure, der Kupfercylinder aber mit einer gesättigten Lösung von Kupfervitriol angefüllt.

Fig. 12.

3) Bei der Grove'schen Batterie wird Zink und Platina angewendet. Die meistens cylindrisch gebogene Zinkplatte steht in einem Glase, das mit verdünnter Schwefelsäure angefüllt ist. In dem nämlichen Glase befindet sich innerhalb der gebogenen Zinkplatte ein Cylinder oder auch ein Trog von Thon, der das Platinblech enthält. Der Thoncylinder wird mit concentrirter Salpetersäure gefüllt.

Fig. 13.

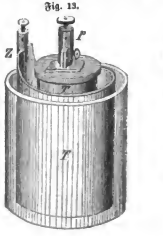


Fig. 14.

Fig. 13 und 14 zeigen die einzelnen Elemente. Z iſt die cylindriſch gekrümmte Zinkplatte, T iſt der Thoncylinder und Fig. 14 zeigt den Platinaſtreifen, der behufs einer großen Oberfläche eine beſondere Krümmung erhält.

Fig. 15.

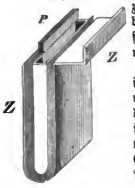
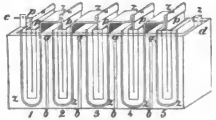


Fig. 15 und Fig. 16 — in letzterer zu einer Batterie verbunden — zeigen eine andere Anordnung. Hier befindet ſich das Platina P in thönernen Trögen und das Ganze in einem Holz- oder Porzellankaſten.

Fig. 16.



4) Die Bunſen'ſche Zink-Kohlenbatterie iſt ſo conſtruirt, daß ſtatt Kupfer oder Platina hohle Cylinder von Kohks angewendet werden. Die Kohkscylinder dd, Fig. 17, ſtehen in einem Glaſe a; in dem Kohkscylinder befindet ſich ein poröſer Thoncylinder cc mit dem Zinke. Das Glas wird mit conzentrirter Salpeterſäure, der das Zink enthaltende Thoncylinder mit verdünnter Schwefelſäure angefüllt. Auf die Kohlencylinder wird ein Metallring aufgeſetzt, von dem eine leitende Verbindung an das Zink Z des nächſten Elements geht.

Fig. 17.

Fig. 18 zeigt die Zuſammenſtellung von vier

Fig. 18.

Bunſen'ſchen Elementen zu einer Batterie. — Hiebei befolgt man oft auch die umgekehrte Anordnung, nämlich ſo, daß der Thoncylinder ein rundes oder viereckiges Kohkſtück enthält, während in dem mit Schwefelſäure angefüllten Glaſe ſich der Zinkcylinder befindet.

Bei jeder Batterie — ſei es eine Zink-Kupfer-, Zink-Platina- oder Zink-Kohlen-Batterie — wechſelt immer die Verbindung der einzelnen Elemente ſo, daß das Zink des einen Elements mit dem Kupfer (Platina, Kohle) des andern Elements durch Drähte, Metallſtreifen ꝛc. vermittelſt angebrachter Schrauben ꝛc. in Verbindung ſteht. Von dem + Pol des erſteren Elements zu dem — Pol des letzteren gehen dann die Verbindungs- oder Schließungsdrähte aus; und es geht dann immer der elektriſche (poſitive) Strom vom Kupfer (Platina, Kohle) zum Zink*).

Die Wirkungen einer ſolchen galvaniſchen Batterie, die Wochen und Monate lang ohne Unterbrechung im Gang ſein kann, ſind die nämlichen, wie ſie früher über die Reibungselektricität genannt wurden; nur finden ſolche hier meiſtens in noch höherem Grade ſtatt. Es ſind dies alſo: Sehr kräftige Licht- und Wärmeentwickelungen, phyſiologiſche, chemiſche und magnetiſche Wirkungen.

Als Beiſpiele der vorzüglichſten Wirkungen mögen angeführt werden:

Nähert man die beiden Polardrähte einander, ſo ſieht man einen kräftigen Funken überſpringen; weit ſtärker iſt aber die Lichtentwickelung noch, wenn man den einen Draht mit einer Feile verbindet und mit dem andern über die gerippte Fläche hingleitet. Verbindet man die beiden Drahtenden mit Kohlennamentlich Kohkſpitzen, ſo erhält man bei Anwendung von vielen Elementen bei gegenſeitiger Annäherung der Kohlenſpitzen ein ſolch blendendes Licht, daß es zum Theil geeignet iſt, das Tageslicht zu erſetzen. Es giebt dies die ſogen. elektriſche Sonne, vergl. Fig. 19, die man ſchon vielfach behufs beſchleunigter Bauten z. B. beim Bau der Rivoliſtraße in Paris, der Eiſenbahnbrücke über den Rhein bei Straßburg-Kehl ꝛc. zur Nachtzeit anwendete. — Werden die beiden Schließungsdrähte durch einen dünnen Eiſendraht verbunden, ſo verbrennt dieſer unter lebhaftem Funkenſprühen. — Wenn man zwiſchen die Enden der Schließungsdrähte leicht brennbare Gegenſtände bringt, ſo werden ſolche beim Ueberſpringen des Funkens entzündet. Hierauf gründet ſich die Sprengung

Fig. 19.

*) Man verbindet aber oft auch, behufs beſonderes zu erreichender Wirkungen alle Zinkplatten untereinander und ebenſo alle Kupfer-, (Platina-, Kohlen-) Platten unter ſich und erhält damit eigentlich nur ein einfaches, aber ſehr großes Element.

Digitized by Google

von Felsen unter Waſſer und das Entzünden von Minen mittelſt des elektriſchen Funkens.

Die phyſiologiſchen Wirkungen einer galvaniſchen Batterie, ſowie auch anderer die Elektricität erregenden Maſchinen, laſſen ſich insbeſondere kräftig zeigen, wenn man die Leitungsdrähte in metallene Handgriffe endigen läßt, die man mit den angefeuchteten Händen angreift. Wird dann durch eine beſondere Vorrichtung der Strom auf kurze Zeit mehrmals nach einander unterbrochen, ſo erhält man bei jeder Unterbrechung ſo heftige Erſchütterungen, daß bei kräftig wirkenden Maſchinen dieſelben nicht lange ausgehalten werden können.

Von den chemiſchen Wirkungen des galvaniſchen Stroms ſei hier zunächſt der Zerſetzung des Waſſers, als eines der glänzendſt gelöſten Probleme der neuern Wiſſenſchaft erwähnt. Leitet man auf die in Fig. 20 dargeſtellte Weiſe die in Platinbleche endigenden Leitungsdrähte in zwei cylindriſche Gläschen, die mit Waſſer gefüllt ſind (das der beſſern Leitung wegen etwas angeſäuert werden kann), und ſtellt die Gläschen nebeneinander, ſo ſieht man alsbald, wenn nur zwei bis drei galvaniſche Elemente angewendet werden, an den Platinblechen eine Menge Bläschen in die Höhe ſteigen. Nach kurzer Zeit iſt kein Waſſer mehr in den Gläschen, ſondern in jedem ein Gas. Unterſucht man, ſo findet man in dem Gläschen, in welches der vom poſitiven Pol herkommende Draht endigt, den einen Beſtandtheil des Waſſers, nämlich Sauerſtoff, in dem andern Gläschen aber, das mit dem negativen Pol in Verbindung ſteht, den zweiten, ebenfalls gasförmigen Beſtandtheil, nämlich Waſſerſtoff. Und zwar, wenn man eine beſtimmte Zeit lang beobachtet, ſo findet man, daß gerade doppelt ſoviel Raumtheile Waſſerſtoff als Sauerſtoff entwickelt wurden. Damit iſt der unumſtößliche Beweis geliefert, daß reines Waſſer, das man ſonſt als den Typus eines einfachen Körpers anſah, aus zwei Luftarten — Sauerſtoff und Waſſerſtoff — die in ihren Eigenſchaften aber ſehr verſchieden ſind, derart zuſammengeſetzt iſt, daß auf einen Raumtheil Sauerſtoff immer zwei Raumtheile Waſſerſtoff kommen. — Daß ſich der Sauerſtoff gerade nur am poſitiven und der Waſſerſtoff dagegen immer am negativen Pol ausſcheidet, hat ſeinen Grund darin, daß nach den Forſchungen der Wiſſenſchaft die verſchiedenen Naturſtoffe ein verſchiedenes elektriſches Verhalten zeigen. Sauerſtoff zeigt ſich andern Elektromotoren gegenüber immer als negativ elektriſch; darum erſcheint er am poſitiven Pol, da entgegengeſetzte Elektricitäten ſich anziehen. Waſſerſtoff aber iſt poſitiv elektriſch und erſcheint daher am negativen Pol.

Fig. 20.

Nachdem der Deutſche Jakobi in St. Petersburg im Jahr 1838 die glänzende Erfindung gemacht hatte, daß der galvaniſche Strom es vermag, eine Metalllöſung ſo zu zerſetzen, daß das ausgeſchiedene Metall ſich auf einen leitend gemachten, am negativen Pol befeſtigten und in der Löſung befindlichen Körper niederſchlägt, hat nun die galvaniſche Vergoldung, Verſilberung ꝛc. Eingang in die Werkſtätte des geringſten Gold- und Silberarbeiters gefunden. Statt der umſtändlichen, zeitraubenden und zum Theil auch der Geſundheit nachtheiligen ältern Verfahrungsweiſen iſt man nun im Stande, in wenigen Minuten nicht nur einen vollſtändigen Ueberzug mit einem edlen Metalle herzuſtellen, ſondern es iſt dieſe Vergoldung und Verſilberung gleichartiger, meiſtens auch viel ſchöner und jedenfalls außerordentlich billig gegen die frühere und dabei leicht ausführbar.

Und dann, welche Vortheile ſchafft uns nicht die Galvanoplaſtik!

Vom kleinſten Ornament oder irgend einer ſeltenen Medaille an bis zu den großen Standbildern unſerer berühmten Männer, — von den mühſamen Gebilden des Kupferſtechers, ſowie des die edlen Metalle verarbeitenden Künſtlers — iſt man im Stande, Nachbildungen und Vervielfältigungen herzuſtellen, die an Correctheit und Sauberkeit den Originalen in nichts nachſtehen.

Und wie einfach geht dieſe Nachbildung vor ſich!

Zur galvaniſchen Vergoldung und Verſilberung ꝛc. bedarf man nur einer Löſung des betreffenden Metalls, die man behufs der leichtern Ausſcheidung noch mit einigen Zuſätzen behandelt, und für die Galvanoplaſtik, die immer in Kupfer ausgeführt wird, hat man nur eine Auflöſung von Kupfervitriol nöthig. Iſt der Gegenſtand, der vergoldet ꝛc. werden ſoll, ein Metall, ſo braucht es nur gehörig gereinigt zu ſein und wird dann an den von dem negativen oder Zinkpol einer in Thätigkeit geſetzten einfachen Batterie ausgehenden Leitungsdraht befeſtigt und in die Löſung eingehängt. Mit dem von dem poſitiven Pol herkommenden Draht verbindet man gewöhnlich ein Plättchen des betreffenden Metalls, d. h. beim Vergolden ein Goldblättchen ꝛc. Bringt man die Gegenſtände und das Goldblättchen in der Löſung einander nahe gegenüber, ſo iſt nach einigen Sekunden ſchon ein Ueberzug von dem ausgeſchiedenen Metall hergeſtellt, der dann natürlich um ſo dicker wird, je länger man den Gegenſtand in der Löſung eingetaucht läßt.

Iſt der Gegenſtand kein Metall, alſo kein guter Elektricitätsleiter, wie es meiſtens bei der Galvanoplaſtik der Fall iſt, wo die Form des nachzubildenden Gegenſtandes von Wachs, Stearin, Gyps, Guttapercha ꝛc. hergeſtellt wird, ſo macht man ſie ſo leitend, daß man die Bildfläche mit feinem Silberpulver oder Graphit überzieht.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Großvater stehet am Fenster,
Sein Enkelchen hält er im Arm,
Er blickt auf die Kleine hernieder
So zärtlich, so liebewarm.

Im Auge der Mutter daneben
Glänzt freudiger Hoffnungsstrahl,
O ihr zufriedenen Menschen,
Gott segne euch tausendmal!

Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft
Zu schauen in Einem Blick —
So enger Rahmen umschließet
Das heiligste Erdenglück.

Eduard Ille.

Digitized by Google

Der erſte Zahn.

(Nach dem Holländiſchen von Tollens.)

Triumph, Triumph! mein Lied heb an!
Die Mutter ſagt: da iſt der Zahn!
Singt, daß das Haus erdröhne!
Erſt ſchenkte Gott dem kleinen Wicht
Den Athem und das Lebenslicht,
Nun gibt er ihm die Zähne.

Triumph! gelobt ſei Gott der Herr!
Die Mutter ſagt: hindurch iſt er!
Laßt uns ein Lied erheben!
Glück auf, mein Kind, mit Spiel und Sang,
Gebrauch es gut, bewahr es lang,
Was Gottes Gunſt gegeben.

Bewahr es lang, gebrauch es wohl,
Wie Gottes Gunſt man brauchen ſoll,
Er möge ſtets dich leiten!
Den Segen dir und Ihm den Dank,
Das Herze rein, die Zähne blank,
Dann brechen nie die beiden.

Wachs auf und werde groß und gut,
Nimm herrlich zu an Kraft und Muth,
Um Lieb und Leid zu tragen!
Will Schlechtes vor dem Guten geh'n,
Dann, Junge, laß die Zähne ſeh'n,
Wie Ehr' und Pflicht es ſagen.

Wachs auf, mach was ich wünſche wahr,
Daß Herz und Seele immerdar
Für Recht und Wahrheit brenne!
Verlach der Böſen Haß und Neid,
Des Braven Sach nimm allezeit
Mannhaftig auf die Zähne!

Wachs auf mit Gott! Die Augen die
Mir Freude füllt, o füll ſie nie
Mit einer Kummerthräne!
Und geb' dir Gott bis in den Tod
Ein ehrlich Stücklein täglich Brod
Zu beißen für die Zähne!

Adolf Bacmeiſter.

Der Gefangene.

Eine Erzählung.

An einem heitern Frühlingsmorgen rollte eine mit zwei edlen Pferden beſpannte Karoſſe aus einem der ſchönſten Hôtels von Berlin, hog aus der Stadt heraus und ſchlug den Weg ein, der nach der Feſtung Spandau führt. In dem Wagen ſaßen zwei Perſonen. Die eine war ein außerordentlich hagerer, etwas gebeugter Greis mit beweglichen Zügen, durchbohrendem und geiſtvollem Blick, dünnen, ironiſchen und bleichen Lippen. Sein geſticktes Kleid und der goldene Schlüſſel ließen in ihm einen Kammerherrn Friedrichs II. erkennen, während ſeine hohe, breite und von tiefen Furchen durchzogene Stirn einen Mann ankündigte, der das Talent des Beobachters beſaß und mit den Combinationen des Denkens vertraut war.

Die zweite Perſon war eine junge Dame, deren Kleidung und Manieren durch ihre Eleganz und Vornehmheit feſſelten, und ſelbſt der anſpruchvollſte Künſtler hätte ihrer Schönheit keinen Vorwurf machen können, welche noch durch den ſanften, melancholiſchen Ausdruck ihrer Augen einen beſonderen Reiz erhielt.

„Immer mit ſorgenvoller Stirn, Frau Baronin?“ fragte der Kammerherr, ſie aufmerkſam betrachtend.

„Was wollen Sie?“ erwiederte die Dame. „Ich bin kein Dichter, kein berühmter Schriftſteller, kein großer Mann, wie Sie. Ich habe keine Könige, die mir den Hof machen, keine Kaiſerin, die meine Schülerin iſt, keine Welt, die mich bewundert! ... Inmitten aller Freuden, welche ich genieße, bleibt mein Herz doch mit Trauer erfüllt!...“

„Bedarf man denn aber ſo viel, um glücklich zu ſein? Ihr Vermögen iſt unerſchöpflich, Ihr Gemahl betet Sie an.“

„Und meine Liebe zu ihm iſt nicht minder groß.“

„Alle Huldigungen werden Ihnen dargebracht, Sie ſind die Königin aller Feſte... Geiſt, Jugend, Schönheit, Alles beſitzen Sie, was Bewunderung erzeugt, Alles was den Neid rege macht, Alles was Macht und Glück ſchafft... Sind ſo viele köſtliche Vorzüge, ſo viele Gaben des Himmels vereinbar mit der Trauer?... Beehren Sie mich, Madame, mit einem Vertrauen, nach welchem ich mich ſeit langer Zeit ſehne; enthüllen Sie mir dies intereſſante Räthſel.“

Die junge Baronin verharrte einige Zeit im Schweigen, ſei es, daß ſie zögerte den Schleier von ihrem Geheimniß zu ziehen, ſei es, daß ſie ihre Erinnerungen zu ſammeln ſuchte. Endlich begann ſie folgendermaßen:

„Hören Sie mich, mein Herr, und Sie werden finden, daß nicht alle Leiden in dieſes Gefängniß von Spandau eingeſchloſſen ſind, welches Sie beſuchen, um Ihren bewunderungswürdigen Werken einige intereſſante Blätter hinzuzufügen, und ich, um vielleicht einem der unglücklichen Gefangenen Troſt und Hilfe zu bringen. Doch zu meiner Geſchichte... Vor mehr als zwölf Jahren lebte in einer der fruchtbarſten Provinzen Frankreichs, in dem lieblichen Dorfe Saint Luce, eine Familie, welche aus einem ehrbaren Pächter, deſſen Tochter und Schwägerin beſtand. Der Pächter war nicht allein wohlhabend, ſondern erfreute ſich auch einer innern Ruhe und Zufriedenheit, welche mehr werth iſt als aller Reichthum... Seine Tochter Louiſe

Digitized by Google

war ihm mit inniger Liebe zugethan, hatte sie doch zugleich die Mutter in ihm zu lieben, die ihr der Tod entrissen hatte, als sie schon erwachsen genug war, um den großen Verlust zu empfinden. Aber sie sollte in reiferem Alter noch ein herberes Unglück erfahren. Ein Bruder des Pächters, welcher sich in einer deutschen Stadt niedergelassen und dort ein blühendes Handlungshaus gegründet hatte, starb plötzlich, und ernannte den Letzteren zu seinem Universalerben. François Aubert — dies ist der Name des Pächters — war nun genöthigt, nach jener Stadt zu reisen, um die ihm so unerwartet zugefallene Erbschaft anzutreten. Die Trennung kostete dem armen Mädchen viele Thränen. Sie umarmte ihren zärtlichen Vater immer und immer wieder, begleitete ihn eine weite Strecke und kehrte dann tiefbetrübten Herzens nach dem Pachtgute zurück. Sechs Wochen — eine unendlich lange Zeit für ihre Sehnsucht — gingen vorüber, und als der Tag gekommen war, welchen François zu seiner Rückkehr bestimmt hatte, erstieg Louise eine Anhöhe, welche die Gegend beherrschte, sah lange erwartungsvoll in die Ferne, so weit ihre Augen reichten und verließ erst den Ort, als diese Dunkelheit sich auf das Thal herniedersenkte. Aber der Vater kam nicht heute, nicht morgen, eine ganze Woche verging und er blieb aus. Man suchte nach ihm, schrieb, sandte Boten, alle erdenklichen Nachforschungen wurden angestellt, ohne daß irgend eine Spur des Vermißten zu finden gewesen wäre. So schwanden Monate und Jahre dahin, ohne daß eine Nachricht, wenn auch die bitterste, der Angst, dem Kummer des jungen Mädchens Linderung brachte. Was sie litt ist unaussprechlich! Die Rosen ihrer Wangen erbleichten, auf ihren Lippen zeigte sich kein Lächeln mehr und ihre müden Augen erquickte kein Schlummer... Inzwischen verweilte ein reicher Ausländer von hohem Stande, welcher Frankreich zu seinem Vergnügen bereiste, auf einer der benachbarten Besitzungen. Aus seinen Zügen strahlte eine edle, großherzige Seele. Er sah Louise zufällig, interessirte sich für ihre Betrübniß und versuchte sie zu trösten. Ein leidendes Herz öffnet sich leicht der Liebe. Louise ließ sich der sanften Neigung, welche sie zu ihrem Freunde fühlte. ‚Verzeih mir,' sagte eines Tages der Fremde zu ihr, ‚wenn ich bethaure, daß ich Dich liebe. Meine Blicke haben Dir dieses Geheimniß enthüllt, bevor noch meine Worte es zu sagen brauchten... Ein räthselhaftes Ereigniß hat Dir den Vater geraubt... Du bist unglücklich, einsam, unter dem Schutz einer Tante, die nicht im Stande sein wird, Dich vor den Verführungen der Welt zu wahren... Willst Du diesen kleinen Meierhof gegen einen Palast vertauschen? Willst Du reich und mächtig werden? Willst Du mein sein und meinen Namen tragen?' — Sie errathen es, mein Herr, das junge Mädchen wurde geblendet — weniger durch die Aussicht auf Luxus, Vergnügungen und Reichthum — als durch die Hoffnung, es könne diese Stellung ihr behülflich sein, den Schleier zu lüften, der das Geschick ihres geliebten Vaters deckte. Aber ach! dies war ein eitler Wahn; alle Bemühungen blieben fruchtlos: mochte sie Gold mit vollen Händen spenden, nicht die geringste Spur war zu entdecken, die auf dies unerklärliche Verschwinden auch nur einiges Licht geworfen hätte. Brauche ich es Ihnen zu sagen: Louise ist keine andere als die Baronin von Benkendorf!... Mitten im Gerüscht der Welt, in dem Wirbel der Feste, in dem Glück, das sich genießt und dem Glanz, der mich umgibt, ist mein Herz unruhig und bekümmert, da ich für meine Leiden keinen Trost finde... Jetzt wissen Sie, mein Herr, warum ich traure!"

In diesem Augenblick hielt der Wagen, er war in die Mauern von Spandau eingefahren.

Der Kammerherr und die Baronin durchwanderten das berühmte Staatsgefängniß, jener mit der gespannten Aufmerksamkeit eines scharfen Beobachters, diese mit den Sympathien einer zartfühlenden Seele. Und in der That war das Schauspiel, welches der von den verschiedensten Verbrechern angefüllte Ort bot, wohl geeignet, das Herz aufzuregen und die Einbildungskraft zu beschäftigen. Wenn man so manche edle und stolze Züge neben verworfenen und entwürdigten Gestalten erblickte, tauchte unwillkürlich der Gedanke auf, daß nicht alle Urtheile eine strenge Justiz gesprochen, und daß es in diesem Gefängniß fast eben so viele Opfer als Verbrecher geben dürfte.

Einer der Gefangenen erregte ganz besonders das Interesse der Besucher: sein verstümmelter, gebeugter Körper, seine leidende, düstere Miene fesselten unwiderstehlich, und der Kammerherr einige Schritte näher tretend, fragte ihn mit liebreicher Stimme, in welchem Land er geboren sei.

„In Frankreich," antwortete der Unglückliche, indem er seine erblindeten Augen dem Frager zuwandte. „Seit langen Jahren beweine ich hier meine Freiheit, mein Vaterland, meine Familie!"

„Und durch welches Verbrechen habt Ihr diese Güter verwirkt?"

„Durch welches Verbrechen!" wiederholte der Gefangene mit Würde und Bitterkeit... „Nein, mein Herr, nein. Mein Gewissen ist rein und mein Schlaf ruhig... Ich bin ein Märtyrer und kein Verbrecher!" — Die Wahrheit hat einen Ton, der weder nachzuahmen, noch zu verleugnen ist. Der Kammerherr und die Baronin ließen sich neben dem greisen Gefangenen nieder, der ihre Neugierde erriethe und nach einer kleinen Pause in seiner Mittheilung fortfuhr:

„Sie haben gewiß von Friedrich Wilhelm I. gehört, von seinem seltsamen Charakter, seinen gehässigen Launen, seiner empörenden Grausamkeit... Dieser Fürst setzte seinen Ehrgeiz darein, eine Armee zu bilden, die aus den schönsten, kräftigsten Menschen, den besten Soldaten Europa's bestand. Durch Verführung, List, bisweilen selbst durch Gewalt zogen seine Häscher alle Ausländer, deren Leichtgläubigkeit sie hintergehen konnten, unter die preußische Fahne... Ich lebte einst in Burgund, mit häuslichen Gütern jeder Art gesegnet... Aber lassen Sie mich von dem Glücke schweigen, dessen ich mich damals, wenn für den Unglücklichen ist selbst eine vergangene Freude ein Schmerz!... Eine wichtige Angelegenheit nöthigte mich Frankreich zu verlassen. Ich reiste nugern ab, weil eine Ahnung, gegen welche meine Vernunft sich zwar auflehnte, mir sagte, ich werde Kummer und Betrübniß finden, wo man mir Glück gezeigt: und kaum hatte ich den Fuß auf preußisches Gebiet gesetzt, so wurde ich verhaftet, nach Potsdam geführt, und trotz meiner Protestation, meiner Drohungen und meines Fluchens als gemeiner Soldat in ein Regiment gesteckt. Einen Monat nachher desertirte ich. Ich wurde aber sogleich wieder eingebracht und vor den König geführt; zu Ehren der Disciplin und zur Erbauung meiner Kameraden ließ er mich Spießruthen laufen, und mit Blut bedeckt, führte man mich in's Gefängniß... Was soll ich hinzufügen? Meine Leiden befanden sich in Frankreich!... Dort beweinte man ohne Zweifel meine Verschwinden, meinen Verlust, meinen Tod... Es gelang mir noch einmal zu entfliehen, ich wurde abermals eingebracht und nun in die Hände des Henkers geliefert. Um die Strafe dem Verbrechen anzupassen, schleppte man mich verstümmelt nach Spandau... Viele Jahre sind verflossen, seit ich dieses Gefängniß bewohne, der Luft, der Sonne, und was noch entsetzlicher ist, aller Hoffnung beraubt... Brechen Wuth und Verzweiflung den Tod, so wären meine Leiden längst schon beendet... Aber das Weinen nutzt die Augen ab... ich bin blind!"

„Abscheulich! Entsetzlich!" rief die Baronin, welche bei den ersten Worten des Unglücklichen erblaßt war und der Erzählung mit wachsender Spannung zugehört hatte. Ein Gefühl energischer Verachtung las man in den ausdrucksvollen Gesichtszügen des Kammerherrn.

„Das ist also die Gerechtigkeit der Könige!" murmelte er. „Ist es aber möglich, daß Friedrich II. die Strenge seines Vaters nicht gut gemacht, daß er Euch nicht in Freiheit gesetzt hat?"

„Ach, mein Herr! vergebens haben mich die verwittwete Königin und der französische Gesandte seiner Milde empfohlen."

Digitized by Google

„Wie viel habt Ihr in diesen langen Jahren leiden müssen! . . . Welch bitterer Haß, welch verzehrende Thränen, welch unendliche Qual! . . . Aber Geduld! Der Himmel ist Euch eine glänzende Genugthuung schuldig und Ihr werdet sie nicht lange mehr erwarten dürfen, denn es giebt einen Gott im Himmel!"

Diese von der sanften Stimme der Baronin von Benkendorf gesprochenen Worte klangen in den Ohren des alten Gefangenen wie himmlische Musik.

„Wenn ich Sie höre, Madame, so glaube ich an das Dasein der Engel, aber ich kann, ich will nicht an Gott glauben. Gäbe es einen Gott und würde er die Martern zugelassen haben, deren Opfer ich gewesen, so wäre er die Verhöhnung des Bösen, der Genius der Verderbniß!"

Der Kammerherr war seit einigen Augenblicken nachdenklich und schien einen Entschluß zu fassen.

„Hört," sagte er endlich, „Friedrich II. kann Euch ohne Unehre nicht länger halten. Der Fürst, der den Machiavel widerlegt hat, der sich auf seine Duldung etwas zu Gute thut, der ein Gedicht über die Humanität geschrieben, der Nacheiferer, der Schüler, der Freund der Philosophen, wird sich nicht selbst so furchtbar widersprechen . . . Ich werde zum Könige gehen."

„O ja, nicht wahr?" flüsterte die Baronin in bittendem Tone.

„Ich werde ihn um Eure Begnadigung bitten . . ."

„Sie werden sie nicht erhalten . . . Was würde sie mir auch nützen? . . . Kann man mir das Augenlicht wiedergeben, welches ich verloren? . . . Wird man die unermeßliche Leere ausfüllen, welche die Jahre um mich gemacht? . . . Sehen Sie mich an . . . Betrachten Sie diesen kahlen Kopf, dieses Gesicht, das nichts Menschliches mehr hat, diesen gebrechlichen, erschöpften Körper, der bereit ist in Trümmer zu fallen, wie ein in seinen Grundfesten erschütterte Gebäude, welches keine Stütze mehr hält! Jetzt wäre meine Begnadigung nichts als das Recht, obdachlos am Rande eines Grabens, im Winkel einer Gasse zu sterben, statt in diesem Gefängniß mein jammervürdiges Leben zu enden . . . Entlagen Sie Ihrem edelmüthigen Entschluß, Sie werden nur Ihr fruchtloses Flehen zu bedauern haben . . ."

„Ich glaube indeß, daß ich zum Ziel gelange."

„Nach einem Botschafter und einer Königin? . . Aber wer sind Sie denn, im Namen des Himmels?"

„Ich heiße Voltaire."

„Voltaire!" wiederholte der Greis und richtete sich auf; — denn dieser Name, den in Frankreich so viel Ruhm und verdientes Ansehen umgab, war in Spandau bekannt, wie er in Potsdam, in Berlin, in ganz Deutschland und in ganz Europa bekannt war.

„Und ich," sagte gedehnt die junge Frau, „ich bin die Baronin Louise von Benkendorf."

Der Gefangene öffnete die Augenlieder weit, als wolle er die Dunkelheit durchdringen, welche sie für immer umhüllte.

„Louise," murmelte er mit zitternder Stimme. „Sie heißen Louise, Madame?"

Einige Stunden nachher finden wir Voltaire im königlichen Palaste zu Sans-Souci. Der Dichter schritt durch mehrere mit ausnehmender Einfachheit möblirte Gemächer, welche von Pagen, Heiducken und alten Dienern in soll eben so alten Kleidern gefüllt waren, und gelangte in ein abgelegenes Zimmer, am äußersten Ende des Palastes. Dort stand er einem kleinen, hageren Manne gegenüber, der eine Uniform mit rothen Aufschlägen und das Band des Schwarzen Adler-Ordens trug und einen kleinen Jagdhund liebkoste, während ein Windspiel friedlich auf den Brettern einer reichen Bibliothek schlummerte. Die Büsten zweier Stoiker, Julians und Mark-Aurels, standen auf einem Kamin neben Kupferstichen von Pere.

Eine Flöte, mathematische Instrumente, mehrere Bücher auf welchen man in goldenen Buchstaben die Namen Alembert und Montesquieu las, lagen durcheinander auf einem Gueridon, zwischen den Oden des Horaz und den Commentarien Cäsars.

„Ei, da sind Sie, Herr Arouet," rief Friedrich II. und erhob sich in seinem Sessel . . . „Was wünschen Sie?"

Voltaire benutzte die Gelegenheit sogleich, für den Gefangenen von Spandau zu sprechen. Er erzählte dem Könige den Besuch, welchen er mit der Baronin von Benkendorf in dieser Festung abgestattet; er wandte die ganze Gluth seiner Phantasie, die ganze Wärme seiner Beredsamkeit auf, um Friedrich für das traurige Schicksal des unglücklichen Gefangenen zu interessiren.

„Das alles klingt vortrefflich," antwortete Friedrich mit großer Ruhe, „aber es vermag Nichts gegen die Gesetze."

Dbgleich von dem eisigen Ton des Königs etwas verwirrt, schickte sich Voltaire doch an, seine Bitten zu erneuern, als sich die Thür öffnete und die Baronin von Benkendorf eintrat, den alten Gefangenen unterstützend, dessen Freiheit sie auf einige Stunden von dem Gouverneur von Spandau, Dank dem hohen Range ihres Gemahls, gegen Bürgschaft ausgewirkt hatte, um ihren Schützling auch nicht einen Augenblick verlassen zu müssen. Friedrich blickte staunend auf die junge und mildherzige Baronin; bevor er jedoch Zeit fand, eine Erklärung zu verlangen, war sie vor dem Monarchen niedergekniet.

„Und auch ich," rief sie, „vereinige meine Bitten mit jenen Herrn von Voltaires . . . Auch ich, Sire, flehe um die Begnadigung dieses Gefangenen. Im Namen der Gerechtigkeit! Im Namen Ihres Ruhms! seien Sie menschlich, seien Sie barmherzig! . . . Und diese Worte, ich werde sie täglich, im Hofe des Palastes, inmitten Ihrer Soldaten wiederholen . . . im Thronsaale, inmitten Ihrer Hofleute . . . denn dieser Gefangene, Sire, welcher unwürdig verstümmelt, welcher in Ihren Gefängnissen alt geworden, in Ihren Kerkern erblindet ist — dieser Gefangene ist mein Vater!"

„Ich begreife von dem Allem nichts," sagte der König, dessen Erstaunen den höchsten Gipfel erreicht hatte.

„Ja, es ist mein Vater . . . mein Vater, den ich so heiß geliebt, so lange erwartet, so viel beweint. Ehe ich Baronin von Benkendorf wurde, war ich ein einfaches Landmädchen . . . Ich hieß Louise Aubert."

„O! Großer Gott! Großer Gott!" rief der Greis, die Arme nach der ausstreckend, die er nicht sehen konnte.

„Ja! Ja! Du bist es, Louise; Du bist es . . . Schon als ich den ersten Ton Deiner Stimme hörte, sagte ich mir: es ist die Sprache meiner Tochter . . . Ich habe Dich an dem heftigen Pochen meines Herzens erkannt!"

Friedrich stand mehrere Minuten nachdenklich; dann wandte er sich an den Gefangenen und sprach:

„Eure Gefangenschaft ist zu Ende . . . Ich gebe Euch die Freiheit wieder, doch unter der Bedingung, daß Ihr Preußen niemals verlaßt . . . Verdient oder nicht, Euer Unglück ist der Art, daß man es geheim halten muß; denn in den Augen der Welt gilt das geringste Unrecht der Könige für ein Verbrechen . . . Die Baronin von Benkendorf und ich werden streben, Euch Eure Leiden vergessen zu machen."

Der greise Gefangene sank dankend auf die Kniee; eine unermeßliche Freude strahlte auf seinem Gesicht, das seit zwölf Jahren von keinem Lächeln mehr verklärt war; dann erhob er sich, drückte die Baronin an sein Herz und sprach:

„Ja! Du hattest Recht, mein Kind . . . Es gibt einen Gott im Himmel!"

P.

Digitized by Google

NOTTURNO

FÜR DAS PIANOFORTE

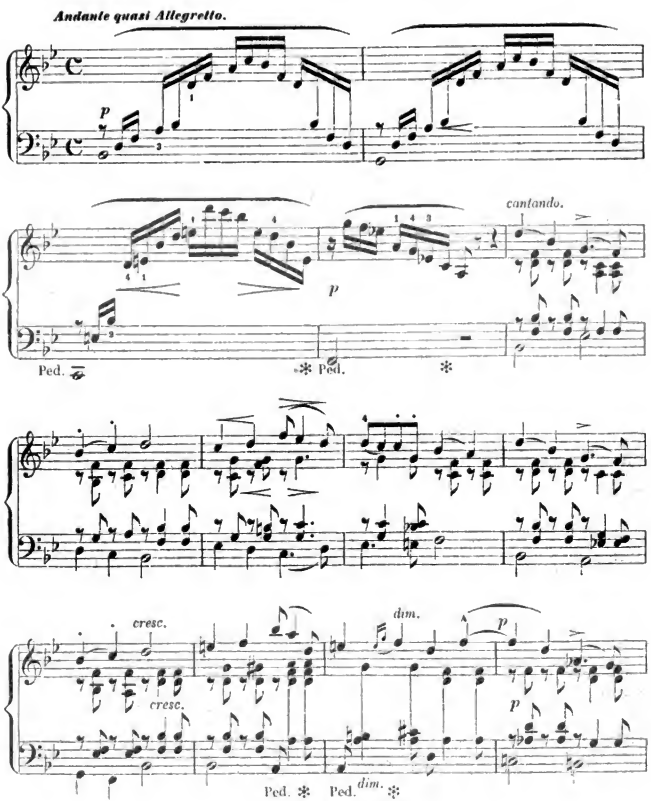
VON

AUG. WALTER.

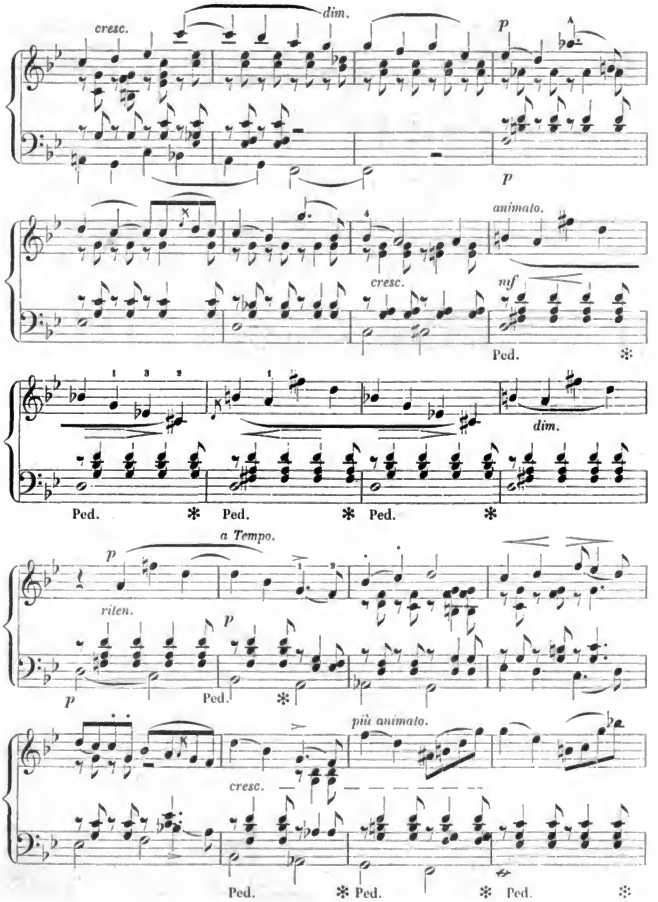
Verlag von Krais und Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

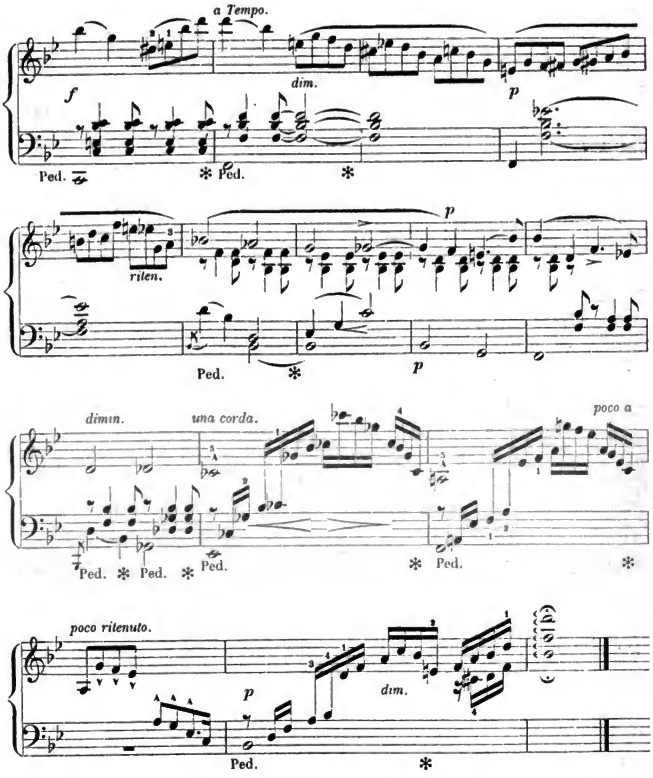
Nocturno für das Pianoforte.



Digitized by Google



Digitized by Google



Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Schubart in Ulm.

Von **Dr. Friedrich Pressel.**

In dem Dorfe Obersontheim bei Gaildorf in Württemberg hängt am Schulhause eine Tafel, welche die Aufschrift trägt: In diesem Hause wurde den 26. März 1739 Christian Friedrich Daniel Schubart geboren. Er selbst, der unglückliche Dichter, nannte sich einen Heimatlosen, eine vom Sturm gejagte Wolke, die in der Wüste zerfließt, einen verschossenen Vogel, der rings um sich her Fluth und

Schubart.

nirgends eine Arche hat. „Ich bin", schreibt er, „in Deutschland geboren, und bin doch in Deutschland ein Fremdling — ich bin in Schwaben erzogen und bin doch in Schwaben ein Fremdling — ich bin ein Reichsstädtler, und keine einzige Reichsstadt erkennt mich für ihren Bürger, können Sie dieß Räthsel errathen?" Du selbst trägst die Schuld! — tönte es später in der Nacht seines Kerkers aus ihm hervor — wer hieß dich die friedlichen Cirkel der Menschen durch dein Ungestüm stören? Warum warst du der Thor, der sich dem Sturm der Leidenschaften überließ, bis er, vom rasenden Flug ermüdet, stürzte und mit gebrochenem Flügel am Rande des Abgrunds lag? Doch nicht blos von der Kunst

Digitized by Google

im engeren Sinne, auch von der Geſchichte gilt das Dichterwort:

„Sie ſieht den Menſchen in des Lebens Drang
Und wöllt die größ're Hälfte ſeiner Schuld
Den unglückſeligen Geſtirnen zu.“

Der unſtäte und flüchtige Mann, er hat, was er ſuchte, in erhöhtem Maße gefunden, eine Heimath im Herzen ſeines Volkes, und eiferſüchtig muß der Ulmer ſeine Rechte auf ihn wahren, denn auch Aalen, Ludwigsburg, Augsburg und Stuttgart nennen ihn mit Stolz den ihrigen.

Der erſte Aufenthalt Schubarts in Ulm, genauer im Ulmiſchen, fällt in die Jahre 1763—69. In dem Städtchen Geißlingen, damals einer Ulmiſchen Obervogtei, war die Stelle eines Präceptors ausgeſchrieben. Der Glückliche, der ſie erhielt, hatte 120 bis 150 Schüler zu unterrichten, täglich zwölf Stunden zu geben, ſollte auch den Organiſten erſparen helfen, darum gut Orgel ſpielen und geigen können, und, um die Leichen hinauszuſingen, eine ſehr gute Stimme haben. Dafür erhielt er gegen hundert Gulden an Geld, freie Wohnung, freie Eichelmaſt, eine Dunghütte vor ſein Haus, und den Buben ſollte nicht erlaubt ſein, ihn mit Erbſen zu ſchießen. Und ſo erſchien vor den Wolkenerrückten der Republik Ulm, ihnen ſeine Abſicht devoteſt, demüthigſt und unterthänigſt zu entdecken, ſie möchten die hohe Gnade haben und ihm das huldreichſte Privilegium ertheilen, mit Ehren Hunger ſterben zu dürfen, ein Jüngling von vierundzwanzig Jahren, etwas über mittlere Statur, ſehr blaß und ſchmächtig, aber breit von Schultern und Bruſt, mit einem auffallend großen Kopf, kirſchrothen Lippen und hellen, feuerwerfenden Augen, der Sohn des Diakonus von Aalen, Schubart, erſtand die Prüfung und erhielt das Patent. „Geht mit, Katharine?“ ſprach er zu einem blühenden Kind ſeiner Vaterſtadt. „Bis an's Ende der Welt!“ lautete die Antwort, „aber frag' den Vater.“ Und der Vater war reich und wollte ſeine Tochter nicht aus Aalen weggeben und ſagte Nein. Ein Donnerſchlag für den Neuling in Recht und Brauch dieſer Welt! Umſonſt alſo war es geweſen, daß er ſeinen wilden Studentenfahren den Rücken zugekehrt hatte und ein geſetzter Magiſter geworden war? Die kaum beruhigte See ſchäumte wieder in allen ihren Tiefen. Sie wollte ein Opfer haben und ergriff einen Strohhalm, den der Zufall hereinwarf — ein flüchtig hingehauchtes Wort.

Es war — ſo lautet eine uns von Freundeshand mitgetheilte Familienüberlieferung — Flachsmarkt in Gmünd. Die Weißroßwirthin Allgöwer von Geißlingen beſuchte ihn mit ihrer Schweſter Helene Bühler. Auf dem Tanzboden ſpielten Muſiker von Aalen auf. Und das fröhliche Mädchen ſagte zu Einem: „Grüßet mir auch Euren Landsmann, unſern neuen Präceptor Schubart!“ und hüpfte ahnungslos weiter. Etliche Zeit war ſeitdem verſtrichen, da traf der neue Präceptor in Geißlingen ein und ſein erſter Gang war zu dem Oberzeller Bühler. Er blieb den ganzen Nachmittag, den ganzen Abend, und als es Nacht wurde, war er noch da. Ein Theil der Familie gieng zu Bett, der alte Bühler nickte verſchiedene Male ein, aber Schubart war immer noch da, ja ſaß zuletzt wie eine Bildſäule da, ſtumm und regungslos. Man glaubte, er ſchlafe. Was war zu thun? Sollte man ihn wecken? Aber mußte ihn dieß nicht beleidigen? Und wieder verſtrich eine gute Weile. Da ſchlug es zwölf Uhr. Und mit dem Schlag richtete ſich Schubart auf und ſprach wie in dem Tone eines Sehers: „Herr Oberzoller, ich bekomme heute noch eine Frau. Die iſt es, welche mir den Gruß aus Gmünd geſchickt hat, Ihre Helene.“ „Wo denken Sie hin, Herr Schubart? Ich bin ein Mann ohne Vermögen — —“. Doch Schubart gab ſich nicht zufrieden, bis ihm verſprochen wurde, daß er bis zum Morgen eine Antwort haben ſolle. Und ſo gieng er endlich. Der Oberzoller aber ſprach mit dem Früheſten bei ſeinem Gevatter, dem Viſirer, ein. „Gevatter“, ſagte der, „wenn der Schubart zu mir käme, er hätte die Wahl unter meinen drei Töchtern!“ Dieß wirkte. Der Oberzoller gieng und gab Schubart das Jawort. An dieſem Tage wurde im Bühler'ſchen Hauſe zum erſten Male Kaffee getrunken, aus Taſſen, die von dem Viſirer entlehnt worden waren.

Das Benehmen Schubart's wäre räthſelhaft, wenn es vereinzelt in ſeinem Leben daſtünde. Aber auch ſonſt ſtoßen wir bei ihm auf leidende Zuſtände ſeiner Seele, Zuſtände, in denen es ſeiner Einbildungskraft gelang, den Zügel abzureißen und die Alleinherrſchaft an ſich zu ziehen. Bis in ſein achtes Jahr gieng er wie im Traume, warf ſeine Schulbücher in den Bach und wurde für einen dummen Knaben angeſehen. Plötzlich ſprang die Rinde, und er zeigte eine Aufgeweckтheit, die Alt und Jung entzückte. Aber wenn er kaum den bunten Reihen ſeiner Geſpielen durch drollige Märchen ergötzt hatte, konnte er ſchauerliche Anwandlungen bekommen, ſchlich ſich fort und beſuchte den Kirchhof, um den ſchwülen Empfindungen ſeines Herzens unter ſchwarzen Kreuzen, Todtenkränzen und morſchen Gebeinen Luft zu machen. Bekannt iſt der prophetiſche Traum, den er in der Neujahrsnacht 1769 in Geißlingen hatte, worin er ſein ganzes ſpäteres Schickſal ſchaute, die Wüſte, in der er, von Scheuſalen umtanzt, bis zu einer gähnenenden Kluft fortſchwindelte, den Aſchenberg mit dem Thurme, wo ihn ein Heer von Männern in ſchwarzen Kutten hohnneckend bewillkommte, endlich die Wieſe, wo er nach langen Qualen Ruhe fand. Desgleichen warnten ihn in Ludwigsburg innere Stimmen vor dem Herzog und ſeinen Donnerkeilen. Und noch in ſeinen ſpätern Jahren, wo ſeine Pulſe doch um Vieles ruhiger ſchlugen, hatte er Zuſtände, die an Raſerei gränzten, mußte einmal von ſeinen Freunden gewaltſam an die Luft fortgeriſſen werden, ſprang ein anderes Mal plötzlich von einem Gaſtmahl auf, raunte mit raſender Geſchwindigkeit in's Freie und kam blaß und ſprachlos zu Hauſe an. Der Herzog ſah in Schubart einen

Digitized by Google

Freigeiſt, einen deutſchen Voltaire. Nichts konnte irriger ſein. Man kann weit eher ſagen, daß Schubart zum Aberglauben hinüberneigte als zum Unglauben, und zwar urſprünglich, von Hauſe aus, nicht erſt nachdem ihm die Sehnen ſeines Geiſtes gewaltſam abgedreht worden waren.

Indeſſen war auch Schubart wie im Schlafe in den Beſitz ſeines Weibes gekommen, in dieſem Falle wenigſtens hatte er es nicht zu bereuen, daß er ſich dem Helldunkel ſeiner Einbildungskraft blindlings anvertraut hatte. Denn obgleich ſeine Verbindung zumal in den erſten Jahren einer Verbindung des Sturms mit der Stille, der Zügelloſigkeit mit der Ordnung gleichen mochte und ſich beide Theile erſt allmählig nach ihrem richtigen Werthe ſchätzen lernten, — wer vermöchte ungerührt zu bleiben bei dem Schauſpiele, das uns namentlich die Briefe in dem klaſſiſchen Werke von Strauß enthüllen, wie dieſe Gegenſätze zuerſt nur äußerlich verbunden und innerlich geſchieden, dann äußerlich geſchieden und innerlich verbunden, zuletzt noch die äußeren und die inneren Bedingungen einer wahrhaften Verbindung erlangen? „Und flöhe er in die Hölle", ſagte ſie einſt, als man in ſie drang, ſich von dem Hermunſchwärmer zu trennen, „ſo flieh' ich ihm nach. Leben muß ich mit ihm und ſterben bei ihm!" Und er ſchreibt an ſie: Reiſe, wohin Du willſt. Ein Engel verirrt ſich nie. Ach Weib! mit Dir zu leben, mit Dir in Himmel zu fliegen, iſt Schubart's brennender Wunſch!

Doch wir kehren zu dem neuen Präzeptor zurück. Unter einer Perrücke, in einem braunen, ſchwarzausgemachten Rock, kurzen Beinkleidern und Schnallenſchuhen finden wir ihn, wie er — um ſeine eigenen Worte anzuführen — bald unter hundertundzwanzig Tartaren mit der Knute in der Hand zwölf Stunden des Tags umherwandelt, bald vor dem Sarge einer alten Spitalfrau mit acht geflickten Mänteln wie unſinnig ein Todtenlied ſchreit, bald an des Herrn Ruhetag mit neun Furien, die auſtatt brennender Fackeln Fidelbögen tragen, ſich abmartert, bald an den heiligen Chriſtfeiertagen mit zweiundvierzig Eſeln und einem Maulthiere, das auf Lateiniſch Kantor heißt, von Haus zu Haus betteln geht. Genieß ein Joch, das peinlich genug war, um auch einen minder feurigen Geiſt, als der ſeinige war, zur Empörung zu locken! Aber was der Hellene in den Arbeiten ſeines Herakles, der Hebräer in dem leidenden Knecht Jehovah's im Bilde ſchaute, war es nicht von jeher der Prüfſtein für die Größten unſeres Geſchlechts, die Gluth, in der ihr Genius gehärtet wurde, um als ſchlackenfreies Rüſtzeug dem Dienſte der Wahrheit und der Schönheit zurückgegeben zu werden? Dieſe Probe hat Schubart leider nicht beſtanden; denn ihm fehlte, was auch dem Genie erſt die ewige Weihe gibt, die ſittliche Würde, die innere Freiheit. Schubart und Schiller, Zeitgenoſſen, Heimathgenoſſen, Schickſalsgenoſſen, Geiſtesgenoſſen, und doch — welch' ein Unterſchied! „Schubart, Du haſt keine Grundſätze!" konnte ſein liebſter Freund, der in Ulm verſtorbene Dekan Miller, zu ihm ſagen, wenn ſie unter traulichen Geſprächen mit einander an der Donau hinab wandelten. „O Mann, ich bitte Dich, werd' ein Chriſt!" flehte zu ihm auf den Knieen ſein treues Weib an dem Tage, da ihn ſein Verhängniß nach Ludwigsburg trieb. Vergebliches Flehen! Schubart fühlte, erkannte — denn er war ſo redlich und herzensgut, daß er weder ſich noch Andere zu täuſchen fähig war, — was die höchſte Beſtimmung des Menſchen iſt, und er hat ſie doch niemals erreicht. Gibt es denn alſo wirklich nicht blos eine intellectuelle, ſondern auch eine ſittliche Begabung? Und iſt eine ſo mannigfaltige Begabung, wie ſie Schubart beſaß — zum Dichter, zum Muſiker, zum Redner, zum Rhapſoden, zum Schriftſteller, zum Geſellſchafter, — ein Glück oder ein Unglück zu nennen?

Es liegt ein altes Heft vor mir, welches Schubart'ſche Schuldiktate enthält, moraliſche Vorſchriften und Erzählungen voll des köſtlichſten Humors, in der Form von Briefen, welche die Schüler Gutherz, Schreibgern, Gaſſenfeind, Michel Faul, Hans Punktum, Franz Tagdieb, Nickel Dumm und ihr getreuer Lehrer Bockshornius ſich ſchreiben. Der derbe Ton, in dem ſie faſt durchgängig gehalten ſind, gab, mitunter nicht ganz mit Unrecht, Anſtoß. Auch ſtellte man Vergleichungen an zwiſchen den aufgeſtellten Lehren und dem Beiſpiel, das er ſelbſt gab, daß er in der Geſellſchaft eines ſittlich verkommenen jungen Malers dem Weine über Gebühr zuſprach, oder eines ſchönen Morgens ſtatt in die Schule zum Thore hinaus wanderte, um mehrere Tage als Anacoret in Feld und Wald herumzuſtreifen, oder vor einer luſtigen Badegeſellſchaft in Ueberfingen das bekannte Kunſtſtück auf der Kanzel producirte: „Hier iſt nichts und da iſt nichts und aus nichts hat Gott die Welt geſchaffen." Die Geißlinger Ortsgeiſtlichkeit wurde ſchwierig, das Ulmiſche Hüttenamt ſchickte Verweiſe, und die Hilfe von Freunden und Gönnern, wie des edlen Obervogts von Baldinger, des Stadtamtmanns Häckel, war um ſo erwünſchter, als auch die Familie ſeiner Frau längſt von dem Reipelte abgekommen war, mit dem ſie ihm Anfangs entgegengekommen war. Schubart ſelbſt war der Unzufriedenſte. Er meldete ſich wiederholt weg*), und meinte zuletzt, als eine Ausſicht um die andere zerſtäubte, „eine Vokation in Mond oder in den Saturn wären vor ihn das Beſte", als er am 1. September 1769 vom Herzog Carl von Württemberg als Organiſt und Muſikdirektor in Ludwigsburg angeſtellt wurde. Unter tauſend Thränen, durch den langen Reihen ſeiner lieben Schüler hindurch, von vielen beſchenkt und von allen geſegnet, fuhr er von Geißlingen ab: ſein Herz war ſchwer, er ahnte, auf welch' ſchlüpfrigen Boden er ſich zu ſtellen im Begriff war, und ſeine Reiſegefährten konnten kaum

*) Aus einer Bemerkung in den Schulakten des Ulmiſchen Gymnaſiums geht hervor, daß ſich Schubart im J. 1767 um die dritte Klaſſe des Gymnaſiums in Ulm bewerben hatte. Hieraus beſteht ſich wohl Vieles in der Strauß'ſchen Sammlung.

Digitized by Google

ein Paar trockene Worte aus dem sonst so redseligen und witzigen Manne herauspressen.

Die poetischen Erzeugnisse Schubart's aus dieser Zeit sind etliche Oden, von denen eine ihm das Diplom eines kaiserlich gekrönten Dichters eintrug, seine Zaubereien, worin unter Anderem der auf's Rad geflechtene Irion, von Jupiter begnadigt, und, weil er die Geduld studirt, zum Schulmeister gemacht, schon nach wenigen Tagen kommt und flehentlich bittet, ihn wieder auf's Rad zu flechten; endlich seine Todesgesänge, in denen ebenso der Einfluß Klopstocks, als in den Zaubereien der Einfluß Wielands, zu bemerken ist. Schubart hat früher und später Bedeutendes hervorgebracht: in seinem sechszehnten Jahre das Volkslied „Als einst ein Schneider reisen sollt'", in der Reife seines Geistes, um nur kurz an das Beste zu erinnern, das Mendlied, die Fürstengruft, Urquell aller Seligkeiten, das Capelied, Schwäbisches Bauernlied, der kalte Michel und vor Allem jene Strophe:

Doch herab von meinem Thränenberge
Seh' ich dort den Modenplatz der Särge,
— Hinter einer Reihe Streckt er sich,
Grüner als die andern Plätze alle —:
Ach! herab von meinem hohen Wolke
Seh' ich keinen schönern Platz für mich! —

Er sagt selbst, daß er nie fleißiger studirt habe, als in Geißlingen. Aber es war ein tumultuarisches Studiren, das Künstelei und Uebertreibung zur Folge hatte. Größere Befriedigung gewährte ihm der brieflich Verkehr mit Freunden, „mit denen er im Gebiete der Literatur herumschweifen oder die Empfindungen seines Herzens tauschen konnte." Den von Strauß gesammelten Briefen an seinen Schwager Böckh, an den Dichter Haug, an Wieland und etliche Andere läßt sich ein Briefwechsel mit einem talentvollen jungen Ulmer, Andreas Welbach, anreihen. Er ist der Meden, nach welchem eines der Schubart'schen Gedichte betitelt ist, wie die noch von der Familie aufbewahrten Briefe beweisen. Wie liebenswürdig stellt sich Schubart in diesen Briefen an den strebsamen jungen Freund dar! Wie bereitwillig geht er in seinen Studien- und Ideenkreis ein! Jetzt kommt Virgil an die Reihe — der, meint Schubart, müsse nicht in Alexandrinern übersetzt werden, er würde dazu die poetische Prosa erwählen —, jetzt Horaz — bei dem, räth er, solle man doch nicht zu ängstlich auf den historischen Plan sehen, anstatt auf den poetischen, auf die Fiktion, die wie ein Schatten durch das Gedicht schlüpfe —, jetzt Klopstock — er schreitet über die Welt, wie ein Koloß —, jetzt Lessing — Minna von Barnhelm ist ein unverbesserliches Meisterstück —, jetzt Wieland — „ich habe Ihnen den Agathon mit Fleiß nicht geschickt, was wollen Sie den Epikurer Hippias so närrisches Zeug plaudern hören und den schlummernden Adam aus seiner frommen Ruhe stören?" —, jetzt Jakobi — „das verhüte Gott, daß wir Deutsche das nicht thun, wozu wir am wenigsten aufgelegt sind: tändeln" —, jetzt die Geißlinger Standespersonen — „sie haben die Gewohnheit, es vor eine Flögelei zu halten, wann man Ihnen die Bücher vor ein Paar Jahren abfordert, und dann habe ich die Ehre, sie mit Schnupftabak hübsch illuminirt abholen zu dürfen" —, jetzt endlich und immer Schubart selbst, unter Anderem, wie er fast an einer Krankheit gestorben wäre, und man hätte ihm die Grabschrift nachgedichtet:

Hier liegt Herr Schubart todtsam,
Ach Gott! das war ein guter Mann,
Er lehrt die Buben das ABC,
Drum ruht er hier in pace,
Macht auch manch schönes Carmen,
Gott wird sich seiner Seel' erbarmen.

Ein Zeitraum von nur fünf Jahren, aber reich an inneren und äußeren Erlebnissen, liegt zwischen dem ersten und dem zweiten Aufenthalte Schubarts in Ulm. Der Taumelbecher des Ludwigsburger Hof- und Theaterlebens ist geleert bis auf die Hefe. Die Freudentage in der Pfalz bei dem Churfürsten Carl Theodor sind verrauscht. Aermer als je an Leib und Seele wandert er von München in die weite Welt hinaus, bleibt in der Weberherberge in Augsburg hängen, und die ehrsamen, biederen Meister weiden sich an seinem Hellauf, ein Buchhändler macht ihm Anträge und es entsteht seine „Deutsche Chronik". Aber schon nach den ersten Blättern wurde ihm die Erlaubniß zum Druck entzogen. Denn da er am Schluß seiner Anzeige sagte: „Und nun werfe ich mit jenem Deutschen, als er London verließ, meinen Hut in die Höhe und spreche: O England, von deiner Laune nur diesen Hut voll!" so stand der Bürgermeister von Kuhn im Senat auf und sagte: „Es hat sich ein Vagabund hereingeschlichen, der begehrt für sein heilloses Blatt einen Hut voll englischer Freiheit: Nicht eine Nußschale voll soll er haben!" und Schubart war genöthigt, das Blatt in Ulm drucken zu lassen, wo die altangesehene Wagner'sche Druckerei blühte und die Censur mit rühmlicher Milde geübt wurde. Hierauf bezieht sich nachstehender Brief, der sich in einer Ulmischen Handschriftensammlung befindet:

„Augspurg am Himmelfahrtsfeste 1774.

Meine Geliebte!

Meine deutsche Chronik hat hier Verleger gefunden, die Zeitungsschreiber beschwerten sich über Eingriff in ihre Rechte. Es wurde alse verbotten, sie hier drucken zu lassen. Nun drukt sie Wagner in Ulm. Hoffentlich wirst Du Deine Stüke richtig erhalten. Glaube mir, liebe Frau, es ist ein elend, jämmerlich Ding um das Leben eines bloßen Schriftstellers, da ist immer Furcht, Hofnung und zulezt — Hunger oder Tod.

Den Ludwig hat man unter ABCschüzen in die leze Klasse sezen wollen. Ich habe ihn demnach zu Hause selbst instruirt und instruiren lassen. Künftigen Montag rükt er um eine Klasse höher. Der Einstand kostet mich 1 Konventionsthaler vor den

Rektor und 1 halben vor ſeinen Präceptor. Mir iſt es lieb, daß ich Jemand bei mir habe, dem ich Gutes thun kann. Ich hab ihm einen ſilbernen Hoſenſchnaller geſchenkt und laß ihm nun Schuhſchnallen dazu machen. Strümpfe, Schuh, Hoſen, Huth, ein Sommerleiblein und weiſe Kappen hat er ſchon, nun bin ich daran, ihn kleiden zu laſſen. Er iſt gewaltig nachläſſig und ſchont die Kleider ſo wenig, als — ſein Papa.

Der Ueberbringer dieſes Briefs wird Dir mehr ſagen. Er iſt ein vortreflicher Burſch und hat bei Stage den Buchhandel gelernt. —

Zwei Gedanken gehen mir im Kopf herum. Der Herr von La Roche (Du kennſt ihn und ſeine Frau) hat mich nach Neuwied empfohlen, 53 Meilen von hier. Hier iſt eine Gräfin voll Geſchmak, die mich zu ihrem Bibliothekar und Klavierinſtruktor machen will. Ich erwarte nur noch die Beſtimmung der Beſoldung, dann will ich mich gleich erklären. Nach Wallerſtein könnte ich auch kommen, wenn ich wollte.

Wie ſteht's mit Deiner Kur? Schlägt ſie wohl an? — Bei meinen gegenwärtigen Umſtänden kann ich Dir noch nicht rathen, zu mir zu kommen. Du mußt eine beſſere Gelegenheit abwarten.

Ulm.

Schicke mir doch das Maaß zu Schuhen vor dich und das Jule. Man macht hier gar ſchöne Schuh."

Nur kurze Zeit erhielt Frau Helene Schubart Briefe aus Augsburg. Denn als der kecke Chronikſchreiber den gefallenen Jeſuitenorden angriff und das Treiben des Teufelbeſchwörers Gaßner mit den Worten geißelte: „Heiliger Sokrates, erbarme dich meiner! wann hören wir doch einmal auf, Schwabenſtreiche zu machen?" ſo kündigte man ihm von Seiten einer hohen Obrigkeit an, daß er unverzüglich die Stadt zu verlaſſen habe. — „Und mein Verbrechen, Ihr Gnaden?" „Wir handeln nicht ohne Urſache, und das mag Ihnen genug ſein." Und ſo hatte er abermals ſeinen Laufpaß. Nur daß er dießmal nicht völlig auf die Straße geſetzt war. Denn ſchon warteten ſeiner die Ulmer Freunde. Glücklich paſſirte er — es war im Januar 1775 — Günzburg, ohne von einem fanatiſchen Haufen erkannt zu werden, der, als Schubart in die Gaſtſtube trat, eben aus den dicken Braunbierkehlen läſterlich über den Ketzer und ſein vermaledeites Blatt ſchimpfte; ſeine Geiſtesgegenwart rettete ihn, er ſetzte ſich mitten unter ſie hinein und ſchimpfte noch zehnmal ärger als ſie auf den Galgenkerl Schubart, alſo daß ſie ſeine Suada bald mit Lobſprüchen überhäuften. Mit dem grauenden Morgen zog er in Begleitung ſeines getreuen Pudels weiter. Sein Herz ſchlug höher, als ſich der ehrwürdige Münſterthurm aus blauen Düften enthüllte, und in der Krone zu Ulm freute er ſich bei einer Flaſche Burgunder des beſtandenen Abenteuers.

Anfänglich wohnte Schubart in der Krone, die damals zugleich Muſeum war, während „die obere

Digitized by Google

Stube“ das Gesellschaftshaus der Patrizier bildete; später in der Engelapotheke, zwei Treppen hoch. Seine Chronik trug ihm monatlich dreißig Gulden ein. Hiezu kamen noch mancherlei Nebenverdienste, besonders durch Leichen- und Hochzeitsgedichte. Se erlebte er bald die Freude, daß auch seine Familie nach Ulm übersiedeln konnte. Der biderbe Ton der Ulmer stimmte mit seiner Natur vortrefflich überein. So frei und darum auch so glücklich hatte er sich noch nirgends gefühlt.

Sein Hauptgeschäft war die Chronik. Sie erschien wöchentlich zweimal, je einen halben Bogen stark. Voran standen politische Nachrichten, regelmäßig mit einer anderen Ueberschrift versehen, als: Politisches Nichts, Raritätenkasten, Stimmen eines Predigers in der Wüste, Hitz und Frost, Fidibus, Unterhaltung beim Kaffee, Gewölke, Ein Spaziergang, Brocken, Aus dem Reiche der Möglichkeit, Politisches Sehrohr, Widersprüche, Schattenspiel, Mau sagt, Windstoß, Kreuzzüge, Sonst nichts?, Zauberlaterne, Winterlügen u. s. w. „Der Winter ist die Zeit, wo sich's beim Ofen gar herrlich reflektiren, betrachten, beherzigen, phantasiren und lügen läßt. Fast sollte man glauben, daß Ofenhitze die Phantasie mehr reitze, als Sonnenhitze. — In den Kinder- und Kunkelstuben beschäftigen sich die Ammen und alten Weiber mit Mährchen und schrecklichen Hexen- und Gespenstergeschichten. — Auch der Zeitungsschreiber setzt sich im Lehnsessel breit, fitzelt seine ströherne Phantasie, und sieht — — sieht furchtbare Bündnisse: Rußland, England, Dänemark gegen Preußen und Schweden! — Sieht Polen im Feuer! Italien im Feuer! Ungarn im Feuer! — sieht Funken sprühen und da und dort ein deutsches Strohdach entzünden u. s. w.“ War das Politische möglichst rasch „herausgeschaudert“, so folgte der „Ausritt auf meinem Steckenpferd“, ein Streifzug in die Gebiete der Literatur und der Musik, mit eingestreuten Anekdoten für den Bürger oder gröberen und kleineren Gedichten, und der Chronikschreiber ließ sich geduldig von seinem Leser zurufen: „Hol der Henker den Chronikschreiber! Wenn der Kerl auf seine Musik, Poesie und Künstler kommt, so vergißt er's, daß er eine Zeitung zu schreiben hat! macht's just wie der Affe, der's Gewehr fallen läßt, wenn man ihm Nüsse vorweirft.“ Denn geistig auf seine lieben Deutschen, auf sein noch spärlich erleuchtetes Schwaben zu wirken, war der Zweck, den er sich gesetzt hatte. Und wie könne er für diesen Zweck, glaubte er, stärker und allgemeiner wirken, als durch die Gründung eines Volksblatts deutscher Nation? Von Unten herauf, von Oben herab! war sein Wahlspruch, und mag man im Uebrigen noch so streng über ihn urtheilen, in dieser Leistung wenigstens wird man ihm volle Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen. Wie gewaltig — wenn auch nicht immer fehlerfrei, namentlich was das Kapitel der Rechtschreibung betrifft — handhabt er die Sprache, ein geborener Redner voll feuriger Einbildungskraft und volksthümlicher Derbheit, ein treuer Haushalter des heimischen Wortschatzes! Und wie durchweg edel und groß sind die Gedanken, die er im Drange seines Herzens rauh und glühend hinwirft, Anderen die Arbeit überlassend, die feurige Masse zu kühlen und zu feilen! Fort mit der Nachäffung Frankreichs, — lautet sein politisches Glaubensbekenntniß — des Volks, bei dem Witz mehr gilt, als Verstand, das in Allem etwas und im Ganzen nichts weiß, das an Wissenschaften und Künsten nur schnitzelt, um sie als Porzellanfiguren auf den Putztisch zu stellen, das seine leichtfertigen Grundsätze noch verzuckert und dem Teufel die Hörner vergoldet, daß man sich nicht vor ihm fürchten soll! In Einem nur, Deutsche, ahmet ihm nach, — in der Liebe zum Vaterlande! Wo ist der lebendige Geist, der uns allgewaltig und zu Einem Endzweck ergreifen, der uns an Einer Kette halten sollte, wie Jupiter die Schicksale hält? Wo ist Leidenschaft, ein Opfer zu werden für's Vaterland? Ha, Vaterland, du bist die Goldgrube des Auslands, und du trittst nicht mit hohem Haupt, im Riesengange einher und fühlst deine Urkraft? Du schläfst, aber den Schlaf der Dumuheit kannst du nie schnarchen; du schläfst, aber du wirst erwachen, wie der Riese Hurlut in der Edda, und schüttelst Städte und feste Schlösser wie Erdstaub von dir! — Weiter, wenn er auf Religion zu reden kommt, so ist seine Meinung: Ewig gewiß ist's, daß die christliche Religion der Freiheit des Menschen nicht das Mindeste benimmt und für alle Regierungsformen die vortrefflichste Religion ist. Und ein Mensch, der die hergerhebende Simplizität und das göttliche Pathos der Bibel nicht fühlt, — welch' ein abscheuliches Herz muß der haben! Aber wenn wir die Religion blos als eine Gedächtnißfache und nicht als eine Sache des Verstandes und Herzens betreiben, ist's dann ein Wunder, wenn sich das Volk in zwo Parteien theilt, in die Partei der Dummgläubigen, die Allem, was man ihnen mit andächtiger Miene vorsagt, wie Pagodendiöpfe Beifall zunicken, und in die Partei der Kritller, die mit ein Paar aufgehaschten Redewendungen sich über Katechismus, Bibel, Himmel und Hölle wegzusetzen glauben? Da steht das arme Rohr in der Wüste und schwankt bei jedem Windstoße! Schrecklich ist's, unter Menschen zu leben, welche die Wahrheit für gefährlich halten. Aber Ein Seraphsgedanke ist größer als unser Kopf und nur Gott ist größer als unser Herz. — Endlich über Poesie und Musik läßt er sich also vernehmen: O Vaterland, was denkst du? Weißt's denn nicht: wer den Geschmack am Schönen verliert, verliert auch den Geschmack an der Tugend? Unter die ersten Mittel gegen unsere Entkräftung zähl' ich Bekanntschaft mit den Alten. Weg mit den eutmannenden französischen Romanen, die aus dem verdorbensten Teig ihre Helden kneten und Alles gethan zu haben glauben, wenn sie Rosenwasser dazu nehmen. Bürger, nimm den Plutarch in die Hand, lies Sonntags deinen Kindern draus vor und du wirst nicht Gecken, sondern Männer ziehen! Weg mit den Sentimentalmännchen, die nackend im Schnee sitzen, mit

Digitized by Google

den Zähnen klappern und stotternd sprechen: mir ist's heiß! Deutsche, seid nicht ein Herkules am Spinnrocken! Verlieret nicht Eure deutsche Masse! Laßt die Geschichte auftreten, sie wird Euch sagen, daß übertriebene Delikatesse allemal ein sicheres Kennzeichen vom Verfalle des wahren guten Geschmacks war. Warum sind viele Eurer Schriftsteller so langweilig? weil sie ihre Charaktere mehr aus den vornehmen Ständen als aus den niedrigen heben. Blitz, ist denn die Kirchweih schon vorüber, daß Alles so geschäftig ist, Brocken zu sammeln und Anthologien zu schreiben? Vater Klopstock, Prometheus Göthe, rettet uns von der Ueberschwemmung des Leipziger Meßkatalogs! Ich habe einen Hund, der Picilpuli heißt und heult, so oft ich ihm eine französische Chansonette vorsinge. Haben wir nicht Bach? nicht Gluck? Was soll der Tonkunst noch länger das Hanswurstkleid? Ich habe — sagt er fast prophetisch — eine Opera Buffa gehört von dem wunderbaren Genie Mezart; sie heißt La finta Gardiniera. Genieflammen zückten da und dort; aber 's ist noch nicht das stille ruhige Altarfeuer, das in Weihrauchswolken zum Himmel steigt — den Göttern ein lieblicher Geruch. Wenn Mozart nicht eine im Gewächshaus getriebene Pflanze ist, so muß er einer der größten Komponisten werden, die jemals gelebt haben.

„Nebst meiner Chronik", erzählt Schubart in seinem Leben, „habe ich in Ulm Vorreden zu verschiedenen Büchern, Einleitungen, Nachschriften, Aufsätze in's Ulmer Intelligenzblatt und in auswärtige Journale, verschiedene Gedichte, Klavierstücke u. s. w. versertigt." Unter diesen Aufsätzen verdient besonders einer unsere Aufmerksamkeit. Er ist betitelt: „Zur Geschichte des menschlichen Herzens" und steht im Schwäbischen Magazin auf das Jahr 1775, S. 30 ff. Der Hauptinhalt ist folgender: Ein Edelmann hatte zwei Söhne von sehr ungleichem Charakter. Wilhelm war fromm, wenigstens betete er, so oft man es haben wollte. Carl hingegen war völlig das Gegentheil, offen, ohne Verstellung, aber lustig und leichtsinnig. Beide Brüder bezogen zugleich die Universität. Wilhelms strenge Sitten erlitten keine Aenderung. Aber Carls heftiges Temperament wurde vom Strome ergriffen. Wilhelm schrieb's dem Vater und zog dem Bruder Verweise und Drohungen zu. Schulden und ein unglückliches Duell nöthigten Letzteren, bei Nacht und Nebel zu fliehen. Er folgte der Fahne des Mars, wurde Preuße, that immer brav, kam in's Lazareth und entschloß sich tugendhaft zu werden. Er schrieb den zärtlichsten Brief an seinen Vater. Wilhelm unterschlug ihn, und Carl erhielt keine Antwort. Da vertauschte dieser seine Montur mit dem Kittel und wurde anderthalb Stunden von dem Rittersitze seines Vaters Knecht eines Bauern. Bald nannte man ihn im ganzen Dorf nur den guten Hans und oftmals sprach er unerkannt mit seinem Vater. Einst war er mit Holzfällen im Walde beschäftigt. Da hört er ein dumpfes Geräusch, schleicht hinzu und sieht seinen Vater von verlarvten Räubern überfallen. Wüthend stürzt er unter die Rotte und befreit seinen Vater. „Wer ist mein Engel?" sagte dieser, als er die Augen wieder aufschlug. „Kein Engel, sondern ein Mensch hat gethan, was er als Mensch seinen Brüdern schuldig ist." Einer von den Räubern war gefangen genommen worden. Er gestand, als er verhört wurde, daß der Rädelsführer kein Anderer als der Junker Wilhelm gewesen sei, den der Vater zu lange gelebt habe. Da schrie der Vater: Keinen Sohn mehr? Keinen Sohn mehr? Ha, jene scheußliche Furie ist mein Sohn — und jener Jüngling mit Rosenwangen und dem sühlenden Herzen ist mein Sohn Carl, ein Opfer seiner Leidenschaften — dem Elend preisgegeben! Lebt vielleicht nicht mehr! — — Ja, er lebt noch, rief hier Hans, und krümmte sich Verzeihung suchend vor den Füßen des besten Vaters, Verzeihung nicht blos für sich, auch für den Bruder. — — „Wann wird einmal", schließt die Erzählung, „der Philosoph auftreten, der sich in die Tiefen des menschlichen Herzens hinabläßt, jeder Handlung bis zur Empfängniß nachspürt, jeden Winkelzug bemerkt, und alsdann eine Geschichte des menschlichen Herzens schreibt, worin er das Inkarnat vom Anstlize des Heuchlers hinwegwischt und gegen ihn die Rechte des offenen Herzens behauptet?" Der citirte Philosoph trat auf, schon zwei Jahre, nachdem dieß von Schubart geschrieben worden war. Im J. 1777 entwarf Schiller den ersten Plan zu seinen Räubern. Im J. 1781 erschienen sie im Druck und erfreuten als einer der ersten Lichtblicke das umnachtete Gemüth des gefangenen Schubart. Er ahnte nicht, was man mit ihm vorhatte, als ihm der General Rieger den Befehl ertheilte, eine Recension des neuen Schauspiels zu verfassen. Er that's, und bald darauf stellte ihm der General einen Herrn Dr. Fischer vor. Das Gespräch kam auf die Räuber. Schubart mußte seine Recension vorlesen, und in seiner Begeisterung äußerte er den Wunsch, den großen Dichter persönlich kennen zu lernen. „Ihr Wunsch ist erfüllt," sagte Rieger, und wies auf den angeblichen Dr. Fischer hin. „Ist's möglich?" rief Schubart frohlockend, „das also ist der Verfasser der Räuber?" Und mit diesen Worten fiel er Schiller um den Hals, küßte ihn und Freudenthränen glänzten in seinen Augen.

Mit der im Bisherigen geschilderten schriftstellerischen Thätigkeit verband sich bei Schubart auf geniale Weise das geselige Element. Denn wo verfaßte er seine Chronik? Im Wirthshaus am Liebsten, beim Bierkrug und einer Pfeife Tabak, ohne irgend welches Material, nur mit Hilfe seiner Belesenheit, seiner Erfahrung und seines Mutterwitzes. Um ihn her saßen dann seine lieben Ulmer Bürger, und es war ihm ein Leichtes, sich zwischen das Tiktirren hinein mit ihnen zu unterhalten. Eine derartige Scene hat Hermann Kurz in Schiller's Heimathjahren verewigt. Desgleichen findet sich diese Seite schön beleuchtet in Adolf Weisser's Schubart's Wanderjahren. Was alles stand nicht Schubart zu Gebot, um einen geselligen Kreis zu erschüttern! Eine staunenswerthe

Digitized by Google

Fertigkeit im Stegreifdichten, ein voluminöses Anekdotengedächtniß gepaart mit drastischer Erzählungskunst, endlich seine Meisterschaft auf dem Klavier. Eine Probe des groben — lange noch nicht des gröbsten — Geschützes, das er bei gutem Humor in der Gesellschaft spielen ließ, ist folgende Umische Ueberlieferung. Der Baumstarkwirth Becker hatte einen Saal bauen lassen, zu dessen Einweihung er eine Abendgesellschaft einlud. Auch Schubart kam, und bei seinem Eintreten wandten sich Aller Blicke nach dem Ofen, auf dem eine vom Kunsthafner Rommel verfertigte Büste stand, Schubart vorstellend, wie er eben von einem ganzen Schinken, seiner Lieblingsspeise, herunternagte. Doch Schubart brachte schnell die Lacher auf seine Seite, indem er sagte:

Hier sitzt Schubart der Leckre
Und speist ein Stück vom — Baumstarkwirth Becker.

Ein Muster des edleren Tones, den er ebenso leicht traf, ist die Wette, welche H. Kurz zwischen Schubart und seinem Verräther am Abend vor der Entführung spielen läßt. Scholl warf einen Ring in's Glas als Gegenstand und Preis eines Impromptu. Schubart, ohne sich zu besinnen, begann:

Zwei Götter können sich zusammen nicht vertragen,
Drum Plutus an die Hand und Bacchus in den Magen.

leerte das Glas auf einen Zug und steckte den Ring an den Finger. Aber eben so schnell zog er ihn wieder ab, gab ihn dem Amtmann und sagte:

Nicht das Metall, das glatt durch schmutz'ge Hände rollt,
Dem Dichter ziemt des Weins, der Saiten reines Gold.
Dieß nur gewähre mir, Apoll, und bleib mir hold!
Und nun, Herr Amtmann, hier! behalten Sie Ihr Gold.

Dieser letzteren Klasse von Einfällen mögen noch jene Strophen angereiht werden, die er einst auf dem Kranze des Münsters — wo auch jener prächtige Neujahrsgruß von 1776 entstand — auf die von der Arbeit heimkehrenden Taglöhner improvisirte:

Stärk den Müdern, der des Lebens Plagen,
Seine Lasten duldet — friedsam still,
Donner sollen den Tyrannen schlagen,
Der des Schweißes Frucht ihm rauben will!

Gib dem Mangel Speise, Trank und Hütte,
Gib dem Armen — ach mir bricht das Herz —
Gib dem Armen von des Reichen Fülle,
Linder Du des müden Pilgers Schmerz!

Von seiner Art zu erzählen sind seine Chronik und seine Selbstbiographie die beredtesten Zeugen. Bald gab er eigene Erfindung, bald Geschichte, bald Fremdes, bald Selbsterlebtes. So — um nur Eines anzuführen —, wie er auf dem Wege nach Heidelberg nur noch fünf Kreuzer in der Tasche hatte. Ein preußischer Soldat mit einem Stelzfuß bettelt ihn an. Da, braver Preuße, sagt er, hast, was ich habe! und zieht wohlgemuth weiter. Bei Kastell überfällt ihn ein Regen. Er steht in einem Landhaus unter. Man nöthigt ihn einzutreten. Eine Baronessin spielte den Flügel. Als sie aufstand, setzte sich Schubart und fieng an zu phantasiren. Alles lauscht, und wie er aufhört, steht der Herr des Hauses hinter ihm und reicht ihm gerührt die Hand. Und der zu Fuß ohne einen Kreuzer Geldes gekommen war, fuhr mit Empfehlungen in der Tasche und von vier Schweißfuchsen gezogen nach Heidelberg. — Bei den Feierlichkeiten, die mit dem Schwörtage verbunden waren, oder wenn Kreisversammlung abgehalten wurde, pflegte Schubart im Baumstark Konzerte zu geben. Denn in der Musik fand er stets das höchste Labsal seines Lebens, und der berühmte Orgelspieler Vogler sagte: „wer nicht weiß, was Genie ist, der komme und höre Schubart eine Fuge spielen oder zum Abendmahl phantasiren.“ Gewöhnlich fieng er ziemlich ruhig an, allmählig aber gerieth er in ein Feuer, worin er sich selbst und Alles um ihn her völlig vergaß. Warm wie das Leben stieg es ihm dann aus dem Herzen empor, und er sagte einst, wenn dieser Hauch des Himmels über ihn komme, sei ihm so wohl, daß er wünschte, in einer dieser Verzückungen einmal sterben zu dürfen. Nur durfte man ihn nicht die Absicht merken lassen, daß man ihn hören wolle, oder gar sprechen, während er spielte; das mindeste Geflüster konnte machen, daß er plötzlich abbrach und für die Gesellschaft den ganzen Abend verloren war. Ein hierauf bezüglicher Vorfall soll sein Unglück mitverursacht haben. Der kaiserliche Minister, General Ried, glaubte ihn zum Spielen kommandiren zu können. Schubart erklärte, der Flügel tauge nichts, und blieb unerbittlich. Die Folge davon, sagt Schubart, sei gewesen, daß sich der General von seinen Religionsverwandten gegen ihn habe gewinnen lassen. Strauß legt das Hauptgewicht auf den Haß der Jesuiten, die unter Anderem auch seinen Enthusiasmus für Friedrich den Großen in Wien ausgebeutet haben mögen, wozu weiter Sticheleien kamen, die sich Schubart gegen den Herzog Carl und Franziska erlaubte, z. B. das Epigramm:

Als Dionys von Syrakus
Aufhören muß
Tyrann zu sein,
Da ward er ein Schulmeisterlein.

Doch ehe wir diese schwarze That sich vollziehen sehen, möge noch in Kürze zweier Männer gedacht werden, die einen bedeutungsvollen Einfluß auf Schubart's Leben in Ulm ausgeübt haben.

Der Eine ist der schon genannte J. M. Miller, Schubart's zweites Gewissen in den guten Tagen und später im Unglück der engelgleiche Freund und Berather der verlassenen Familie. Er war um die Zeit, da Schubart nach Ulm übersiedelte, von Göttingen in seine Vaterstadt zurückgekehrt und legte bald darauf die Eindrücke, die er in dem schwärmerischen Freundschaftsbunde mit Voß, Hölty, Stolberg, Bürger empfangen hatte, in dem berühmt gewordenen Roman „Siegwart“ nieder. Wie sehr Schubart den Umgang mit dieser geistigen Natur zu

Digitized by Google

Druck von Brockhaus & Avenarius in Leipzig.

Im Gewitter.

Verlag von *Kraus & Hoffmann* in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

schätzen wußte, bezeugt das Denkmal, das er dem Freunde in seiner Lebensbeschreibung gesetzt hat. Mit ihm und einem kleinen Kreise Gleichgesinnter, in dem wir wieder dem oben genannten A. Wolbach als Agenten des Philanthropismus, ferner den Namen Kapoll, Bachmaier, Köhler begegnen, verbrachte er seine genußreichsten Stunden; da zog es ihn aus den Wirthshausdampfe hinaus in Gottes Natur, und die Starkgeisterei wich den Dankgefühlen gegen Gott und gute Menschen.

Der Andere ist ein fast verschollener Name, der grauenvolle Erinnerungen heraufbeschwört. Joseph Rickel, geboren in Oerenstein unweit Ulm, war von den Jesuiten erzogen und zum Studium der Theologie bestimmt worden, als ihn die Schriften Voltaire's in eine andere Bahn warfen. Schon als die Gaßner'schen Geschichten in der Gegend von Ulm spukten, ließ er seiner Entrüstung freien Lauf und erregte durch seine kecke Sprache großen Anstoß. Als er in der Folge mit Schubart bekannt wurde und offen für ihn Partei nahm, kam er in den Geruch eines Ketzers. Eine ungerechte Verhaftung goß bei ihm Oel in's Feuer. Er schalt laut auf die Beamten als Volksbetrüger und Glaubensdespoten und ergoß sich in Spott über religiöse Dinge. Am 27. April 1776 gieng er mit einem Bekannten nach Biblingen in's Klosterbräuhaus. Als er Abends nach Ulm zurückkehren wollte, wurde er festgenommen und in's Gefängniß abgeführt. Man hielt ihm gotteslästerliche Aeußerungen vor. Er bat, man möchte ihn sich vertheidigen lassen. Es wurde ihm nicht gestattet. Nach sechswöchentlicher Gefangenschaft erhielt er eine Vorladung vor den Klosterkonvent. Das Urtheil lautete auf den Tod. Am 1. Juni, Morgens 8 Uhr, wurde er auf die Richtstätte, die Anhöhe an der Iller eine halbe Stunde von Biblingen, geführt, ein hölzernes Kruciix in den Händen und von zwei Kapuzinern begleitet, nachdem ihm vor dem Amthaus in Biblingen eine Schrift verlesen worden war, wornach er als veritabler Gotteslästerer, der sich gegen die göttliche Majestät, die heilige Mutter Gottes, den heiligen Joseph und besonders gegen die heilige Magdalena versündigt habe, die gerechte Todesstrafe verdiene. Das Stäbchen wurde gebrochen, und der Scharfrichter versah sein Amt. Am Fuß der Richtstätte war ein Scheiterhaufen errichtet, auf ihn wurde die Leiche gelegt und die Asche in die Iller gestreut.

Welch eine That! Und doch durfte die deutsche Chronik es nicht wagen, sie auch nur mit einem Wort zu berühren. Der Nächste, der braten muß, hieß es, ist der Schubart! Er erhielt Warnungen von Freunden, Drohungen von Feinden. Auch die Ahnungen seiner Seele klangen wieder düster an. Er war auffallend ernst und stand meist schon um 10 Uhr Abends vom Wirthstisch auf. „Was ist dir?“ fragte ihn sein Freund Kapoll. „Ich sehe wieder im Traum die schwarzen Kutten“, antwortete er, „sie martern mich mit ihren Rägeln, und wenn ich sie um den Tod bitte, so antworten sie: wir tödten nicht plötzlich, wir martern unsere Feinde langsam zu todt!“ Kapoll wollte ihm den Traum weglachen, aber Schubart blieb dabei.

Den 22. Januar 1777 kam der Klosteramtmann Scholl von Blaubeuren zu Schubart und lud ihn zum Mittagessen in den Baumstark. Schubart nahm die Einladung an, ging mit seinem Todesengel in den Gasthof, und achtete nicht auf den furchtsamen Ton, in welchem derselbe ihn aufforderte, am andern Morgen mit ihm nach Blaubeuren zu fahren, sein Schwager sei da und wünsche ihn kennen zu lernen. Abends gab Schubart noch ein Konzert. Nach demselben holte ihn seine Frau ab, und als er sie fragte, warum sie so schwermüthig neben ihm hergehe, antwortete sie: „Ich weiß nicht, wie mir ist!“ und weinte. Er beruhigte sie, und schlief so sanft als schon lange nicht mehr. Der Tag brach an, und bald klimperte auch schon der Schlitten vor dem Haus, der ihn in den Baumstark führen sollte. „Leb wohl, Weib!“ Sie erblaßte, und ihr letztes Wort war: „Kann denn dieser Fremde nicht zu Dir kommen?“ Er eilte die Treppe hinunter und bestieg den Schlitten. Sein Sohn, dem das Liktorgesicht des Amtmanns wie Wurmsamen zuwider war, schrie ihm aus dem Fenster nach: „Papa, kommen Sie bald!“ Etliche Augenblicke hielt er sich noch im Baumstark auf, dann flog er an der Seite seines Verräthers über die beschneiten Gefilde hinweg. Als sie eine Stunde von Ulm entfernt waren, veränderte der Amtmann so sehr seine Miene und Sprache, daß Schubart anfieng, Argwohn zu schöpfen. Er war ein starker Mann, der Amtmann ein ledernes, ausgetrocknetes Männlein: was wäre leichter gewesen, als den Buben auf's Pflaster zu setzen und dem Ulmischen Kutscher Rechtsum zu kommandiren. „Warum thaten Sie es nicht?“ konnte man ihn später fragen. „Ich schämte mich“, war die Antwort, „und hielt meine Ahnungen für hypochondrische Grillen.“ Die Burgtrümmer bei Blaubeuren beschäftigten seine Phantasie, als der Schlitten vor dem Hause des Amtmanns hielt. Schon der Eintritt in's Zimmer verkündete nichts Gutes. Kein Willkomm, Alles still wie in einem Leichenhaus. Ein Mädchen saß an der Kunkel und sah mitleidig den Ankömmling an. Er nahm ein Buch vom Gesimse — da öffnete sich die Thüre, und herein trat der Major von Varenbühler mit dem Oberforstmeister, dem Oberamtmann und dem Klosteramtmann, und kündigte ihm im Namen des Herzogs Arrest an. Schubart hielt's für Scherz — denn er war mit Varenbühler von Ludwigsburg her genau bekannt —, aber er erfuhr bald, daß es bitterer Ernst sei. „Ich hoffe“, sagte er mit Festigkeit, „der Herzog werde mich nicht ungehört verdammen, noch weniger mich im Kerker verfaulen lassen“. Varenbühler antwortete nichts, aber seine Mienen zeigten unverstelltes Mitleid. Der Oberförster blieb kalt, ihm war ein Fang nichts Neues. Der Oberamtmann drückte ihm brüderlich die Hand, sprach ihm Muth ein und gab

Digitized by Google

ihm seine Handschuhe auf die Reise*). Scholl aber gieng im Zimmer herum und wimmerte: „Mir ist's leid, ach Gott, mir ist's leid!“ Vor dem Hause hatte sich inzwischen neugieriges Volk geschaart, das der Abführung des Missethäters zusehen wollte. Der Wagen donnerte über das Pflaster. „O mein Weib, o meine Kinder!“ seufzte Schubart. Er sollte sie lange, bange Jahre nimmer sehen.

Zehn Jahre später, im November 1787, hatte sich wieder eine Volksmenge um einen Wagen geschaart, der vor dem Gasthof des Greifenwirths Schuler in Ulm gehalten hatte. „Der Schubart ist wieder da!“ tönte es von den Lippen, und die Freudennachricht durchflog mit Windeseile die Stadt. Noch lebt in Ulm ein ehrwürdiger Greis, Herr Schulmeister Troßtel, der als zehnjähriger Knabe ein Zeuge dieses Jubels mit seinem Vater unter dem Volke stand, das den Greisen umlagerte und nach dem Fenster hinaufschaute, an dem sich hie und da ein beleibter Mann mit einer langen kölnischen Pfeife zeigte — Schubart. Der Dichter selbst hat diese Reise in einem von Strauß mitgetheilten Briefe unnachahmlich schön beschrieben, seine Einkehr in Luzhausen bei dem Amtmann Kiderlen, den Empfang, den ihm seine Freunde bereiteten, den Jubel bei dem Konzert, das er gab, die Bewirthung bei dem Oberbürgermeister von Besserer, den Besuch bei dem philosophischen Pflugwirth, der unter dem Strudel von Meggern und Leinewebern Mendelsohns Morgenstunden zu lesen gewohnt war, den schweren Abschied von dieser traulichen Stadt, in der sich die Grenzlinien der verschiedenen Stände im herzigen Du wie Epheu und Rebenranken zusammenschlingen. Lebe wohl, tönte es aus der Tiefe seines Herzens hervor, du liebes deutsches Ulm, und gedenke meiner! — Werden die Enkel dieses Abschiedswort des Lieblings ihrer Väter unbeantwortet lassen? Wird Ulm in der Pflege des Andenkens Schubarts hinter Obersontheim zurückbleiben?

*) Schubart nennt den wackren Mann in seinem Leben Oettinger. Ein Augenzeuge des Vorgangs hat in seinem Exemplar diesen Versloß berichtigt: er hieß Georgi.

Alpenwanderungen in Piemont.

Von **Ludwig Gantter.**

(Fortsetzung von Seite 171.)

2. Das Anzascathal.

Bogogna hat eine entzückende Lage in einer üppigen Thalmulde, umschlossen von Bergen, an deren unterem Saume Waldgruppen von Kulturbäumen weißschimmernde Ortschaften durchblicken lassen. Saftige Triften wölben sich darüber und hohe Felsenbänder kuppen die Vorberge von den hintern Bergreihen ab, die heute vom Sonnenglanz zu einer einzigen Gebirgswand zusammengegossen sind und nicht ahnen lassen, daß wenn ihr harmonischer Duft von Regenschauern oder von Wolkenschleiern weggespült wird, sich die stark profilirten Berghäupter in abstehenden Paralleln hintereinander vorschieben. Aeußerst malerisch erhebt sich das alte Schloß, welches das Städtchen überragt, mit seinem schwermassiven viereckigen Thurm und seinen hanzähnigen Zinnen und abgeschrägten Mâchecoulis — stummen Zeugen der heißen Kämpfe, in welche die Bewohner dieses Thales wegen der blutigen Fehden zwischen der mailändischen Herrschaft und der Schweiz im 15. Jahrhundert hineingerissen wurden. Die Geschichte hat die Heldenthaten des Petermann Rysig aus Schwyz in ihre ehernen Tafeln eingegraben, welcher mit einer Handvoll Freiwilliger die Mailändische Besatzung aus Domo d'Ossola vertrieb und sich Monate lang gegen die zur Belagerung herangezogene Heeresmacht hielt, bis mitten im Winter 15,000 Schweizer über den Gotthard, die Grimsel und den Gries ihm zu Hülfe eilten und er das ganze Eschenthal den sieben Schweizerkantonen unterwarf.

Die linde elastische Luft bewog uns, unser Frühstück auf der Altanengalerie zu nehmen, die den Hof im Viereck umzieht. Ein herrlicher Feigenbaum überwipfelt unsern Imbiß. Ein wuchterndes Rebengelände, in dessen Festonen sich die Hofhühner wiegen, lehnt sich an ihn an. Die Tochter des Hauses, die gerade darunter unsere Schuhe einschmiert, ist ein wahres Factotum; sie vereinigt das Amt eines Garçon, eines Fachine, eines Stubenmädchens, einer Köchin — sie hatte uns den vortrefflichen surrogatlosen Kaffee gemacht — mit der Würde einer Allergütentochter und dem Anstande eines gebildeten Frauenzimmers. Als wir ihr unser Kompliment über ihre Geschäftigkeit machten, sagte sie: „Già, è una bagatella per me. Bei uns kehren wenige Forestieri ein. Alles fährt an unserem Bogogna vorbei, da die Simplonstraße nicht durch die Stadt selbst führt, und wer von Domo d'Ossola nach Macugnaga reist, fährt nicht über die fliegende Brücke zuerst zu uns herein, um nachher wieder über den Fluß nach Pie di Mulera zu setzen, und wer von Macugnaga zurück kommt, läßt uns auch

Digitized by Google

beiſeite und nimmt den Weg über die Fähre bei Migiandone nach Ornavaſſo.“

Und doch verdient Vogogna dieſe Vernachläſſigung nicht. Denn ſchon hier überzeugt man ſich von der Wahrheit des Ausſpruches eines geiſtreichen Reiſenden: Italien beginne da, wo ſeine Landſtraßen aufhören. Ein Gang durch das freundliche, reinliche Städtchen brachte uns zu der Kirche, deren romaniſcher Styl ihr hohes Alter verkündet. Außen am Portal befinden ſich zwei intereſſante Steinbilder, von welchen eines den heil. Chriſtophorus darſtellt. Die Friesen der Kirche ſind ſtark hohlkehlig geriffelt. Auch das alte Schloß verdient einen Beſuch. Noch wohnbar dem äußeren Anſcheine nach, iſt es doch unbewohnt. Die Leute fürchten ſich, darin zu wohnen, nicht etwa wegen ſpukender Geſpenſter, von denen ja der nachtſcheue Italiener nichts weiß, ſondern wegen der einſturzdrohenden Baufälligkeit. Die Einwohner zeigten durch ihr freundliches Benehmen, wie willkommen ihnen Fremde ſind. Gewiß könnte man hier ein paar Tage recht glücklich verträumen, denn die Luft iſt ſo balſamiſch, die Berge ſind ſo maleriſch aufgeworfen, die Spaziergänge in die benachbarten Ortſchaften und auf die Bergtriften ſind ſo lockend, und Signorina Carlotta in der Corona iſt ſo dienſtgefällig und verdirbt das Aroma des Kaffee's durch kein Surrogat, daß man nach dem Ueberſchreiten des Moro- oder Turlopaſſes, nach den Beſchwerden der Monteroſaerforſchung ſich hier wohl einige Ruhe gönnen darf, ehe man dem embarras de richesse entgegeneilt, mit dem der Lage maggiore und der Comerſee den allzuſtüchtigen Wanderer erdrücken.

Da wir nicht gewiß waren, ob wir nach unſerer Wanderung durchs Anzascathal wieder hieher zurückkommen würden, indem ein wegſamer Bergpfad von Ponte Grande aus über den Col di Campella in's Stronathal an den Ortaſee führt, ſchickten wir unſer Gepäck nach Omegna voraus — Carletta hatte es eigenhändig gepackt, in einen großen Sack geſteckt und an den Signore Cerutti, Beſitzer des Albergo Muſchini daſelbſt adreſſirt — und nahmen Abſchied, verlegen, ob wir der Tochter des Hauſes eine buona man, zu deutſch ein Trinkgeld reichen dürften. Aber treu ihrer Factotumrolle nahm ſie die dargebotene gute Hand an, und rief uns dankbar ein glückliches a rivederci nach.

Als ich zum Städtchen hinauswanderte, war es mir ſo leicht, daß mich alle die lieben Wanderlieder der Heimat umſchwirrten, von Joſeph Gersbachs jugendliederfeligem Wandervöglein hefte, mit Uhlands Apfelbaumſtimmung bis zu Stephen Hellers unſtäten, haſtig ungeſtümen, manneſchmerzlichen Wanderſtunden am Klavier. Nur die Studentenlieder kamen mir nicht in den Sinn, ſie paſſen nicht für die Modulation einer italieniſchen Alpenwelt, ebenſowenig Schuberts Wanderer, der in der Fremde ſo ſtarkes Heimweh fühlt.

Wir hatten eine gute Strecke rückwärts, Domo d'Oſſola entgegen, zu wandern, bis wir an die Toſafähre kamen. Die halb eingeſtürzten Brückenpfeiler ragten heute nicht mehr geſpenſterhaft, ſondern wie die Aquäduktruinen der Campagna von Rom, harmoniſch mit der ſonnigen Landſchaft verwoben, aus der pfeilſchnell hinabſtrömenden Toſa hervor. Vor der Erbauung der Simplonſtraße befand ſich der Ueberfahrtsplatz ganz nahe bei Vogogna, welches auch ohne Zweifel ſeinen Namen von vogare (rudern) erhielt. Unſer Ferge, der in einem freundlichen Häuschen am Ufer wohnt, war ein heiterer Geſelle, dem der Einſturz der Brücke höchſt willkommen war. Er hofft, daß die Brücke nie wieder hergeſtellt werde; es ſei ja doch unnütz, der Strom werde ſie wieder einreißen. Bei ihm hieß es demnach nicht: après nous le déluge, ſondern vorher!

Vom Fluß aus hatten wir eine gute warme Strecke quer über die Thalſohle zu wandern, bis wir das an der Mündung der Anzaſchlucht hoch aufſteigende Dorf Pie di Mulera erreichten. Mit lautem Getöſe eilt die Anza aus der Schlucht heraus der Toſa entgegen, früher auch hier noch ein umbändiger, wilder Gebirgsfluß, die Thalſohle bis zur Mündung mit Steingraupeln und Bergſpülicht überſchüttend, jetzt aber durch zwei hohe, lange Dämme eingezwängt, zwiſchen denen ſie mißmuthig über die verlorene Freiheit, aber unſchädlich dahinrollt. Auch der Wanderer wird mißmuthig über den langgeſtreckten, ſchattenloſen Dammweg, zumal wenn er zur Mittagsſtunde darauf zu wandern hat. Eine neue zweibögige Brücke führt in's freundliche Dorf und zu der neuen Fahrſtraße, die durch das ganze Anzascathal gebaut werden wird, bei unſerem Beſuche aber erſt bis Ponte Grande vollendet war. Der alte Saumpfad konnte dem abſchüſſigen Ufer der Anza nicht folgen, weil ſchroffe Felſenbrauen hier vorſprangen, und man mußte bis zu Cima di Mulera ſteil hinaufſteigen und ebenſo beſchwerlich wieder herab nach Caſtiglione. Die neue Straße durchbricht die Felſencontine in zwei hochgewölbten Galerieen und umzingelt ſcharfeckig ſich einfreſſend noch lange die ſteile Bergwange, welche jedoch nicht immer kahl iſt, ſondern herrliche Einniſtungen von Kaſtanien-, Feigen- und Nußbäumen in ihren runzligen Falten birgt, in deren Schatten wir einigemal raſteten, beſonders an Stellen, wo die Anza tief unten pocht und kocht, und der Blick durch die Thalſchlucht noch hinüberſchweifen kann auf das maleriſche Schloß von Vogogna und auf die kräftigen Umriſſe der Gebirgsſtöcke, welche das Toſathal vom Langenſee trennen und zu deren engeſchnürten Thalgründen ſich ſelten der Luſtwanderer verabwegt.

Trotz des bezaubernden Rückblickes konnten wir bei einer ſolchen Raſt das pedantiſche Wortklittern nicht laſſen, denn in dem Reiſebuch des Reverend Mr. King ſteht, der Namen Mulera ſtamme von dem Wort Muller her, welches im deutſchen Dialekte von Macugnage ſo viel bedeute als ſteiler, ſchroffer Fels, während es und dünken wollte, das Wort komme von mulo, Maulthier her, weil hier der Saumpfad in's Anzascathal ausſtieg. Auch ſtand

Digitized by Google

Mulera gewiß ſchon lange, ehe die deutſchen Einwanderer ſich im oberſten Theile des Thales niederließen. Schon zu den Zeiten der Römer wurden die Goldbergwerke im Anzascathal betrieben, und hier, am Eingang war gewiß ſchon damals ein Wohnort. Aus dieſem Grunde bringt Brockedon in ſeinen Passes of the Alps den Ort Mulera mit den Ictimuli in Verbindung, von denen Plinius erzählt, ihre Goldminen ſeien ſo übermäßig ausgebeutet worden, daß der römiſche Senat ein Geſetz erlaſſen habe, nach welchem nicht mehr als 5000 Menſchen dazu verwendet werden durften, damit nicht die Zöllner zu reich werden und der Preis des Goldes zu ſehr ſinke. Dieſe Ictimuli ſind aber nach der Meinung d'Anville's im oberen Seſiathale zu ſuchen. Gräſſe bringt in ſeinem Orbis latinus den piemonteſiſchen Marktflecken Victimolo als heutigen Namen Ictimuli und ſo wird Mulera zu deutſch wohl Maulſtaig heißen dürfen.

Hat man auf der im Vergleich zur Simplenſtraße zwar etwas ſchmalen, aber doch mit umſichtiger Ingenieurkunſt angelegten Paßſtraße ſich über die Anzaſchlucht erhoben, ſo dehnt ſich eine ſöhlige Thalſtrecke bis gegen Caſtiglione hin, das weißſchößig in dem ſaftgrünen Teppich einer baumbuſchigen Hügellandſchaft eingewirkt iſt und deſſen hoher Kirchthurm mit ſeiner zinnblechenen zwiebelförmigen Kuppel wie eine eingeflochtene Glasperle heraufblitzert.

Kurz ehe wir Caſtiglione ſelbſt erreichten, ſchien eine hohe Cumuluswolke im Hintergrunde des Thales ſich aufzuballen. Da wir in einigen Reiſebüchern geleſen hatten, daß der Monteroſa erſt bei Ponte Grande ſichtbar werde, ſo erregte dieſes Wolkenbild unſere Phantaſie nur zu der Frage, ob wohl der Monteroſa bei Ponte auch ſo hoch aufgethürmt und ſo ſchneeglänzend uns überraſchen werde. Die Wolke bannte aber unſere Blicke dergeſtalt, daß wir für nichts Anderes mehr Augen hatten. Da ſchien plötzlich das Dunſtbild ſich wie eine Pſyche zu entpuppen. Vier weichanſchwellende Spitzen glänzten im ſonnigen Licht, das durch die braunen Felſenwände des Tmrle und Egua zum Kryſtallglanz geſpannt war. Es war die Königin der Alpen ſelbſt, welche zur Strafe unſerer Bücherweisheit dies neckende Gankelſpiel mit uns getrieben hatte. So hochthronend, als Hintergrundbild, ſahen wir ſie nie wieder, ſelbſt nicht in Ponte Grande, bis wir ihrem Thronſtolobate ſo nahe gerückt waren, daß uns der Ausblick ſchwindelnd machte. Wohl darf man den Monteroſa die Königin der Alpen nennen. Der Montblanc iſt und bleibt the Monarch of the Alps, auch wenn die Geiſter in Byrons Manfred ihn nicht dazu erkoren hätten. Selbſt das Volk ſagt nie Il Monte Rosa, ſondern ſtets La Montagna, und zwar par excellence. Die Gründe für das Genus feminini des Berges können jedoch erſt erwogen werden, wenn er unſerer Betrachtung näher gerückt ſein wird.

Daß dieſer erſte Blick auf den Monteroſa — den jedoch Otto Roquette ſchon vom Toſathale aus geſehen zu haben behauptet! — ſelbſt in einem Bädeker nur mit den dürren Worten „im Hintergrunde der Monteroſa“ erwähnt wird, iſt auffallend, denn ſo überraſchend himmelanſteigend, ſo wahrhaft majeſtätiſch erſcheint der Montblanc kaum, wenn er im Arvethal auf dem Pont St. Martin zum erſtenmal ſich dem Wanderer enthüllt — und doch mit welchen glühenden Farben ſchildern und pinſeln Impreſſioniſten und Maler den ſo berühmten Anblick. Nur auf der italieniſchen Seite, wenn man auf dem Wege von Aoſta nach Courmayeur zu dem ſcharfeckigen Felſeneinſchnitt bei Ivrogne gelangt, erſcheint der Montblanc noch großartiger.

In Caſtiglione hielten wir uns nicht auf, die Luft war ja leib- und ſeelſtärkend. Außerhalb des Fleckens Galasca ſteht eine Oſteria, daneben ein kleines Café, das einem Maler in dem Augenblick als wir daran vorbeikamen, den Stoff zu einem reizenden Stilllebenbilde hätte geben können. Eine Mutter ließ ihren Bambino an der Stange des Zeltdaches, das vor dem Café ausgeſpannt iſt, hinaufklettern. Das Kindlein, halb vor Freude jauchzend, halb erſchrocken vor Angſt, wenn die Mutter Miene machte, ihre Hand von ihm loszulaſſen, verſuchte doch mit Händchen und Beinchen ſich anzuſchmiegen und anzuklammern. Mit der ſtrahlenden Freude auf dem Antlitz der Mutter kontraſtirte die Spannung einer Bäurin, die mit einem lebensgroßen Quarkkorbe auf dem Rücken dabeiſtand, und in deren Angeſicht die Mienen des Kindes ſich abſpiegelten, bis ſie ſelbſt Angſt bekam und ausrief: basta cosi! Wäre ich Maler, ſo hätte ich jetzt ſchon zwei Genrebilder in meinem Portfolio — die lumpigen Murillos zu Sfella, Nr. 1, und dieſer Bambino, deſſen Mutter von einem Fra Bartolomeo oder Luini gewiß in eine Madonna verwandelt worden wäre, zumal ganz nahe bei Galasca die Kapelle der Madonna dell' Aſſunta ſteht; oder vielmehr ſcheint ſie gegen einen ungeheuren Felsblock ſich anlehnend in der Luft zu ſchweben, indem tief unter ihrem ſimsartigen Grundpfeiler ſich die ſchäumende Anza in den Felſen eingewühlt hat. Kein Wunder, daß dieſer Kapelle eine Mirakellegende anklebt.

Gleich darauf wieder Ueberraſchung! Aus dem Val Bianca ſtürzt ein herrlicher Waſſerfall hart an der Straße herab, zwar nicht in vielen Abſätzen, aber waſſerreich und über einen von Kaſtanienwipfeln und ſammtenen Raſen eingerahmten Felſen herunterſchießend. Unten wird ſo eben an einer Brücke über das Gießwaſſer gebaut. Es lohnt ſich der Mühe, einige Schritte von der Straße abzulenken und von dem naſſen Wieſenhang aus die Pfeilzacken des milchweißen Sturzes an der Felswand abprallen zu ſehen. Otto Roquette ſchildert mehr phantaſiereich als naturgemäß, wie „dieſe ungebändigte Tochter der Alpen im wilden Tanze von Fels zu Fels ihrer brauſenden Schweſter entgegenſtürzt. Mit ſchneeweißen Titanenarmen umfaſſen ſich die unbändigen Kinder des Gebirges, ringen im tobenden Willkommen miteinander und nachdem ſie ihre Kräfte gemeſſen, ſtürmen ſie mit dämoniſchem Ungeſtüm gemeinſam durch die

Digitized by Google

dunkle beschattete Tiefe." Mit der Anza, welche hier so breit ist, wie der Mittelrhein bei Medels kann sich die rinnenschmale Bianca so wenig messen, als der Reichenbach mit der Aare oder die Pissevache mit dem Rhodan.

Es zeigen sich nun bald mehrere Paßberge. Zuerst die Bergrinne des Val Serpiana, durch die ein Pfad nach Campello im Val Strona führt, sodann die Thalfurche hinter Banio, zum Col Reccketta ansteigend, über welchen man nach Rimella in's Val Mastalone hinabsteigt, sodann das schon bei Castiglione herunterschauende Col d'Egna nach Carcoforo und Val Sermenta führend und endlich der Turlopaß, einer der ödesten Gebirgspässe der vom oberen Anzascathal den von dem langwierigsten Tagmarsche ermüdeten Wanderer in's Sesiathal nach Alagna bringt. Lauter Cols, die in neuester Zeit von englischen Lustreisenden häufig überschritten werden.

Schön ist auch der letzte Rückblick auf die Schultern der Gebirge, die in's Tosathal abfallen, namentlich auf die zerstgten Marmorberge von Candoglia, über denen sich ein mattblauer oberitalischer Nachmittagshimmel wölbte.

Bei Ponte Grande hat die Anza ein fast spiegelebenes Bett, sie scheint hier ihre Kräfte sammeln zu wollen, sich gleichsam zusammenzunehmen, ehe sie ihre abschüssige Bahn gegen das Tosathal hinab antritt. Zwischen hohen Docht- und Knotenbinsen spannt sich ihr Wasser. Fröhliche Najaden raschelten im Binsengesäusel — keine mythologischen Strandläuferinnen, sondern muntere Binsenmädchen, die scheinbar aus dem Wasser tauchend mit wackelnden Köpfchen und halmigen, von Arbeit wedelnden Aermchen selbst wie metamorphosirte Binsenkolben erschienen — eine hübsche Staffage zu der großartigen Natur dieses Thalabsatzes bildend. Hunger und Müdigkeit gönnten uns keine Zeit, der Arbeit dieser Kinder zuzusehen — wir stiegen die steinernen Stufen des Albergo hinauf, der ohne Namen über der Thüre, ohne Schild an der Eckwand sich dennoch durch die ihm entströmenden Wohlgerüche sastiger Speisen unverkennbar offenbarte. Er ist wie die meisten Häuser dieses Ortes massiv gebaut und hat jenes, durch hervortretende Anbauten, offene Gänge, bedeckte Galerien und hohe Arkaden hervorgebrachte Gemisch von Zimmer- und freier Luft-Leben, das der Engländer so bezeichnend a charming in and outness nennt — ein reizendes halb drinnen, halb draußen. In unserem Albergo war übrigens das Draußen reizender als das Drinnen; denn auf dem Boden des Speisesaales lag ein Schmutz, hoch genug, um darüber stolpern zu können; die Tische theils ungedeckt und mit schmierigen Verlängerungsbrettern ausgedehnt, theils mit Tischtüchern bedeckt, die mit Senf und Oel besudelt, von verschüttetem Weine geröthet und mit Fischgräten und Wurstschänchen bestreut waren, an die Worte des Propheten Jesaias erinnernd:

Denn alle Tische sind voll Speiens und Unflats an allen Orten.

Um in diesen Saal zu gelangen, muß man zuerst durch die Küche, in welcher die Nüstern des hungrigen Wegfahrers durch fleischige Dämpfe zur schärfsten Sinnesthätigkeit sich aufblasen, dann durch das Schenkzimmer, in welchem eine lärmende Gesellschaft von Anzaskern die Güte des Kellers verräth, und nachdem der Magensaft so stimulirt worden ist, stößt man auf diesen Schmutz, bei dem sich der Magen umwenden muß. Selbst dem friedfertigen, fromm resignirten J. G. von Wessenberg lief bei solch italienischem Schmutze die Galle über und er brach in die unbischöflichen Worte aus:

Bei deines Himmels reiner Aetherbläue,
Italia! beschwör' ich dich:
Entsage deinem Schmutz! er ziemt für Säue,
Doch nicht für deine Söhne sich.
Empfinden diese denn nicht Scham und Scheue,
So unterm reinsten Himmelszelt
Zu sein wie Hottentotten, als entweihe
Der Schmutz die Gottesgabe nicht?

Da das jetzige italienische Parlament so manche Herkulesarbeit zu überwinden im Stande sein wird, so dürfte es auch die Reinigung dieses Anzasstalles unternehmen und Sanitätspolizeiverordnungen treffen, denn es ist wahrhaft grausenerregend, wie oft in den schönsten Gasthöfen großer Städte nicht einmal die Latrinen benützt werden können, wegen des darin aufgespeicherten Unflats.

Auf unsere dringende Bitte brachte uns die reinlich gekleidete Wirthin ein frisches Tischtuch und setzte uns treffliche Salami, cotti e crudi, sodann ein Pollastro con risotto alla milanese und eine bottiglia di vino piemontese, wirklich di prima qualità vor.

In neuester Zeit ist der Albergo bedeutend erweitert und in ein großes Hotel umgewandelt worden. Aber auch Mr. King nennt ihn (1858) a combination of filth with pretension and discomfort of every kind, und empfiehlt die kleine Osteria zu Calasca. Auch Mr. Hinchcliff schimpft über den Wirth, der ihm glauben machte, es gäbe keine Pferde im Orte, um ihn zum Uebernachten zu zwingen. Nur die Lady, die ihre Tour um den Monterosa anonym, also sub rosa (1859) hat erscheinen lassen, vertheidigt das Haus, und meint, da Victor Emanuel darin geschlafen habe, könnten auch bescheidenere Leute es wagen. Die Betten seien reinlich, nur sei ihr Schlafzimmer über dem Stalle gewesen und da habe ein widerlicher Geruch ihre Nachtruhe gestört. So wäre ja dieser Gasthof schwindsüchtigen Reisenden bestens zu empfehlen.

Und nun schnell auf die hochgewölbte Brücke — zu der wundervollen Thalansicht, die selbst Sanssure über die berühmte Aussicht auf den Montblanc zu Sallenches stellt.

Wie es Gesetze gibt, denen sich die Schönheitslinie der Plastik und der Perspektive anzumessen hat, so bildet sich der ästhetische Sinn auch Gesetze, nach denen er die Umrisse der Gebirgserhebungen in sich aufzunehmen sucht. Wie die pyramidale Construktion als eine mit der Höhen- und Fernperspektive zu-

Digitized by Google

sammenfallende und in sich abgeschlossene Form von vielen Künstlern zu Grunde gelegt wird, so sind wir gewohnt, diese Form auch in den Naturansichten der Alpenwelt als die schönste anzuerkennen. In dieser Hinsicht entspricht der Montblanc bei Sallenches unsern Begriffen der Schönheitslinie vollkommen. Hoch erhebt sich sein schiefsovales Haupt aus dem Grand Plateau und in ächter Pyramidenform senkt sich links der Tacul, die Aiguilles du Midi, de Blaitère und de Charmez und rechts die Aiguilles du Goute, de Bionassay, Miage und Trelatête in der Perspektive an seinen Seiten ab. Eine ganz andere Form hat der Monterosa vom Angascathal aus. Er erscheint eher wie ein Wölbungsbogen, aus dem sich die Höchste Spitze mit der Zumsteinspitze links und dem Nordend rechts nicht als hervorragendes Haupt, sondern als eine weiche zitzenartige Anschwellung erhebt. Aber auch der Bogen selbst ist so seinplastisch geschwungen, daß das Auge trunken wird ob seiner entzückenden Modellirung. Dieser Bogen bildet keineswegs einen einzelstehenden Dom, sondern ist nur die größere Schlagwelle, von welcher sich die kürzeren, aber ebenso gewölbten Stoßwellen der Signalkuppe (links) und der Cima di Jazzi (rechts) abkippen, so daß die ganze Kimmung des Gebirgstockes eine Wellenlinie von wunderbarer Schönheit bildet. Ja, der pyramidale, hochwacht sich absondernde Montblanc ist der Monarch der Alpen, Monterosa mit dem Wellenbusen ist die mitregierende Königin.

Aber auch das von der Brücke aus sich im Vorder- und Mittelgrund aufschließende Landschaftsbild ist überraschend schön. Während das Gebirg am linken Anzauser sich hinter stotzigen Wipfelmassen mit pralligen Felswänden unmittelbar von der Thalsohle aus aufthürmt, schwingt sich Ponte gegenüber ein in üppigen Modulationen anschwellender, saftgrüner Bühl gegen das zurücktretende Gebirg auf. Diese Mamelons sind mit stämmigen Nuß- und Kastanienbäumen, hie und da auch mit breitästigen Eichen bestanden, über deren bohlige und knorrige Wurzelästung ein breiter Saumweg sich zu dem Dorfe Banio hinaufwindet, dessen weiße platte Häuser sommerfrischlich im Schooße des kräftigsten Baumschlages den Wanderer hinauszulocken scheinen. Banio ist aber nicht nur eine der köstlichsten Frescuren, sondern es steht auch im Rufe den schönsten weiblichen Menschenschlag auf der Sonnenseite der Alpen unter seinem herrlichen Baumschlag zu bergen. Unter den Herolden dieser Fama befinden sich selbst forschende Gelehrte wie Georg v. Martens und Albert Schott. Ja ein Reisebericht im Morgenblatte hebt sogar hervor, daß sich die Banierinnen durch ein altgriechisch profilirtes Antlitz auszeichnen, und der Reverend Mr. King war excessively struck von der universal and remarkable beauty of the women.

Unser eigener Forschungstrieb veranlaßte uns zu genauen ethnographischen Studien über eine solche Ausnahme von der gewiß unbestreitbaren Thatsache, daß feinprofilirte Gesichter und charakteristische Formenschönheit des weiblichen Geschlechtes keineswegs unter den arbeitgedrückten, mit Klimawechseln kämpfenden, schlecht genährten, überdies aus Nazenmengung entstandenen Gebirgsvölkern Oberitaliens zu finden sind. Wir stellten daher unsere Beobachtungen zuerst an den Banierinnen an, welche auf der hohen aber schmalen Brücke an uns vorbei ihrem Dorfe zuwandelten. Allerdings waren es meist Weiber von jenem gewissen Alter, das Byron das ungewisse nennt, aber sie zeigten auch nicht die geringsten Spuren von einem bestimmt ausgeprägten Typus oder auch nur von gewöhnlicher Schönheit. Ueber diesen zusammengekniffenen Augen hat sich nie eine Juno Ludovisi-Braue gewölbt, dieser kaum 45 grädige Nasenwinkel paßt schlecht zu der Norm der hellenischen Plastik, diese zusammengeduckten Achselkuppen und plumpen Hüftknochen erinnern nicht im Mindesten an den klassischen Büstenaufschwung einer Venus von Melos.

Wir sahen wohl ein, daß diese Brückenbeobachtung kein fair play biete und wir stiegen hinauf ins Dorf selbst — dieselbe Enttäuschung, vom Lasttragen gebückte Weiber, auffallend nichtssagende Gesichter der Mädchen und wampige Kinder! Jene Reisenden sahen vielleicht die Leute an Festtagen, wenn sie ihre Kirchgänge hielten — dann wallt allerdings ein weißer Schleier, noch dichter als der gemeistische Crespo über das Antlitz der Weiber herab, der seines malerischen Faltenwurfes wegen da Schönheit zu verbürgen scheint, wo er oft nur das alltäglichste Gesicht verbirgt.

Und doch ist Banio einer der wohlhigsten Orte in den südlichen Alpenthälern und wir schauten noch lange auf ihn zurück, als wir von Ponte Grande nach San Carlo marschirten, wo ein großer Erzhammer sich befindet. Der Aufseher war sehr gefällig, zeigte uns das ganze Verfahren, wie das Golderz zerstampft und durch Mühlen gewaschen wird. Die Erzgruben liegen gegenüber, hoch oben im Gebirge, noch weit über der weißen Kapelle, die von der Höhe herunterschaut. Weiber tragen das Erz in Hangkörben auf dem Rücken die steilen, drei Stunden langen Gebirgspfade herab. Ihre Lasten werden gewogen und nach Befund bezahlt, freilich kärglich genug für die beschwerliche Arbeit, indem die Kiese sieben bis achttausend Fuß in Seehöhe streichen.

Bald darauf gelangten wir nach Banzone, dem Hauptorte des Thales, mit einer einzigen wahrhaft venetianisch engen Gasse, deren einspuriges granitenes Plattengeleise den Fußsohlen höchst willkommen war. Banzone ist eines der saubersten, lauschigsten und ruhigsten Städtchen, die ich je durchwandert habe. Wahrhaftig man könnte es das Brock der Südalpen nennen, wenn die vom Baumwuchs strotzende Landschaft und der von 6000′ hoch ansteigenden Bergkuppen abgeschlossene Horizont den Vergleich mit dem durch seine tüpfelige Reinlichkeit weltberühmten, aber in der langweiligsten, plattesten

Sandebene gelegenen Amſterdamer Dorfe rechtfertigen ließe. Noch einen andern Contraſt bieten die beiden Ortſchaften. Während in Broek keine Seele ſich an den breit bevorhängten Fenſtern erblicken läßt und die reichgewordenen, zurückgezogenen Mynheers ſich im innerſten Heiligthum ihres Hauſes einpuppen und nicht einmal durch ihre Façadenhausthüre aus- und eingehen, ſondern verſtohlen durch das Hinterpförtchen ſchleichen, tritt bei dem ſpitzen Aufſtoßen unſerer Alpſtöcke auf dem Granitgeleiſe eine vornehm gekleidete Familie — Mutter, Tochter, Vater und Bruder — auf den Balkon eines ſchmucken Hauſes, deſſen Säulenportico die für den Nordländer nicht als Ariom geltende lateiniſche Inſchrift trägt: Vita dulcedo — das Leben iſt ſchön! Unſer neidiſch hinausgeworfener Blick wurde von den glücklichen Bewohnern dieſer Stätte der Zurückgezogenheit mit einem ſo freundlich heraufwinkenden Gruße erwiedert, daß wir traurigen Muthes weiter zogen. Eine andere ſinnige lateiniſche Aufſchrift ſteht bei einer Sonnenuhr: Solis et artis opus — das Werk der Sonne und der Kunſt.

Am Ende des Städtchens grinſte uns aber eine Inſchrift anderer Natur entgegen, ein Memento mori nicht in zierlichen Buchſtaben geſchrieben, wie ihr Pendant: Vita dulcedo, ſondern als argumentum ad hominem in der Geſtalt einer mit offenem Gitterwerk verſehenen Schädelkapelle — eines Oſſarie, in welchem Hunderte von Todtenſchädeln theils pyramidal aufgekegelt, theils auf horizontalen Schichten von Knochenſchlegeln aufgeſteckt oder kreuzweiſe an die Wand genagelt die von der Säftigkeit des Lebens überfließenden Lippen zum Erſtarren ſteifen, und in die harmoniſche Stimmung italieniſchen Genuſſes eine Diſſonanz werfen, ſo harſch und unauflösbar als es eben nur die Zukunftsmuſik vermag! Da iſt Stoff für Hamletsbetrachtungen. „Haben dieſe Knochen nicht mehr zu unterhalten gekoſtet, als daß man Kegel mit ihnen ſpielt? Meine thun mir weh, wenn ich daran denke.“ Welchen Kontraſt zum alas, poor Yorik! gäbe jener Prieſterſchädel in ſeinem beſondern Glaskäſtchen, dem eine ſchwarze Berretta aufgeſetzt und um deſſen klaffenden Kinnbacken ein ſchwarzes Cingulum geſchlungen iſt. Wie clownish würde Hamlets Gehirn gezuckt haben, wenn ihn dieſer Prieſterſchädel in der Kirchhofſcene plötzlich angegrinſt hätte! Welche dauteske Qual muß dieſer Anblick für den Ortsgeiſtlichen ſein, dem auch einmal der Schädel vom Rumpfe geſchnitten werden wird. Ueberhaupt hat das Leztrennen des Hauptes vom Skelettrumpfe etwas Empörendes. Haydn hat ſich gewiß im Grabe umgekehrt, als der eſterhazy'ſche Gärtner ihm heimlich den Kopf abſchnitt, den er als werthvolles Vermächtniß verteſtamentirte. Da war jener jetzt vertilgte Indianerſtamm am Orinoco zartfühlender, von dem Humboldt erzählt, daß er ſeine Leichname vollſtändig, ohne daß eine Rippe, eine Phalange fehlte, in aus Palmenlaub geflochtenen Körben in der Höhle von Atarnipe neben einander zur Ruhe gelegt hatte. Freilich, noch empörender als dieſe Oſſarii ſind die Grüfte unter den Kirchen der City von London, wo an den Wänden und in langen Gangreihen Sarg auf Sarg aufgehäuft wird und der edle Moder Jahre lang aufbewahrt bleibt.

Während wir in unſerer kräftigen Mutterſprache unſeren Unwillen über dieſe ſegeseuerliche Schautragung der Religion Luft machten, trat ein freundlicher Prieſter, der mit einigen jungen Männern hart am Oſſarie gekegelt hatte, zu uns, und fragte uns verwundert um die Urſache unſeres hihlöpfigen Zwiegeſpräches. Wir theilten ihm offenherzig unſere proteſtantiſchen Anſichten von der Aeſthetik des Todes mit und bedeuteten ihm, wie dieſer Anblick uns anwidere. »Già, già, è il costume,« meinte er — ein Ausdruck, aus dem Hamlet flugs ein dreifaches Wortſpiel gemacht haben würde — als rabenſteinmäßiges Todtenkoſtüm, als religiöſe Sitte und drittens als gleichgültige Gewohnheit. Die neben den aufgekegelten Schädeln eingerichtete Kegelbahn könnte einen deutſchen Wortſpielkrämer in ihrer noch zu Luthers Zeiten gebräuchlichen Benennung „Beſſelei“ zu dem Begriff „Beſſelarbeit mit Leichen“ verleiten.

Der freundliche Geiſtliche brachte aber bald die ſchnarrenden Saiten unſeres Innern in harmoniſche Stimmung, indem er uns auf die Terraſſe führte, auf welcher der Oſſarie ſteht und uns die friedliche, aus allen Poren lichtausathmende Landſchaft zeigte, deren geſunder, kräftiger Pulsſchlag aus der rauſchenden Anza aufquoll. Abwärts flimmerten die beſonnten Höhen des Tſatathales in's enge Thal herüber — aufwärts zeigte ſich der Monterosa im reinſten Silberglanze, und dieſe beiden Enden trugen den blauen Himmelsbogen, deſſen urkräftig angezogene Thalſehne den Pfeilſtng unſerer Phantaſie weit über das Irdiſche hinauſchnellte.

Es war der Curato von Banzone ſelbſt der ſich mit uns ſo ſchnell beſreundete. Er iſt nicht nur ein fein gebildeter Mann, ſondern auch ein weit und breit bekannter Bienenzüchter. Er führte uns in ſein Apiarium, welches etwa 80 Bienenſtöcke zählt. Sein Verfahren iſt höchſt einfach und dennoch erfolgreich. Herr King erklärt ſeinen amberklaren Honig ebenbürtig dem Hyblä- oder Hymettushonige unſerer Zeit, und da jeder Bienenſtock im Durchſchnitt 10 bis 12 Pfund Honig liefert, ſo findet ſich Padre Albeſini reichlich belohnt für ſeine Liebhaberei. In ſeiner Bibliothek befindet ſich die vollſtändige Literatur über Bienenzucht von Ariſtoteles bis zu Zanetti, alſo von A bis Z.

Wir nahmen herzlichen Abſchied von dem liebenswürdigen Padre und dem unvergeßlichen Banzone und marſchirten einer mit jeder Miglia an Großartigkeit wachſenden Scenerie entgegen. Aeußerſt maleriſch ſteht die Kapelle der Madonna del Groppo, von den Silviern (ſo nennt A. Schott die deutſchen Coloniſten am Monterosa [Mons Silvius]) Uſm=grupp genannt, auf einem Felſenvorſprung hoch über der Anza, mit einem ſtark ausbreitenden Säulenportico und einer herrlichen Linde.

Digitized by Google

Dieſer uns Deutſche ſo mächtig anheimelnde Baum findet ſich in Italien höchſt ſelten neben Gotteshäuſern, auf Allmanden oder auf Dorfverſammlungsplätzen; dieſe Linde hat daher zuverläſſig einen deutſchen Urſprung. Denn ſie iſt der geweihte Nationalbaum der Deutſchen, mehr noch als die Eiche, die mehr bei den keltiſchen Völkern als geheiligter Baum erſcheint. Unter der Linde wurde Gericht gehalten, unter einer Linde tödtete Sigfrid den Drachen und unter einer Linde wurde er von Hagen ermordet. Selbſt das Blatt wurde wegen ſeiner Herzform und ſeines innigen Grüns zum Symbol der Liebe. Aeſthetiker der Pflanzenwelt, wie Maſius, Bratraneck und Friedreich erklären ſie für den ſchönſten aller Bäume, indem ſie wie Apollo männliche Würde und weibliche Anmuth, Stärke und Zartheit in ſich vereine und wahrhaftig ſelbſt in dieſem wundervollen Thale, in welchem die Kaſtanien- und Nußbäume eine ſeltene Pracht und Stämmigkeit zeigen, erſchien uns dieſe Linde als der ſchönſte Baum, den wir auf dem ganzen Wege geſehen.

Von Campo Finello, in deſſen Nähe die Kapelle Uff'm-grupp ſteht, ſteigt der Pfad ſtets unter Nußbaumwipfeln und zwiſchen moosbewachſenen und farrnumzackten Felsblöcken hindurch, nach Ceppo Morelli, wo ſich eine reinlich ausſehende Oſteria befindet, aber auch wieder ein Oſſario voll gebleichter Schädel, bei dem wir übrigens ſchon die Wahrheit von Padre Albeſinis Ausſpruch: è il costume, ſpürten, indem wir jetzt ziemlich gleichgültig daran vorbeigingen.

Bei Prequartero, das ſchon 2480′ hoch liegt, eröffnet ſich eine neue Scene. Ein mächtiger ſteiler Bergriegel, der Morghen genannt, hat ſich überquer in's Thal hereingelegt und nur mit Mühe bricht ſich die Anza durch eine enge Felſenſpalte hervor. Dieſer Riegel erſcheint als ein koloſſaler Schutthaufen, der ſich entweder von dem Gebirge ſelbſt abgelöst hat, oder aber vielleicht die Moräne eines gigantiſchen Gletſchers iſt, der, wie Forbes annimmt, das ganze obere Anzasca einſt ausfüllte. Ueber dieſem Bergriegel erhebt ſich der Pizzo Bianco 9500′ hoch, während die Gebirgswandung am linken Anzaufer ſich gegen die Abfälle des Monte Preia und Monte Moro hin verliert. Gerade bei Prequartero hatte ſich am Ende der Vierziger Jahre ein Bergſchlipf abgelöst, deſſen koloſſale Trümmer den Fluß hinabſielen. Die wohlthätige Natur fängt ſchon an, zwiſchen dichten Felsblöcken junge Bäume aufſchießen zu laſſen und der Pfad hat ſich ſelbſt ſeinen Schlangenweg durchzüngelt, um die Brücke zu erreichen, die über die Anza an den Fuß des Morghen führt.

Von unten an geſehen erſcheint der Morghen allerdings wie eine ſteile Moräne, ſo hoch und abſchüſſig wie die des Glacier du Miage in der Allee Blanche und iſt vielleicht der Name Morghen nicht ſelbſt nur ein Dialektswort für Moräne? Wofern man der Theorie derjenigen Geologen huldigt, welche das Vorkommen erratiſcher Blöcke vom Jura bis an den Ural der Wirkung jener ungeheuren antediluvianiſchen Gletſcher zuſchreiben, welche von den Alpen herab über das nördliche Mitteleuropa ſich hinzogen, und den vom Skandinaviens Fjelds herabſteigenden Skackern und Jisbreden die Hand reichten: ſo kann man auch berechtigt ſein, den Morghen als Gufferreſt des Gletſchers anzunehmen, der ſich jetzt bis hinter Macugnaga zurückgezogen hat, wo er eine ebenſo hohe Moräne, das ſogenannte Belvedere als Keil in's Thal hereinſchiebt. Bringt man damit noch die Sage vom verlorenen Thale (die ich weiter unten erzählen will) in Verbindung, ſo könnte der Fortſchritt oder Rücktritt des Gletſchers gleich der ſagenhaften Vergletſcherung der Blümlisalp und des Roſenlauithales noch in die hiſtoriſche Zeit hereinſpielen. Herr King, der mit freilich dilettantiſch geognoſtiſchem Auge den Morghen unterſuchte, ſah in den zerſtreut eingepflockten Felsſtücken wahrhaftige Gletſchertiſche und ſogenannte roches moutonnées, in dem durchſinterten und vielfach durchſurchten Boden klaffende Beweiſe von Gletſcherſchründen und Gletſchertrichtern, an einigen glattpolirten Wänden untrügliche Spuren von Gletſcherſchliffen.

Wir fühlten wenig Luſt, die Urgeſchichte des Morghen zu erforſchen, denn wir hatten mit ſeiner Gegenwart genug zu ſchaffen. Es ging verzweifelt ſteil und holprig aufwärts, und das Aufwärtsbüßen über Felstrümmer, zwiſchen denen wir, da es zu dunkeln anfing, den Weg ganz verloren, iſt eine höchſt beſchwerliche Sache, auch wenn man noch nicht von Bogogna hieher marſchirt iſt. In einer halben Stunde war jedoch der Riegel erſtiegen, aber, anſtatt, wie wir geglaubt hatten, das Dorf Peſtarena, wo wir Dach und Fach ſuchen wollten, ſogleich zu erreichen — wir hielten nämlich ein recht freundlich nach Prequartero hinabwinkendes Dorf an der Montepeiraſeite für unſer Nachtquartier — mußten wir noch eine ganze Stunde auf einem ſpitzſteinigen Weg bald um trichterförmige Matteneinſenkungen herum, bald an glatten Abhängen hin marſchiren, wobei die Dunkelheit in der ſich unheimlich verengenden Schlucht uns nicht mehr erlaubte, ſehr wähleriſch im Auftreten zu ſein. Wir trafen endlich einige ſchwarz ausſehende hölzerne Häuſer, es war aber noch nicht Peſtarena. Ein Steg, der Ponte del Bald, führte über einen Gebirgsbach. Nahe daran ſtehen zwei hölzerne Kreuze zur Erinnerung an zwei Männer, welche in einem Bergſchacht durch eindringendes Waſſer allmählig umkamen, während Weib und Kind mehrere Tage lang ihr Geſchrei hörten, ohne ihnen helfen zu können. Schöne Leuchtkäfer umſchwirrten die Todesſtätte. Jenſeits winkte bald darauf ein weißes Haus uns entgegen, wir traten ein, es war der erſehnte Albergo de' Minieri zu Peſtarena.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Memento mori.

Von **Carl Grunert.**

Es gräbt im Hofe, ſchattig und feucht,
Ein junger Mönch ſein Grab;
Vom nahen Kirchenfenſter leucht
Eintönig „memento“ herab.
Der Spaten klingt,
Der Prieſter ſingt
Memento mori!

Im Kreuzgang ſchwatzt mit dem Zwielichtſchein
Die Abendluft von der Nacht;
Doch draußen lacht noch der Tag herein,
Erzählt von des Lebens Pracht.
Horch, wie er ſpricht:
Begrab Dich nicht,
Freu Dich der Erde!

Still, durch das Schweigen rings herum
Schlürft matt herbei ein Fuß;
Ein alter Mönch naht ernſt und ſtumm,
Memento iſt ſein Gruß.
Der Spaten klingt,
Der Prieſter ſingt
Memento mori!

Der lachenden Welle des Sees reicht
Der Zweig ſeine Frucht hinab;
Die Thräne, die Herzenskünderin, ſchleicht
Des Jünglings Wange herab.
Lauſch, wie ſie ſpricht,
Begrab Dich nicht,
Freu Dich der Erde!

„Die Sprache hat er abgethan,
„Der Alte — die Hoffnung ab.
„Kalt ſieht er die Mailuſt draußen an,
„Und kalt ſieht er ſein Grab.“
Der Spaten klingt,
Der Prieſter ſingt
Memento mori!

„Hier aber glüht es — Lieb iſt mein Gebet,
„Ich liebte, ach, liebe noch!
„Hinweg die Kutte, fort Grabgeräth,
„Hinaus und zerbrochen das Joch!
„Das Herze ſpricht,
„Begrab Dich nicht,
„**Freu Dich der Erde!**“

Er fliehet? Nein, er fliehet nicht.
Wär's Mauer und Thor, was ihn hält?
— — Vom Hochaltare blinkt ein Licht,
Dort ſchwur er — Entſagung der Welt. —
Der Spaten klingt,
Der Prieſter ſingt
Memento mori!

Digitized by Google

Briefe über Gedächtnißkunst.

Von **Dr. Ed. Eyth.**

Erster Brief.

Es ist endlich Zeit, verehrte Freundin, ein Versprechen zu erfüllen, das ich Ihnen, durch Ihren eigenen Wunsch veranlaßt, vor etwa zwei Monaten gegeben habe. Was ich seitdem durch eine unfreiwillige Zögerung gefehlt habe, werde ich vielleicht im Stande sein, durch größere Genauigkeit und tieferes Eingehen in den Gegenstand wieder gut zu machen.

Sie erinnern sich des heitern Abends im N.'schen Hause, wo unsere gemischte Gesellschaft ungefähr aus zehn Personen bestand und der seltsame Hagestolz K. eine allgemeine Heiterkeit erregte, indem er mit bedächtlicher Miene sein Taschentuch herauszog, an demselben eine Schlinge, oder wie man's in Schwaben heißt, einen „Knopf" betrachtete, den er vor etlichen Tagen gemacht haben konnte, und sodann sich lange, sehr lange, unter dem Gelächter der anwesenden Damen, bemühte, den geheimen Sinn, der in diesen „Knopf" gebannt war, wieder zu entziffern. Aber alle Mühe war vergeblich und vermehrte nur den Spott, den der gute Mann noch neben dem Schaden zu ertragen hatte.

Bald dehnte sich die Sache noch weiter aus, und wie denn überhaupt das schöne Geschlecht es liebt, vom Einzelnen in einem Salto mortale Schlüsse auf das Ganze zu ziehen: so hörte man nun da und dort schalkhafte Bemerkungen über die „vergeßlichen Männer" überhaupt. Vielleicht hätte man, einfach aus der Erfahrung sprechend, mit „vergeßlichen Frauen und Fräulein" erwiedern können, ohne eine gründliche Widerlegung befürchten zu müssen. Und theilweise geschah dieß auch. Indessen schien mir doch eine solche Rache zu leicht, zu philisteriös, zu wenig ritterlich. Ich schlug also, um die Ehre meines Geschlechts zu retten, einen Gedächtnißzweikampf vor, der im Behalten einer von Jedermann selbst beliebig zu dictirenden, möglichst großen Reihe von Zahlen bestehen sollte, weil dieß die einfachste Waffe war, die man bei der Hand hatte, um sich zu schlagen. Die Gesellschaft gieng auf den Vorschlag ein. Frau L. trieb im Verlauf der Sache ihre Fertigkeit bis auf die von ihren Vorgängerinnen noch nicht erreichte Menge von zwölf oder dreizehn Ziffern und auch unter den Herren war nur ein Einziger, der sich in diese Höhe emporschwang. Ich allein war noch übrig und wurde mit einem ungläubigen Lächeln empfangen, als ich ankündigte: „daß ich das anwesende Publikum vermöge meiner Zauberkunst, die ich besitze, auf die anständigste und ehrlichste Weise hinter's Licht zu führen beabsichtige und mir deßwegen erlaube, jedem Anwesenden in Vergleich mit der höchsten bisherigen Leistung eine doppelte, oder wenn man es wünsche, dreifache, vierfache Anzahl von Ziffern zu dictiren, worauf ich mich verpflichte, dieselben entweder ganz in der gleichen Ordnung wieder herzusagen, oder den Einzelnen, die es wünschten, die ihnen angegebene Zahl wieder zu nennen!" Allgemeines Kopfschütteln erfolgte und Diese oder Jene hielten mich wohl gar in Gedanken für einen rechten „Bramarbas und Eisenfresser", was ich aber, wie Sie wissen, in der That nicht bin. Kurz gesagt: ich begann das Vorsagen und die Anderen notirten sich, wie die fleißigsten Studenten, Alles schwarz auf weiß. Damit aber Sie, verehrte Freundin, noch größere Achtung vor meiner besagten „Zauberkunst" bekommen, so müssen Sie mir gestatten, Ihnen jetzt, nach sechs oder acht Wochen, die ganze damals gebrauchte Reihe, deren ich mich, ohne Feder und Papier, auf's Genauste entsinne, nochmals aufzusetzen. Hören Sie also!

I.	1262988441430098398067464962	29 Ziff.
II.	22223433842132213013100384259810 2	32 „
III.	3574139828983221529816513284440548 59	35 „
IV.	48136084111262214510022539 1	27 „
V.	5095095114022225586071491118965 51	32 „
VI.	11095134384021109513435 22	25 „
VII.	223980294211981286241	22 „
VIII.	3229822902342198037090811	25 „
IX.	495110201829201443981551444129061	34 „
X.	5168982725144311429815253714724239 81	35 „
	Zusammen:	296 Ziff.

Ja, diese waren es; — **summa summarum** 296 Ziffern! und ich machte mich anheischig, noch beliebig lange fortzudictiren; aber die Geduld der Schreibenden fand sich kleiner, als die Kraft des (wie es schien, aber auch nur schien! —) so stark gemarterten Gedächtnisses; denn dasselbe befand sich in der That im frischesten Zustande und mein ganzer Mensch überhaupt in der heitersten Stimmung.

Ob man mir nun meinen Triumph von allen Seiten aufrichtig gönnte, weiß ich nicht; genug, ich hatte ihn errungen. Indessen war ich so ehrlich, alsbald einzugestehen, daß mein Talent hiebei nicht die mindesten Glückwünsche anzusprechen habe, indem wirklich Alles auf einer kleinen Schlauheit beruht, die freilich ohne Mnemonik, d. i. Gedächtnißkunst unmöglich wäre, die jedoch auch einer schwächeren Natur gewiß in weniger als einer Viertelstunde beigebracht werden könnte, und also bei einer so begabten Schülerin, wie Sie, verehrte Freundin, beinahe gar keine Zeit erfordert. Allein demungeachtet würden Sie sich täuschen, wenn Sie hoffen wollten, daß ich Ihnen die Lösung des Räthsels jetzt schon, gleichsam auf dem Präsentirteller, entgegen tragen werde. Sie haben durch einige kleine Bosheiten und abgeschossene Witzpfeile den ganzen Krieg vorzugsweise herbeigeführt und müssen mir durch eine verlängerte Geduldsprobe

dafür nun Buße thun. Damit Sie aber meine Gesinnungen nicht gar zu feindselig finden — und sie sind es gewiß nicht — so macht es mir ein wahres Vergnügen, Ihrem geäußerten Wunsche zu entsprechen, indem ich Ihnen im Verlaufe einiger zwangloſen Briefe weitere Mittheilungen über das fragliche Zauberwerk der Mnemenik machen werde. Diese ersten Zeilen sollten nur den Zweck haben, Ihnen den ganzen Anlaß der Sache wieder zurückzurufen. Bis auf weiteres aber hoffe ich, daß Sie auch ohne Mnemenik freundlichst gedenken

Ihres
ergebensten
Ed. E.

Zweiter Brief.

Kennen Sie, meine liebe Freundin, die Anekdote von einem Sonderling, der seinen Bedienten mit einem Knopfe zum Meister Schneider schickte, damit dieser ihm an den Knopf — eine Weſte annähen sollte? Aehnliches werden wir heute auch thun. Der „Knopf“ unseres Hagelstolzen wird sein Anhängsel reichlich bekommen und der Ausgangspunkt alles Weiteren für uns werden.

Die vielverbreitete Gewohnheit nämlich, welcher er sein Daſein verdankte, beweist Ihnen vorerst, (was freilich keines weiteren Beweises bedarf) — daß man allgemein ein Bedürfniß empfindet, das natürliche Gedächtniß auf künstliche Weise zu unterstützen. Zugleich beweist sie aber auch, daß diese Kunstmethode oft noch eine überaus rohe und unvollkommene ist. Denn woran erinnert der „Knopf“ mit Nothwendigkeit? Nicht an den Gegenstand, den man sich zurückrufen möchte, sondern nur ganz allgemein an einen Gegenstand überhaupt — den man sodann, und zwar häufig genug, dennoch vergessen hat.

Erlauben Sie mir nun, aus diesem Anlaß, verehrte Freundin, Ihnen heute zunächst mit der Hinweisung auf eine größere Reihe von solchen unvollkommenen, rohen Methoden der Mnemenik eine kurze, zum Theil ganz heitere Unterhaltung anzubieten.

An die Geſchichte mit dem „Knopfe“ am Taſchentuch schließt sich vor Allem und am natürlichsten, wenn Sie mir davon zu reden erlauben, eine ähnliche Praxis der leidenschaftlichen Schnupfer an. Diese belieben etwa ein Stückchen Papier in ihre Doſe zu legen, das ihnen sodann gleichfalls ein Daß, aber nicht ein Was wieder nahezubringen vermag.

Auch der Uebergang von Doſe und Schnupfer zum Tabak selbſt ist ein sehr einfacher. Und wer wüßte nicht, daß wenigstens früher Tausende von kleinen Schächtelchen des sog. „Schneebergers“ gekauft wurden, um damit alle möglichen Schäden Leibes und der Seele zu bekämpfen, und daß auf der Etiquette besonders die Phrase: „stärkt das Gedächtniß“ von dem Publikum sehr günstig aufgenommen wurde? Ein Fünklein Wahrheit ist freilich, wenn man sucht, allenthalben noch zu finden und billige Menschen werden sich auch des kleinsten Fünkleins lieber freuen, anstatt dasselbe auszulöschen. Und worin besteht in unserem Falle das Fünklein? Ich denke darin, daß auch das Gedächtniß nicht frisch und fröhlich wirken kann, wenn man nicht möglichst Sorge trägt, das leibliche Organ desſelben, das Gehirn und deſſen Nerven, rein und munter zu erhalten, wozu allerdings bei Einzelnen eine anſtändige Prise beitragen mag. Es ist aber dieß, wie Sie mir gewiß zugeben, nicht allgemein zu empfehlen, da andere Mittel die gleichen Dienste thun, ohne den gleichen Horreur mit sich zu führen.

Verlassen wir also die Regien der Naſe, um sogleich in der Nachbarschaft, bei Mund und Gaumen, wieder Halt zu machen. Werden Sie es glauben, daß man das Gebäude großartiger Gedächtnißkunst auch auf diesem Fundamente schon zu errichten gesucht hat? Aber „wahrlich se ist's; es ist wirklich so!“ — sagt unser Schüller. Schon der alte Römer Quintilian dringt im Interesse des Gedächtnisses ernstlich auf eine angemeſſene Diät, weil freilich nach dem bekannten Sprüchwort „der volle Magen nicht gern studirt.“ Allein ſpätere Mnemoniker z. B. ein Straßburger, Laurenz Fries, um das Jahr 1525, der über „der natürlichen Gedächtniß Beſſerung“, wodurch „die Well' von einem Esel gescheren“ werde, ein kleines Buch geſchrieben hat, beſtimmt die Diät noch viel genauer. Er entwirft sogar einen Küchenzettel, deſſen sich kein Gourmand zu ſchämen hätte. „Hennen, Kapaunen, kleine Vögel, junge gebratene Hasen, item Quitten und Nüſſe als Nachtiſch“ sind nach ſeiner Meinung für das Gedächtniß ganz beſonders wohlthuend. Namentlich aber ſei guter rother Wein zu empfehlen. Und hier ist doch immerhin noch in gewiſſer Weiſe Maß und Mäßigung zu finden. Aber ein Späterer, Dietrich von Hamburg, 1696, räth geradezu ſeinen Schülern „ſich häufig zu betrinken und daneben Vomitive zu nehmen, um alles Schädliche alſo aus dem Magen zu entfernen!“

Vielleicht befällt Sie ein Lächeln, oder ein Aerger, v. Fr., über diese Dinge, die einem früheren Jahrhundert angehören. Allein ſie gehören auch dem unſrigen an. Zum Beweiſe hiefür nenne ich Ihnen nur ein Buch, das — ich weiß nicht in der wie vielten Ausgabe! vielleicht der zehnten! — noch allenthalben angekündigt und angeprieſen wird. Es ist „Hartenbach's Kunſt, ein vorzügliches Gedächtniß zu erlangen; — nicht Marktſchreierei, ſondern auf Wahrheit, Erfahrung und Vernunft begründet.“ Quedlinburg und Leipzig. — In diesem Buche — NB. über Gedächtnißkunſt! — finden ſich z. B. Vorſchriften, wie folgt: „Vom Reiſen“: man reiſe zu Fuße oder zu Pferde. Wer lange ein ſitzendes Leben führte, begebe ſich nicht plötzlich auf eine anſtrengende Reiſe. In der Wahl der Speiſen und Getränke hüte man ſich. Wer ſehr empfindlich iſt, trage ein Hemd von dünnem Flanell ꝛc. — Ferner: „Von der Erhaltung des Magens“: man

Digitized by Google

Digitized by Google

esse langsam und kaue Alles wohl klein. Man sorge für gute Zähne. Starke Bewegung unmittelbar nach dem Essen schadet. Man esse nie soviel, daß man den Magen fühlt. Man esse nicht unaufhörlich." — Vermeidung der Leidenschaften: Wer etwas verlegt hat und suchen will, der laufe nicht wie wahnsinnig umher, sondern setze sich ruhig hin und denke nach. — Am meisten zu empfehlende Spiele sind Billard und Kegel" ꝛc. — Trauen Sie Ihren Augen, v. Fr., wenn Sie diese — an sich sehr wahren — Dinge als Recept zur Stärkung des Gedächtnisses aufgezeichnet finden?

Aber die Menschen sind wunderliche Geschöpfe! Und wenn Sie in den bisherigen Vorschriften das philisteriöse System, oder das epikureische eines Bonvivants finden mußten, so will ich Ihnen zum Schluß meiner heutigen Zeilen auch das Nationalitätsprincip an zwei auffallenden Beispielen nachweisen.

Ein Pariser Künstler vom Jahre 1520, Namens Leporeus, hatte die Ansicht, daß man Dinge, die zu behalten wären, am besten an bewegliche, lebende Wesen in Gedanken anknüpfe. Am allerleichtesten aber, glaubt er, erreiche man den Zweck durch die Vorstellung von — schönen Damen, durch welche das Gedächtniß merkwürdig rege gemacht werde. Man hätte sich somit eine Münchner „Gallerie der Schönheiten" anzulegen, nur eben bloß geistweise. Ist dieser Rath nicht ächt französisch und so galant, als man nur jenseit des Rheines zu sein vermag?

Und nun hören Sie noch beispielshalber ein plumpes germanisches Gegenstück. In älteren Zeiten, als man auf dem Lande noch seinen Namen meistens mit drei Kreuzen bezeichnen mußte und die Schulmeister noch nicht in so hohem Sinne die Volksbildner waren, daß Jedermann rechnen und schreiben konnte, mußte man, statt des todten Buchstabens der Urkunden, auf andere Mittel denken, um für praktische Zwecke das Richtige nicht zu vergessen. Markungsstreitigkeiten im Kleinen waren aber so häufig, als Gränzstreitigkeiten im Großen. Was that man? Ich habe es in meiner Jugend selbst noch mit angesehen: man veranstaltete einen sog. „Flurgang", d. h. die ganze Bevölkerung, vor Allem die liebe Schuljugend, hielt einen feierlichen Umzug um das ganze Lilliputische Gebiet; von Zeit zu Zeit aber that man einen kühnen Griff in die dichte Masse der Knabenschaar und holte ein Schlachtopfer heraus, das dann an Kopf und Füßen von etlichen Magistratspersonen gepackt und mehreremale kräftig auf den Markstein aufgestoßen, auch sonst noch mit etlichen Ohrfeigen und ähnlichem Confekt — natürlich unter allgemeinem Gelächter — regalirt wurde. Und glauben Sie mir, der Bube hat sein Lebenlang den Markstein nicht mehr vergessen und konnte von dort an in allen streitigen Fällen die sicherste Auskunft geben. Denn Schlagen ist nun einmal in allen Stücken das praktische Schlagwort der Deutschen; — zuweilen auch geschlagen werden. Leben Sie wohl.

(Fortsetzung folgt.)

Das Märchen vom Spielhansl.

(Mit Abbildung in Farbendruck.)

Wir machen auf die Aehnlichkeit aufmerksam, welche dieses aus Weitra in Deutschböhmen stammende Märchen mit der altgriechischen Sage von Sisyphus, dem mythischen Gründer von Korinth, in manchen Zügen hat. Sisyphus tritt als das Symbol der größten Verschlagenheit und verschmitzten Gewandtheit auf, wobei immer der Grundzug eines unsittlichen Mißbrauches des Verstandes durchklingt; namentlich handelt es sich auch um seine Kämpfe mit dem Tode, welchen er auf verschiedene Weise zu überlisten sucht; so z. B. fesselte er den Tod, so daß eine Zeit lang Niemand sterben konnte, und nachdem Hades den Tod befreit hatte und diesem den Sisyphus selbst als Gefangenen mitgibt, findet letzterer noch Gelegenheit, seiner Frau zu sagen, sie solle die üblichen Todesopfer unterlassen: nach einiger Zeit dann bittet er den Hades, zur Bestrafung seines Weibes für jene Unterlassung wieder auf die Oberwelt zurückkehren zu dürfen; Hades läßt sich täuschen und hat nun große Noth, den Flüchtling wieder in seine Gewalt zu bekommen, bis Hermes denselben ergreift und in die Unterwelt führt, wo ihn dann die bekannte Strafe trifft, einen Felsblock stets bergauf wälzen zu müssen.

Iš is enohl e Mon g'wön, der hot nimr us (als) g'spielt, und do hobend'n d'Lent nur in Spielhansl g'hoaßen, und wall (weil) e gor nit afg'hört zen spiein, se hot e san (sein) Haus und ullss (alles) verspielt. Hiebt (jetzt), nette (eben) in lötzten Teg, eh's iahm (ihm) d' Schuldne schon 's Haus hobend wögnehme willn, is unse Herrgeut un de halli Pedrus kemme und hobend g'sogt, er sull's übe d'Nocht g'holte (bei sich behalten). Ost (da) hot de Spielhansl g'sogt 'wögn meine kints de bleibn döi Nocht; ober i keng eng koan Bött und nimr z'öffn (zu essen) gebn.' Ost hot unse Herrgeut g'sogt, er sulls ne (nur) g'holten, und söi willetn iau (ihnen) selbe wos z'össn kaffen; des is in Spielhansl recht g'wön. Ost hot iahm de halli Pedrus drei Grouschn gebn, und er sull zen Bäcke (Becker) gehn und e Brod hupln. Hiebt is hullt (halt) de Spielhansl gonge; wie er aber ze den Haus kemme is, wou die onnen Spiellumpn drin g'wön sand, döi iahm ullss ogwunge hobend, do heb'ns 'n g'rueft und hobend g'schrien 'Hansl, geh ahne (herein).' 'Jo,' hot e g'sogt, 'willt's me die drei Grouschn a non ogwinge?'

Digitized by Google

Döi hohnd'n obe (aber) nit ausg'loſſn. Hiezt iſ e hullt anhi (hinein) und eſt hot e die drei Groufchn a non veſpielt. De halli Pedrus und unſe Herrgeut hehnd ollewall (immer) g'wort't, und wie er ian z'long nit kemme iſ, ſands iahm intgögn genge. De Spielhanſl obe, wie e kemme iſ, bet thon, us wenn iahm's Geld in ne Locken (Lache) g'ſolln war, und hot ollewall drin herumkrobbelt: obe unſe Herrgeut hots ſchon g'wißt, daß e's veſpielt hot. Oft hot iahm de halli Pedrus non mohl drei Greuſchn gebn. Hiezt hot e ſi obe nimme veführn leſſe und hot ian s' Brod brocht. Oft hot'n unſe Herrgeut g'frogt wou (ob) e kea'n Wein nit hot? do het e g'ſogt 'n, Herr, d'Faſſe land alli laar.' Oft hot unſe Herrgout g'ſogt, er ſull ner in Költe (Keller) ehi (hinab) gehn, 'is is non de böſt Wein int.' Er hots leug nit glaubn willn, obe af d'löſt het e g'ſogt: 'i will ehi gehn, obe i weaß's, daß koane int is.' Wie er obe's Faſſl onzapft het, ſe iſ de böſt Wein auſſe g'runne. Hiezt het er ian in Wein brocht, und döi zwea ſand übe d'Nocht do bliebn. In onnen Tog, in de Früe, het unſe Herrgeut zen Spielhanſl g'ſogt, er ſull ſi (ſich) drei Gnodn ausbittn. Er het g'moant, er wied ſi 'n Himmel ausbittn, obe de Spielhanſl hot bettn um e Kortn, mit der er ulles g'winge, um Würſl, mit den er a ulles g'winge, und um en Bam (Baum), won ulles Onbſt draf wechſt, und wonn oane (einer) affi ſteigt, daß e nimme obe kou (herab kann), bis er iahm's ſchofft (befiehlt). Hiezt hot iahm unſe Herrgeut ulles gebn, wos e velangt het, un is mit'n hallin Pedrus wiede fuert (fort).

Hiezt hot hult de Spielhanſl erſt recht zen ſpieln ongfongt, und hätt bald d' halbeti Welt zomg'wunge. Oft hot de halli Pedrus ze'n unſe Herrgoutn g'ſogt 'Herr, dos Ding thuet koan guet, er g'winget af d'löſt non (noch) d'gonzi Welt; me müſſn iahm in (den) Toid ſchickn.' Hiezt hebend's iahm in Toid g'ſchickt. Wie de Toid kemme iſ, is de Spielhanſl nette be'n Spieltiſch g'ſöſſn; oft hot de Toid g'ſogt 'Hanſl, kimm e Biſſl auſſe!' De Spielhanſl obe hot g'ſogt 'wort nur e Biſſl, bis dos G'ſpiel aus iſ, und ſteig dewall e weng af'n Bam do affi und brouck aus e wengert wos o, daß me aſn Wög wos g'noſchn hohn.' Hiezt is hullt de Toid affi g'ſtiegn, und wie e wiede hot ohi wille, hot e nit kinne, und de Spielhanſl hot'n ſieben Johr dreubn loſſn, und dewall is koan Menſch nit g'ſtorbn.

Oft hot de halli Pedrus zen unſen Herrgoutn g'ſogt 'Herr, dos Ding thuet koan guet, is ſterbet jo koan Menſch mehr; mir müeſſn ſchon ſelbe kemme.' Hiezt ſand's hullt ſelbe kemme, und do hot iahm unſe Herrgout g'ſchofft, daß er in Toid obe loſſn ſull. Oft iſ er obe glei gonge und hot zen Toid g'ſogt 'geh ohe!' und der hot'n glei g'numme und hot'n ekragelt (erwürgt). Oft ſands mit enonne fuert und ſand in d' onneri Welt kemme; do iſ hullt man (mein) Spielhanſl zen Himmelthoir gonge und hot onklouſpt. 'Wer iſ daußt?' 'De Spielhanſl.' 'Ach, den brauche me nit, geh ne wiede fuert.' Oft iſ e zen Fegfüürthoir gonge und hot wiede klouſpt. 'Wer iſ daußt?' 'De Spielhanſl.' 'Ach iſ is is e ſo (ohne das) Jomme und Neith g'nue ben uns, mir willn nit ſpieln; geh ne wiede fuert.' Oft iſ e zen Hüllnthoir gonge, und do hohn's 'n anhi loſſn; is is obe niamd behoambt g'wön, us de olti Luzifar und krumpn Tuiſin — die g'rodn hohn af de Welt z' thoan g'hot — und oft hot e ſi glei ine (nieder) g'ſetzt und het wiede zen ſpieln eug'ſongt. Hiezt het obe de Luzifar ninr g'het, us ſani krumpn Tuiſin: döi het iahm de Spielhanſl og'wunge, wall e mit ſann Kortn ulles hot g'winge müeſſn. Hiezt is e mit ſann krumpn Tuiſin fuert, und oft ſand's af Heihefuert (nach Hohenfurt), und hohnd d' Houptſtangn ausg'riſſn und ſan demit zen Himmel affi und hohnd'n zen wögn (zu bewegen) eug'ſongt; und hiezt hot de Himmel ſchon trocht (getrucht). Oft hot de halli Pedrus wiede g'ſogt 'Herr, dos Ding thuet koan guet, mir müeſſn ne anhe (herein) loſſn, ſunſt werſet er uns in Himmel ehi (hinab).' Hiezt hohnd's 'n hult anhi loſſn. Obe de Spielhanſl hot glei wiede zen ſpieln eng'ſongt, und do iſ glei e Lärm und e Getös won (worden), daß me ſan eagens Wort nit veſtondn hot. Oft het de halli Pedrus wiede g'ſagt 'Herr, dos Ding thuet koan guet, mir müeſſn ne ohi werfen, er machet uns ſunſt in gonzn Himml rewellisch.' Hiezt ſands hullt her und hehnd'n ohe g'worfn, und do hot ſie ſan Seel z'thoalt (hat ſich ſeine Seele zertheilt) und is in d'onnen Spielkumpen g'fohrn, döi non (noch) bis date lebnd.

Aus Grimm's Märchen.

Berliner Kinder.

Erzählung von **Fanny Lewald.**

(Fortſetzung von S. 154.)

Der Meiſter fragte, ob Herr Plattner das Buch beſitze. Das verneinte dieſer; er könne das Gedicht auswendig, ſagte er.

„Ja, Herr Kandidat“, meinte der Meiſter, „da könnten Sie's wohl einmal an uns wenden, wie's doch der Kantor und der Pfarrer mit der Gemeinde machen; Sie könnten's wohl vorſprechen, daß wir's hörten und es doch zu Ende wüßten.“

Plattner erklärte ſich dazu bereit. Mit ſeiner weichen Stimme begann er das Gedicht von Neuem

Digitized by Google

und deklamirte es mit unverkennbarer Befriedigung von Anfang bis zu Ende. Die ganze Familie hörte lautlos zu, und durch das Halbdunkel und die Stille der engen Schusterwohnung klangen die mit großer Weihe gesprochenen Worte Schillers wie Glockenklang und Lichterglanz in die Herzen ein.

Als er die letzten Worte gesprochen hatte, erhob sich Herr Plattner. Er war selbst gerührt. Es mochte lange her sein, daß diese Verse nicht über seine Lippen gekommen waren. Er sagte, es sei spät, und er wolle gehen.

Hermann drängte sich an ihn heran. Er wollte ihm hinunter leuchten, um ihm den gehabten Genuß nach Kräften zu lohnen. Der Meister jedoch wendete sich von seinem Schemel zu dem Kandidaten, und rief: „Vergessen Sie uns nicht, Herr Plattner! es heißt bei uns, wie bei dem Schiller: so oft Du kommst, es soll Dir offen sein!“

Auch die Meisterin nöthigte zum Wiederkommen freundlicher als es sonst bisweilen von ihrer Seite geschah. Und als der Kandidat das Zimmer verlassen hatte, machte sie die Bemerkung: „So viel als der ißt, bleibt auch noch übrig, wenn's recht eingetheilt wird, und man spart's am Schulgeld!“

Es war mit dem Gedichte Schillers noch ein ganz besonderer Geist der Freundschaft und der Liebe in der engen Wohnung eingekehrt.

4. Kapitel.

Der Meister und der Herr Kandidat kannten sich schon lange. Sie waren beide junge Leute und noch nicht lange aus dem Felde zurückgekehrt, als sie im Jahre achtzehnhundertsechszehn in Halle zum erstenmale aufeinander trafen.

Brückner wanderte dazumal noch, weil er gleich nachdem er Gesell geworden, in's Feld gezogen war und sich nach dem Frieden in der Welt noch umsehen und Etwas lernen wollte, ganz abgesehen davon, daß er sich nach dem rührigen Soldatenleben nicht gleich entschließen konnte, sich in der engen Werkstatt festzusetzen. kam er denn nach Halle an der Saale, wo es zu jener Zeit sehr viel Studenten und also auch sehr viel Arbeit für den Handwerker gab. Die Mehrzahl der Studenten hatte ebenfalls die Feldzüge mitgemacht, und die Meisten waren deshalb älter, als man sonst auf den Hochschulen gewohnt war. Der Ernst der vorhergegangenen Jahre und die Erfahrungen des eigenen Lebens hatten die Bessern unter ihnen gereift, und der Sinn der Studirenden war also in jenen Tagen überhaupt auf große Dinge und Zwecke, nicht auf thörichte Aeußerlichkeiten und wüsten Genuß gerichtet.

Um so unruhiger waren aber die Handwerksgesellen geworden. Sie konnten sich nicht darein finden, daß sie nun im Arbeitskreck nicht mehr von den Soldaten als ihresgleichen behandelt wurden, daß die Soldaten nun vor dem Civilisten, der in Reih und Glied mit ihnen im Kugelregen gestanden, Etwas voraus haben und etwas Besonderes sein sollten, und wo Soldaten und Gesellen an einander geriethen, fehlten Händel selten, und waren Schlägereien meist ihr Ausgang.

Zu einer solchen Schlägerei war es denn auch einmal in Halle auf einem Tanzboden vor den Thoren gekommen. Die Soldaten hatten als Soldaten ihr prae haben wollen, die Gesellen verweigerten es ihnen, und Brückner, der Berliner, der sich mit seiner Suada eben so viel wußte, als mit seinem stämmigen Körper und mit seinen derben Fäusten, war der Erste und der Vorderste, als es daran ging, die Soldaten aus dem Tanzsaal zu vertreiben, das heißt, sie hinaus zu werfen. Die Soldaten konnten und durften es nicht ertragen, daß man Hand an sie legte, denn sie trugen ihres Königs Rock; sie zogen also vom Leder und schlugen darauf los, die Gesellen griffen zu den Stöcken, Stuhlbeine waren bald auch zur Hand, und in dem wilden Durcheinander, das dem ersten Angriff folgte, kehrte der Ingrimm der Soldaten sich besonders gegen den Berliner, der wie toll und blind um sich schlug und die Gesellen anfeuerte, nicht vom Platze zu weichen.

Aus der Stube waren die Streitenden und Kämpfenden bereits in den Garten hinausgekommen, und ein Füsilier-Gefreiter holte eben mit aufgehobenem Arme gegen Brückner aus, als vorübergehende Studenten zwischen die Ergrimmten traten. Ein langer Burschenschafter fiel dem Gefreiten in den Arm, als er gewahrte, daß derselbe die blanke Waffe gegen einen Waffenlosen brauchte. „Kamerad!“ rief er, „ehrlich Spiel! Was machst Du da? Das sind ja nicht die Franzosen, das sind ja Landsleute! nimm Vernunft an!“

Ein Mensch, den man mitten im Laufe fest hält und zum Stillstehen nöthigt, kommt nicht so schnell wieder in den Zug, und wenn man sich plötzlich in dem Ergusse seines Zornes gehemmt findet, ist es gar nicht leicht, gleich wieder von vorne anzufangen, wenn man es auch wollte. Der Füsilier hielt inne, aber Brückner riß dem Gefreiten die Epauletten herunter und schlug gerade in dem Augenblick mit solcher Gewalt auf ihn los, daß der Soldat zu Boden stürzte und man glaubte, es sei aus mit ihm.

Das war Brückners Unglück. Die herbeigeholte Wache trug den Gefreiten fort, die übrigen bei der Schlägerei betheiligten Soldaten und Gesellen suchten sich aus der Sache zu ziehen und machten sich aus dem Staube. Nur Brückner wurde als der eigentliche Händelstifter und Rädelsführer, und weil er des Königs Uniform beleidigt, festgenommen. Wenn der lange Studiosius Plattner bei der Untersuchung auch bezeugte, daß der Gefreite blanke Waffe geführt, so mußte er doch zugeben, daß der Gesell jenem die Epauletten abgerissen und ihm die schwere Verwundung beigebracht, als er sich zurückzuhalten angefangen. Das brach dem Gesellen den Stab und mit dem Wandern war es nun ein für allemal vorbei.

Zwei Jahre mußte er in Stralsund auf der Festung sitzen, und als er dann freigelassen wurde,

Digitized by Google

arbeitete er noch Jahre und Jahre, bald bei diesem, bald bei jenem Meister, bis er sich endlich in Berlin niederließ und seine Braut zur Frau nahm, die lange auf ihn gewartet hatte.

Ganz jung waren sie nun Beide nicht mehr, aber er verstand zu arbeiten und sie zu sparen, und sie hatten schon über ein volles Jahr in aller Zufriedenheit mit einander gelebt, als der Meister einmal an einem Sonntag Nachmittag mit seiner Frau im besten Aufputz durch die Königsstraße spazierte. Es war ein heißer Tag und die Straße war sehr leer. Wer nicht eben zu Hause bleiben mußte, hatte sich bei dem schönen, hellen Wetter zum Thore hinausgemacht und der Meister hätte das auch sehr gerne gethan, nur daß die Frau damals nicht recht fort konnte, weil sie bald niederkommen sollte. Sie gingen Straße auf und ab und wollten sehen, wie weit sie gelangen würden, und der Meister, der sich doch am Sonntag nicht behaglich fühlte, wenn er nicht ein Extravergnügen hatte, fing an, von seiner Festungszeit zu erzählen, weil er sich heute an der Seite seiner Frau wieder einmal wie eingesperrt erschien. Er sprach von Stralsund und von dem Festungskommandanten und dann sprach er auch von Halle und wie er dort ohne seine Schuld in das Unglück gerathen und nur durch einen Zufall dem Tode entronnen sei. „Denn", sagte er, „wäre der Student nicht auf dem Platz gewesen, wie einen Kürbis hätte der Kerl, der Füsilier, mir den Schädel gespalten. Ohne den Studenten lebte ich nicht mehr und ich habe mir oft gewünscht, ihn noch einmal zu sehen, um ihm danken zu können, was er an mir gethan hat."

Die Frau meinte darauf, ob Brückner denn den Studenten auch wieder erkennen würde, weil er ihn doch nur in dem Streite und nachher zum andern Male vor Gericht gesehen habe. Das nahm der Meister aber übel. „Ich sollte ihn nicht wieder erkennen!" rief er, „den Menschen, der mir das Leben gerettet hat. So und so oft habe ich von ihm geträumt; unter einer Million Menschen wollte ich den herauserkennen!"

Kaum aber hatte er diese Worte ausgesprochen, so blieb er plötzlich stehen, sah starr zu einem Manne hinüber, der auf der andern Seite der Straße ging und rief erschreckend aus: „Wie ist mir denn!" — Dann lief er über den Fahrweg, hielt den Fremden an und sagte: „Herr Studiosus! Aber Herr Studiosus, wie kommen Sie denn jetzt hierher? Eben habe ich von Ihnen gesprochen! Sehen Sie mich doch an, ich bin ja der Brückner, sehen Sie mich nur an! Kennen Sie mich denn nicht mehr? Ich habe ja eben erst von Ihnen gesprochen!"

Der Angeredete hielt in seinem Gange inne. Er war ein Mann von Dreißig, groß und mager, aber von festem Bau. Das verriethen schon seine starke Nase und die feste Stirn und sein starkes Kinn, welche dem Gesichte etwas Charaktervolles gaben. Dennoch sah es nicht hart und nicht strenge, sondern recht eigentlich melancholisch aus, und nun der Meister dicht vor ihm stand und dem Fremden in das bleiche Antlitz sah, wurde er doch zweifelhaft, ob er sich in der Person nicht geirrt. Er nahm daher den Hut ab und sagte mit beginnender Verlegenheit: „Nichts für ungut, wenn Sie's vielleicht nicht sind, Herr Studiosus! aber erinnern Sie sich denn nicht mehr, wie die Füsiliere gegen uns blank zogen und wie sie dem Gefreiten Menzel in den Arm fielen? — Ih! Sie sind's ja aber, da haben Sie ja die Schmarre auf der Backe! Na, versteht sich's, daß Sie's sind, ich bin ja der Brückner, der Berliner, Herr Studiosus!"

Der Angeredete hatte sich während dessen offenbar nicht nur des Vorganges, sondern auch des Menschen erinnert, aber er hatte keinen Anlaß gehabt zu einer so ausgiebigen Freude als der Meister sie bewiesen, und er mochte die Fähigkeit für eine solche auch verloren haben. Er gab dem Meister indessen freundlich die Hand, erkundigte sich nach seinem Ergehen und wollte sich danach entfernen. Das ließ der Meister jedoch nicht zu. Denn er war es während ihrer Unterhaltung inne geworden, daß ein großer Wechsel in dem Aussehen seines einstigen Beschützers vor sich gegangen war. Er hatte nichts mehr von der rüstigen Frische des ehemaligen Studenten, er sah, so sauber sein Rock und seine ganze Kleidung auch gehalten waren, doch heruntergekommen und dürftig, er sah sorgenvoll und niedergeschlagen aus, und der Meister, obschon er sich ein Gewissen daraus machte, hatte einen Augenblick, in dem er sich darüber freute, denn er fühlte sich ihm dadurch mit einem Male merklich näher gebracht.

„Nein!" rief er, „so kommen Sie mir nicht fort, Herr Studiosus! Sie müssen sehen, wo ich wohne. Meine Frau läßt sich's nicht nehmen, Sonntags einen ganz aparten Kaffee zu kochen, und wenn Sie sich nicht zu vornehm halten mit unser Einem eine Tasse zu trinken, so könnte ich dabei doch gleich erfahren, wie Sie hieher gekommen sind und wie lange Sie hier zu verbleiben gedenken."

Es lag so viel Herzlichkeit in der Bitte des Meisters, die Frau sing auch zu nöthigen an, und der ersehnte Gast gab endlich, wenn auch nur widerstrebend, nach.

Erst als sie sich oben in des Meisters Wohnung befanden und der Gast den Platz am Tische eingenommen hatte, wagte der Meister zu fragen, welchen Titel er dem Herrn Plattner denn jetzt zu geben habe, denn Studiosus, wie er ihn in seines Herzens Freude genannt habe, werde er jetzt wohl nicht mehr sein.

„Ich bin Kandidat, lieber Meister!" versetzte Plattner, aber er seufzte dabei, und je länger Brückner ihn betrachtete, um so mehr sah er, daß die erste Voraussetzung ihn nicht gelänscht habe und daß der Kandidat sich nicht in den besten Verhältnissen befinden müsse. Auch der Frau fiel es auf, mit wie ungewöhnlichem Behagen ihr Gast den Kaffee und die zu seiner Bewirthung eigens herbeigeschafften Zwieback verzehrte. Sie dachte in ihrem Sinne, er

Digitized by Google

müsse lange nicht so etwas Gutes genossen haben. Wem eine gutmüthige Frau aber eine Erquickung bereiten kann, zu dem faßt sie ein Herz, und sie war es denn auch, welche es an jenem Abende herausbrachte, daß es mit Herrn Plattner nicht wohl bestellt sei. Er erzählte, daß er nach seinem Examen Hauslehrer in Rußland gewesen, daß er nun schon einige Jahre in Berlin sei und wohl auch in Berlin verbleiben werde. Auf die Frage, warum er denn noch keine Pfarre habe, gab er keine Antwort. Der Meister und die Frau merkten, daß ihrem Gaste ihre neugierige Theilnahme nicht gelegen kam. Sie brachen also von dem Gegenstande ab und erfuhren auf diese Weise niemals, was sie an jenem ersten Tage zu erfahren vergebens gestrebt hatten, ja sie hörten bald auf, sich darum zu kümmern. So viel war sicher, Herr Plattner mußte schwere Schicksale gehabt haben, denn er wurde still und traurig, wenn einmal Andere von ihren Schicksalen zu reden begannen, und kam man gar auf Rußland zu sprechen, so hatte die Meisterin gesehen, daß ihrem Gaste gelegentlich die Thränen in die Augen gekommen waren. Sie wußten damit, daß er ein Unglücklicher sei und das genügte ihnen. Er war eben da, wohnte in der Nachbarschaft, kam in der ersten Zeit gelegentlich einmal hinauf, wenn sein Weg ihn vorüber führte und sprach dann öfter vor, nachdem er der Pathe von Brückners ältestem Sohne geworden war, dem man aus Dankbarkeit seinen Namen gegeben hatte.

Alles was der Meister und seine Frau herausgebracht hatten, bestand darin, daß Herr Plattner für eine Druckerei die Correkturen besorge. Es hieß bisweilen auch, daß er Unterricht ertheile und oftmals hatte er Papiere bei sich, die ihm zum Abschreiben übergeben worden waren. Das mußte jedoch Alles nicht viel einbringen, denn Herr Plattner kam nicht vorwärts. Wer ihn kannte, mußte es bemerken, wie in Jahren und Jahren kein neues Kleidungsstück auf seinen Leib kam, und daß er oft nicht einen Heller in der Tasche hatte. Er aß nur selten einmal bei einem Speisewirth. Er sagte bisweilen, daß er es nicht liebe, unter Fremden zu sein und daß er es vorziehe, seine Mahlzeit bei sich zu Hause zu genießen. Die Meisterin sah dann aber ihren Mann ganz verstohlen von der Seite an, denn der Kandidat ging Abends, wenn er es dazu hatte, recht gern einmal unter Leute und in das nahe Bierhaus, und seine Freunde wußten daher, was sie von dem zu Hause speisen des Herrn Plattner zu halten hatten.

So war es denn gekommen, daß man den Kandidaten bald zum Mittag und bald zum Kaffee und bald zum Abendbrode nöthigte, bis er einmal den Vorschlag that, die Meisterin solle ihn ganz in Speis und Trank nehmen und er wolle beisteuern, so viel auf seinen Antheil käme. Davon hatte sie jedoch nichts hören mögen, denn damit ging ihr ihre Freiheit verloren, in ihrem Hause zu schalten und zu walten, wie's ihr gut schien, und der Meister hatte noch weniger davon wissen mögen. Er dachte, für seinen Lebensretter werde wohl immer noch ein Mundvoll Essen übrig sein, und so hatten denn Mann und Frau es Herrn Plattner abgeschlagen, ihn zum Kostgänger zu nehmen. Er aber hatte sich danach lange Zeit nicht mehr bewegen lassen, einen Bissen Brod oder einen Trunk Wasser in dem Hause zu verzehren, und erst als Hermann größer geworden war, hatte sich das alte gute Vernehmen zwischen der Familie und dem Kandidaten wieder hergestellt.

Der Kandidat nämlich, der keinen lebenden Verwandten hatte und ganz einsam und verlassen in der Welt stand, hatte den Knaben in sein Herz geschlossen und auch dieser hing an ihm, wie an Vater und an Mutter, ja es bildete sich allmählig ein ganz apartes Einvernehmen zwischen dem Kandidaten und dem Knaben aus. Hermann war lernbegierig und Herr Plattner lehrte gern. Dem Meister und seiner Frau, die ihren Stolz darein setzten, daß ihr Aeltester in der Schule so gut angeschrieben war, gefiel es wohl, wenn Herr Plattner sich um ihn bekümmerte, und da Hermann für seine Jahre ein großer, starker Bursche war, so kam man zu dem Entschlusse, ihn bei Zeiten aus der Schule zu nehmen und ihn einem vermögenden Nachbar und Gevatter zu mancherlei häuslichen Verrichtungen zu verdingen, weil ja Herr Plattner sich immer mit ihm zu schaffen machte und man also das Schulgeld sparen konnte.

Von einem regelmäßigen Unterrichte war dabei freilich keine Rede. Der Kandidat beschäftigte sich mit seinem Pathen, wenn er eben kam und er kam wieder öfter, er kam endlich alle Tage, seit er auch den jüngern Kindern des Meisters bei ihren Schularbeiten nachhalf. Er ließ sich allmählig auch wieder bereit finden, mit der Familie zu essen, wenn man ihm dies anbot, und die Meisterin sah dies, wenn die Zeiten nicht gar zu knapp waren, ordentlich gern, weil es ihm immer so gut schmeckte und er meistens etwas zu erzählen wußte. Sie meinte, er verdiene sich an den Kindern nicht nur das Bischen Essen, sondern einen Gotteslohn und wenn sie, wie an diesem Freitage, etwas Besonderes in der Schüssel hatte, kam der Kandidat ihr ganz besonders wie gerufen.

Den Kindern, und vor Allen dem Hermann, war er der erwünschteste Gast von der Welt. Sie hingen von ganzem Herzen an ihm, und wenn der Vater dann obendrein erzählte, welch' ein prächtiger Studiosus der Herr Kandidat seiner Zeit gewesen sei und wie ihm die Mütze auf einem Ohr gesessen und was er für eine Faust geführt habe, dann dünkte er den Kindern ein wahrer Held, ja der Inbegriff aller Vollkommenheiten zu sein, und sie trauten sich kaum an ihn heran vor Bewunderung und vor Ehrfurcht. Der Vater erschien ihnen sogar an solchen Tagen in einem ganz besondern Lichte der Vornehmheit und sie selber fühlten sich ganz anders, weil der Herr Kandidat ihres Vaters Freund und ihres

Digitized by Google

Bruders Gevatter war und weil bei all' den Nachbarn im Hofe kein Kandidat zu Gaste kam.

Was der Kandidat an dem Abende empfunden hatte, als er der Familie das Gedicht von Schiller vorgesprochen, das erfuhr Niemand. Herr Plattner ließ sich über solche Dinge niemals aus. Die Meisterin aber sagte, als in ihrer Stube wieder Alles in Ordnung war und die Jüngsten schon in ihren Betten schnarchten: „Und wenn die Wernerin auch Alles so vollauf hat, daß sie nicht weiß, wohin damit, so etwas bekommt sie doch nicht zu hören, das ist was ganz Apartes und der Hermann könnte es wohl einmal erzählen, wie der Herr Kandidat hier ein- und ausgeht und daß wir auch was abzugeben haben."

„Ja!" meinte der Meister, „ich habe schon oft daran gedacht, der Werner könnte dem Kandidaten was zu verdienen geben, wenn das Kind heranwächst."

„Deswegen, nein deswegen sagte ich es nicht, das ist gar nicht nöthig. Unser Einer kann auch einmal etwas für sich selber haben. Die Werners haben ohnehin genug. So war's nicht gemeint! Werners werden sich schon selbst zu helfen wissen!"

Der Meister antwortete nicht, und die Sache hatte damit ihr Bewenden.

5. Kapitel.

Werners lagen der Mutter stets im Sinne, es mochte ihr wohl oder übel gehen; denn Werners Wohlstand und Lebensweise waren der Höhenpunkt, nach welchem sie ihre eigenen Verhältnisse bemaß und schätzte.

Nicht weit von dem Hause, in welchem der Meister Brückner seine Wohnung hatte, besaß nämlich ein ehemaliger Kamerad von ihm, der Zeugschmied Werner, ein eigenes Haus. Der Zeugschmied war freilich seine zehn Jahre älter als der Schuhmacher, aber da sie Beide aus derselben Straße zu Hause waren und achtzehnhundertundzwölf Beide an demselben Tage in dasselbe Regiment eingetreten waren, so hatte der Zeugschmiedmeister, der sein Weib und seine Kinder und seine Werkstatt und sein blühendes Gewerbe verlassen, um den Fahnen seines Königs wider den Landesfeind Napoleon zu folgen, seine Freude daran gehabt, als er einmal mit dem jungen Schuhmachergesellen zusammen in Quartier gekommen war und es sich im Gespräch herausgestellt hatte, daß der Gesell die Frau des Meisters und sein Söhnchen und selbst die kleine Tochter kenne; und als dann im Feldzuge von achtzehnhundertundfünfzehn der Meister Werner nicht mehr mitgegangen war, weil er meinte, nun das Seinige gethan zu haben, da hatte er seiner Frau einzigen Bruder statt seiner in das Regiment geschickt und der siebenzehnjährige junge Mensch war nicht wieder zurückgekommen und hatte seiner Schwester durch den Brückner, dem sie den Fritz auf die Seele gebunden, seinen letzten Gruß und sein Taschenbuch und seine Uhr und das schöne Petschaft nach Hause geschickt, das sie ihm noch am letzten Morgen gekauft hatte, ehe er ausmarschirt war.

Seitdem hatte die Wernerin den Brückner unter ihren Schutz genommen. So oft sie ihm begegnete, war es ihr eingefallen, daß ihr Bruder ihn in seinen Briefen einen guten Kameraden genannt und daß Brückner demselben die Augen zugedrückt, als es mit der Kameradschaft zu Ende gewesen war. Sie hatte auch beigesteuert, als der Brückner Meister geworden, und Gevatter bei dem Aeltesten gestanden, auf den sie ihr Auge behalten von dessen Kindesbeinen an.

Verkehr hielt der Zeugschmied mit Brückner nicht eben viel. Werner war ein reicher Mann geworden, saß im Magistrate, war überall zu finden, wo Ehrenämter von einem Ehrenmanne gratis zu verwalten waren, und Brückner war eben ein armer Flickschuster geblieben. Sie kamen also nicht leicht zufällig zusammen, wenn sie sich nicht Sonntags in der Kirche oder einmal im Bierhause beim Wagner trafen, und die Frauen sahen einander noch weniger, denn die Wernerin, so nannte man sie in der ganzen Nachbarschaft, kam selten einmal aus dem Hause.

Man konnte ihr das auch nicht verdenken. Wer es so gut bei sich zu Hause hatte, was sollte der auswärts suchen. Das Haus hatte vier Fenster Breite und war mit dem Erdgeschoß vier Stockwerk hoch. Hinten hatte es einen langen Hof, in dem ein Wallnußbaum stand, und unten an dem linken Seitenflügel einen offenen Gang, auf dem die oberen Seitenflügel ruhten, und der also wohl überdacht und wohl gestützt war und die schönste Gallerie bildete. Es waren ein Hof und Galerien, wie sie in dem ganzen Viertel nicht zu finden waren.

Oben war das Haus vermiethet, aber die Einwohner hatten es nicht halb so gut und so schön als die Wernerin. Denn ihr Mann hielt viel auf sie und wollte, daß die Leute dies auch wüßten. Er ließ ihr in jedem Sommer die ganze Gallerie mit Bohnen und mit Kresse beziehen, daß es wie in einem Garten blühte, und dazu war geradeüber der Gallerie noch eine Kürbislaube, neben dem Wallnußbaume, die auch im Sommer blühte und große Kürbis trug. Damit aber gar nichts fehle, gingen ein Rabe und ein Storch in dem Hofe spazieren und im Sommer, wenn es ganz warm und schön war, hingen in großen Messingkäfigen, die alle Sonnabende geputzt werden mußten, auf dem offenen Gange die beiden Kanarienvögel der Wernerin und der Papagei, den der Mann ihr zur silbernen Hochzeit geschenkt hatte, zwischen den Bohnenblüthen und Kreßblumen in freier Luft, weil die kleine Lisette ihre Freude daran hatte. Die kleine Lisette war der Großeltern Augapfel, wie man so zu sagen pflegte und das einzige Kind des Hauses. Mit Allem hatte Werner Glück gehabt, nur mit seinen Kindern nicht. Der Fritz war im Felde geblieben, die Tochter war ihm im ersten Wochenbett gestorben

Digitized by Google

und der Schwiegersohn, von dem er sich nach dem Tode seiner Kinder einen Trost und eine Stütze versprochen hatte, war auch jung hinweggerafft worden. Alles was den unglücklichen Eltern übrig blieb, war das Enkelkind, und wenn die Wernerin sich einmal nicht recht bei Laune befand, so hielt sie es ihrem Mann vor, daß er nicht für sie die Kürbislaube und die Bohnenkasten und die Vögel angeschafft habe, sondern nur für die Lisette, die er aufziehe, als wenn sie eine Prinzessin wäre und einmal den türkischen Sultan heirathen sollte.

Ein Glück war's dabei nur, daß die üble Laune der Wernerin nicht lange anhielt. Die ganze Nachbarschaft wußte es, daß sie rasch aufflackerte wie Strohfeuer, aber daß es mit ihrem Zorne auch wie mit einem Strohfeuer bald vorüber war. Sah man, daß mit ihr nichts anzufangen war, so gingen der Meister und alle Andern ihr aus dem Wege. Nur Einer war da, der in solchen Augenblicken ihren ganzen Unwillen auszubaden hatte und dieser Eine war ihr Pathe und ihr Schützling Hermann, den sie sich als Laufjunge hielt und der immer schon auf seinem Platze sein mußte, wenn sie Morgens die Thüre von der Hinterstube aufmachte und in die Gallerie hinaustrat.

Es war sieben Uhr Morgens, als die Wernerin in ihrer Stube die Riegel oben und unten an der Thüre öffnete und den schweren Schlüssel in dem Schlosse aufdrehte. Im Innern ihres Hauses war um diese Stunde alles bereits in Ordnung; sie konnte ihre Blicke nun mit gewohnter Regelmäßigkeit nach außen wenden und sie war stattlich anzusehen, wenn sie am Morgen zum Vorschein kam.

Sie war eine große, dicke Frau in den ersten Fünfzigen, und da sie nach Niemand zu fragen brauchte, war sie der Kleidung treu geblieben, die ihr bequem war, ohne sich dadurch beirren zu lassen, daß die Mode sich geändert hatte. Sie trug ein dunkles Kattunkleid mit ganz kurzer Taille und eine schwarz wollene Schürze, die dicht unter ihrer starken Brust fest gebunden war und die sie gelegentlich zurückschlug, um die Tasche von bunten, dreieckig zusammengesetzten Flicken zu zeigen, in welcher sie unten das Silbergeld und ihren Fingerhut und Nähring, oben in einem besondern Schlitz das Kupfergeld bei sich führte. Ihr graues, stramm nach hinten gekämmtes Haar sah glatt und blank unter der weißen Piquemütze hervor, und da sie von ihrem Wochenbette einen Schaden an dem linken Fuß behalten hatte, in dessen Folge sie viel an Rheumatismen in demselben litt, so hatte sie diesen, sobald die kältere Jahreszeit eintrat, der Vorsicht wegen immer dick in Hede eingewickelt, weshalb sie den andern Fuß nur um so sorgfältiger mit einem saubern weißen Strumpfe und mit einem glänzenden schwarz ledernen Pantoffel bekleidete; damit Jedermann es gleich gewahr würde, daß sie wisse, was ihr zukomme.

Gegenüber der Thüre ihrer Hinterstube, an der Stelle, auf die ihr Auge bei dem Heraustreten aus ihrer Stube zuerst fiel, mußte, weil Alles bei ihr seine Ordnung hatte, Hermann sie erwarten, und der Platz war ihm auch der erwünschteste. Denn da hinten in der Gallerie lagen die Steine, welche der Meister zum Glühen und Stählen seiner Fabrikate brauchte. Sie wurden nach der Arbeit auf gut Glück in diese Ecke geworfen und es war Hermanns tägliches Amt, sie in der Frühe ihrer Größe nach aufzuschichten, so daß man die nöthigen Stücke immer leicht herausfinden konnte, und hinter diesen Steinen verbarg er seinen kostbarsten Besitz. Unter ihrem Schutz sammelte er Alles, was er an bedrucktem Papiere erbeuten konnte, um es in jedem freien Augenblicke zu lesen und wieder zu lesen. Alte Zeitungen, alte „Lieder gedruckt in diesem Jahr", einzelne Blätter aus Büchern, wie sie von den Krämern als Umschläge benutzt werden, Alles hatte Werth für ihn, Alles regte ihn zum Denken an, und eben das ganz Abgerissene, Zusammenhanglose dieser Blätter spornte seine Wißbegier und reizte sein Verlangen sich zu unterrichten.

Daran aber hatte die Wernerin gerade ihren schweren Aerger. Sie hielt, wie Hermanns Mutter, von dem Lesen und von dem Lernen für den Armen nichts, es gewöhne ihn bloß an Müssiggang und mache ihn unbrauchbar und unzuverlässig. Denn wer sich auf Schreiben und Lesen verlasse, der halte seine Gedanken nicht zusammen, und daß das wahr sei, davon habe sie in ihrem Hause das leibhaftige Exempel. Ihr Mann, der das alles gelernt, müsse sich jede Kleinigkeit aufschreiben, woran er denken wolle, und vergesse doch bald dieses, bald jenes; sie, die keinen Buchstaben schreiben könne, vergesse nicht das Geringste, habe den Kopf immer auf dem rechten Fleck und wundre sich über nichts mehr, als daß der Junge, der Hermann, bei all dem Lesen noch so brauchbar sei.

Trotz des Zugeständnisses, welches diese letzte Aeußerung enthielt, bekam der Knabe aber nur selten ein gutes Wort von der Meisterfrau zu hören. Sie sagte, die Eichen schlügen im kalten Wetter am allerbesten aus, und aus wem einmal im Leben etwas werden solle, mit dem dürfe man in der Kindheit nicht viel spassen. Spaß zu machen war auch gar nicht ihre Art, und kaum hatte sie an dem Morgen den Burschen auf seinem gewohnten Platze neben den Glühsteinen bemerkt, als sie ihm kurz und beschlend zurief: „Trag Wasser in die Küche!"

„Ich hab's schon getragen, Frau Wernerin!" gab er zur Antwort.

„Dann lauf zum Schlächter!" — sie ließ abwechselnd an jedem Tage in der Woche eine bestimmte Fleischsorte und ein bestimmtes Quantum von derselben holen.

„Das Fleisch steht schon da im Korbe!" entgegnete Hermann.

Die Meisterin wurde verdrießlich. Wer Lust am Herrschen und Befehlen hat, verliert sein Vergnügen, wenn er das Nothwendige ohne sein Zu-

Digitized by Google

thun geleiſtet findet, und herrſchſüchtige Menſchen haben deshalb immer ſchlechte Diener, können keine guten Diener ertragen.

„Da hättest Du auch wohl ſchon das Holz klein machen können!“ ſagte ſie im Tone des Vorwurfs. „Es iſt Gott weiß wie ſpät.“

„Es iſt ja fertig, Frau Wernerin,“ ſagte der Knabe ſchüchtern und wies in banger Ahnung irgend eines nahen Sturmes auf das klein geſchlagene Holz hin, das er an dem beſtimmten Platze ſauber aufgeſchichtet hatte.

So ſchnell ihr ſchwacher Fuß es zuließ, humpelte die Hausfrau nach dem Ende der Gallerie hin, um ſich zu überzeugen, ob der Knabe ſeine Schuldigkeit gethan und um ihm wo möglich zu ſeiner beſſern Erziehung und zu ihrem eigenen Vergnügen ein Verſehen nachweiſen zu können. Aber dieſe letzte Hoffnung ſchlug ihr fehl. Mit unverkennbarem Aerger befahl ſie ihm daher, den Hof zu kehren, als ſie bemerkte, daß auch dieſe Arbeit ſchon vollbracht ſei. Das war ihr zu viel und in heftigen Zorn ausbrechend, rief ſie: „Es wird aber auch von Tag zu Tag toller mit dem dummen Jungen! Es iſt gerade, als ob man eine Uhr hätte, die alle acht Tage einmal aufgezogen wird und dann ohne Sinn und Verſtand die ganze Woche weiter läuft. Wie eine Maſchine iſt der einfältige Junge! Kommt vor Tagesanbruch in das Haus, ſchanewerkt hier im Sackfinſtern herum und nachher wird er hier wieder den ganzen ausgeſchlagenen Morgen daſitzen und nichts thun, als ſich unnütz machen mit den elenden Papierwiſchen und Büchern, daß man das Kind herauskommen und draußen ſpielen laſſen muß, damit der Junge nur zu etwas da iſt auf der Welt!“

Sie wendete ſich ab, denn der Meiſter war durch den lauten, ſchallenden Ton ihrer Stimme von dem Werktiſch an das Fenſter gezogen worden, und an dem Meiſter ſand der Knabe immer ſeinen Beſchützer.

„Ruhig Blut, Mutter!“ rief er ihr zu. „Laß den Jungen gehen! Wenn er das Seinige gemacht hat, ſo iſt's ja kein Schaden, daß er nachher mit der Liſette ſpielt. Er paßt gut auf ſie auf und ſie iſt gern bei ihm. Was thut Dir denn der Junge? Schick' ihn nach Hauſe, wenn er Dir im Wege iſt.“

„Im Wege! Im Wege iſt er mir nicht! Ich kann nur das dumme Leſen nicht an ihm leiden, und —“

„Das wird ein Ende haben, wenn er in die Lehre kommt, und wenn ein Junge Luſt hat mehr zu lernen, als ſein bloßes Handwerk, das iſt auch kein Unglück. Wenn Du ihn miſſen kannſt, ſchick ihn herein, er kann für mich ein paar Gänge in die Stadt thun.“

Die Meiſterin antwortete nicht, es war ihr, wenn ſie ſich unnöthig ereifert hatte, recht lieb, daß man ihr dies Handwerk legte, und während ſie in das Haus zurückkehrte, gab ſie Hermann mit dem Kopfe ein Zeichen, durch die Küche nach der Werkſtatt zu gehen, wo er die Aufträge des Meiſters empfangen ſollte.

Hermann gehorchte, aber nicht mit der Luſt, mit welcher er ſich ſonſt jedem Dienſte unterzog. Es war Sonnabend, dann hatte die Meiſterin im Hauſe doppelt viel zu ſchaffen, und Sonnabends mußte er deshalb gewöhnlich den ganzen Morgen mit dem Kinde ſpielen, das nie fröhlicher war, als in des Knaben Aufſicht und Geſellſchaft.

(Fortſetzung folgt.)

Römiſcher Frauenſchmuck.

Von **H. Runge.**

Wohin wir auch blicken mögen, bei den civiliſirteſten Nationen wie bei jenen von der Kultur kaum berührten Stämmen, welche wir Wilde zu nennen pflegen, in der Gegenwart wie in der fernſten Vergangenheit: überall finden wir das gleiche Beſtreben, den Körper zu zieren, entdecken wir jene Luſt an Putz und Schmuck, welche hier ſich leicht befriedigt, dort faſt ungeheuren Aufwand an menſchlicher Thätigkeit, an Erfindungsgabe und an Kunſtfertigkeit in Anſpruch nimmt. Noch ſo oft mag man es ausſprechen, daß es die Kräfte des Menſchen verſchwenden heiße, wenn wir ſie zur Befriedigung unſerer Eitelkeit mißbrauchen, daß der Flitterſtaat, mit welchem wir uns umhängen, nicht den geringſten Theil des Kapitals, den wir darauf verwenden, werth ſei: ſelbſt diejenigen, die ihn zu betrachten ſcheinen, vermögen ſich nicht ganz dem Zauber zu entziehen, welchen er auf alle Menſchen ausübt. Hunderte von Luxusgeſetzen ſind deshalb bereits ſpurlos und ohne Wirkung vorübergegangen und mit vollem Rechte tritt die Gegenwart nur dem Uebermaaß durch Beſteuerung und Spott entgegen.

Namentlich die Frauen werden ſich den Schmuck nie entziehen laſſen, auch nicht einmal ſo weit, als die Männer es geſtattet haben. Bei allen unciviliſirten Völkern bemerken wir an den Männern faſt dieſelben Schmuckgegenſtände, wie bei ihren Weibern; wir finden z. B. ſowohl Halsbänder als Ohrgehänge, Armringe u. ſ. w., denn noch ſpielt bei ihnen der Körper die Hauptrolle. Erſt wenn ein Volk auf die höheren Stufen der Kultur tritt, fängt das männliche Geſchlecht an, den Schmuck zu verſchmähen und als unmännlich, weibiſch zu bezeichnen. Körperliche Schönheit und Kraft verlieren mehr und mehr ihre hervorragende Bedeutung und geiſtige Eigenſchaften treten an deren Stelle. Die Frauen dagegen werden zu jeder Zeit und in jedem Stadium der Civiliſation das ſchöne Geſchlecht genannt und als die rechten und allein befugten Prieſterinnen im Kult der Schönheit betrachtet. Deshalb halten ſie auch ſo feſt an Putz und Schmuck und ſchwerlich darf man ihnen Unrecht geben. Mag ein Weib noch ſo ſchön ſein: ungeſchmückt und in derbe, feſte Kleider gehüllt, ſteht es dem Manne zu nah

Digitized by Google

und erinnert zu stark an Arbeit und an die kalte Praxis des Lebens, als daß es auf den ersten Blick entzücken und bezaubern könnte.

Auch die Römerinnen wußten Putz und Schmuck hoch zu schätzen und wenn sie gleich anfänglich in ziemlich bescheidener Weise verfuhren: die spätere Periode ging desto weiter und bot auch in dieser Hinsicht Beispiele eines Luxus, der denjenigen unserer Zeit weit übertrifft. Je mehr die Tiberstadt ihre Weltherrschaft ausdehnte, desto größere Reichthümer flossen in ihr zusammen. Alle von ihren Kriegern unterjochten Länder lieferten Tribute ihrer besten Naturprodukte und gewerblichen Erzeugnisse, und was sich davon durch Schönheit, Kostbarkeit und glänzende Eigenschaften geltend machte, fiel vorzugsweise den Frauen zu. Schon in der letzten Zeit der Republik besaßen diese die herrlichsten Schmuckſachen aus edlen Metallen, werthvolle Edelsteine aller Art, Perlen von jeder Form und Größe und was dergleichen Dinge mehr waren. Selbst die ärmere Klasse wußte sich davon wenigstens einen Theil anzueignen. Jedenfalls in einer Hinsicht gingen dabei die reichen Römerinnen in ihren Ansprüchen über unsere Damen hinaus; ihre Schmuckſachen mußten sich nämlich nicht nur durch Pracht, sondern ebensosehr durch schöne, reine Formen auszeichnen. Für die vornehmen Frauen Roms arbeiteten die tüchtigsten Künstler nach den besten Vorbildern, und noch heute bewundern wir die mit ungeheurem Aufwand von Zeit, Mühe und Geschicklichkeit hergestellten Gemmen und Kameen, die mit Bildwerk verzierten Nadeln, die zierlichen Armringe und Ohrgehänge, die schönen Colliers und Agraffen.

Werfen wir einige Blicke auf den Schmuck der edlen Römerinnen, betrachten wir aber zuerst das Behältniß, in welchem man ihn aufzubewahren pflegte. Ursprünglich war es nicht mehr und nicht weniger als ein einfaches hölzernes Kästchen von länglich viereckiger Form, und sein Deckel endigte sich in Randleisten mit hervortretenden Lippen, welche, wenn man ihn herabdrückte, in die Wände hineintraten. Weil es gewöhnlich aus dem Holz des Buchsbaums, der griechisch Pyxos hieß, gearbeitet war, wurde es Pyxis genannt. Auch unser „Büchse" hängt mit Buche zusammen. In der spätern Zeit bediente es zwar seinen Namen bei, aber man fertigte es aus kostbareren Hölzern, aus Elfenbein und Metallen, und die vornehmsten Frauen besaßen Schmuckkästchen aus massivem Silber und Gold, welche entweder ciselirt oder mit Basreliefs verziert waren. Nach Suetons Bericht scheute Nero dem Tempel der Venus Genitrix eine mit kostbaren Steinen eingelegte Pyxis. Ohne Zweifel sollte sie für den Schmuck der Göttin verwendet werden, denn die Statuen der göttlichen Frauen waren nicht selten mit Ohrgehängen, Halsbändern und Armzierden von Gold, Perlen und Edelsteinen versehen, und noch heute bemerkt man an Standbildern und Büsten die Löcher, in denen die Ohrringe befestigt wurden. Die Form der Schmuckkästchen veränderte sich mit der Zeit ebenfalls und es scheint deren von allen Arten gegeben zu haben. Manche von ihnen waren außerordentlich groß, und eine zu Rom gefundene Pyxis, wahrscheinlich ein Hochzeitsgeschenk, hatte 2 Fuß Länge, 1½ Fuß Breite und 1 Fuß Höhe. Freilich mußten oft sehr viele Gegenstände aufbewahrt werden, und manche hochgestellte elegante Dame mag nicht einmal mit einem solchen Cerin ausgekommen sein.

Unter den Schmuckſachen waren die zahlreichſten die Ringe: sie umfchlossen die Finger, den Arm, den Fuß, den Hals und das Haupt, und kamen bald als einfache Reife, bald verziert und in Schlangengeſtalt vor. Unzweifelhaft iſt die Form uralt, denn abgesehen davon, daß sie durch den Zweck selbſt geboten wurde, findet ſie ſich auch in allen Perioden der Menſchheit bis hinauf zur älteſten. So kärgliche Mittel der fernſten Vergangenheit zur Verfügung ſtanden: ihre Frauen trafen, sobald ſie ſich Gegenſtände des Schmucks wählten, inſtinktmäßig in Form und Stoff ſtets das Richtige und ſie waren es, welche alle bis jetzt noch gebrauchten Schmuckſachen erfanden. Ihnen verdankten die heutigen Damen das Collier, das Armband, den Kranz, das Diadem und die Haarnadel; ſie ſchufen zuerſt den Gürtel, das Bouquet und die Ohrgehänge und auch in ihrem Haar welkte die Blume und glänzte die Perle. So erfindungsreich die heutige Zeit iſt, ſelbſt die ſtolzeſte Kaiſerin kann ſich nicht ſchmücken, ohne ihre Muſter von jenen halbwilden und halbnackten Weibern zu entlehnen, welche vor Tauſenden von Jahren die Bewunderung ihrer männlichen Stammgenoſſen und den Neid ihrer Miſchmeſtern auf ſich zu ziehen ſuchten.

Unter den Ringen wieder ſpielten die Armringe, wie bei den hellenischen, ſo auch bei den italiſchen Frauen die erſte Rolle, und ihre Namen waren zahlreich und wechſelten, je nachdem ſie dieſe oder jene Stelle umſchlangen. In der Regel ſaß der Armring, die Armilla der Römerinnen, unmittelbar über dem Handgelenk und zwar, wenn nur einer vorhanden war, am rechten Arm. Auch heut pflegen wir noch an einem vollſtändigen Damenſchmuck gewöhnlich nur ein Bracelet zu rechnen und weiſen dies dem rechten Arm zu. Indeſſen ſchienen doch zwei Armbänder von gleicher Form mehr im Gebrauch geweſen zu ſein, und auf Gemälden finden wir ſie ſogar noch verdoppelt. War der Arm entblößt, ſo zierte man wohl mit einem zweiten Schmuck den fleiſchigeren Theil in der Mitte zwiſchen Handgelenk und Ellnbogen, aber auch hier hatte ſtets die rechte Seite den Vorzug. Ringe um den höchſten Theil des Oberarms, der von den ehrbaren und anſtändigen Frauen Roms verhüllt wurde, zeigen ſich nur bei Koketten, welche der Sitte Hohn boten und den Spott nicht ſcheuten, denn ſie gehörten eigentlich jener im Ruf der größten Leichtfertigkeit ſtehenden Klaſſe ſolcher Weiber zu, welche als Tänzerinnen, Sängerinnen, Zither- und Cymbelſpielerinnen bei Schmäuſen und andern feſtlichkeiten in luſtiger ſliegender Kleidung auftraten. An dieſen Perſonen bemerken wir nicht ſelten drei oder vier Ringe an jedem Arm. Der Form nach waren urſprünglich glatte oder verzierte Reife von Bronze, Elfenbein, Silber, Gold und Bernſtein in Gebrauch, und auch die Göttin der Schönheit, das Urbild der eleganten Frauen der alten Welt, iſt auf Gemälden nur mit ihnen allein geſchmückt. Aber bald ſchienen ſo beſcheidene Formen nicht mehr genügend und man ſchuf die Schlangenringe, ſei es, daß man eine vollſtändige Schlange darſtellte oder zwei Schlangenhälſe unter mit einander verband. Des Kontraſtes wegen machte man wohl die Augen von Silber und Gold. Faſt alle Reife waren ohne Charniere und mußten über die Hand geſchoben werden; da ſie deſſenungeachtet feſt anſchloſſen, ſo mögen ſie oft den jungen Mädchen frühzeitig angelegt und nachher nicht wieder entfernt worden ſein. Weitere Ringe, welche ſich hin und her bewegen ſollten, ſteht man ausſchließlich bei Tänzerinnen. Neben den Reifen kommen indeß nicht ſelten Schnüre runder und länglicher Perlen vor, und auch Kameen und Perlen, durch goldene Kettenglieder verbunden, ſcheint man häufig als Armzierden angewendet zu haben.

Eigenthümlich waren drei verſchiedene Formen des Bracelets. Das Spinther beſtand aus einem ſtarken elaſtiſchen Draht oder einem mehrere Linien breiten Bande, deren Enden übereinander lagen. Bei leichtem Druck erweiterte es ſich ſo, daß es bequem umgelegt werden konnte, und wieder losgelaſſen, ſchloß es ſich federartig an den Arm an. Gewöhnlich von Gold und ausnahmsweiſe für den linken Arm beſtimmt, ſtellt es mitunter eine Schlange vor. Eine ganz ähnliche Form beſaß das Spathalinum, nur wurden demſelben noch kleine Glöckchen oder birnförmige Zierrathen angehängt. Endlich gab es noch einen größeren Armſchmuck, der eine Spirale von vier und mehr Windungen bildete, aus feſtförmig gedrehtem Goldbraht angefertigt war und den Theil des Unterarms in der Mitte zwiſchen Handgelenk und Ellnbogen zu umſchlingen pflegte.

Weniger allgemein als die Armringe waren die Fußringe, gewöhnlich ebenfalls Armilla oder auch Periscelis genannt. Ehrbare Frauen bedeckten den Fuß durch ihre langen ſchleppenden Gewänder und konnten dieſen Schmuck nicht verwenden. Gewöhnlich ſah man ihn nur bei Frauen der ärmeren Klaſſe, welche ohne Schuhe durch die Straßen

Digitized by Google

wandelten, und bei den schon erwähnten Sängerinnen und Tänzerinnen. Wenn ihn ausnahmsweise vornehmere Frauen benutzten, so zogen sie den Spott auf sich. So macht z. B. Petronius in einer Satyre Fortunata, die Gattin des Parvenü Trimalcion lächerlich, weil sie unter der Tunica über ihren Schuhen einen prächtigen Schmuck trug. Auch die Periocelis bestand in der Regel aus Reifen und Bändern von Erz, Silber und Gold, aber man wählte auch goldene Spangen, verzierte Kettchen und Perlenschnüre.

Zu den beliebtesten und ihrer Form nach mannigfaltigsten Schmucksachen gehörten die Ohrgehänge, und wenige Frauen scheinen sie entbehrt zu haben. Die einfachen bestehen waren glatte oder doch wenig ornamentirte Ringe von Metall, und zwar meist von Gold, welche sich durch ihre beträchtliche Größe auszeichneten und oft mehr als einen Zoll im Durchmesser hatten. Ganz ähnliche Ohrringe tragen noch heut jenseits der Alpen die Landmädchen. Die vornehmeren Frauen, die Matronen, wählten dagegen am liebsten einzelne Perlen, die sie durch ein Häkchen von Silber- oder Golddraht im Ohr befestigten und Einzige (Unriones) nannten, angeblich weil sich nie zwei ganz gleiche auffinden lassen. Besonders beliebt waren diejenigen von der Form einer Birne oder eines Tropfens und manche hatten einen wirklich fabelhaften Werth. Julius Cäsar, der der britischen Perlen wegen nach Britannien gegangen sein soll, kaufte z. B. für die schöne Mutter des Brutus eine Perle für sechs Millionen Sesterzien (etwa 300,000 Thaler Gold). Noch kostbarere Einzige trug bekanntlich Cleopatra, die schöne Königin Aegyptens, und eine derselben, welche nach ihrem Tode in Agrippa's Hände fiel, ließ dieser in zwei Hälften zertheilen und als den köstlichsten Ohrenschmuck der Welt der Venus im Pantheon zu Rom anhängen, wo sie die Bewunderung aller Damen erregte. Perlen, welche den Werth eines Landguts hatten, wurden gar nicht selten gesehen. Wer nicht reich genug war, ließ sich kugel- oder tropfen-förmige Gehänge aus Gold anfertigen, Plinius aber klagt darüber, daß zu seiner Zeit selbst die Armen nach ächten Perlen strebten, weil sie behaupteten, diese gäben ihren Trägerinnen auf der Straße das Ansehen von vornehmen Frauen. Oft ließen die Matronen mehrere Perlen zu einem Ohrgehänge vereinigen und in der Art aufhängen, daß sie bei jeder Bewegung des Kopfes aneinanderschlugen und ein Geräusch verursachten. Solche Gehänge nannte man Klappern (Crotalium) und über sie klagt Seneca, wenn er sagt: „Perlen kommen mir vor Augen, nicht etwa eine für jedes Ohr, nein, die Ohrläppchen unserer Damen haben durch Uebung eine eigene Fertigkeit erhalten, sich recht viel anhängen zu lassen. Zwei Perlen neben einander und eine dritte oben machen jetzt ein einziges Ohrgehänge aus. Die rasenden Thörinnen glauben, ihre Männer wären noch nicht geplagt genug, wenn sie nicht in jedem Ohr zwei oder drei Erbschaftsmassen hängen hätten.“ Auch Edelsteine wurden, wenn sie schön und kostbar waren, gewählt und geringere, aber nicht weniger geschmackvolle Gehänge von Gold hatten die Form einer Raute, eines Kleeblatts, einer Pfeilspitze u. s. w.

Wichtiger noch war bei den römischen Damen der Halsschmuck, Monile genannt. Auch er bestand anfänglich aus einem feineren oder stärkeren Ringe von Metall oder aus einer Schnur von Glaskorallen, nahm aber später die verschiedenartigsten Formen an. Aus dem Ringe entstanden goldene Bänder mit Zacken, Bogen, Streifen, Rauten, aus der einfachen Schnur reiche Schnüre von rothen Korallen und Perlen. Zwischen den Perlen pflegte man auch andere Zierrathen, z. B. goldene Sternchen oder Kügelchen, sowie Edelsteine, Gemmen und Kameen einzuschieben, oder man ließ runde Perlen mit länglichen abwechseln. Tertullian erwähnt Perlenschnüre von einer Million Sesterzien an Werth und an einer andern Stelle kommt ein Geschmeide von 34 großen, tellerförmigen und eben so viel cylindrischen Perlen vor. Denn oft genügte eine Schnur nicht und man verband mit der ersten an den Hals anschließenden eine zweite weitere und eine dritte, welche auf den Busen herabhing. Waren derartige Geschmeide mit gefaßten Edelsteinen geziert, so wurden diese durch goldene Kettenglieder verbunden. Einfache Ketten von edlem Metall zeigten sich dagegen als Halsschmuck selten, während die Tänzerinnen sie auf dem bloßen Körper zu anzulegen pflegten, wie man gegenwärtig die Ordensbänder trägt. Außerordentlich kunstreiche Monilia bestanden aus breiten Bändern, welche, aus dem feinsten Golddraht zusammengeflochten, im Nacken durch prachtvolle Schnallen geschlossen wurden, und an denen vorn sechzig bis siebenzig aus Gold und Perlen zusammengesetzte gleichartige Kleinodien aufgehängt waren. Faßt man die zeitgenössischen Aufzeichnungen zusammen und wirft man einen Blick auf die uns erhaltenen oder in Bildern dargestellten Halszierden, so muß man in der That über die Verschwendung, die sich an denselben geltend macht, eben so sehr erstaunen, als über die Kunst und den Geschmack, welche bei ihnen aufgewendet wurden.

Andere Gegenstände des weiblichen Schmucks, deren wir nur kurz gedenken können, waren die Nadeln und die Diademe. Jene, meist 6 bis 8 Zoll lang, hatten den Zweck, das am Hinterhaupt aufgenommene Haar, machte es nun in einem Knoten zusammengedreht oder geflochten sein, festzuhalten. Solche Nadeln bestanden bei den Armen aus Holz, Elfenbein oder Erz, bei den Reichen aus Silber und Gold und waren am Kopfende fast immer reich geziert, sei es nun, daß man eine Hand, ein Kapitäl, eine Thiergestalt u. s. w. aufsetze, sei es, daß man Büsten und kleine Statuetten von Göttern und Heroen oder selbst Gruppen anbrachte. Manche Römerinnen brauchten, beiläufig bemerkt, ihre Nadeln, um in ihnen Gift zu verbergen. Die Diademe bestanden meist aus breiten, das Haupt umziehenden Bändern von gewebten Stoff oder Metall oder aber aus Halbmonden, welche über der Stirn saßen und theilweise durch das Haar bedeckt wurden. In der Regel von Silber oder Gold und mit Perlen und Edelsteinen mehr und weniger reich besetzt, nahmen sie wohl auch die Form von Kronen an, indeß scheint diese Mode erst in der spätern Zeit aufgekommen zu sein. Auch goldene Bänder mit Schleifen kommen vor, und daß man das Haar mit Perlenschnüren, welche auf die Schultern herabfielen, durchflocht, ließe sich bei der großen und allgemeinen Vorliebe für den Perlenschmuck leicht errathen, würde es auch nicht durch Gemälde bezeugt.

Nehmen wir zu den aufgezählten zahlreichen Schmuckgegenständen noch die herrlichen Gürtel- und andere Schnallen, die schönen Agraffen und die zahlreichen mit den kunstvollsten geschnittenen Steinen gezierten Fingerringe, so bekommt man einen ungefähren Begriff von der großen Masse dieser Dinge, welche die reichsten Römerinnen besessen haben müssen. Dabei muß man aber noch in Betracht ziehen, daß die Damen so oft als möglich wechselten und, wo es angieng, auch häuften. Lucian schildert einen reichen Römer, der zu gleicher Zeit 16 Fingerringe trug; manche Damen standen diesem Stutzer nicht nur nicht nach, sondern übertrafen ihn noch, indem sie für jede Jahreszeit bestimmte Garnituren von Ringen besaßen, welche z. B. immer feiner und leichter als im Winter waren und in eigenen Ringkästchen, Dactyliotheken genannt, aufbewahrt wurden. Außerordentlich reiche Damen setzten großen Werth darein, stets einen ganz gleichartigen Schmuck anzulegen. So sah einmal der ältere Plinius die gewesene Gemahlin des Kaisers Caligula, Lollia Paulina, bei einem einfachen Verlobungsschmause nur mit Smaragden und Perlen geschmückt, welche abwechselnd aneinandergereiht am ganzen Körper, in den Haaren, am Zopfgewinde, in den Ohren, am Halse, an den Halsbändern und an den Fingern glänzten und einen Gesammtwerth von 40 Millionen Sesterzien (3,570,000 Gulden) hatten. Derselbe Schriftsteller erzählt uns zu gleicher Zeit als einen Beweis der Thorheit der römischen Damen, daß sie ihre kostbarsten Perlen, mit denen sie übrigens selbst ihre Schuhe zierten, in einem Säckchen am Halse trugen, sobald sie sich in ihre Zimmer zurückgezogen hatten oder wenn sie schliefen; konnten sie sich mit ihnen dann nicht zieren, so wollten sie sich beim Einschlafen wie beim Erwachen wenigstens an ihrem Geräusch ergötzen. So weit haben

Digitized by Google

es nun freilich unsere eleganten Damen, trotzdem sie oft auch ihre beste Zeit auf Schmückung ihres lieben Ich verwenden, nicht gebracht; da wir aber auf das Cäsarenthum mit vollen Segeln lossteuern, so sind wir vielleicht schon in der nächsten Zeit berufen, die Sitten der Periode des Augustus und seiner nächsten Nachfolger auch in dieser Hinsicht wieder im vollsten Maße in's Leben zu rufen.

Venetianische Gondeln und Gondoliere.

Das in den letzten Jahren so oft von unseren Tagblättern genannte Italien haben in derselben Zeit mehrere ausgezeichnete Reisebeschreiber geschildert. So, um hier nur einige zu nennen, Rom, Neapel und Sicilien Gregorovius, das alte und das neue Rom Herm. Lessing, Oberitalien Ad. Stahr in seinen „Herbstmonaten in Oberitalien", und Gust. Rasch in seinem „Italienischen Wanderbuch". Wir erlauben uns, das eine oder das andere dieser eben so anziehenden als lehrreichen Werke unseren geehrten Leserinnen zur Lektüre zu empfehlen, gedenken aber auch, ihnen aus einzelnen derselben in späteren Heften dieser Zeitschrift Auszüge vorzulegen und wollen sofort die Reihe mit Proben aus dem zuletzt genannten Wanderbuche eröffnen. Da sein Verfasser durch wiederholte Besuche in den von ihm geschilderten Landschaften heimisch ist und eine treffliche Beobachtungs- und Auffassungsgabe besitzt, so betrachtet man sie von ihm gezeichneten Bilder mit lebhaftem Interesse. Wir denken, das von uns ausgewählte, hier unten folgende Bild aus der Lagunenstadt wird auch auf unsere Leserinnen diesen Eindruck machen.

Die Gondel erzählt die Geschichte Venedigs und die Geschichte jeder Gondel würde ein interessanter Roman sein. Sie ist die verschwiegene Bewohnerin der Canäle und der Lagune; in ihrer verhangenen Cabine führen Lucretia Borgia*) zu ihren schwelgerischen Festen im Palazzo Grimani, die Mitglieder des Rathes der Zehn**) in den Dogenpalast „um Nichts zu vergessen", Marino Faliери***) um auf der obersten Stufe der Riesentreppe sein weißes Haupt dem Schwerte des Henkers zu überliefern, und die Dogen, um auf derselben Stelle gekrönt zu werden. Die Gondel hat allen Leidenschaften gedient, dem Schrecken und der Liebe, der Eifersucht und dem Verrath, der Herrschsucht und der sklavischen Unterwerfung. Hinter ihre herabgelassenen Jalousien flüchtete sich der von den Spionen der argwohnvollsten Regierung der Erde überwachte Bürger; sie verbarg Liebende in ihrem Glücke und den Leichnam des an der rothen Porphyrsäule des Dogenpalastes Erdrosselten, der im Dunkel der Nacht auf dem stillen Friedhofe von Giovanni und Paolo bestattet wurde. Die Gondel gibt Venedig seinen Charakter und, einen Charakter, welcher der Lagunenstadt vor allen andern Städten Europa's eigenthümlich ist; sie hat eine geschichtliche und physiologische Vergangenheit, welche leider bis jetzt keinen Historiographen gefunden hat. „Gondola" ist das erste Wort, das der Fremde hört, wenn er Morgens aus der Thüre seines Gasthofs tritt, und das letzte, wenn er um Mitternacht am Molo steht und noch einen dämmernden Blick auf die mondbeleuchtete Lagune wirft; „Gondola" ertönt es an jeder Brücke, an der Ecke jeder Wasserstraße, kein Wort der italienischen Sprache wird in Venedig so gut gesprochen, wie das Wort „Gondola". Die Gondel ist die Equipage und der Fiaker Venedigs. Die schwimmende Meerstadt besitzt weder einen Wagen, noch ein Pferd, und mancher Venetianer hat außer der Equipage Dulcamaras auf dem Theater der Fenice in seinem ganzen Leben eben so wenig Wagen und Pferde gesehen, als Elephanten eines indischen Fürsten, oder als das Rennthiergespann eines Lappen. An die Stelle des Rädergerassels und des Peitschengeknalles tritt in Venedig das Rauschen des Wassers an den schwarzen Wänden der Gondel und das Anschlagen der Ruder, den Zuruf des Kutschers ersetzt das »Sta la« (halt dort!) des Gondoliers. Die Gondel trägt das neugeborene Kind zur Taufe, und den Todten zur Bestattung nach der Lagune; in der Gondel fährt der Arzt zu seinem Kranken, der Offizier, um seine Wachtposten zu besichtigen, der Briefträger, um seine Packete auszutragen, und der Donanier, um die Schmuggler einzufangen. Die Gondel ist die Equipage des Reichen und das Transportmittel des Facchino; in der Gondel fährt man zum Frühstück, zum Diner, zur Visite, zum Rendezvous, zur Hochzeit, zum Schlafengehen und zum Sterben. Der Fremde, welcher auf der prächtigen Lagunenbrücke, der längsten Brücke Europa's, den Meeresarm überschritten hat, der Venedig von der Küste trennt, steigt in die Gondel, und sie trägt ihn durch die marmornen Paläste des Canale grande zu den Säulen der Piazetta. — Die Gondel wiegt sich auf der blauen Welle, fast ohne sie zu durchschneiden; sie bedarf keiner Tiefe, um zu schwimmen, und keiner Breite, um sich zu wenden; denn die Wasserstraßen Venedigs sind oft eben so schmal wie leicht. Die Spitzen ihrer eisernen Schnäbel sind die umgekehrte Schneide eines Messers. Sie hat die Form des Blattes einer Palme, und nur die Mitte dieses Palmblattes ruht auf der glänzenden Welle, und trägt eine schmale Cabine, in der nur zwei Menschen Raum haben. Die Cabine hat zwei weiche Sitze neben einander, ein Teppich bedeckt ihren Boden, und wenn die Jalousien heruntergelassen sind und die Thüre geschlossen ist, so bildet sie einen abgeschlossenen und verschwiegenen Raum, in den das Auge keines Vorüberfahrenden blicken kann, und aus dem kein Wort und kein Geräusch, nicht einmal an das Ohr des lauschenden Gondoliers dringt. Von dem

*) Eine Tochter des Papstes Alexander VI. und der Vannozza. Dreimal, zuletzt mit Alfons von Este, nachmaligem Herzog von Ferrara, vermählt, häufte sie Verbrechen auf Verbrechen. Dabei beschützte und beförderte sie Künste und Wissenschaften. Der französische Dichter Victor Hugo hat dekanntlich diesen Stoff zu einem Trauerspiele benützt.

**) In Folge einer gegen die Adelsmacht und Regierung angezettelten Verschwörung wurde diese Behörde im 14. Jahrhundert eingesetzt, und ihr zur Erhaltung jener, namentlich gegen Feinde unter dem Adel selbst, die ausgedehnteste Gewalt anvertraut, welche je mehr und mehr in ein grenzloses System des Argwohns, des Spähens, des gegenseitigen privaten Verhörs, der Verhaftungen und Einschränkungen im Gefängniß der sprachigsten Bleidächer ausartete.

***) Doge von Venedig in der Mitte des 14. Jahrhunderts, vorher Befehlshaber der venetianischen Truppen bei der Belagerung von Zara in Dalmatien, wo er einen glänzenden Sieg über die Ungarn erfocht, dann Gesandter der Republik in Genua und Rom. Ein Adeliger, Michael Steno, mit seiner Neigung zu einem Fräulein aus dem Gefolge der Herzogin verschmäht, nach einer anderen Meldung mit der Herzogin selbst in geheimem Einverständniß, suchte sich dafür durch einige für letztere kränkende Reden zu rächen, weshalb, hier auch eine Eifersucht, der Doge, ein Greis von wildem, zurchtbar aufbrausendem Temperamente, strenge Bestrafung jenes Edelmannes verlangte. Weil aber dessen Standesgenossen ihm blos kurze Gefängnißstrafe zuerkannten, so beschloß Faliери, obnedies ein Feind der Nobilen, die Macht der Dogen sehr beschränkenden Aristokratie, furchtbare Rache zu nehmen, und durch eine mit Bürgerlichen eingeleitete Verschwörung an einem bestimmten Tage alle Senatoren zu ermorden und die Macht des Senats zu vernichten. Allein wenige Augenblicke vor Ausführung dieses blutigen Vorhabens wurde dasselbe verrathen, der Doge mit den Verschwornen verhaftet und hingerichtet. Dieß geschah 1355. Faliери's Charakter ist historisch treu gezeichnet in Lord Byron's Trauerspiel „Faliери".

Digitized by Google

eisernen Schnabel bis zu dem abgeplatteten Raum, wo der Gondolier steht, ist die ganze Gondel schwarz. Die weichen Kissen der Cabine, das Tuch ihrer Wände, ihre äußere Bekleidung, die Thüre und die Jalousien, Alles ist schwarz. Der Rath der Zehn erließ einst ein Gesetz, nach dem, um der Verschwendung der Reichen zu steuern, welche sich in der Pracht ihrer Gondeln zu überbieten suchten, die Farbe jeder Gondel nur schwarz sein durfte, und die Tradition hat das Gesetz um Jahrhunderte überdauert. Das schwarze Palmblatt, die leuchtenden Tinten des italienischen Himmels und seine strahlenden Reflexe in den dunkelblauen Wellen bilden einen wunderbar schönen, wahrhaft poetischen Contrast. Der wettergebräunte Kopf des Gondoliers ist im Sommer mit einem breitrandigen Strohhut mit farbigem Bande und im Winter mit einem Filzhute bedeckt; sein Anzug ist sehr einfach und besteht oft nur aus einem leinenen Hemde und Beinkleidern desselben Stoffes, welche oft von einem bunten Gürtel gehalten werden; der Winter verwandelt die leichten und farbigen Stoffe in farbloses, dunkles Tuch. — Der Gondolier steht weit über dem neapolitanischen Lazzaroni, dem venetianischen Facchino und dem deutschen Fiakerkutscher. Er ist arbeitsam, thätig, mäßig und discret, während der Lazzaroni und der Facchino nur dann arbeitet, wenn er es satt hat, in der Sonne zu liegen und sich auszuruhen. Der Gondolier ist unermüdlich, seine Dienste anzubieten, und diese mit dem ganzen Phrasenreichthum der italienischen Sprache so verlockend wie möglich zu schildern. Die heißesten Sonnenstrahlen des italienischen Sommers, die strömenden Regengüsse des Winters, die Sturmfluth des adriatischen Meeres, welche die Lagunen aufwühlt, Nichts hindert ihn im Anbieten seiner Gondel; Kürbis, Polenta, Käse und der Rauch seiner

Venedig.

Pfeife befriedigen seinen Magen und seinen Gaumen, und sein Kopfkissen ist Nachts der Teppich seiner Gondel, oder seine Tuchjacke, wenn der Vorsprung eines Brückenbogens oder die Säulenhalle des Palazzo Ducale auf der Piazzetta sein Schlafgemach ist. Die Verschwiegenheit und die Discretion sind gewissermaßen ein Erbtheil des venetianischen Volkes, welches ihm aus den Zeiten der Republik überkommen ist, sie bilden auch einen Hauptzug im Charakter der Gondoliere. Damit verbindet sich eine gewisse Intelligenz und eine leichte Auffassungsgabe, welche überhaupt dem italienischen Volke eigen ist. In seinem Wesen liegt eine gewisse Noblesse, welche ihn weit über den Facchino erhebt, und deren Grund in seinem Tagewerke zu suchen ist. Er ist stolz auf die Geschichte, auf die Kunstdenkmäler und auf die, wenn auch vergangene Pracht seiner Stadt. Er kennt jede Kirche, jeden Palast, seine Geschichte und seine Besitzer, und ist erfreut, wenn er durch den Canale grande fährt, davon zu erzählen. Durch Anschauung und Betrachtung hat er sich sogar einen gewissen Geschmack und ein meistentheils richtiges Urtheil angewöhnt und zeigt verdrießlich auf eine moderne Palastfronte, deren Anstrich und Bauart zu den dunkeln Marmorquadern und Marmorsäulen der Paläste seiner Dogengeschlechter nicht paßt. Der Gondolier ist weich und gutmüthig, wie überhaupt das venetianische Volk, freundlich und zuvorkommend, und bietet mit derselben Artigkeit seinen Arm beim Einsteigen in seine Gondel, wenn man ihn auch kurz vorher mit harten Worten wegen seiner industriellen Versuche, die Taxe mit seinem unvermeidlichen „poco" — das ist wenig — einem in Venedig eben so häufig wie „Gondola" gehörten Worte, über den Tarif zu steigern, zurecht gewiesen hat. Niemals ist er brutal und flegelhaft, wie der Fiakerkutscher; er ist auch nicht nachtragend und hat mit dem ersten Ruderschlage, womit er sein leichtes Fahrzeug in Bewegung setzt, die harte Behandlung vergessen, welche ihm wenige Minuten vorher zu Theil geworden ist. Ein Fünfcentimesstück beschwichtigt seine Nachforderung und freundlich nimmt er beim Abschied seinen Strohhut vom Kopf und empfiehlt seine Dienste für eine andere Fahrt.

—l—

Schillers Tell.

Nachdem Schiller durch ſeine Jugenddramen, die Räuber, Don Carlos, Fiesko, Kabale und Liebe, der Welt die Erſtlinge eines gewaltigen, aber ungezügelten und noch formloſen Genius geboten hatte, finden wir ihn eine Reihe von Jahren hindurch auf einem andern Felde beſchäftigt. Seine meiſte Zeit nimmt die Geſchichte und das Studium der Kant'ſchen Philoſophie in Anſpruch. Die Organiſation ſeines Geiſtes machte ihm dieſen Weg zur Nothwendigkeit. Während Göthe durch die Beſchäftigung

Tell zu Geßler:
Mit dieſem zweiten Pfeil durchſchoß ich — euch,
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte,
Und eurer — wahrlich, hätt' ich nicht gefehlt.

mit den verſchiedenen Zweigen der Naturwiſſenſchaft und die fortwährende Berührung mit den mannigfachen Kreiſen des thätigen Lebens ſein geiſtiges Weſen zu immer größerer Klarheit abſchloß, beſtimmten ſeinen großen Freund und Nebenbuhler äußere Umſtände und natürlicher Hang, an der Hand des Königsberger Philoſophen demſelben Ziele entgegenzuſtreben. Als Schiller an der Seite dieſes Führers, aber in durchaus ſelbſtändiger und origineller Weiſe, dieſe Durchgangsperiode vollendet hatte, kehrte er

mit dem Jahre 1795 wieder ausschließlich zur Poesie zurück; er hatte die Spekulation satt, sie hatte bei ihm ihre Zwecke erfüllt, es war ihm zum Bewußtsein gekommen, daß er den Beruf habe als Dichter für die Kultur seines Volkes und der Welt zu wirken. Erstaunenswerth ist seine Produktivität in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts; besonders müssen hier die Balladen erwähnt werden, von denen die meisten, und unter ihnen Meisterstücke der deutschen Poesie, im Jahr 1797 verfaßt wurden. Nach diesen Vorbereitungen wendet er sich wieder der dramatischen Poesie zu und dichtet den Wallenstein; nun folgen schnell aufeinander Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, bis ihn endlich nach Vollendung des Wilhelm Tell ein sicher Körper nach mehrwöchentlicher Krankheit in's Grab bringt.

Im Jahre 1797, als Göthe zum dritten Male die Urkantone der Schweiz besuchte, machte die Großartigkeit der klassischen Oertlichkeit einen solchen Eindruck auf ihn, daß er die Fabel von Tell in einem epischen Gedichte zu behandeln beschloß. Schiller erklärte die Wahl für eine sehr glückliche, namentlich hob er die bedeutsame Enge des gegebenen historischen Stoffes hervor, aus der sich alles geistreiche Leben in fröhlicher Eigenthümlichkeit entwickeln würde. Als Göthe in Folge anderer Arbeiten oder weil, wie er sagte, es ihm bedenklich vorkam, in deutschen Hexametern zu dichten, den Plan fallen ließ, da ergaßte ihn Schiller. Göthe selbst äußerte hierüber: „Ich hatte mit Schiller diese Angelegenheit oft besprochen und ihn mit meiner lebhaften Schilderung jener Felswände und gedrängten Zustände oft genug unterhalten, dergestalt, daß sich bei ihm dieses Thema nach seiner Weise zurechtstellen und formen mußte. Auch er machte mich mit seinen Ansichten bekannt und ich entbehrte nichts an einem Stoff, der bei mir den Reiz der Neuheit und des unmittelbaren Anschauens verloren hatte, und überließ ihm daher denselben gerne und förmlich, wie ich ihm schon früher mit den Kranichen des Ibykus und manchem andern Thema gethan hatte, da sich aus meinem Entwurf, verglichen mit dem Schiller'schen Drama, deutlich ergibt, daß ihm alles vollkommen angehört, und daß er mir nichts als die Anregung und eine lebendigere Anschauung schuldig sein mag, als ihm die einfache Legende hätte gewähren können." Für Schiller war dieser Stoff ein höchst geeigneter Fund. Eben hatte er seine Braut von Messina vollendet, die ganz auf poetischem Boden ruht und eine ganze Welt vertritt, nun fand er im Tell, was er suchte, einen sich von selbst isolirenden Stoff, der eine abgeschlossene Welt für sich bildet.

Zu allen seinen Kompositionen machte Schiller mit dem gewissenhaftesten Fleiße die umfangreichsten und sorgfältigsten Vorstudien; bei dieser Arbeit genügte es ihm nicht, sich in die berühmten Werke des Chronisten Tschudi und Johannes von Müller's, des Verfassers der Schweizergeschichten, zu vertiefen, sondern außer mehreren andern, theilweise sehr umfangreichen historischen Büchern, studierte er mit musterhafter Genauigkeit die Geographie und die Naturgeschichte des Schweizerlandes. Daß es ihm, der nie die Schweiz gesehen hat, gelungen ist, von der Natur und den Menschen ein Bild zu liefern, dessen Wahrheit und Treue nicht genug bewundert werden kann, das ist Sache des Genius; wie wenig aber Schiller im Vertrauen auf sein Genie es sich leicht machte, dafür liefern seine Vorarbeiten zu diesem Drama den schlagendsten Beweis. In den ersten Monaten des Jahres 1804 war das Werk beendigt. Als Göthe, dem schon der erste Akt und die Scene auf dem Rütli mitgetheilt und von ihm mit großem Beifall aufgenommen waren, das ganze Drama zugesandt erhielt, antwortete er: „Das Werk ist vortrefflich gerathen und hat mir einen schönen Abend verschafft." Interessant ist es, diesem lakonischen Ausspruch des gefeierten Meisters die begeisterte Lobrede eines so feinen Kunstkenners wie Iffland gegenüberzustellen. Iffland, damals Theaterdirektor in Berlin, erhielt, wie vom Wallenstein, so auch vom Tell die einzelnen Akte, wie sie fertig geworden waren. Bei dem Empfang der ersten Sendung schreibt er: „Ich habe gelesen, verschlungen, mein Knie gebogen, und mein Herz, meine Thränen, mein jagendes Blut hat Ihrem Geiste, Ihrem Herzen mit Entzücken gehuldigt! O bald, bald, bald mehr! Weber, der seltne Genialität und hohes Gefühl hat, hat schon die Musik begonnen. Nur bald mehr! Blätter, Zettel — was Sie geben können! Ich reiche Hand und Herz Ihrem Genius entgegen. Welch' ein Werk! Welche Fülle, Kraft, Blüthe und Allgewalt! Gott erhalte Sie, Amen."

Die Hauptzüge seines Sujets entlehnte Schiller, wie sich später ausführlicher zeigen wird, aus Tschudi. Die neuere Geschichtswissenschaft aber sieht nicht nur die Tell-Sage, sondern auch die alten Chroniken, auf denen sie beruht, von einem andern Standpunkte an, als es zur Zeit Schillers üblich war. In der Antwort auf einen Brief von Göthe, worin dieser um Auskunft über die Geschichte des Tell im Namen oder zu Gunsten Schillers gebeten hatte, sagt Johannes von Müller: „Als Geschichtsforscher stehe ich für Tell's Leben und Theilnahme an denselben Geschichten (den Bemühungen der Schweizer, das Joch Oesterreich's abzuschütteln), doch nicht für den Apfel, der aus einer älteren Stammsage ihnen angeheftet worden sein mag." Wie ganz anders die urkundliche Forschung unserer Tage über die Persönlichkeit Tells denkt, werden wir sogleich sehen, dann wollen wir die Abweichungen Schillers von Tschudi hervorheben, um zum Schlusse uns noch einige Andeutungen über das Stück selbst zu erlauben.

Seit etwa zwanzig Jahren hat die Ergründung der Geschichte der Schweiz in der Periode von 1212 bis 1315 theils einige deutsche Gelehrte, besonders aber die tüchtigsten einheimischen Forscher anhaltend beschäftigt. Es ist namentlich von Kopp (in seinem Buche: Geschichte der eidgenössischen Bünde) bewiesen

Digitized by Google

worden, daß die Erzählungen der schweizerischen Chroniken, die Tschudi zuerst verarbeitete und die durch Johannes von Müller Eigenthum der ganzen gebildeten Welt geworden sind, in Bezug auf diese gefeierte Periode der Kämpfe der Schweizer mit dem Hause Habsburg nicht ächte historische Wahrheit enthalten, sondern daß ihnen ein großes Quantum Sage beigemischt sei, daß es aber für diese Zeit Urkunden gebe, die jenen Chroniken um mehrere Jahrhunderte an Alter überlegen, den Forscher in den Stand setzen, wirkliche Begebenheiten und wirkliche Verhältnisse zu ermitteln. Es ist unmöglich, die Geschichte der Schweiz in dieser Zeit zu verstehen, ohne die Geschichte des deutschen Reiches zu berücksichtigen. Die Landstriche zwischen dem Bodensee, dem Rhein und den Alpen gehörten damals zum deutschen Reiche, und dieselben Kämpfe und Bestrebungen, die damals das Reich bewegten, wirkten auch in diesen Gegenden. Um den Gegensatz fürstlicher Macht und städtischer Freiheit dreht sich die Geschichte des deutschen Reichs durch das ganze dreizehnte und den größten Theil des vierzehnten Jahrhunderts; über beiden stand die königliche Gewalt. Ihre Aufgabe war es, in dem immer ernsteren Gegensatze beider die Wagschale zu halten und dadurch die Entwicklung der öffentlichen Zustände zu sichern. Dieselben Kräfte sind auch in der Schweiz thätig: in dem mehr als hundertjährigen Kampfe beabsichtigen die Waldstädte nichts weiter, als unter der Hoheit des Reiches zu stehen, nicht Privatbesitz des Hauses Habsburg zu sein. Von der Zeit an, da das Haus Habsburg zuerst am Vierwaldstädtersee Fuß gefaßt, war es sein Bestreben, rings um denselben sich volle Landesherrschaft zu erwerben; die Länder aber widerstanden. Uri hat sich jener Herrschaft fortdauernd und mit Erfolg erwehrt, nur unter dem alten Grafen Rudolf (dem Großvater des großen Königs) und unter seinem Urenkel, König Albrecht, war es vorübergehend in bestimmter Gefahr, bleibend unter Habsburg zu gerathen. Schwyz, dasselbe Ziel anstrebend, erreichte in Kaiser Friedrichs II. letzter Zeit die Unabhängigkeit von Habsburg, ward aber unter den Königen Rudolf und Albrecht dem Habsburgischen Hause bestimmt unterworfen. Unterwalden, an innerer Einheit hinter Schwyz zurückstehend und darum minder kräftig und entschieden, theilte dessen Bestrebungen, gelangte aber erst nach König Albrechts Tode zu gleicher freier Stellung wie Schwyz.

Ein näheres Eingehen auf die Spezialitäten und die wiederholentlichen Erneuerungen des Bundes unter den Waldstädten, namentlich bei dem Tode König Rudolfs (im Juli 1291) und nach dem Ableben König Albrechts (Mai 1308) unterlassend, wenden wir uns sogleich zu einer kurzen Betrachtung der Chroniken. Weder im dreizehnten noch im vierzehnten Jahrhundert giebt es Schriftsteller, die uns Kunde über gleichzeitige Personen oder Ereignisse geben. Zwar ist die Schlacht am Morgarten (durch welche die Freiheit der Eidgenossen entschieden wurde, 15. Nov. 1315) von einigen Zeitgenossen aufgezeichnet worden, doch nur kurz und oberflächlich und ohne Rücksicht auf frühere Begebenheiten. Auch in den noch erhaltenen Liedern aus dem vierzehnten Jahrhundert über damalige Ereignisse — wie die Schlacht von Sempach — finden sich keine Beziehungen auf die frühere Geschichte der Länder. Die älteste ausführliche Aufzeichnung über die Geschichte der Länder ist die Stadtchronik von Bern, welche der Rath 1430 anfertigen ließ und die unter des Stadtschreibers Justinger Namen bekannt ist. Sie erzählt also:

„Im Jahr 1260 erhoben sich Schwyz und Unterwalden wider ihre Herrschaft Habsburg, unterstützt von Uri, das an die Abtei Zürich gehörte. Der Herrschaft Vögte und Amtleute hatten neue Rechte gesucht, mit der Landleute Frauen und Töchtern Muthwillen getrieben. Ein großer Krieg entstand. Die Länder riefen das Reich um Hülfe an, an das Schwyz vor hundert Jahren gehörte, wie es mit Briefen bewies. Nach langem Krieg, wobei die Herrschaft Habsburg verarmte, suchte diese Hülfe bei der Herrschaft Oestreich. Letztere kaufte jener ihre Rechte um eine Summe Geldes ab und als sie hievon die Thäler benachrichtigte, unterwarfen sich diese und thaten ihr Gehorsam nach Weisung ihrer alten Rechte. Das währte manches Jahr. Als aber der Herrschaft Oestreich Amtleute neue Rechte suchten, erhob sich ein neuer Streit und Krieg, der bis zum Jahr 1315 dauerte, da Herzog Leopold mit Heeresmacht gegen Schwyz zu Felde zog" u. s. f. Sodann wird die Schlacht am Morgarten geschildert. Weil später als Justinger sind die Chroniken aus dem Zürich- und Aargau, ihre Verfasser haben alle die Berner Stadtchronik gekannt und sie benutzt, sie alle enthalten in Betreff des von Justinger nur so kurz berührten Aufstandes der Länder wider das Haus Oestreich die Erzählungen von dem Bundesschwur im Rütli, von Tell, von der Vertreibung der Vögte und schließen die Schilderung dieser Ereignisse und ihrer Folgen wie die Berner Stadtchronik mit der Schlacht am Morgarten. Vergleicht man die Erzählungen, so findet man, daß sie von einander sehr abweichen; Jahreszahlen, Namen, Thatsachen sind mit einander verwechselt oder verschoben, Zustände verschiedener Jahrhunderte mit einander vermengt. Daß ein Aufstand der Länder unter „König Rudolfs Erben" stattfand, d. h. unter den Herzögen von Oestreich, daß ein Stauffacher von Schwyz als Haupturheber des vorbereitenden Einverständnisses, ein Mann von Uri, des (Zu-) Namens Tall oder Tell durch Tödtung eines habsburgischen Beamten sich auszeichnete, daß der Aufstand gerade wie der von 1260 ebensosehr gegen die tyrannischen Amtleute und den Dienstadel der Herrschaft als gegen diese selbst gerichtet war, und daß es endlich zum Theil dieselben adeligen Geschlechter waren, denen es beide Male galt, das ist das einzige allen Chroniken Gemeinsame. Wir haben es in diesen Berichten also nicht mit dem Wissen, sondern mit dem Hörensagen zu thun; die Sage hat hier gewaltet,

Digitized by Google

hat die Ereigniſſe eines Kampfes von fünfzig Jahren zu einem beſtimmten Vorgange geſtaltet, ſo daß es unmöglich iſt, feſtzuſtellen, was geſchichtliche Wahrheit und was dichteriſche Ergänzung iſt. Das Ganze iſt ſeinem Weſen nach der wirklichen Geſchichte der Länder gemäß, alle Einzelnheiten ſind aber ein Gemiſch von wirklicher Erinnerung und Erfindung, das ſich weder verſichern, noch als Unwahrheit verwerfen läßt.

Vornämlich iſt dies mit der Erzählung von Tell der Fall. Hier iſt eine uralte, bei ganz verſchiedenen germaniſchen Stämmen vorkommende, in Volksliedern gefeierte Sage mit der Erinnerung an ein lokales Ereigniß auf ſo innige Weiſe verbunden und verſchmolzen worden, daß es unmöglich fällt, beide Beſtandtheile zu ſondern und die Thatſache auszuſcheiden. Es gibt keinen genügenden Grund, an dem Daſein eines hiſtoriſchen Ereigniſſes zu zweifeln, an welches hier die Sage angeknüpft hat, aber noch viel weniger läßt ſich verkennen, daß der letztern der größte Antheil an der Erzählung gebührt. Denn nicht allein trägt die Erzählung, wie ſo manches Andere, in den Chroniken ſelbſt deutlich den Charakter der Sage, ſondern Kopp hat auch die völlige Nichtigkeit aller anderswo als aus den Chroniken hergenommenen Beweiſe für die geſchichtliche Wahrheit der Erzählung bewieſen. Wie eine däniſche Chronik des zwölften Jahrhunderts, von der wir nicht wiſſen, wann ſie zuerſt abſchriftlich in die Schweiz gekommen, dieſelben Dinge, bis in die einzelnſten Züge aus dem hohen Norden erzählt, wie engliſche Balladen des XV. Jahrhunderts den Apfelſchuß des Wilhelm von Cloudeslay beſtugen, wie ganz Aehnliches aus den Rheingegenden erzählt wird, ſo feierten die Lieder, aus denen die Chroniken ſchöpften, den urneriſchen Tell. Eine ihrer wahren Geſtalt, Zeit und Namen nach unbekannte Perſon und That ſind hier mit dem Glanze umgeben worden, mit dem eine weit ältere Volksſage überall den geſchickteſten Schützen umgeben hat, der zuerſt die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen erregte. Das ſechszehnte Jahrhundert hat dieſe Geſchichte in Wort und Bild, ſogar in Anfängen dramatiſcher Kunſt verherrlicht, ihr in den Ländern ſelbſt, gemäß dem Volkscharakter durch Verbindung von Tells Namen mit Kapellen und Bittgängen religiöſe Weihe ertheilt und in Tſchudi's großem Werke die erſte wiſſenſchaftliche Geſtalt gegeben.

Bemerkenswerth bleiben in der ſchweizeriſchen Ausbildung der allgemeinern Volksſage hauptſächlich die Umſtände, daß dieſelbe in der nämlichen Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts zuerſt nachweisbar auftritt, welche daſſelbe Thema in den engliſchen Balladen und in den ſchwäbiſchen Chroniken behandelt und überhaupt überall ſo viel ſagenhafte Dinge in zahlreichen Chroniken des In- und Auslandes aufgezeichnet hat, und daß dieſe glänzendſte Befreiungsthat von Habsburgiſcher Unterdrückung gerade dem im Range erſten unter den drei Ländern, dem Reichslande Uri, zugeſchrieben wird, das niemals oder nur ganz kurze Zeit unter Habsburg geſtanden, wohl aber den Stützpunkt für Schwyz und Unterwalden in ihren Freiheitsbeſtrebungen gebildet hat. Am merkwürdigſten iſt der Name des vom Liede gefeierten Schützen: Wilhelm Tell. Daß Tell oder Tall ein perſönlicher Zuname oder Spitname iſt, der den vorſchnellen, einfältig und furchtlos zuſahrenden Charakter des Schützen bezeichnet, geht aus der Erzählung ſelbſt hervor; Kopp hat überdies nachgewieſen, daß von einer Familie Tell gar keine Rede ſein kann. Wie alten Urſprungs dieſer Name Tell aber ſei, iſt unmöglich zu entſcheiden; er kann einer wirklichen Perſon des dreizehnten oder vierzehnten Jahrhunderts, vielleicht aber dem Schützen, den die Sage in weit älteren Zeiten ſchon kannte, bereits von dieſer gegeben ſein. Noch bemerkenswerther iſt der Vorname Wilhelm. Unter hunderten von urkundlichen Namen der alemaniſchen Schweiz aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, kommt dieſer Name höchſt ſelten, in den Urkunden der Länder vielleicht nicht ein einziges Mal vor, iſt auch daſelbſt noch jetzt kein gewöhnlicher, volksthümlicher Taufname. Da iſt es nun auffallend, daß auch das angelſächſiſche Volkslied des fünfzehnten Jahrhunderts als geſchickteſten Schützen, der ſeinem Sohne den Apfel vom Haupte ſchießt, einen Wilhelm feiert. Nicht mit Unrecht wird dies als eine Andeutung angeſehen, daß in uralten Zeiten Einwanderungen aus Norddeutſchland in die Thäler der Schweiz ſtattfanden.

Zu dieſen Anſichten ſind in unſerer Zeit die gewichtigſten einheimiſchen Forſcher über die denkwürdige Periode der erfolgreichen Erhebung der Schweiz gegen fremdländiſche Bedrückung und über die Sage von dem Schützen Tell gelangt. Bei der lebhaften Sympathie, welche dieſer Abſchnitt der Schweizergeſchichte ſtets erregt hat, — einer Sympathie, die durch Schillers Meiſterwerk eine ſo weite Verbreitung gefunden hat, haben die Bemühungen der Hiſtoriker, Dichtung und Wahrheit in dieſer Epoche zu ſondern, ein allgemeineres Intereſſe, als ſonſt für geſchichtliche Detailunterſuchungen in Anſpruch genommen werden darf. Wer mit der Methode der geſchichtlichen Forſchung und mit den Gründen, die ſie zu ihrem Verfahren hat, weniger vertraut iſt, dem erſcheinen derartige Unterſuchungen, ob denn nun auch der Tell, für deſſen Exiſtenz Kapellen und andere Denkmäler ein unwiderſtehliches Zeugniß abzulegen ſcheinen, wirklich überhaupt je exiſtirt hat, ziemlich wunderlich. Nicht allein von Laien, ſondern auch häufig noch von Männern von Fach kann man Gemeinplätze, wie „wo viel Rauch iſt, muß auch viel Feuer ſein“ u. dgl. zum Beweiſe anführen hören, daß es reine Thorheit ſei, das Daſein ſolcher Perſonen in Frage zu ſtellen, die ſeit Jahrhunderten oder Tauſenden in aller Welt Munde leben. Dieſe Art des Räſonnements iſt aber unwiſſenſchaftlich und unwahr. Unwiſſenſchaftlich, weil der Hauptzweck aller Geſchichte Feſtſtellung des wirklich Geſchehenen, nicht des nur Möglichen iſt; des-

Digitized by Google

halb iſt es der Grundkanon aller ächten Geſchichte kein Ereigniß anzuerkennen, welches nicht von gleichzeitigen und unverdächtigen oder mit den gehörigen Informationsmitteln verſehenen Gewährsmännern beglaubigt wird; wo dieſe fehlen, da giebt es keine Geſchichte, ſondern nur Sage oder Mythenproduzirende Phantaſie, mit welcher der Kulturhiſtoriker, aber nicht der Hiſtoriker im engern Verſtande es zu thun hat. Die Phantaſie kann mitunter an etwas wirklich Geſchehenes anknüpfen, allein ſie vermiſcht das Thatſächliche ſo mit ihren Gebilden, daß jede Sonderung unmöglich iſt; eine derartige Amalgamirung von Faktiſchem und Erdichtetem hat aber für den Hiſtoriker als ſolchen kein Intereſſe, ihn berühren nur die Perſonen und Ereigniſſe, deren Exiſtenz er durch Zeugenausſagen beweiſen kann. Das Räſonnement iſt aber auch erweislich unwahr und trügeriſch. Die Geſchäftigkeit der Phantaſie oder die Energie des Volksglaubens und der Ueberlieferung iſt abſolut kein Beweis für die Wirklichkeit eines Ereigniſſes.

Schillers Denkmal am Vierwaldſtätterſee.
(Mythenſtein.)

Zahlloſe Belege für dieſe Behauptung bietet jede beliebige Periode der Geſchichte: neben einer Hinweiſung auf die chriſtlichen Heiligenlegenden oder einen großen Theil der Geſchichte Karls des Großen genüge es hier den trojaniſchen Krieg und ſeinen Gewährsmann, den alten hohen Homer zu erwähnen. An die Exiſtenz des Ares und der holdlächelnden Aphrodite, der männergleichen Amazonen oder der ſilberfüßigen

Digitized by Google

Thetis will unser prosaisches Zeitalter nicht glauben; weil aber eine Expedition der Hellenen gegen Ilium scheinbar nicht außer den Gränzen der Möglichkeit liegt, weil Homer den Abschied Hektors von seiner Gemahlin Andromache so wunderbar schön schildert, deshalb glauben wir an die Existenz der menschlichen Personen und Ereignisse, während wir die göttlichen verwerfen, ohne zu bedenken, daß für beide derselbe Homer unsere einzige Quelle ist. Ganz dieselbe Bewandtniß hat es auch mit Tell und mehreren Mythen aus der Schweizergeschichte; weil sie sich der Phantasie so sehr empfehlen, weil sie so getreu aus dem Schweizerleben gegegen sind, deshalb sträubt sich das unwissenschaftliche Bewußtsein, sie als Sage anzusehen. Dem Geschichtskundigen ist dieser Tausch leicht; gewöhnt, zwischen Sage und Geschichte eine breit markirte Scheidegrenze zu ziehen, hütet er sich, beide Felder mit einander zu vermischen, er weiß, daß eine entschieden und scharf durchgeführte Trennung beiden, der Poesie und der Geschichte, gleich heilsam ist; den Tell und seinesgleichen überläßt er dem dichterischen Genius, um an ihm seine Ideen zu verkörpern, er selber begnügt sich da das Wirken von einer Masse von Kräften zu erkennen, wo die Sage einen Riesen hingestellt hat.

Bevor wir auf den Tell unseres Dichters näher eingehen, müssen wir noch Tschudi's mit einigen Worten gedenken. Wir nannten ihn einen Chronisten, aber streng genommen ist diese Bezeichnung nicht richtig, denn er giebt uns keineswegs schlichte Ueberlieferung oder einen bloßen Auszug aus früheren Quellen, sondern eine durchdachte, in bestimmter Absicht geschriebene Geschichte, wenn auch in chronikalischer Form. Tschudi verbindet, ergänzt, erklärt, erweitert — bewußtermaßen und nach selbständiger Anschauung, aber er thut dies alles meist ohne den Leser zu benachrichtigen, daß nur er spricht. Man kann ihm damit keinen Vorwurf machen, denn er ist darin der Sitte seiner Zeit gefolgt, aber freilich darf sein Name auch nie ohne Weiteres als Begründung irgend einer Angabe gelten. Denn so gewiß sein Werk im Ganzen von eidgenössischem Geiste durchweht ist, ebenso gewiß ermangelt es nicht zahlreicher Irrthümer, die urkundlich widerlegt sind, und vieler Behauptungen, die gänzlich in der Luft stehen. An diesen Mann, der als historische Quelle manche Berichtigung erfordert, der aber in seinen Schilderungen der schweizerischen Persönlichkeiten und Zustände als unübertroffenes Muster dasteht, schloß sich Schiller enge an und erkannte es offen und rühmend an, wie viel er in Bezug auf Lebendigkeit der Darstellung ihm zu verdanken habe.

Wir geben nun eine kurze Uebersicht, welche Veränderungen Schiller mit der Erzählung Tschudi's in seinem Stücke vorgenommen hat und wie weit er überhaupt von der Ueberlieferung abgewichen ist.

Nach dem einleitenden Gesang, der so charakteristisch für die Gegend ist, tritt Baumgarten auf, von Reitern verfolgt, weil er den Burgvogt von Roßberg, Wolfenschießen erschlagen hat. Die Begebenheit ist aus Tschudi (dem die Redensarten: „einem ein Bad rüsten, das Bad segnen" wörtlich entlehnt sind). Vergebens verlangt der Landmann nach Schwyz übergesetzt zu werden: Tschudi sagt nur, er sei augenblicklich nach Uri geflüchtet, wo er sich verborgen gehalten habe. Da erscheint Tell, in dessen erstem Auftreten sein Charakter sich so kunstvoll zeigt: „Wer ist der Mann, der hier um Hilfe fleht?" — Die zweite Scene versetzt uns nach Steinen in Schwyz und enthält das Gespräch zwischen Werner Stauffacher und seiner „weisen, sinnreichen" Gertrud, dessen Anfang nach Schiller's eigener Aussage beinahe wörtlich aus Tschudi ist, von den Worten aber: „Frau, welchen Sturm gefährlicher Gedanken weckst du mir in der stillen Brust!" gehört es Schiller eigenthümlich an. Schiller beschäftigte sich damals gerade viel mit Shakespeare's Julius Cäsar und es ist nicht zu verkennen, daß in dem Charakter von Stauffachers Gemahlin verschiedene Züge an die Portia des Brutus erinnern. Der Geschichte nach hieß Stauffachers Gattin Margaretha Herlebig; um aber die Hoheit und Größe ihrer Gesinnung zu motiviren, macht der Dichter sie zu einer Tochter des edlen Konrad von Iberg, der im Jahr 1311 Landammann zu Schwyz war. Aus dem alten Homer entlehnt ist die Redensart „des edlen Iberg Tochter rühm' ich mich." Fingirt ist die Person des Luzerner Pfeifer; durch diesen wollte Schiller an den General Ludwig Pfyfer erinnern, der im Jahr 1802 als Mitglied des großen Rathes zu Luzern starb und durch seine in Relief gearbeiteten Abbildungen des Schweizerlandes bekannt ist. — In der dritten Scene sehen wir Zwing Uri entstehen, das nach Tschudi auf der Anhöhe Solaturn bei Altdorf erbaut wurde: der Fluch, der auf diesem Bauwerk lastet, stellt sich in dem Fall des Schieferdeckers symbolisch dar. Der Hut wird auch von dem Ausrufer gebraucht und seine Verehrung anbefohlen, in ergreifender Weise wird die Ohnmacht der Hülfsmittel der Tyrannei den ewigen Bergen, diesem von Gott gegründeten Hause der Freiheit, gegenüber gestellt. Unterdessen kommen Stauffacher und Tell von Steinen auf diesem Platz bei Altdorf an. Wie Tell sich in der ersten Scene handelnd gezeigt hat, so entfaltet er hier im Gespräch mit Stauffacher die diesem entgegengesetzte eigenthümliche Gesinnung, welche ihm Schiller, abweichend von seiner Chronik, leiht. Dem einzelnen Bedrängten steht er bei, für das Wohl des Ganzen läßt er den Himmel sorgen. — In der vierten Scene sind wir in der Wohnung Walther Fürsts, die der Dichter nicht mit Johannes Müller in Attinghausen annimmt, sondern nach Altdorf verlegt. In Arnold's von Melchthal Erzählung über die Wegnahme der Ochsen, seine Selbstrache an dem Boten des Vogtes und die Blendung seines Vaters ist alles aus der Chronik genommen; nur hat Schiller, um den Haß gegen die rücksichtslose Tyrannei zu steigern, den Zusatz gemacht, daß dem alten Heinrich von Melchthal nichts als sein Stab übrig gelassen wurde. Nach Tschudi wurden ihm nur die Ochsen genommen und außer

Digitized by Google

dem daß er geblendet wurde, hatte er noch an den Diener des Vogts große Kosten für die Lähmung des Fingers zu zahlen. Mit Recht haben die Kritiker auf den glücklichen Kunstgriff des Dichters hingewiesen, daß er den Stauffacher die Nachricht von der Blendung des Vaters bringen und den Sohn sie im Verborgenen hören läßt, während nach der Chronik der junge Melchthal, der jene Trauerpost schon früher erfahren hat, von Walther Fürst, als ihn Stauffacher besucht, erst in das Haus gerufen wird. — In der letzten Scene reichen sich die drei Männer die Hand zum Bunde und man kann nicht unterlassen, hervorzuheben, welchen Fortschritt es bei dem Dichter bekundet, daß er sich von allem rhetorischen und sententiösen Flitterwerk ferngehalten hat.

Der zweite Akt führt uns in die Wohnung des alten Freiherrn von Attinghausen und auf das Rütli. Nach Tschudi theilte der Adel mit alleiniger Ausnahme des Burgvogts Wolfenschießen die Gesinnung des Volkes, Schiller dagegen nimmt bei einem Theil desselben Hinneigung zu Oestreich an; diese Partei personificirt er in der fingirten Figur Ulrichs von Rudenz. Auch darin weicht er von der Geschichte ab, daß er den alten Attinghausen zum letzten seines Geschlechtes macht; der letzte wurde erst im Jahr 1377 mit Helm und Schild begraben. Nun folgt die berühmte Scene auf dem Rütli, die durch die vortreffliche Charakteristik dieser einfachen Schweizer und durch die Naturtreue der Schilderung so ausgezeichnet ist. Die ganze Lokalität bis auf den Mondregenbogen, die Gebräuche und Formeln der Landesgemeinde, alle eingeflochtenen Züge über Verfassung und alte Geschichte, die in dem Ostfriesenlied aufbewahrte Volkssage von der Einwanderung der Schweizer aus Schweden und Ostfriesland und alles andere gründet sich auf historische Zeugnisse. Da Melchthal der einzige, namhaft gemachte Jüngling in der Versammlung ist, so ist ihm abweichend von der Geschichte das Ersteigen der Roßburg zugeschrieben. Die meisten der vorkommenden Personen sind hist[illegible]risch oder lehnen sich an historische Persönlichkeiten; so stammt Itel Reding aus einer schon damals berühmten und um das Gemeinwohl verdienten Familie. Durch des hochbejahrten Rudolph Reding Rath wurde 1315 der Sieg bei Morgarten erkämpft und dessen Urenkel Itel war im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts Landammann zu Schwyz. Konrad Hunn, dem die Botschaft an den Kaiser Albrecht im Gedicht überwiesen ist, hatte sich bereits unter dessen Vater in Krieg und Geschäften ausgezeichnet. Seinen Struth von Winkelried nahm der Dichter aus jenem Heldengeschlechte von Stanz, welches den höchsten Ruhm durch den Opfertod des Arnold von Winkelried in der Schlacht bei Sempach 1383 erlangte. Das historische Vorbild des Klaus von der Flüe ist jener hochverehrte Einsiedler, der im Jahr 1487 die Einigung der Tagsatzung in Stanz bewirkte, als sie, wegen der in den Siegen über Karl den Kühnen gemachten Beute in Zwiespalt, zu wildem Bürgerkriege auseinanderzustürmen im Begriff war. Für die Namen Röſſelmann und Petermann lassen sich zwar in der Geschichte keine Vorbilder finden, aber sie sind ächt schweizerisch, und der „fromme Diener Gottes“ giebt wie der Erzbischof in der Johanna dem Unternehmen die religiöse Weihe. Den Meier von Sarnen, welcher mit Itel Reding in einen Rechtshandel verwickelt ist, hat Schiller dem Namen nach aus Tschudi genommen, und es ist vortrefflich, daß gerade dieser Prozeßführende durch heftigen Widerspruch gegen die Männer von Uri und Schwyz die Eintracht auf dem Rütli für einen Augenblick stört. Sehr weise läßt auch der Dichter den Tell gerade von dem ihm so verpflichteten Baumgarten vermißt werden. Aus jedem Kanton sind sieben Personen anwesend, aus Uri allein sechs, weil Tell fehlt.

Ausschließlich sind dem Tell der dritte und vierte Akt gewidmet, mit Ausnahme zweier Scenen, in denen Personen des Schweizeradels auftreten. Die erste Scene des dritten Aktes läßt uns einen Blick in Tells häusliches Leben thun; nur seine Gattin Hedwig und seine Söhne Walther und Wilhelm sind den Chroniken entnommen, alles Andere ist des Dichters freie Erfindung. Dem starken Mann ist wie im Wallenstein ein schwächliches Weib beigegeben. Tells Erzählung, wie er mit der Armbrust dem Landvogt Geßler in dem Schächenthal begegnet sei, ist erfunden, um Geßlers Haß und Furcht und sein Betragen in der zweitfolgenden Scene zu erklären. In der zweiten, ganz frei erfundenen Scene erklärt Rudenz der Bertha seine Liebe und wird von ihr für die Sache des Vaterlandes gewonnen; in der dritten Scene, in welcher Tell den Apfel von dem Haupte seines Sohnes schießt, kehrt der Dichter wieder zur Chronik zurück; der Name des einen der Wächter am Hute, Friesshardt, und der Rudolf's des Harras sind aus Müller's Beschreibung der Schlacht von Sempach entlehnt; der erfundene Name des andern Wächters Leuthold bezeichnet dessen Charakter. Ausgezeichnet motivirt ist das Auftreten und Benehmen Geßlers, des gefährlichsten Tyrannen unter allen Vögten, und Schillers Kunst erscheint um so bewundernswürdiger, wenn man sie mit der trockenen Schilderung der Chronik vergleicht, nach welcher Geßler den Tell am andern Tage rufen läßt, dann auch nach dessen Kindern schickt u. s. f. Auch bei Tschudi weigert sich Tell anfangs den Schuß zu thun, endlich wagt er die That im Vertrauen auf Gott; Schiller dagegen läßt ihn sich dazu durch den Vorsatz bestimmen, den Unmenschen zu tödten, wenn er seinem geliebten Kinde ein Leid zufügen sollte. Das Gefühl der eventuellen Rache giebt dem Landmann die Herrschaft über sich selbst; als er aber seine Gedanken dem Vogt verrathen hatte, mußte dieser, der schon früher im Schächenthal vor seinen Pfeilen gebebt, sich seiner Person versichern. Um aber den Verdacht der Furcht zu vermeiden und Tells Gefangennehmung zu einer Demüthigung des ganzen Volks zu stempeln, sagt Geßler:

Digitized by Google

Rebellen seid ihr alle gegen Kaisers
Gericht und näher verwegene Empörung.

In dem vierten Akt, der den Tod Geßlers enthält, ist für unsern Zweck nur Folgendes zu bemerken. Kunz von Gersau ist eine nicht historische Person, die nur erfunden ist, um die Einmischung Tells und den herannahenden Tod des alten Attinghausen, von dem die zweite Scene in meisterhafter Weise und mit tief durchdachter Symbolik handelt, dem Volke zu verkünden. Die näheren Umstände der Rettung Tells aus dem Herrenschiff von Uri sind genau aus Tschudi entlehnt, aber die wunderbare Exposition der Momente, die dem Tode Geßlers vorhergehen, die Armgart, die sich dem Tyrannen zu Füßen wirft, der furchtbare Kontrast, der durch den Hochzeitszug in unserer Seele erregt wird, gehören ganz der Kunst des Dichters an. Von den beiden vorbedeutenden Ereignissen, die der Flurschütz Stüssi, ein Vertreter des niederen Volkes, erzählt, ist der Bergfall des Glärnisch im Kanton Glarus erfunden, die Tödtung des Ritterpferdes durch einen Schwarm von Hornissen ist aus Tschudi. Um die durch die vielen ergreifenden Ereignisse erschütterte Seele des Zuschauers zu besänftigen und den Uebergang zu den freudigen Scenen des fünften Aktes anzubahnen, tritt im Sinne des griechischen Chors eine Schaar barmherziger Brüder auf, eines Ordens, der im Jahr 1540 von dem Spanier Jean de Dieu gestiftet wurde und neben andern Werken der Mildthätigkeit die Verpflichtung hatte, die Leichen der Hingerichteten und der auf der Straße Ermordeten zu bestatten.

Es ist nicht zu läugnen, daß nach dem Tode Geßlers die Spannung des Zuschauers eine schwächere ist, derselbe ist aber nothwendig, um das Schicksal der entführten Bertha und die Vertreibung der Vögte zu erklären und nachzuweisen, daß das Ringen der Schweizer nach Freiheit und die blutige That Tells von einem glücklichen Erfolge gekrönt wird. König Albrechts Herrschsucht war an allem Uebel schuld gewesen, deshalb wird seine Ermordung durch seinen Neffen Johann von Schwaben ausführlich erzählt und die That des letztern der des Tell gegenübergestellt. Um diese Zwecke zu erreichen, mußte der Dichter die nach den Chroniken weiter auseinanderliegenden Ereignisse näher zusammenrücken; Geßler wurde am 18. November 1307 erschossen, die Burg Sarnen und der Roßberg wurden nach Tschudi am Neujahrstage 1308, nach Etterlin am Tage des Herrn (Christfest) 1307 eingenommen, und nach diesem Schriftsteller läßt Schiller die Schweizer auf dem Rütli ihren Beschluß fassen; in dem Schauspiel zieht er die Befreiung der Kantone in einen Monat zusammen. Ebenso läßt er die Ermordung Albrechts, die am 1. Mai 1308 vorfiel, gleichzeitig mit der Handlung des Stückes vor sich gehen.

Tschudi sagt ausdrücklich, daß Tell an den Berathungen auf dem Rütli Theil genommen habe. Göthe hatte den Entschluß gefaßt, in seinem Epos den Tell als selbständig und von den übrigen Verschworenen unabhängig darzustellen und Schiller ist ihm darin gefolgt. Unter mehreren Versuchen die Intention des Dichters zu erklären, erscheint folgender als der plausibelste. Die dem Schiller'schen Stück zu Grunde liegende Idee ist Schilderung einer ursprünglichen Hirtenwelt, welche einerseits durch den stammverwandten Adel abgeschlossen, andererseits durch einen ländersüchtigen Fürsten beunruhigt wird. Aus diesem Konflikt erwachsen die tragischen Momente, überall ist die Unschuld des Naturzustandes mit den Uebeln der Civilisation und moderner Revolutionssucht in Kontrast gestellt. Ein politisches Stück im Sinne des Fiesko und Carlos ist Tell nicht. Die Dichtung will nur zeigen, wie ein gesundes Naturvolk durch die Kraft eines Einzelnen und durch das Zusammenwirken günstiger Umstände zu seinem früheren Zustande zurückkehrt. Um Tells blutige That zu rechtfertigen, stellt sie der Dichter als einen Akt der Nothwehr dar; das war aber nur dann möglich, wenn dem Tell alle politischen Motive fehlten, wenn er also außerhalb des auf dem Rütli geschlossenen Bundes stand. Weitaussehende Berechnung und hierauf gegründete Beschlüsse sind nicht Sache eines Naturvolkes, und deshalb hat Schiller mit großer Wahrheit dem Repräsentanten desselben eine geniale Thatkraft verliehen.

Obwohl man an dem Gedichte oft und, wie es scheint, mit Grund getadelt hat, daß die Figuren Attinghausen, Rudenz und Bertha einer fremden, nicht der Schweizer-Welt angehören, daß sich Schiller in einzelnen Partien nicht habe enthalten können, seiner Liebe zum Sentimentalen und Idealen die historische Treue zu opfern, endlich daß er in dem letzten Akte durch den Kontrast, in den er seinen Helden mit Johannes Parricida stellt, den Zuschauer zu moralischen Reflexionen genöthigt habe: so werden doch in Anbetracht des Eindrucks, den das Ganze hervorbringt, die Meisten der Ansicht Schlegels beipflichten, daß Wilhelm Tell das vortrefflichste der Werke des großen Dichters sei.

Digitized by Google

Der Kiosk.

Orientalische Erzählungen

aus dem Englischen des Richard Monckton Milnes

von

Moritz Hartmann.

Im Schatten einer breitbelaubten Palme,
Am Ufer eines kleinen Bachs, zur Seite
Des stillen Friedhofs, des cypressenreichen,
Im schönbemalten und gestreiften Kiosk
Saß die Gesellschaft heitrer Mosleminen
Und kostete das Maß ruhvoller Freuden,
Das Gott dem Gläubigen schon hier gestattet.
Sehr schmackhaft munden herbe Beeren, welche
Der breitgeaugte Knabe reicht mit Anmuth;
Sehr duftig ist gefüllt der lange Tschibuk
Und neu gefüllt, bevor er ganz geleert ist.
Auch zieht, wohlthuend und von Mund zu Munde
Des kühlen Nargileh gewund'ne Schlange.
So sitzen sie nur selten unterbrechend,
Und leise nur, das schweigende Behagen,
Indeß sich auf dem nahen Steg unendlich,
Langsam der Zug der Karavane windet.
Kameel folgt auf Kameel mit hochgehobnem
Genick, als witterten sie Luft der Wüste.
Da sprach ein heitrer Türkengreis, dem schneeweiß
Und breit der Bart bis zum Pistolengriffe
Herabfloß: Uns gehört der Rest des Tages!
Benützen wir den Vortheil klugen Zufalls,
Der uns zusammenführt. Der Schnitt des Kleides,
Die spitze Kappe dieses Freundes nennen
Sein Vaterland; er kommt aus fernster Weite,
Drum mög' er auch beginnen mit Erzählen.
So aufgefordert fing denn an der Perser,
Versenkt in Sinnen, ohne breites Vorwort,
Ein schlichtes Faktum seines eignen Lebens,
Das weder abenteuerlich, noch grau'nhaft,
Nur, wie er sagt, ein einfaches Ereigniß,
Das Manchem in dem Kreis gefallen dürfte.

Die Erzählung des Persers.

Wakedi und der Haschemit und ich,
Wir nannten „Freunde" uns, und welchen Sinn
Bei uns das vielgebrauchte Wort gehabt,
Mag euch ein Faktum unter hunderten
Beweisen und zugleich ein Beispiel sein.
Es gleichet einer Perle, die entfiel
Der Kette täglicher Ereignisse
Und in des Dichters Hand gerieth — es ist
Gleich einer besten Frucht des Baumes auch,
Des übervollen, die man kaum bemerkt.

Des Ramadans so lange Tage (die
In jeder Jahreszeit uns allzulang
Erscheinen würden) waren fast vorbei;
Die sonst lebend'gen Straßen waren leer,
Als hätte sie die Seuche ausgefegt,
Denn im Bazar zusammen drängt sich
Die ganze Stadt, um, wie's die Zeit erheischt,
Gewänder einzukaufen, festlich,
Zur Ehre des Propheten, sich zur Zier.
Nur ich saß noch mit meinem Weib daheim,
Und Eines sah das And're traurig an —
Nicht unserthalb — uns konnte wohl das Kleid,
Das alte, dienen noch, und mit Geduld
Ertragen mochten wir des Nachbars Spott —
Doch um die Kinder drückt uns Scham und Leid.
Verstecken sollen sie ihr hold Gesicht,
Und ausgeschlossen sein vom Fest der Lust,
Vielleicht mit ihrem abgetrag'nen Kleid
Nur dienen den Gespielen zum Kontrast!
Da sprach mein Weib: Wo bleibt die Freundschaft? sprich!
Wo bleibt Wakedi? — wo der Haschemit?
Daß dich Geldmangel drückt und plagt, weil sie
Vielleicht ihr Gold verschwenden, und für Tand,
Da sie kein ernsteres Bedürfniß drückt!
— Mein Herz sprang auf bei diesem Wort, und ich,
Belächelnd als verwunden meinen Gram,
Schick' einen Boten aus zum Haschemiten
In kurzen Worten klagend meine Noth.
Und eine Stunde kaum verstrich und ich
Hielt goldgespickt den Beutel in der Hand,
Der sorglich seines Namens Petschaft trug.
Und in der Straße war ich im Moment
Und kaufte schon im Geist der Kinder Kleid.
Doch Will' und That, einander ja so nah,
Trennt eines Abgrunds weites Klaffen oft.
Denn eh' ich noch des Bazars Thor erreicht,
Hält mich Wakedi's Sklave auf — vor Hast
Stockt ihm der Athem — stotternd, nach und nach
Bringt er die Botschaft seines Herrn hervor.
Sie lautet kurz: Ein harter Gläubiger
Benutzt den Vortheil dieser Zeit und drängt
Wakedi sehr, und schwor, daß wenn er nicht
Vor Abend noch bezahlt, soll die Gewalt
Des Richters ihm verhelfen zu der Schuld.
Wakedi hat nicht Geld im Haus und fleht
Mich an bei meiner Pflicht als Freund, daß ich
Ihm helf' aus drängender Verlegenheit.
Kurzum ich nahm den Beutel aus der Brust,
Er war gesiegelt noch, und gab ihn hin.
Doch sag ich's frei, ich Thor war bang, daß mich
Mein Weib mit Thränen, Vorwürfen vielleicht
Empfängt, wenn so entblößt ich wieder kam,

Digitized by Google

Und ſaß die Nacht hindurch in der Moskee
Halb ſchlafend bei der Lampe Glanz und Pracht,
Und erſt am Morgen faßt' ich mir ein Herz
Und ſagt' es ihr, wie unſer Stolz getäuſcht.
Doch ſie, da ich Entſchuld'gung ſtammelte,
Beſchämte mich durch milde Anerkennung
Und ſprach: „Der Eltern Ehre ziert das Kind!"
So machte ihre Fröhlichkeit mich froh.
Wir ſah'n die Kindergarderobe durch
Und fanden ſie am Ende nicht ſo ſchlecht.
„Dies kann gewendet werden — dies geflickt —
Und das geputzt" — So waren wir gar ſehr
Beruhigt als mit Eins wir nahen ſeh'n
Den Haſchemiten, der mit ſchnellem Schritt
In's Haus tritt und den vollen Beutel zeigt,
Denſelben, noch von ihm geſiegelten,
Den ich dahingab für Wakedi's Noth.
Ausrief er, mengend Lächeln mit dem Wort:
„Welch' ein Geheimniß! Geſtern willſt Du Geld
Von mir, ich ſchicke gleich den Beutel Dir,
Der alle meine Hab' enthält. Doch da
Will ich zu Ehren auch dem Feiertag
Mir eine Schärpe kaufen geh'n, und wie
Ich zu Wakedi ſende, bringt der Sklav
Den Beutel, den ich eben dir geſchickt
Und ungeöffnet!" — „Leichtes Räthſel! und
Nicht wunderbar!" erwiedert ich darauf —
„Das, was Du mir zu leichten Zwecken gabſt,
Sollte Wakedi aus der Noth befreien."
Dann ſagt' ich ihm Wakedi's Mißgeſchick
Und beide waren wir voll Angſt, ob nicht
Der Freund aus Freundſchaft ſeine theure Freiheit
Gefährdet oder irgend and're Art
Grauſamen Richterſpruches auf ſich lud.
Doch uns zur freudigſten Beruhigung
Stand bald Wakedi lachend hinter uns,
Berichtend, wie ihm ſeine Zuverſicht,
Mit welcher er des Freundes Bitt' erfüllt,
Nicht achtend auf die eigene Gefahr,
Allah belohnt, indem des Gläub'gers Herz
Er wendete zu beſſerem Gefühl,
Daß noch Wakedi neue Friſt erhielt.
— So ſchlang ſich unſer drei Geſchick in Eins,
Wie ich's erzähle — und der Beutel ward
Geöffnet dann in Aller Gegenwart.
Jedwedes Kind bekam ein ſchlichtes Kleid,
Wakedi's Schuldlaſt ward zum Theil getilgt,
Die reichſte Schärpe fand der Haſchemit
Beim beſten Seidenhändler des Bazars.

Sobald er ſchwieg, entſtand ein freudig Murmeln,
Nicht Beifall blos, auch kluge Worte fielen,
Verweilend bei dem Stoffe der Erzählung.
Ein jeder ſprach zu ſeinem Nachbarn leiſe
Von Freundſchaft, ihrem Segen und von Gott,
Daß Gnade nicht allein die Menſchen laſſe
Im ew'gen Kampf mit einer harten Welt.

Der Nächſte in der Reih', ein ſyr'ſcher Kaufmann
Nach Kleid und Blick, bat um Entſchuldigung,
Daß von ſich ſelbſt er nichts zu ſagen wiſſe,
Doch wenn gefällig ſei ein Abenteuer
Von Einem ſeines Stands, den Tauſch und Handel
Durch alle Länder trieb, und der Natur
Und Menſchen ſehr verſchied'ner Art geſehen,
So ſteh' es der Geſellſchaft gern zu Dienſt.

Die Erzählung des Syriers.

Ein Kaufmann aus Damaskus, dem zumeiſt
Der frech erwerb'ne Vortheil mundete,
Durchzog die Wüſte und Arabiens Golf
Und kam mit Gütern in das ferne Land
Das Abiſſinien heißt den Franken, und
Ward dort des Königs Günſtling und Genoß.
Kein Wunder, denn dem wilden Häuptling ſprach
Er von ſo ſchönen Dingen vor, von Pracht
Und Luſt, die ein erfunden Paradies
Kaum faſſen könnte, und von Künſten, die
Jedwede Jahreszeit in Lenz verwandeln.
Bei heißem Wind, in glüh'ndem Sonnenſtich
Sprach er von Lauben ſüßen Schattens voll,
Von buntem Glas, das grelle Lichter dämpft,
Von Quellen, die durch Blumenbüſche murmeln,
Von Knab und Mädchen, die Zephyre fächeln.
In kalter Schneezeit, wenn der Wind durchpfiff
Die ſchlechtgebaute Halle, mahlt er ihm
Des ſyr'ſchen Winters labevolle Kühle,
Die ſanften Winde, die voll Heilung ſind.
Zuletzt vermochte nicht zu zähmen mehr
Der König ſeine Sehnſucht und er ſprach:
Was gilt mir nun, o Freund, mein Königthum?
Was meine Kraft, die dieſes Volk beherrſcht?
Was meine Macht hier über Tod und Leben?
Was meine neidenswerth gewähnte Pracht?
Wenn ich mein Leben lang in dieſer Oede
Von all der Wonne ausgeſchloſſen bin,
Die göttlich ſchön als Schilderung entzückt,
Wenn zu den Vätern ich in's Grab geſenkt,
All' dieſe Luſt verſäumt, und allen Glanz
Der Welt im dunklen Winkel hier verlor?
Was ſollt' ich nicht, für kurze Friſt befreit
Von meines Zepters Laſt, mit voller Hand,
Und Dich als Leucht' und Führer meines Pfads,
Nach jenen gottgeliebten Auen zieh'n,
Um dann voll glücklicher Erinnerung
Zurückzukehren auf des Vaters Thron,
Und mit Geſchichten, welche angenehm
Auf Jagden und an warmen Abenden?
— Der Kaufmann, müde ſeines Aufenthalts
In dieſer Fremde, fürchtend, daß Gewalt,
Wenn auch wohlmeinend, hier zurück ihn halte,
Nahm gern den Vorſchlag an und pries den Plan
Als weiſe und gerecht und wohl bedacht,
Beſprach den Nutzen, der dem Land gewiß
Aus ſeines Herrn Erfahrung einſt erwächſt,
Und ſchloß damit, daß er den Tag beſtimmt,
Da beide ſich begeben auf den Weg,
Gut ausgerüſtet mit gemünztem Gold
Und unterm Kleid verſteckten Edelſteinen.

Digitized by Google

Der Tag erwachte, der ein neu Geſchick
Des braven Königes im Schooße trug.
Geputzt umſtanden ihn des Reiches Fürſten,
Die ganze Männerblüthe ſeines Staates,
Und die Vaſallen Aethiopiens.
Mit Schrecken und Bewunderung zugleich
Erfuhren ſie, daß fort ihr König zieht
Zu fremden Völkern, eh' die Sonne ſinkt.
Zwei Jahre werden ſie ſein Antlitz miſſen,
Doch dann, mit Gottes Schutz, kehrt er zurück,
An Weisheit reich und würd'ger ſeiner Macht,
Und fähig vieles Gute zu begründen.
Den Treuſten dann der ehrenwerthen Schaar
Vertraut er Städte und Provinzen an,
Und über alle ſetzt als Stellvertreter
Mit Vollmacht er den liebſten Bruder ein.
Und unter Beifall, Thränen, Lärm, Gebet
Schlägt er den Weg ein zum arab'ſchen Golf.
Es harrt ein gut bemanntes Boot am Strand,
Ein günſt'ger Wind beſtrich den See, und nach
Nur wen'gen Tagen angenehmer Fahrt
Zieh'n ſie allein, der Kaufmann und der Fürſt,
Von Djedda's Bucht nach Mecca's heil'gem Wall.

Bei jedem Schritt in dieſer neuen Welt,
Bei jeder Stadt, wo ſie verweilten, auf
Der langen Reiſe, war von friſcher Luſt
Des Königs Aug' und Herz gleich ſehr erfüllt,
Und als zuletzt das heilige Damask
Auftaucht mit ſeinen Strömen und Moskeen
— Ein grüner Edelſtein in goldnem Sand —
Umarmt er ſeinen Freund und dankt Gott,
Daß er ſein Paradies ihn ſehen ließ,
Denkt mit Verachtung an ſein Königreich,
Und ſchwört, daß beſſer hier ein Unterthan
Als Herr zu ſein der Quellen all des Nils.
Bald hausten ſie gemüthlich in Damask,
Und da des Kaufmanns Hand verſchwenderiſch
Gold ſtrömen ließ, kam auch der Freunde Schwarm,
Die glaubten, all das ſei die reiche Frucht
Kaufmänn'ſcher Kühnheit — denn er ſagte nie,
Daß jener ein verkappter König war,
Der nur ſein armer Freund ſchien, den er mit
Aus jenem dunklen, goldnen Land gebracht.
O welch ein Freudenleben jetzt begann!
Divans von Sammt, geſtickte Seidenzelte,
Und Teppiche, ſo ſchön wie das Gewebe
Aus Perſien, das Mecca's Kaba ſchmückt,
Die längſten Pfeifen, die der Oſten ſah,
Mit Ambra-Mundſtücken, ſo klar wie Luft;
Scherbet-Geſchäume, wie der Frank es liebt,
Und Mädchen, die mit ihrem Reiz den Sultan
Im eig'nen Harem noch verblenden könnten:
So rollten hin in ungeſchwächter Kraft
Die Monate; ja, einer übertraf
Den andern ſtets an Luſt, und luſtberauſcht
Verlor der Kaufmann allen Sinn und Maaß
Für das Vermögen, welches beides ſie
Aus jenen fernen Zonen mitgebracht.
Das Gold war bald erſchöpft, allein es blieb
Ein fürſtlicher Juwelenſchatz, der lang
Dies Schwelgerzauberleben unterhielt.
Doch allgemach ſchwand dieſer auch dahin.
Da fing man heimlich mit Verkauf der Pracht an,
Dann wurde Geld geborgt, erſt ohne Müh,
Doch kam es immer ſchwerer aus den Klau'n,
Den krampfhaft faſſenden, der Wucherei.
Indeß, unwiſſend, wie die Sachen ſteh'n,
Und ohne leiſen Schatten von Verdacht
In ſeines Freundes Redlichkeit und Klugheit,
Nimmt Abiſſiniens König jede Luſt,
Die Jener beut, mit Dank an und mit Ruh,
Vertrauend und ſo arglos wie ein Kind.

— Da kam der lang verſchobne Zeitpunkt an,
Wo nackt die Einſicht vor dem Kaufmann ſtand,
Daß er zu Grund gerichtet, hoffnungslos.
Was war zu thun? Zu thun für ihn, auch für
Den armen König, den betrognen Freund
Der eine unfruchtbare Luſt ihm ward?
Er wußte wohl: das Thor von Gäſten ſonſt
Gefüllt, wird bald von Gläubigern geſtopft,
Und er, da es an Gelde fehlt, wird ſelbſt
Mit ſeinem Leib genugthun dem Geſetz.
Er muß entwiſchen dieſem Loos. Doch wie?
Ohn' ehrlichen Piaſter nur im Sack
Durchlief er Gaß' und Straßen und beſtach
Die Pförtner, daß ſie ſeine Gläubiger
Auf eine falſche Fährte ſetzen mögen.
Da tauchte ein Gedanke auf in ihm
Und wurde, zwar mit Ueberraſchung erſt,
Doch endlich froh begrüßt, mit einem Lächeln,
Das grauſam halb und halb mitleidig war.
So eilt er hin zum König, den am Quell
Er mit den goldnen Fiſchen tändelnd fand,
Die leuchtend ſchlüpften durch die klare Fluth.
Er führt den immer Leitſamen hinab
Durch Straßen und in einen dunklen Hof,
Wo viele und rauh-braun'ge Männer ſaßen.
Zu denen ſprach er: „Freund', ich brauche Geld!
Hier iſt ein Sklave, den ich letztes Jahr
Mir heimgebracht; er iſt geſund und ſtark,
Und außer ein'gen Sparren im Gehirn
Von ſeinem Werth und mancher Träumerei,
Aus der er leichtlich wird zu wecken ſein
Mit der Behandlung, die ihr wohl verſteht,
Ein treuer Diener und geſchickter Menſch.
Macht ſelbſt den Preis — ich hab nicht lange Zeit
Zum Feilſchen." — „Gut, ſo viel!" rief Einer
aus.
„So viel!" ein Andrer. — „Gebt die Beutel her,
Ihr bietet gut — laßt zählen mich das Geld."
— Unfähig zu begreifen den Verrath,
Starr wie ein Fels ſteht Habeſch's König da;
Dann ſtürzt er wuthentbrannt auf den Betrüger.
Der aber weichet ſeinen Armen aus,
Und rafft das Geld zuſammen und entflieht.
Der Sklavenhändler, als ein Mann, dem wohl
Ausbrüche der Verzweiflung jeder Art
So ſehr gewöhnlich wie ſein täglich Brod,

Digitized by Google

Schreit auf, und bald wie ein Verbrecher liegt
Im Eisenkäfig Abissiniens Fürst.

— Was später aus ihm ward, ist unbekannt.
Wir hoffen ihm zum Heile, daß er starb.
Trotzdem der Kaufmann, stolz auf seine Schmach,
Oft diese That erzählt als gute List
Und komischen Beweis für seinen Witz,
Blieb des betrognen Königs Mißgeschick
Doch ein Geheimniß — und es kanntens nicht
Die Unterthanen seines fernen Reichs,
Die noch vielleicht erwarten ihren Herrn
Beladen mit des Ostens Kostbarkeiten.

— Ganz eigenthümlich war's, wie die Erzählung
Verschieden wirkte auf verschiedne Hörer.
Moralisirend dachte Der des Wechsels
Menschlicher Größe, daß das Spinngewebe
Vor Schaden und Gewalt so sicher sei
Grad wie ein glanzdurchwirktes Königslos;
Ein Andrer fluchte auf des Kaufmanns That;
Ein Dritter lachte laut und lachte wieder,
Verweilend beim Kontraste, den der Pomp
Des Abschieds von dem Königsthrone bot
Und die Vertheilung so gewalt'ger Macht,
Mit jenem Zustand des gebundnen Sklaven.
Denn wahr ist's: Nichts bewegt so sehr zum Lachen,
Als wenn das Glück zuweilen wo ein Loch bohrt
Und einen armen Menschen nach sich schleift.

Ein sonnverbrannter Krieger aus Egypten,
Der jetzt erzählen sollte, sprach also:
Soldatische Geschichten sind nicht recht
Am Ort in stiller abendlicher Ruh,
Wo der Kanone zweite Stimme fehlt.
Ihr Alle wißt, was Ost und Westen weiß —
Von Mehmed Ali und von Ibrahim.
Der große Pascha war wohl groß — vielleicht! —
Den Kaufmannsschacher liebt er gar zu sehr;
Das dünkt dem Kriegerherzen wie Verrath.
Der Krieger Hoffnung war, daß Ibrahim,
Wenn er dem Vater folgt, das ganze Pack
Von Griechen, Juden, Franken von sich jagt.
Denn Ibrahim besaß ein großes Herz.
Jedwedem Widerspruche folgte schnell
Furchtbarste Rache; — kennt ihr diese That?

Die Erzählung des Egypters.

Als Ibrahim in Syrien getrieget
Und Druſen, Christen, wie den Gläubigen
Den Nacken unters schwere Joch gebeugt,
Vernahm er, daß sein armes Kind, das Kind
Der liebsten seiner Frau'n, die Wärterin,
Ein achtlos nubisch Mädchen, fallen ließ,
Und daß es nun ein Krüppel lebenslang.
Des Kriegers Lippe sprach kein Wort des Zorns,
Der Fall schien nicht minutenlang den Geist
Ihm zu beschäft'gen. — Endlich kam die Zeit
Der frohen Heimkehr. — Er betrat das Schloß,
Darin die Marmortreppen schön hinauf
Und lang sich winden bis zum breiten Gang,
Dran rechts und links die Frau'ngemächer sind.
Dort oben stand der Harem, um ihn froh
Mit Ruf zu grüßen, mit Musik und Lied.
Allein nicht Eine Stufe nur bestieg sein Fuß.
Er schrie: „Das Mädchen her aus Nubien,
Das auf die Steine fallen ließ mein Kind!“
Sie zagte, bebte, und man scheb hinab
Die Marmortreppen sie bis auf den Flur.
Da faßt sie Ibrahim gewalt'gen Griffs,
Reißt sie an sich, und während eine Hand
Sich in das lange, krause Haar verschlingt,
Zückt mit der andern er das scharfe Schwert,
Das Schwert von Koniah und von Nizib war's,
Haut von den Schultern ihr das junge Haupt,
Wirft's hinter sich, springt dann mit einem Sprung
Hinan die Treppe und er drückt an's Herz
Das theure Weib, das seine That gerächt.
O gottgleich ist er im Moment der Wuth!
Sein Zorn ist wie die Pest, die auch im Grimm
Nicht unterscheidet, und darum ist auch
Sein Name weit geehrt im Morgenland,
Wo Alles, was gewaltig, Ruhm gewinnt.

Der Krieger schwieg. — Es hätte wohl ein Andrer
Die Pflichten des Erzählers übernommen,
Doch jetzund fiel durch die Cypressenstämme
Der Sonne letztes und ersterbend Roth
In's Antlitz jener wandernden Gesellschaft.
In tiefes Schweigen sanken sie, betrachtend
Den letzten Saum des Purpurs, der dahin schwand,
Und nicht bedurften sie der Stimme, die sie einlud
Vom nahen Minaret, der Erde Trachten
Still zu versenken, wie die Sonne sank.
In frommer Eintracht senkten sie die Häupter,
Die Gläub'gen Eines Gotts und des Propheten.

Digitized by Google

Zum Verſtändniß der antiken Plaſtik.

Von **Adolf Stahr.**

4. Niobe.

Ich möchte denen, welche ſich durch dieſe Andeutungen zu einer ſinnigen Betrachtung der höchſten Werke alter Bildkunſt anzuregen wünſchen, beim Eingange dieſes Aufſatzes ein Wort des unſterblichen Winckelmann, des Vaters der Kunſtgeſchichte zurufen, deſſen Befolgung vor Allem geeignet iſt, dem der das Schöne in dieſen Werken erkennen lernen will, das richtige Verſtändniß derſelben zu erſchließen.

Dieſes Wort lautet: „Nähere dich den Werken des Alterthums in der Hoffnung viel zu finden, ſo wirſt du viel ſuchen. Aber du mußt dieſelben mit großer Ruhe betrachten. Denn das Viele im

Kopf der Niobe.

Wenigen und die ſtille Einfalt wird dich ſonſt unerbaut laſſen."

Kaum ein anderes Werk der alten Plaſtik iſt geeigneter, die Wahrheit dieſes Zurufs zu erproben, als die Figur der Niobe, die den Mittelpunkt jener hochberühmten, jetzt in Florenz befindlichen Statuengruppe bildet, welche unter dem Namen der Niobidengruppe bekannt iſt. Niobe, den Untergang aller ihrer Kinder ſchauend, iſt der erſchütternde Gegenſtand dieſes großartigen Kunſtwerks.

Niobe, die Tochter des Tantalos und Schweſter des Pelops, die Gemahlin des thebaniſchen Königs

Digitized by Google

Amphion ſtammte aus einem Geſchlechte, das vor allen andern griechiſchen Heroengeſchlechtern den Zorn und die Gewalt der den Uebermuth der Sterblichen ſtrafenden Götter erfahren ſollte. Es klingt durch die alte, ſchon bei Homer erwähnte Sage von ihrem tragiſchen Geſchicke jenes unheimlich düſtere Wort von dem Neide der Götter über allzugroßes Glück der Sterblichen, wenn deren Demuth nicht den Sinn der Himmliſchen wendet. Niobe aber, die Glückliche, ermangelte ſolcher Demuth. Sie, die Gemahlin eines Sohnes des Zeus, die dem Gatten ſechs herrliche Söhne und ſechs blühende Töchter geboren hatte, vermaß ſich in ihrem Glücke, erhaben zu ſein über ihrer früheren Genoſſin Leto (Latona), der Gemahlin des oberſten der Götter, die ja dem Zeus nur zwei Kinder, Apollon und Artemis, geboren habe. Darob ergrimmten Latona und ihre Kinder, und dieſer Zorn koſtete den zwölf Kindern der Niobe allen das Leben:

Sechs liebreizende Töchter und ſechs aufblühende Söhne —
Zürnend erlegte die Söhne mit ſilbernem Bogen Apollon,
Artemis aber die Töchter, die pfeilkundige Göttin,
Weil ſich Niobe prahlend verglich mit der reizenden Leto:
„Zwei nur habe die Göttin, und ſie ſo viele geboren!“
Aber obwohl nur zwei, doch tödteten jene ſie alle.

Alſo ſingt Homer im letzten Geſange der Ilias, und weiter erzählt er, daß Zeus, um das Strafgericht zu vollenden, alle übrigen bei demſelben anweſenden Thebaner verſteinert habe. Darum lagen die Leichen der zwölf Kinder der Niobe neun Tage unbegraben, bis die Götter ſelbſt am zehnten herabſtiegen, ſie zu beſtatten. Niobe ſelbſt aber ward gleichfalls zu Stein. Sie war nach Sipylos in Phrygien, ihrer väterlichen Heimath zurückgegangen, nachdem ihr Gemahl ſich verzweifelnd über das Schickſal der Kinder ſelbſt getödtet hatte. Dort in der Einſamkeit des Sipylosgebirgs erbarmte ſich der ſchmerzbeladenen Dulderin ein Gott und verwandelte ſie in Stein; und noch in ſpäter Zeit glaubte man in den Umriſſen eines Felsvorſprunges die Geſtalt der im tiefſten Schmerze gebeugten weinenden Niobe zu erkennen.

Die Poeſie der Griechen hatte den hochtragiſchen Stoff dieſer Sage vielfach behandelt. Wir beſitzen noch jetzt Bruchſtücke von Niobetragödien der beiden großen Tragiker Aeſchylos und Sophokles, und unter den römiſchen Dichtern iſt es Ovid, der im ſechſten Buche ſeiner „Metamorphoſen“ den Untergang der Niobiden mit dem ihm eigenthümlichen Aufwande von glänzenden Farben geſchildert hat. Es iſt das eine Schilderung, die ich alle meine Leſer in einer guten Ueberſetzung*) nachzuleſen bitte. Aber auch die bildende Kunſt der Griechen hatte ſich frühzeitig dieſes Stoffes bemächtigt. Der größte aller griechiſchen Bildhauer, Phidias, war ſoviel wir wiſſen der erſte, welcher mit einer Reliefdarſtellung dieſes ſtrengen Götterſtrafgerichtes den Fußſchemel ſeines Olympiſchen Jupiters ſchmückte, und dieſes Relief wurde Muſter und Vorbild für viele unter den überaus zahlreichen Darſtellungen deſſelben Gegenſtandes, denen wir noch heute auf antiken Graddenkmälern und Sarkophagen begegnen. Zumal in der römiſchen Zeit waren dieſe Darſtellungen des Schickſals der Niobiden ein beliebter Gegenſtand für ſolche Sarkophage, welche die Gebeine mehrerer Glieder einer Familie umſchloſſen.

Aber erſt dem Praxiteles — nach andern dem Skopas — war es aufbehalten, dieſes grauſe Todesgeſchick der Schönheit und Jugend neben dem erhabenen Schmerze der Mutter in einer großen Statuengruppe hinzuſtellen als ewige, nie verſtummende Todtenklage. Seine Niobe war es, von der ein griechiſcher Dichter ſang:

Götter verſteinten in Stein mich Lebende, aber aus Stein hat
Wieder Praxiteles mir Leben und Seele verliehn!

Sie war eines der ſchönſten Schöpfungen dieſes „Dichters in Marmor und Erz“, der mit ſeinen Werken die ganze Götterwelt des Olymps umfaßt hatte. Es iſt eine wundervolle Beſtätigung jenes Platoniſchen Ausſpruchs, daß nur auf dem Boden des heiteren Geiſtes die höchſte Tragik erblühen könne, daß derſelbe Praxiteles, der den Hellenen die lieblichſten Ideale der Schönheit und Lebensfülle in ſeinem Eros und ſeiner Aphrodite und die Verkörperung heiterſter Lebensluſt in ſeinen Faunen und Satyren geſchaffen hatte, auch zugleich die Kraft beſaß, das tiefſte Leid des Lebens in dieſer Niobe, der griechiſchen „Mater dolorosa“ verklärend darzuſtellen; daß gerade er es vermochte, dem erhabenſten Schmerze, wie ihn ein ungeheures tragiſches Geſchick hervorruft, einen Ausdruck zu verleihen, der noch heute nach Jahrtauſenden die Herzen der Menſchen zu tiefem Mitgefühl bewegt.

Im erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung ſchmückte die Gruppe der Niobe und ihrer ſterbenden Kinder einen Apollotempel zu Rom, den ein Unterfeldherr des Triumvir Antonius erbaut, und für den er aus irgend einer griechiſchen Stadt Kleinaſiens dieſe Statuengruppe geraubt und nach Rom entführt hatte. Lange Zeit glaubte man in der im Jahre 1583, dem Geburtsjahre Rafaels, bei Ponte di Sau Giovanni zu Rom gefundenen Statuengruppe das Originial des Praxiteles ſelbſt zu beſitzen. Dieſer Glaube war ſehr verzeihlich, denn dieſe Gruppe, zumal die Figur der Niobe war frageles das Herrlichſte, was die neuere Welt von Denkmälern antiker Plaſtik bis auf die erſt in unſeren Tagen bekannt gewordenen Reſte der Kunſt des Phidias kannte und beſaß; und auch jetzt noch iſt die erhabene Schönheit dieſer Niobe durch dieſe neueſten Entdeckungen nicht verdunkelt worden. Und doch iſt die heutige Gruppe ſehr wahrſcheinlich — mit Ausnahme der Niobe ſelbſt — nur eine zu römiſcher Zeit gemachte Kopie des Praxiteliſchen Originals, über welches wir keinerlei nähere Nachrichten von der urſprünglichen Gruppirung und Zahl der Perſonen beſitzen. Ja es läßt ſich nicht einmal mit Beſtimmtheit angeben, ob die Originalgruppe urſprünglich das Giebelfeld eines Tempels oder den inneren Raum eines Tempels zu

*) Z. B. in der von Dr. Reinhart Suchier. Stuttgart 1858.

Digitized by Google

schmücken bestimmt war. Wer Näheres darüber und über die Anordnung der uns erhaltenen Ueberreste wissen will, der möge das von mir in meinem Torso Th. I, S. 376—385 Gesagte nachlesen.

Hier haben wir es nur mit der Hauptfigur allein, mit Niobe zu thun, welche mit der zu ihr hingeflüchteten und in ihren Schooß hinsinkenden jüngsten Tochter den Mittelpunkt der ganzen Komposition bildet. Sie ist an der Schwelle ihres Palastes stehend zu denken. Von hier aus übersieht ihr Blick das grause Schauspiel. Das Rächerwerk der strafenden Gottheiten, der Untergang eines ganzen blühenden Geschlechts als Strafe der mütterlichen Vermessenheit, hat begonnen. Schon sieht sie einige derselben von den Pfeilen der unsichtbaren Rächer entseelt zu Boden gestreckt. Die andern fliehen von beiden Seiten her dem schützenden Dache zu, theils entsetzenvoll sich umschauend nach den schwirrenden Todesgeschossen, theils in nächster Nähe des väterlichen Hauses von denselben getroffen. Noch zwar scheint für den Betrachter Hoffnung vorhanden, daß eins oder das andere ihrer Geliebten sich rette, noch scheint wenigstens die jüngste der Töchter gesichert im Schooße der über sie hinab sich hengenden Mutter. Aber ein Blick auf das Angesicht dieser Mutter läßt uns empfinden, daß hier ein Unerhörtes sich vollständig vollziehen, daß nichts die Tragik eines unerbittlich zermalmenden Schicksals aufhalten wird.

Es ist merkwürdig, wie verschieden der Ausdruck in Gesicht und Haltung der Niobe von den verschiedenen Kunstrichtern aufgefaßt worden ist. Während Ramdohr „starre Furcht, entseelte Angst, den Uebergang zu ohnmächtig starrer Verzweiflung" darin wahrzunehmen meinte, andere, wie Schlegel, ihr Gesicht als „in Thränen schwimmend voll Angst und Betrübniß" bezeichneten, sah Feuerbach in diesem zum Himmel emporgerichteten Haupte nur noch „die ruhige kalte Maske, die schweigende versteinerte Niobe des Aeschylos, die durchgeführte tragische Maske." Keiner von diesen Eindrücken scheint mir der richtige zu sein. Vergegenwärtigen wir uns die Situation, die Persönlichkeit der Dulderin und den dieser Katastrophe vorhergehenden Zustand der stolzen Königin, stolz auf ihr göttliches Geschlecht, auf ihres Hauses Kinderpracht, in deren Glanze sie sich der göttlichen Latona mehr als gleich zu sein dünkte, so sind es zwei Elemente der Empfindung, die sich in diesem Haupte mit einander untrennbar verbunden zeigen. Diese Empfindungen sind der hoffnungslose, verzweifelnd zum Himmel klagende Schmerz der Mutter, und der Stolz und die selbstbewußte Hoheit der Heroin, der göttlichem Geschlechte entsprossenen Fürstin, die sich selbst im Unterliegen gegen die mächtigen von ihr beleidigten Götter behaupten. Wohl liegt Ergebung in das Verhängniß in ihrem zum Himmel aufwärts gerichteten Blicke, aber ihre Hoheit rechtet selbst wider ihren Willen mit den erzürnten Olympiern. Wir sehen in dieser erhabenen Gestalt, in diesem Haupte von göttlicher Majestät der Schönheit, neben und mit der vom Schicksal gebeugten noch die Herrlichkeit der glücklichen Niobe, und der Adel ihres Schmerzes die Würde und Anmuth ihres Leidens läßt uns Partei nehmen für sie gegen die erbarmungslos strafenden Götter. Wir sehen in dieser Gestalt, in diesem Haupte die wahre und ächte Verkörperung des gigantischen tragischen Schicksals,

„welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt!"

Vor dieser Niobe verstehen wir die griechische Tragödie, verstehen wir das tiefsinnige Wort des alten hellenischen Denkers Aristoteles, von der Katharsis, d. h. der Reinigung und Verklärung der Leidenschaftseindrücke der Furcht und des Mitleids, welche nach ihm das Ziel und den Abschluß der Tragödie bildet. In dieser Niobe hat die alte hellenische Plastik die Aufgabe gelöst: die tragisch erschütternde Strafe menschlichen Fehls in einem Werke darzustellen, dessen gleichen nicht wieder hervorgebracht worden ist, seit Praxiteles den Meißel aus der Hand legte, mit dem er diese marmorne Tragödie geschaffen. Das erhabenste Schauspiel selbst für Götter, hat ein Alter gesagt, sei ein Mensch, der ein schweres Schicksal mit erhabener Würde trage. Ein solches „Schauspiel" bietet diese Niobe dar. Kein Zug des Trotzes aber auch kein Zug erniedrigenden Gnadeflehens trübt den Adel dieser erhabenen Schönheit, und selbst der Schmerz ist noch nicht dahin gelangt, wo er in Jammerschrei und Thränenströme ausbrechend, diese edelschönen Züge verändern wird. Aber wir sehen, daß dieser Moment nahe ist, und daß diese Jammerklage eine endlose, dieser Thränenstrom ein ewiger sein wird, — bis die Götter selbst Erbarmen fühlend mit der Tiefgebeugten sie in Stein verwandeln werden —

Dort auf Sipylos' Höh'n, wo göttliche Nymphen gelagert,
Wie man erzählt, ausruhen vom Tanz um den Strom Achelous.

Aber auch dort noch wird sie, das versteinerte Bild der Klage, wie Homer singt,

nähren mit Thränen das Leid, das die hohen Götter gesendet.

Ich wünsche allen meinen Leserinnen und Lesern, daß es ihnen beschieden sein möge, in der Halle des schönen Palastes Pitti zu Florenz das Glück zu genießen, welches ich beim Anschauen der dort aufgestellten Gruppe der Niobe und ihrer Kinder vor Jahren empfunden (s. Ein Jahr in Italien, Th. I, S. 107—111). Diejenigen aber, denen dies nicht vergönnt ist, mögen sich wenigstens, wenn sie Berlin besuchen, es nicht entgehen lassen, in den Räumen des Neuen Museums an den trefflichen Abgüssen der Originale sich ein Bild von den letzteren und namentlich von dieser Niobe zu machen, die der große Winckelmann die Verkörperung der höchsten Idee der Schönheit im Schmerze genannt hat.

Digitized by Google

Alpenwanderungen in Piemont.

Von **Ludwig Gantter.**

(Fortsetzung und Schluß von Seite 208.)

Die Bewohner des Hauses und mehrere Bergleute mit bronzenen Gesichtern hatten sich in der Küche um den Herd herumgelagert. Auch wir wärmten uns gerne am Feuer, denn der Morgben hat nicht nur einen geologischen Riegel in's Anzascathal hineingeschoben, sondern auch einen klimatischen, denn hier oben hört die italienische Temperatur auf und statt Nuß- und Kastanienbäumen bekleiden Nadelhölzer die steilen Bergwände. Wir befanden uns bei sehr gemüthlichen, wenn auch etwas schweigsamen Menschen; es sind lauter deutsche Kolonisten oder „verschlagene und verjagte Lüt", wie sie sich selbst bezeichnend nennen. Sie waren erfreut, die Heimatsprache ihrer Urältern aus unserem Munde zu vernehmen, und wir waren keineswegs so bewildert — die Gräfin Ida Hahn hat dieses Wort dem Englischen abgelauscht — wie Alfred Meißner, der keine Idee von diesen „verjagten Lüt" hatte und kaum seinen Ohren traute, als ihm in diesem Thale auf seine italienische Frage eine deutsche Antwort gegeben wurde.

Während wir unser frugales Nachtessen, das aus rahmreicher Milch und albesinischem Honig bestand, in der etwas rauchigen, rußgeschwärzten Küche einnahmen, fragten wir die Minieri über den Zustand der hier herüber führenden Alpenpfade aus. Kein Grenzschutzwächter kann begieriger und skrupulöser das Signalement eines Reisepasses von verdächtigen Personen studiren, als wir dem Signalement des Turlo oder des nicht minder verdächtigen Moropasses folgten, das uns die Minieri gaben. Das große Thürle — so heißt der ursprüngliche Name des Turlo — sei dieses Jahr noch von Niemanden überschritten worden, es sei zwar nicht ein gefährlicher, aber äußerst beschwerlicher, steiler, langweiliger, obdachloser Pfad, den selbst die Führer sehr ungern gehen. Vom Monte Moro erzählten sie uns die Geschichte einer interessanten Entführung, welche ein von Gensdarmes verfolgtes, zartes blutjunges Ehepaar aus Turin unter den größten Beschwerden über den stark tourmentirten Moropaß zur kalten Aprilzeit glücklich bewerkstelligte, von welchem auch Alfred Meißner in seinem Ausflug zum Monterosa erzählt.

Der Albergo de' Minieri steht in keinem guten Rufe bei den englischen Reiseberichtern. Zur Ehrenrettung der verschrieenen Wirthin sei es daher gesagt, daß sie uns nicht nur äußerst reinliche, bequeme, warme Betten in einem wohlverwahrten Schlafzimmer anwies, sondern auch am andern Morgen, als wir uns ihren unverfälschten Kaffee und herrliche frische Erdbeeren hatten schmecken lassen, für die ganze Zeche nur 2 Francs 25 Cent. verlangte und noch ganz schüchtern fragte: Non è troppo?

Pestarena war schon zu der Römer Zeiten ein durch seine Goldbergwerke berühmter Ort und erhielt seinen Namen von dem lateinischen Worte pistrina, welches eine Stampfmühle bedeutet. Das Gold kommt in festem Gneis in Verbindung mit Eisenkies vor. Der größte Stollen ist sieben Fuß hoch und geht mehrere hundert Meter weit in den harten feinkörnigen Gneis. Die Goldkiese selbst, die sehr zerbröcklich sind, finden sich entweder in reinen Klümpchen von unregelmäßigen cubischen Krystallen oder dünn geblättert oder auch gesprenkelt im Quarz, aber höchst selten in ächter Gediegenheit. Das Erz wird, wenn es ausgelesen und gewaschen ist, bis zur Feinheit von grobem Gries gemahlen, dann wird es in einer Lade mit ungelöschtem Kalk gemischt, um die Wirkung des Antimoniums (Spießglanzes) auf das zum Verquickungsproceß erforderliche Quecksilber zu neutralisiren, indem es das Schwefelantimonium in Schwefelsalz verwandelt. Die hauptsächlichsten Stollen heißen Minerone und Pozzone am rechten Ufer der Anza, Peschiera und Aquarita am linken. Pozzone hat seinen Namen — der an die Pezzi von Venedig erinnert — von den fünf Filoni, die unter der Anza hindurch getrieben wurden, welche, gleich der Themse beim Tunnelbau, mehrmals hereingebrochen ist. Zusammen liefern diese Minen etwa 2700 Unzen Gold jährlich, wobei 2—300 Arbeiter beschäftigt und etwa 200 Molinelli, d. h. Stampf- und Verquickungsmühlen im Gange sind.

Sagenhaft klingt die Art und Weise, wie die Goldadern entdeckt werden. In dunkeln und stürmischen Nächten, wenn der elektrische Zustand der Atmosphäre gestört ist, stellen sich die Minieri an einem freien Orte auf und beobachten etwaiges Zucken von Flämmchen oder Funken am gegenüberliegenden Berge. Nachdem sie sich die Stelle genau gemerkt, suchen sie am folgenden Tage Spuren von zersetzten Kiesen, und wenn sie solche finden, beginnen sie die Ausgrabung ohne Verzug. Trotz alledem ist Pestarena kein Californien mehr und lohnt weder den Unternehmer noch den Arbeiter, am meisten noch die Regierung, die 10 Prozent des Ertrages beanspruchte.

Es war ein herrlicher Sonntagsmorgen, als wir von Pestarena nach Macugnaga wanderten. Das Thal wird nun enger und wilder. Man hat mehrere Gebirgsbäche zu überschreiten, die gerade bedeutend angeschwollen waren, so daß kurzstämmiges,

Digitized by Google

dickes Holz auf ihnen heruntergeflößt werden konnte. Manchmal staute sich das Holz auf, weßhalb die Minieri mit langen Stammärten die hemmenden Stücke bachabwärts ziehen mußten, was sie mit großer Geschicklichkeit vollbrachten.

Die Häuser von Borca kommen nun zu Gesicht; ihnen gegenüber klafft das Val Quarazza oder Kratzerthälchen wie eine vernarbte Wunde in der Felsenwange, unten jedoch eine malerisch bewaldete Schlucht bildend, über welcher die Sennhütten von Plana sich erheben. Durch diese Schlucht zieht sich der Weg über den Großen Turlo nach Alagna im obern Sesiathal. Der Paßweg des Kleinen Turlo zweigt sich oberhalb der Sennhütten links ab und führt nach Rima im Val Sermenta und aus diesem nach Varallo im untern Sesiathal. Der Turlo, die Vallerspitzen, der Monte delle Leccie und der Pizzo Bianco fangten die Strahlen der Morgensonne mit himmelreiner Lust ein, und im Thalgrunde stieg der Thau, der, wie ein englischer Dichter so schön sich ausdrückt, die ganze Nacht die Abwesenheit der Sonne beweint hatte, aufwärts zu ihrer warmen Umarmung. In Borca ist das von den Engländern so viel besuchte Gasthaus l'Albergo de' Cacciatori, den Gebrüdern Albesini angehörig, welche als die kühnsten Gemsenjäger des ganzen Thales berühmt sind. Sie scheinen auch auf Menschenjagd auszugehen, denn sie standen

Luckmanier.

längst auf der Lauer, als wir uns ihrem Hause näherten. Sie redeten uns wie Bekannte an, sagten das Frühstück sei schon bereit und schickten sich an, uns das Geleite in das Haus zu geben. Wir dankten und bedeuteten ihnen, daß wir beim alten Caspar Berra in Macugnaga selbst unser Standquartier nehmen wollen, da wir dort dem Monterosa näher seien. „Der ist längst gestorben, er hat die Inglesi lange genug trapellirt (zu deutsch: geprellt). Der buckelige blinde Mann machte stets ein X für ein V. Entrate Signori!“ Aber wie ein Demantberg zog uns der gerade aufglühende Monterosa an sich heran, so einladend auch der Albergo mit seiner hasslithalähnlichen Gadenbühne unter dem Dache und seinem neumodischen Anbau aussah.

Mit nimrodischem Ingrimm und unterdrückter Berserkerwuth schoßen die Herrn Cacciatori ihre scharfbolzigen Blicke auf uns ab, als wir uns einer Schaar Kirchgänger anschloßen, die der Parochialkirche zu Macugnaga zuwanderten. Wir erfuhren von diesen, daß Macugnaga nicht der Name für ein einzelnes Dorf sei, sondern der Inbegriff der verschiedenen Weiler und Gehöfte des zwei Stunden langen oberen Thalgrundes. Der Hauptort, in welchem die Kirche und der Albergo sich befinde, heiße: In der Stapfe, italienisch La Staffa. Ich fragte, ob der Geistliche reindeutsch oder in ihrer Mundart predige, und erhielt zur Antwort, daß er italienisch predige, doch werde die Kinderlehre deutsch gehalten. Auch haben sie zwei Schulen, eine deutsche und eine italienische.

In Macugnaga oder vielmehr in La Staffa angekommen, fanden wir den Albergo zum Monterosa verschlossen. Die Leute sagten, die Wirthin werde schon in die Kirche gegangen sein und der

Digitized by Google

Wirth werde noch jägdeln. So traten wir in die auffallend geräumige, lichte und geschmackvoll dekorirte neue Kirche ein. Dieser Tempel des Herrn, inmitten einer Natur, wo jeder Stein von der Macht und Herrlichkeit des Schöpfers predigt und das Gemüth zur Andacht zwingt, machte auf mich einen so überwältigenden Eindruck, daß mein Herz krampfhaft zuckte — denn die ganze Gemeinde lag auf den Knieen, in der tiefsten Zerknirschung zusammengekauert, fast lauter Weiber und Kinder, in weiße, über Kopf und Schultern herunterwallende Tücher gehüllt. Diese fast orientalische Kniebeugung dauerte während der ganzen Messe, die ohne Orgel, ohne Responsorien und mit nur eintöniger Intonation vom Geistlichen gehalten wurde. Nur am Schluß des Gloria, des Credo und der Litanei rollte ein dumpfes Amen über den Hallenboden hin. So zusammengekauert muß sich Beethoven die Gemeinde gedacht haben, da er im Credo seiner Missa Solemnis nach dem Fortissimo des descendit de coelis, das Incarnatus vom Chore im gedämpftesten Pianissime unisoniren läßt, so zerknirscht seufzt das Miserere in Palestrinas Improperien durch die Sixtinische Kapelle am Passionsabend. Nach vollendeter Messe erhob sich die Gemeinde zu einer Umgehung der inneren und äußeren Räume ihres Gotteshauses — stillschweigend und noch immer verhüllt. In die Kirche zurückgekehrt horchten sie lautlos der italienischen Predigt ihres Walliser Geistlichen, der zwar in lauter alltäglichen Wahrheitssätzen sprach, ohne alle dogmatische Färbung, aber durch rasch auf einander folgende Antithesen rhetorisch zu wirken verstand, wie z. B. als er mit gehobener Stimme ausrief: „Es spricht die Welt zu euch, aber es spricht auch Gott zu euch — ihr fürchtet die Welt, aber ihr müßt Gott noch mehr fürchten — die Tugend ist schwer, die Sünde ist leicht!“ Während dieser einschneidenden und behältlichen Predigt hatte der weibliche Theil der Gemeinde die Schleiertücher abgenommen — mit richtigem Gefühle unterscheidend zwischen dem Akte des unmittelbaren Tretens vor Gott und dem der bloßen Auslegung des göttlichen Wortes. Ich ging heiliger gestimmt aus diesem stillen Gebirgsgotteshause, als aus den kalten Kathedralen Englands oder aus den vom pomphaften Gepränge umflatterten Messen der katholischen Hauptstadt Europa's.

Nach der Predigt zerstreute sich die Gemeinde nach ihren Filialen. Den Schleier ließen die Weiber in der Sakristei zurück und wir konnten ihre Körperbildung und ihre Kleidung mit Muße betrachten. Im Allgemeinen hatten sie einen etwas geduckten mittleren Wuchs, das Antlitz zwar freundlich und regelmäßig, aber ohne ausgeprägten Charakter, die Jungfrauen sahen ernst und züchtig aus. Noch ist diese Bevölkerung unbeleckt von der in die Thäler der Schweiz und des Tyrols eingeschleppten modernen Verbildung, noch ist die einfache Tracht nicht in ein Theatercostüm ausgeartet wie im Lauterbrunner- oder Zillerthale. Diese Tracht hat die sachkundige Frau des bekannten Alpenwanderers Engelhardt mit einer Genauigkeit geschildert, als wäre ihr Bericht für ein Pariser Modejournal bestimmt. Ihrzufolge besteht der Kopfputz aus breiten nicht zu großen Strohhüten, am Rand etwas herabgebogen. Die Hemden sind wie bei Mannshemden bis an den Hals geschlossen, sauber gefältelt und bei jungen Weibern oder Mädchen mit einer Krause besetzt. Die Aermel haben hübsche Preischen am Handgelenk. Das Mieder ist meist blau mit rothem Band eingefaßt, oft mit vielen kleinen Metallknöpfchen verziert. Dazu kommen kleine, blaue Schürzen, so schmal zusammengefältelt, daß der daran befestigte Busenvorsteck breiter ist. Alle haben die Strümpfe am Knöchel abgeschnitten, so daß sie nur das Bein bedecken und die Füße blos lassen. Das rothe Schnupftuch ist an der Seite angebunden.“

Unser Albergo in der „Stapfe“ erinnerte an den deutschen Ursprung des italienischen albergo, es war eine elende Herberge. Das Gastzimmer war abschreckend unbehaglich; ein steinkalter Flisenboden, unausgewaschen seit Erbauung des Hauses, die Wände ungegipst, geschweige denn tapezirt, bloße Lettenmauern, die Fensterlucken mit Glasscherben, sogenannten Ochsenaugen verstopft, darunter mehrere eingeschlagene, so daß der Wind — wie wir es Abends hart empfinden mußten — recht eindringlich unbequem wurde, kurz Fenster, für die der englische Name window (ursprünglich windore) also Windthor der bezeichnendste Ausdruck wäre. Nicht einmal eine Feuerstätte befand sich in diesem oberirdischen Kellerraum — denn weder Stube noch Zimmer kann man ihn nennen, da Stube ursprünglich einen Ofen bedeutet (wie jetzt noch das englische stove) und von etwas Gezimmertem keine Spur zu finden war. Einen solchen Raum muß Pope im Auge gehabt haben, als er sang:

> In the worst inn's worst room with mat half-hung,
> The floors of plaster and the walls of dung.

Da mag es bei den Gebrüder Nimrod in Borca doch appetitlicher aussehen, obgleich Herr King, der das Haus so angelegentlich empfiehlt, gesteht, es sei kein stove, keine fire-side im dortigen Gastzimmer, und er habe sich mit seiner Frau — welche wie Frau Engelhardt eine beherzte rüstige Bergsteigerin ist — in die Küche an den Herd setzen müssen, so kalt sei es Abends gewesen.

Unser Plan war uns heute ohne Führer, also ohne Störung, in dieser wunderbaren Gebirgswelt zu ergehen und uns auf dem Belvedere, das ja leicht erreichbar vor uns stand, stundenlang am Anblick des Monterosa zu weiden, und dann auf der kräuterreichen Hubel- oder Pedriolaalp den durch die Sonne destillirten und mit Aether gewürzten Kräutergeist als Lebenselixir mit voller Muße einzuschlürfen. Aber Dios no quiso, wie der Spanier sagt, Gott wollte es nicht, denn als wir kaum die Schwelle überschritten hatten, kam Herr Lochmatter, der Herbergsvater, mit der Büchse auf der Schulter und

Digitized by Google

einer an den Gürtel gebundenen Marmotte von der Gemsjagd nach Hause. Er ist der Rivale der Fratelli Albesini und noch jung genug, um es bis zur Berühmtheit eines Colani zu bringen, der nur von seinem zwanzigsten Jahre an 2700 Gemsen geschossen, ohne die dreißig Menschenleben zu rechnen, die er (siehe Tschudi) auf seiner „dem Teufel verschriebenen" Seele gehabt haben soll — was ich freilich nicht geahnt hatte, als er im Jahre 1836 mein treuer, aufopfernder Führer bei meinen Pizfahrten im Engadin war. Daß Lochmatter jetzt schon seinen Kollegen in Borca überlegen war, bewies er dadurch, daß er uns zu fangen vermochte, was jenen nicht gelang. Da half keine Vorstellung, keine Eigenwilligkeit von unserer Seite. „Er könne uns nicht allein herumsteigen lassen; um auf die Hubel- oder Pedriolosalp zu kommen, müsse man über den Gletscher, da könnten wir jämmerlich verguffert werden." Wir mußten uns fügen, stipulirten aber, daß wir, bis er seine Collation genommen, die alte Kirche besuchen dürften und er erst dort zu uns stoßen sollte.

So wanderten wir die Matten hinauf zu der alten Kirche und zu der noch älteren prächtigen Linde, in deren Nähe der Quell rauscht, an den die Sage vom verlorenen Thale sich knüpft — ein schönes Symbol des verlorenen Sagenquelles, aus dem ein Saussure, ein Welden, ein A. Schott, ein Engelhardt vergeblich geschöpft haben, um das Geheimniß zu enträthseln, das über die Entstehung der deutschen Kolonien am Monterosa bis auf die heutige Stunde noch herrscht.

Saussure, der erste Beschreiber des Macugnagathals, hat über den Ursprung der deutschen Einwanderung die Ansicht: «Que ce sont des habitants du Haut Valais, qui en traversant les Alpes, ont vu que les sommités de ces vallées étaient inhabitées, et s'y sont établis dans un temps où les habitants de l'Italie, accoutumés à un climat plus doux n'osaient pas conduire leurs troupeaux, ni de fixer eux-mêmes, dans ces paturages entourés de neiges et de glaces.» Daß religiöse Verfolgung im Spiel war, wie A. Schott meint, läßt sich kaum annehmen, da in der Schweizergeschichte nichts davon verlautet, daß Protestanten die katholischen Oberwalliser — die bekanntlich deutsch reden — vertrieben hätten. Im Gegentheil wurden 1603 die Protestanten von den Wallisern vertrieben. Wenn aber diese über den Monte-paß sich hieher geflüchtet haben, wie kommt es dann, daß die Bevölkerung sämmtlicher sylvischer Colonien durchweg katholisch ist? Gewiß hätten sie mit ihrer Sprache auch ihre Religion beibehalten oder wenigstens so blutig um dieselbe gerungen, daß sie wie die Waldenserkämpfe zu historischer Kunde gelangt wären, was nicht der Fall ist.

Ich möchte eher die Ansicht geltend machen, daß die berühmten Goldminen von Pestarena die angrenzenden Oberwalliser verlockten, ihre Heimat zu verlassen und sich als Squatters hier anzusiedeln. Dagegen könnte man einwenden, daß sich ja auch im obersten Sesiathal, im Lys- und im Ayasthale deutsche Kolonien befinden, wo kein Gold zu suchen war. A. Schott vermuthet, die Einwanderung in jene Thäler sei über das Matterjoch (oder St. Theodulpaß) von Zermatt aus geschehen. Allein ist es nicht wahrscheinlicher, daß theils durch die getäuschte Hoffnung, die Nuggets in ebenso großen Mengen auflesen zu können, wie Sinbad die Edelsteine im Diamantenthal, theils durch Uebervölkerung und neue Zuströmung von Einwanderern sich die Ansiedler von Macugnaga aus nach und nach über das kleine Thürle nach Rima im Sermenttathal und über den großen Turlo nach Alagna im Sesiathal verschlagen haben und von Alagna über den Col di Valdobbia nach Gressoney und von dort aus über die Bettafurka nach Ayas sich ausdehnten? Dafür spricht auch die von A. Schott selbst bestätigte Thatsache, daß die kirchlichen Urkunden keiner von allen diesen Gemeinden so hoch hinaufreichen, als die zu Macugnaga; dafür spricht gewiß auch die Thatsache, daß die alte Kirche zu Macugnaga die einzige Kirche der vom Monterosastock nach Oberitalien sich absenkenden Thäler ist, welche gothische, dem Styl des 15. Jahrhunderts entsprechende Fenster und Thüren hat. Die Kennzeichen dieses spätgothischen Styles sind hauptsächlich die Einführung von Fischblasen und die Vorliebe in allen Fensteröffnungen verschiedene Muster des Maßwerkes anzubringen. So sehen wir an dieser Kirche ein Fenster mit dem reingothischen Maßwerk des Dreipaß und Vierpaß bei halbrundem Pfeilerstab, ein zweites ohne Pfeilerstab, mit nach innen eingekippten Schenkeln des Bogens und mit kreisförmigem Maßwerk, ein drittes mit pflanenangartigem Flamboyant, ein viertes mit verschlungenen Fischblasen. Auch die Südthüre ist ein Spitzbogen mit Transgesimsrändung. Zwar trägt der Campanile die Jahrszahl 1580, allein dieser ist, wie die meisten italienischen Glockenthürme, ein selbstständiger, später angebauter Thurm, der mit der Grundaulage der Kirche nichts zu thun hat. Man darf also als ausgemacht annehmen, daß die Kirche vor der Reformation erbaut wurde und daß es nicht der Religionskrieg war, der die Walliser über den Moropaß nach Macugnaga trieb.

Vielleicht ist meine Ansicht nur eine neue Gadenz zu dem uralten Liede, uralt wie die vielstämmige Linde, unter deren dichtem Laubdache wir auf der steinernen Bank ausruhten. Die Sage geht, eine alte Frau habe diese Linde als spannenlanges Reis aus der Heimat herübergebracht und hier gepflanzt. Es ist ein Wunder, wie dieser Baum der Brandung des Wolkenmeeres und der eisigen Gletscherluft so lange widerstehen konnte. Jetzt ist freilich sein Stamm hohl und mehrere Aeste sehen so kahl aus, wie die der Hernesteiche zu Windsor, unter deren Obdach der hirschgeweihte Sir John Falstaff dem Kartoffelregen, dem Grünenärmelmeledieddonner, dem Gewürznelken- und Muskatkuchenschneegestöber und dem Prüfungsfeuer der Queen Mab Trotz bot.

Unsere Rast war von kurzer Dauer, denn wir

ſahen Herrn Lochmatter herauskommen, und wir brachen ſchnell auf, um noch aus der gran funtanó zu trinken, ehe er uns zum Gletſcher hinaufführe. So heißt die prächtige Quelle, die am Fuß einer Mattenwarze mit der Stärke eines Mühlbachs hervorquillt. Nie verſiegt ſie im Winter und nie wechſelt ihre Temperatur. Der Boden iſt rings an einzelnen Stellen eingeſunken, auch glaubt das Auge durch eine ſchmale Lichtung im Erlengebüſch den Lauf des unterirdiſchen Baches verfolgen zu können. An dieſe Erſcheinung knüpft ſich ohne Zweifel die Sage vom verlorenen Thal, welche auf alten Urkunden des walliſiſchen Ortes Saas beruht und welche A. Schott folgendermaßen mittheilt:

„Das Volk erzählt, der große Brunnen komme aus dem verlorenen Thal herab, das jenſeits des Filarhorns zwiſchen Schneefeldern und Gletſchern verborgen liegt, abgeſchloſſen von aller Welt, ſo daß ſelbſt die kühnſten Gemsjäger ſich begnügen müſſen, es von der Zinne irgend einer jähen Felswand herab zu betrachten. Es iſt reich an Wäldern und Wieſen, ein Wohnſitz wilder Thiere; früher war es bewohnt, wie noch aus den Mauern verlaſſener Hofſtätten erhellt; aber die Menſchen ſind fortgewandert, weil die Gletſcher allmählig jeden Ausgang geſchloſſen haben. Auch dem Waſſer wurde derſelbe zuletzt geſperrt und es mußte ſich die unterirdiſche Bahn ſuchen, bis in's Thal von Macugnaga, dem es nun als großer Brunnen ſeine Segnungen ſpendet."

Die Wiſſenſchaft hat dieſe anmuthige Sage nicht unbeachtet gelaſſen. Sauſſure und Zumſtein ſtellten eifrige Nachforſchungen über das Thal von Hohen-Lauben, wie es in der Urkunde genannt wird, an. Auf Zureden eines alten Geiſtlichen entſchloſſen ſich ſieben junge Greſſeneyer, an ihrer Spitze der Monterosabeſteiger Nicolaus Vincent, die Wiederentdeckung von Hohen-Lauben zu verſuchen und machten ſich auf den Weg nach dem Lyskamm. So heißt jener beeiſte Bergrücken, der ſich in öſtlicher Richtung vom Mont Gervin (oder Matterhorn) über das Eismeer des Monterosa hinzieht und Piemont von Wallis ſcheidet. Die erſte Nacht verbrachten die Jünglinge unter den oberſten Felſen, am Rande des ewigen Schnee's; am folgenden Tage kamen ſie nach ſechsſtündigem Marſch über dieſen Schnee auf die Höhe des Lyskamms. Von einem Felszahn, der hier aus dem Firn hervorragt und den die ſpäteren Beſteiger den Entdeckungsfelſen benannt haben, entdeckten ſie zu ihren Füßen nordwärts ein Thal, das von Gletſchern und furchtbaren Felswänden umgeben, zum Theil mit Trümmern bedeckt war. Ein Bach durchſtrömte es und bewäſſerte herrliche Waiden; im Hintergrunde zur Rechten zeigte ſich Wald, nirgends aber war eine Spur von menſchlichen Wohnungen oder von Hausthieren zu ſehen. Mit der Ueberzeugung, daß ſie das verlorene Thal gefunden, kehrten ſie höchſt vergnügt nach Greſſoney zurück. Es ward viel von der Sache geſprochen und ſogar an den Hof zu Turin darüber berichtet. Zu's Thal ſelbſt iſt aber noch kein Menſch hinab geſtiegen, alle ſpäteren Verſuche mit Haken, Stricken, Leitern hinunterzugelangen, blieben fruchtlos wegen der unerhört ſteilen Abhänge. Die Sage ſelbſt wird aber noch ſo lange fortdauern, als der große Brunnen ſein geheimnißvolles Waſſer den Einwohnern ſpendet; denn

> Was ſich nie und nirgends hat begeben,
> Das allein veraltet nie.

So erſcheint denn dieſer Quell nicht nur als Symbol der Sage ſelbſt, ſondern, da die Sage den Lichtblick der Poeſie in die vereinſamten Hütten dieſes zur Winterszeit ſelbſt verlorenen Thales wirft, erſcheint er auch als Symbol der Mildthätigkeit im Stillen, und ich widme ihm dankbar die Inſchrift, die ich einſt an einem Brunnen in England getroffen habe und die ganz für ſeine Troſtſpende paßt:

> Thirsty traveller, see in me
> An emblem of true charity,
> Who, while my bounties I bestow
> Am neither seen nor heard to flow,
> But I have fresh supplies from Heaven
> For every cup of water given.

Herr Lochmatter riß uns unſanft aus dem Land der Träume, denn mit rauher Stimme rief er uns ſein Avanti! zu. Er hatte ſeine Jagdbüchſe und Paſche bei ſich, ohne welche er nie „führt". Sein Plan war mit uns heute über das Belvedere und die Gletſcherfuhrt zur Hubelalp zu gehen und von dort aus die Fadenſpitz (von Schlagintweit Faderhorn genannt) zu beſteigen, von welcher aus man die ſchönſte Ausſicht auf dieſe ganze Kehrſeite des Monterosa habe. Voller Erwartung durchſchnitten wir die halmwogende Wieſenfläche von Pecetto oder Zertannen mit ihren zerſtreuten hölzernen Hütten, auf deren Fenſterſimſen und Gaden eine preiswürdige Ausſtellung von Nelken und Geranien prangte. Früher war dieſes Wieſenthal von einem herrlichen Silberſehrenwalde beſäumt. Jetzt iſt der Wald ausgeſtockt und ungeheure Runſen von Waſſer, Stein und Schlamm ſtürzen über die nackten Berghalden herunter und überſchütten den fruchtbaren Wieſengrund immer mehr. Erſt vor Kurzem hatte ein Wolkenbruch eine große Verheerung verurſacht und den Steg über den Gletſcherbach mit fortgeriſſen, ſo daß wir das Belvedere nicht auf dem bequemen Fußpfade rechts, ſondern links an einem ſteilen lockerſteinigten Abhang beſteigen mußten.

Das Belvedere iſt ein ovaler Bergkeil, der ſich wie ein Cap in das ungeheure Gletſchermeer vorzwingt, welches die breite Mulde des Monterosaſchooßes von der einen Hüfte, dem Pizze Bianco bis zur andern, dem Rothhorn ausfüllt. Er iſt augenſcheinlich ein Gufferdamm, der jetzt mit einzelnen Lärchengruppen und ſonnigen Haidekrautſtrecken überſchmückt iſt. Oben, wo die hohe Stange ſteht, hat er eine Grotteneinſenkung, in deren Bnge man vor den kalten Luftſtrichen der Gletſcherſchründe geſchützt, in eine der großartigſten Naturſcenen der Alpenwelt hineingebannt wie in Zauberbanden liegt. Von hier aus ziehen ſich die Radien des Auges wie

Digitized by Google

MONTE ROSA

MONT CERVIN

Stuttgart Verlag v. Krais & Hoffmann.

Digitized by Google

Digitized by Google

vom Mittelpunkt einer Halbkreisachse nach den verschiedenen Gebirgshäuptern hin, welche die Kelchblätter des siebengeflirrten Diadems der Königin der Alpen einkerben. Hat vielleicht diese Kelchform dem Monterosa seinen Namen gegeben? Wenn dem so ist, so rufe ich mit neuem Rechte La Montagna zur Königin aus, ist ja doch die Rose die Königin der Blumen!

Einen solchen Kelch erschließt die Alpenwelt nirgend sonst. Deswegen gilt der Anblick des Monterosa von der coneaven Macugnagaseite aus für noch viel fesselnder und schöner, als von der Zermattseite aus, wo zwar der Görner- und Findelen-Gletscher viel längere Eiszungen um das Riffel- und Gugglihorn herumstrecken, aber der Monterosa selbst zu convex erscheint, um alle seine Zacken mit einem Blicke umfassen zu lassen. Hier aber bilden der Pizzo Bianco (9564 Pariser Fuß), der Monte delle Loecie (noch ungemessen), die Signalkuppe (14,044'), die Zumsteinspitze (14,064'), die Höchste Spitze (14,284'), das Nordende (14,133'), das Weißthor (11,138'), die Cima di Jazzi (13,240') bis zum Rothhorn am Moreapaß ein einheitliches Ganzes. Es fehlen zwar hier die Parcotspitze (13,668') und die Vincent-Pyramide (13,003'), welche auch noch zu den Gipfeln des Rosastockes gehören, sowie der Lyskamm (13,074'), aber diese können nur iselirt von den Hörnern und Furken zwischen dem Lys, Anas und Tournanchethale in ihrer vollen Größe erschaut werden.

O daß die Gebrüder Albesini oder Herr Lochmatter hier ein gastliches Haus errichteten, wie es auf dem Riffelhorn, dem Montanvert, der Furka, dem Faulhorn geschehen ist. Aber die Gemsen liegen ihnen mehr am Herzen, als die Wirthschaftsspeculation.

Nachdem wir die trübgelbe, dicke zwärnige Gletschermilch gekostet hatten, welche in einem Felsentroge am Rand des Belvedere sich sammelt, galt es über den Gletscher zu wandern, um zur Hubelalp zu gelangen. Dies schien auf den ersten Anblick ein abschreckendes Unternehmen zu sein, denn der Gletscher lag da wie eine plötzlich erstarrte, sturmgepeitschte, bald spitzwogende, bald hohlgehende See, mit Zacken und Zinnen, mit weitklaffenden Schründen und schmelzenden Rinnsalen, mit gigantischen Felsblöcken und hohen Gufferränderu, die uns die Frage abängstigten: „Da sollen wir hinüber?“

Nein, hier geradeaus kann keine Gemse hinüber. Wir müssen den Kuhweg einschlagen, der sich rechts schief über den Gletscherarm zieht, aus dem die Anza fließt.

Hier waren nun allerdings einige Durchgangsstellen bezeichnet mit kleinen Steinpyramiden und Tannenreisern, indem das Vieh bereits zur Alp gefahren war. Immerhin mußte man sehr behutsam vorwärts gehen, denn der Gletscher ist gerade im Wachsen und schafft große Felsbrocken und sandigen Unrath heraus, auch verrieth er sein Schaffen dadurch, daß man das verkrümelnde Eis deutlich knistern hörte. Ueber einigen Schründen lagen dünne ponts de neige, deren Tragkraft zuvor mit dem Alpenstock untersucht werden mußte. Mitten im Gletscher lagen mehrere Courtils, d. h. einsam aus den Eiswogen hervorragende, von Moosblüthen umwandete Granitblöcke. Dann kamen wir zu einer frisch ausgeworfenen steilen Seitenmoräne, die wir mit großer Mühe erkletterten. Hier hielten wir einige Minuten und bewunderten die ungeheure Eismasse, die dem Auge so leblos, so erstarrt erscheint, in welcher aber die ewig fortwirkende Natur nicht nur in dem Anwachsen und Zurückziehen des Gletscherstromes und seinen Flußursprüngen sich verkündet, sondern selbst die haarfeinsten Eisröhren mit animalischem Leben — mit Detorien und Podurellen bevölkert und die starrsten Granitblöcke mit einer Flechten- und Moosschichte schmückt.

Dieser Halt auf der Moräne kam uns aber theuer zu stehen, denn während wir uns dem Eindruck dieser Gletscherwelt überließen, spähte Herr Lochmatter mit seinem Fernrohr nach Büchsenfutter, und mit dem Ausruf: „dort drüben seh' ich Gemsen weiden, halten Sie sich nur immer rechts, Sie können die Hubelalp nicht verfehlen, dort treffe ich Sie wieder!“ verließ er uns und zog die Moräne aufwärts, um weiter oben zu den Felsen zu gelangen, die den Sockel der Cima di Jazzi bilden. Unser Nachrufen half nichts und da wir ihn nicht als Führer anverpflichtet hatten, waren wir gänzlich machtlos gegen ein solches Vorgehen und mußten den Weg über den Gletscher vollends allein suchen. Aber:

> Das ist eine harte Reit',
> Wenn man den rechten Weg nicht weiß.
> Frag' die drei heiligen Leut'
> Die zeigen Dir den Weg — in die Ewigkeit.

Nachdem wir von der Moräne wieder auf das Eis gelangt waren, fanden wir dasselbe ziemlich platt geschichtet, mußten aber wegen der breiten Crevassen manchen Umweg machen, bis wir die Randmoräne erreichten, die schon all und verwachsen war. Von ihr aus sahen wir Lochmatter noch auf dem Gletscher bahnsuchend über Eiswälle, an denen er zu einer menschlichen Detorie (Gletscherfloh) zusammengeschrumpft erschien, se sehr verliert das Auge den Maßstab an den 10,000' hohen Schneewänden und so wenig bewahrheitet sich hier der Ausspruch eines Philosophen: „Der Mensch ist das Maß der Dinge“.

Noch aber hatten wir ein saures Stück Arbeit vor uns, denn gegen die Randmoräne war eine massige Lawine im Frühjahre von den Bergwänden herabgerutscht, welche jetzt von der Sonne stark aufgelaut war, se daß der obere Gletscherbach nicht mehr von ihr überwölbt wurde, sondern beide zusammen einen wilden Strudelpfuhl bildeten, über welchen die stark durchlöcherte, wankend unterwühlte Schneedecke kein Mannsgewicht zu tragen vermochte. Wir sahen wohl die Spuren des Kuhweges, aber

Digitized by Google

das Schneegewölbe war auch dort eingesunken und wir mußten auf der alten Moräne fast eine halbe Stunde aufwärts gehen, bis wir den Platz erreichten, wo das Abflußrinnsal offen dalag. Aber es war so reißend, daß wir es weder überspringen noch durchwaten konnten. Wir rollten daher mächtige Steine in den Gletscherbach, die zuerst größtentheils von der Strömung fortgerissen wurden. Mit vieler Anstrengung wälzten wir einige Felsblöcke von der Moräne herunter, bis wir drei bis vier sichere Schrittsteine gebildet hatten.

In einer halben Stunde erreichten wir sodann die Sennhütten der Hubelalp. Der aus ihnen hervorquellende nüsternempörende Geruch — die idyllischen Chalets sind häufig eine Herberge für Mann und Schwein — nöthigte uns, außen auf die Bank zu sitzen, und als die garstigen Rüsselthiere uns hier höchst widerlich beschnüffelten, retteten wir uns auf das Dach der einen Sennhütte. Der Senne, Meister Franz Borgheje, brachte uns einen Stotzen, d. h. einen flachen Kübel voll Niedeln (Rahm), da die Sennmagd keine Miene machte, uns zu grüßen oder zu bewirthen. Mit „rindernem Verstand und kälbernen Geberden“ saß sie da und spindelte ihre Lämmerwolle ab. Neu und interessant war mir die Mittheilung des Meisters Franz, daß es zwei Weißthorpässe gebe, einen alten zwischen Nordend und Cima di Jazzi, und einen neuen zwischen letzterer und dem Rothhorn. Es sei vor noch nicht langer Zeit auf dem Weg zum ersteren der Stiel von einer Axt gefunden worden und man hoffe den alten Gletscherpaß wieder ausfindig zu machen, der dann direkt zum Riffelhorn führen würde.

Die Aussicht auf dieser Alp ist noch großartiger, als auf dem Belvedere, weil man das Eismeer in seiner ganzen Ausdehnung von der beträchtlichen Erhöhung aus überschaut, während man dort nur an seinem Ufer steht. Auch der Blick in das tiefliegende Macugnagathal, das man bis zum Vorcagrunde überblickt, ist herrlich. Wir rasteten eine volle Stunde auf unserem 5000′ hohen Dachlager, bis uns die scharfe Luft so unbequem wurde, wie dem Gulliver auf dem 500 Ellen hohen Dachfirste zu Brobdignag. Es war jetzt vier Uhr, folglich viel zu spät, um die Fadenspitz zu besteigen, selbst wenn Lochmatter zurückgekehrt wäre. Wir schickten uns daher an, in's Thal hinabzusteigen und zwar auf diesseitigem Grunde, um die Eisgrotte zu besichtigen, aus der die Anza ursprungt. Der obere Gletscherbach wühlt sich unterhalb der Lawine einen unterirdischen Abfluß in die Gletscherschründe ein, wie es auch beim Arveyron der Fall ist, nur daß dort das Oberwasser mit einem prachtvollen Wassersturz sich in den Gletscher einhöhlt, wogegen die Anza aus einer viel höher und weiter gesprengten Eiskrystallgrotte heraus das Tageslicht sucht, als die Arve aus der Arveyronhöhle, welche ich im Jahr 1857 fast ganz eingestürzt und mit sich selber verfallen fand. Die Anzagrotte zeigt eine ungeheure Tiefe einwärts. Einsturzdrohende Eisplatten überhängen sie. Es wäre der „Weg in die Ewigkeit“, wenn man hier eindringen oder gar ein Pistol abfeuern wollte, wie es jener verwegene Engländer in der Source de l'Arveyron so theuer büßen mußte. Das zauberhaft transparente Azur des innern Krystallgewölbes, das Jean Paul ein glimmendes unterirdisches Himmelsgewölbe genannt haben würde und an dessen Seiten Eis-Stalaktiten und Stalagmiten in einander gepelzt sind (auch Jean Paulisch), ist zum Schweigen schön — die beiden Heinriche (nämlich Heine und der arme v. Kleist) hätten gesagt, zum Erschießen schön. Selbst zu nahe an der Seite zu stehen ist gefährlich, denn wie die Eisberge in den Polargegenden sich vom Mutterglescher mit entsetzlichem Getrache ablösen — des Eises Kalbung nennen es die Grönländer — so droht auch dieser Gletscher mit jedem Augenblicke zu kalben, indem zackige, zerschlitzte Eispyramiden, die wie Midasohren auf beiden Seiten der Höhlenkappung sich aufspitzen, von der Anza schon so unterwühlt sind, daß sie bald einstürzen werden. Da hatte jener französische Naturforscher mit vollem Rechte das Macugnagathal un pays fortement accidenté genannt.

Eine volle geschlagene Stunde verweilten wir vor dieser prachtvollen Anzagrotte, von der so wenig gesprochen und geschrieben wird, während die Source de l'Arveyron von Dichtern und Gelichtern, von Impressionen und Pensionen weltgepriesen worden ist.

Es war sieben Uhr, als wir Lochmatters unwirthliche Gasthherberge erreichten. Wir waren erhitzt und fanden die Znglöcher im Erdgeschoß unausstehlich. Wir hatten einen noch rabenmäßigeren Appetit von unserm Hubelalpdache mitgebracht, als Gulliver auf seinem Firste gespürt hatte, und es dauerte zum Verhungern lange, bis Frau Lochmatter das Essen gar bereitet hatte, denn sie gehörte zu jenen langsamen Schaffnerinnen, die die Kelle an der Pfanne kleben lassen.

So fiel unsere Mahlzeit in die saßhonabelste Dinnerstunde eines englischen Lords. Wollte Gott, sie wäre eben so substantial und eben so einfach gewesen. Wie wahr nennt doch ein französischer Schriftsteller das Table d'hôte-Essen in den Berneralpenhotels l'ignoble fatalité du diner! Wie gerne äße man lieber eine einzige Platte Braten mit Kartoffeln, als die dutzendlei Brocken, die das zoologisch-botanische Register einer tabula rotunda — so nennen die Italiener die Table d'hôte — liefert, aus der aber die Ritter von König Arthur's Tafelrunde schnell eine tabula rasa gemacht haben würden. Wenn nun vollends dieses moderne Ritterthum der Gasthofsindustrie uns bis in die entlegensten Winkel der Alpenwelt verfolgt, so überkommt uns bei solcher Den Quijoterie ein cervantisch bitterer Humor, der sich am Ende in den Worten Sancho Pansa's Luft macht: er welle lieber ein Ei hinter der Thüre essen, als einem öffentlichen Schmause anwohnen, obgleich sein Name — zu deutsch Sanctius Wanst — und Grandville's Illustrationen zeigen, daß er es nicht im Ernste meinte.

Digitized by Google

Folgendes ist der Speisezettel unserer Tafelrunde in der Stapfe, den ich als Nachtrag zu den Kochbüchern einer Marianne Strüff oder einer Frau Löfflerin liefere.

Erster Gang. Zuppa scozzese, ein ganz neues Gericht in den italienischen Alpenthälern, welches der Reverend Mr. King oder hoffentlich vielmehr seine Lebens- und Reisegefährtin Mrs. E. King dort eingeführt und dessen Recept er auch zu Gunsten der Alpenwanderer seinem Reisewerk einverleibt hat, weil, wie er sagt, „das Essen eine Hauptrolle in Gebirgswanderungen spielt und einige Kenntniß der Kochkunst dem Wanderer zu empfehlen ist“. Zu gleichem Frommen übersetze ich es hier.

„Rezept für eine schottische Suppe. Hammelsknochen (mit Fleisch daran?) werden in einen Kochhafen gethan, deren es ja in jedem Wirthshause und in jeder Sennhütte gibt, und etwas Wasser zugeschüttet. Diesem werden fein geschnittene Rüben (gelbe, weiße oder rothe?) oder auch Hülsenfrüchte, wie Bohnen, Erbsen, Bergwicken, nebst Lauch und Zwiebelscheibchen beigegeben und Salz und Pfeffer darausgestreut, aber nicht zu haushälterisch. Dann wird der Kochhafen mit einem Deckel zugedeckt und das Ganze wenigstens vier Stunden lang gekocht. Einige Stücke Zucker geben einen guten Beigeschmack. Dies giebt eine ungemein kräftige, leicht verdauliche Speise und kann auch einige Tage lang aufbewahrt werden, so daß sie bei Ankunft von Gästen at a moment's notice aufgewärmt werden kann.“

Recht schön, Euer Hochwürden! aber wie, wenn man in den Alpenthergen und Sennhütten keine Hammelskeulen findet, die dort, wie ich aus trauriger Erfahrung weiß, nur zu finden sind, im Falle ein Schaf sich todtgefallen hat? wie, wenn in jenen Hochthälern die Hortikultur nicht so gedeiht, daß sie in der Chiswick Gardens-Ausstellung um den Preis concurriren könnte?

Auf die erste Frage bleibt der gastronomische Missionär die Antwort schuldig, und auf die zweite erwidert er ganz ruhig — „man botanisire in den Gärten, an denen man in den angebauten unteren Thälern vorbeiwandert. Die Leute erlauben es schon!“ Allerdings sind die Italiener nie so grausam egoistisch gewesen, daß sie einen wegen eines gestohlenen Käselaibes aufgehängt hätten, wie es in England noch bis in's erste Viertel des neunzehnten Jahrhunderts herein üblich war.

Unsere Wirthin wußte sich hinsichtlich der Hammelsknochen zu helfen, sie nahm Marmotten statt mutton, was sich ja auch zusammenreimt, und da wir weder in Vogogna noch in Banzone uns ein Nutznießerbarnim angelegt hatten, so nahm sie Bovist (Pusterschwämme, Lycoperdon bovistae), Berglauch und Alpenkresse, würzte den Sud mit den Beeren des gemeinen Seidelbast (Daphne Mezereum), die im Gebirge häufig statt des Pfeffers gebraucht werden, und stellte uns diese zuppa scozzese — die übrigens eher einem Irish stew gleichsah, nur daß Paddy's Pataten fehlten — als eine Delikatesse vor, die von uns eine sehr delikate Behandlung erlitt, da wir sie wegen des allzuwilden Geschmacks kaum anrührten.

Zweiter Gang. Eine süße Omelette, weder bavenuse, noch aux fines herbes, ja selbst ohne Eier! Derselbe Staubschwamm, der, wenn er in der Pfanne einfach geschmoren wird, eine sehr schmackhafte und gesunde Nahrung gewährt, schwamm, in dünne Scheiben zerschnitten, in einem ranzigen Oel herum, übersprengelt mit grob zerhackten Alpenampferblättern und überseihert mit Parmesanmehl. Wiederum eine Delikatesse!

Dritter Gang. Ein abgebrühtes Thier, so mager wie Wäinämöinens Roß, von dem es in der 6. Rune des Kalewala heißt:

Nahm sein Roß, das frohhalmleichte,
Dieß sein erbsenbeingleichtes —

ob Kaninchen, Kater, Marder oder Bergmaus konnten wir nicht errathen — mit Kopf und Schwanz, mit Haut und Haar — letzteres als Hyperbel zu nehmen, da durch das Abbrühen und Abschaben doch ein gutes Theil Haare ausgefallen waren — in einer dulcamaren Pilzsauce. Guardar ma non toccar!

Vierter Gang. Geräuchertes Camoscien- (sprich Kamoschen-) Fleisch — zu deutsch Gamsfleisch mit trockenem, hartkrausigem Berglattich, der von der weichen, glatten lettuga romana so weit entfernt war, als die Kochkunst der Frau Lochmatter von der Küche eines Soyer oder Ude. Mein nagender Hunger arbeitete mit allen meinen 32 Zähnen an dem Fleische, aber es war zäh wie eine Kamasche, und kein vierstündiger Indianerritt hätte es mürben können.

Fünfter Gang. Ein luxuriöser Nachtisch, kostbare Reliquien des Wintervorrathes — eingemachte erbsengroße Zirbelnüsse, Felsenbirnen, Mehlbeeren, Preißelbeeren und — die einzige Platte, mit der wir undelikat umgingen — gedörrte Pflaumen in einer durch ihren Zuckerinhalt süßen gemachten, mit feingeschnittenen Blättchen des Guten Heinrichs (Chenopodium Bonus Henricus) vollgetränkten Brühe.

Für einen Magen, der den ganzen Tag über nur aus einer Balge (ein anderes Wort für Stoßen) Riedeln getrunken hatte — und man kennt das Sprichwort: Milch balgt wohl, aber sie talgt nicht, d. h. schwellt den Leib auf, aber setzt kein Fett — war diese Tafelrunde wahrhaft tantalisirend. Wir gedachten des erquickenden Abendessens in Pestarena, wo Milch und Honig floß, und wären wir zum Singen aufgelegt gewesen, so hätten wir aus dem uralten Frankfurter Liederbüchlein (1582 gedruckt) das Lied von dem Bauernsohne angestimmt, dem nichts ging über

Eine gute Buttermilch,
Eine ausserwählte Milch,
Eine hochgelobte Milch,
Eine abgeseimte Milch.
Man trug ihm her ein sauers Kraut,
Die Buttermilch troff ihm baß in die Haut,

Digitized by Google

Man trug ihm her einen schweinen Braten,
Die Buttermilch war ihm daß gerathen,
Man trug ihm her gut Aepfel und Birn,
Die Buttermilch lag ihm stets im Hirn,
Man trug ihm her gut Fisch und Häring,
Die Buttermilch lag ihm stets im Sinn,
Man trug ihm her die Waldvögelein,
Die Buttermilch däucht ihm better sein.

Und dazu kam noch der quälende Gedanke, wie hoch die Zeche für diese Delikatessen angekreidet sein werde, und ob Herr Lochmatter, der unseren Plan heute schon einmal durchkreuzt hatte, Morgen früh nicht auch noch in der Zeche ein Andreaskreuz, d. h. wie Caspar Verra ein X für ein V machen werde.

Noch klaubten wir aus der Ferse des Parmesankäselaibes die harten Krumen heraus und schlürften von dem herbbittern herübergeschmuggelten Walliserweine, als Herr Lochmatter ganz verdrossen von seiner Jagd zurückkehrte, um die Küche wieder mit frischem Murmottenfleisch zu versehen. Kamoschenfleisch gab es ja noch genug in der Rauchkammer!

Er: Morgen stehe ich ganz zu Ihrer Disposition, die Gemsen haben sich alle verstiegen.

Ich: Ist denn in Macugnaga nicht auch, wie in der Schweiz, die Gemsenjagd vor dem 21. September verboten?

Er: Blos in den Gegenden, in welchen Victor Emannel zu jagen pflegt, wie im Cognegebirg, bestehen Jagdgesetze und Jagdaufseher. Bei uns ist die Jagd frei und Gemsen können wir im Sommer und Winter jagen.

Mein Freund: Im Winter? Da ist ja das ganze Thal haushoch eingeschneit, wie kann man da auf die Gemsenjagd ziehen?

Er: Da schießen wir fürstenmäßig — so übersetze ich sein principalmente (denn er sprach in einem Sprachengemengsel wie die Straßburger, die, wenn man nach dem Ansterlitzthore fragt, sagen: vous passez par là, Monsieur, et alors zur Thür'nus!), da kommen die hungrigen Gemsen bis zu den Fichten am Torf herab, um die Leberaugen der langbärtigen Flechten abzubrossen, auch fräßen die Birk- und Schneehühner auf den Fichten, deren Zapfen sie aus Hunger benagen. Da kann man sie oft vom Fenster aus schießen, nach Art der Fürstenjagd. —

Auch Lochmatter war hungrig. Während er sich auflegen ließ, was abgetragen werden war, klopfte es geheimnißvoll an's Fenster. Es war aber keine Undine, sondern ein wasserdichter Engländer, der Herrn Lochmatter durch ein offenes Ochsenauge zu sich hinausrief.

Auch wir traten hinaus und da ich fand, daß der Engländer große Mühe hatte, sich Lochmattern verständlich zu machen, trat ich hinzu, um ihm meine guten Dienste als Dolmetsch anzubieten. Er ward aber über meine Zudringlichkeit sehr ungehalten. Mit erhobenem Daumen, dessen langer, scharf zugespitzter Nagel an die giftigen Daumnägel der feindwürgenden Indianer erinnerte, stellte er sich zwischen mich und Lochmatter und winkte ihn von uns weg. Sie blieben lange in babylonischem Zwiegesprächе, bis der Engländer sich jener objektiven Sprache bediente, welche auf der Universität zu Lagado als Universalsprache gelehrt wurde und die ja auch dem Anschauungsunterricht unserer Kindergärten zu Grunde liegt — d. h. bis er einen Napoleon herauszog, ihn hemmsend mit seinem Gistdaumen und ersten Finger (die Engländer haben bekanntlich nur vier Finger) in die Höhe hielt und auf Lochmatters Janicken ihn wieder einstechte, worauf er forttrollte.

Lochmatter: Der Signor Inglese wohnt bei den Abesini's und will morgen über das Weißthor nach Zermatt. Ich soll ihn führen und zwar ohne einen Träger mitzunehmen, was ein saures Stück Arbeit sein wird.

Wir: Und unsere Besteigung der Fadenspitz und des Monte Moro? Sie stellten sich ja uns zur Dispositon.

Er: Mi rincresce, ich habe eher disposizione, einem Reisenden auf gefahrvollem Wege mich nützlich zu erweisen, als auf gewöhnlichem, zu denen jeder Gaisbube Sie bringen kann.

Unsere Stirne umdunkelte bei diesen Worten ein verbissener Ingrimm. Als wir uns aber von Lochmatter abwandten, stand der Monterosa ganz unbewölkt, aber schon stark umdämmert vor uns. Da die Himmelsgegend, in welcher er von hier aus sich zeigt, eine westliche ist, so bietet er nicht die verschiedenen Abstufungen der Abend- und Nachtfärbung dar, wie der Montblanc zu Chamouni, welcher von der untergehenden Sonne bestrahlt und nach und nach vom Erdschatten berührt wird, so daß alle jene wunderbaren Phänomene sich zeigen, die den Schneewangen der Alpengipfel eigen sind. Dahin gehört namentlich das sogenannte Alpenglühen, worunter viele Alpenwanderer jene wunderbare Pracht verstehen, in der bisweilen die Berge im Lichte der untergehenden Sonne erglänzen. Es ist dies aber eine ganz andere Erscheinung. Sobald der Erdschatten die Schneemassen der Alpengipfel erreicht hat, verschwindet das Abendroth von denselben und sie heben sich jetzt entweder dunkel am Hintergrunde ab, oder sie scheinen, ungeachtet der an sich sehr hellen Farbe ihrer Oberfläche sich kaum vom Firmamente zu unterscheiden. Wenige Minuten aber, nachdem der Dämmerungsbogen — wie man die obere Grenze des Erdschattens nennt — ihnen sewohl ihre absolute als relative Helligkeit benommen hat, zeigt sich das wunderbare Phänomen, daß die Schneeflächen wieder ihre relative Helligkeit bekommen, d. h. daß sie sich wieder hell vom Hintergrunde abheben, während die absolute, allgemeine Helligkeit rasch abnimmt. Dieses ist das wirkliche Alpenglühen, obgleich keine eigentlich glühende Farbe sich zeigt, sondern die Lebhaftigkeit des Farbenlichtes sich eher durch einen grauen Metallglanz vor dem tief violetten Hintergrunde äußert.

Die Gebrüder Schlagintweit haben in ihrem großen Werke „Untersuchungen über die physikalische Geographie der Alpen" die verschiedenen Abstufungen, wie sie in Chamouni wahrgenommen und benannt

Digitized by Google

werden, aufgezeichnet. Dort unterscheidet man nämlich:

1) La Coloration de la Montagne, die brillante rothe Färbung von der untergehenden Sonne, welche man fälschlich das Alpenglühen nennt, die sich aber ebenso schön an hohen, festgeballten Cumuluswolken oder an jeder andern Abendlandschaft zeigt, nur daß wegen des erweiterten Horizontes für hohe Gipfel, die direkte Sonnenbeleuchtung auf ihnen noch länger fortdauert, während die unteren Theile des Berges und die Thäler bereits im Schatten sind.

2) La Teinte cadavereuse, das Erbleichen, dessen Anfang mit dem Momente zusammenfällt, in welchem der Dämmerungsbogen mit dem Gipfel des Montblanc die gleiche Höhe erreicht hat. Jetzt hebt sich der Gipfel einige Zeit dunkel gegen den Hintergrund ab. Ist aber der Himmel etwas bewölkt, so trittt in der relativen Helligkeit keine weitere Veränderung ein.

3) La Resurrection, die Auferstehung, die zweite Färbung. Die Schneeflächen heben sich entschieden wieder hell vom Hintergrunde ab und nehmen eine metallisch glänzende, nicht immer in's Röthliche spielende Farbe an. Dieses Phänomen beschränkt sich übrigens nicht auf Schneemassen, sondern ist bei allen Bergen, die stark reflektirende Oberflächen haben, bemerkbar. Besonders schön habe ich diese Reiurrektion an den Dolomitbergen bei Bozen und den Porphyrkuppen des Puschlavs gesehen.

4) Darauf folgt entweder die Extinction, das Erlöschen, wobei der Gipfel allmählig mit dem Hintergrunde gleiche Helligkeit annimmt und während der mondlosen Nacht kaum zu sehen ist, oder

5) La lueur nocturne, das nächtliche Glänzen, wobei der Gipfel während des größten Theils der Nacht hell vom Himmel sich abhebt. Dieses letztere ist von der Stellung der Sonne unabhängig. Es kann daher auch in den östlich gelegenen Thälern beobachtet werden.

Bot uns nun auch der Monterosa in der Abenddämmerung nicht jene abwechselnden Phänomene dar, so war doch seine teinte cadavereuse von ergreifendster Wirkung und höchst interessant war eine andere Beobachtung, die wir anstellen konnten. Es hatten sich nämlich die Parasitenwolken, die heute Nachmittag wie graue Bärte die mittleren Felsenknäufe umwallt hatten, mit der Abendluftströmung hoch über die Spitzen des Bergstockes erhoben, wo sie in einer scheinbaren Höhe von etwa 2000 Fuß über dem Monterosa als feine, flache Cirri oder Federwolken vom jenseitigen Sonnenuntergang durchleuchtet, eine Aureole über dem ausathmenden Berge zogen, und, als auch sie erbleichten, zerkerbte sich ihr Umriß ganz genau nach den Auszackungen der Kimmungslinie des Gebirges, ähnlich jener optischen Kimmung, den die sogenannte Fata Morgana in unteren Luftschichten manchmal abspiegelt.

Kälte und Mattigkeit trieben uns von dieser herrlichen Naturansicht hinauf in unsere enge Schlafkammer. Die Betten waren äußerst knapp; wohl dem, der gelernt hatte, sich nach der Decke zu strecken! Um zwei Uhr Nachts wurde ich durch ein lautes Pochen an die Hausthüre aus meinem ersten Schlafe gerüttelt. Es war der giftige Engländer, der Herrn Lochmatter weckte — da leuchtete der Monterosa in seinem Nachtglanze zum Fenster herein, gerade auf mein Antlitz, denn mein Pfühl ruhte theilweise auf dem Fenstergesimß, so knapp war das Bett auch in der Breite! Treppunter gingen laute Vorbereitungen zum Abmarsch vor sich, die mich verhinderten, wieder einzuschlafen. Erst nachdem es ruhig geworden war, schloßen sich meine Lider wieder, aber nicht auf lange, denn Queen Mab haunted me, zu deutsch: hunzte mich aus meinem Schlummer, und ich war ihr am Ende dankbar dafür, denn ich sah Lichteffekte, die einen Bandvk oder Rembrandt den ganzen Tag lang gehunzt haben würden, bis sie dieselben auf die Leinwand gebannt hätten. Die lueur nocturne hatte sich in eine Morgendämmerung umgewandelt, welche eine Zeitlang das so fein geschwungene Gebirg mit dem erblassenden Sternenhimmel verschwimmen ließ. Auch schienen die untern Schneewände und der mittlere, vom Belvedere getragene Gletscher sich wie Haufenwolken zusammenzuballen. Ich schlummerte wieder ein, aber der Vorhang der Augenlider erhob sich bald wieder und die erste Scene eines neuen Aktes begann. Die Sonne trug den ersten Probestrich ihres Farbenpinsels den Cirristreifen auf, die immer noch über dem Monterosa schwebten, aber in horizontaler Schichtung und noch um vieles höher als gestern Abend. Denn es dauerte geraume Zeit bis der Dämmerungsbogen von ihnen bis zur Bergfirne selbst herunterglitt und der Erdschatten des ganzen Gebirgsstockes auf die Federstreifen schlug, welche bald nicht mehr eine Aureole bildeten, sondern sich allmählig senkten und zuerst ein goldenes Diadem um die Schläfe des Berges wanden, bis sie endlich als Gürtel den Gletscher umschlossen. Wieder schlossen sich meine Augen — neues Lüften des Vorhangs, neue Scene. Die Königin der Alpen hatte Gürtel und Schleier abgelöst — und strahlte in der gottvollsten Sonnenbeleuchtung, in ihrer unverhüllten Schönheit, in ihrer hehren Reinheit. Der eitle Wahn der nächtlichen Phänomene war auch damit entzwei gerissen. Ich schloß die Augen nicht mehr, legte auch mein Haupt nicht mehr auf den weichen einschläfernden Pfühl, sondern auf's härteste Lager, auf das, wie Jean Paul so treffend sagt, das Haupt sich legen kann — auf meine vom Ellbogen gestützte Hand, und schaute so lange auf diese wonnesame Morgenscene, bis mir die Augen wehthaten und zu thränen anfingen. Es waren aber nicht die Thränen des Kummers, die das harte Lager dem Unglücklichen auspreßt, es waren die Thränen eines wonneberauschten, bis in die feinsten Retinenmaschen überreizten Auges.

No mistake — der Sonnenaufgang gewährt ein erhabeneres, intensiveres Vergnügen als der Sonnenuntergang. Wohl lodern die Farben der untergehenden Sonne bunter, greller und sprühender

Digitized by Google

auf, wohl scheint oft der Horizont ein Flammenmeer, in dem die Landschaft sich mit Rottmann'scher oder Achenbach'scher Glut verzehrt, wohl ist es der Verkünder eines neuen schönen Tages — allein es ist eben doch das Scheiden des arbeitsmüden, ausgelebten Tages, es ist das letzte Auflodern der Kräfte eines Sterbenden, es ist ein flüchtiger Genuß, wie Alles Prunkhafte auf Erden, und endet mit der teinte cadavereuse, es ist wie das geldgefärbte Herbstland, das, so malerisch es auch die Herbstlandschaft belebt, doch weder die Blüthenzeit des Lenzes, noch den sattigen Baumschlag des Hochsommers aufwiegt. Der Sonnenaufgang hingegen führt den liebelangen Tag herein, er erschließt sich blendendweiß zuerst wie der Lenz, bis die rosenfingrige Eos, die jugendliche Schwester des Helios, die Pforten dem Sonnengott öffnet. Sie streut Rosen um den Himmelswagen, welche den Menschen das hartgelagerte Haupt umduften, sie prangt in keuscheren, wenniger en Farben und wenn ja der unreine Dunstkreis ihr jugendliches Auge zu trüben wagt, so röthet sich ihre Wange mit der Glut des Zornes und sie beschwört Regengüsse und die Windsbraut herauf, denn Boreas und Notus sind ihre Söhne, die sie dem Titanen Astäus gebar, und sind ihres Winkes stets gewärtig. Darum hat die griechische Mythologie sie als Göttin verehrt, während dem sinkenden Abend nur ein Stern — der Hesperus — geweiht ist.

Würde die Menschheit das goldene Sprüchlein: Morgenstund hat Gold im Mund, nicht verlernt haben, so würde die Bewunderung des Sonnenaufgangs nicht zu den seltensten Naturgenüssen gezählt werden müssen, die man sich gewöhnlich nur für den Himmelfahrtsmorgen aufspart, oder, wenn's hoch kommt, auf eine Breeken-, Hohenstaufen- oder Rigifahrt. So bequem hat man es freilich dort nicht, wie ich in meinem Bett am Fenster in der Stapfe, kein Brockengespenst erschreckt mich und statt unter der wollenen Bettdecke, die man auf der Staffel oder auf dem Knim als Plaid entlehnt, zu frieren, befinde ich mich unter der meinigen bettwarm und habe Muße, mein Herz zu einer so langen Apostrophe an Aurora zu erwärmen.

Um vier Uhr weckte ich meinen Freund, der in einer dunkeln Ecke schlief. Er war aber doch auch selig gewesen, wenn auch nur schlafselig. Wie schnell schüttelten seine sich weit ausstülpenden Augen die lästigen Sandkörner ab, die noch die Augäpfel trübten, als der Monterosa — so wie unser Farbenbild ihn gibt — in strahlender Schönheit vor ihm stand. Mit dem Entschlusse, solch einen herrlichen Tag zu einer Bergbesteigung zu benützen, stiegen wir hinunter in die Küche, wo Frau Lochmatter für uns schon den Kaffee aufwärmte, den sie in der Nacht für den Engländer bereitet hatte. Wir baten sie, uns unverzüglich für einen Führer auf den More oder die Fadenspitz besorgt zu sein.

Das ist unmöglich, lautete die Antwort. Die Männer unseres Thales treiben sich als Hausirer in andern Ländern herum, die jungen Leute arbeiten als Minieri und die Weiber haben genug für sich zu sorgen.

Ich hätte dies wohl wissen können, hatte ich ja doch in Saussure's Voyages gelesen, daß er einst seine Mineraliencisse von hier aus nach Banzone tragen lassen wollte, daß er aber keinen einzigen Mann auftreiben konnte, so daß eine Frau ihm die schwere Last tragen mußte.

In der Hoffnung, unterwegs einen Führer zu finden, tranken wir schnell unsern Kaffee, in welchem keine Spur von einem Mokkabohnenstäubchen herauszuwittern war und der vielleicht aus gemahlenem puff-ball, so nennen die Engländer den Bovist, bestand. Also lauter Puff in dieser Gastherberge! Aber der Wirth und die Wirthin „uf der Stapf" sind ja „verschlagene Lüt". Zur Ehre der verschlagenen Lüt zu Pestarena sei es aber gesagt, daß Herr und Frau Lochmatter erst vor ein paar Jahren aus Wallis hieher verschlagen worden sind.

Und die Zeche? Sie betrug 18 Fr. 55 Cent für uns Beide, überdies noch 5 Fr. für die Besteigung des Belvedere. È troppo? fragte sie, als wir die Stirne runzelten. Sie wälzte die ganze Schuld auf ihren Mann. Hätten wir ihm auch nur die halbe Schuld aufwälzen können!

Ich: Sicuro, è troppo. Wir haben so vielerlei Delikatessen nicht verlangt und der Patron hat uns im Stich gelassen.

Sie: Nicht doch, er hat Sie auf's Belvedere und auf's Eis geführt, die Taxe ist 5 Fr. Weitere Ausflüge kosten mehr.

Ich: Aber ich schreibe ein Buch über euer Thal und da werde ich vor eurem Haus nach bestem Wissen und Gewissen warnen müssen.

Sie: O, Sie werden uns doch nicht schaden? O, ziehen Sie doch ab, was sie für troppo halten. Mit verächtlicher Miene zahlten wir die ganze Summe in harten Thalern, minus des Führerlohnes, der uns ganz unverschämt erschien, in ihre geizverknöcherte Hand — allerdings ein hartes Lager für ein knichtes Haupt — und wanderten thalabwärts. Zu Bergsteigungen fand sich nirgends ein Führer und so kam es, daß wir Abends uns wieder in der Corona zu Begegna einfanden, herzlich müde, aber auch herzlich erfreut über Carletta's herrliche Minestra und fritture und die großen Betten, in denen wir unsere Müdigkeit ausrecken konnten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Newenham gem. Druk v. A. Schuler Dess. gest.

Isaac Newton
im zwölften Lebensjahre

Verlag von Krais u. Hoffmann in Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

Isaak Newton.

(Mit Stahlstich.)

Das siebenzehnte Jahrhundert umfaßt die bedeutungsvollste Periode in der Geschichte der mathematischen und physikalischen Wissenschaften. Durch die Entdeckungen des vorhergehenden Zeitalters war der Nebel zerstreut, und Männer von hohen Geistesgaben, wie Kopernikus, Keppler, Tycho, Galilei u. A. hatten durch Erweiterung der Kenntniß des Universums jenem Genius die Bahn geebnet, der durch sein Weltsystem für allen Weiterbau den dauernden Grund legen sollte. Der Name Newtons ist mit allgemeiner Uebereinstimmung an die Spitze jener großen Männer gestellt worden, welche durch ihr Streben und Schaffen zu Wohlthätern und Zierden der Menschheit sich emporschwangen und einer der größten Forscher der Neuzeit, der Marquis de La Place, charakterisirt Newton's Hauptwerk „die Principien der Naturphilosophie“ als das Hervorragendste unter allen Erzeugnissen des menschlichen Geistes.

Zieht sich auch die Laufbahn eines so gefeierten Mannes nur durch das beschränkte Thal eines einfachen Privatlebens hin, ist auch sein Auftreten nicht durch dramatische Erfolge ausgezeichnet, wie sie oft vergängliche Namen mit Glanz umgeben, so nimmt er doch ein außerordentliches Interesse in Anspruch; wir möchten den Boden kennen lernen, in welchem so reiche Gaben wurzeln, die Bedingungen, unter denen sie sich entfaltet, die Blüthen und Früchte, die sie getragen haben. Und suchen wir schon Belehrung aus dem Leben und den Meinungen gewöhnlicher Menschen zu schöpfen, um wie viel ergiebiger muß es für uns sein, dem erhabensten Genius in die Labyrinthe des täglichen Lebens nachzugehen, die Schritte zu verfolgen, durch welche er seinen hohen Standpunkt erreichte, zu beobachten, wie er seinen Pflichten im geselligen und häuslichen Leben nachkommt, wie er seine Erfindungskräfte übt, wie er sich auf der Arena wissenschaftlicher Kämpfe benimmt, und mit welchen Gefühlen und Wünschen er die Welt verläßt, die er mit unvergänglichen Schätzen bereichert hat.

Isaak Newton ward zu Woolsthorpe, einem Dörfchen im Kirchspiel Colsterworth in Lincolnshire, am 25. Dezember, alten Stils, 1642, gerade ein Jahr nach dem Tode Galilei's geboren. Sein Vater Isaak Newton starb in dem frühen Alter von sechsundreißig Jahren, wenige Monate nach seiner Verehelichung mit Hanna Ayscough, einer Tochter von James Ayscough im Markt Overton in Rutlandshire. Das schwächliche, zu früh zur Welt gekommene Kind war so ungewöhnlich klein und von so zartem Bau, daß die beiden Weiber, die zu Lady Packerham nach North-Witham geschickt wurden, um für dasselbe einige Stärkungsmittel zu holen, nicht erwarteten, es bei ihrer Rückkehr noch am Leben zu finden. Die Vorsehung hatte es jedoch anders beschlossen, und der gebrechliche Körper, der kaum fähig zu sein schien, seinen unsterblichen Geist festzuhalten, war zu kräftiger Reife und ungewöhnlicher Lebensdauer bestimmt.

Das kleine Herrenhaus von Woolsthorpe war bereits seit mehr als hundert Jahren im Besitze der Familie, die ursprünglich von einem Sir John Newton zu Westby in Lincolnshire abstammte. Das Landgut, Isaaks väterliches Besitzthum, welches von seinem Großvater 1623 künstlich erworben wurde, ertrug jährlich nur 30 Pfd. St., aber die Wittwe Newton besaß auch in Sewstern, an der Grenze von Leicestershire, ein kleines Grundstück, dessen Einkünfte sich auf 50 Pfd. St. beliefen, und es ist wahrscheinlich, daß durch die Bearbeitung des kleinen Landgutes, das sie selbst bewohnte, die spärlichen Einkünfte so weit vermehrt wurden, daß sie sich selbst erhalten und ihren Sohn erziehen konnte. Unter der Pflege seines Onkels und der zärtlichen Aengstlichkeit seiner Mutter entwickelte sich der schwächliche Knabe zusehends; noch vor Vollendung seines vierten Jahres aber wurde er, da seine Mutter sich mit dem Pfarrer Barnabas Smith zu North-Witham verehelichte, der Sorgsalt seiner Großmutter anvertraut, die zu diesem Zwecke ihren Aufenthalt zu Woolsthorpe nahm.

Den ersten regelmäßigen Unterricht erhielt Newton in der öffentlichen Schule zu Grantham, aber nach seinem eigenen Bekenntniß war er nichts weniger als aufmerksam in der Schule und fast fortwährend einer der Untersten. Als er der Zweitletzte in der Klasse war und ihm der Knabe, der über ihm saß, eines Tages auf dem Weg zur Schule einen Stoß vor den Leib versetzte, der ihm arge Schmerzen verursachte, forderte er nach Schulschluß seinen Widersacher zum Gefecht auf den Kirchhof. Des Schulmeisters Sohn, welcher dazu kam und ein Freund solcher Schlägereien war, feuerte die Buben noch mehr an, ihren Kampf fortzusetzen, und Isaak, obwohl weniger robust als sein Gegner, diesem aber an Gewandtheit überlegen, bediente seinen Angreifer so, daß dieser um Frieden bitten mußte. Der andern Buben Zureden, den um Friede Bittenden als Feigling zu behandeln und dessen Nase gegen die Wand zu reiben, kam Isaak gewissenhaft nach, und dieser erste Erfolg der Ueberlegenheit seiner physischen Kraft ermunterte ihn, diese Kraft auch in einer besseren Sache zu prüfen. Obschon sein Gegner noch lange Zeit in der Schule über ihm blieb, begann er doch von da an größere Aufmerksamkeit auf seine Arbeiten zu verwenden, fing fleißig an zu lernen und unter vielen Mühen gelang es ihm endlich, den ersten Platz in der Schule zu erobern.

Digitized by Google

Aus der Gewohnheit fleißig zu sein, wozu ihn dieser Vorgang bewog, entwickelte sich schnell der eigentliche Charakter seines Genies. Seine Seele war mit Gegenständen erfüllt, die tieferes Interesse für ihn hatten, und während seine Mitschüler sich in den Erholungsstunden mit ihren Spielen belustigten, war er mit mechanischen Versuchen beschäftigt, das was er gesehen, mit Hülfe kleiner Sägen, Beile, Hämmer und anderer Werkzeuge nachzumachen, oder das, was er erdacht hatte, auszuführen. Die ersten mechanischen Stücke, die er so verfertigte, waren eine Windmühle, eine Wasseruhr und ein Karren, der von der darin sitzenden Person in Bewegung gesetzt wurde. Als in der Nähe von Grantham eine Windmühle errichtet wurde, beachtete Isaak mit großer Aufmerksamkeit die Arbeiten der Werkleute und erlangte dadurch eine solche Kenntniß des Mechanismus, daß er ein Modell der Maschinerie verfertigte, welches die allgemeine Bewunderung erregte. Das Modell wurde sehr oft auf den First des Hauses, in welchem er zu Grantham wohnte, gesetzt, und durch die Wirkung des Windes auf die Segel in Bewegung gebracht. Bei windstillem Wetter, wo eine andere mechanische Kraft erforderlich war, benutzte er zu diesem Zwecke eine Maus, die er seine „Müllerin" nannte. Es ist nicht ganz ersichtlich, auf welche Art das kleine Thier zur Ausführung seiner Pflicht genöthigt wurde: einigen Nachrichten zufolge wurde die bewegende Kraft durch die vergeblichen Versuche des kleinen Wesens hervorgebracht, ein über dem Tretrad befindliches Kornhäufchen zu erreichen, nach anderem Bericht dagegen wurde die Maus durch Zerren an einer Schnur, die an ihrem Schwanz befestigt war, zum Vorwärtsgehen im Rade veranlaßt.

Die Wasseruhr, welche Isaak konstruirte, war ein bei weitem nützlicherer Mechanismus als seine Windmühle. Sie war einigermaßen einer Hausuhr ähnlich, gegen vier Fuß hoch und von verhältnißmäßiger Breite. Das Zifferblatt war auf der obern Seite angebracht und der Zeiger auf demselben wurde durch ein Stück Holz zum Drehen gebracht, welches durch die Wirkung des tropfenden Wassers fiel oder stieg. Die Uhr stand in Isaaks Schlafzimmer und wurde jeden Morgen von ihm mit der nöthigen Menge Wasser versehen. Sie wurde von den Hausbewohnern zur Bestimmung der Tageszeit benützt und blieb noch im Gebrauch, nachdem unser Isaak längst nach Cambridge übergesiedelt war. — Der mechanische Karren, den Newton erfonnen, war ein vierräderiges Fuhrwerk, das vermittelst einer Handhabe oder Kurbel in Bewegung gesetzt wurde, die eine in demselben sitzende Person herumdrehte. Das Fuhrwerk war aber nur auf dem glatten Boden einer Flur zu gebrauchen und den Unebenheiten einer gewöhnlichen Straße nicht gewachsen.

Obgleich Newton zu dieser Zeit ein „gesetzter, stiller, nachdenklicher Bursche" war, der niemals Antheil an den Spielen und Belustigungen seiner Mitschüler nahm, sondern alle seine Stunden zum „Pochen und Hämmern" in seinem Zimmer benutzte, machte es ihm doch großes Vergnügen, Spiele von einem wissenschaftlichen Charakter für seine Kameraden zu ersinnen. Er führte bei ihnen fliegende Drachen von Papier ein und gab sich große Mühe die beste Form und Proportion herauszubringen und die Zahl und Lage der Punkte zu bestimmen, wo die Schnur befestigt werden mußte. Ebenso konstruirte er Laternen aus gebrochenem Papier, deren er sich zur Winterzeit des Morgens beim Gang zur Schule bediente, und bei dunkeln Nächten befestigte er oftmals solche Laternen am Schweife seines Drachen, um die Landleute zu schrecken und sie glauben zu machen, daß es Kometen wären.

Bis zu dieser Zeit hatte sich Newtons Aufmerksamkeit noch nicht den Himmelserscheinungen zugewendet, und wenn er die tägliche Bewegung der Sonne beobachtete, geschah es, um die unvollkommene Zeitmessung seiner Wasseruhr zu berichtigen. In dem Hofraume des Hauses, wo er wohnte, beobachtete er die fortschreitende Bewegung der Sonne und trieb überall hölzerne Pflöcke in die Mauern und Dächer der Gebäude, um die Stunden und Halbstunden des Tages durch die Schatten derselben zu bezeichnen. Es scheint nicht, daß er damals schon befähigt war, die Linien seiner Sonnenuhren nach der Breite von Grantham zu reguliren, indeß gelang es ihm doch nach jahrelangen Beobachtungen, dieselben so genau zu ziehen, daß Jedermann sich nach Isaaks Sonnenzeiger, wie sein Gnomen allgemein genannt wurde, die Tageszeit bestimmen konnte. Wahrscheinlich entstanden zu jener Zeit auch die beiden Sonnenuhren an den Wänden seines eigenen Hauses zu Woolsthorpe.

Doch Hammer und Säge waren nicht die einzigen Werkzeuge, mit denen sich unser junger Philosoph und Mechaniker beschäftigte; eben so geläufig waren ihm Pinsel, Zeichenstift und Feder, und seine Liebe zum Zeichnen und Versemachen verdient bemerkt zu werden. Sein Zimmer war mit Gemälden versehen, die er selbst theils nach Stichen, theils nach dem Leben gezeichnet, in roher Art kolorirt und selbst eingerahmt hatte. Unter denselben befanden sich unter anderen die Portraits seiner Lehrer und des Königs Karl I. Außerdem zeichnete er Vögel, Säugethiere, Schiffe, mathematische Figuren ꝛc. mit Kohle an die Wände, und diese Bilder waren bis zum Niederreißen des Hauses im Jahre 1711 zu sehen. Unter dem Portrait Karls I. hatte er sich mit einigen Versen versucht, und beschäftigte sich sonst viel mit der Dichtkunst, während er in ernsteren Jahren, gleich Plato, der nicht einmal dem Homer einen Platz in seinem Freistaate gestatten wollte, geringschätzig von Dichtern sprach.

Während der sieben Jahre, die Newton in Grantham zubrachte, scheint er an der Gesellschaft einiger junger Mädchen, die mit ihm das Haus des Apothekers Clark bewohnten, viel Vergnügen gefunden zu haben. Eine derselben, Fräulein Storey, war nur zwei bis drei Jahre jünger als er selbst,

Digitized by Google

und hatte außer perſönlichen Reizen einen mehr als gewöhnlichen Antheil weiblicher Talente; kein Wunder daher, daß er die Geſellſchaft dieſer jungen Dame und ihrer Geſpielinnen dem Umgang ſeiner Mitſchüler vorzog, und es eine ſeiner angenehmſten Beſchäftigungen war, für ſie kleine Toiletten und Schränke und andere für ihre Puppen und Flitterwerk nöthige Sachen zu machen. Die jugendliche Freundſchaft ſteigerte ſich allmählig zu einer höheren Leidenſchaft, und Fräulein Storey, die ſpäter zweimal verheirathet war, und als Frau Vincent im Jahr 1727 von Dr. Stukely in Grantham beſucht wurde, der Notizen über Newton's Leben ſammelte, bekannte dieſem in ihrem zweiundachtzigſten Jahre, daß nur ihr kleines Erbtheil und die Unzulänglichkeit ſeines Vermögens die Vollendung ihres beiderſeitigen Glücks verhindert hätte. Newton's Achtung für ſie blieb während ſeines ganzen Lebens ungeſchmälert. Er beſuchte ſie, ſo oft er nach Woolsthorpe ging, und unterließ niemals, ihr in kleinen Geldverlegenheiten, die hin und wieder ihre Familie berührten, Hülfe zu leiſten.

Isaac Newton.

Nach dem Tode des Pfarrers Smith, 1656, verließ deſſen Wittwe, Newtons Mutter, die Pfarre und zog mit ihren drei Kindern nach Woolsthorpe zurück. Iſaak, der ſein fünfzehntes Jahr erreicht und alle Kenntniſſe errungen hatte, die eine Provinzialſchule zu geben vermochte, wurde nun für fähig gehalten, in der Verwaltung der Meierei und bei den ländlichen Beſchäftigungen zu Woolsthorpe nützlich zu ſein und gleich ſeinen Vorfahren die Bewirthſchaftung des kleinen Gutes zu erlernen. Die Mutter rief ihn zu dieſem Zweck aus der Schule zu Grantham zurück, aber mit Widerwillen übernahm er die neuen Pflichten. Von jetzt an wurde er jeden Samſtag nach Grantham zum Markt geſchickt, um Getreide und andere Produkte des Landgutes abzuſetzen und das für die Familie Nöthige einzukaufen. Bei dieſer Gelegenheit mußte ihn ſtets, bis er die nöthige Geſchäftserfahrung erworben haben würde, ein alter treuer Diener des Hauſes begleiten. Sie pflegten im Wirthshaus zum Türkenkopfe in Weſtgate einzukehren; kaum aber hatten ſie ihre Pferde untergebracht, als unſer Iſaak ſeinen kaufmänniſchen Pflichten untreu wurde, den Handel ſeinem ländlichen Mentor überließ und ſich in ſeine vorherige Wohnung in Herrn Clarks Dachſtübchen verfügte. Dort gewährte ihm ein Haufen alter Bücher ſatſame Unterhaltung bis zu der Zeit, wo an die Rückkehr nach Woolsthorpe gedacht werden mußte. Als die Schätze der Dachkammer keine Ausbeute mehr gaben, hielt es unſer Philoſoph für weggewor-

Digitized by Google

sene Zeit bis Grantham zu geben, um dort nichts zu thun, und versäumte seine Pflichten schon auf einer früheren Station; meist versteckte er sich hinter einer Hecke am Wege zwischen Woolsthorpe und Grantham und überließ sich dort dem Studium eines Lieblingsautors, bis der von Grantham zurückkommende Diener ihn zur Heimkehr ermahnte. Die andern Geschäfte und Verrichtungen auf dem Gute wurden unter seiner Führung nicht besser besorgt. Das Durchlesen eines Buches, die Ausführung eines Modells, oder die leidenschaftliche Aufmerksamkeit, mit welcher er die Bewegungen eines unterschlächtigen Wasserrades beobachtete, nahmen alle seine Gedanken so in Anspruch, daß er nicht darauf achtete, ob die Schafe sich zerstreuten oder die Rinder in das Feld einbrachen und die junge Saat niedertraten. — Solche Erfahrungen überzeugten die Mutter, daß ihr Sohn nicht zum Landmann bestimmt sei, und da seine leidenschaftliche Liebe zum Studium, sowie seine Abneigung vor jeder andern Beschäftigung mit seinen Jahren zunahm, beschloß sie, ihn alle Vortheile genießen zu lassen, welche die Erziehung zu geben vermag. Er wurde daher nach Grantham zurückgeschickt, wo er neun Monate verweilte, um sich auf seine akademischen Studien vorzubereiten. Sein Oheim, Pfarrer W. Ascough, der ihn eines Tages in einem Gebüsche mit einem Buche in der Hand, über die Auflösung einer mathematischen Aufgabe nachdenkend fand, war so gerührt von diesem Anblick, daß er die Mutter veranlaßte, den hoffnungsvollen Sohn auf die hohe Schule nach Cambridge zu schicken.

Der Uebergang aus einer Provinzialschule zu einer Universität, aus der Einsamkeit des Nachdenkens in eine Gesellschaft von Männern, die auf der Bildungshöhe der Zeit standen, mußte für ein jugendliches, nach Kenntnissen strebendes Gemüth von größter Bedeutung sein. Die Geschichte der Wissenschaften hat uns viele Beispiele junger Aspiranten überliefert, die schon früh in die Mysterien des Wissens eingeweiht gewesen, und glänzende Proben ihres Geistes abgelegt hatten, ehe sie in die Hallen der Hochschulen aufgenommen wurden, — Newton aber, welcher bestimmt war, der Philosophie Gesetze vorzuschreiben, hatte kein so frühes Talent aufzuweisen! Kein freundlicher Rathgeber regelte seine jugendlichen Studien und kein Werk von wissenschaftlichem Werthe leitete ihn auf seiner Bahn. Seine Seele überließ sich dem Antriebe seines mechanischen Genies, geberchte den Gesetzen des eigenen natürlichen Aufstrebens, und indem sie der Linie des geringsten Widerstandes folgte, wurde sie von den Hindernissen abgewendet, die zu bekämpfen sie bestimmt war.

Als Newton nach dem Trinity-Kollegium kam, brachte er einen geringeren Theil von Kenntnissen mit, als sie gewöhnliche Schüler besitzen, aber gerade dieser Zustand seiner Erkenntnisse war vielleicht nicht ungünstig für die Entwicklung seiner Kräfte. Nicht durch frühzeitigen Wuchs erschöpft, war seine Seele um so geschickter, jene lebensvollen Schößlinge hervorzutreiben, welche den Boden, in welchen sie verpflanzt worden waren, mit Blättern und Früchten bedecken sollten. Cambridge wurde der wirkliche Geburtsort von Newtons Genie. Die dortigen Lehrer nährten seine früheren Studien, die Einrichtungen daselbst unterstützten seine mächtigen Anstrengungen, und innerhalb den Grenzen der Hochschule wurden alle seine Entdeckungen gemacht und vervollkommnet; und als er zu hohern amtlichen Funktionen berufen wurde, hielten seine Schüler den hohen Einfluß der Philosophie ihres Meisters aufrecht, und ihre Nachfolger bewahrten diesen Sitz der Gelehrsamkeit in der ganzen Fülle seines Ruhmes und machten ihn zu einem der ausgezeichnetsten unter den Universitäten Europa's.

Am 5. Juni 1660 wurde Newton im Trinity-Kollegium in Cambridge aufgenommen, gerade in demselben Jahre, in welchem Dr. Barrow zum Professor des Griechischen und der Mathematik erwählt wurde. Durch die Begierde, die Wahrheit der Astrologie zu erforschen, wurde seine Aufmerksamkeit auf das Studium der Mathematik gerichtet. Den Euclid warf er bald bei Seite, da er die in demselben enthaltenen Proportionen als sich von selbst verstehende Wahrheiten erkannte, und machte sich ohne Vorstudien, blos durch sein Genie und anhaltenden Fleiß, zum Herrn der Geometrie des Descartes. Diese Vernachlässigung der Elementargeometrie betrachtete er später als ein Versehen in seinen mathematischen Studien, und bedauerte es sehr, daß er sich über die Cartesischen Werke und andere algebraische Schriften hergemacht, bevor er noch die Elemente des Euclid mit jener Aufmerksamkeit studirt gehabt, welche ein so vortrefflicher Schriftsteller verdiene. Wallis' Arithmetik des Unendlichen, Saunderson's Logik und Keppler's Optik waren die Werke, die er mit besonderem Fleiße studirte und kommentirte, und seine Fortschritte waren so groß, daß er in mehreren Zweigen der Wissenschaft bald besser Bescheid wußte, als die Lehrer, die seine Studien leiteten. — Im Jahre 1666 ging Newton wegen des Ausbruches der Pest nach Woolsthorpe, und entdeckte dort im Garten seiner Mutter beim Anblick eines fallenden Apfels das große von ihm später ausgearbeitete Gesetz der Schwere.

Als im Jahr 1669 Dr. Barrow den Entschluß faßte, sich ganz der Theologie zu widmen, entsagte er der Professur der Mathematik zu Gunsten Newtons, der nun die glänzende Bahn der Entdeckungen betrat, die seinen Namen unsterblich machte. Zu dieser Zeit bewies er die verschiedene Brechbarkeit der Lichtstrahlen, stellte die Lehre von der allgemeinen Schwere auf, zu der er den Grund bereits 1666 in Woolsthorpe gelegt, und verbesserte das von Gregory erfundene Spiegelteleskop. Im Jahre 1676 trug er seine Erfindung der unendlichen Reihen vor und nach astronomischen Beobachtungen über den Kometen von

Digitized by Google

1680 erforschte er die Bewegungsgesetze der Planeten.

Bis zum Jahr 1687 war Newton selten mehr als drei bis vier Wochen im Jahre von Cambridge abwesend; in diesem Jahre aber trug sich eine Begebenheit zu, die ihn aus dem abgeschlossenen Leben des Studiums hinwegzog und auf den Schauplatz des öffentlichen Lebens brachte. König Jakob II., der das Uebergewicht des katholischen Glaubens wieder herstellen wollte und die Rechte und Privilegien seiner protestantischen Unterthanen anzugreifen begann, erließ an die Universität Cambridge den Befehl, den Pater Franciscus, einen unwissenden Benediktinermönch, als Magister anzunehmen. Abgesehen von der Verletzung ihrer Rechte, die in einem solchen Befehl lag, sah die Universität sogleich die Folgen ein, die aus dieser Maßregel entstehen konnten, und da es augenscheinlich war, daß ihre höchsten Interessen in Gefahr standen, weigerte man sich einstimmig, dem königlichen Befehl zu gehorchen, und that dies mit einer Standhaftigkeit, die den despotischen Hof aufbrachte. Der König wiederholte seine Befehle mit den strengsten Drohungen im Fall des Ungehorsams, die Universität aber blieb fest bei ihrer ersten Entscheidung, und vor die geistliche Commission gefordert, um wegen dieser Geringschätzung königlicher Befehle Rede zu stehen, wählte sie Newton zu einem der neun Abgeordneten, welche ihre Rechte vertheidigen sollten. Newtons Antheil bei dieser Sache und der hohe Rang, den er in der Gelehrtenwelt behauptete, veranlaßten seine Freunde, ihn zum Parlamentsmitglied für die Universität in Vorschlag zu bringen; er wurde 1688 erwählt und saß in dem Konventionsparlament bis zu dessen Auflösung.

Im Anfang des Jahres 1692 versetzte der Verlust eines Manuscripts ihn in die größte Aufregung, daß, wie de la Pryme im „Tagebuch seines Lebens" bemerkt, „jeder dachte, er würde toll werden, und er selbst darüber so beunruhigt wurde, daß er einen Monat lang nicht mehr derselbe war." Er hatte, während er eines Morgens im Winter dem Gottesdienste beiwohnte, auf seiner Studirstube sein Lieblingshündchen „Diamant" zurückgelassen. Bei seiner Zurückkunft aus der Kapelle fand er, daß der Hund ein auf seinem Schreibpulte brennendes Licht umgeworfen hatte, und ein Manuscript über die Farben und das Licht, die Arbeit vieler Jahre, sowie verschiedene andere ihm wichtige Papier dadurch in Brand gerathen und vernichtet worden waren. Als Newton die Größe seines Verlustes gewahrte, rief er schmerzlich aus: „O Diamant, Diamant, du kennst wenig das Unheil, das du mir verursacht hast!" Und wahrlich, groß war das Unheil, denn über zwei Jahre cirkulirte in der gelehrten Welt, wie Briefe von Huygens und Leibnitz beweisen, das irrthümliche Gerücht, daß Newton wahnsinnig geworden sei, und der Verlust seiner Papiere nachtheilig auf die Kräfte seines Verstandes gewirkt hätte. Der Sinn, der aus Pryme's Tagebuch citirten Stelle geht aber einfach dahin: daß Newton über die Vernichtung seiner Papiere in einem hohen Grade beunruhigt wurde, und nicht eher als nach einem Monat seine Heiterkeit wieder erlangte und zu seinen gewohnten Beschäftigungen zurückkehrte. Denn gerade in der Zeit, die Biot in seiner „Biographie Newtons" als die Zeit seiner vermeintlichen Geisteskrankheit angiebt (3. Jan. 1692 bis Mai 1694), schrieb er an Dr. Bentley seine vier berühmten Briefe über die Existenz der Gottheit, schickte an Dr. Wallis den ersten Satz seines Buches über die Quadraturen und beschäftigte sich mit Untersuchungen über die Höfe um Sonne und Mond. Erwägen wir, daß Newton bald nach jener angeblichen Krankheitsperiode zu hohen Funktionen berufen wurde, die seinen Genie eine neue Richtung gaben, so darf es uns nicht wundern, daß er sich von jetzt an mehr mit praktischen Arbeiten, als mit abstrakten Wissenschaften befaßte. Durch seinen Freund Karl Montagua, nachherigen Grafen von Halifax, der 1694 zum Kanzler des Finanzkollegiums ernannt wurde, und ein Umprägen der verschlechterten und verfälschten Münzen beschloß, wurde Newton 1695 zum Aufseher der Münze ernannt und 1699 zum Münzmeister. Im Jahre 1701 wurde er Präsident der königl. Societät und erhielt 1705, nachdem seine Schrift über Brechung, Beugung und Färbung des Lichts erschienen war, von der Königin Anna die Ehre der Ritterwürde.

Als Georg I. 1714 auf den Thron Großbritanniens gelangte, wurde Newton der Gegenstand des Interesses am Hofe. Seine hohe Stellung, sein glänzender Ruhm, sein fleckenloser Charakter, vor Allem aber seine ungeheuchelte Frömmigkeit, zogen die Aufmerksamkeit der Prinzessin von Wales auf ihn. Diese Dame, die einen hochgebildeten Geist besaß, fand das größte Vergnügen in der Unterhaltung mit Newton und in der Korrespondenz mit dem deutschen Philosophen Leibnitz, und oft hörte man sie öffentlich erklären, daß sie sich glücklich fühle zu einer Zeit zu leben, in welcher sie den Umgang eines so großen Genius wie Newton zu genießen im Stande wäre. Leibnitz, sein größter Rival, der seinen Einfluß zu schwächen und zu untergraben suchte, stellte in seinem Briefwechsel mit der Prinzessin die Newton'sche Philosophie nicht nur als falsch dar, sondern auch als nachtheilig für die Interessen der Religion. Die Angriffe Leibnitzens erregten die Aufmerksamkeit des Hofes, die Korrespondenz, welche sich daraus entwickelte, wurde von der Prinzessin sorgfältig gelesen, aber die Achtung, welche Newton fortwährend genoß, läßt schließen, daß die Ansichten des englischen Philosophen nicht sehr entfernt von den Ansichten der Prinzessin waren.

Die Muße seiner abnehmenden Jahre widmete er den erhabenen Studien, bei welchen die Philosophie sich der Uebergewalt des Glaubens unterwirft und die Hoffnung zu den Bestrebungen des Geistes hinzufügt. Während der letzten Jahre seines Lebens körperlich sehr leidend, aber ungeschwächten Verstandes, reiste er am 28. Februar 1727 von

Digitized by Google

Kenſington nach London, um in einer Sitzung der königl. Societät zu präſidiren. Die Sitzung ſelbſt und die Annahme von Beſuchen hatten ihn außerordentlich angegriffen; recht krank kehrte er am 4. März nach Kenſington zurück und verſchied am 20. März 1727, im 85. Lebensjahre. Sein Leichnam wurde von Kenſington nach London gebracht und in der Weſtminſterabtei beigeſetzt. Newtons Verwandte und Erben, ſtolz auf die hohe Ehre, die ſie der Verbindung mit einem ſo berühmten Manne verdankten, ſetzten 500 Pfd. Sterling (6000 fl.) zur Errichtung eines Denkmals für ihn aus, und das Kapitel von Weſtminſter beſtimmte dazu eine Stelle im anſehnlichſten Theile der Abtei, welche oft den Vornehmſten des Adels verweigert worden war. Das Denkmal ſelbſt wurde 1731 errichtet, und im gleichen Jahre ihm zu Ehren im Tower eine Denkmünze geſchlagen. Dr. Robert Smith, Verfaſſer des „vollſtändigen Syſtems der Optik“, ließ ihm auf ſeine Koſten in der Vorhalle des Trinity-Kollegiums, ein prächtiges Standbild in Lebensgröße aus weißem Marmor errichten, und ſetzte die Summe von 500 Pfd. Sterling zur Ausführung eines Glasgemäldes für das Fenſter an der Südſeite des Trinity-Kollegiums aus, auf welchem Newton von Georg I. mit einem Lorbeerkranz geſchmückt wird.

Die Wichtigkeit von Newtons Entdeckungen wurde von Mit- und Nachwelt bewundert, der beſondere Charakter ſeines Genie's und die Methode, die er in ſeinen Forſchungen befolgte, kann aber nur aus dem Studium ſeiner Werke und aus der Geſchichte ſeiner einzelnen Arbeiten erkannt werden. Die Blüthe ſeiner Jugend, die Kraft ſeines männlichen Alters waren gänzlich der Wiſſenſchaft gewidmet; kein unverſtändiger Wächter beſchränkte ſeine verwaltende Neigung und keine geiſtloſen Studien oder Lohnarbeiten unterbrachen die Fortſetzung ſeiner Forſchungen. Seine Entdeckungen waren die Früchte eines beharrlichen und ununterbrochenen Nachdenkens und er ſelbſt erklärte, daß, was für Dienſte er auch dem Publikum geleiſtet hätte, dieſelben nicht von einem außerordentlichen Scharfſinn herrührten, ſondern bloß von einem ausdauernden Studium. Neben den höchſten Erfindungskräften beſaß er zugleich das Talent, ſeine tiefſinnigſten Spekulationen zu vereinfachen und mitzutheilen, und in allen ſeinen Werken befolgte er die Methode, die Wahrheit durch Beobachtung und Experimente zu erforſchen.

Newtons Aeußeres war angenehm, ſeine Statur mittelgroß, ſein Auge durchdringend. In Kleidung und Lebensweiſe war er einfach und mäßig, für ſeine Verwandten und beſonders für mittelloſe Talente war ſeine Hand ſtets offen. Seinen Haushalt führte ihm eine verheirathete Nichte.

Der geſellige Charakter Newtons war ſo, wie man von ſeinen intellektuellen Eigenſchaften erwarten konnte; beſcheiden, aufrichtig und geſprächig, ohne Ueberſpanntheit ſchickte er ſich in jede Geſellſchaft, und ſprach von ſich und andern auf eine ſolche Art, daß er niemals in den Verdacht der Eitelkeit kam. Seine Beſcheidenheit in Bezug auf ſeine große Entdeckungen hatte ihren Grund nicht in einer Gleichgültigkeit für den Ruhm, den ſie ihm verliehen oder in einer falſchen Beurtheilung ihrer Wichtigkeit für die Wiſſenſchaft, denn ſein ganzes Leben beweiſt, daß er ſeine Stelle als Forſcher kannte und entſchloſſen war ſeine Rechte zu behaupten und zu beweiſen; ſie entſtand vielmehr aus der Tiefe und dem Umfange ſeiner Kenntniſſe, welche ihm zeigten, welch einen kleinen Theil der Natur er zu unterſuchen im Stande war und wie viel noch in dem von ihm bearbeiteten Felde zu erforſchen übrig blieb. In der Größe der Vergleichung erkannte er ſeine Kleinheit und noch kurze Zeit vor ſeinem Tode äußerte er: „Ich weiß nicht, wie ich der Welt erſcheine, aber mir ſelbſt komme ich vor wie ein Knabe, der am Meeresufer ſpielend ſich damit beluſtigt, dann und wann einen glatten Kieſel oder eine ſchönere Muſchel als gewöhnlich zu finden, während der große Ozean der Wahrheit unerforſcht vor ihm liegt.“ P.

Tagesweihe.

Da ſtand ich heut in träumendem Entzücken;
Der junge Tag, mit flammenrothem Bande
Das Haupt geſchmückt, ſtieg nieder in die Lande,
Die Welt an ſeine warme Bruſt zu drücken.

In's endlos Weite ſchien die Welt zu rücken
Und Berg an Berg ſtand auf an ihrem Rande,
Licht flog in wolkenwallendem Gewande
Von Höh'n zu Höh'n auf luftgewob'nen Brücken.

Mich riß es allgewaltig in die Ferne
Mit Wolken und mit Adlern fortzuwandeln,
Fort in die Welt und fort und nie zu enden.

Dann aber ſtieg ich ruh'gen Muth's und gerne
Zum kleinen Haus hinab, zu neuem Handeln
Geſtärkt in meinen einfach ſtillen Wänden.

A. B.

Digitized by Google

Antonio Stradivario.

Less than a God there scarce could dwell
Within the hollow of that shell,
That spoke so sweetly and so well.
(Dryden.)

In ſinnende Betrachtung verſunken, das Kinn auf die Hand geſtützt, prüft der Meiſter die ſo eben fertig gewordene Violine. Schon iſt er vorgerückt in Jahren, ſchon iſt ſein Ruhm durch die Länder

Europa's geflogen, und doch will ihm ſeine Arbeit nicht genügen, doch ſinnt er nach, wie er es zu noch größerer Vollkommenheit bringen, wie er ſich ſelbſt übertreffen könne. Da wird wohl mancher Beſchauer des Bildes fragen, ob denn ein ſo einfach ausſehendes, nur aus dünnem Holz und vier Saiten beſtehendes Inſtrument ſo viel Nachdenken, ſo viel Kunſtaufwand und ſo viel Erfindungsgeiſt

Digitized by Google

verlange, um einen ſchönen, vollen und reinen Klang zu geben. Beſonders wird er fragen, wie es komme, daß noch heutzutage, nach 200 Jahren, die Inſtrumente eines Guarnerio oder Stradivario, trotz aller Fortſchritte der Kunſt und der Wiſſenſchaft doch nie übertroffen, ja kaum erreicht wurden. Faſt alle andern Inſtrumente haben es zu einer früher kaum geahnten, immer noch wachſenden Vollkommenheit gebracht, wie das Pianoforte, die Klappen-Blasinſtrumente und die Harmoniums; nur die Streichinſtrumente — die Violine, die Bratſche und das Violoncello — haben ſeit zwei Jahrhunderten keine Fortſchritte gemacht, vielmehr ſind ſie in ihrer Güte merklich geſunken.

So einfach auch die Violine in ihrer Form und ihrem Material erſcheinen mag, ſo ſchwierig iſt ihr Bau, ja er ſetzt eine Meiſterſchaft voraus, die nicht bloß durch die Geſetze der Technik und durch Routine erreicht werden kann, ſondern zu welchen ſich noch das innere Kunſtgefühl und der ſchärfſte Tonſinn geſellen muß. Man glaube ja nicht, daß aus demſelben Materiale auch daſſelbe Kunſtwerk hervorgehe. Wie gleichartig ſehen z. B. die neueren Pianofortes aus — dieſelbe Dicke der Saiten, dieſelbe Beleberung der Hämmer, dieſelbe bald einfache bald compliziirtere Mechanik, dieſelbe Taſtatur, derſelbe Reſonanzboden, daſſelbe Holz — und dennoch wie verſchieden im Klange, in der Stärke und in der Ausklingung ſind die Inſtrumente der Londoner, Pariſer, Wiener, Leipziger oder Stuttgarter Fabriken! Ja demſelben Meiſter wird es oft unmöglich, ſeinen Inſtrumenten die gleiche Art und Kraft des Tones zu geben. Wie viel mehr noch muß dies der Fall ſein bei den Streichinſtrumenten, wo ſogar von der Beſchaffenheit des Leimes und des Firniſſes die Eigenſchaft des Tones abzuhängen hat. Das ſind die ſogenannten Geheimniſſe der Technik, die eine Zeit lang verloren gehen können, wie es u. A. auch bei der Glasmalerei der Fall war, weil ſie ſich nicht durch bloße Anſchauung forterben, ſondern von jedem genialen Meiſter gleichſam wieder neu erfunden werden müſſen.

Hier werden nun unſern Leſern einige Notizen über den Bau und die Geſchichte der Violine nicht unwillkommen ſein, bevor wir das Wenige mittheilen, was von Stradivario's Lebensumſtänden bekannt iſt.

Der Körper der Geige beſteht aus einer in der Mitte ausgeſchweiften Reſonanzdecke, die als der obere Theil auch das Dach und ſogar der Reſonanzboden heißt, weil auf ſeine Beſchaffenheit das Meiſte für die Güte des Tones ankommt; dann aus dem eigentlichen Boden, der gleichfalls wie jener gewölbt und mit der Decke von gleicher Größe iſt. Der Untertheil wird von Ahornholz verfertigt und die Reſonanzdecke von völlig ausgetrocknetem Fichtenholze.

Dieſe beiden Haupttheile werden vermittelſt der Zarge verbunden. Es ſind dies die ausgeſchweiften Seitenholzſpäne, von Ahorn verfertigt. Die Peripherie der Decke und des Bodens iſt mit einem ſchmalen Streifen ſchwarzen Holzes eingelegt, den man Flödel nennt. An ſchlecht gearbeiteten Inſtrumenten iſt dieſer Streifen oft nur gemalt. Solche Geigen heißen Schachtelgeigen.

In der Nähe der des Spieles wegen nothwendigen Ausſchweife dieſer Theile befinden ſich in der Decke einander gegenüber die F-Löcher, ſchmale Ausſchnitte, welche die Luft im Innern des Körpers mit der äußern Luft in Verbindung ſetzen und zum Anſetzen und Richten der Stimme oder des Stimmſtockes nothwendig ſind. Ihren Namen haben ſie von ihrer Form (f) erhalten, die keineswegs eine willkührliche, ſondern durch den erſten Hauptzweck derſelben genau beſtimmt iſt. Sie bedingen durch ihre Größe oder ſchmale Oeffnung, durch kürzere oder längere Ausdehnung den Klang, die Fülle und Dauer des Tones. Von ihrer Geſtalt hängen die Hauptvorzüge der Amati oder Guarneri ab, ſie geben ihren eigenthümlichen, glänzenden, ſchwellenden, fließenden, dauernden, gläſernen Geigenton.

Balken heißt die ſchmale Leiſte, welche inwendig an die Decke oder den Reſonanzboden angeleimt iſt, und zwar gerade unter die tiefſte Saite und parallel mit dieſer. Hier dient er theils dazu, um dem durch die Spannung der Saiten gedrückten Reſonanzboden mehr Feſtigkeit zu geben, theils aber auch, um die durch die Schwingungen der Saiten erregte Vibration des Reſonanzbodens über deſſen ganze Fläche zu vertheilen. Um des erſteren Zweckes willen iſt er gerade unter dem Stege am dickſten und erhabenſten, alsdann läuft er nach beiden Enden verjüngt zu. Man nennt den Balken auch manchmal Baßſteg, weil die tiefſte Saite, auch Baßſaite genannt, gerade über ihm ruht. Die Befeſtigung des Balkens an der Decke muß gleichmäßig ſein, ſo daß er ſich der ganzen Länge nach gleich feſt anſchließt, aber mit wie vielem und wie beſchaffenem Leime, das iſt wieder ein Geheimniß der Kunſt.

Die Stimme oder der Stimmſtock iſt ein der Höhe nach genau abgemeſſenes, aus Reſonanzholz verfertigtes Hölzchen, auf deſſen Beſchaffenheit und Stellung viel ankommt, wenn auch nicht ſo viel als auf Wölbung und Dicke der Decke. Dieſes Hölzchen verbindet die Decke und den Boden, ſetzt die Schwingungen fort und giebt dem Tone die eigentliche Kraft und Lebendigkeit, weshalb es auch die Franzoſen l'ame (die Seele) nennen. Es wird gewöhnlich ½ Zoll hinter dem rechten Fuße des Steges in der Gegend der ſchwächſten Saite eingeſetzt.

Nach oben wird zwiſchen Decke und Boden der Hals eingeſetzt, ein nach unten zu halbovales Holz, auf dem nach oben das Griffbrett angeleimt iſt. Dieſer Hals reicht bis in die Gegend des Steges herab. Ueber das Griffbrett laufen die Saiten. Am Ende des Griffbrettes nach oben iſt ein Stückchen

Digitized by Google

Holz angebracht mit Rinnen oder Einschnitten, in welchen die Saiten laufen, damit sie nicht auf dem Griffbrette aufliegen, sondern frei schwingen können.

Der obere Theil, der Kopf, der am Ende des Griffbrettes anfängt, ist etwas rückwärts gebogen, in der Mitte wie ein Kästchen ausgestochen und an den Seitenwänden durchlöchert. In diesen runden Löchern befinden sich die Stimmwirbel, an denen vermittelst eines kleinen Loches die Saiten befestigt und aufgespannt werden. Dieser hohle Theil des Kopfes heißt der Lauf, der Wandel und der Wirbelkasten.

Am entgegengesetzten Theile des Instrumentes ist ein gewölbtes Brettchen mit Löchern angebracht, in welche die Saiten unten vermittelst eines Knotens befestigt werden. Das Brettchen heißt der Saitenhalter oder die Saitenfessel, zuweilen auch wohl der Sattel, was jedoch zweideutig ist. Denn der eigentliche Sattel ist das kleine Querholz oben am Griffbrette.

In der Mitte des Körpers auf der Decke steht der Steg, ein Brettchen mit 2 Füßen, ungefähr 1½ Zoll hoch, worauf die Saiten am höchsten liegen. Auf diesen Steg kommt gleichfalls viel an. Die Schwere desselben muß sorgfältig abgewogen werden, weil dieß auf die Schwingungen der Saiten bedeutenden Einfluß hat. Man soll sechsfach verschiedene schwere Stege auf der Goldwage abwiegen, und einen nach dem andern für jedes Instrument versuchen. Denn zu schwere Stege geben einen dumpfen und schwer ansprechenden, dagegen zu leichte einen scharfen und spitzen Ton.

Erst werden die Instrumente gebeizt und dann der Lack aufgestrichen, um sie vor dem Einflusse der Feuchtigkeit zu bewahren, welche der Elasticität hinderlich ist.

Wer sollte glauben, daß auch von der Art des Lacks der schöne Ton einer Violine abhängt, und daß die italienischen Geigenmacher auch hierin Geheimnisse besaßen? Der Firniß verschönert nicht bloß das Instrument, sondern sichert die Fortdauer des Tones. Ohne Firniß hätte eine Geige weder Kraft noch Mark. Dies sieht man an nicht gefirnißten Gnitarren. Oel-Firniß gilt für besser als Weingeist-Firniß, weil er mehr bindend ist und deswegen dem Geigenkörper mehr Festigkeit gibt, besonders wenn der Deckel dünn ist. Für Geigen mit starken Decken und Böden ist der in 34 bis 36grädigem Weingeist aufgelöste Gummilackfirniß der beste, er trocknet sehr schnell und schuppt sich nicht leicht ab. Doch für den allerbesten gilt der Berusteinlack, weil er den Einflüssen der Luft am meisten widersteht.

Die besten Saiten sind die sogenannten romanischen, aus den Därmen 7 bis höchstens 8 Monate alter Lämmer verfertigt. Diese kommen aus Italien, wo verhältnißmäßig mehr Lämmer geschlachtet werden, als in andern Ländern. Die größten Darmsaitenfabriken waren von jeher in Neapel und Rom. Weltberühmt war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Saitenfabrik des Angelo Angelucci († 1765) in Neapel. Er beschäftigte viele hundert Menschen nur mit Sammeln der Gedärme. Die Verfertiger der Saiten selbst kamen größtentheils aus Sale, einem kleinen Orte in den Abruzzen, und wurden sehr gut bezahlt, so daß Angelucci als der größte Wohlthäter von dem ganzen Orte verehrt wurde.

Die Saiten sind übrigens nicht selbst der klingende Körper an dem Instrumente, sondern nur der tonerregende, obgleich ihre Beschaffenheit einen wesentlichen Einfluß auf die Natur des Klanges ausübt. Man hat auch Saiten aus Seide verfertigt, allein ohne mit einem feinen Messing-, Kupfer- oder Silberdraht übersponnen zu sein, geben sie keinen Klang, und auch so ist ihr Ton nur zu Lanteninstrumenten angewendet worden, die an und für sich einen weichen, schwachen Ton haben.

Alle Saiten eines Instrumentes zusammen genommen nennt man den Bezug, der in innigem Verhältniß zum Resonanzboden steht. Je stärker der letztere ist, desto stärker muß auch der Bezug sein, d. h. desto stärkere Seiten müssen angewendet werden.

Saitenfessel oder Saitenhalter ist das ein wenig gewölbte, aber mit dem Stege und dem Griffbrette gleiche Breite haltende, unten jedoch etwas schmalere Brettchen, an welches oben in eigens dazu gebohrten oder geschnittenen Löchern oder Einschnitten die Saiten durch Knoten befestigt sind, um in gehöriger Lage festgehalten zu werden. Unten ist deshalb auch das Brett mit dem Instrumente solchergestalt fest verbunden, daß es mittelst einer Schlinge an einem in der untern Zargenwand befindlichen Haken oder Knopf gehängt ist.

Der Bogen, womit die Saiten gestrichen und dadurch zum Klange gebracht werden, besteht aus einem dünnen, etwas versüngt zulaufenden Stabe von Holz, an dem ein kleiner, ungefähr ¾ Zoll hoher und ⅛ Zoll breiter Zapfen, der Kopf genannt, hervorspringt, in welchem die Pferdehaare, womit die Saiten bestrichen werden, eingeleimt sind. Am andern Ende, wo der Bogen zur Regierung angefaßt wird, befindet sich zu ähnlichem Zwecke der Frosch, der aus Holz oder Elfenbein gemacht ist. Er kann, je nachdem der Bogen stärker oder weniger gespannt werden soll, vermittelst einer am Ende des Bogens befindlichen Schraube auf und nieder geschoben werden.

Die Haare des Bogens werden mit Colophonium bestrichen, um sie rauher zu machen, so daß sie die Saiten besser anfassen und in Schwingung bringen können. Das Harz muß eine solche Härte haben, daß der Strich der Pferdehaare auf den Saiten gar nicht bemerkt wird. Selten bekommt man es in rohem Zustande hart genug und man kocht es einige Zeit in Weinessig ab, auch wird gesottener und wieder kalt gewordener Terpentin als Colophonium verwendet.

Digitized by Google

Einer der wichtigſten Punkte beim Spiel der Streichinſtrumente iſt der Bogenſtrich. Von ihm hängt die Güte und Klangſchönheit des Tones zum größten Theile ab, er gibt dem ganzen Vortrag Leben und ſeeliſchen Ausdruck. Er iſt wichtiger, als das Aufſetzen der Finger auf die Saiten; wenn dieſe nur recht feſt an das Griffbrett andrücken und die Intervalle rein herausfühlen, ſo haben ſie ihr ganzes Geſchäft vollbracht. (Zwar in neueſter Zeit ſucht man durch Zittern und Beben der Fingerſpitzen einen weltſchmerzlichen Ton herauszubringen). Alles aber hängt davon ab, wie die rechte Hand den Bogen regiert, wo ſie ihn faßt, wo und wie ſie ihn auf die Saiten ſetzt, ihn führt. An der Kraft, Ausbelung, dem Anſatz, breiten oder Seiten-Strich erkennt man das Charakteriſtiſche des Vortrags.

Der Angriff des Bogens geſchieht feſt mit den 4 erſten Fingern der rechten Hand unten in der Nähe des Froſches. Der Strich muß immer gerade auf- und gerade abwärts geſchehen, daß die Haare des Bogens nicht zu nah, aber auch nicht zu weit entfernt von dem Stege die Saiten berühren. Der Arm muß ſo ruhig als möglich bleiben, ſeine Bewegung faſt einzig nur vom Ellbogen ausgehen, und der Zeigefinger den Druck des Bogens hauptſächlich bewirken.

Man unterſcheidet drei Arten von Strich: den geſtoßenen, gezogenen und geſchleiften. Bei dem geſtoßenen Begenſtriche wird nicht die ganze Länge des Bogens, ſondern nur ein kleiner Theil deſſelben mit einem gewiſſen Grade von Geſchwindigkeit über die Saite geführt, entweder auf- oder abwärts. Bei dem gezogenen wird entweder der ganze Bogen oder doch wenigſtens der größere Theil deſſelben mit einem gewiſſen Grade von Verweilen über die Saite gezogen. Dies iſt der Vortrag des Cantabile. Bei dem geſchleiften werden immer mehrere Noten zuſammen mit einem Zuge des Bogens vorgetragen. Dies iſt der Legato-Vortrag.

Forſchen wir nun nach dem Urſprung der Geige,

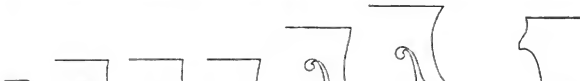


Fig. 1. Nicol. Amati. (Muſieder.)
Fig. 2. Joſ. Guarnerio. (Bierztempo.)
Fig. 3. A. Guarnerio. (C. de Brunſwick.)
Fig. 4. Ant. Stradivario. (Eipinoſa.)
Fig. 5. Ant. Stradivario. (Böhm.)
Fig. 6. Carlo Bergonzi. (Comte Apponyi.)
Fig. 7. Jakob Steiner.

ſo verliert er ſich wie der aller Saiteninſtrumente im ſagenhaften Alterthum. Die Egypter, Hebräer, Griechen und Aſſyrer hatten ſchon Lyra's und Harfen. Layard fand zu Kujundſchik aſſyriſche Basreliefs, Truppen von Männern und Frauen darſtellend, welche mit Geſang, Muſik und Tanz die aſſyriſchen Heerführer begrüßten: einige mit vielſaitigen Harfen, andere mit Doppelflöten und einer mit einem dem heutigen Santur des Orients nicht unähnlichen Tonwerkzeuge, das in einem hohlen Kaſten oder einem Reſonanzboden mit darüber geſpannten Saiten beſteht. Dieſe wurden mit den Fingern der linken Hand niedergedrückt und mit der Rechten vermittelſt eines kleinen Stäbchens oder Hammers (Plectrum) geſchlagen.

Daß die Geige aus der Lyra entſtanden, erleidet keinen Zweifel, wann man aber angefangen, die Saiten mit einem Bogen von Pferdehaaren ſtatt mit dem elfenbeinernen Stäbchen Plectrum oder dem Federkiel Pecten zu ſtreichen, iſt nie ermittelt worden.

Der römiſche Dichter Virgil ſagt noch:

Auch der thraciſche Prieſter, gehüllt in den wallenden Mantel,
Singt in Akkorden ertönen die ſiebenſtimmige Leier,
Wechſelsweis mit dem Elfenbein und mit Fingern ſie ſchlagend.

und Juvenal:

— Immer in Händen
Hält ſie das Tonwerkzeug; dicht blitzen die Sardiſchen Ringe
Ueber die Laut'; in die Saiten dahin führt zitternd den Kiel ſie,
Welchen der zarte Hedymeles ſchwang; ihn hält ſie, in ihm nur
Findet ſie Troſt und ſchmelzt in den Küſſen des theuerſten Griffels.

Die Viola iſt das erſte Saiteninſtrument, von dem man weiß, daß es mit einem Bogen geſtrichen wurde. Man findet Abbildungen davon zuerſt an Steinbildern, Kapitälen und Friesen des gothiſchen Bauſtyles, welche bis in's 14. Jahrhundert reichen.

Bis in's 17. Jahrhundert war die Viola gebräuchlich, ſie war mit 6 Saiten bezogen und hatte ein Fingerbrett, das, wie das der Guitarre, mit Rippen, ſogenannten Bunden, verſehen war, die zuerſt aus Saiten geſpannt waren, ſpäter aber als metallene Leiſtchen in das Griffbrett ſelbſt eingelaſſen wurden. Dieſe Leiſtenſcala gab den Spielenden Erleichterung und Sicherheit des Griffels, hat aber auch ſeine Mißſtände hinſichtlich der reinen Stimmung, da die Saiten ſich ziehen oder einſchrumpfen und dann der Griff ſich darnach richten ſollte.

Es gab dreierlei Violen, die Diskant-, Tenor- und Baß-Viola.

Digitized by Google

Die Violine — der Name bedeutet schon verkleinerte Viola — entstand aus der Diskant-Viola, deren Umfang kleiner gemacht wurde; die Saiten wurden von 6 auf 4 beschränkt und das Griffbrett wurde entfernt, damit der Spielende nach seinem Gehör die Stellung der Finger reguliren konnte. Aus der Baß-Violine entstand ebenso das Violoncello und die große Baßgeige oder der Kontrabaß. Letzteres Instrument ist erst im Anfang des 18. Jahrhunderts aus Italien in's Pariser Orchester eingeführt worden, und es erregte diese Riesengeige damals so großes Erstaunen, daß sie nur Freitags in den Galavorstellungen produzirt und dann eigens auf dem Theaterzettel angezeigt wurde.

Die Franzosen und Italiener streiten sich um die Erfindung der Violine. Daß die Viola aber früher in Frankreich in Gebrauch war als in Italien, erscheint aus dem Umstande, daß in der italienischen Musik am Ende des 16. Jahrhunderts die Violinen piccoli violini alla francese genannt werden. Doch dürfte der Ursprung im Orient zu suchen sein, da in Ostindien noch heutzutage ein der Violine ähnliches Instrument mit Bogen gestrichen wird. Es ist aus einem halben Kürbis oder hohlen Holzkästchen gemacht und mit einer Blase überzogen, hat 3 bis 4 Saiten und einen sehr langen Hals.

Ohne Zweifel haben die Mauren das orientalische Instrument, das Rebab hieß, in Spanien eingeführt. Dort heißen noch heutzutage die kleinen dreisaitigen Geigen, die beim Hirtenvolke in Gebrauch sind, Rabél und Rabelillo. — Solche dreisaitige Geigen heißen auch jetzt noch bei den Franzosen Rebec.

Zuerst wurde die Violine nur zur Begleitung des Gesanges gebraucht, hauptsächlich von den Jongleurs oder Troubadours. Außer den F-Löchern hatten sie unten auf dem Resonanzboden auch zwei zierlich ausgeschnitzte Schallöcher. Damals hatten die Musiker, wie jede Zunft und Gesellschaft ihr Oberhaupt, König genannt, und die Würde eines Geigenkönigs erhielt sich neben dem Waffenkönig am längsten. Bekannt ist Jean Charmilion, der im Jahr 1235, unter Philipp dem Schönen zum Roi de Rebauds oder Geigenkönig der Stadt Troyes in der Champagne ernannt wurde. Man hält ihn auch für den ersten, der die Violine nicht blos zur Begleitung, sondern als selbstständiges Instrument künstlerisch zu behandeln verstand. Der letzte, der den Königstitel führte, war Constantin, welcher 1657 starb. Er war Violinist am Hofe Ludwigs XIII.

Ihre jetzige Gestalt erhielt die Violine von Testator (dem „Alten") zu Mailand. Doch wird schon vorher als wahrer Künstler auf der Violine der Italiener Baltazarini genannt, der von Katharina de Medici 1577 nach Frankreich gebracht wurde. Er war in Paris unter dem Namen Le Beaujoyeur bekannt und war der erste, der den Plan eines mit Musik und Tanz vermischten Schauspiels faßte — er nannte es Ballet comique de la royne, rempli de diverses devises, mascarades, chansons de musique et autres gentilesses.

Als eigentlicher Vater des Violinspiels gilt aber Corelli, dessen Compositionen jetzt noch die Grundlage aller Technik und des Klangeffektes bilden, während trotz mehrerer Versuche, die Gestalt der Violine zu verändern, doch die von Testator gegebene bis heutzutage in Gebrauch geblieben ist.

Als „Schule" des Geigenbaues ist zuerst Brescia bekannt geworden, und von ihr aus ist die von Cremona entstanden; beide zusammen bilden die Lombardische Schule, aus welcher später die Römische, Florentinische, Neapolitanische, Tyroler und die neue französische und deutsche Schule hervorgegangen sind.

Unter den Cremonesern nennen wir Nicolaus Amati (1662 — 1692). Seine Instrumente (s. Fig. 1) zeichnen sich durch eine eigenthümliche Wölbung aus, indem sie am Rande flach sind und gegen die Mitte sich zollhoch wölben. Sie besitzen einen sehr weichen markigen Ton und eignen sich vorzüglich zum Vortrage klassischer Musik. Der Firniß ist gewöhnlich goldröthlich, manchmal braun.

Großen Glanz verliehen der Cremoneser Schule ferner die Brüder Guarnerie und deren Söhne. Andrea, der älteste Bruder, Schüler des Nicola Amati, und Lehrer des Stradivario, baute seine Instrumente sehr groß (s. Fig. 3), sogar oft schwerfällig, mit engen und unregelmäßig geschnittenen Schalllöchern, sie besitzen aber einen ungemein kräftigen Ton und sind noch immer sehr geschätzt. Die besten fallen in die Jahre 1662—1680.

Sein Neffe Joseph war Schüler des Stradivario, baute seine Geigen in Großformat (Fig. 2), mit getheiltem Boden, überigens Holz und rothbraunem Firniß.

Ihren höchsten Glanzpunkt aber erreicht die Cremoneser Schule mit unserem Antonio Stradivario. Er wurde 1664 geboren, denn er schrieb sein 82. Lebensjahr in die Violine, welche er an den französischen Violinisten Pagin im Jahr 1746 verkaufte. Von seinen Lebensschicksalen wissen wir nur, daß er sich sehr jung verheirathete und mehrere Söhne hatte, die jedoch die Kunst ihres Vaters nicht zu erreichen vermochten. Die ungemein große Anzahl von Instrumenten — man rechnet dieselbe auf ein Tausend Violinen, Violas und Violoncelli — welche seinen Namen tragen, erklärt sich durch die Länge seiner stets thätigen künstlerischen Laufbahn, und weil die Instrumentenmacher seiner Zeit sich einzig und allein dem Baue neuer Instrumente, nicht aber der Wiederherstellung von beschädigten widmeten, was erst durch den Pariser Geigenbauer Ramy in Gebrauch kam. Als Schüler der Amati arbeitete er lange nach ihren Modellen, aber um das Jahr 1700 trennte er sich von ihnen, und von diesem Augenblicke an änderte er die Formverhältnisse seiner Instrumente; er vergrößerte seinen Typus, machte die Wölbungen weniger hoch, und widmete ebenso viel Sorgfalt den feinsten Abstufungen der Dichtheit als der Gattung des von ihm verwendeten Holzes. Entgegengesetzt den Grundsätzen seiner Vorgänger

Digitized by Google

läßt er das Holz vom Rande gegen die Mitte zu aufquellen, um das Gewicht des von der Saitenspannung gedrückten Steges leichter tragen zu können. Alles iſt bei ihm mit bewunderungswürdigem Talente berechnet, einen ſchönen, vollen, ſchwunghaften und ausdrucksvollen Ton hervorzubringen. Seine vier Saiten beſitzen ſtets eine vollkommene Egalität, ſeine Formen ſind höchſt elegant, die Details makellos ausgearbeitet, und ſein Firniß beſitzt einen harmoniſchen Glanz.

Man unterſcheidet übrigens vier Perioden in ſeinem Schaffen. In der erſten gleichen ſeine Inſtrumente denen des Hieronyme Amati, ſie haben eine große, ſtark gewölbte Form; in der zweiten behielt er noch ein großes Format bei, ſchwächte aber die Wölbung ab; in der dritten zeigt er ſich als erfindender Geiſt, er führte das Format auf die kleinſte Dimenſion zurück; und in ſeiner vierten Epoche ſchwächte er auch noch die Wölbung immer mehr ab, ſo daß ſie vom Rande bis zur Mitte nur einen halben Zoll betrug, was vor ihm noch keiner gewagt hatte. Dazu war natürlich ſehr ſtarkes Holz erforderlich, damit das, was durch den verringerten Widerſtand der flachen Wölbung dem Tone verloren ging, durch ihre Dichtheit wieder gewonnen würde. Die Ränder ſind nicht zu ſcharf hervorſtehend, aber auch nicht zu ſehr abgeſtumpft; die Flödel (Randleiſten) ſind ſtark in das Holz eingelegt und befinden ſich hart am Rande, ſein Firniß iſt dunkel amberbraun, an den Geigen aus ſeiner erſten Zeit röthlich. Man hat behauptet, daß in einem großen Konzertſaale ein ächter Joſef Guarnerio brillanter und kräftiger töne, aber im Salon und hauptſächlich im Quartettſpiel kommt nichts einem Stradivarie gleich.

Seine beſten Inſtrumente fallen in die Jahre 1709—1734. Er ſelbſt verkaufte ſie zu vier Louisdor, jetzt ſind ſie bis zum Preiſe von 6000 Francs geſtiegen. Im Violoncellbau iſt er unübertroffen. — Der berühmte Celliſt Dupert hinterließ einen Stradivario, für welchen ein Liebhaber 25,000 Franken bot.

Ueberhaupt iſt kein einziger Meiſter von Geigenliebhabern ſo vergöttert worden, wie Stradivario. Einer von ihnen wird ſchon durch den bloßen Anblick ſeiner Geige entzückt und nennt ſie Tableaux, an deren Betrachtung man nimmer ſatt werde. Ein Engländer nennt ſie gar «a heaven-holding pandora-box», eine den Himmel einſchließende Pandorabüchſe. Eben deswegen wird auch viel Unfug getrieben, und mancher unächte Stradivario an den leichtgläubigen Mann gebracht.

Die ſchönſten Stradivari ſind oder waren im Beſitz des Großherzogs Leopold II. von Toscana; ob er ſie in ſeinem Palazzo Pitti zurückgelaſſen oder gerettet hat, iſt uns nicht bekannt.

Der Graf Archinto und der Marcheſe Caſtel Barco bewahren in ihren Muſeen zu Mailand eine prachtvolle Sammlung von Cremoneſer Geigen, namentlich auch mehrere vorzügliche Stradivari.

Der Graf San Grado von Venedig beſitzt zwei prachtvolle Stradivari.

Das Violoncell des ruſſiſchen Grafen Wielihorsky iſt in der ganzen muſikaliſchen Welt berühmt, desgleichen die Violine des Fürſten Yuſupoff's, die des Dresdener Violiniſten Lipinski (ſ. Fig. 4) und das Violoncell des Wiener Celliſten Böhm. Auch Spohr beſaß einen herrlichen Stradivario, der nach ſeinem Tode zum Verkaufe ausgeſetzt war. In weſſen Hände er gerieth, iſt uns nicht bekannt.

Als der beſte Schüler und Nachahmer Stradivario's gilt Carlo Bergonze 1724 (Fig. 6).

Von Cremona aus verbreitete ſich der Geigenbau nach Mailand, Rom, Florenz und anderen Städten der Halbinſel.

Aus der Tyroler Schule, welche gleichfalls von Cremona aus geſtiftet wurde, machte ſich Jakob Steiner berühmt. Er lebte zu Abſom, einem kleinen Dorfe bei Hall in Tyrol, um die Mitte des 17. Jahrhunderts und ſoll mit ſeinem Inſtrument zuerſt hauſirt und das Stück zu 6 Gulden verkauft haben. Der berühmte Orgelmacher Daniel Hertz zu Innsbruck nahm ihn in ſein Haus auf und machte ihn ſogar zum Erben ſeines Vermögens. Steiner machte Reiſen in Italien und ließ ſich dann auf immer in Abſom nieder. Im Jahr 1669 wurde er als Hofgeigenmacher des Erzherzogs Ferdinand Karl von Kaiſer Leopold I. beſtätigt. Seine Lebensgeſchichte trägt einen romantiſchen Charakter, er wurde gegen das Ende ſeines Lebens wahnſinnig, was von den einen ſeiner leidenſchaftlichen Liebe zu Clara Bimercati, von den Andern dem Kummer, ſeine Inſtrumente zu wohlfeil verkauft zu haben, zugeſchrieben wurde. Seine Violinen kennzeichnen ſich durch ihre elegante Form, durch ihre etwas kurzen, aber oben und unten weit ausgerundeten ff, durch ſehr dichte Zargenwände und ſeine, hart am Rand eingelegte Flödel. Er hat dreierlei Formate, ein ſehr großes, ein mittleres und ein kleines angewendet. Sein Holz hatte eine beträchtliche Dicke, der obere Reſonanzboden beſtand aus dem beſten Haſelfichtenholz, das er ſich aus Gleirſch, einer Gegend hinter dem Haller Salzberge ſelbſt holte. Seine Inſtrumente haben daher einen äußerſt ſchönen, vollen Ton, und der Kenner zahlt für einen ächten Steiner 3 bis 400 Dukaten, zumal die ächten ſehr ſelten ſind. Denn gerade in der Zeit, wo Steiner die ſchönſte Arbeit lieferte, war er eben nicht der fleißigſte Mann, und ſpäter verhinderte ihn ſeine Krankheit an der Arbeit.

Durch Steiner verbreitete ſich die Tyroler Schule über Deutſchland, wo namentlich ſein Schüler Thomas Eblinger in Augsburg berühmt wurde.

Digitized by Google

Berliner Kinder.

Erzählung von **Fanny Lewald**.

(Fortsetzung von S. 220.)

Er ſteckte das alte Zeitungsblatt, mit dem er beſchäftigt geweſen war, als die Wernerin herausgekommen, in den Winkel hinter den Glühſteinen und wollte ſich, als er von dem Meiſter ſeine Befehle erhalten hatte, eben auf den Weg machen ſie auszurichten, als er ſich von einem Kinderſtimmchen rufen hörte. Er wendete ſich um, Lieschens blonder Kopf ſah zum Fenſter heraus und freundlicher bat die Kleine: „Ich will mitgehen, Hermann!“

Er ſagte, es ſei kalt. „Die Großmutter kann mir den Mantel anziehen,“ entgegnete das Kind, „ich habe auch die neue Pelzkappe und neue Handſchuhe.“

„Aber ich muß weit gehen,“ wendete er ein.

„Ich kann auch weit laufen,“ ſagte die Kleine.

„Die Großmutter erlaubt's nicht,“ meinte Hermann und blieb doch ſtehen, weil Lieschen gar ſo freundlich ausſah und ihre rothen Wangen und blauen Augen ihm noch ſchöner däuchten, als die Geſichter der vier Engel, oben neben der Orgel in der Kirche.

„Ich will aber mit,“ wiederholte das Kind und als der Knabe mit einer entſchloſſenen Bewegung ſich zum Gehen wendete, ſtieg Lieschen, das nicht gewohnt war auf Wiederſpruch zu ſtoßen, plötzlich auf den Fenſterkopf und ſagte: „Wenn Du nicht gleich warteſt, ſpring' ich herunter und lauf Dir nach!“

„Bleib da! Bleib da!“ rief der Knabe und war im Augenblick an ihrer Seite. Er war ganz blaß geworden. Es fror ihn mit einem Male und dann wurde ihm heiß, daß ihm die Tropfen auf die Stirne traten. Die Kleine lachte.

„Aha!“ ſagte ſie, „ich komme doch mit!“ — Sie ſprang von dem Stuhle herab, auf dem ſie geſtanden hatte, eilte in die Stube, der Großmutter ihr Verlangen kund zu thun und rief dem Knaben noch aus der Ferne zu, nicht fortzugehen, der gar nichts Beſſeres verlangte, als auf das Kind zu warten und es mitnehmen zu dürfen, denn ſein ganzes Herz hing an dem ſchönen Kinde.

Seit er ſelbſt auf den Beinen ſtehen konnte, hatte er ſeine jüngern Geſchwiſter in Obacht nehmen müſſen. Er hatte gelernt, Kinder zu beſchäftigen, mit ihnen zu plaudern und zu ſpielen und er hatte ſeine Brüder und Schweſtern auch recht lieb und hatte immer Geduld mit ihnen, wenn ſchon es ihm kein beſonderes Vergnügen machte, ſie um ſich zu haben. Mit Lieschen war das aber etwas Anderes. Er ſah ſie ſo gerne, er hörte ſie ſo gerne ſprechen. Sie war ſo weiß, war immer reinlich, und ſah gerade ſo aus, wie ihre ſelige Mutter, die in der guten Stube der Meiſterin in einem blaßblauen Kleide mit einer rothen Roſe vor der Bruſt, gemalt hing. Wenn die gute Stube einmal geöffnet wurde, was nur geſchah, um die Fenſter zu putzen und die Möbel auszuklopfen, ſo ſchlich er immer unvermerkt hinein und rechnete nach, wie lange es dauern würde, bis Lieschen einmal ſo groß und ſtark wäre, wie ihre Mutter, und er dachte, wenn er einmal von der Wanderſchaft käme, ſo würde ſie wohl ausgewachſen ſein.

Er ſtand auf der Gallerie und wartete. Fragen gehen, ob man ihm die Kleine mitgeben würde, das wollte er nicht gern, und fortgehen, ehe er wußte, ob ſie nicht noch käme, das wollte er noch viel weniger. Darüber verging die Zeit. Von der Kloſterkirche ſchlug es neun, das Spielwerk der Uhr ſpielte ſein ſanftes Lied. Die Sonne war hoch heraufgekommen, der Storch im Hofe fing an die Stelle zu ſuchen, welche ihre Strahlen trafen, und ſich im Warmen die Flügel zu dehnen und zu putzen. Das Licht fiel hell auf die Thüre, aber Hermann hatte keine Zeit zu verlieren, er fing an zu fürchten, daß er ſich zu lange aufgehalten und wollte ſich eben entfernen, als aus der ſonnenbeleuchteten Thüre Lieschen hervortrat und hinter ihr die Großmutter.

„Nimm das Kind mit!“ ſagte ſie, „aber paß gut auf Lieschen auf und mach, daß Du zurückkommſt. Haſt Du auch reine Hände?“

Die Frage that ihm weh, er wußte nicht weshalb. Er lief zum Brunnen, wuſch ſich in dem kalten Waſſer und wiſchte die Hände, ſo gut er konnte, an ſeinen Kleidern ab. Dann nahm er das Kind an die Hand und ging mit ihm von dannen, aber er war nicht ſo vergnügt als ſonſt, wenn er die Kleine bei ſich hatte.

Ein paar Straßen war er ſtill neben ihr hergegangen und hatte nur nothdürftig ihr fröhliches Geplauder beantwortet, bis ſie in die Kloſterſtraße kamen, in welcher er an dem verwichenen Abende ſeinen majeſtätiſchen Ritt gehalten hatte. Die Erinnerung daran heiterte ihn auf, er erzählte der Kleinen, daß er geſtern wieder auf einem großen Pferde geſeſſen habe und war eben im beſten Zuge, als ihm auf dem Neumarkt einer der Jungen begegnete, die ihm geſtern zuerſt den Spottnamen gegeben hatten. Kaum wurde dieſer Hermann's anſichtig, als er ihm aus der Ferne zurief: „Reitender Keſſelflicker! warum gehſt Du heut zu Fuß?“

Es war in den Stunden des Wochenmarktes und wieder Leben genug auf dem Platze. Was einmal bei Kindern gewirkt und ſie beluſtigt hat, beluſtigt ſie zum zweitenmal noch mehr und weil die Jungen geſtern ihren Spaß an dem Rufe „reitender Keſſelflicker“ gehabt hatten, ſo fanden ſie heute ein doppeltes Vergnügen daran, ihn auszuſtoßen und

Digitized by Google

von allen Ecken erſcholl es: „Reitender Keſſelflicker, wo haſt Du Dein Pferd? Reitender Keſſelflicker, warum gehſt Du zu Fuß?“ und „reitender Keſſelflicker“ hier und „reitender Keſſelflicker“ da.

Hermann war wüthend vor Zorn und Scham. Mit einem Satze wollte er auf den Urheber des ganzen Angriffs losſpringen, aber als er es that, fühlte er, daß er die Hand des Kindes loslaſſen mußte, und mitten auf dem Markte kannte das Kind nicht allein ſtehen bleiben. Das Blut ſtieg ihm nach dem Kopfe, daß die Ohren ihm brannten. Er wollte ſchreien, ſchimpfen, es ſchnürte ihm den Hals zu und dazu hielt das Kind ihn feſt angefaßt, und fragte halb beluſtigt, halb geängſtigt zu ihm hinaufſehend: „Warum ſchreien ſie ſo? Biſt Du der Keſſelflicker?“

„Komm fort, Lieschen! geh nicht ſo langſam,“ bat er und ſuchte ſie vorwärts zu ziehen, als einer der größten Jungen dicht an ſeiner Seite ihm wieder den Spottnamen in das Ohr ſchrie. Seiner ſelbſt nicht mächtig, verſetzte Hermann ihm einen Schlag mit der Fauſt, der Junge erwiederte das, ſein Kamerad warf aus der Ferne mit einem Murmelſtein, den er in der Taſche gehabt, nach Hermann, und ſtatt dieſen zu treffen, flog der Stein Lieschen gegen die Wange, daß das Kind laut aufſchrie vor Schmerz und bitterlich zu weinen anfing.

Im Nu ſahen die Streitenden ſich von einer Maſſe Menſchen umringt. Ein Bürgersmann gab dem Burſchen, der mit dem Steine geworfen hatte, einen Schlag, aber auch Hermann wurde feſtgehalten und hart angefaßt, während ein paar Bürgersfrauen, die Lieschen, das Enkelkind der Werwerin erkannt hatten, ſich der Kleinen bemächtigten und ſie nach Hauſe zur Großmutter zu führen verſprachen. Indeß das Kind weinte und ſchrie und wollte nicht vom Platze gehen ohne Hermann. Erſt als dieſer wieder zu ihr kam, gelang es die Kleine zu beruhigen und ſich mit beiden Armen an Hermann anklammernd, rief ſie ein Mal um das andere: „Komm nach Hauſe! Sie ſollen Dir nichts thun! Sie ſollen Dir nichts thun!“

Er war froh, als er ſich mit ſeinem Schützling in der ſtillen Biſchofsſtraße befand und neben Lieschen auf der Ecke niederkniend, ſich überzeugte, daß ihr nichts geſchehen ſei. Er trocknete ihr die Thränen, ſäuberte ihr am Brunnen die Stelle, welche der Stein getroffen hatte und vermochte die Kleine leicht dahin, ſeinen Weg weiter mit ihm fortzuſetzen. Aber er konnte nicht wie ſonſt mit ihr plaudern und mit ihr Scherze treiben. Das langweilte ſie bald und ſie fing nun ſelbſt zu plaudern an.

„Heißt Du Keſſelflicker?“ fragte ſie nach einer Weile.

„Nein!“ gab er ihr kurz zur Antwort. Sie war ſolche Abweiſung nicht von ihm gewohnt. „Warum ſchreien ſie Keſſelflicker?“ fragte ſie noch einmal und fügte dann gleich hinzu: „Warum warfen ſie mit dem Stein nach Dir?“

Dem Knaben ſchnitt es durch das Herz. „Weil ich ſchlechte Kleider habe,“ verſetzte er bitter.

„Der Großvater hat viele Kleider, der kann Dir Kleider ſchenken,“ tröſtete das Kind.

„Laß gut ſein,“ ſagte Hermann.

„Willſt Du keine Kleider haben?“ forſchte Lieschen, die wie alle Kinder langſam von ihren einmal gefaßten Gedanken loskam.

„Ich werde mir ſchon Kleider ſchaffen, wenn ich groß bin,“ gab er ihr zur Antwort, „und Dir ſoll auch Niemand etwas thun, wenn ich nur erſt groß bin,“ ſprach er feſt und ſeine Hand preßte dabei unwillkürlich das Händchen der Kleinen, daß ſie zu ihm auffah und zu lachen anfing.

Als Hermann mit dem Kinde nach Hauſe kam, klopfte ihm das Herz vor Angſt. Er fürchtete, Lieschen werde erzählen, was auf dem Markte geſchehen, werde klagen, daß ihr der Stein an die Wange geflogen ſei und weil er ſicher wußte, daß man ihm in dieſem Falle die Kleine nie mehr anvertrauen und daß er einer ſchweren Strafe nicht entgehen würde, hatte er ſich mehrmals verſucht gefühlt, ſie zu bitten, daß ſie davon ſchweigen möge; aber ein unbeſtimmtes Gefühl hielt ihn davon zurück und nachdem er das kleine Mädchen der Großmutter abgeliefert und ſich in die Werkſtatt begeben hatte, um dem Meiſter über die gemachten Beſtellungen Bericht zu erſtatten, erwartete er von Minute zu Minute, daß er gerufen und zur Rechenſchaft gezogen werden würde. Indeß es blieb Alles ſtill, der Vormittag ging ruhig vorüber und als es zwölf Uhr ſchlug, als Lieschen, wie das alle Tage geſchah, dem Großvater melden kam, daß das Eſſen fertig ſei, wendete ſie ſich ſchnell zu Hermann hin und ſprach leiſe und mit freundlichem und klugem Blick: „Ich hab' nichts geſagt.“

Dann lief ſie hinaus und Hermann — Hermann ſtand und ſah ihr nach, und wiſchte ſich mit der umgekehrten Hand die Thräne aus dem Auge, die ihm plötzlich hineingetreten war, er wußte nicht wie und weshalb. Aber er hätte für das Kind durchs Feuer laufen mögen und wieder dachte er: „wenn ich nur erſt groß wäre!“

6. Kapitel.

Der Herr Kandidat hatte Wort gehalten. Hermann beſaß ſeit dem Weihnachtsabende ſein erſtes großes eigenes Buch, denn ſeine Fibel und ſeiner Mutter Katechismus und Bibel hatten bis dahin die ganze Bibliothek der Familie ausgemacht, die nur gelegentlich einmal durch einen vorjährigen Volkskalender einen Zuwachs erhalten hatte.

Mit ſeinem Buche, voll merkwürdiger Reiſeabenteuer und ſeltſamer Lebensſchickſale, war dem Knaben aber eine neue Welt aufgegangen, und ſeitdem ſein Blick von der Sagenwelt der bibliſchen Vorzeit in den Bereich der nächſten Vergangenheit und der Gegenwart gelenkt ward, wendeten alle ſeine Gedanken und Wünſche ſich in die Zukunft und auf

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Am Strande

Digitized by Google

ſeine eigene Zukunft hin. Mit wahrer Leidenſchaft verlangte er danach, ſchnell heranzuwachſen, um, wie er es nannte, Etwas zu werden, aber trotz ſeiner Sehnſucht rückten die Tage doch nur in ihrem Gleichmaß vorwärts, langſam die Dinge und die Menſchen und ihr Verhältniß zu einander umgeſtaltend, daß man die Wandlung kaum gewahr wird, bis irgend ein ungewöhnliches Ereigniß es bemerkbar macht, daß ſie ſich vollzogen hat.

Tage, Wochen, Monate und Jahre gingen hin und Meiſter Brückner ſaß noch immer auf ſeinem Schemel in der Werkſtatt, und der Kandidat kam auch noch alle Tage zu dem Meiſter und ſah nach den Kindern, und die Mutter ſchaffte und mühte ſich wie immer, nur Hermann fehlte in der Wohnung, aber man vermißte ihn nicht, im Gegentheil! — Der zweite Sohn war ſo weit herangewachſen, daß er die Dienſte verſehen konnte, welche der Bruder bis dahin im Hauſe geleiſtet hatte, und die Eltern waren froh, den Aelteſten nun doch ſo weit zu haben, daß er in der Lehre und die Zeit zu ermeſſen war, in welcher er Geſelle werden und ganz für ſich ſelber zu ſorgen im Stande ſein würde.

Er koſtete ſchon jetzt ſo gut wie gar nichts mehr; denn Herr Werner, der ihn in die Lehre genommen, hatte ihm das Einſchreibegeld erlaſſen, Wohnung und Eſſen und Trinken hatte er bei ſeinem Meiſter, und ſeine Pathe, die Meiſterin, that ab und zu ein Uebriges und half hie und da mit einem Rock des Meiſters oder mit ſonſt einem nöthigen Stücke aus, daß Hermann weit beſſer als zuvor in Kleidern war, und ſich wohl hätte auf der Straße ſehen laſſen können.

Er war aber kein Freund vom Ausgehen und hatte mit ſeinen Altersgenoſſen wenig Verkehr. Nicht daß er keine Freude daran gehabt hätte, umherzulaufen und ſich umzuſehen, wie die Andern, es fehlte ihm dazu nur die Zeit, denn wenn er abkommen konnte, gab es für ihn nur einen Weg, und der führte ihn zu dem Kandidaten. Je größer Hermann geworden war, um ſo mehr war ſeine Liebe für denſelben gewachſen, und wie der Kandidat es Anfangs nur mit Widerſtreben geduldet hatte, daß der Knabe ihm mit ſeinem Buche in ſeine Wohnung folgte, um von ihm die Aufſchlüſſe und Erklärungen zu erhalten, deren er bedurfte, ſo hatte er ſich allmählig doch daran gewöhnt, und Hermanns Wißbegier und Lebhaftigkeit regte Herrn Plattner an, daß er ſich erheitert fühlte, wenn der Knabe bei ihm war, der immer Etwas zu erzählen, der immer Gutes zu berichten hatte, weil er achtſam und fröhlich von Natur, an jedem Tage irgend etwas fand, das ihm Vergnügen machte.

Bald hatte er neue Arbeit bei dem Meiſter gehabt, zu der man ihn bis dahin nicht zugelaſſen, bald hatte er fertige Arbeit zu einem Kunden bringen müſſen, von dem er ein Trinkgeld erhalten, bald hatte er der Mutter ſeine paar Spargroſchen nach Hauſe bringen können, die eben jetzt das Geld gut brauchen können und es ihm wieder zu geben verſprochen hatte, wenn für ihn eine Anſchaffung nöthig ſein würde. Heute hatte der Meiſter große Beſtellungen erhalten, ein andermal hatte Hermann viel Geld für den Meiſter in die königliche Bank zu tragen bekommen, dann ließ die Weberin ein Schwein ſchlachten und Hermann bekam davon für ſeine Eltern etwas geſchenkt, und vor Allem gingen die Tage hin und er wurde größer und die Lehrzeit verſtrich und die Geſellenzeit mußte doch auch verſtreichen, und wenn er arbeitete und immer arbeitete, ſo mußte er zuletzt auch Meiſter werden. Und daß er ein reicher Meiſter werden wollte, reich wie Herr Werner, und ein Mann bei der Stadt, wie Herr Werner, das ſtand bei ihm eben ſo unumſtößlich feſt, als daß er weit umher wandern und alle die Länder ſehen wollte, von denen in den Büchern zu leſen ſtand, die er ſich nach und nach herbeizuſchaffen wußte.

„Was der Menſch will, das kann er!“ ſagte Herr Werner, und dieſe Worte wurden Hermanns Wahlſpruch. Er ſchrieb ſie mit ſeinen ſchönſten Lettern in das Schreibebuch, das er bei dem Herrn Kandidaten hatte, er ſchrieb ſie ſich noch feſter in das Herz, und weil er gar nicht daran zweifelte erreichen zu können, was er anſtrebte, ſo glich er beſtändig dem Wanderer, der ſein Ziel vor Augen, der Mühen des Weges nicht mehr achtet.

Da er fleißig und geſchickt bei ſeiner Arbeit, vom Morgen bis zum Abend unverdroſſen war und der Wernerin mit jener maſchinenmäßigen Regelmäßigkeit, die ihr einſt ſo ärgerlich an ihm geweſen, die häuslichen Hilfsleiſtungen beſorgte, ſo gab man es zu, daß er Abends, wenn die Werkſtatt geſchloſſen und das Abendbrod gegeſſen war, eine Stunde fortging, und dieſe Stunde brachte er meiſt bei ſeinem Pathen und Lehrer zu.

Die Begegnung mit dem Geheimrath, welche Hermann einſt die Reiſebeſchreibung eingetragen hatte, war für Herrn Plattner von dauernder und guter Folge geweſen. Er hatte regelmäßige Arbeit und ſie ſchien ihm beſſer bezahlt zu werden als früher, denn das Feuer fehlte ſeit Jahren in den Winterabenden ſeinem Stübchen nicht mehr, und Sommers und Winters hatte Hermann ſeinen Unterricht von ihm, d. h. er durfte in des Kandidaten Stube leſen und ſchreiben, was er mochte, und der Kandidat, der jetzt Bücher gebergt bekommen konnte, ſo viel er immer mochte, ließ ſeinen Schützling an immer neuer Anregung und Belehrung nicht Mangel leiden.

Herr Plattner las und ſchrieb, und Hermann las und ſchrieb ſich aus den Büchern ab, was er für ſich zu behalten wünſchte, und außer den kurzen Antworten, welche den Fragen des Schülers folgten, hörte man keinen Laut in dem engen Erkerſtübchen. Ein Bett, eine Commode, ein Paar Stühle und der große Tiſch von weißem Tannenholz, an dem die Beiden ſaßen, machte das ganze Mobiliar aus. Und doch enthielt das Zimmer Schätze, die zu betrachten Hermann nicht müde werden konnte, wenn er die Augen von ſeinen Büchern erhob, und die ſeinen

Gedanken eine Richtung gaben, welche ihn abzog von Allem was ihn ſonſt beſchäftigte.

Es hingen zwei Bilder über dem Tiſche, an der ſonſt kahlen und verräucherten grauen Wand, Bilder, die nicht zu dieſer Wohnung gehören konnten. Das eine war nur mit Oblaten angeklebt und mit Waſſerfarben gemalt. Es ſtellte ein Schloß dar, mit vielen Thürmen und ſonderbar geformten grünen Kuppeln auf denſelben. Das andere war ein ganz kleines Bild, in einen ſchmalen goldenen Reif gefaßt, und es ſchien Licht auszugehen von dieſem kleinen Bilde durch das ganze Zimmer, ſo fremd es ſich auch in demſelben ausnahm. Es war eine wunderſchöne Frau ganz blaß, ganz jung, mit langen ſchwarzen Locken und mit großen Augen. Hermann glaubte, daß ſie immer nach dem Kandidaten hinblickten, wo dieſer ſich auch befand. Sie hatte ein weißes Kleid an und einen breiten goldenen Gürtel mit Edelſteinen zum Schloſſe. Um den Hals hatte ſie Perlen, und Perlen um die Arme, daß man ſie hätte für eine Königin halten mögen, wären ihre Augen nicht ſo traurig geweſen.

Der Kandidat hatte niemals von den Bildern geſprochen und Hermann hatte niemals gefragt, wo das Schloß gelegen oder wer die ſchöne Dame ſei; denn er dachte, daß des Kandidaten Herz an dieſen Bildern hing, und er glaubte, daß derſelbe nur deshalb ſo melancholiſch ſei, weil er nicht in dem Schloſſe und bei der Dame lebe.

Eines Abends hatte Hermann die Geſchichte von dem engliſchen Knaben Richard Whittington geleſen, der ſich aus Noth und Elend herausgearbeitet, Würde und Anſehen erlangt hat und Bürgermeiſter von London geworden iſt. Als er das Buch zuklappte und aufſtand, um fortzugehen, ſah er ſich noch einmal in der kleinen Stube um, ſein Blick fiel auf die Bilder, fiel dann auf das blaſſe Antlitz und das früh ergraute Haar ſeines Freundes, und ohne zu bedenken, was er that, rief er im Selbſtgeſpräch: „Unglücklich möchte ich nicht ſein!“

Herr Plattner ſah verwundert in die Höhe. „Was fällt Dir ein?“ ſagte er im Tone des Tadels über die unbefugte Störung.

Hätte Hermann irgend ein gleichgültiges Wort ausgeſtoßen, ſo würde er nicht für nöthig gehalten haben, ſich zu entſchuldigen. Er fürchtete jedoch, der Kandidat könnte in ſeiner Seele geleſen haben, und gleichſam als Erklärung fügte er hinzu: „Ich meine, das könnte ich nicht aushalten, ich hätte nicht die Geduld dazu.“

„Wozu?“ fragte Herr Plattner.

Die Sache wurde ärger und ärger; aber eben weil er eine unverzagte Natur war, faßte Hermann ſich ein Herz und ſagte: „Ich hätte keine Geduld, unglücklich zu ſein.“

Der Kandidat wurde immer aufmerkſamer. Er legte die Feder aus der Hand. „Und was wollteſt Du machen, wenn ein Unglück über Dich käme?“

Hermann ſchwieg eine Weile, er traute ſich mit ſeiner Rede nicht heraus, denn er wollte nicht gern etwas ſagen, was ſeinen Beſchützer kränken konnte, und doch rief er endlich, als könne er es nicht verſchweigen: „Ich ginge dagegen an!“

Herr Plattner nahm ihn bei der Hand. „Und wenn es ſtärker wäre als Du?“

„Dann liefe ich davon!“ verſetzte Hermann, „oder —“

„Oder?“ wiederholte der Kandidat und blickte ſeinem jungen Gefährten forſchend in das Auge. Der junge Menſch wurde beſtürzt. Die Ahnung, daß Herr Plattner in dieſem Augenblicke an ſein eigenes Schickſal denke, bemächtigte ſich ſeiner, und mit ſeinem Verſtande und gutem Willen einlenkend, meinte er: „Wenn ich nichts dagegen machen und ihm nicht entfliehen könnte, dann — dann würde ich's mir aus dem Sinne ſchlagen und gar nicht weiter daran denken.“

„So hüte Dich, daß Du frei bleibeſt von Schuld,“ verſetzte der Kandidat, indem er die Hand ſeines jungen Gefährten losließ und ſich von ihm zu ſeiner Arbeit wendete.

Hermann blieb auf demſelben Flecke ſtehen. Er ſah das Bild der ſchönen jungen Frau an, er ſah den Kandidaten an, deſſen Haar an den eingeſunkenen Schläfen ſchon grau geworden war, und er fühlte tiefes Mitleid mit ihm. Er wollte an ihn herantreten, er hatte Luſt ihn zu umarmen, aber dergleichen Liebesbezeugungen waren ihm nicht geläufig, weil ſie unter den Menſchen, unter denen er lebte, nicht vorkamen, und etwas Ungewöhnliches gegen den Herrn Kandidaten zu thun, hielt der Reſpekt ihn ab. So gieng er endlich von dannen, ohne daß Herr Plattner es beachtete, aber das Erlebte beſchäftigte den jungen Mann fort und fort, und immer wieder ſagte er ſich: „Ich will nicht unglücklich werden, ich will glücklich werden, wie der Meiſter Werner, und lernen und arbeiten, bis ich's werde.

7. Kapitel.

Und Hermann hielt ſich mit der Ausführung dieſer Vorſätze treulich Wort. Seine Lehrjahre fielen in die Zeit, in welcher die Entwicklung der Gewerbe und die Einführung des Maſchinenbaues in Deutſchland den großen Aufſchwung nahmen. Die erſten bedeutenden Eiſenbahnbauten waren eben ausgeführt worden, überall entſtanden in Berlin neue Maſchinenfabriken, junge, tüchtige Arbeiter fanden leicht ein Unterkommen, und wo Gewerbtreibende, wo Handwerker bei einander waren, deren Arbeit irgend auf eine Weiſe mit dem Bedarf der neuen Unternehmungen zuſammenhing, war von denſelben und von den Ausſichten die Rede, welche ſie dem Handwerker für alle Zukunft eröffneten und ſicherten. Der und Jener hatte Aufträge für Eiſenbahnen erhalten, der Eine hatte eine Lieferung an Werkzeugen für die Werkſtätten der Bahnhöfe übernommen, der Andere war auf der Eiſenbahn in wenig Tagen große Strecken vorwärts gekommen, war in wenig Wochen bis nach England und nach Frankreich gereiſt, und

Digitized by Google

mit jeder ſolchen Mittheilung, die gelegentlich vor den Ohren des ſtrebſamen jungen Menſchen gemacht wurde, eröffnete ſich ihm der Blick in die Welt und die Hoffnung, ſich einſt in ihr feſtſetzen zu können.

Es iſt aber dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen und gegen das zu raſche Vorwärtsſtreben finden ſich die Hemmſchuhe überall bereit. Wie die Zeit ſich auch entfalten und was ſo mancher von ſeinen Bekannten auch dadurch erwerben mochte, Meiſter Brückner konnte nicht vorwärts kommen. Die Kinder wurden immer größer, die Lebensmittel und das Leben in der ſich ausbreitenden Stadt wurden immer theurer, ſatt werden wollten und nutzten ſie Alle, und mehr als arbeiten konnte der Meiſter doch nicht. Wenn auch die Kinder, ſo bald ſich die Gelegenheit dazu ereignete, ein paar Groſchen zu verdienen ſuchten, ſo verſchlug das immer nicht viel, und es war gut, daß der Herr Kandidat nicht mehr alle Tage vorſprach, denn der Menſch wird ſorglicher mit den Jahren, und die Meiſterin, die doch nicht mehr ſo bei Kräften war als in ihren jungen Tagen, plagte ſich viel mit dem Gedanken, wie es einmal mit ihr und mit ihrem Manne und mit ihren Kindern werden würde. Hätte ſie das nur in ihrem Herzen behalten, ſo hätte es noch hingehen mögen, indeß ſie konnte nicht verſchweigen, was ſie drückte, und ein Mann, der redlich ſeine Schuldigkeit thut, verdient nicht, immer daran erinnert zu werden, daß all' ſein emſiger Fleiß nicht die Kraft hat, die Sorgen von ſeiner Schwelle fern zu halten. Der Vater machte die Kammerthüre zu, wenn die Mutter ihre muthloſen Tage hatte, ſie mochte dann auch Niemand um ſich leiden, weil, wie ſie ſagte, die Spinne an der Wand ihr in ſolchen Zeiten zuwider ſein konnte, und die Geſchwiſter hielten ſich dann an den älteſten Bruder, der immer etwas Gutes zu erzählen, und wenn gar ſonſt nichts zu berichten oder kein Hoffnungslicht vorzuhalten war, doch ein ſchönes Gedicht vorzuſagen oder ein Buch zu borgen hatte, das er ſelbſt von einem Andern für ein paar Wochen geborgt hatte.

So erreichten Hermanns Lehrjahre ihr Ende, und er hatte bei ſeinem Meiſter ſchon ein Jahr als Geſelle gearbeitet, da kam die Zeit heran, ſich auf die Wanderſchaft zu machen. Es war mitten im Sommer und das Wetter ſehr ſchön und warm. Er hatte von Kindheit auf immer nur an's Wandern gedacht, und nun er auf dem Punkte ſtand es ausführen zu können, war all' ſeine Luſt dazu verſchwunden. Die Werkſtatt war bereits geſchloſſen, die andern Geſellen waren ihrer Wege gegangen, der Meiſter war im Bürgerverein. Oben in Hermanns Bodenkammer lag der neue Anzug, den er bei der Freiſprechung getragen hatte, ſein Ränzel lag daneben, er hatte Alles beiſammen, was ihm nöthig war, und die Wernerin ſelber hatte ihm eine Beiſteuer zu ſeiner Ausrüſtung gegeben, weil er, wie ſie eingeſtand, ein fleißiger Menſch ſei und weil ſie wußte, daß er in dem letzten Jahre jeden Heller, den er erübrigen konnte, nach Hauſe getragen hatte.

Die Wernerin ſaß auf ihrer Gallerie und hatte es ſich bequem gemacht. Sie hatte die Piquémütze abgenommen und das Halstuch gelüftet, daß die ſchwere goldene Kette zu ſehen war, die ſie ſchon ſeit Jahren für alle Tage um den Hals trug. Beide Füße waren gleich ſauber mit weißen Strümpfen und ſchwarzen Schuhen bekleidet, denn in den heißen Sommertagen hatte ſie das böſe Reißen nicht, und obſchon ſie einen großen Korb voll Salat neben ſich hatte, den ſie ſelber putzte, konnte man es ihren fetten weißen Händen wohl anmerken, daß ſie keine ſchwere Arbeit zu machen brauchte.

Man ſah, daß es ihr recht wohl war, und Allem, was ſie umgab, war derſelbe Stempel des Behagens aufgedrückt. Der Papagei ſtieg gemächlich in ſeinem Bauer umher und knupperte an ſeinem Zucker, der Kanarienvogel hatte friſche Salatblätter bekommen, die Bäume und die Blätter waren grün, und weil Liſette die Roſen ſo gern mochte, hatte der Meiſter einige ſchöne Roſenſtöcke in dem Hofe einpflanzen laſſen, die in voller Blüthe ſtanden. Der Rabe und der Storch ſchritten ſo ernſthaft in dem Hofe umher wie ſonſt, und Hermann ſollte nun fort auf die Wanderſchaft.

Er ſaß, wie das Abends geſchah, wenn er nicht zu dem Kandidaten ging, unten im Hofe und hatte ein Buch bei ſich. Schon ſeit drei Jahren war ein anderer Lehrling dazugekommen, der die Hausarbeiten als Jüngſter übernehmen mußte, und ſeit Hermann Geſell geworden, hatte er natürlich keine Hand mehr dabei angelegt. Heute aber, als die Sonne ſo hell auf die weiße Wand des Nachbarhauſes ſchien und oben der blaue Himmel, ſo weit man ihn zwiſchen den Dächern ſehen konnte, überall leichtes, blaues Gewölk zeigte, und die Roſen ſo duſteten, konnte er gar nicht leſen. Er ſah die Wernerin an und dachte an all' das Gute, das ſie ihm gethan, und ob ſie denn auch noch ſo daſitzen würde, wenn er einmal von der Wanderſchaft heimkäme. Es fiel ihm ein, wie klein er geweſen, als er zuerſt als Laufjunge in ihren Dienſt getreten, wie ſchwer die Arbeit ihm damals geworden und wie oft ſie ihn geſcholten und gepufft hatte, und er mußte darüber lachen, daß ihm alſo geſchehen, denn er war jetzt ein großer, ſtarker Menſch, der in ſeinem zwanzigſten Jahre ſtand, und er wußte, daß er ſich ſehen laſſen konnte.

Der Storch und der Rabe und der Papagei und der Kanarienvogel waren nicht gewachſen, die waren gerade wie vor Jahren, nur er war gewachſen, nur Liſette war groß geworden, aber gerade heute war ſie nicht da. Er hätte gewünſcht, daß ſie heute zu Hauſe geblieben wäre. Sie war beinahe vierzehn Jahre alt, und ſie ſah noch älter aus, weil ſie ſo kräftig war. Den Engelsköpfen an der Orgel glich ſie jetzt nicht mehr, auch ihrer Mutter ähnelte ſie jetzt nicht. Sie hatte etwas ganz Beſonderes in Miene und in Blick. Wenn ſie einem in das Auge

ſchaute, ſo meinte man, ſie ſähe durch und durch bis in's Herz, und wenn ſie etwas ſagte, mußte man es ihr auf's Wort glauben. Die Großeltern ließen ihr in Allem den Willen, weil ſie ſo vernünftig war; und in der Schule hielten Lehrer und Kinder gleich viel auf ſie. Es kamen auch oft ganz vornehme Mädchen zu ihr zum Beſuche und die gute Stube wurde dann aufgemacht, die Wernerin zog ſich wie eine reiche Frau an, und keiner von den Geſellen und Lehrlingen durfte ſich dann blicken laſſen. Selbſt wenn Einer von ihnen Liſette Abends nach Hauſe holen ging, mußten ſie ſich anziehen wie am Sonntage, um ihr in dem fremden Hauſe keine Schande zu machen. Er hatte ſie oftmals nach Hauſe geholt, aber er dachte heute zum erſten Male daran, daß er in ſeinen Arbeitskleidern nicht einmal für gut genug gehalten würde, den Bedienten Liſettens vorzuſtellen, und er hatte doch ſo oft mit ihr geſpielt, er hatte ſie doch ſo lieb gehabt. Er ſeufzte, wie er es noch nie getban. Es dünkte ihn, als ſei er ſchon hundert Meilen von ihr entfernt, als lägen zwiſchen dem heutigen Mittage, an dem er ſie bei Tiſche geſehen hatte, und zwiſchen dieſem Abende, an dem er ſie vermißte, viele lange Jahre.

Wo iſt die Zeit hin, fragte er ſich, in der mich ſo ſehr danach verlangte, erwachſen zu ſein? Nun bin ich erwachſen und ich wollte, ich wäre wieder der Junge in den elenden Kleidern, dem ſie Spottnamen nachriefen, und der hier im Hofe die Steine ſchichtete und das Küchenholz klein ſchlug. Der Block ſtand dort auf der alten Stelle, das Beil lag daneben, die Thüre des Holzſtalles ſtand offen, die Hühner gingen darin aus und ein. Hier werde ich auch kein Holz mehr ſchlagen, dachte er, und plötzlich ſtand er auf, legte ſein Buch auf den Ständer der Gallerie, ging nach dem Holzſtall, holte ſich einen tüchtigen Korb voll Holz heraus und begann es zu ſpalten, mit einer Luſt und mit einem Eifer, die ihm das Herz erfriſchten, denn das Thun iſt ſtets ein Mittel gegen das Erleiden.

Der Ton der Art machte die Wernerin aufmerkſam auf ihn. Sie ſchüttelte den Kopf, als ſie gewahrte, was er vorhatte.

„Was fällt Dir denn wieder ein, Hermann?“ fragte ſie.

Er ſagte, er hätte gern noch einmal ſeine alte Arbeit machen wollen.

„Unſinn!“ rief die Wernerin und rückte ſich die weißgeſcheuerte Holzbank unter dem ſchwachen Fuß zurück. „Hat ſchon je Einer einen Menſchen geſehen, der Holz hackt zum Vergnügen! Sitze ſtill, wenn Du nichts Beſſeres zu thun haſt, Du wirſt noch Wegs genug unter die Beine bekommen, bis Du einmal wieder hier an Ort und Stelle biſt.“

Er konnte es aber nicht laſſen, er mußte die Arbeit erſt zu Ende machen, es kam ihm überhaupt vor, als würde hier Alles fehlen, wenn er nicht mehr dabei ſei. Die Jugend hat das ſchöne Vorrecht, ſich noch für unentbehrlich zu halten, weil ſie noch nicht oft genug erfahren hat, wie leicht die Wellen des täglichen Lebens über der Stelle zuſammenſchlagen, auf der durch die Entfernung eines Menſchen eine Lücke zu entſtehen ſcheint.

Er hielt ſich alle ſeine bisherigen Obliegenheiten vor, alle die kleinen Dienſte, die er freiwillig geleiſtet hatte. Die Eltern, die Geſchwiſter, der Kandidat fielen ihm der Reihe nach ein, und dazwiſchen dachte er an die Pfeifen des Meiſter Werner, die er immer noch rein gemacht, und an die Blumenſtöcke, die er für Liſette geſchnitzt, und an die Ballnüſſe, die er in dieſem Herbſte nicht mehr abnehmen helfen konnte. Während deſſen ſchlug es neun Uhr vom Kirchthurme. Die Wernerin hatte die Füße lang vor ſich ausgeſtreckt und die Hände über den Leib gefaltet. Hermann wußte nicht, ob ſie wache oder ſchlafe. Der Meiſter mußte nun auch bald nach Hauſe kommen und es war Zeit, Liſette abzuholen, die weit unten in der Stralauer Gaſſe auf Beſuch geladen war.

„Frau Wernerin!“ rief er, auf die Gefahr ſie zu erwecken, „wer wird denn die Liſette abholen gehen?“

„Willſt Du heute Alles thun?“ fragte ſie ſpottend. „Du denkſt, nun geht's in Einem hin und Du biſt's los.“

Er achtete auf dieſen Spott nicht. „Soll ich gehen?“ fragte er.

„Nein!“ verſetzte ſie ſehr beſtimmt, und eine Weile blieb es ſtill.

Wenn die Meiſterin wollte, hörte ſie das Gras wachſen, und ſie wußte die Leute zu nehmen und zurecht zu ſetzen, wie wenig Andere es verſtanden. Sie ließ Hermann ruhig ſitzen, eine geraume Zeit, bis es ganz dunkel im Hofe wurde. Dann ſagte ſie mit einem Male: „Einer iſt doch wie der Andere! Erſt, wenn man ſie in's Haus bekommt, da denken ſie wunder wie ſchwer ſie's haben, und denken, der Meiſter verlangt viel und mit der Meiſterin iſt nicht auszukommen, und wenn nachher die Zeit um iſt, dann möchten ſie Dies thun und Jenes thun, und das Herz iſt ihnen ſchwer und ſie denken, ſie könnten's nicht vergeſſen und fänden es nicht wieder ſo gut. Aber ſo wie Du hat ſchon mancher hier geſeſſen, das geht und kommt, und iſt Einer das Wandern und Wechſeln erſt gewohnt, da lacht er darüber, daß er einmal ſo ſchwer vom Flecke fortgekommt hat.“

(Fortſetzung folgt.)

Der Waſſerfall von Lodore.

Dem Engliſchen des Robert Southey nachgebildet

von

Ludwig Gantter.

«How does the Water
Come down at Lodore?»
My little boy ask'd me
Thus, once on a time;
And moreover he task'd me
To tell him in rhyme.
Anon at the word,
There first came one daughter
And then came another,
To second and third
The request of their brother,
And to hear how the water
Comes down at Lodore,
With its rush and its roar.
As many a time
They had seen it before.
So I told them in rhyme,

„Wie kommt denn das Waſſer
Herab zu Lodore?"
So fragte mein Bübchen
Neugierig einmal;
Auch ließ mir mein Liebchen
Zum Reim nur die Wahl.
Kaum ſprach es das Wort,
So kam auch die Schweſter
Und rief: „o mein Beſter,
Gewähr ihm die Bitte!"
Da kam auch die Dritte,
Und wünſchte zu lauſchen,
Wie das Waſſer herunter
So ſtürzet mit Rauſchen,
Und ſtürzet ſo munter,
Wie oft ſie's geſeh'n.
So ſagt ich's in Reimen

For of rhymes I had store:
And 'twas in my vocation
For their recreation
That so I should sing;
Because I was Laureate
To them and the King.

From its sources which well
In the Tarn on the fell;
From its fountains
In the mountains,
Its rills and its gills;
Through moss and through brake,
It runs and it creeps
For awhile, till it sleeps
In its own little Lake.
And thence at departing,
Awakening and starting,
It runs through the reeds
And away it proceeds,
Through meadow and glade
In sun and in shade,
And through the wood-shelter,
Among crags in its flurry,
Helter-skelter,
Hurry-scurry.
Here it comes sparkling,
And there it lies darkling;
Now smoaking and frothing
It's tumult and wrath in,
Till in this rapid race
On which it is bent,
It reaches the place
Of its steep descent.

The Cataract strong
Then plunges along,
Striking and raging,
As if a war waging
Its caverns and rocks among:
Rising and leaping,
Sinking and creeping,
Swelling and sweeping,
Showering and springing,
Flying and flinging,
Writhing and ringing,
Eddying and whisking,
Spouting and frisking,
Turning and twisting,
Around and around
With endless rebound!
Smiting and fighting
A sight to delight in;
Confounding, astounding,
Dizzying and deafening the ear with its sound.

Collecting, projecting,
Receding and speeding,
And shocking and rocking,
And darting and parting,

— War reich mit verseh'n,
Denn ich sollte wohl meinen,
Ich hätt' in der Brust
Amtshalber nicht wenig;
Bin ja Hofpoet zur Lust
Von Kindern und König. —

Von den Quell'n die im Moor
Leicht sprudeln empor,
Aus Wasserspiegeln
Auf sonnigen Hügeln,
Aus Lachen und Bächen;
Durch Farn und durch's Moos
Rieselt's gemuth
Bis schlummernd es ruht
In Sees Schoos.
Von dort aus fließt's weiter,
Erwachend und heiter,
Das Röhricht durchstreichend,
Und bald d'rauf erreichend
Waldwiesen und Matten,
Im Sonnschein, im Schatten,
Durch schützende Wälder,
Durch Felsen und Felder,
Ueber Steck und Stein,
Ueber Hals und Bein.
Hier kommt es bald funkelnd,
Dort liegt es bald dunkelnd,
Jetzt rauchend und brauchend,
Jetzt zornig und stauchend,
So eilet es fort,
Bis ohne Verweil,
Es erreichet den Ort
Seines Falles so steil.

Der Katarakt kräftig,
Abstürzet dann heftig,
Mit zermalmendem Stoß
Wie mit Kriegsgetos',
Durch Höhlen und Felsen geschäftig.
Steigend und hüpfend,
Sinkend und schlüpfend,
Schwellend und schweifend,
Regnend und träufend,
Fliegend und springend,
Sich krümmend und schwingend,
In Strudeln und fegend,
An Wirbeln aufregend,
Dann drehend sich windend,
Und wieder verschwindend,
Und endlos herum,
Mit ew'gem Gesumm,
Die Wipfel benetzend,
Ein Anblick ergötzend,
Verwirrend das Ohr mit betäubendem Schall.

Verrammelnd sich sammelnd,
In Rast und in Hast,
Mit Eil wie ein Pfeil;
Bald schmal wie ein Aal,

Digitized by Google

And threading and spreading,
And whizzing and hissing,
And dripping and skipping,
And hitting and splitting,
And shining and twining,
And rattling and battling,
And shaking and quaking,
And pouring and roaring,
And waving and raving,
And tossing and crossing,
And flowing and going,
And running and stunning,
And foaming and roaming,
And dinning and spinning,
And dropping and hopping,
And working and jerking,
And guggling and struggling,
And heaving and cleaving,
And moaning and groaning;

And glittering and frittering,
And gathering and feathering,
And whitening and brightening,
And quivering and shivering,
And hurrying and skurrying,
And thundering and floundering;

Dividing and gliding and sliding,
And falling and brawling and sprawling,
And driving and riving and striving,
And sprinkling and twinkling and wrinkling,
And sounding and bounding and rounding,
And bubbling and troubling and doubling,
And grumbling and rumbling and tumbling,
And clattering and battering and shattering;

Retreating and beating and meeting and sheeting,
Delaying and straying and playing and spraying,
Advancing and prancing and glancing and dancing,
Recoiling, turmoiling and toiling and boiling,
And gleaming and streaming and steaming and beaming,
And rushing and flushing and brushing and gushing,
And flapping and rapping and clapping and slapping,
And curling and whirling and purling and twirling,
And thumping and plumping and bumping and jumping,
And dashing and flashing and splashing and clashing;
And so never ending, but always descending,
Sounds and motions for ever and ever are blending,
All at once and all o'er, with a mighty uproar:
And this way the Water comes down at Lodore.

Bald ſich weitend und ſpreitend,
Und ziſchend und giſchend,
Und trauſend und lauſend,
Und reißend und ſchmeißend,
Und hapernd und klappernd,
Und raſſelnd und praſſelnd,
Und wetternd und ſchmetternd,
Und brauſend und ſauſend,
Und ſchüttelnd und rüttelnd,
Und knüttelnd und büttelnd,
Und rieſelnd und brüſelnd,
Und ſtäubend, betäubend,
Und hätſchelnd und pätſchelnd,
Und rinnend und ſpinnend,
Und ringend und ſpringend,
Sich mühend und ſprühend,
Und gaukelnd und ſchaukelnd,
Und ſich hebend und ſtrebend,
Und dröhnend und ſtöhnend;

Und glitzend und blitzend,
Sich bäumend und ſchäumend,
Und glanzvoll und tanzvoll,
Und ſippernd und ſchnippernd,
Und kurrig und ſchnurrig,
Und krabbelnd und zappelnd.

Sich theilend, nie weilend, forteilend,
Zerſchellend und gellend und bellend,
Und treibend und reibend und ſtäubend,
Und munzelnd und ſchmunzelnd und runzelnd,
Und ächzend und krächzend und lechzend,
Und rumpelnd und pumpelnd und humpelnd,
Und knallend, anprallend, weitballend,
Und dampfend und ſtampfend und ſtrampfend.

Und bitzig und ſpritzig und blitzig und ſchwitzig,
Und ballend und ſchallend, jäbſtallend ſich ballend,
Und pochend und kochend und grellend und ſchmollend,
Lautlachend und ſachend, Lärmmachend und krachend,
Und rauſchig und bauſchig, und riſtig und liſtig,

Und ſchlagend und wagend, ſich plagend zernagend,
Und ſtrahlend und prahlend, und dahlend und mahlend,

Und ſchabend und trabend, und labend am Abend,
Und girrend und kirrend, und ſchwirrend und wirrend,

Und waſchend und gaſchend, und haſchend und naſchend,

Und ſo nimmer endend, ſein Waſſer abſendend,
Bewegung und Lärmen alltäglich verſchwendend,
Auf einmal und ewig ein mächtiger Praſſer,
Stürzt ſo zu Lodore herunter das Waſſer.

Digitized by Google

Hermippus.

An Karl Wolff,

Rektor des Katharinenſtifts in Stuttgart.

Von **Eduard Mörike.**

Der gelehrte Reinesius gibt von der Inſchrift eines vorgefundenen alten Monuments Nachricht, für deſſen Aechtheit er übrigens nicht bürgt. Dieſelbe lautet: Aesculapio et Sanitati L. Clodius Hermippus, qui vixit annos CXV dies V puellarum anhelitu, quod etiam post mortem ejus non parum mirantur physici. Jam posteri sic vitam ducite. (Dem Aeskulap und der Göttin der Geſundheit geweiht von L. Clodius Hermippus, welcher 115 Jahre und 5 Tage alt wurde im Athem ſeiner Schülerinnen, worüber ſich auch nach ſeinem Tode die Naturkundigen ſattſam verwundern. Ihr Nachlebenden thut's ihm gleich!)

Seltſames wird von Hermippus, dem römiſchen Weiſen, dem Pfleger
Weiblicher Jugend erzählt, Glaubliches doch, wie mir däucht;
Hundert und fünfzehn Jahre, ſo lieſt man, vom ſtärkenden Anhauch
Kindlicher Lippen genährt, lebte der treffliche Greis.
Dort in geſchloſſener Halle, die er zur Schule den Mädchen
Selber gegründet, auch wohl öfter im Gärtchen am Haus,
Sah man ihn Tag für Tag vom Morgen zum Abende thätig,
Bei dem beſcheidenen Brot ſeiner Minerva vergnügt.
Rundum zu Füßen ihm ſaß, in pergamentenen Rollen
Leſend ein Theil, ein Theil ſtill mit dem Griffel bemüht.
Aber der Kleineren eins hielt er in holder Umarmung
Allzeit ſelbſt auf dem Schoos (immer das Ärmſte zuerſt).
Goldene Sprüche der Alten und liebliche Rhythmen der Dichter,
Die es gelernt, hört' er, leis', ihm der Reihe nach ab;
Und vom Munde des Mädchens den Hauch, wie Frühlingsathem
Herzerfriſchend, empfing er in die welkende Bruſt.
Alſo friſtet' Asklepios ihm die geſegneten Tage;
Aber der Parce zuletzt weicht auch der Himmliſchen Rath. —

Als er nun todt im Porticus ſaß, in dem ſteinernen Seſſel,
Noch vom Mantel, den er geſtern getragen, umhüllt,
Kamen aus jedem Quartiere der Stadt unmündige Kinder,
Jungfrau'n, Mütter, in Eil', edle Matronen herbei,
Ihren Hermippus noch einmal zu ſehn, den Geweihten der Götter, —
Kamen, und ſtanden von fern, ſonder Entſetzen um ihn,
Ehrend ſo heiligen Schlaf mit Schweigen. Und Einige kränzten
Mit Hyacinthen ſein Haupt, Veilchen auch deckten den Schoos.
Lieblicher war nicht Homerus geſchmückt von den Fingern der Muſen,
Milderes „Have!" war Keinem hinunter gefolgt.

Aber wozu Dir das, mein Lykos? — Beſter, verſteh mich:
Lang iſt die Kunſt, und lang meſſe Dein Leben der Gott!
Zwar noch iſt es nicht eben an dem gar, daß Du der Künſte
Unſeres Römers bedarfſt: aber ſie kommt Dir, die Zeit —
Laß michs hoffen! — gewiß. Dann, wenn die Locke Dir ſchneeweiß
Hängt und der Bart, wer iſt beſſer geborgen als Du?
Doch, ich ſeh' es im Geiſt, Du wirſt, an Würden und Ehren
Reich, vor den Neunzigen ſchon heiterer Ruhe Dich freu'n.
Still im eigenen Haus haſt Du, im eigenen Gärtlein
Sitzend ein blühendes, lern-luſtiges Häufchen zur Hand.
Zwar längſt nimmer den Enkel, doch Söhne und Töchter des Enkels
Auf den Knie'n trinkſt Du Fülle des Lebens in Dich!

Asklepios — Gott der Heilkunde.
Have — Römiſches Grußwort an Todte.
Lykos — Griechiſcher Name für Wolf.

Digitized by Google

Sophie von La Roche.

Von **Wilhelm Girſchner.**

Es gewährt eine beſondere Befriedigung, aus unſerer der Poeſie entfremdeten Zeit des Materialismus und der Gewinnſucht ſich hinüber zu verſetzen in jene Epoche zu Anfang der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, welche in der Literatur- und Kulturgeſchichte die Periode der Empfindſamkeit ge-

nannt wird. In dem neuen Frühling, welcher damals über unſrem wiſſenſchaftlichen und ſocialen Leben aufging, begannen alle bis dahin durch die Enge und Blödigkeit unſerer Verhältniſſe ſo lange darniedergehaltenen Kräfte und Gefühle mit Macht zu keimen und zu blühen. Beſonders ſteigerte ſich das Gemüthsleben zu einer ſeltenen Höhe, uud nicht nur die Werke der Poeſie und Philoſophie, ſondern beſonders auch die geſelligen Kreiſe des Lebens athmeten eine überſchwängliche Gefühlsſeligkeit. Indem die Schranken hergebrachter Sitten und Vorurtheile allmählig zu ſinken begannen, fühlten ſich alle, die von der neuen Lebensluft gehoben und begeiſtert wurden, als zu einander gehörig und verbunden, und Herzen fanden ſich zu Herzen in hingebender Freundſchaft und Liebe. Mag uns das damalige Leben auch große Schattenſeiten zeigen, mögen die neuerwachten Gefühle in dem ſogenannten Wertherfieber ihren

Digitized by Google

schlimmsten Parorysmus erlebt haben, mögen auch noch bedeutend sichtbare Spuren von steifer Modesucht, Kleinmeisterei und französischer Frivolität zurückgeblieben sein, — wir übersehen dies so gut wie die Mängel und Fehler eines geliebten Verstorbenen und fühlen uns in unserer verstandesnüchternen Zeit um so wohlthuender angemuthet von jener jugendlichen Schwärmerei für alles Ideale, für Tugend und Freundschaft, von jener edeln Selbstverleugnung, von jener Romantik der Leidenschaft, wovon unser jetziges Zeitalter kaum noch eine Ahnung hat. Es ist, als umwehten uns in dieser jugendlichen Epoche unseres Völkerlebens, die sich noch Jedem in seiner eigenen Jugend als Uebergangsperiode wiederholt, milde, frische Frühlingslüfte, wie sie oft im Vorfrühling so weich und würzhaft niedergehen. —

Wir wollen im Nachfolgenden eine deutsche Frau betrachten, welche als ein ächtes Kind jener Zeit durch ihre ungewöhnliche Lebensschicksale wie durch ihre Schriften wohl geeignet zu sein scheint, uns die Periode der Empfindsamkeit lebhaft zu vergegenwärtigen. Es ist die Verfasserin des vor dem „Werther" so epochemachenden Romanes „Fräulein von Sternheim" und einer langen Reihe von Frauengeschichten, deren geistige Ahnfrau sie geworden ist, — Frau Sophie von La Roche. Sie war die erste deutsche Frau, welche einen Roman geschrieben hat, wenn wir von früheren Versuchen aus dem siebzehnten Jahrhundert absehen dürfen, und zu ihrer Zeit eine der gefeiertsten Schriftstellerinnen Deutschlands. Lange Zeit hindurch hat sie den Ton in der Frauenwelt angegeben und ist vielfach als ein „Muster aller Frauen, würdig unsterblich zu heißen," „als die gute Mutter von Deutschlands Töchtern" gefeiert und besungen worden. Zwar ist ihr Ruhm verklungen, zwar sind ihre Schriften dem gegenwärtigen Geschmacke zuwider und längst vergessen, aber wohl sind dieselben, sowie Sophiens interessantes Leben als Spiegel der damaligen Zeit noch jetzt der Beachtung werth, wie auch ihr Name heute noch jedem Gebildeten bekannt ist. Besonders ist sie für uns interessant als die Jugendgeliebte und während ihres langen Lebens engverbundene Freundin Wielands, dessen Muse sie mit Recht genannt zu werden verdient.

Marie Sophie von La Roche wurde den 6. Dezember 1731 in dem ehemaligen schwäbischen Reichsstädtchen Kaufbeuren geboren. Ihr Vater war der gelehrte Arzt Gutermann Edler von Gutershofen, welcher wie ihre Mutter aus einer Augsburger Patricierfamilie stammte und später, im Jahre 1741, als Stadtphysikus und Dekan der dortigen medicinischen Facultät nach Augsburg übersiedelte. Als der Erstgeborenen von elf Töchtern und einem Sohne wandte er auf ihre Erziehung alle mögliche Sorgfalt und hatte es bei ihr besonders auf eine literarische Bildung abgesehen. Um ihr Liebe zu den Büchern einzuflößen, trug er sie schon als zweijähriges Kind in seine Bibliothek, damit die geldverzierten Einbände und verschnörkelten Titelblätter ihre Lust und Aufmerksamkeit erregen möchten. Deshalb ertheilte er dem Kinde auch einen frühzeitigen Unterricht, und die überraschenden geistigen Fähigkeiten entwickelten sich so früh, daß Sophie schon im dritten Jahre vollkommen lesen kennte und im fünften die Bibel ganz durchgelesen hatte. Ebenso unterrichtete sie der Vater frühzeitig in der Geschichte und französischen Sprache; später lernte sie auch Zeichnen, Sticken und Clavierspielen und wurde die beste Tänzerin. Aus der reichhaltigen und ausgesuchten Bibliothek ihres Vaters, in der sie bald Bescheid wußte, suchte sie sich zu ihrer Lektüre die Werke aus, welche sie am meisten anzogen, und wünschte oft wie ein Knabe erzogen zu werden, um sich eine recht große Gelehrsamkeit erwerben zu können. Auf alle Weise erhielt das frühreife Kind Befriedigung seiner regen Wißbegier. In lauen, sternklaren Sommernächten führte sie der Vater auf den Altan des oben am Berge gelegenen Hauses, lehrte sie die Sternbilder und das Allgemeine der Sternkunde kennen und bald wußte sie alle Sternbilder zu benennen, die über Augsburgs Horizont sichtbar waren. Doch geschah dies Alles keineswegs zum Nachtheile ihrer Weiblichkeit. Die Mutter, eine sanfte und milde Frauennatur voll der edelsten Gesinnung, beschäftigte sie viel in Haus und Küche und suchte des Kindes Empfänglichkeit für das Gute und Schöne auf alle Weise zu wecken und zu nähren. Der Vater, ein stattlicher Mann, von eigensinniger, heftiger Gemüthsart, hielt als eifriger Protestant viel auf Religion. Allsonntäglich mußte zur Kirche gegangen und jeden Tag neben der weiblichen Arbeit eine Betrachtung aus Arndts „wahrem Christenthum" gelesen werden. Eben so wenig wurde Sophie zur kränklichen Stubenpflanze erzogen. Ihr Elternhaus lag nahe am Thor, nicht weit von einer anmuthigen baumreichen Wiese, auf deren duftigem Rasen sich die kleine sinnige Naturfreundin des Tags über viel umhertummelte und Blumen pflückte, auch nahm sie die Mutter mit auf ihren Spaziergängen in Feld und Garten.

So wuchs sie zu einer siebzehnjährigen, reizend aufgeblühten Jungfrau heran, die nicht zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehörte. Die zart und leicht aufgeschossene Gestalt, die schmelzenden braunen Augen, die Schönheit der langen lichtbraunen Haare, der eigene, wiewohl etwas affektirte Zug von Grazie, der um ihren Mund spielte — dies Alles mußte, wo sie nur erschien, alle Blicke auf sich ziehen. Zwar war die hohe Stirne für eine regelmäßige Schönheit zu groß und das Gesicht zu länglich; aber Geist und Gefühl belebte alle ihr Züge, Anstand und Grazie, die sie noch bis in's höhere Alter behielt, bestimmten alle ihre Geberden und Bewegungen. Aeußere und innere Reinheit, ein zarter Sinn für das Schickliche und wahre Herzensgüte vollendeten sie zu einer Perle weiblicher Jugend.

Da nahte sich ihrem weichen, hingebenden Herzen die erste Liebe. Ein junger Italiener, Namens Bianconi war als Leibarzt des Fürstbischofs nach

Digitized by Google

Augsburg gekommen, ein schöner und interessanter Mann von fast antiker Regelmäßigkeit der Formen, schwarzhaarig und dunkelaugig. Dazu besaß er einen lebhaften und glänzenden Geist, die feinste Weltbildung und war von der begeistertsten Liebe für Kunst und Wissenschaft erfüllt. Dieser, damals 32 Jahr alt, lernte Sophien kennen und lieben. Eltern und Tochter gewährten ihm geneigte Aufnahme. Bianconi betrachtete es als seinen Stolz und seine süßeste Freude, die ungewöhnlichen Fähigkeiten seiner Angebeteten selbst noch weiter auszubilden und ihren Wissensdurst zu befriedigen. Durch ihn wurde sie mit den italienischen Dichtern, mit dem griechischen und römischen Alterthume bekannt, und sie schwelgten gemeinschaftlich in diesem schönen, heitern Jugendleben; er brachte ihr einen Singmeister zur Ausbildung ihrer schönen Singstimme und wohnte ihren Singübungen selbst bei, ja er unterrichtete sie sogar in der Mathematik und manchen andern Wissenschaften. In wunderbarer Anregung und Begeisterung folgte Sophie mit Aufmerksamkeit der Leitung ihres Lehrers, dem bald ihr ganzes Herz, ihr ganzes Leben gehörte. Durch den Geliebten gewann ihr Wissen erst seine rechte Bedeutung für sie, für ihn nur lernte sie, nur seiner würdig zu werden, und ihr Geist entfaltete sich täglich schöner. Als ihr daher Bianconi seine glühende Neigung gestand, kam sie ihm mit vollem Herzen entgegen, und auch der Vater willigte, obgleich der Bräutigam katholisch war, in diese Verlobung. Da starb im August 1748 die Mutter, und die Heirath mußte um ein ganzes Jahr verschoben werden. Gutermann reiste mit Bianconi, um dessen Familie kennen zu lernen, nach Italien, und blieb dort ein Jahr lang; Sophie zog unterdeß mit ihren jüngeren Geschwistern nach dem Städtchen Biberach zu ihrem väterlichen Großvater, welcher Senator war. Hier verginegen ihr die Tage in Sehnsucht nach ihrem Geliebten, hier träumte sie von nichts als dem Wunderlande Italien, wo ihre Zukunft blühte, mit seinem blauen Himmel und seinen Zaubergärten. Endlich kehrt der Geliebte mit dem Vater zurück. Die Verbindung soll stattfinden, als Bianconi bei dem Ehevertrage verlangt, daß alle seine Kinder katholisch werden sollen, obgleich er seiner künftigen Gattin selbst Religionsfreiheit zugesteht; der Vater hingegen besteht darauf, daß die Töchter in dem Glauben der Mutter erzogen werden. Die Hartnäckigkeit ist auf beiden Seiten gleich groß, und die beiden heftigen Männer kehren sich endlich nach langem Streit erbittert den Rücken. Bianconi dringt jetzt in die Geliebte, sich heimlich mit ihm zu verbinden und mit ihm zu fliehen; er wolle der Welt mehr als dreißig Briefe vorlegen, worin sie ihm als seine Braut wäre angelobt, um diesen Schritt zu rechtfertigen. Doch vergebens. Die Kindespflicht trägt in der tugendhaften Seele den Sieg davon; sie mag den Vater nicht betrüben, sie mag nicht ohne seinen Segen das Elternhaus verlassen. Tief gekränkt und betrübt kehrt Bianconi allein nach seiner Heimat zurück, und Sophie hat ihn niemals wieder gesehen. Später ist er noch zu hohen Stellen gelangt; er wurde Leibarzt des Kurfürsten von Sachsen und war zuletzt kurfächsischer Resident in Rom. —

Das arme Kind drohte unter dem tiefsten Seelenschmerze, den sie nicht einmal auszweinen durfte, fast zu erliegen. Am andern Tage mußte sie sogar in das Zimmer ihres geitrengen Vaters kommen, ihrem Geliebten feierlich und förmlich entsagen, und von den Händen des Vaters unter wilden Zornesausbrüchen alle ihre von Bianconi erhaltenen Briefe, Verse und Arien sammt ihren mathematischen Heften zerreißen und im Ofen verbrennen sehen: Bianconi's Bild mußte sie selbst mit der Scheere in tausend Stücke zerschneiden und zuletzt brach noch der wüthende Vater Bianconi's Ring mit seinen verschlungenen Buchstaben in Brillanten mit zwei Eisenstäben gewaltsam entzwei, und streute die Steine auf dem Fußboden umher. Sophie duldete dies Alles schweigend; aber was in ihrem Innern vorging, als sie den Geliebten so geschmäht sah, hat sie uns noch als Greisin in ihrer Selbstbiographie geschildert. Noch im Zimmer ihres Vaters that sie bei sich das Gelübde, daß Niemand mehr jemals ihre Stimme, ihr Klavierspiel, die italienische Sprache oder irgend Etwas, so ihr Bianconi gelehrt, von ihr weder hören noch vermuthen sollte. Und sie hat damit während ihres langen Lebens streng und buchstäblich Wort gehalten; auch kam Bianconi's Name nie wieder über ihre Lippen. —

Dieser Vorfall entschied für Sophiens künftiges inneres Leben, das sich nie ganz von einer leisen Melancholie und still-ernsten Entsagung hat befreien können. Ihr Leben schien ihr von jetzt an einer schönsten Bestimmung beraubt. „Die Liebe ist das höchste Leben des Weibes, sie ist ihr Kerker und ihr Himmelreich", und wie schön und wahr sagt Schillers Thekla im Wallenstein:

„Was ist das Leben ohne Liebesglanz?
Ich weiß' es hin, da sein Gehalt geschwunden!"

Sie glaubte für diese Welt nicht mehr da zu sein und wollte sich in ein Kloster aufnehmen lassen, aber der Bischof von Augsburg, der den Grund ihres Vorsatzes kannte, wies sie zurück. Im Frühjahr 1750, nachdem sie einen traurigen, trostlosen Winter verlebt, zog sie zu ihrer Erholung und Zerstreuung mit zwei Schwestern und einem Bruder nach Biberach zu ihrem Großvater. Allein dieser starb bald darauf; sie sollte nach Hause zurückkehren, wünschte aber, da der Vater an eine zweite Ehe dachte, in Biberach zu bleiben, und fand in dem Hause des Predigers Wieland, dessen Gattin mit ihrem Vater verwandt war, eine Zuflucht. Hier sollte ihrem einsamen und verwundeten Herzen wieder ein zweiter Liebesfrühling erblühen. Der siebzehnjährige Sohn des Predigers, der kein Anderer als der später so berühmt gewordene Dichter Wieland war, kehrte damals von Erfurt nach Hause zurück. Wie wir Sophien bereits geschildert haben,

Digitized by Google

war es kein Wunder, daß den ſchwärmeriſchen und leicht erregbaren Jüngling für das ſchöne und intereſſante Mädchen,

„blühend wie himmliſche Auen, wie junge Seraphim zärtlich,“

wie ſie der Dichter Bodmer in Zürich in einem Briefe an Gleim bezeichnet, alsbald eine unwiderſtehliche Leidenſchaft ergriff. Wieland war eben nicht anſehnlich von Perſon, vielmehr klein, ſchmächtig und ſeine Phyſiognomie nicht ſehr bedeutend. Aber ſein offenes Weſen, ſeine friſche, lebhafte Phantaſie, ſowie ſein ganzes dichteriſches Naturell, verbunden mit einer gewiſſen jugendlichen Schwärmerei und Schüchternheit, flößten Sophien Zuneigung und Intereſſe ein. Beſonders gefielen ihr in ihrem damaligen Gemüthszuſtande, der ſie zur Natur und Einfamkeit zog, Wielands Ernſthaftigkeit und Abneigung von den Eitelkeiten der Welt. Ein näherer Umgang knüpfte zwiſchen den jungen Seelen bald ein innigeS Band, und wenn auch Sophie jene glühende Leidenſchaft wie einſt für Bianconi jetzt nicht zum zweitenmale empfinden konnte, ſo erſchien ihr doch eine Verbindung mit Wieland als das höchſte Glück, das ihr das Schickſal noch gewähren könne. So entſpann ſich in dem ſtillen Pfarrhauſe zu Biberach die zarteſte Idylle. Anfangs vertrauten die Liebenden ihre Empfindungen nur ſchüchtern den Briefen an, die ſie, obwohl unter einem Dache wohnend, mit einander wechſelten, bis es zu mündlichen Erklärungen, zur förmlichen Verlobung kam. —

Die neunzehnjährige Sophie hatte als Mädchen durch ihr Alter an innerer Haltung, welche mancherlei Prüfungen und Erfahrungen noch mehr befeſtigt hatten, einen bedeutenden Vorſprung. Sie übte daher auf den ſiebzehnjährigen Schwärmer, welcher, in beſchränkten Verhältniſſen und in klöſterlich ſtrenger Zucht erzogen, mit der Welt noch unbekannt geblieben, und deſſen unbeſtändiges Fühlen und Streben noch nicht zur Klarheit und Reife gediehen war, eine gewiſſe Oberhoheit aus. Dieſe Würde, in welcher Sophie vor ihm erſchien, ruhte auf ſtiller Tugendgröſſe, und wurde durch weibliche Anmuth auf das lieblichſte gemildert. Wieland fühlte durch die angebetete Erſcheinung ſein ganzes Weſen gehoben und veredelt, alle Blüthen ſeines Geiſtes erſchloſſen ſich, und mit Wonnegefühl ſah ihn Sophie unter dem Einfluß ihrer Liebe zum Dichter werden. Seine Muſe gewann das Freie und Natürliche, das Heitere und Friſche, welches ſie beſonders in ſeinen Jugendwerken an den Tag gelegt hat. Die Geliebte erſchien ihm als die verkörperte Idee der Vollkommenheit und brachte jene ſeltſam wunderbare platoniſche Liebe hervor, wovon er und ſpäter im „Agathon“ und in vielen anderen ſeiner Werke ein Bild entworfen. Sophie erwiederte ſeine Gefühle, wie es ihrer geraden und edeln Seele würdig war. Ein Liebhaber, der ſie um ihrer Seele willen liebte, war ihr etwas Neues. — Als edelſten Beweis ſeiner Liebe betrachtete es Wieland, der Geliebten manche Kenntniſſe mitzutheilen, ſie zu unterhalten und ſie zu „verſchönern“. Man ſchwärmte damals in der Poeſie noch für Tugend und Religion, und die engliſchen Romane Richardſons mit der heldenmüthigen Tugend ihrer Frauencharaktere und Klopſtocks Meſſias entzündeten alle Herzen. Die Liebenden laſen daher hauptſächlich Klopſtocks Dichtungen zuſammen, und Wieland war ganz entzückt, die liebliche Freundin, von deS Dichters hohen Empfindungen bewegt, einigemale ſo ſchön weinen zu ſehen, wie „Gibli“ weinte. Eines Tages gab er ihr ein eigenes Manuſcript, den Verſuch einer Tugendlehre, zu leſen, und erntete den vollen und warmen Beifall ſeiner Sophie als die belohnendſte Genugthuung. Oft warfen ſie ſich auf die Kniee und ſchwuren in ſchwärmeriſcher Freundigkeit der Tugend ewige Treue. An einem ſchönen Sommertage machte Wieland, die lieblichzarte Geſtalt am Arm, einen Spaziergang durch die ländlichſtillen Fluren von Biberach. Er hatte kurz vorher in der Kirche die Predigt des Vaters über den Text: „Gott iſt die Liebe“ mit angehört. Die Predigt war ihm zu kalt erſchienen, und er gedachte jetzt beſſer und beredter über dieſes Thema zu ſprechen. Nach eigener Verſicherung iſt er niemals beredter geweſen. Der junge Dichter ſprach von der Beſtimmung der Geiſter und Menſchen, von der Würde der menſchlichen Seele und von der Ewigkeit; er vergaß nicht, in die himmliſche Liebe einen großen Theil des Glückes der Geiſter zu ſetzen. Sophie ging in Zärtlichkeit auf, und weinte ſanfte Thränen. Sie bat den zärtlichen Schwärmer, dieſe ſeine Gedanken und Empfindungen niederzuſchreiben. Dies geſchah, und ſo entſtand Wielands platoniſirendes Lehrgedicht in 6 Büchern: „Die Natur der Dinge oder die vollkommenſte Welt“, ſein erſtes Werk, welches er ſpäter als Student vollendete, und worin er auch Sophiens Verherrlichung auf geſchickte Weiſe eingeflochten hat. Dieſe ſeltſame Huldigung eines liebenzehnjährigen Dichters an ſeine neunzehnjährige Geliebte iſt ein charakteriſtiſches Zeichen jener Zeit, in welcher die geiſtigen Elemente noch gährten und ſich dunkel durcheinander drängten. Wieland ſelbſt bezeichnete dieſes Gedicht ſpäter als ein Zwittergefühl von überſchwänglicher Jugendſchwärmerei und der trockenſten philoſophiſchen Schulweisheit.

Vier ſchöne Sommermonate waren dem ſchwärmeriſchen Liebespaare ſo verfloſſen, der Herbſt war gekommen und die Blätter fielen, als Wieland die Hochſchule zu Tübingen beziehen mußte. Die ſchönſten Erinnerungen waren den Liebenden zurückgeblieben. Noch als Greis durfte Wieland an jene paradieſiſchen Tage nur denken, um den Gram ſelbſt lächeln zu machen. Jenen „Götterſtand der erſten Liebe“, jenen „ſchönen Irrthum ſchöner Seelen“, welchen der bloße Anblick, der Ton der Stimme, das leiſeſte Berühren der Hand des geliebten Gegenſtandes eine ſtillentzückte, durch nichts zu erſetzende Empfindung gewährt, hat er im Andenken an jene Stunden ſpäter in dem Gedichte „An Pſyche“*) beſungen:

*) Frau Julie v. Bechtolsheim in Eisenach.

„O Psyche, auch für mich war einſt ſo eine Zeit!
Was hätt' ich damals nicht vergeſſen,
Als ich in dem Begeiſterungsſtand,
Worin Du biſt, mit Doris mich befand.
. . . . . .
O Wonnetage, gleich den Stunden,
Im ihrem Anſchau'n zugebracht!
O Wochen, gleich dem Traum in einer Sommernacht!
Geliebter Traum! her, längſt verſchwunden,
Noch durch Erinn'rung glücklich macht!"

Sophie kehrte nach Augsburg in das elterliche Haus zurück. Aber hier fand ſie nicht Alles mehr wie ehedem. Eine Stiefmutter war angekommen, man begegnete ihr mit Kälte und urtheilte eben nicht günſtig über ihre Liaiſon mit einem jungen Studenten, ja der Vater nannte ihre Liebe Phantaſterei, weil man auf dieſe Weiſe ihrer nicht ſo bald aus dem Hauſe los werden konnte, als durch eine ſolidere, eine nahe Verbindung in Ausſicht ſtellende Verlobung. Sophie kehrte daher der fremd gewordenen Heimat alsbald den Rücken und wurde wieder im Pfarrhauſe zu Biberach als Tochter angenommen. Ihr einziger Troſt, ihre einzige Freude waren Wielands Briefe. Dieſer richtete auch in der Ferne all' ſein Sinnen und Denken auf die zurückgelaſſene Geliebte, deren Bild ihn begleitet hatte. Tauſend Leben, ſchrieb er dem Vater gekränkt, als dieſer einige Zweifel über die Beſtändigkeit ſeiner Liebe ausgeſprochen, wären nicht zu viel, ſie für die Geliebte hinzuopfern. Die ganze Welt ſei ihm nichts gegen ſeine engliſche und mehr als engliſche Sophie. Und ſollte er ihrer beraubt werden, ſo ſchwöre er auf's heiligſte, daß er ſein Unglück partout nicht überleben wolle. Ueberall iſt er ihres Lobes und Preiſes voll und ſtrebt ſie ſo hoch zu ſtellen, als Klopſtocks Fanny ſtand. Alle ſeine jetzt entſtandenen Dichtungen — die zehn moraliſchen Briefe, das Lehrgedicht „An die Liebe", „Anti-Ovid", „Der Frühling" —, in welchem er ſie als ſeine „Doris" feiert, bringt er der Anbetungswürdigen als Weihegeſchenke und Huldigungen dar. Es war tiefgefühlte Wahrheit, wenn er ſeiner Sophie in einer Ode ſchrieb:

„Dich, Sophie, dich gab der Himmel mir,
Mich der Tugend liebreich hinzuführen;
Ja, ich war bereit mich zu verlieren;
Gott! Du kehrteſt es, und gabſt ſie mir!
Jetzo dring ich ſicher durch verwacht'ne Hecken,
Denn ihr redlich Herz verläßt mich nie;
Gott und Weisheit, Tugend und Sophie
Sind bei mir, welch Unfall kann mich ſchrecken?

O mein Engel, wenn wird einſt ein Tag
Mich dir, liebſtes Herz, auf ewig anvertrauen,
Und mein Glück auf ſolche Feſten bauen,
Die kein Orkan nicht zertrümmern mag!
Dann bin ich beglückt der Noth entgangen,
Die des Weiſen Auge oft benetzt,
Denn wird nie ein Tauth von mir geſcheucht,
Denn die Tugend ſelbſt hält mich in Die umfangen!"

Auch Sophie ſtrömte ihre Gedanken und Empfindungen in Briefen und Verſen aus. Wieland findet ſie erhaben, zärtlich und englisch. „Sie haben eine ſo liebenswürdige Seele, daß ich keine denken kann, welche würdiger wäre, einen ſo annehmlichen und ſchönen Leib, als der Ihrige iſt, zu beleben. Und die Uebung wird Sie ſo verſchönern, daß Ihnen alle Franzöſinnen weichen werden. — Sie machen mir unendlich viel Vergnügen, wenn Sie ſich in der Dichtkunſt immer mehr üben, wie auch in der deutſchen Sprache, welche viel ſchöner iſt als die franzöſiſche. Ihre Proſa iſt unvergleichlich, mein Engel, und ich bin gewiß, daß es Ihre Verſe auch bald ſein werden." —

Im Juni 1752 kehrte Wieland in das Vaterhaus zurück. Aber er fand Sophien nicht mehr vor. Ihr Vater hatte ſie nach Augsburg zurückberufen, um ſie dieſem Wiederſehen zu entziehen. Er wartete lange vergebens, obwohl er nach Zürich zu dem Dichter Bodmer zu gehen ſich bereit erklärt hatte. Endlich im Oktober langt Sophie an, aber ihre Zuſammenkunft kann nur wenige Tage dauern, da Wielands Abreiſe nach Zürich nun nicht länger verſchoben werden darf.

Drei Jahre hindurch hatte dieſes Verhältniß gedauert, und es wurde überall als beſtimmt angeſehen, daß Wieland und ſeine „Doris" einſt Mann und Frau werden ſollten, obwohl das Ziel eines nährenden Amtes für dieſen noch in weiter Ferne lag. Da ſollte ein Zuſammentreffen der ſeltſamſten Widerwärtigkeiten das ſchöne Band zerreißen. Eines Tages erhielt Sophie in Wielands Elternhauſe den Beſuch eines Verwandten, der Wieland in Zürich aufgeſucht hatte und viel von dem Glück erzählte, welches dieſer in Bodmers Hauſe genieße. Mit dem wärmſten Antheil vernahm ſie jede Einzelnheit, der Vetter mußte öfter wiederkommen, um ihr von Wieland zu erzählen, und ſie blieb oft ſtundenlang mit ihm allein. Die Mutter Wielands aber deutete dieſe Beſuche von der ſchlimmſten Seite, überhäufte Sophien mit den ungerechteſten Anklagen, und ſchien die Eiferſucht ihres Sohnes erregen zu wollen. Von allen Seiten ſah ſich jetzt Sophie in ihrer Liebe bedrängt: der Vater mißbilligte das Verhältniß, der Geliebte kränkte ſie durch Verdacht, und welche beſtimmte Ausſichten hatte ihr der junge Student zu bieten, da obenein ihr Vermögen durch die zweite Heirath des Vaters beträchtlich geſchmälert war? Es kam hinzu, daß Wieland ein nicht ſehr energiſcher, ja wankelmüthiger Charakter war, welcher wenig geeignet ſchien, jetzt ihr Retter und Befreier aus dieſen unſeligen Verhältniſſen zu werden, und an deſſen Feſtigkeit und Ausdauer ſie jetzt mehr als je Urſache hatte zu zweifeln. Der Ruhm und die Anerkennung, die er jetzt in Zürich genoß, wo man ihn als einen zweiten Klopſtock verehrte, ſind ſie nicht gefährliche Nebenbuhler der Liebe? Seit Wochen wartete ſie vergebens auf einen Brief von ihm. In dieſer Herzensbedrängniß beſchloß Sophie, zum zweitenmale ihren ſüßeſten Lebenshoffnungen zu entſagen. Ohne Bitterkeit, voll edler Reſignation und ſtiller Duldung, doch nicht ohne ſchmerzliche Klage, daß er es ſei, der das Band zerriſſen habe, erklärte ſie

Digitized by Google

Wieland in einem Briefe vom September 1752 ihr Verhältniß für aufgehoben, meldete dies auch in einem zweiten Briefe ihrer Stiefmutter und kündigte zugleich ihre Rückkehr in das väterliche Haus an. Hier bot sich nach kurzer Zeit für die Eltern eine willkommene Gelegenheit dar, ihrer mit guter Manier les werden zu können. In dem kurmainzischen Hofrath von La Roche hatte sich für sie ein Bewerber gefunden, Vater und Stiefmutter leisteten dieser annehmbaren Verbindung allen möglichen Vorschub, und Sophie gab mit vollem Herzen ihre Einwilligung, mehr um einen Beschützer und Erretter, als einen geliebten Gatten zu finden.

Wieland hatte unterdeß von allen diesen Vorgängen keine Ahnung. Sophiens verletzter Brief war verloren gegangen und auch ihren Absagebrief hatte er noch nicht erhalten. Vom September an wartete er daher vergebens auf Nachricht von ihr. Da geht ihm im Dezember der obige Brief Sophiens an die Stiefmutter zu, welchen ihm diese zugleich mit der Nachricht übersendet, daß Sophie in Herrn von La Roche bereits einen neuen Bräutigam gefunden. Acht Tage darauf gelangt Sophiens Brief an ihn selbst in seine Hände. In der ersten Wuth des Schmerzes über solche Untreue schleuderte er ihr Bild zu Boden, daß das Glas in tausend Stücke zersprang. Doch am andern Morgen, nachdem die Hitze sich verkühlt hatte, mußte er sich nach ruhiger Ueberlegung gestehen, daß seine Sophie unschuldig sei. Er weinte bittere Thränen und ließ das Bild wieder mit einem neuen Glase besetzen. Wieland, der so ganz in dieser Liebe gelebt hatte, litt unendlich und machte sich selbst als der unglücklichen, obwohl gleichfalls unschuldigen Ursache die bittersten Vorwürfe. Doch nach kurzer Zeit gewann er wieder Fassung und sandte Sophien ein Glückwunschschreiben zu ihrer Verbindung. Er erinnert sie an die Zusage, die sie tausendmal im Angesichte Gottes wiederholt hätten, einander so lange zu lieben, als sie die Tugend lieben würden, und hält es für unmöglich, daß diese Zusage jetzt ungültig sein und die neue Verbindung das zarte Seelenband, das sie bisher umschlungen, auflösen solle. Bald nach Sophiens Vermählung richtete er auch an ihren Gatten einen sehr verbindlichen Brief und sprach seine herzliche Freude darüber aus, daß seine Sophie, dieses außerordentliche theure Geschöpf, an einen so edelmüthigen und seinen Werth so gut empfindenden Besitzer gekommen sei. Sophien versichert er nochmals, daß er noch eben dieselbe Sophie in ihr sehe, die er einst bewundernd geliebt, und daß er ihre zärtlich erhabene Seele ewig lieben werde. Die Sympathie ihres Herzens mit dem seinigen sei kein Traum seiner Liebe gewesen, und er tröste sich mit der Hoffnung, daß eine andere Welt ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen werde.

„Dort trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest."

Am 27. Dezember 1753 war Sophie, erst 22 Jahre alt, mit ihrem Verlobten zum Traualtar getreten. Wenn sie auch ihrem Gatten nicht mit leidenschaftlicher Liebe anhing, so hatte sie ihm doch mit dem festen Entschlusse ihre Hand gegeben, ihm eine treue, hingehende Gattin zu sein, und sie hat bis zu seinem Tode Wort gehalten. Auf alles persönliche Glück hatte sie bereits verzichtet; Freundschaft, Ruhm und Mutterliebe sollten ihr fortan in reichlichem Maße zu Theil werden, aber geliebt hat sie nie wieder. La Roche, 33 Jahre alt, war ein heiterer Welt- und tüchtiger Geschäftsmann. Als ein eifriger Anhänger der französischen Freigeister war er ein abgesagter Feind aller Schwärmerei. Er hatte sich ganz jenen französischen Ton zu eigen gemacht, welcher Tugendbegeisterung und Empfindungsseligkeit mit leichtem, anmuthigem Witz verfolgte. Dabei war er ein eifriger Verehrer von Kunst und Wissenschaft, und in der literarischen Welt hat er Bedeutung erlangt durch seine gegen die Klerisei gerichteten „Briefe über das Mönchswesen", die ungeheures Aufsehen erregten. Obwohl hier noch die beiden Gatten sehr ungleich waren, so wußten sie doch ihren Gefühlsreisen gegenseitig Rechnung zu tragen und lebten sehr glücklich zusammen. La Roche hieß eigentlich Frank. Als eines verwaisten fünfjährigen Knaben hatte sich der Graf Stadion, früher eine Zeit lang englischer Gesandter in London, später kurmainzischer Minister, seiner väterlich angenommen und ihn erziehen lassen. Später war er kurmainzischer Hofrath und des Grafen rechte Hand geworden, auch brachte es dieser dahin, daß er unter dem französischen Namen La Roche vom Kaiser in den Adelstand erhoben wurde.

Am Hofe des Kurfürsten von Mainz sah sich Sophie in einen großweltlichen, höchst anregenden Kreis von Staatsmännern, Künstlern und Gelehrten versetzt, in welchem ihr frisch empfänglicher Geist an Weltkenntniß und Bildung gewann. Sie wohnten im Hause des Grafen und aßen mit an dessen Tafel, wo sich meist die glänzendste und geistreichste Gesellschaft zusammenfand. Obwohl hier von französischer Freigeisterei und Galanterie umgeben, blieb die junge Hofrätbin doch ihren früheren Gesinnungen getreu und war noch eben dieselbe jugendliche sentimentale Tugendschwärmerin. Sie wurde mit dem Englischen vertraut und benutzte fleißig des Grafen Bibliothek. Es lag ihr ob, den Grafen, einen siebzigjährigen, in der Schule der Franzosen gebildeten aristokratischen Herrn, der sich in seiner Jugend mannigfachen Liebesabenteuern hingegeben, während der Mahlzeit und bei seinen Spaziergängen zu unterhalten, wozu sie den Stoff aus englischen, französischen und deutschen Büchern nahm, die ihr La Roche jeden Morgen hinzulegen pflegte. Da der Graf ein herablassendes, heiteres Wesen zeigte, so gewann die junge Frau mit der Zeit eine treue Anhänglichkeit an ihn, und hat seiner in ihren Schriften später oft gedacht. Bei den Kabinetsarbeiten ging sie ihrem Gatten mit an die Hand und führte z. B. statt seiner eine Correspondenz mit dem Abbé

Digitized by Google

La Chau in Paris über alles Neue, was dort erschien.

Als der Graf Stadion i. J. 1762 nach Niederlegung seiner Aemter sich auf sein schönes Schloß Warthausen unweit Biberach zurückzog, siedelte La Roche mit ihm über, da er auch die Oberleitung über seine bedeutenden Güter führte. In diesem anmuthigen, romantischen Landsitze sollte Sophie nach einer Trennung von zehn Jahren ihren Wieland zum erstenmal wieder sehen. Eines Tages erhielt sie einen Brief von ihm, und zwar aus Biberach, worin er anfragte, ob er zu ihr kommen dürfe. Sophie reichte den Brief schweigend ihrem Gatten, und dieser ließ an Wieland die freundlichste Einladung ergehen. —

Wieland hatte nicht lange um die verlorne Geliebte getrauert und war bei seiner Schmetterlingsnatur von einer Liebschaft zur andern geflattert. Besonders hatte ihn in Bern, wo er eine Zeit lang Hauslehrer war, die philosophische, gelehrte Julie Bondeli, die spätere Freundin Rousseau's, gefesselt. Sie war zwar so häßlich, daß sich Wieland an ihren Anblick erst gewöhnen mußte, aber eine der geistreichsten Frauen ihrer Zeit, mit der die größten Männer in Briefwechsel standen. Wieland hatte sich mit ihr zu verbinden gedacht, aber das Verhältniß ging auseinander; doch blieb er auch mit ihr bis zu ihrem Tode in innigem Freundschaftsverkehr. In einen solchen trat auch später durch Wielands Vermittlung Sophie mit ihr. — Seitdem er Sophiens Einfluß entbehrte, war in Wieland überhaupt eine wesentliche Veränderung vorgegangen. Er konnte jetzt der platonischen Liebe und aller Empfindsamkeit spotten und schlug allmählig in die Richtung der französischen Freidenker jener Zeit mit ihrer natürlichen Sittenlehre und heiterem Lebensgenuß ein. Scherzend beschreibt er von Zürich aus den Freunden seinen Serail, in welchem er sich als den Großtürken vorstellt, und rühmt von seinen zahlreichen Liebschaften, daß sie ihn über den Verlust seiner Göttin zu trösten fähig wären. Als er aber im Frühjahr 1760 eine Stadtschreiberstelle in Biberach übernahm, trat Sophiens Bild wieder lebhaft vor seine Seele, und alle Sirenengestalten, die ihn bisher umgaukelt hatten, mußten davor erbleichen.

Mit klopfendem Herzen ist er der Einladung von Sophiens Gatten gefolgt. Von tausend Erinnerungen überwältigt, steht er stumm und sprachlos vor seiner Jugendgeliebten, die ihm mit einem herzlichen Willkommen ihre Hand reicht. Als er ihren ältesten Sohn, einen bildschönen Knaben, erblickt, küßt er ihn und benetzt ihn mit Thränen. Auch den Gatten umarmt er, und dieser schließt Sophien und Wieland gleichfalls gerührt in seine Arme. Die ehemalige Jugendgeliebte, jetzt eine 31jährige Gattin und Mutter, ist an Herz und Sinn dieselbe geblieben, nur eine zarte Wehmuth ruht auf ihren lieblichen Zügen. Wieland fühlt wieder ihren wohlthuenden Einfluß, die alte Liebesneigung regt sich und er ist wieder wie ehemals selig in ihrer Nähe. Auch über Sophiens Tage kommt wieder ein heller Frühlingsschein, ein poetischer Glanz. In Gesprächen vertieft wandeln sie unter den schattigen Bäumen von Warthausen, Sophiens leise Klagen weiß Wieland in seiner heiteren Weise zu beschwichtigen, sie ist entzückt von seiner Leutseligkeit und Genialität und kann ihm alle seine Liebeleien vergeben, die ihr nicht unbekannt geblieben. Doch nie überschreiten sie die Schranken, welche Welt und Sitte ihnen gezogen hat. In Warthausen, wo er von Biberach aus öfters einspricht und das er mit den bezauberten Schlössern des Ariost und Tasso vergleicht, nimmt Wielands Muse einen neuen Schwung. Hier liest er seinen Freunden die ersten Entwürfe des „neuen Amadis“ vor, und in einem zwischen malerischen Bäumen versteckten Thurm des Gartens dichtet er „die Grazien“ und beendigt den „Musarion“. Hier, in dem eleganten Kreise, wo ihn zuerst die Welt- und Hoflust anwehte, wurde aber auch jene schon berührte Umwandlung in ihm vollendet, die den Verfasser des „geprüften Abraham“ und der „Empfindungen eines Christen“ mit den religiös begeisterten Dichtern gerallen ließ und ihn als einen lüsternen Wettling auf schlüpfrigen Pfade zeigte.

Ein paar Jahre nachher verheirathete sich Wieland mit Dorothee Hildebrandt, der Tochter eines Augsburger Kaufmanns. Besaß sie auch nicht die interessante Schönheit, die idealischen Reize Sophiens, so war sie doch, nach Wielands eigenen Worten, neu und ungekünstelt wie Geßners „Melida“ und eine angenehme Hausfrau, mit der er bis an ihr Ende ein bequemes und glückliches Dasein führte. Schiller sagte später von ihr, sie sei häßlich wie die Nacht, aber brav wie Gold. Auch durch diese Heirath wurde die Freundschaft Wielands mit Sophien in keiner Weise gestört. Ihr theilte er ferner noch seine innersten Empfindungen und dichterischen Entwürfe mit; „Musarion“, „Agathon“, „Idris“, „Don Sylvio“ u. a. S. wurden mündlich und schriftlich mit ihr besprochen. —

Im Oktober 1768 starb der alte Graf und La Roche wurde Amtmann in Bönnigheim. Hier lebte Sophie in trauriger Einsamkeit und Verlassenheit. Ihre Töchter waren in Pensionen gegeben, und im nächsten Jahre ging Wieland als Professer an die Universität ab. Sie machte einsame Spaziergänge und ging dem Kummer und der Betrübniß ihrer Seele nach. In dieser Stimmung befolgte sie den Rath eines befreundeten Predigers, zu Trost und Beruhigung alle ihre Erlebnisse und Erfahrungen niederzuschreiben, zumal sie gegen Niemanden klagen mochte. So entstand der erste deutsche Frauenroman, die damals so ungemeinen Beifall findende „Geschichte des Fräuleins v. Sternheim“. Der Roman ist in Briefen geschrieben, und erschien, von Wieland mit einem Begleitungsschreiben versehen, 1771 zu Leipzig in 2 Theilen unter dem Titel: „Geschichte des Fräuleins v. Sternheim, von einer Freundin derselben aus Originalpapieren und

Digitized by Google

anderen zuverläſſigen Quellen gezogen, herausgegeben von C. M. Wieland."

Sophie hat darin den eigentlichſten Inhalt ihres Lebens dargeſtellt. Von Wieland und ihrer Jugendliebe zu ihm, von dem Schloſſe Warthauſen und ſeiner Geſellſchaft werden uns ſehr bezeichnende Bilder entworfen, der Hauptheldin hat ſie außer ihrem Namen auch ihre perſönlichen Züge und viele ihrer Erlebniſſe geliehen, und den übrigen Perſonen legt ſie ihre Lieblingsgedanken unter. Was z. B. von der Erziehung der Sternheim berichtet wird, die man zu einem wahren Tugendmuſter heranbildet, erinnert an die eigene der Verfaſſerin; ferner iſt ſie ein gefühlvolles Herz, ein höchſt empfindſamer Charakter. Nach dem Tode ihres Vaters kommt das Fräulein an einen kleinen Hof zu einem verwandten Grafen, wo ihr von allen Seiten Netze und Schlingen gelegt werden, um ſie zu Fall zu bringen. Die treffende, gelungene Schilderung des Hoflebens und der großen Welt iſt wieder von dem kurmainziſchen Hofe und den Stadion'ſchen Kreiſen genommen. Später geräth die Heldin in die abenteuerlichſten Bedrängniſſe und wird von ſchweren Prüfungen heimgeſucht; ſie verliert Alles — Vermögen, Stellung, Ruf und Freiheit. Die Verfaſſerin wollte dadurch, wie ſie ſelbſt ſagt, die Grundſätze ihrer eigenen Erziehung zeigen und beweiſen, daß wenn das Schickſal uns Alles nimmt, was mit dem Gepräge des Glücks, der Vorzüge und des Vergnügens bezeichnet iſt, ſo würden wir in dem mit nützlicher Kenntniß angebauten Geiſt, in den tugendhaften Grundſätzen des Herzens und in der wohlwollenden Nächſtenliebe die größten Hülfsquellen finden. Die Begebenheiten hängen nur locker zuſammen, und treffend bemerkt der junge Göthe in einer Recenſion der „Frankfurter gelehrten Anzeigen" von 1772, daß ſie den Plan des Romans wie ein Gerüſte zu ihren Sentiments betrachtet habe, deſſen Fugen nur grob in einander gepaßt ſeien.

In den höheren Kreiſen von damals herrſchte neben dem leidigen Franzoſenthume auch das Britenthum, und von den engliſchen Romanen waren beſonders die moraliſchen Familienromane Richardſons allgemein beliebt und hatten in Hermes, dem Verfaſſer von „Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen" den bervorragendſten und beliebteſten Nachahmer gefunden. So ſchließt ſich auch dieſer Roman ganz an das engliſche Vorbild an und kann als eine Nachahmung von Richardſons „Clariſſa" bezeichnet werden, wobei jedoch auch einzelne Partien an die „neue Heloiſe" von Rouſſeau erinnern. Manche abenteuerliche Situationen und Thatſachen ſind ganz in engliſchem Geſchmack, der zweite Theil ſpielt in England und Schottland, die männlichen Figuren ſind Engländer und die Heldin ſchwärmt für England. — Leidet auch das Ganze an einer übertriebenen, uns jetzt nicht mehr zuſagenden Empfindſamkeit, an einer ſich ſpreizenden Tugend, ſo ſtrömt uns doch ein wohlthuendes warmes Gefühl daraus entgegen, und einzelne Partien machen durch ihre Einfachheit und ungekünſtelte Zartheit heute noch Eindruck. Beſonders anerkennenswerth iſt die ſittliche Tendenz und die darin waltende Geſinnung. Die Sittenverderbniß und unterminirte Fäulniß der höheren Stände und Höfe wird gehörig an's Licht gezogen und menſchliche Geſinnung und Gefühlsreife der gleißnieriſchen, conventionellen Unnatur des Franzoſenthums entgegenſtellt. Wieland nannte daher den Roman eine in Handlung geſetzte Satire über das Hofleben und die große Welt.

Weil es in der Zeit der ſiebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts lag, daß man gegen dieſes unnatürliche Treiben reagirte, und das Werk bei einer ſchönen Schreibart eine dem Herzen ſelbſt entſtrömte Empfindung und durch die Schilderung eigener, perſönlicher Erlebniſſe eine unmittelbare Gegenwart athmete, ſo konnte es nicht fehlen, daß es einen ungemeinen Sturm des Beifalls und der Bewunderung erregte. Beſonders wurden die Frauenherzen erobert, auf deren Arbeitstiſchen der Roman fortan nicht fehlen durfte, und manches ſchöne Auge hat eine Thräne darauf geweint. Von allen Seiten ließen ſich begeiſterte Urtheile vernehmen, und darunter nicht wenige von gefeierten Namen. Der junge Göthe meinte, es wäre kein Buch, ſondern eine Menſchenſeele. Sein kraftgenialiſcher Freund Lenz legt ihm in einer dramatiſchen Skizze die Worte in den Mund: „Seht, Plate's Tugend in menſchlicher Geſtalt! Sternheim! wenn du einen Werther hättеſt, tauſend Leben müßten ihm nicht zu koſtbar ſein!" Herdern tönte „die Todtenſtimme aus den Bleigebirgen" (ein Tagebuch der Sternheim aus der Zeit ihres tiefſten Elends) rührender als Hiob, und die Heldin ſelbſt iſt ihm ein Engel vom Himmel, der Glauben an die Tugend durch ſich ſelbſt predigt. Die Bemerkungen Wielands in dem Begleitungsſchreiben, die Herder abſchreiben ſah, ſtellten den Roman freilich nicht ſehr hoch und mußten manchen warmen Leſer kalt und unangenehm berühren. Er wurde in's Holländiſche, zweimal in's Franzöſiſche und zweimal in's Engliſche überſetzt. Obwohl Sophiens Name nicht genannt war, ſo wußte doch alle Welt, daß Wielands „Doris" die Verfaſſerin ſei.

Als dieſes ihr erſtes und Hauptwerk in die Welt ging, lebte Sophie bereits an dem herrlichen Rheinufer, in Thal-Ehrenbreitſtein, wo ihr Gatte als Geheimer Rath des Kurfürſten von Trier eine glänzende Stellung erhalten hatte. Hier beginnt die Periode ihres literariſchen Glanzes. Ihr Name wurde von hier aus in alle Welt getragen, ſie trat mit literariſchen Größen in ſchriftlichen und perſönlichen Verkehr, und der Kreis ihrer Bekanntſchaften war in ſtetem Wachsthum begriffen. In ihrem Hauſe wurden jene literariſch-empfindſamen Congreſſe gehalten, zu welchen ſich manche Stimmführer unſerer im Aufſchwunge begriffenen Literatur zuſammenfanden. So langten im Maimonat 1772 die beiden Brüder Jakobi an, Georg der Dichter und Friedrich Heinrich der Philoſoph, die „göttliche" Sophie zu ſehen. Gleichzeitig mit ihnen traf auf vorherige

Digitized by Google

Verabredung auch Wieland von Erfurt ein. F. H. Jakobi hat uns die rührende Scene dieses Wiedersehens zwischen Letzterem und seiner Sophie anschaulich erzählt.

Sie hörten einen Wagen rollen und sahen zum Fenster hinaus — Wieland war es selbst. La Roche lief die Treppe hinunter, Jakobi ihm nach; sie empfingen den Freund unter der Hausthür. Während sie ihn bewillkommten, kam Sophie die Stufen herab. Wieland hatte eben mit einer gewissen Hast sich nach ihr erkundigt und schien äußerst ungeduldig, sie zu sehen; auf einmal erblickt er sie — und schauert sichtbar zurück. Darauf kehrte er sich zur Seite, warf mit einer zitternden und zugleich heftigen Bewegung seinen Hut hinter sich auf die Erde und schwankte zu Sophien hin. Sophie ging ihrem Freunde mit ausgebreiteten Armen entgegen; er aber, statt ihre Umarmung anzunehmen, ergriff ihre Hände und bückte sich, um sein Gesicht darein zu verbergen. Sophie neigte mit einer himmlischen Miene sich über ihn und sagte mit einem Ton, den keine Clairon und keine Dubois nachzuahmen fähig: „Wieland! Wieland — O ja, Sie sind es — Sie sind noch immer mein lieber Wieland!“ — Wieland, von dieser rührenden Stimme geweckt, richtete sich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Freundin, und ließ dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Allen Umstehenden strömten die Thränen von den Wangen herunter. Wieland drückte ergriffen Jakobi's Hand und sagte: „Die Mühe, gelebt zu haben, lohnt sich doch, der trüben, schmerzhaften Tage mögen noch so viel sein, wenn sie nur zu einer Stunde, wie diese ist, führen, die ersetzt Alles!“ — Nach 14tägigem Aufenthalte kehrte Wieland nach Erfurt zurück, von wo er im nächsten Jahre als Prinzenerzieher an den Weimar'schen Hof ging. —

An einem zweiten Congresse im Spätherbst desselben Jahres nahm auch der junge Göthe mit Theil, welcher von Wetzlar hergeeilgert war. Dieser, damals 23 Jahre alt, stand noch im Glanze jugendlicher Schönheit und glich dem belvedere'schen Apollo. In „Wahrheit und Dichtung“ hat er uns den Eindruck, den die nun 41jährige Frau auf ihn machte, sehr bezeichnend geschildert. Er nennt sie die wunderbarste Frau, der er keine andere zu vergleichen wüßte. Das Eigenste ihres Wesens zu bezeichnen, hebt er besonders die Gleichmäßigkeit ihres Betragens hervor, wodurch sie sich bei manchen kümmerlichen Schicksalen eine gewisse Selbstständigkeit bewahrt habe. Sie war mild gegen Alles und duldete Alles, ohne zu leiden; sie schien an Allem Theil zu nehmen, aber Nichts wirkte auf sie, mit Nichts war ihr beizukommen. Sie sprach gut, und wußte dem, was sie sagte, durch Empfindung immer Bedeutung zu geben. Wie er ihr Aeußeres beschreibt, war sie schlank und zart gebaut, eher groß als klein, Gestalt und Betragen hatten eine gewisse Eleganz, die zwischen dem Benehmen einer Edeldame und einer bürgerlichen Frau gar anmuthig schwebte. Ein weites Flügelhäubchen stand dem kleinen Kopfe und dem feinen Gesichte gar wohl, die braune oder graue Kleidung gab ihrer Gegenwart Ruhe und Würde.

Bei dem Aufenthalte von mehreren Tagen in Ehrenbreitstein flößte Sophiens älteste Tochter, die reizende und liebenswürdige Maximiliane dem leicht entzündbaren Dichterjüngling die heftigste Neigung ein, und auch sie war von ihm bezaubert. Aber aus Rücksicht auf äußere Verhältnisse mußte sie bald darauf die Gattin des reichen Kaufmanns und Wittwers Brentano in Frankfurt a/M. werden, eines harten, geizigen und beschränkten Mannes, den sie nicht lieben konnte. Göthe umschwärmte sie auch noch jetzt, und als er damals seinen „Werther“ schrieb, hatte ihn dazu das unglückliche Liebesverhältniß zu Charlotte Buff in Wetzlar nicht allein veranlaßt, sondern auch das zu Frau Maximiliane Brentane, die mit zu Lottens Bild gesessen.

Ein gleiches Schicksal mit ihrer Schwester hatte die zweite Tochter Louise, welche noch schöner gewesen sein soll und sich 1778, von der Mutter gezwungen, mit dem kurtrier'schen Hofrath Möhn, einem gemeinen, wüsten Menschen verheirathete, mit dem sie in unglücklicher Ehe lebte. Man war darüber sehr ungehalten auf Sophien, besonders Göthe's Mutter, da sie es absichtlich darauf anlege, ihre Töchter unglücklich zu machen, und doch Frauenzimmerbriefe schreibe. —

Alle ihre literarischen Bekanntschaften dieser Zeit aufzuzählen, reicht der Raum nicht hin; es seien nur Heinse, Jung-Stilling, Lavater, Basedow, Klopstock erwähnt, später wurde sie auch mit Matthissen und Bonstetten bekannt. Im Jahre 1778 war sogar die Herzogin Amalie von Weimar in dem literarischen Congresse von Ehrenbreitstein.

Schon wieder fiel ein trüber Schatten über den Sonnenschein ihres Glückes. Ihr Gatte hatte sich durch seine „Briefe über das Mönchswesen“ den Haß einer Partei zugezogen, welcher es gelang, ihn zu stürzen. La Roche, welcher bis zum Staatskanzler und Regierungsrath gestiegen war, erbeizt zu Ende 1780 seine Entlassung. Sein Schicksalsgenosse, der Minister v. Hohenfeld, stellte ihm sein Haus in Speier zur Verfügung, wo er fortan mit seiner Familie von einer kleinen ihm gebliebenen Pension ein beschränktes Privatleben führte. Sophie vertiefte sich mit verdoppeltem Eifer in ihre schriftstellerischen Arbeiten. Sie hatte inzwischen bereits ein zweites Werk erscheinen lassen: „Rosaliens Briefe an ihre Freundin Marianne v. St... (3 Theile, Altenburg 1779—81)“, nachdem verschiedene Briefe daron in der Jakobi'schen „Iris“ vorher mitgetheilt waren. Der vierte Theil erschien erst 1791 unter dem Titel: „Rosalie und Cleberg auf dem Lande“. Dieses Werk athmet noch eine größere Sentimentalität als die „Sternheim“ und ist trotz mancher gelungener und ansprechender Partien weit schwächer und leerer als dieses und wegen seiner didaktischen Breite und seines Mangels an concreter Gestaltung ermüdend. Es

werden darin hauptsächlich jungen Mädchen Lehren ertheilt, wie sie sich ihren künftigen Ehemännern gegenüber zu benehmen haben; besonders wird ihnen die Erhaltung ihrer äußeren Reize, Reinlichkeit und eine feine Auswahl im Putz empfohlen. Eine ähnliche Tendenz hatte die jetzt von ihr herausgegebene Monatsschrift „Pomona, Album für Deutschlands Töchter" (1783—1784), wodurch sie, unterstützt von zahlreichen Mitarbeiterinnen, gleichfalls im Gebiete der Erziehung zu wirken suchte. Diese Zeitschrift griff dergestalt in das wirkliche Leben ein, daß der Herausgeberin aus Nähe und Ferne Briefe von Frauen und Mädchen zugingen, welche ihr den begeistertsten Dank aussprachen und sie häufig in den zartesten und wichtigsten Lebensverhältnissen um Rath fragten. Sie wurde jetzt häufig Pomona oder die gute Mutter von Deutschlands Töchtern genannt. Die Kaiserin Katharine von Rußland ließ auf 500 Exemplare der „Pomona" unterzeichnen. Ein junges Mädchen in Mannheim verlangte auf ihrem Sterbebette die Herausgeberin der Pomona zu sehen, Sophie kam ihrem Verlangen nach und unnarmte voll Rührung die Sterbende. — Das Dezemberheft von 1784 brachte Sophiens Bildniß, wovon wir hierbei eine treue Copie geben.

In Mannheim, wo sie ihren Winteraufenthalt nahm, und welches damals als Pflegerin der Künste und Wissenschaften in seiner schönsten Blüthe stand, machte sie auch die Bekanntschaft des 24jährigen Schiller, der sie hier und in Speier wiederholt besuchte. Sie hatte schon lange mit Sehnsucht danach getrachtet, den Räuber-Dichter kennen zu lernen, und eines Tages führte der Buchhändler Schwan, in Begleitung seiner Tochter Margarethe, bekanntlich einer Jugendliebe Schiller's, und deren Freundin, Schillern bei ihr ein. Dieser, welcher Sophien die angenehmste Erscheinung seines damaligen Lebens nennt, gesteht, daß er mit einer wahren Bezauberung von ihr gegangen sei, und war stolz auf ihre Anerkennung. Er bezeichnet sie als eine sanfte, gute, geistvolle Frau, die zwischen Fünfzig und Sechszig sich das Herz eines neunzehnjährigen Mädchens bewahrt habe. — Auch der Herzog Karl August von Weimar brachte auf einer Durchreise in Speier einen Abend in ihrem Hause zu und lud sie dringend nach Weimar ein. —

In der Folgezeit von 1784—1791 unternahm sie in Begleitung theils einer Freundin, theils ihres Sohnes Fritz und dessen Gattin verschiedene Reisen nach der Schweiz, nach Frankreich, Holland und England. Ueberall wurden der berühmten Schriftstellerin Huldigungen und Anerkennungen zu Theil. Man verwunderte sich in der damaligen eisenbahnlosen Zeit allgemein, eine deutsche Frau so weite Reisen unternehmen zu sehen, und zur Verwunderung auch der ältesten Führer bestieg sie als die erste deutsche Frau den Montblanc. In London wurde sie dem König und der Königin von England vorgestellt. — Alle diese Reisen hat sie in besonderen Werken sehr anziehend beschrieben und ihren Töchtern gewidmet.

Nach fünfjährigem Aufenthalte in Speier vertauschte La Roche i. J. 1786 seinen bisherigen Wohnsitz mit dem ländlich stillen Offenbach. Hier starb er nach zwei Jahren, von Sophien tief und aufrichtig betrauert; ihm folgte 1790 sein jüngerer 23jähriger Sohn Franz, und 1793, erst 37 Jahre alt, die liebliche Tochter Maximiliane, durch ihre unglückliche Ehe in der schönsten Blüthe gemickt. Sophie, die als edle Frauennatur diese Schicksalsschläge mit stiller weiblicher Ergebenheit trug, führte fortan, nachdem sie von den erwähnten Reisen zurückgekehrt, ein stilles, eingezogenes Leben. Den größten Theil des Tages brachte sie am Schreibtische in ihrem auf der hinteren Seite des Hauses gelegenen Zimmer zu, welches die Aussicht auf ihren eigenen schönen Garten gewährte. Sie errichtete eine Art kleiner Bildungsanstalt in ihrem Hause und nahm die drei Töchter ihrer Maximiliane, wozu auch die bekannte Bettina gehörte, später die Gattin des Dichters Achim v. Arnim und die Verfasserin von „Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde", sowie die zweite Tochter Louise zu sich, deren Gatte gestorben war. Auch der Sohn Maximilianens, der später als Dichter berühmte Clemens Brentano war oft bei ihr und ergötzte sie durch seine phantastischen Wunderlichkeiten. Wie uns Bettine erzählt, hatte diese Häuslichkeit einen eigenen poetischen Schimmer. In ihrem schönen, sorglam gepflegten Garten, in dessen Mitte zwei große Teiche mit Blumeninseln waren, wandelte sie des Abends sinnend umher und ergötzte sich an dem Farbenglanz der Blumen und dem Schimmer des Abendsternes. Nach dem Tod ihres Gatten ging sie beständig in Trauerkleidern, gebrauchte nur schwarze Stecknadeln und heftete mit solchen selbst die Beilagen ihrer zahlreichen Briefschaften aneinander oder band sie mit schwarzen Bändchen zusammen. Ihre einst so schönen braunen Haare waren weiß geworden, aber ihre sprechenden dunkeln Augen, der ruhige Ausdruck ihrer edeln Züge, der leichte Anstand zierten sie noch im Alter. Auch besaß sie noch die jugendliche Wärme und Zartheit ihres gefühlvollen Herzens. Bettine erzählt, in dem langen schwarzen Grosdetourkleide mit langer Schleppe, nach nach dem Schnitt, der in ihrer Jugend Mode war, lange Taille mit einem breiten Gurt, in den silberweißen Locken, die unter dem Spitzenhäubchen von einem schwarzen Schleier beschattet, hervorquellen, habe die Großmutter auf sie einen wunderbaren Eindruck gemacht. „Ei, wie fein ist doch die Großmama, alle Menschen sehen ihr gegenüber gemein aus!" Außer ihrer schriftstellerischen Thätigkeit führte sie einen ausgebreiteten Briefwechsel mit Friedrich Jakobi, Gleim, Nicolai u. A. Auch erhielt sie häufig Besuche; Göthe und Herder sprachen bei ihr ein, und oft sollen Reisende einen Umweg von einigen Meilen gemacht haben, um sie zu sehen. —

Nach dem Eintritt ihrer Enkelinnen in die Welt wurde es in ihrem Hause ziemlich still, auch der

Digitized by Google

Kreis ihrer Bekannten hatte sich verengert, und die alternde Frau sank immer tiefer von ihrer gesellschaftlichen Höhe herab. Ihr Umgang beschränkte sich fast gänzlich auf ihren begeisterten Freund, den jungen Dichter Wilhelm Buri aus Offenbach*), welcher ein beinahe täglicher Gast in ihrem Hause wurde und mit ihr in der schönen Jahreszeit im Garten auf und ab wandelte.

In Folge der durch die französische Revolution herbeigeführten großen Welterschütterungen gerieth sie in kümmerliche Verhältnisse. Durch den Einfall der Franzosen verlor sie die ihr vom trier'schen Hofe gebührenden Einkünfte. Um so mehr war sie auf den Ertrag ihrer Feder angewiesen, und von dieser Zeit an gingen eine Menge Bücher von ihr in die Welt. Im Ganzen hat sie 26 größere und kleinere Werke geschrieben, von welchen außer den schon erwähnten die bemerkenswerthesten sind:

Moralische Erzählungen im Geschmacke Marmontels (2 Thle. 1782—1784); — Briefe an Lina, ein Buch für Frauenzimmer, die ihr Herz und ihren Verstand bilden wollen (3 Thle. 1785—1797); — Waldeue, eine moralische Erzählung (1785); — Briefe über Mannheim (1790); — Schönes Bild der Resignation (2 Thle. 1795—1796); — Erscheinungen am See Oneida (3 Thle. 1797—1798); — Mein Schreibtisch. An Herrn G. R. P. in D. (2 Thle. 1799). Ihre Charaktere sind meistentheils sehr gut gezeichnet, Ton und Styl sind einfach, edel und lebhaft. Ihr letztes Werk war: Melusinens Sommerabende (1806), welches wie vor 35 Jahren ihr erstes wiederum von Wieland herausgegeben und bevorwortet wurde. In der Vorrede dazu entwirft sie einen kurzen Lebensabriß von sich selbst.

Noch einmal verließ sie vor ihrem Tode ihre „Grillenhütte", wie sie ihr Haus zu nennen pflegte, um nach 28jähriger Trennung ihren Wieland wieder zu sehen. Mit diesem war sie trotz seiner Launen und Wunderlichkeiten, trotz seiner schlüpfrigen Dichtungen, gegen die sich ihr und der Besseren ihrer Zeitgenossen gerechter Unwille kehren mußte, in fortgesetztem Briefwechsel geblieben. Wieland hatte ihr von seiner Häuslichkeit erzählt und ihr alle seine Kinder angemeldet. Es hatte sie schon längst gedrängt, ihren alten Freund einmal wieder zu sehen, sie hatte sich mehreremale bei ihm eingeladen, Wieland hatte es aber immer abgelehnt, da er durch die Erscheinung der altgewordenen Frau ihr Jugendbild in seiner Erinnerung zu verdrängen fürchtete und die Auffrischung vergangener Zeiten scheute, denen er längst entwachsen war. Jetzt hatte er sie endlich selbst eingeladen, den Zug seines Herzens zu seiner Jugendgeliebten konnte er nicht länger verleugnen. Gelegentlich einer Reise nach Schönebeck zu ihrem Sohne Carl, der preußischer Oberbergrath war, traf sie in Begleitung ihrer Enkelin Sophie Brentano den 15. Juli 1799 in Osmannstedt, Wielands reizendem Landsitze ein. Dieses letzte Wiedersehen hat sie selbst in den „Schattenrissen abgeschiedener Stunden in Offenbach, Weimar und Schönebeck 1799" beschrieben. „Ich war in seinem Hause! O, wer wollte diese Gefühle und Bilder der Erinnerung beschreiben, welche da meine Seele überwältigten! Was war seit 1750, da wir uns zum erstenmal sahen, in uns, in unserm Schicksal und auch bei unsern Freunden vorgegangen!.... Ich schlief spät ein, denn meine Seele war zu sehr bewegt, und ich hörte noch Wielands ungekünsteltes, aber seelenvolles Clavierspiel, mit welchem er alle Abende seine Ideen und Gefühle, unter dem Einfluß seines sympathetischen Freundes Horaz in sanften Einklang bringt. Vor 49 Jahren belauschte ich ihn das erstemal bei der Aussicht nach dem weiten einsamen St. Martinskirchhof in Biberach!" ...

Sie unterhielt sich mit Wieland von den vergangenen Tagen der Jugend und hatte ihm eine Zeichnung von Warthausen mitgebracht; Wieland las ihr den letzten Theil seines Agathodämons vor und freute sich noch über die Frische ihres Geistes, mit der sie Alles auffaßte. Sie machte mit ihm und ihrer Enkelin Ausflüge nach Weimar und verlebte schöne Stunden an dem dortigen Musenhofe, wo sie jenen glanzvollen Damenkranz, jenen berühmten Kreis literarischer Größen der Herzogin Amalie kennen lernte; sie wurde auf der Letzteren Landsitz eingeladen, sie speiste mit Wieland bei Göthe und verbrachte einen Abend bei der Herzogin Louise. Der Maler Kraus malte ihr Bildniß für Wieland und für Gleims Freundschaftstempel.

Bis zum 15. August blieb sie in Osmannstedt, diesem Schauplatz letzter schöner Träumereien am Abend ihres Lebens, wo sie auf der Rückreise von Schönebeck noch einmal vorsprach, um Wieland zum letztenmal zu sehen. Ihre liebreizende Enkelin Sophie hatte, obwohl sie einjährig war, Wielands ganzes Herz gewonnen, und ein Jahr darauf nahm er sie zu sich. Aber sie starb bald darauf in seinem Hause in schönster Jugendblüthe. Wieland ließ sie an einer Lieblingsstelle seines Gartens begraben.

Uebrigens trat Sophie in die Weimar'schen Kreise als eine anachronistische Erscheinung ein und machte daher wenig Glück. Sie lebte noch ganz in der längst abgelaufenen Periode der Empfindsamkeit, in welche ihre geistige Entwicklung fiel, die bei einer Frau mit dem Alter der Mündigkeit abgelaufen ist. Den den Geistern der Weimar'schen Genieperiode konnte daher Niemand mehr in ihren empfindsamen Ton mit einstimmen, selbst Wieland nicht, ja gegerade dieser am allerwenigsten. Es erginzen daher manche nicht ganz gerechte Urtheile über sie, selbst von Göthe und Herder, auch die Herzogin Amalie hielt sich gelegentlich über ihre Sentiments auf.

*) Geboren 1758 zu Offenbach und gestorben 1830 als Regierungsdirektor zu Homburg v. d. Höhe. Bekannt durch seine „Hartenlänge einer religiösen Muse" (1814 u. 1817).

Digitized by Google

Allerdings mochte trotz der durchschimmernden Sanftmuth und Herzensgüte, ihre Sucht, durch Geist und Sentimentalität zu brilliren, der moralisirende Ton, den sie bei unpassenden Gelegenheiten anstimmte, oft störend bei ihr hervortreten, und Wieland konnte sich wohl nicht mit Unrecht gegen seine Freunde über ihren Mangel an Takt äußern. Als sie der Erbprinz in Weimar durch die enggewundenen Gänge des Parkes leitet, äußert sie gegen ihn den Wunsch, „daß der Schutzgeist von Deutschland ihn durch die verwickelten, oft mit täuschenden Blumenbüschen besetzten Wege der großen Hofwelt immer auf die Stelle der Wahrheit, des Ruhms und der Fürstentugend führen möge." Doch müssen wir auch hierin mit Wieland übereinstimmen, wenn er seiner Sophie im August 1806 schreibt: „Ich erinnere mich, daß ich Sie anno 1750 ein Liedchen singen hörte, dessen Strophen sich immer mit dem Refrain schlossen:

„Daß ich so bin, bin ich froh,
Liebe Leut', ich bin nun so!"

Sie, liebe Sophie, haben gewiß große Ursache, diesen Refrain auf sich zu appliciren, und wehe dem, der Sie kennt, und nicht froh ist, daß Sie so sind, und der eines der liebenswürdigsten Werke Gottes mit seinem wo nicht verschwebten, doch immer schwebenden Flügelkopf und Engelsherzen anders haben möchte."

Am 18. Februar 1807 schlummerte Sophie zu Offenbach im 76. Lebensjahre sanft und schmerzlos hinüber. Zahllose Nachrufe wurden ihr gewidmet. Einer derselben von Buri im neuen deutschen Merkur beginnt mit der Strophe:

„Tritt, o Germania, zur Gruft und weine,
Wo deiner strahlenreichsten Seelen eine,
Groß an Verdienst, an Tugend groß,
Des schönsten Lebens Laufbahn schloß."

Sie liegt auf dem Gottesacker des eine Viertelstunde von Offenbach entfernten Dörfchens Bürgel begraben, neben ihrem Gatten und ihrem Sohne Franz, welche als Angehörige der katholischen Kirche hier ihre Ruhestätte fanden.

Wieland überlebte sie um 6 Jahre; er starb den 20. Januar 1813, und ruht in seinem Garten zu Osmannstedt neben seiner vor ihm dahingeschiedenen Gattin und seinem Liebling Sophie Brentano. Das Grabmal, in der Mitte der drei Gräber errichtet, trägt folgende, von dem Dichter selbst an Sophiens letztem Geburtstage zu diesem Zwecke verfaßte Inschrift:

„Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein."

Schweizerische Volkssagen.

Mitgetheilt von **H. Runge**.

Die Gießen-Nixe.

In Ober-Toggenburg (Kanton St. Gallen) liegt seitwärts vom Hauptthal der Thur im friedlichen Gelände des Neckarbaches das ausgedehnte und gewerbfleißige Dorf Brunnadern. Nahe bei demselben fließt der Gießen, ein kleines Quellbächlein, das aus dem Walde von Ebersol kommt. Ein sicherer Steg führt über dasselbe. Einst wohnte ein junges und heiteres Nixchen im Bach; das hielt jeden Wanderer an, nahm ihm die Kappe, welche sein Haupt bedeckte, und eilte frohlockend damit fort. Kehrte aber später der Wanderer denselben Weg zurück, so fand er die verloren geglaubte Kappe schön und rein gewaschen im Grase neben dem Stege wieder.

Einmal machte ein Jüngling aus Brunnadern häufig den Weg, wenn er des Abends zur Geliebten ging. Stets gab er gern dem Nixchen die Kappe und stets empfing er sie sauber zurück. Hatte er sie mit schönen Blumen, welche für die geliebte Braut bestimmt waren, geziert, so ließ ihm die Nixe die Blumen, aber die Kappe nahm sie ihm dennoch. Eines Abends kam er wieder über den Steg mit prächtigen Rosen an der Kappe, doch diesmal nahm ihm das ernst blickende Wasserfräulein Rosen und Kappe. Betroffen wanderte der Jüngling weiter und sein Unheil ahnendes Herz betrog ihn nicht. Denn heut eilte ihm die Geliebte nicht wie sonst liebevoll und freudig lächelnd entgegen, und als er die Thür ihres Häuschens öffnete, fand er die Ungetreue in den Armen eines Andern, der durch seinen Reichthum die Gunst der Eltern und der Tochter zu erwerben gewußt hatte. Schweigend kehrte der Verrathene zum Steg zurück, nahm seine Kappe, drückte sie tief in's Gesicht und wanderte weit fort in die Fremde. Was aus ihm geworden ist, weiß Niemand, und nie ist er in die Heimat zurückgekehrt.

Auch das Nixchen hat sich seit vielen, vielen Jahren nicht mehr am Bach sehen lassen. Böse Menschen mögen es verscheucht haben.

Die Quelle der heiligen Columba.

Bei Courfaivre, einem Pfarrdorf an der Sorne im Bernischen Amte Delsberg, in dessen Nähe man schon oft keltische Alterthümer aus Bronze fand, erhebt sich links vom Eingange in den Ort eine Anhöhe, auf welcher nicht weit von der Kirche mehrere künstliche Erdhügel, sogenannte Tumuli, sich befinden. Nachgrabungen haben gezeigt, daß ein Kreis aus Steinen diese heidnischen Gräber nahe an ihrem Rande umgiebt. Südlich von demselben Dorf auf dem Hügel Chételei, einer von dem Mont losgerissenen Felsfluh, bemerkt man eine in drei Abschnitte getheilte Um-

Digitized by Google

wallung, welche durch trockene Gräben geschützt ist und wahrscheinlich in keltischer Zeit bei plötzlichen Ueberfällen als Zufluchtsort diente. Ein Tumulus auf dem Plateau scheint diese Annahme zu bestätigen. Dunkler Wald, wilde zerrissene Felsen und tiefe schauerliche Abgründe zeichnen die Stelle aus. Nach der Sage des Volkes diente dieses einsame Plätzchen in früherer Zeit als Versammlungsort der Hexen, welche hier mit Tänzen und Schmausereien ihren Sabbath feierten und dabei schlimme Unwetter und Hagel verursachten. Die gegen sie geführten Prozesse erwähnen nicht selten des bronzenen Kessels, in welchem sie hier das Blut der Kinder mit dem der Reptilien mischten und der bekanntlich im Alterthum auch von den Priesterinnen bei den heidnischen Opfern gebraucht wurde. In der Nähe befinden sich auch sogenannte Feenkreise, welche durch das Tanzen der Geister und Zauberinnen für immer ihr Grün verloren haben sollen.

Eine Einsenkung des Gebirges in der sagenreichen Gegend von Courfaivre trägt den Namen Chêneau de Soulce (Eichhain der Quelle) und auch hier wieder haben nach den Prozeßacten die Hexen Tänze abgehalten. Rechts von diesem Sattel führt ein rauher Fußpfad zu der Grotte der heiligen Columba, einer tiefen geheimnißvollen Höhle, welche in den Fels eindringt. Halbkreisförmig gewölbt wird sie nach hinten zu immer enger; wie Gewölbbogen stehen Felsenspitzen hervor und bilden die Deckenverzierungen dieser wilden Steinkirche, deren Pfeiler bereits unter der Last des Gebirges zusammengebrochen scheinen. Aus der Fluh bricht ein heller eiskalter Quell hervor und sprudelt in ein natürliches Becken hinab. Es ist dies der Quell der heiligen Columba, einer frommen Siedlerin, welche hoch oben im Gebirge eine einsame Höhle bewohnte und die wilde Sorne überschreitend, täglich hierher ihren Durst zu löschen kam. Die Kirche kennt die fromme Jungfrau nicht, aber dennoch wird sie vom Volke hochverehrt. Seit ihrem Besuch ist die Quelle reich gesegnet und bringt allen Leidenden Heil und Genesung. Häufig tragen hierher katholische wie protestantische Mütter ihre kranken, verkümmernden Kinder und tauchen sie, nachdem sie sich vor einem hölzernen Kreuze betend niedergeworfen haben, gläubig vertrauend in das Bassin, um die schwachen Glieder in den heilsamen aber eiskalten Wasser zu erfrischen und zu stärken.

Eine andere Höhle der heiligen Columba befindet sich ebenfalls im Delsberger That am Ufer der Sorne zwischen den Eisenschmelzen von Undervelier und dem Dorfe gleichen Namens. Ihre Höhe beträgt 12, ihre Breite 50, ihre Länge 60 Fuß. Auch hier ist wieder ein Quell, dessen kaltes, feinsandig erscheinendes Wasser in gleicher Weise gegen die Krankheiten der Unmündigen angewendet wird. Und selbst im französischen Jura tragen Felsen und Steine den Namen der unbekannten heiligen Jungfrau, welche besonders kranken Kindern ihre Fürbitte zuwenden soll.

Frau Ute.

Eine alte Sage des Landes Hasli, das hoch oben an den Quellen der Aare und ihrer ersten Nebenbäche liegt und zu den schönsten, romantischsten Theilen des berühmten Berner Oberlandes gehört, erzählt von einem steinalten, von der Last der Jahre niedergebeugten Mütterchen, das, so lange Menschen in jener Gegend lebten, viele Jahrhunderte hindurch in unveränderter Gestalt jedem Geschlecht einmal zu erscheinen pflegte. Wo es sich in der Zwischenzeit aufhielt, konnte Niemand ausfindig machen; stets kam es ganz unerwartet aus dem wildesten, mit kahlen Steintrümmern und ewigem Schnee bedeckten Hochgebirg herab und verschwand spurlos, sobald es wieder Abschied genommen hatte. Frau Ute, die Gute — so nannte man das graue Mütterchen — war in seltenen Künsten erfahren und man wollte behaupten, sie sei eigentlich eine Zauberin, welche in der Zeit der Heiden im Thale gewohnt hatte und viel mit den kleinen Bergzwergen umgegangen war, bevor diese durch böse Menschen geneckt und gekränkt die Gegend für immer verlassen hatten. Namentlich verstand sie es, die Gesinnungen der Menschen auf den ersten Blick aus ihren Zügen zu errathen. Sobald sie zu den Wohnungen derselben gekommen war, ging sie von Hütte zu Hütte, ließ alle erwachsenen Mädchen vor die Thüre treten und schaute sie aufmerksam an. Fand sie endlich eines, das ihr ganz zusagte, so griff sie dem Mädchen an's Kinn und rief:

Du, du, du, ja du!
Dießmal wieder Ruh!
Hätt' ich keine funden mehr,
Litt' ich fledermal so schwer.

Dann nahm sie das Mädchen bei der Hand und ging mit ihm thalauf oder thalab, ohne zu zaudern oder zu fragen, zu dem besten, schönsten und reichsten Jüngling des Hasilandes und legte dem die Hand des Mädchens schweigend aber fröhlich lachend in die Rechte. Gleich darauf war Frau Ute spurlos verschwunden. Aber das Paar, das sie zusammengeführt hatte, liebte sich fortan innig, die Verwandten stimmten ohne Weigerung zu, und wenige Wochen später fand unter dem Jubel und unter der Theilnahme alles Volkes die Hochzeit statt. Nie hat man gehört, daß eine von Frau Ute gestiftete Ehe unglücklich wurde, denn Jüngling und Jungfrau waren stets die besten und reinsten ihres Geschlechtes und noch nach vielen Jahren, wenn sie umgeben von braven Kindern und blühenden Enkeln ihre goldene Hochzeit feierten, segneten sie das gute Mütterchen des Gebirges.

Als Frau Ute aber einmal vor mehreren hundert Jahren auch wieder erschien, um das glückliche Paar zu wühren, beleidigte sie ein roher, ungezogener Bursche und mit heftigen Drohungen wollte er sie zwingen, ihm die schönste und beste Jungfrau als Gattin zuzuführen. Zwar trat das Volk für sie auf und schlichte sie vor Mißhandlungen, aber dennoch war sie hoch erzürnt. Nachdem sie wie immer das Mädchen gewählt und dem schönsten und wackersten Jüngling vorgestellt hatte, rief sie:

Du, du, du, ja du
Giebst mir diesmal Ruh!
Aber nimmer — nimmer mehr
Komm ich in das Land daher!

Und wirklich wurde seitdem Frau Ute, die Gute, nie wieder im Hasilande gesehen.

Die Freistau von Jörgenberg.

In der Nähe des Dorfes Waltenesburg im Vorderrheinthal liegen auf dem äußersten Rand der Berghalde am Fuß einer hohen und nackten Felswand die Trümmer der einst großen und starken Veste St. Georgenberg, gewöhnlich Jörgenberg genannt. Dort hauste vor vielen hundert Jahren ein wilder Raubritter, Jörg von Jörgenberg, der alle Wanderer ausplünderte und seine eigenen Unterthanen schwer bedrückte. Deßhalb war er in der ganzen Gegend so verhaßt, daß er sich nur in Begleitung seines reisigen Gefolges wohlbewaffnet in das Thal hinabwagen durfte. Allein verließ er nie die Burg, und da er sich auch nicht einmal in ihr ganz sicher fühlte, so ließ er heimlich im Ausland eine lederne Brücke verfertigen, die vom dem hohen Wartthurm bis an den Rand der gegenüberliegenden Felswand reichte. Er selbst zog sie, sobald er sie benutzt hatte, jedesmal eigenhändig in das Schloß zurück und verwahrte sie, wenn er auf Jörgenberg schlief, in seinem Zimmer. Endlich beschlossen aber eines Tages die durch eine neue Missethat aufgebrachten Landleute, dem Unwesen ein Ende zu machen. In hellen Haufen und so gut als möglich gerüstet zogen sie vor die Burg und be-

Digitized by Google

stürmten sie. Zu seinem Unglück hatte der Ritter gerade jetzt keinen Aufstand erwartet und es fehlte der Burg fast gänzlich an Vorräthen, so daß sie sich, so sehr auch ihre festen Mauern allen Angriffen Trotz boten, nicht lange zu halten vermochte. Jörg mußte sich daher, als seine Feinde durch Verrath von der Brücke Kenntniß erhalten und durch Besetzung des Felsenkopfes jeden Fluchtversuch unmöglich gemacht hatten, auf Unterhandlungen mit ihnen einlassen. Endlich gelang es unter der Bedingung sofortiger Uebergabe für die junge und schöne Burgfrau freien Abzug mit ihren Schätzen zu erlangen; dagegen erklärten die Landleute, daß der Ritter selbst der gerechten Strafe verfallen müsse. Bald darauf öffnete sich das Burgthor und die edle Dame trat, fast zur Erde gebeugt, mit einem mächtigen hohen Korbe auf dem Rücken heraus. Die Sieger erriethen nun wohl, daß die schwere Last, welche sich im fest verschlossenen Korbe befinde, der Burgherr selbst sei, und wollten deshalb im ersten Augenblick die Abziehende aufhalten. Aber ihre Führer erklärten mit Entschiedenheit, die einmal gegebene Zusage müsse unter allen Umständen gehalten werden. So entkam der Ritter glücklich in die Fremde, die Burg aber wurde verbrannt und fast bis auf den Grund zerstört. Ritter Jörg hatte wohl sitzig alle wichtigen Urkunden zu retten gewußt und so forderte er dann einige Jahre später von seinen früheren Unterthanen die schuldigen Steuern ein, welche sie ihm und seinen Erben auch willig und ohne Zögerung zahlten, unter der Bedingung jedoch, daß kein Jörgenberg je wieder in's Land komme und daß die Zwingburg nie hergestellt werden dürfe. So geschah es und die Waltenburger gehörten zu den ältesten und freiesten Giedern der drei rhätischen Bünde.

Torquato Tasso.

Geboren zu Sorrent am 11. März 1544, gestorben im Kloster St. Onofrio zu Rom am 25. April 1595.

(Mit Portrait in Tondruck.)

Das Talent und die Schicksale des italienischen Dichters Torquato Tasso, der uns durch Göthe's Drama in so vertrauliche Nähe gerückt worden ist, haben unsere Leser gewiß aus einer oder der andern von den zahlreichen Schriften über diesen Gegenstand kennen gelernt. Wir wählten deshalb zum Rahmen unseres Bildes einen Brief, welchen des Dichters Vater, Bernardo Tasso, an seine Gattin Porzia von Augsburg aus geschrieben hat, wohin er den Fürsten von Salerno auf einer Gesandtschaftsreise zu Kaiser Karl V. im Jahr 1547 begleitete. Die schöne Porzia war in Salerno zurückgeblieben, und der Sohn Torquato, von dessen Erziehung in dem Briefe die Rede ist, war damals 3 Jahre alt. Bernardo Tasso wird von seinen Biographen als ein Mann von großen Kenntnissen, tüchtiger Bildung und festem Charakter, als ein gefälliger Freund, zärtlicher Gatte und Vater geschildert, — Eigenschaften, die sich zum Theil in dem nachfolgenden Briefe abspiegeln:

„Ich wünschte, mein süßes Herz mich mit dem Körper in diesen Brief eben so verwandeln zu können, als mit meinem Geiste; alsdann würde ich Dein und mein Sehnen zu gleicher Zeit stillen können. Nimm mit meinem Willen vorlieb, da Du es mit der That nicht kannst. Allein sei versichert, daß ich Dir auf den Schwingen meiner Neigung so oft meine Gedanken im Gewande der treusten und unverletzlichsten Treue zusende, daß dieselben die meiste Zeit über bei Dir leben. Thu's Du, wie ich hoffe und wünsche, ein Gleiches in Bezug auf mich, so bin ich gewiß, daß nicht nur häufig, sondern stets unsere Gedanken unterwegs einander begegnen. Ich weiß, meine Abwesenheit macht Dir Schmerz und lange Weile und ich fühle in meinem eigenen Herzen das Nagende Deines Grames; derselbe gehe mir um so mehr durch die Seele, je weniger ich Dich, denselben zu ertragen, stark weiß; nicht weil es Dir an Einsicht mangelt, sondern weil Du einen Ueberfluß an Liebe und Gefühl hast. Wenn aber die eigentliche Belohnung in der Gegenliebe besteht, dann sei zufrieden und ruhig bei Deiner Liebe zu mir, denn ich liebe Dich in dem äußersten Maaße, womit man ein sterbliches Wesen lieben kann. Ich hoffe meine Rückkehr wird schneller, nicht als ich wünschte, sondern als Du glaubst, erfolgen. Ich will und könnte Dir auch das wann? nicht schreiben, da solches weit mehr vom Willen Anderer, als von meiner Entschließung abhängt; je weniger gehofft und geglaubt, um so angenehmer wird sie Dir sein. Allein für den Fall, daß es Gott (dessen Willen wir uns zu fügen haben) gefallen sollte, daß meine Abwesenheit länger als Noth thut, dauerte, will ich Dich hierdurch in Kenntniß setzen, wie Du Deine theuern Kinder so ziehen magst, daß sie zu unserer Freude und ihrer Ehre und zum Nutzen der Welt von unserer Liebe und Sorgfalt und ihrer Tugend Zeugniß geben. Dich hat Dein jugendliches Alter für ihre Erziehung noch nicht hinlängliche Erfahrungen machen lassen, ich will Dir daher theils aus alten, theils aus neuern Philosophen einige Vorschriften mittheilen, mit Hilfe deren Du unter Gottes Gnade sie so erziehen wirst, daß Du Dein ehrenvolles Alter im Schooße ihrer tugendhaften Jugend wirst ausruhen lassen können.

Das Wesen der Erziehung, oder wie Du mit einem mütterlichen Ausdrucke sagst, der Pflege, hat zwei Rücksichten: sittliche und wissenschaftliche Bildung; die erstere ist gemeinsame Obliegenheit von Vater und Mutter; die zweite nur für den Vater. Ich will mit Dir deshalb nur von der sittlichen Bildung reden, und mir (wenn Gott dazu das Leben verleiht) die Sorge für unseres Torquato Studien vorbehalten, dessen kindliches Alter noch nicht erlaubt, ihn unter das Joch der Zucht zu nehmen. Ich sage also, daß wenn der Ueber alles Guten sie uns auch (falls die väterliche Liebe mich nicht täuscht), und so viel sich bei diesem zarten Alter erkennen läßt, schön an Leib und Seele geschenkt hat, es doch, um sie zur erwünschten Vollkommenheit zu bringen, eines bildenden Einflusses auf sie bedarf. Gleichwie kein Erdreich so hart, rauh und unfruchtbar ist, welches durch Cultur nicht alsbald weich, fruchtbar und gut würde, und kein noch so guter Baum, wenn man denselben nicht umlebt und ocnliert, wieder zu verwildern und unfruchtbar zu werden unterläßt: so giebt es keinen von Natur noch so rohen Geist, welcher durch lange und gute Unterweisung und Zucht nicht angenehm und gelehrig werden sollte; noch anderseits einen trefflichen und glücklichen, der ohne sorgsame und gute Pflege nicht verderben und aus der anfänglichen guten Art schlagen sollte. Gewöhnung gehaltet sich leicht zur Natur; wir müssen daher auf alle Weise bemüht sein, so lange der Baum zart und beugsam ist, den Stamm ihrer Gedanken und die Zweige ihrer Handlungen nach der Seite der Schönheit und Tugend hinüber zu gewöhnen.

Digitized by Google

Verlag von *Krais & Hoffmann* in Stuttgart.

Druck von Brettkopf & Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Gleichwie kleine, in die zarte Rinde eines jungen Baumes eingeschnittene Buchstaben mit dem größer werdenden Stamme selbst wachsen und mit ihm fortleben; so drücken auch die gegebenen Lehren und Beispiele von Tugenden im Gemüthe eines Kindes sich ein, und nehmen solches Leben, solche Kraft an, daß sie nimmer vergehen; läßt man sie aber verhärten und sich auf die schlimme Seite gewöhnen, so wird kein Studium, keine Sorgfalt, die man darauf verwendet, im Stande sein, sie auf die bessere Seite zurückzubringen, eben so wenig, als man das bereits umgedrehte Rad des Wagens zurückzuschieben vermag. Unsere Cornelia ist nun aus ihrer Kindheit herausgetreten und wird von Tag zu Tag größer an körperlichem Wachsthume; ihr Verstand wird schärfer und lebendiger; man kann auf ihn, wie auf ein fruchtreiches und in Stand gesetztes Land, bereits einen unserer würdigen Samen ausstreuen; keiner aber ist edler, keinem entprießet köstlichere, reichlichere, den Hunger und Durst nach weltlichen Freuden weiter entfernende Frucht als dem Samen der Liebe und des Namens Gottes. Mit allen Kräften, mit steter Sorgfalt muß Du ihrem kindlichen Gemüthe seinen Namen, seine Liebe und die Gedanken an ihn einprägen, damit sie denjenigen ehren und lieben lerne, von dem sie nicht allein das Leben, sondern alle Güter und Annehmlichkeiten empfängt, welche den Menschen in dieser Welt glücklich und in jener selig zu machen vermögen; in ihrem zarten Sinne suche selbst der Furcht Gottes Eingang zu verschaffen, der Furcht sage ich, doch nicht einer niedrigen, sclavischen, diese mißfällt seiner Majestät, sondern einer edlen, sanften, welche jederzeit so mit der Liebe vereinigt und verbunden sein muß, daß sie davon unzertrennlich und unscheidbar ist; aus dieser geschwisterlichen Vereinigung und Verbrüderung entstehet die Religion. Wie der Schatten zwar unnütze und wilde Pflanzen im Keimen nicht hindert, sie aber nicht reifen und Frucht bringen läßt, so läßt die Religion keinen schändlichen Fehler oder kein Hauptlaster in ihren Gemüthern wurzeln und keine Zeit herauskommen, worin eine Frucht der Verwerflichkeit zur Reife gedeihen könnte. — Damit du wissest, was das Wort Sitten bedeutet, muß ich Dir sagen, daß Oefnung nichts anderes ist, als bei allen Dingen, die man sagt, eine gewisse Bescheidenheit und Anstand zu zeigen, und bei denen, welche man thut, eine gewisse Ordnung und angemessene Art zu beobachten, aus denen jene Würde, jene Wohlanständigkeit hervorleuchten und glänzen, bei der nicht nur Auge und Gemüth der Besitzer, sondern auch der Thoren sich ergötzt und Bewunderung empfindet. Die Sitten sind nun verschieden nach der Zeit oder der Einsicht; einige werden bei kindlichen Gemüthern durch die Vernunft und Sorgfalt Anderer gelehrt und eingeprägt; andere lernen sie nach selbstständigen Betrachtungen mittelst ihres eigenen Urtheils mit der Zeit. Denke also daran, sie diejenigen zu lehren, welche man von Dir am meisten fordert.

Es gibt zweierlei Arten zu unterweisen, eine durch Unterricht mit Gründen, die andere durch Beispiele. Weil der Sinn des Auges den des Ohres an Schnelligkeit übertrifft, und von Natur eine größere Kraft hat, so ist es nöthig, daß Du, Frau Porzia, wenn Du Deine Kinder so erziehen und sie so bilden willst, daß sie wegen ihrer Sitte und Tugend gelobt zu werden verdienen, Dich ihnen so zeigst, wie Du wünschest, daß sie selbst Andern erscheinen mögen. Die stille Zucht hat es mehr mit Thatsachen als mit Worten zu thun, jene aber ist die erfolgreichste; denn, wolltest Du ihnen Regeln geben, welche Du selbst nicht befolgst, so würde es so sein, als wollte Jemand seinen Freunde den Weg weisen und schiefe eine falsche Straße ein. Wenn Vater und Mutter wohlthätig auf ihre Kinder einwirken wollen, müssen sie gemäßigt und sanft sein und mit solcher Sorgfalt, solchem Eifer ihre Tugenden an den Tag legen, daß sie bemüht sind, dieselbe wie eine kostbare Flüssigkeit durch Aug' und Ohr in das Gemüth und den Geist des Kindes einzugießen, daß sie sich selbst ganz in dasselbe verwandeln; denn sobald das Kind mit dem kindlichen Gedanken nachzusinnen, und wenn auch nicht in den innern, doch in den äußern und oberflächlichen Räumen des Verstandes umherzuschwärmen anfängt, so richtet und heftet es Aug' und Ohr auf Vater und Mutter, beobachtet und betrachtet Alles, was diese thun, mit äußerster Aufmerksamkeit. Die Bewunderung der Tugenden seines Vaters ist der empfindlichste Stachel, um den Geist des Sohnes in derselben Richtung zu treiben, welche der Vater eingeschlagen.

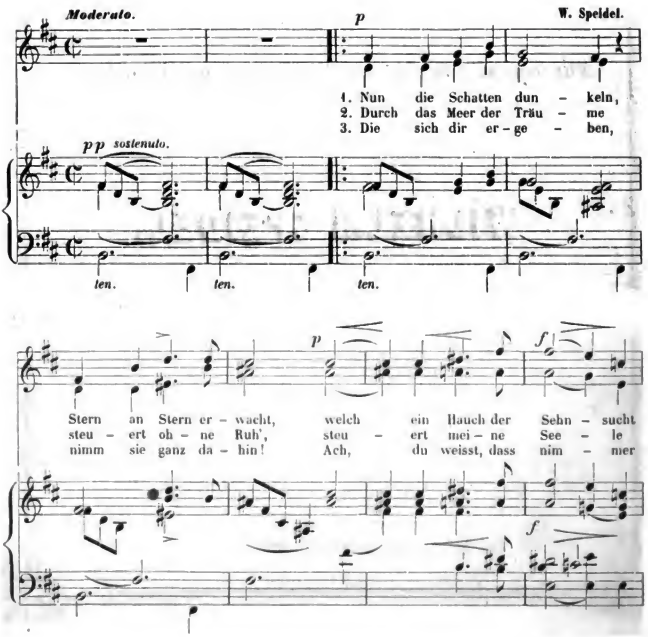
Vor allem aber habe Obacht auf die Zucht Deines Gesindes; kein häßliches, ruchloses, leichtfertiges Wort gelange zu dem Ohre Deiner Kinder, keine unanständige, schändliche Geberde lasse sich vor ihren Augen blicken; dies muß Deine eigenste Sorge und Eifer sein. Die meiste Zeit über habe sie um Dich, und weile bei ihnen; ihre Augen müssen auf Dein Gesicht gewendet sein; von Dir sollen sie sprechen, gehen lernen. Führe sie in kein Haus, worin nicht eine sanfte und keusche Erziehung gehandhabt wird. So wie von Orten her, welche überall gesund sind, nur eine wohlthuende Lebensluft wehen kann, so kann aus der gewohnten Betrachtung eines guten und tugendhaften Betragens nur der Odem einer guten Zucht sich entwickeln. Wenn auch die Sitten, welche durch Sindinun Anderer dem Gemüthe sich einprägen, nicht wahre Tugenden, sondern Aehnlichkeit, Bild, Schatten derselben sind, so ereignet sich's gleichwohl im Laufe der Zeit (so groß ist die Macht der Gewohnheit!), daß sie, wie Pygmalions Statue, durch Gottes Gnade in den Geist und das Leben wahrer Tugenden sich umwandeln.

Hüte Dich in den Fehler der meisten andern Mütter zu verfallen, welche durch zu große Nachsicht, durch übermäßige Nachgiebigkeit in den Willen und die Wünsche der Kinder, nicht allein ihnen zum Gefallen handeln und sprechen, sondern auch Andere nichts gegen ihren Willen reden und thun lassen wollen und so ihr Betragen verderben. Auf diese Weise lassen sie jene eine Beute der Vergnügungen werden und machen Vergnügungssucht und Sinnlichkeit zum Herrn, zu Tyrannen ihres jugendlichen Denkens. Ich will damit nicht gesagt haben, daß Du deswegen zur höchsten Furchterregung oder zu Schlägen Deine Zuflucht nehmen müssest, vielmehr tadele ich diejenigen, welche ihre Kinder schlagen, eben so sehr, als wenn sie Hand an das Bild Gottes zu legen wagten. Tugend muß in den Gemüthern der Kinnen nicht mit der Peitsche oder durch Furcht bewahrt werden — denn Furcht ist ein schwacher Wächter der Tugend —; sondern auch hier muß jene für alle unsere Handungen so sehr empfohlene Mittelstraße beobachtet werden. So wie man sich hüten muß, daß ein Uebermaß von Strenge und Härte die Liebe zum Vater nicht hergestalt aus dem Herzen des Sohnes verdränge, daß alle daraus entstehenden Regungen sich in Haß gegen denselben verwandeln, so muß man auf gleiche Weise darauf bedacht sein, daß durch zu große Nachsicht und Nachgiebigkeit die Furcht und Ehrerbietung und Ehrfurcht, welche zu erweisen man gewohnt und schuldig ist, sich nicht verlieren. Wenn aber zuweilen (was bei der Unvollkommenheit unserer Natur unvermeidlich ist) die Kinder einen Fehler begehen, so drücke, wenn er gering ist, ein Auge zu; ist er mittelmäßiger Art, so mache mehr liebevolle, als harte Vorwürfe, worin man sich nach einem guten Arzte richten muß, welcher dem Kranken lieber durch Diät als durch Purgiren zu helfen sucht; ist es aber ein grober Fehler, dann verfahre ohne die gewöhnliche Milde und Nachsicht; zornig, streng und unbeugsam zeige Dich alsdann. Sollte etwa ein Dienstbote auf die nämliche Art sich vergehen, wie das Kind, so muß man (wie ich auch der Meinung bin, daß das Kind nicht geschlagen, und aus einem fernen und ebenwürdigen Wesen zu einem sklavischen gemacht werde), meinen Trachtens den Dienstboten nur durch Wort und That zurechtweisen, damit das Kind, wenn es an Anderen seine eigenen Fehler bestraft sichet, sein Vergehen erkenne und zugleich einsehe, wie es unsere Liebe verscherze, wenn es sich von der Stärke der Sinnlichkeit zu diesem Fehler hinreissen läßt.

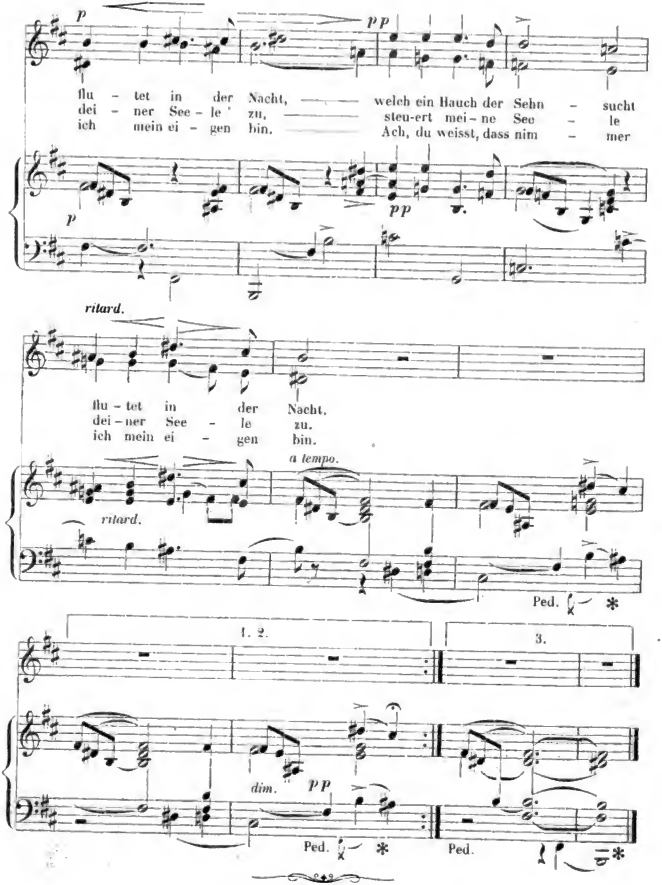
Noch unzählige andere Unterweisungen lassen sich für eine gute Erziehung geben; allein ich fürchte durch eine zu starke Häufung derselben Dich zu verwirren, und ich glaube, alle Haupt- und allgemeinen Punkte berührt zu haben, unter welchen alle übrigen spezielleren Vor-

Digitized by Google

„NUN DIE SCHATTEN DUNKELN!"



Digitized by Google



Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Liebe am Eismeer.

Von **H. Emmerich.**

Die Profeſſorin hatte Geburtstag. Am Abend hatte ſich ein kleiner Freundeskreis bei ihr verſammelt und die ſchöne, in Jugendblüthe prangende Frau war liebenswürdig und heiter, wie immer.

„Man muß es Deinem gelehrten Herrn Gemahl doch laſſen, — er iſt aufmerkſam, galant und hat ſeinen Geſchmack. Schenkt ein Ehemann ſeiner Frau einen Amor! Die Broche iſt prächtig und ich habe niemals feinere Elfenbeinſchnitzerei geſehen.“

Die muntere Freundin, welche dieſe Worte ſprach, reichte das Kunſtwerk ihrem Nachbar zur Rechten, dem Beherrſcher der Erde, wie ſie ihn ſcherzend nannte, weil Geographie und Völkerkunde die Lieblingswiſſenſchaften des Doctors waren. Er hatte

Sibiriſche Landſchaft.

ſich einmal gerühmt, daß die ganze Erde ihm gehöre und daß es dem Kundigen nicht gerade ſchwer falle, an jeden Gegenſtand einen intereſſanten geographiſchen Vortrag zu knüpfen. Jetzt bewunderte er die prächtige Arbeit des Künſtlers.

„Es würde Ihnen doch einige Mühe verurſachen, über dieſen Elfenbein-Amor ſich mit Ihrer geographiſchen Gelahrtheit zu verbreiten“, ſprach die Muntere. „Es müßte denn etwa ſein, daß Sie uns die Neuigkeit mittheilten, in jedem Himmelsſtrich gebe es Menſchen, welche dem Gott der Liebe nicht abhold ſind, das wiſſen wir aber längſt. Nun, Sie ſchweigen; haben Sie nichts zu entgegnen?“

Der Doctor lächelte und warf die Worte hin: „Nichts iſt leichter, als dieſen Amor mit Aequator und dem Eismeer, ja mit der ſogenannten Urwelt in die innigſte Verbindung zu bringen, mit Völkern und Gegenden, von denen ſich die alten griechiſchen Dichter und Bildner gewiß nichts träumen ließen, als ſie den Eros darſtellten. Auch Venus hat nichts vom Mammuth gewußt.“

„Amor, Eros, Mammuth, Venus! Doctor,

was für Dinge bringen Sie da zusammen! Es scheint hier nicht ganz richtig zu sein." — Sie wies nach der Stirne hin. — „Was hat diese Brosche mit dem Mammuth zu schaffen?"

„Sehr viel, denn sie ist aus einem Mammuthszahne geschnitzt."

„Aber das ist ja Elfenbein, und Elfenbein kommt doch vom Elephanten!"

„Nicht immer. Der Kenner wird Ihnen, sehr zuversichtliche Freundin, sagen können, daß zu diesem Amor hier ein Stück vom Zahne eines vorweltlichen Dickhäuters benützt wurde. Auch dieser Stoff ist Elfenbein, denn in der Wissenschaft bezeichnet man das Mammuth als einen urweltlichen Elephanten, und wir kennen dieses Thier jetzt eben so genau, wie seine noch lebenden Verwandten, welche Afrika und das südliche Asien durchschwärmen."

„Du sprachst mir einmal davon", sagte die Professorin und blickte nach ihrem Manne hin.

Der Doctor fuhr fort: „Sie sehen, wie sich dieser Amor mit der Erdkunde in Verbindung bringen läßt; ein Geolog könnte einen Vortrag daran knüpfen, welchem Sie Ihre Aufmerksamkeit nicht versagen würden, und ein Romanschriftsteller würde ihm gleichfalls eine interessante Seite abgewinnen können; er würde namentlich ihr empfindsames Herz rühren."

„Ach, Mammuth und Empfindsamkeit, wie reimt sich das miteinander? Freilich, Ihrer Combinationsgabe wäre das am Ende wohl möglich. Sie bringen ja auch Pol und Aequator, Sonne und Eis zusammen. Daß Sie kein Romantiker sind, wissen wir freilich, aber Mammuth und Sentimentalität in Einem Becher zu mischen, das sollten Sie doch einmal versuchen."

Die Muntere sprach das mit, wenn man so sagen darf, pathzironischer Liebenswürdigkeit und nickte mit dem Kopfe, gleichsam um ihren letzten Worten einen besondern Nachdruck zu geben, aber der geographische Doctor ließ sich nicht aus seiner Fassung bringen und entgegnete:

„Sie fordern mich auf die Mensur und ich will sie betreten. Ich muß es, denn ich würde ja sonst nie mehr sicher sein vor den Pfeilen des Spottes meiner aufgeweckten Nachbarin, und diese Pfeile würden schärfer sein, als jene welche Amor abschießt."

„Nein, ist das ein geistreicher Vergleich! Da wären wir ja bei der Mythologie für die liebe Jugend angelangt."

„Jetzt wird es Zeit, daß Du Dich heraspankst; man will Dich in's Gedränge bringen."

„Du hast recht, Professor. Aber ich bitte nun um ein freundliches Gehör."

„Ja, das soll Ihnen werden, wenn Sie Amor, Liebe und Mammuth in Verbindung bringen. Wir wollen doch sehen, wie Sie das anfangen."

„Das ist mein Geheimniß; ich sage jetzt nur, daß ich die Aufgabe zu lösen hoffe, und daß ich Sie nicht mit pedantischer Schwerfälligkeit behelligen werde." — Nun begann der Doctor seine Erzählung.

„Hier ist die Erdkugel. Auf der ungeheuern Strecke vom atlantischen Ocean bis zur Behringsstraße, welche Asien von Amerika scheidet, findet man im Norden des vierzigsten Breitengrades, bis in's Eismeer hinein, eine ganz ungeheure Menge von einzelnen Knochen oder auch von ganzen Gerippen urweltlicher Elephanten. Namentlich Sibirien ist vorzugsweise reich daran. Sie liegen auf dem Thon und Kies der Tertiärgebilde und werden sehr häufig vom Wasser der Ströme, des Meeres oder auch in Folge heftiger Regengüsse zu Tage gespült. Vor sechszig Jahren fand ein tungusischer Fischersmann sogar ein völlig erhaltenes Mammuth vor der Mündung des gewaltigen Lenastroms."

„Ja, die Lena fließt in Sibirien durch eine furchtbar öde Gegend. Aber sind die Mammuthe nur auf unsere alte Welt beschränkt oder kommen sie auch in der neuen vor?"

„Auch Amerika hat seine urweltlichen Dickhäuter, deren zahlreiche Arten Verwandschaft mit dem Mammuth zeigen, man bezeichnet sie dort als Mastodonten. Jener Fischer an der Lena hatte seit Jahren Mammuthszähne aus den hohen Kieshügeln hervorgegraben. Eines Tages bemerkte er, etwa zwanzig Ellen über dem Wasserstande des Flusses, eine dunkle unförmige Masse, die auf einer dicken Eisbank festlag. Ich will beiläufig bemerken, daß der Erdboden in Nordsibirien schon wenige Fuß unter der Oberfläche niemals aufthauet und ans ewigem Eise besteht. Der Fischer gewahrte braunes zottiges Haar; das Ganze ergab sich bei näherer Betrachtung als ein Riesenthier, dessen eine Seite in Folge eines Eis- und Kiesturzes bloß gelegt war. Nach zwei Jahren, 1801, kam der Tunguse wieder in jene Gegend; abermals hatten sich Erdmassen abgebröckelt, und wieder zwei Jahre später war in Folge eines milden Winters das ganze urweltliche Ungethüm vom Hügel herabgestürzt. Der Fischer sägte ihm die großen Stoßzähne ab, und verkaufte sie in Jakutsk für etwa fünfzig Silberrubel. Dieser Fund machte damals großes Aufsehen, und ein neugieriger Engländer, ich glaube er hieß Adams, macht sich auf den Weg, um ein ganzes Mammuth an Ort und Stelle zu sehen. Ich erinnere mich aus seiner Beschreibung, daß er allerdings dasselbe noch fand, aber es war nun zerstückelt. Die Jägermannen, welche bis an's Eismeer den Pelzthieren nachstellen, hatten das Fleisch herausgehauen und ihre Hunde damit gefüttert, die weißen Bären, Füchse und Wölfe ließen sich gleichfalls eine so leckere Beute nicht entgehen, und so fand der Engländer nur das nackte Gerippe, aber, bis auf ein Vorderbein, ganz vollständig. Auf dem Schädel saß noch die dicke, vertrocknete Haut, an dem einen, sehr wohl erhaltenen Ohre ein dicker Haarbüschel. Die Augen waren unversehrt geblieben und eine Pupille ist noch jetzt ganz deutlich zu erkennen. Schweif und Rüssel fand Adams nicht, wohl aber eine lange Mähne. Das Thier war ein Männchen; die Haut, von welcher noch etwa zwei Drittel übrig sind, dunkelgrau, mit röthlicher Grund-

Digitized by Google

wolle und langen, schwarzen Haaren bestanden. Die Höhe des Gerippes beträgt mehr als neun Fuß, die Länge über sechszehn Fuß, ohne die Stoßzähne, welche, die Krümmung mitgerechnet, beinahe zehnthalb Fuß gemessen haben. Sie hatten ein Gewicht von vierthalb Centnern, der Kopf allein war fünfthalb Centner schwer, die Reste der Haut waren eine Bürde für zehn Männer; das umherliegende Haar, welches der Engländer sammelte, und das wahrscheinlich von den Bären ausgerissen worden war, hat ungefähr sechsundzreißig Pfund gewogen. Sie werden mir zugeben, daß man mit Recht von einem Riesenthiere reden kann."

„Sagen Sie von einem Ungeheuer. Aber was war denn die Nahrung dieser Thiere?"

„Ich werde es gleich sagen. Diese urweltlichen Elephanten waren also gigantischer als jene unserer Tage; sie trugen einen dichten Pelz von Grundwolle, die Haare über derselben sind fußlang, und daraus ergiebt sich klar, daß die Natur sie für ein strenges Klima geschaffen hatte. Im heißen Afrika bedürfen die Dickhäuter keiner wärmenden Hülle und sind deshalb kahl. Die Mammuthe nährten sich von Nadelholz und Birken."

„Wie können Sie das wissen, Doctor?"

„Man hat Nadelholzzweige, Tannenzapfen, Birkenzweige und andere nordische Pflanzen zwischen den Zähnen und im Magen gefunden. Da, wo die Mammuthe jetzt in größter Menge vorkommen, wachsen diese Pflanzen nicht mehr, sie waren aber vor unserer gegenwärtigen geologischen Epoche vorhanden. Wir können mit Bestimmtheit sagen, daß damals die nördliche Halbkugel eine gemäßigtere Luft hatte, und Wasser und Erde anders vertheilt waren, als heute. In dieser Region lebten die nun ausgestorbenen Dickhäuter; sie gingen unter bei einer gewaltigen Fluth, ihre mächtigen Leiber wurden mit Thon, Kies, Sand, überhaupt von allmialen Ablagerungen überdeckt. Das Klima wurde strenger, die Mammuthe gefroren ein und sind in ewigem Eise unversehrt geblieben bis auf diesen Tag herab. Gerippe und auch andere Ueberbleibsel haben wir in manchen naturwissenschaftlichen Museen Europa's, (namentlich in St. Petersburg), und Nordamerika's."

„Das ist ja höchst interessant. Vom Mammuth wüßten wir also Einiges. Aber wo bleibt Amor und was wird mit der Empfindsamkeit? Nun bin ich erst recht gespannt, wie Sie die Romantik anbringen wollen, Doctor."

„Zu diesem Zwecke müssen Sie mir in das Land der Zobeljäger und Fuchsjäger folgen. Ich fordere Sie zu einer Reise nach Sibirien auf."

„Sehr kalt in jener schönen Gegend."

„Allerdings etwas kalt. Aber unser Alexander von Humboldt scheute die Reise nicht, als er schon ein Greis war, und hier, wo der Ofen eine so behagliche Wärme ausstrahlt, können wir die weite Wanderung schon wagen. Also Sie folgen mir?"

„Bis zum Nordpol! Wo möglich noch darüber hinaus."

„So weit gehen wir nicht. Den Nordpol überlassen wir dem amerikanischen Doctor Hayes, der ihn eben jetzt aufsucht und nebenher ein kaltes glühendes Eisen, oder heißes Eis oder süße Bitterkeit und dergleichen."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Doctor Hayes sucht ein allzeit eisfreies Meer am Nordpol."

„Das wird er wohl schwerlich finden."

„So meinen Viele. Doch wenden wir uns nach Sibirien, einem Lande, dessen südlicher Theil einst für die Cultur von Bedeutung sein wird. Ich bitte Sie indessen, mir in eine weniger milde Gegend zu folgen, nach Jakutsk, einer Stadt in Ostsibirien, an die Lena, welche ihre trägen Fluthen durch eine wilde, wüste, eisige Einöde zum starren Polarmeere hinabwälzt. Dieses Jakutsk liegt auf einem Boden, der nur drei Fuß tief aufthaut und das auch nur in den drei Monaten, welche man als Sommer bezeichnet. Er ist lediglich ein Kampf zwischen Entstehen und Vernichtung, kurz, heftig, und neun Monate bleibt Boreas Herrscher."

„Es muß dort ein trostloses Leben sein."

„Doch nicht so ganz. Es wohnen manche gebildete Leute, auch deutsche Familien in Jakutsk, und Sie wissen ja, wo Deutsche leben, dort ist auch immer eine gewisse Culturströmung. Während der Jakute sein Vieh in geheizten Ställen durchwintern muß, spielt man in den Gesellschaftszimmern unserer Landsleute die herrlichsten Tonweisen Mozarts. Der Handel zieht auch gebildete Leute dorthin und deren giebt es ohnehin viele unter den russischen Beamten. Die jakutischen Jäger bringen die Ausbeute ihrer Jagden; gegen Pelzwerk und Mammuthelfenbein tauschen sie Getreide, Tabak, Mehl, Thee, Tuche, Eisenwaaren und sogar chinesische Seidenstoffe für ihre Frauen ein. Manche sind recht hübsch, denn diese Jakuten gehören zu unserm großen Menschenstamme, welchen wir gewöhnlich als den kaukasischen bezeichnen. Es besteht deshalb zwischen Russen und Jakuten kein so großer Abstand, wie gegenüber den Völkern mongolischer Rasse, und jene wechseln ihre Kinder auf ein paar Jahre aus, damit der kleine Jakute in der russischen Familie die Sprache der Moskoviter, der Russe aber jene der Eingeborenen erlerne.

„In dieser Stadt Jakutsk lebte der Sohn eines russischen Bürgers. Dieser Iwan, ein kräftiger Bursch, war leidenschaftlich dem Jägerleben zugethan, begleitete seine jakutischen Altersgenossen auf ihren weiten Streifzügen, zielte sicher, brachte den Balg manches Luchses oder Zobels heim, glitt auf seinen langen Schneeschuhen rasch wie der Wind über die eisigen Flächen und war auch einmal bis an's Eismeer vorgedrungen. Er zählte einige zwanzig Jahre, hatte sich den Ruf eines ausgezeichneten Jägers erworben und war eigentlich nicht geneigt, sich in eine Kaufmannsbude einzusperren. Aber sein Oheim drang darauf; die Eltern hatten dem Jüngling ein mäßiges Vermögen hinterlassen, und mit Fleiß und

Digitized by Google

Ausdauer konnte er sich zum wohlhabenden Mann emporarbeiten. Auch gab er den Bitten seiner Verwandten nach, kaufte Landeserzeugnisse ein und machte gleich während des nächsten Jahrmarktes gute Geschäfte. Doch sein Sinn schweifte über den Ladentisch hinaus in die weite Ferne; er dachte an die steilen Berge und die mit Moos bewachsenen Flächen, die Tundras, welche im Sommer unter dem Fuße des Wanderers erbeben, an die klaren Seen und die dichten Wälder. Er wurde fast trübsinnig.

„Du lebst zu einsam, Iwan", sagten seine Freunde. „Nimm Dir ein Weib, dann hast Du Gesellschaft und Häuslichkeit und wirst die Marder und Eisbären bald vergessen."

„Ei, jetzt kommt wohl Amor?"

„Amor kommt, allerdings. Iwan glaubte seinen Freunden, hatte den besten Willen, eine Frau zu suchen und ging in Gesellschaften. Dort hinten in Sibirien spielen die Mahlzeiten eine noch größere Rolle als bei uns; man ißt sehr viel, trinkt sehr viel, spielt sehr viel, und wenn Abends das Wasser im Theekessel, im Samowar, siedet, knacken die jungen Leute Nüsse und wieder Nüsse. Nicht selten greift man zur Gusla, der russischen Cither, und der Tanz beginnt. Iwan lebte wie die anderen; er rauchte Tabak, trank Punsch und Thee, und tanzte lustig, am liebsten mit einer jungen Wittwe, deren freundliches Wesen ihm gefiel. Maschinka war wohlhabend, besaß ein wohnliches Haus, verstand sich ausgezeichnet auf den Pelzhandel und war außerdem sehr hübsch. Sie knackte Nüsse mit ihren wunderschönen Zähnen, reichte den Thee mit anmuthigem Lächeln und Iwan fing Feuer; er wollte diese Maschinka heirathen und bot ihr seine Hand an.

„Die schöne Wittwe lächelte ganz anmuthig, war freundlich, zuckte aber die Achseln, schlug nicht ab und sagte auch nicht Ja, äußerte indessen, daß Iwan noch sehr jung, im Geschäfte noch nicht gewandt und auch nicht sehr vermögend sei. Dagegen wandte er ein, daß er ein Jäger sei, der es mit Jedem aufnehme; Geschäftserfahrung komme von selbst und bluturm sei er doch auch nicht. Die Wittwe meinte, daß der Selige ihr mindestens viermal mehr hinterlassen habe, als Iwan besitze, der seinerseits etwas unwillig andrief, daß es nur an ihm liege, der reichste Kaufmann in ganz Sibirien zu werden. Auf die etwas spöttische Frage, wie er das anfangen wolle, entgegnete er: Ich habe lange unter den Jakuten gelebt, und wenn ich eine weite Reise machen will, kann ich so viel Elfenbein herbringen, daß ich mehr davon besitze, als alle unsere Kaufleute in zehn Jahren auf ihrem Lager gehabt haben. Ich kenne die große Elfenbeinstätte im Nordosten; sie ist noch nicht angegriffen worden. Dorthin wage ich mich, wenn Du mich nehmen willst. — Die berechnende Schöne deutete an, daß sie dem reichen Besitzer von Mammuthzähnen die Hand wohl nicht verweigern werde.

„Von nun an hatte der Jüngling nur noch einen Gedanken, die Elfenbeinstätte, welche im fernen Eismeere lag. Sein alter jakutischer Freund Sakalar war dort gewesen und hatte mit genauer Noth das Leben gerettet, denn er war von Tschuktschen überfallen worden; diese erschlugen seinen einzigen Gefährten. Jetzt drang Iwan in den alten Jakuten, die weite und gefährliche Reise noch einmal zu wagen. Er hatte sich in der Stadt mit dem nöthigen Reisebedarf versehen und seine Waffen waren vortrefflich.

„Sakalar wohnte in der Miure-Ebene, einer Wüstenei, in welcher Moräste mit sandigen Dünen, schneebedeckte Berge mit düsteren Wäldern abwechseln. Als Iwan dorthin aufbrach, war der Septembermonat gekommen. Seine fünf Pferde hatte er der Länge nach hintereinander gespannt und ritt auf dem ersten. Abends suchte er unter Bäumen oder hinter einem Felsen Schutz, zündete ein Feuer an, bereitete sein Mahl und hüllte sich in Bärenfelle. Am andern Morgen schüttelte er den Schnee ab, denn in jener Gegend fallen sogar im August zuweilen weiße Flocken, kochte Thee und zog weiter auf der pfadlosen Bahn. Am dritten Tage war er unschlüssig, welche Richtung er einschlagen mußte. Er befand sich zwischen steilen Hügeln und einem halbgefrorenen Morast; ein mit Eis belegter Bach mußte nothwendig überschritten werden. Iwan that, was in solchen Fällen landesüblich ist, er überließ es den Pferden, sich selber den Weg zu suchen und ritt getrost weiter. Plötzlich kracht es unter ihm, er bricht ein und — befindet sich nun unter einem hohen Eisgewölbe. Das ist in Sibirien keine Seltenheit. Der Fluß war bei sehr hohem Wasserstande rasch mit Eis überzogen, als das Wasser klein wurde, blieb die Decke. Wir sehen dergleichen in kleinem Maßstabe auch bei uns in Deutschland. Der versunkene Reisende ritt eine Strecke weiter und hieb an einer passenden Stelle mit dem Handbeil ein Loch in die Decke. So kam er wieder zu Tage.

In der Einöde von Miure liegen manche flache Thalkessel, die einst Seeboden waren, aber von den Seen sind jetzt nur fischreiche Teiche übrig geblieben. Diese fruchtbaren Gründe bilden einen Lieblingsaufenthalt der Jakuten, welche dort ihre Jurten aufschlagen und ihre Heerden weiden. Hier wohnte Sakalar in einer geräumigen Hütte, und seine in Jakutsk erzogene Tochter hielt die Wohnung sauber, das ist eine Seltenheit unter dem Nomadenvolke der Jakuten. Sie sind übrigens ungemein abgehärtet, können die strengste Kälte ertragen, wandern oft ohne Pelz oder Zelt, übernachten auf dem blanken Schnee, können fasten und haben ein wunderbar scharfes Auge. Solch ein Jakute erzählte einst einem russischen Gelehrten, er habe gesehen, wie ein großer blauer Stern eine Anzahl kleinerer Sterne verschlang und dann wieder ausspie. Das war ganz richtig. Mit unbewaffnetem Auge hatte der Wilde eine Verfinsterung der Jupitertrabanten wahrgenommen. Er kennt jeden Hügel oder Morast, jeden Beerenstrauch oder Fels, und verirrt sich niemals. Seine Nahrung besteht in Fleisch, in Kuh- oder Pferdsmilch, und ganz besonders liebt er,

Digitized by Google

aus ganz richtigem Antriebe, rohes oder zerlassenes Fett, denn das erwärmt sein Blut und macht ihn fähig der Kälte Trotz zu bieten. Aus demselben Grunde bilden Seehundsthran und Speck vom Walfische die Hauptspeise der Eskimos. Im Sommer macht der Jakute Heu und wohnt unter einem Zelte, im Winter haust er in einer mit Rasen überdeckten Hütte, in welcher Eisschollen die Stelle der Glasfenster vertreten.

„Als Iwan vor Sakalars Jurte ankam, war es schon ziemlich dunkel. Der Jakute ging dem Russen freundlich entgegen. Er war ein kräftiger Mann von mehr als fünfzig Jahren; ein achtzehnjähriges Mädchen setzte eben Speisen auf den Tisch. Als sie des Fremden ansichtig wurde, erschrak sie und sprach rasch vor sich hin: ‚Geist der Wälder beschütze mich!'

(Fortsetzung auf S. 295.)

Wildbad.

Von **Dr. Moritz**

Die besten Weiber und die besten Staaten sind, nach Montesquieu, diejenigen, von denen am wenigsten gesprochen wird. Vielleicht gilt das auch von den Bädern. Unter den deutschen Bädern wird von dem heilungsvollen, dem schönen, lieblichen, gemüthlich-wilden Wildbad vielleicht am wenigsten gesprochen. Wiesbadens, Homburgs, Badens, Ems' Spielhöllen haben Geld genug, um alljährlich alle Rückseiten aller großen Zeitungen Europa's mit Annoncen und Anpreisungen zu füllen; wenn in einem dieser Schandflecken Deutschlands eine Bank gesprengt wird oder ein ruinirter Familienvater sich eine Kugel vor den Kopf schießt, läuft die Neuigkeit durch alle großen und kleinen Blätter und macht diese Spielhöllen so berühmt wie die Dante'sche Hölle. So wird auch der Eroberer, der an einem Tage Tausende hinschlachtet, berühmter als der Arzt und Helfer, der vom Tode rettet. Wenn jährlich die Genesenen und Genesenden aus Wildbad ziehen, lustig auf straumen Beinen, sie die auf Krücken herbeigekommen, welche Zeitung spricht davon? Große Dichter haben es zwar besungen, aber Dichten heißt, nach der Definition, die bei Gelegenheit eines Preßprozesses gegen einen Dichter ein österreichischer Hofrath abgab,

Digitized by Google

Dichten heißt Lügen und ein großer Theil des Publikums definirt wie der Hofrath. Mit einem Gedichte von Uhland oder Justinus Kerner lockt man keinen Kranken vom Ofen, obwohl Justinus ein graduirter Doktor ist und Uhland Schmerzen besprechen kann, wie ein Zauberer. Und jenes unglückselige Wildbad in seinem bescheidenen und — Gott verzeih mir's — ich möchte sagen, dummen Bewußtsein seines Werthes (das alle ehrlichen Leute auszeichnet und auf keinen grünen Zweig kommen läßt), hat noch nicht einmal eine rechte Beschreibung, einen eigentlichen „Führer nach und durch Wildbad" aufzuweisen. Hofrath Dr. Burckhardt giebt zwar jetzt eine vortreffliche Brochüre über das segensvolle Bad heraus*) — aber wer wird dem Badarzte von Wildbad glauben? Schreibt er nicht pro domo? Da ist es endlich an der Zeit, daß man sich empöre und daß ein ehemals Kranker, der erst in einem Rollstuhl über den Platz fuhr, sich jetzt ein Stündchen von seinen Wanderungen über Berg und Thal abmüßige und die Feder ergreife und es in die Welt hineinrufe: Wildbad ist ein Schwabe, wie Schiller! und als ein Schwabe versteht es nicht, wie eben besagter Schiller, Reclame für sich zu machen und muß erst 40 Jahrhunderte alt werden, bis es klug wird und sich geltend zu machen versteht. Ich aber, der Genesene, ich bin kein Schwabe und alle die Aerzte des Orients und Occidentes, die mir nicht helfen konnten und Wildbad in Schwaben, das mir ja geholfen, haben mich klug gemacht. Ich stehe, wie es in den Actis Apostolorum heißt, aufrichtig auf meinen Füßen und wandle; und das Glück hat mich dankbar und menschenfreundlich gemacht und ich möchte mich mit meinen aufrichtigen Füßen und noch aufrichtigerem Herzen auf den Montblanc stellen, den ich heute besteigen kann, und nach Osten und Westen, Norden und Süden ausrufen: Nach Wildbad, ihr Kranken und Presthaften! Herbei ihr Hiebe und Lazarusse! Wie die Enz die gefällten Stämme in's Meer, so wird die dortige Welle eure Leiden fortschwemmen in das bekannte Meer der Vergessenheit!

In Wildbad angekommen, lasset euch durch das Hautrelief von Heidel über dem Brunnen nicht abschrecken; es stellt den Rauschebart dar, wie er, noch krank, auf seinen Führer geistigt, aus dem Wildbade flieht. Aber das ist es ja eben! Er hat seine Kur nicht vollenden können, die Feinde stürzen von allen Seiten herbei, um ihn an der Vollendung zu hindern, wohl wissend, daß, wenn er länger im Wildbad bliebe, sich alle seine Wunden schlössen, alle seine Leiden aufhörten und er ihnen dann kräftiger und mächtiger als je gegenüber stünde. Das schöne Hautrelief ist im Gegentheil ein schönes Zeugniß für Wildbad; der dankbare Künstler hat es hierher gewidmet, wie ein Ex voto, wie fromme katholische Herzen silberne Gliedmaßen vor dem Heiligen aufhängen, der ihnen ein Leid abgenommen. Hätten sich von jeher alle Kranken so katholisch dankbar gegen die Nymphe dieser Quellen erwiesen, man hätte das prachtvolle Badehaus ohne ständische Geldbewilligung mit lauter silbernen Händen, Beinen, Rückenwirbeln, ja mit silbernen Gehirnen erbauen können. Hätten alle Genesenen ihre Krücken und Rollstühle in der Säulenhalle auf dem Platze oder unter den gewaltigen Wölbungen der Bäder aufgehängt, es gäbe ein Museum, ein Arsenal, wie es keine Residenz der Welt aufzuweisen hat.

Gewiß die Natur ist sehr gütig. Obwohl sie sich hier in ihren menschlichen Produktionen besonders von ihrer Nachtseite zeigt, liebt man es doch, sie umzukehren, um sie von ihrer Lichtseite zu betrachten; obwohl sie die Wunden schlägt, die sie heilt, denkt man hier doch am liebsten nur an die Heilung; man rechtet mit ihr, man ist ihr dankbar, man bestreitet ihre Güte nicht. Aber man wäre undankbar nur ihr, und speziell der Quelle alles und jedes Verdienst zuzuschreiben. Die Menschen haben auch das Ihrige gethan; guter Wille, Kunst und Wissen haben sich der Quelle angenommen, um sie in ihrem ärztlichen Berufe zu unterstützen. Was wäre Wildbad, wenn man es so gelassen hätte, wie es aus den Händen der Natur hervorgegangen!

„Rauschender Strom, brausender Wald,
Starrender Fels."

Heute ist es, was man ein „reizendes Nest" zu nennen pflegt, ein lächelnder «terrarum angulus», in den „ein wundersteiger Mann, welcher der Stadt entstehen", selbst mit gesunden Gliedern, selbst wenn — Gott bewahre — die Quellen versiegten, sich mit Vergnügen zurückziehen würde; ein kleines Städtchen, in welchem alle erlaubten Genüsse großer Städte gekostet werden können. Es hat Gasthäuser, die sich mit den berühmtesten der ganzen Europia messen können: das vom Staate ausgestattete, zum Theil mit königlicher Pracht geschmückte Badehotel, das elegante Bellevue, das Hotel Klumpp, das größte von allen, die großartige Schöpfung eines unternehmenden Mannes, das allen Bedürfnissen angemessene Hotel Frey, zahlreiche andere kleinere Hotels und Privathäuser, in denen die gemüthvolle Aufnahme es vergessen läßt, daß die Gastlichkeit eine bezahlte ist. Gourmand und Nabob können sich in dieser civilisirten Wildniß behaglich fühlen.

*) Diese Schrift ist inzwischen bei Julius Weise in Stuttgart und Wildbad erschienen.

(Schluß auf S. 300.)

Liebe am Eismeer.

Von **H. Emmerich.**

(Fortſetzung von S. 293.)

„‚Sei willkommen, mein lieber Sohn Iwan‘, ſprach Sakalar. ‚Wie kommſt denn Du jetzt hierher? Raſch, Kolina, einen Becher her. Bring vom beſten Branntwein und vergiß mir die Pfeife mit dem rothen Moskauer Kopfe nicht.‘

„Kolina war flink wie ein junges Rennthier, richtete in aller Eile den Tiſch her wie an einem Feſttage; man aß, trank, erzählte, und nach Verlauf einer Stunde rückte Iwan endlich damit heraus, daß er zur Mammuthſtätte im Eismeer ziehen wolle.

„Kolina ſchlug die Hände gegen einander, Sakalar machte große Augen, ſah den Jüngling fragend an und ſchien an dem Verſtande des jungen Ruſſen zu zweifeln. Aber dieſer ließ Kiſten und Koffer hereintragen und zeigte ſeine Ausrüſtung. Er hatte Thee und Rum, Branntwein und Pulver, Gewehre und Tabak, Meſſer und Keſſel, und ſpendete reichlich Geſchenke. Darauf entwickelte er ſeine Abſichten und verſchwieg das Uebereinkommen mit Maſchinka nicht. — ‚Und eines ſo hartherzigen Geſchöpfes wegen willſt Du an's Eismeer gehen, Iwan?‘ rief Kolina, und Sakalar ſprach: ‚Wenn er hingeht, wird er elend ſterben wie ein Hund‘.

„‚Ich gehe, ſo gewiß ich bei Dir ſitze‘, ſagte der Ruſſe mit großer Ruhe.

„‚Dann dürfen wir ihn nicht allein ziehen laſſen, Vater‘, rief das Mädchen und warf einen mitleidigen Blick auf den Jüngling, ‚Und Dich, Vater, laſſe ich auch nicht allein gehen, ich begleite euch‘.

„Sakalar ſaß eine Weile in Gedanken verſenkt, blies dicke Tabakswolken von ſich, nahm einige Male das Glas an den Mund, und brach dann ſein Schweigen.

„‚Gut, wir werden an das Eismeer reiſen. Die Pferde ſollen ſich fünf Tage lang ausruhen und Du gehſt mit, Kolina. Wir bleiben zwei Jahre lang unterwegs. Ob Deine Wittwe, Iwan, bis dahin wartet, das mußt Du wiſſen. Meinetwegen, wir brechen auf. Zuerſt reiten wir nach Niſchni Kolymsk, denn nur dort finden wir Schlitten und Hunde in Menge. Darüber geht der Winter hin. Im Sommer können wir nichts anfangen. Sobald aber Schnee gefallen iſt, bringen wir nach Nordoſten vor, und es wird vier und ſechs Wochen Zeit koſten, ehe wir zu dem Fundorte gelangen. Der zweite Sommer reicht eben hin zum Einernten des Elfenbeins, zum Einpacken, und zum Kräftigen der Hunde. Nachher warten wir Schnee und Froſt ab und wenn das Glück will, können wir beim kommen. So iſt es‘. —

„Während der nächſten Tage wurden die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Der Jakute erzählte dem Ruſſen alle Mühſeligkeiten, Entbehrungen und Gefahren ſeiner früheren Reiſe; aber Iwan beharrte auf ſeinem Vorſatze. Die fünf Pferde aus Jakutsk blieben zurück, man nahm ſtatt ihrer ſieben andere; drei dienten zum Reiten, vier wurden mit Waaren beladen, für welche man Hunde und Schlitten eintauſchen wollte. Die Reiſenden waren wohl bewaffnet, Kolina nahm die Tracht jakutiſcher Männer an, und ſteckte in Fuchspelzen und Rennthierfellen. Man zog ab, ohne den andern Jakuten das Geheimniß der Reiſe zu verrathen.

„Der Oktober war nahe, und ſchon wurde die Kälte grimmig. Hundert Stunden und noch einmal hundert Stunden führte der Weg über eine wüſte, mit Felſen überſäete Fläche und über Moräſte, die ſchon eine ſtarke Eisdecke hatten. Die Pferde brachen nicht ein. Im Aldanfluſſe, deſſen raſche Strömung die Bildung von feſtem Eis noch nicht erlaubte, trieben Schollen, aber dort iſt eine Fähre. Wenige Tage ſpäter begann ein langandauernder Schneefall, das Land war weit und breit mit einem Leichentuch überzogen, der Winter gekommen. Aber Sakalar fand den Weg auch im Gebiete der Tſchuktſchen, vor welchen er auf der Hut ſein mußte, denn ſie ſind den Jakuten feindſelig und Rußland nur dem Namen nach unterworfen.

„Am Fluſſe Tulukan begegneten ihnen Tſchuktſchen auf Rennthierſchlitten, doch zeigten ſie ſich friedlich, vielleicht weil ſie keine Feuerwaffen trugen. Für unſere Reiſende wurde aber von nun an der Weg doppelt ſchwierig, weil ſie über das Gebirge von Werchno Pansk reiten mußten, bald ſteil in die Höhe, dann durch jähe Schluchten am Rande von Abgründen hin, auf engen, glatten Pfaden, wo ein Fehltritt gleichbedeutend mit Tod iſt. Aber das ſibiriſche Roß geht ſicher, hat Kraft und iſt unermüdlich. Man gelangte zwar erſchöpft, aber glücklich nach Niſchni Kolymsk, an der Mündung der Kolyma und war nun, faſt unter dem ſiebenzigſten Breitengrade, am Eismeere. Bis dorthin drang ſchon im ſiebenzehnten Jahrhundert ein Koſak vor. Er ließ ſich in dieſer unwirthlichen Eisöde nieder, wo die Sonne zweiundfünfzig Tage lang nicht untergeht, die längſte Nacht achtundbreißig Tage dauert, und wo höchſtens einige verkrüppelte Zwergbirken wachſen. Aber dafür ſind Bären, Rennthiere und Füchſe in Menge vorhanden, Wölfe und Schwäne, Gänſe, Enten und Hühner, je nach der Jahreszeit, und an Fiſchen iſt kein Mangel. Die wenigen Hundert Ruſſen, zumeiſt Abkömmlinge Verbannter, welche über Nordoſtſibirien zerſtreut leben, bauen das Pfahlwerk ihrer Häuſer aus Treibholz. Sie ſind kräftige,

Digitized by Google

betriebsame Menschen, tüchtige Fischer und Jäger, auch wohl Handelsleute, denn Verkehr und Austausch fehlt auch in jenen Gegenden nicht. Als unsere drei Reisenden in Nischni Kolymsk einritten, war lange Nacht und grimmige Kälte; die Bewohner fanden sich nicht wenig überrascht, daß unter solchen Umständen Fremde ankamen, aber die gastliche Aufnahme ließ nichts zu wünschen übrig.

„Der junge Kaufmann aus Jakutsk war bald in allen guten Häusern der kleinen Stadt am Eismeer ein gerngesehener Gast, und fehlte in keiner Abendgesellschaft. Es herrschte zwar damals immer Abend in Nischni Kolymsk, aber man hielt die Tagesstunden, als ob die Sonne am Himmel stehe, und feierte die Fastnachtszeit wie in Europa. Kolina war freilich als Jakutin nicht vornehm genug für diese russische Aristokratie von Kosaken und Pelzhändlern, aber von Iwan wurde sie keineswegs vernachlässigt. Er widmete ihr den meisten Theil seiner Zeit, damit sie nicht einsam sei. Denn Sakalar ritt inzwischen von einer Jurte zur andern, zog Erkundigungen ein und traf Verabredungen über die Lieferung von Schlitten und Hunden. Auch drei junge Männer zeigten sich bereit, mit ihm zu gehen.

„So verging der lange Winter. Während der Sommerzeit streiften die Fremden mit den Jägern umher und kannen auf diesen Zügen bis zum heiligen Vorgebirge, Swiatoi Nos, im Norden von den Mündungen des Janaflusses. Dort wollten sie im Herbste das Eismeer betreten, und jetzt legten sie einen beträchtlichen Vorrath von Fischen nieder. Als sie nach Nischni Kolymsk zurückkamen, waren die Schlitten bereit; jede dieser Narias war mit acht Centnern Lebensmittel beladen. Man wollte nach Westen hin den Rande des Meeres so nahe als möglich fahren, weil man dort Treibholz finden konnte. Für das Feuer im Zelte nahm man eine Eisenplatte zur Unterlage mit.

„Im November brachen die kühnen Abenteurer auf. Sakalar lenkte den vordersten Schlitten, dann folgten Kolina und Iwan, die drei Begleiter aus Nischni Kolymsk schlossen den Zug. Die Narten flogen anfangs wie Pfeile über den glatten Schnee, aber nach einigen Tagen raste ein eiskalter Sturm, der ihnen unablässig Flocken in's Gesicht trieb. Man konnte nicht aus den Augen sehen und Kolina's Schlitten wurde umgeworfen. Doch auf solche Unfälle sind die Reisenden in jenen Gegenden gefaßt.“ —

„Aber wie verhält es sich denn mit dem Nachtlager?“

„Wenn Alles gut geht, sehr einfach. Die Reisenden lagern sich, wie man in Rußland sagt na Njedutsche, unter freiem Himmel, graben den Schnee bis zum Erdboden auf, machen Feuer und ein Lager aus Zweigen von Nadelholz, wenn sie dergleichen finden, und vierzig Grad Reaumur Kälte haben nicht viel zu bedeuten. Nach dem Abendessen hat man das frostige Vergnügen, sich umzukleiden, weil sonst der Anzug durchfriert und nicht wärmt; Morgens wechselt man die Kleider abermals. Das wissen wir aus den Schriften des Herrn von Wrangell, der Alles mitgemacht hat. Die Hunde, ohne welche das Reisen in jenen Gegenden rein unmöglich wäre, kratzen Löcher in den Schnee und stecken nur die Nasenlöcher aus demselben hervor; damit ihnen aber die Nase nicht erfriere, bedecken sie dieselbe mit ihrem buschigen Schweife. Dabei befinden sie sich wohl und munter, wenn es ihnen nur nicht an hinreichender Nahrung fehlt.

„Dann und wann trifft man in jenen Polarwüsten eine von Jägern aufgeschlagene Hütte neben irgend einer Landmarke, welche der Schnee nicht verschütten kann. Man zündet ein Feuer an, läßt den Rauch abziehen und wärmt sich an dem Kohlenhaufen. Das gilt dann für einen seltenen Hochgenuß. Der Pfad ist nicht dunkel während der langen Nacht, weil der Schnee einen Dämmerschein verbreitet und Nordlicher, die gerade in diesen Regionen über alle Beschreibung prächtig sind, sehr oft eine blendende Tageshelle heraufzaubern. Hier bilden sie einen gewaltigen Lichtbogen, dort hohe Säulen blauweißlichen Feuers, aus welchen Funken in unzähliger Menge nach allen Richtungen hin fahren. Dann steigen röthliche Feuergarben empor, im Nu verschwindet Alles und das wunderbare Schauspiel hat ein Ende, um sich vielleicht schon nach wenigen Stunden zu wiederholen.“ —

„Aber solche Reisen müssen trotzdem unendlich langweilig sein. Was fangen die Menschen an — sie können doch nicht immer schlafen.“ —

„Sie vertreiben sich die Zeit in ihrer Weise ganz vortrefflich, besonders mit Jagdgeschichten, wofür das Garn ihnen nicht ausgeht und die noch ganz anders lauten, als jene unserer Sonntagsjäger, welche ja höchstens von Schnepfen, Hasen, Dachsen, Füchsen, Hühnern und Hirschen erzählen und aufschneiden. Der sibirische Jäger schießt wenigstens zwanzig Rennthiere in zehn Minuten, jagt auf einen Schuß sechs Eisbären zumal die Kugel durch den Pelz und thut ein anderes halbes Dutzend damit ab, daß er ihnen mit dem Flintenkolben die Nase einschlägt. Er hat auf einen Zug hundert Centner Fische im Netze gefangen. Solche Jagdgeschichten sind noch der Mühe werth. Nachher hüllt er sich in seinen Pelz und schläft wie ein Gott.

„Beim sibirischen Polarmeere weiß man nicht, wo der Erdboden aufhört und der Ocean anfängt; beide gehen vermöge des Eises in einander über; die Schneefläche, die Hügel, die Stürme, die weiten Flächen durchsichtigen Eises, die man Polinas nennt, das finstere wilde Aussehen sind da wie dort ganz dieselben. Zum Schutz gegen Wind und Schneewehen schaufelt man Schneewände auf, an denen das aus Rennthierhäuten verfertigte Zelt einen Rückhalt gewinnt. Aber manchmal fällt Schnee in solcher Menge, daß er binnen wenigen Stunden ein Zelt begräbt. In solchen Sturmnächten sind die Eisbären recht in ihrem Elemente, sie schnobern umher und werden den Hunden gefährlich. Die Hunde sind freilich auf der Hut, heulen und bellen in eigen-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Ungeschickte.

Verlag von Krais & Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

thümlicher Weise und der erfahrene Jäger weiß wohl was diese Melodie bedeutet. Er greift zum Gewehr und erlegt den Feind, über welchen sich die Hunde mit unbeschreiblicher Wuth stürzen. Sie zerreißen ihn, lassen aber das Fleisch noch liegen, weil es es nicht verzehren mögen, so lang es frisch ist; desto besser mundet es ihnen, nachdem eisiger Frost es durchdrungen hat. Uebrigens will ich bemerken, daß man den Hunden Pelzstiefel anzieht und sie überhaupt einwickelt, und daß der leitende Hund, welchen man ganz vorne anspannt, gut abgerichtet sein muß. Ohne das nimmt die Verwirrung kein Ende; denn sobald ein Bär oder Fuchs gewittert wird, bekommt der Instinkt die Oberhand; die Thiere sind nicht mehr zu halten oder zu bändigen, sobald auch der Vorderste diesem Naturtriebe folgt.

„Der Eisbär ist ein kluges Thier: Er findet zum Beispiel in dem Gewirr von Eisschollen einige, die sich derart übereinander geschoben haben, daß sie ein zeltartiges Dach oder eine Höhle bilden. Dort schlägt er seine Wohnung auf. Ein natürlicher Antrieb giebt ihm ein, daß er ganz in der Nähe einen Fleck vom Eise befreit und er thut es, indem er jede neue Schollenbildung verhindert; er zerschlägt sie täglich ein paar Mal und schiebt die Bruchstücke fort oder wirft sie mit den Tatzen heraus." —

„Ein seltsames Vergnügen, diese Mühe könnte er sich doch sparen." —

„Um Vergebung, er weiß sehr wohl, was er thut. Denn diese offenen Stellen sind gleichsam Luftlöcher für die Robben, welche dorthin kommen und entweder aus dem Wasser herausblicken oder auf den festen Eisboden gehen. Der Eisbär liegt auf der Lauer und allemal ist ihm seine Beute sicher.

„Sakalar und Iwan hatten nun das Versteck am heiligen Vorgebirge erreicht und fanden nicht nur alle Verräthe unversehrt, sondern auch Treibholz in großer Menge. Sie gönnten ihren Zugthieren und sich selber einige Erholung, besserten die Schlitten aus und waren vorbereitet über das Eismeer nach den neusibirischen Inseln zu fahren, wo die Fundstätten der Mammuthzähne liegen.

„Denken Sie sich eine Weihnachtsfeier in jenen Polargegenden auf dem Eismeere! Der Nordwind stürmte den Reisenden mit voller Wuth entgegen, die Kälte war schneidend und entsetzlich, trotz aller Pelze wollten die Glieder kaum warm bleiben. Aber die Hunde thaten ihre Schuldigkeit, zogen die Nartas über Flächen und unebenes Schollengewirr und Eishügel mit gleicher Unverdrossenheit. Das Eismeer hat auch seine landschaftlichen Reize; es bildet freilich eine öde Wüste, gewährt aber doch in ihr manche Abwechselungen. Da liegen zum Beispiel Eisberge fest, die so alt sind wie die Welt; aus den gewaltigen Massen auf dem Grundstocke ragen spitze Thürme empor, wölben sich Dome, stehen Mauern mit Zinnen, sind Blöcke umher zerstreut, schieben sich überhängende Wände vor. Die Einbildungskraft kann sich Städte mit Alabasterpalästen heraufzaubern, Säulengänge, die in Trümmer zerfallen sind, etwa wie jene von Palmyra oder Persepolis, und Gallerien ohne Ende, Pyramiden, umgestürzte Kegel und Flächen und Thäler. Wunderbar und bewältigend sind diese Erscheinungen namentlich dann, wenn die Sonne auf sie herabstrahlt.

Weiter nach Norden hin wurde die Bahn immer beschwerlicher und gefährlicher; hin und wieder fand man offene Wasserstellen, oder das Meer war nur dünn mit Eis belegt und auf dieser Strecke handelte es sich um Leben und Tod. Das schienen selbst die Hunde zu ahnen und von ihnen hing Alles ab. Sie flogen wie ein Blitz über solche Flächen hin, die unter den Narten schwankten und krachten, und ruheten sofort aus, wenn sie wieder festeren Boden unter sich fühlten. Der unerschrockene Sakalar hatte bisher seine volle Fassung behalten; jetzt erbebte er. Der Wind war umgeschlagen, ein warmer Sturm, der gefährlichste von allen, über das Eismeer hereingebrochen. Die Reisenden saßen in ihrem Zelte, hatten ihr Mahl genossen und rauchten. Da zitterte das Eis unter ihnen, sie vernahmen knirschendes Reiben, dumpfe Stöße und helles Krachen.

„Da bricht das Eis auf allen Seiten!" rief der Jakute.

„Und es brach in der That rings um. Das Zelt stand auf einem Hügel, der aus zusammengeschobenen Massen gebildet war, und für den Augenblick gewährte dieser Schollenberg noch einige Sicherheit. Aber weit und breit bot sich ein fürchterlicher Anblick dar; das Eismeer war in wildem Aufruhr. In diesem Ocean sind stets einige, aber allezeit wechselnde Stellen nicht ganz eingefrieren; dort treiben einzelne Blöcke, Berge oder Felder umher. Wenn nun der Sturm sich erhebt, dann gerathen diese Räume gleichsam in elementare Zuckungen und schleudern ihre hochgehenden Wogen uebst ihren schwimmenden Bergen und Blöcken in fürchterlicher Brandung gegen die festen Eisufer und in diesem gigantischen Kampfe anprallender Mächte wird Alles zertrümmert.

„Die Lage der Reisenden erschien rettungslos. Es mochte Mitternacht sein, als ihr Zelthügel erst in allen Fugen krachte, dann schwankte, endlich in Bewegung gerieth und von den losen Massen nicht nur gestoßen und gerieben, sondern, aus dem Gleichgewicht gehoben, mehr als einmal sich zu überstürzen drohte. Nach den ersten Ausbrüchen der Verzweiflung wurden die Menschen ruhig; alle Hoffnung war geschwunden, sie ergaben sich in ihr Schicksal. Selbst die Hunde heulten nicht mehr.

„Der Schollenberg hielt zusammen. Nach grauenhaften Stunden legte sich der Sturm, der Wellenschlag wurde weniger heftig, dann fiel Schnee in dichten Flocken, nachher trat wieder Kälte ein und das Eis wurde fest. Jetzt drängten die drei Männer aus Nischni Kolymsk zur Rückreise, aber der Jakute mochte davon nichts hören. Man hatte die größten Gefahren überstanden, war dem Ziele schon nahe und mit noch einiger Ausdauer konnte dasselbe erreicht werden. So fuhr man denn weiter, erlegte

Bären und Polarfüchse und gelangte zu einer kleinen Insel, an welcher Sakalar Treibholz fand. Jetzt wußte er, daß er auf dem richtigen Pfade sich befand, denn dort hatte er vor dreißig Jahren eine Lagerstelle gehabt. Das Feuer loderte hoch empor, man rastete lange und hatte festen Boden unter sich, schlug Robben und erquickte die Hunde; Fische gaben leckere Mahlzeiten, der Bären wußte man sich zu erwehren, und in der Brust der Abenteurer, welche vor wenigen Tagen sich verloren glaubten, war nun Hoffnung, Muth und Zuversicht.

„Wohlgemuth zogen die Reisenden weiter. Sie mußten manchen weiten Umweg machen, um gefährliche Stellen zu vermeiden, tiefe Spalten und Risse zu umgehen, aber jetzt hatten sie doch schon während einiger Tagesstunden die Sonne am Horizonte und endlich, am einundzwanzigsten Tage, nachdem sie das Meer betreten, dämmerte ihr gelobtes Land in der Ferne. Man sah dasselbe zuerst von einem Eishügel herab. Dort lagen nun die Spitzberge von Neusibirien, und bald gewahrte man, daß in einem schmalen Streifen offenen Wassers die Strömung ununterbrochen große Massen von Schollen trieb. Iwan fragte, wie man hinüberkommen solle, aber Sakalar bernhigte ihn. Er fuhr gerade zu auf diesen Kanal und lenkte die Schlitten an dessen Rande hin, bis er eine Stelle fand, wo das Wasser mit zusammenhängenden Schollen gleichsam überdrückt war.

„Der entscheidende Augenblick war gekommen. Die Strömung ging nach der Küste der Insel hin und diese war von offenem Wasser umgeben. Auf dem Eilande lag der große Schatz. Sakalar brachte Schlitten und Hunde auf ein großes Eisfeld und ließ auf diesem Flosse treiben, bis er in's offene Wasser kam. Es schwamm ruhig und trieb an's Land. Die Hunde waren nicht minder froh als die Menschen. Man stieg über niedrige Hügel und nach Verlauf von wenig mehr als einer Stunde lag ein Thal vor ihnen.

„‚Das ist die Fundgrube, wo die Mammuthe liegen', sprach der Jakute zu Iwan.

„Nun war er an Ort und Stelle. Er dachte an Malchinka, sah sich im Geiste als reichen Mann, hatte alle Gefahren vergessen und vergaß, daß auch die Heimreise gefährlich sein könne. Zunächst hatte er freilich noch manche Schwierigkeiten zu überwinden. Bei der starken Kälte war es unmöglich, nach Elfenbein zu graben; man mußte in Geduld die mildere Jahreszeit abwarten und zunächst an eine Behausung denken. Treibholz fehlt in jenen Gegenden nicht, eine Hütte war bald hergerichtet und dicht mit Eisschollen und Schnee umlegt. Die inneren Wände bekleidete man doppelt und vierfach mit Bärenfellen; zwei große Lampen brannten Tag und Nacht und verbreiteten Wärme. Auch für die Hunde wurde eine Bedachung über dem Schnee aufgeschlagen. Bald begann die Jagd. Die drei Männer aus Nischni Kolymsk gingen an die Küste, hieben Löcher in's Eis und lauerten den Seehunden auf; Iwan stellte Fallen für die Füchse; auch weiße Bären ließen sich blicken.

„So vergingen einige Wochen und die Abenteurer dachten an keine Gefahr mehr. Da gewahrte eines Tages Sakalar einen dunkeln Streifen, der sich aus weiter Ferne immer näher zog. Das Schicksal seines Gefährten, den er vor dreißig Jahren verloren hatte, trat ihm vor die Seele. Da waren nun die wilden Tschuktschen wieder, in Pelze gehüllt, mit langen Lanzen und ein Dutzend oder mehr an der Zahl. Die fünf Männer sahen wohl, daß nur Herzhaftigkeit sie retten könne. Als die Wilden nahe kamen, feuerten jene gleichzeitig ihre Gewehre in die Luft ab. Dieser Donner vertrieb die unwillkommenen Gäste. Doch Sakalar wußte, daß sie wieder kommen würden; auch während seiner frühern Reise waren sie abermals erschienen und hatten in der Nacht jenen Mord verübt.

„Also mußte man unablässig auf der Hut sein, Wacht halten und wohl auf jede Bewegung der Hunde merken. Rings um die Hütte warf man Verrammelungen auf, um gegen eine Ueberrumpelung gesichert zu sein. Mehrere Tage verflossen ohne jede Störung; Sakalar ging mit den drei Männern aus Nischni Kolymsk wieder auf die Jagd; Kolina besorgte die Küche, Iwan stand Wache. Als er weit und breit nichts Verdächtiges gewahrte, ging er in die Hütte, wo die junge Jakutin beschäftigt war. Während der langen Reise hatte sie alle Mühen und Gefahren mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit ertragen; Klagen und Murren kannte Kolina nicht; sie besaß ein prächtiges Gemüth. Jetzt sprach sie mit Iwan über dessen glänzende Zukunft; niemals hatte sie auch nur die leiseste Andeutung merken lassen, daß der schmucke Russe ihr nicht gleichgültig sei. Ihr schien völlige Entsagung geboten; die eigenen Gefühle mußte sie zurückdrängen, sie war nicht selbstsüchtig und wußte sich zu bezwingen. Iwan dagegen, nahe am Ziele des einen seiner Wünsche, versank doch zuweilen in Trübsinn, wenn er an Jakutsk dachte. ‚Denken sie wohl dort noch an dich? Hat Malchinka vielleicht schon jetzt einen Andern genommen? Und wie wird es mit der Rückreise?'

„An jenem Tage entriß ihn Kolina seinen Träumereien, indem sie ihn aufforderte, nachzusehen, ob am Strande Robben seien. Sie begleitete ihn. Man fand keine Robben. Beide gingen nach der Wohnung zurück. Die Hunde bellten und heulten, aber Iwan sah weder von Thieren noch von Menschen eine Spur. Was wollten nur die Hunde? Er trat in die Hütte und fand die Lampen erloschen. In demselben Augenblicke fielen vier Männer über ihn her, banden ihm die Hände und zogen ihn fort; Widerstand war unmöglich.

„So befand er sich in der Gewalt der Tschuktschen, jener Wilden Nordostsibiriens, welche weit und breit umherschweifen und in Kähnen aus Thierfellen auch über die Behringsstraße nach Amerika hinüberschiffen.

„Die Jakutin nahm rasch einige Hunde und folgte den Räubern, welche ihre Beute so schnell als möglich vor sich hertrieben und in eine Schlucht einlenkten, die weiter aufwärts sich theilte. In jener Gegend war ihre Lagerstelle in einer geschützten Höhle mit engem Eingange. Sie waren mit Weibern und Kindern dort und erfreueten sich der Wohlthat einer warmen schwefelhaltigen Quelle, deren Dämpfe aus den Felsenspalten hervorqualmten. Iwan wurde, gebunden wie er war, auf einen Haufen Felle geworfen, der zwischen dem Gestein und den an's Land gezogenen Kähnen lagen. Er konnte sich kaum regen. Anfangs war Alles dunkel um ihn in dieser Ecke der Höhle; allmählig bemerkte er jedoch, daß von oben etwas Tageslicht durch die Felsenspalten drang, namentlich wenn die Luft rasch den Dampf der Schwefelquelle bewegte. Doch was nützte ihm das? Er hielt sich für verloren, denn sehr wohl wußte er, daß die Tschuktschen Allen feind sind, welche auf ihre Jagdgebiete kommen. Da hörte er plötzlich seinen Namen rufen, —"

„Jetzt kommt wohl das Romantische?"

„Er hörte seinen Namen rufen. Aber war es nicht ein Traum? In der Höhle schrieen Männer und Frauen durcheinander, sie waren im Streit. Da vernahm er deutlich den Ruf: Iwan! Es war Kolina; sie ließ ein Messer hinabgleiten, und gleich nachher war sie selber hinuntergeklettert. Nun sah er sich der Banden entledigt, ein Beil gab ihm das Mädchen auch; wo Kolina hinabgeklettert war, dort konnte auch er hinauf. Aber als er sich eben dazu anschickte, kamen Tschuktschen mit einer Lampe in den Winkel. Der Gefangene war nicht mehr da; die Wilden, in vollem Grimm, untersuchten die Felsenspalte nicht, auch hatte ja der Russe Knebel an Händen und Füßen. Wo war er? Alle Männer stürmten aus der Hütte, und als sie eine Zeit lang fort waren, bahnten sich die Beiden einen Weg.

„Aber die Wilden kamen zurück; man vernahm ihre Stimmen. Doch nein, es waren befreundete Laute. Sakalar war mit seinen Begleitern in die Schlucht eingedrungen. Jetzt trat ein Umschwung ein. Sakalar nahm Frauen und Kinder als Geiseln mit. Durch diese wollte er Sicherheit gewinnen, aber er wußte wohl, daß Friede vortheilhafter sei als Streit. Er verständigte sich so gut es anging mit einer von den Frauen, schickte sie zu den Männern heim und ließ ihnen Freundschaft antragen. Ein solches Angebot von fünf Männern, welche den Donner in der Hand trugen, war der Ueberlegung werth und wurde angenommen. Sakalar gab die Frauen wieder frei, erhielt als Friedensbürgschaft vier Knaben als Geiseln, und so zogen Alle nach ihrer Wohnung. Den Knaben gab Sakalar zu verstehen, daß sie beim Versuche zur Flucht von den Hunden zerrissen werden sollten.

„Kolina erzählte, wie sie Iwans Kerker entdeckt habe; die Schwefeldämpfe hatten ihr gezeigt, daß man in die Höhle hinabsteigen könne. Am nächsten Tage kamen die Mütter der vier Knaben und wurden mit kleinen Geschenken bedacht. Damit waren sie für die Fremden gewonnen. Bald nachher erschienen Männer ohne Waffen, brachten Fische und baten um Tabak. Das Bedürfniß des Austausches vermittelte einen Verkehr, und von da an waren beide Theile durchaus befreundet mit einander.

„Allmählig wurden die Tage länger, der Schnee verminderte sich, von allen Eis- und Steinbergen strömten Cascaden zu den nun lebendigen Bächen und zum Meer hinab; aber die Hütte blieb unversehrt, weil man ihre Eisumhüllung mit Sand beworfen hatte. Ringsum war Regsamkeit, Enten und Gänse zogen von Süden her in unzähligen Schwärmen und bedeckten jede freie Wasserstelle. Und jetzt kamen an dem Bach in der Thalschlucht auch die Mammuthszähne zum Vorschein, welche in diese Mulde durch die von Höhen herabstürzenden Wasser zusammengeschwemmt worden sind. Die Ernte war mühelos, binnen wenigen Tagen hatte man mehr Elfenbein beisammen, als die Hunde fortziehen konnten, ja tausend Zugthiere hätten nicht hinreicht, um eine so große Menge nach Jakutsk zu schaffen. Zum Glück erboten sich die neuen Freunde gegen eine Belohnung von Tabak und andern Waaren einen Theil der Zähne in ihren Kähnen nach der sibirischen Küste zu schaffen und an einer gewissen Stelle unfern von Swiatoi Nos niederzulegen. Auf solche Art wurden sie für den Brütigam Maschinka's nutzbar gemacht.

Die Nachen haben ein Geripp aus Fischbein und Holz, das die Spannung hält und mit Thierhäuten bekleidet ist; sie halten recht gut die See und tragen sehr schwere Lasten. In freiem Wasser rudert der wilde Schiffer; sobald er Gefahr kommen sieht, eilt er an den Rand einer Eisbank oder legt sich an einem schwimmenden Berge fest. In den Sommermonaten fingen die Tschuktschen viele Fische, warfen dieselben in ein tiefes Loch, das sie mit großer Mühe in den festen, durch und durch ausgefrorenen Boden gegraben hatten, schütteten dann eine große Menge zerhackter Robben darüber, und hatten sich damit für jede Zukunft einen Vorrath an Lebensmitteln geschert. Denn das Ganze wurde mit dicken Eisstöcken überworfen, die auch im Sommer nicht aufthauen. Bald nachher ruderten die Tschuktschen fort und unsere Abenteurer waren wieder auf sich allein angewiesen. Sie sammelten möglichst viele Vorräthe und sehnten die kalte Jahreszeit mit Ungeduld herbei. Der lange Tag mit der nie untergehenden Sonne hatte sie ermüdet; der erste weiße Fuchs, welchen man seit dem Winter wieder sah, wurde froh begrüßt, und der Abzug der Wasservögel deutete auf den nahen Winter. Er brach herein; das Meer wurde stiller und bekam eine zusammenhängende Decke.

(Schluß auf S. 302.)

Digitized by Google

Wildbad.

Von Dr. **Moritz.**

(Schluß von S. 294.)

Die ganze Umgegend, ſchon von der Natur mit Pückler-Muskau'ſchem Geſchmacke angelegt, iſt in einen großartigen Park verwandelt, in welchem Wildbad ſelbſt nur wie eine ſeiner vielen Zierrathen liegt — ſanft an die Berge geſchmiegt, hier dem Sauſen der Tannen, hier dem Rauſchen und Murmeln der Enz lauſchend. Stundenweit führen in den maleriſchesten Windungen unzählige Pfade dahin, über ſaftig grüne Wieſengründe oder durch die heiligen Hallen der Tannen und Fichten, aus deren Zweigen ſanftes Sauſen Ruhe und Hoffnung in die Gemüther ſchmeichelt und deren Wipfel ſich andächtig bewegen,

„als ob ein Unſichtbarer drüber ginge."

Den lieblichen Mittelpunkt, das ſchöne Herz dieſes weiten Parkes bilden die Anlagen, die ſich unmittelbar an das Städtchen ſelbſt anſchmiegen und durch welche die Enz dahinmurmelt.

„Er hat das Bächlein angeflüſtert,
Auch zu ſingen ein Hoffnungsliedlein."

Dieſe Anlagen ſtammen von Herzog Carl, oder beſſer geſagt, von Carl Herzog her, dem württembergiſchen Louis XIV., der ſich hier aber glücklicher Weiſe vom Geſchmacke ſeines Vorbildes entfernte und Etwas ſchuf, was das gerade Gegenſtück des ſteifen Verſailles iſt. Er, der die Geiſter ſeiner

Badhotel.

Unterthanen und Carlsſchüler zuſchneiden wollte, als wären es Tarusſtöcke in einem Roccocogarten, ſelbſt wenn dieſe Geiſter Schubart und Schiller hießen, er ließ Bäumen, Sträuchern und Waſſern ihre Freiheit, daß ſie ſich genial und poetiſch entwickeln durften, wie man ſich auf dem Asberg und in der Carlsſchule nicht entwickeln durfte. Wir wiſſen nicht, ob ihm der Herr in Folge ſeiner berühmten, von allen Kanzeln des Landes verleſenen Beichte ſeine Sünden und Tyrannei vergeben — aber wir hoffen es um dieſer Anlagen und um des Troſtes willen, den ſie allen den Kranken gewähren. Sonderbare Schickſale eines Tyrannen! Er hat Schiller mit Gewalt zum Arzte machen wollen und er war wüthend darüber, daß dieſer Schiller ein Dichter wurde, und doch hätte dieſer Schiller vielleicht Hunderte mit ſeinen Medizinflaſchen vergiftet, während er mit ſeinem Tintenfaſſe gewiß Millionen getröſtet und unzählige gebrechliche Herzen geſtärkt und Wunden geheilt hat. Und hier wieder, wo er nur einen Park anlegen wollte, hat Herzog Carl eine große Medizin zuſammengeſetzt, die ſich alljährlich erneuert und verbeſſert und mehr leiſtet, als der Feldſcheer Schiller je hätte leiſten können!

Indeſſen hat ſich auch die jetzige Regierung große Verdienſte um Wildbad und um die leidende Menſchheit erworben und zwar mit Hülfe des Geldes, das ſie auf ehrenwerthere Weiſe als durch Menſchenhandel und Subſidien, wie Herzog Carl aufbrachte, mit Hülfe des vom Volke, d. i. den Ständen mit Freuden votirten Geldes. Sie hat da ein Badehaus aufführen laſſen, das betreffs der Feſtigkeit, Zweckmäßigkeit und Schönheit vielleicht vergebens ſeines Gleichen ſuchen würde. Der prächtige Bau — arabiſchen Styles — iſt ein Werk des verſtorbenen Architekten Thouret aus Stuttgart. Im großen Ganzen, wie in der einzelnen Ornamentik bekundet er einen durch und durch reinen und edlen Geſchmack; mit großer Kunſt verbirgt ſich in ihm die Kunſt, daß das Ganze wie etwas Organiſches, von ſelbſt

Digitized by Google

Entſtandenes erſcheint; mit einem großen Aufwande von Talent wird vor Allem Einfachheit erzielt und wieder mit den einfachſten Mitteln der größte Effekt erreicht. Die gewaltigen, meiſt von monolithen Säulen getragenen Wölbungen, unter denen ſich die Bäder befinden, haben etwas Hochfeierliches, Tempelhaftes, das der Gegenwart der unmittelbar wirkenden, gütig heilenden Allmutter Natur und dem Gedanken an dieſe entſpricht. Haben die Griechen die Waſſer des Erechtheus mit Tempeln überdeckt, warum nicht wir dieſe heilſpendende Quelle? Der kleine Hof mit dem Springbrunnen in der Mitte und den von ſchlanken, anmuthsvollen, ebenfalls monolithen Säulen getragenen Arkaden iſt ein wahres Kleinod. Schade, daß er, ſeiner unwürdig, nur zum Trocknen von Flanellen und Filzen benützt wird und ſo wenigen Fremden bekannt iſt. Er erinnert ſehr lebhaft an jene koſtbaren Höfe, die wir in alten italieniſchen Palaſten bewundern und von denen wir zu ſagen pflegen, „ſo was kann man heute gar nicht mehr“. Sehr zu rühmen iſt auch noch die kleine Arkade über dem Brunnen, welche von einem ſchönen, großen Balken gekrönt iſt und unter der ſich das Votiv-Relief von Heidel befindet. Weniger zu loben iſt

Graf Eberhards Flucht aus Wildbad.

die große Arkade mit den doriſchen Säulen unter dem Badehotel; ſie iſt düſter und gedrückt. Ziemlich öde iſt auch der gut gemeinte, in ſeiner Weitläufigkeit etwas einförmige Curſaal ausgefallen, aber der Blick erquickt ſich dafür wieder an dem anſtoßenden grünen halbrunden Platze, der mit einem italieniſchen Brunnen, reichen Blumenbeeten und einem überaus zierlichen, von Schlingpflanzen überwucherten Laubgang geſchmückt iſt und von dem aus man auf vielfachen Pfaden in den Wald, zur Schillereiche und auf die ſchönſten Ausſichtspunkte gelangen kann.

Dort, in dem Rindentempel der Anlagen, auf der blumenvollen Brücke Klumpps, oder vielmehr überall in Wildbad findet ſich die Geſellſchaft zuſammen und macht man ſeine Badebekanntſchaften. Nirgends iſt es ſo leicht wie hier, Bekanntſchaften zu machen; der geſellige Ton iſt der angenehmſte. Natürlich! Man hat hier nicht, wie in Baden, Wiesbaden, Homburg u. ſ. w. zu fürchten, daß man mit Demimonde, mit Spielern, Abenteurern, mit elegantem Geſindel aus Paris und Petersburg in Berührung kommt; man weiß, man hat es hier mit ſoliden Kranken zu thun, mit geprüften Menſchen, mit ehrbaren, immer ehrwürdigen Leidenden und ſolchen, die ſie aus Liebe begleiten, mit guten Frauen, mit treuen Töchtern. Wer wird ſich beſinnen, nach Stand und Herkunft des Mannes oder der Frau zu fragen, die im Rollſtuhl ſitzen oder ſelbſt einen Roll-

Digitized by Google

ſtuhl ſchieben? Man kennt ſich ſeit Wochen, ja man liebt ſich ſchon, ohne daß einer den Namen des Andern kennt. Einmal die Krücke reichen, den Arm beim Niederſteigen von einer Treppe leihen, den Rollſtuhl bei einer Höhe ein wenig mit hinanſtoßen helfen: das macht raſcher und intimer bekannt, als jede Vorſtellung im Salon.

Gegrüßt und geſegnet ſeiſt du, mein Wildbad, in deſſen Schoos man ſo viel des Traurigen durch Thränen ſieht und an das man immer mit Freude und Liebe zurückdenkt!

Nun ſollte ich noch die vielen Krankheiten nennen, die das gute Wildbad heilt; aber ich glaube beſſer zu thun, wenn ich nur auf das ſchon erwähnte Buch des Dr. C. Burckhardt hinweiſe. Beſagter Doktor nennt nicht nur die im Wildbad heilbaren Krankheiten, mit einer von einem Badearzt ſeltenen Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe zählt er auch jene Leiden auf, die ſich vor Wildbad zu hüten haben. Dieſer Dr. Burckhardt (nebenbei Hofrath und Ritter des Stanislausordens) und der liebenswürdige, vielerfahrene Dr. Haußmann ſind die beiden geſuchteſten Aerzte Wildbads. Doch beſitzt es noch andere treffliche Aerzte in der Perſon der HH. Schönleber, Fallati und Gruel.

Liebe am Eismeer.

Von **H. Emmerich.**

(Schluß von S. 299.)

„Längſt waren die mit Elfenbein beladenen Schlitten in Bereitſchaft, die wohlgenährten Hunde muthig, alle Vorbereitungen getroffen. Als der Ocean feſt war, ſetzte die Karawane ſich in Bewegung, und Sakalar wollte, wenn irgend thunlich, in gerader Richtung und ſo raſch als möglich das feſte Land zu erreichen ſuchen. Auch war das Glück ihm nicht abhold, weil bei ſehr ſcharfem Froſt eine ſtärkere Eisdecke als im vorigen Jahre über dem Waſſer lag. Aber das Brennholz war knapp geworden und die Lebensmittel gingen auf die Neige; denn jetzt hatte Iwan ſtatt ihrer Elfenbein geladen und ſchon magerten die Hunde ab. Der Hungertod ſtarrte Menſchen und Thieren entgegen. Zu was waren nun die wertholen Zähne gut? man konnte ſie nicht eſſen und kein Feuer damit unterhalten. So trieb man die Hunde vorwärts; ſie thaten ihre Schuldigkeit bis zum Aeußerſten und hielten bis zum heiligen Vorgebirge aus. Als Sakalar dort eine Rauchſäule emporſteigen ſah, wußte er, daß die Rettung nahe ſei, denn die Tſchuktſchen waren da, ſie hatten ihr Verſprechen gehalten und beſaßen Lebensmittel in Menge. Seit vier Jahren waren ſie auf ihrem großen Streifzuge; jetzt wollten ſie zurück nach der Heimath, in das Land der Rennthiere, in die Umgegend der Behringſtraße.

„Iwan ließ einen Theil ſeines Elfenbeins in einem Verſteck am heiligen Vorgebirge; mit dem Uebrigen belud er die Schlitten. Dann wurde die Rückreiſe nach Nſchni Kolymsk angetreten, aber jetzt auf einem andern Wege, den man für näher hielt. Denn bei dem geringen Vorrath an Lebensmitteln, hing Alles davon ab, daß man möglichſt raſch an's Ziel gelange. Man gab deßhalb den Hunden reichliches Futter, während die Menſchen ſich mit wenigem begnügten. Der Weg war entſetzlich, die Noth groß, die Ausbeute der Jagd ſpärlich, die Lebensmittel gingen auf die Neige und und Nſchni Kolymsk war noch zehn Tagreiſen weit entfernt. Die mehr als ſechszig Hunde wären in ihrem Hunger gern über die Menſchen hergefallen, und dieſe beriethen, wie viele von den Thieren ſie tödten müßten, um nicht ſelber zu erliegen. Doch auch jetzt wieder rettete ein Bär die Bedrängten aus der äußerſten Noth; die innere zarte Rinde junger Tannen wurde zu Brei gekocht und half als Zuſatz zum Bärenfett zur Beſchwichtigung des Magens. Doch das war für einen Tag; dann hatte man nur noch Thee. Die Lage war verzweiflungsvoll.

„Am Abend ſaß Kolina vor dem Zelt auf dem Schnee und kochte Waſſer; die Männer waren an einen Fluß gegangen, um Fiſche zu fangen. Sie fanden keine. Iwan kam allein zurück und ſprach zu der Jakutin in ernſtem Tone: ‚Kannſt Du mir vergeben? Wer weiß, wie nahe uns der Tod iſt. Ich bin ſchuld, daß Du Dich in Gefahr begabeſt, und nun ſiehſt Du vielleicht Deiner Mutter Jurte niemals wieder. Und doch habe ich Dir oft im Stillen ein langes, frohes Leben gewünſcht; Dein Vater wäre der reichſte Jakute auf der Miure-Steppe geworden, denn ich theile mit ihm.

„Das Mädchen entgegnete: ‚Mich kann kein Reichthum glücklich machen!‘

„Jetzt ging Iwan mit der Sprache heraus, nun war die Zunge Dolmetſcherin der Gefühle, die ihm ſchon lange Zeit ſein Herz bewegten. Falls ſie noch ſo glücklich wären, dem Tode zu entrinnen, dann werde er ſeinen Freund Sakalar um Kolina's Hand bitten, wenn ſie ihm ihr Herz ſchenke. Maſchinka ſei längſt vergeſſen.

Digitized by Google

„Sie ſprach kein Wort, nickte mit dem Kopfe, drückte ihm die Hand und weinte. Sie wurde verſtanden. Dann aber brach die Freude ſtürmiſch hervor; ſie lachte, ſprang auf und erzählte von vielen Dingen. Als ſie auf der Inſel im Eismeer den Jüngling aus der Gewalt der Tſchuktſchen rettete, war ſie ſich zum erſten Male der Liebe zu ihm recht innig bewußt geworden.“ —

„Da hätten wir alſo den Amor im Eismeere,“ warf die Muntere ein. Der Doctor ließ dieſe Zwiſchenrede unbeachtet und fuhr fort:

„Die Noth wurde immer größer, und Rettung kam erſt, als man den fiſchreichen Fluß Iſchiwaya erreicht hatte. Er lieferte Beute genug für Menſchen und Hunde. Nun ſang Kolina, lachte und plauderte. Iwan zog ſeinen Freund Sakalar in's Geheimniß; er nannte ihn Vater. Der Jakute umarmte ihn.

„Nie ſind frohere Leute in Niſchni Kolymsk eingezogen, als damals der junge Ruſſe und ſeine Braut. Die Bürger waren erſtaunt, alle ſechs Abenteurer wieder zu ſehen, denn man hatte ſie längſt verloren gegeben. Nun folgte ein Feſt dem andern, und der Pope ſegnete das junge Paar ein. Die drei Reiſebegleiter gingen mit einigen Gefährten und zwölf Schlitten, wohlausgerüſtet, nach dem heiligen Borgebirge zurück und holten die dort niedergelegten Mammuthzähne. Damals war ein ruſſiſcher Gelehrter in Niſchni Kolymsk, um während des Winters meteorologiſche Beobachtungen anzuſtellen. Ihm erzählte Iwan ſeine Abenteuer und der Gelehrte erſtattete darüber einen Bericht an den Weißen Czar in St. Petersburg.

„Als Iwan mit einer Karawane nach Jakutsk aufbrach, war er der reichſte von allen Kaufleuten. Die Reiſe dauerte lange, wurde jedoch ohne Schwierigkeiten zurückgelegt. Im September war er zu Hauſe.“

„Was mag wohl die Wittwe Maſchinka geſagt haben?“

„Sie hatte ſich verheirathet und war Mutter, benahm ſich übrigens freundlich gegen Iwan und deſſen junge Wilde; denn im Vertrauen äußerte ſie ſich in dieſen Ausdrücken über die Jakutin; aber dieſe war ſo freundlich und liebenswürdig, daß Jeder ſie gern hatte und ihr alles Glück gönnte.

„Im nächſten Jahre erhielt Iwan einen Brief aus St. Petersburg. Der weiße Czar ließ ihm für ſeinen Bericht danken, ſandte ihm ein Geſchenk und übertrug ihm ein Ehrenamt. Jetzt ſtand Kolina im Range über Maſchinka, aber ſie blieb ſtets beſcheiden und überhob ſich nicht. Sakalar wohnte bei ſeinen Kindern in Jakutsk; er iſt nun todt, ſie aber leben noch heute.

„Und damit ich“, ſagte der Doctor, „meinen Bericht wie eine Novelle ſchließe, in welcher ‚ſie ſich bekommen oder nicht bekommen‘, ſo füge ich bei, daß am 1. März des Jahres 1848 Maſchinka's Tochter mit dem Sohne Iwan's und Kolina's verheirathet wurde. Eine Petersburger Zeitung brachte in jener Zeit darüber einen Bericht aus Jakutsk und erinnerte an Iwans abenteuerlichen Zug nach Neuſibirien.

„Sie ſehen, liebe Frau Profeſſorin, wie Ihr Amor auf der Broſche von Elfenbein meine Gedanken auf das Mammuth und das Eismeer hinlenkte, und mich beweg, ihn mit ‚geographiſcher Gelahrtheit‘, wie unſere Freundin ſich ausdrückte, in ſehr natürlichen Zuſammenhang zu bringen. Ich bitte deshalb um Entſchuldigung und werde mich ſelber mit einem herzhaften Trunke ſtärken.“

„Den haſt Du redlich verdient“, ſagte der Profeſſor. Die Geſellſchaft erhob ſich und ging in's andere Zimmer zur feſtlichen Tafel.

Gute Sprüche.

Jeder der in ſich fühlt, daß er etwas Gutes wirken kann, muß ein Plaggeiſt ſein. Er muß nicht warten, bis man ihn ruft; er muß nicht achten, wenn man ihn fortſchickt. Er muß ſein, was Homer an den Helden preiſt, er muß ſein wie eine Fliege, die verſcheucht, den Menſchen immer wieder von einer andern Seite anfällt.

*

Die Mächtigen ſollten nicht lügen, und die Gewaltigen ſich nicht verſtellen; aber die Götter geben auch den Ungerechten Gewalt und gut Glück den Heimtückiſchen.

*

Der Anblick eines wahrhaft Glücklichen macht glücklich.

*

Der Menſch hilft ſich ſelbſt am beſten. Er muß wandeln, ſein Glück zu ſuchen; er muß zugreifen, es zu faſſen; günſtige Götter können leiten, ſegnen. Vergebens fordert der Läſſige ein unbedingtes Glück. Ja, wird es ihm gewährt, ſo iſt's zur Strafe.

*

Wer Hilfe begehrt, muß nicht auf ſeinem Sinn bleiben.

*

Der Unglückliche wird argwöhniſch; er kennt weder die gute Seite des Menſchen, noch die günſtigen Winke des Schickſals.

*

Zerſtreuung iſt wie eine goldene Wolke, die den Menſchen, wäre es auch nur auf kurze Zeit, ſeinem Elend entrückt.

Auflöſung der Charade auf Seite 288:
Chercher.

Digitized by Google

Graf Camillo Benſo di Cavour.

Von **Hermann Reuchlin.**

Unſere Erkenntniß, unſer Urtheil entſpringt aus Vergleichung. Wem ſollen wir den Grafen Cavour vergleichen, an wem ihn meſſen? — An ſeinen deutſchen Standesgenoſſen? — oder wollen wir ſeine Thaten und Schickſale mit denen ſeines „Jahrgängers“, des nur ſechs Monate vor dem Grafen geborenen Bourbon vergleichen, welcher vom Jahre 1830 an als Ferdinand II. achtundzwanzig Jahre lang das ſchöne Königreich beider Sicilien regierte und auf ſeinem langen, herben Krankenlager den hereinbrechenden Rnin ſeiner Dynaſtie verfühlen mußte? — Sehen wir, was Piemont war, als Cavour herantwuchs und was es großentheils auch durch ſein Streben und durch ſeine Arbeit jetzt iſt.

Die Familie Benſo iſt eines von den burgundiſchen Adelsgeſchlechtern, deren Mitglieder ſeit Jahrhunderten ihr Blut unter den Fahnen der „Eiſenköpfe“ aus dem Hauſe Savoyen auf den Schlachtfeldern Oberitaliens vergeſſen, um von der Artiſchoke Lombardei ein Blättchen nach dem andern zu verſpeiſen, bis einmal ihr ſchmachafter Boden den bisher nur gereizten Appetit befriedigte. Die Familie ſchrieb ſich nach dem alten, durch ein wunderthätiges Madonnenbild berühmten Lehen Cavour, welches weſtlich von Turin an der Grenze der franzöſiſchen und der italieniſchen Sprache liegt. Denn die Sprachgrenze ſteigt hier überall bis in die Thäler, z. B. in die nahen Waldenſerthäler am Oſtabhang der Alpen herab, während die politiſche auf dem Kamm des Gebirges fortläuft.

Camille iſt am 14. Juli 1810 in Turin geboren, welches damals, wie das ganze nordweſtliche Drittheil Italiens bis an die neapolitaniſche Grenze herab dem franzöſiſchen Kaiſerreich unmittelbar einverleibt war. Sein Vater, unternehmend und hart in Geldſachen, wußte dem Kaiſer und nach deſſen Sturz der Reaktion in höheren Aemtern zu dienen, ja ſich durch ſeine reaktionäre Härte einen Namen zu machen. Er wurde in den Grafenſtand erhoben.

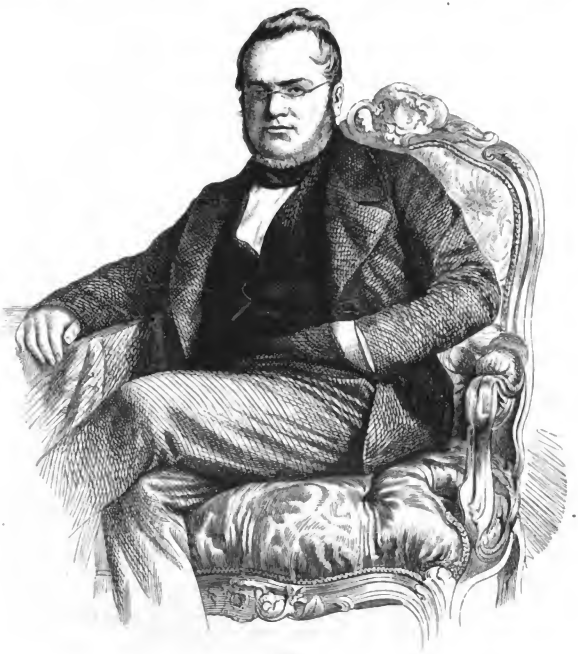
Der Sohn ſollte, wie die Söhne des zahlreichen piemonteſiſchen Adels, die militäriſche Laufbahn machen. Dieſe jungen Adeligen haben in Piemont wie in Frankreich den Ehrgeiz, durch ihre Studien eine Stellung gerade in den intelligenteren Waffen ſich ſelbſt zu erringen. So lag denn ſchon ſeit auf dem Sarge des Grafen das Hütchen des Ingenieuroffiziers. Er hatte als ſolcher an den Riſſen zur Befeſtigung des Montcenis mitgearbeitet, deſſen Durchbohrung er als Miniſterpräſident begann, um Piemont mit den civiliſirteſten Staaten, Frankreich, England und Preußen in Verkehr, in Gemeinſchaft der materiellen und der geiſtigen Güter zu ſetzen.

Das alte königliche Haus von Savoyen ſtarb am 27. April 1831 aus, nachdem es von 1821 an das Land die ſchwere Hand der Reaktion hatte empfinden laſſen. Aber auch Karl Albert, mit welchem die Linie Carignan ihr gefährdetes Recht auf die Krone antrat, war voll Haß gegen die junge Julidynaſtie in den Tuilerien und lebte noch in der Furcht der reaktionär-klerikalen Partei, durch welche Metternich über ein Jahrzehnt ihn zu zügeln wußte. Unſer Genielieutenant raiſonirte, wurde in eine geringe Garniſon verlegt, und nahm ſeinen Abſchied. Zum Pagen hatte er ſich auch ungeſchickt gezeigt und als er aus dieſer Stellung bei Hofe entlaſſen war, ſich ſogar gefreut, daß er jetzt kein „Mauleſel“ mehr ſein müſſe. Ueberhaupt betrübte er ſeine Familie durch bürgerlichen Geſchmack, z. B. für nationalökonomiſche Studien. Sein Witz war ſcharf und ſchonte ſelbſt bei Hof hochſtehende Perſonen nicht, während doch dieſer Hof ein Muſter ſtreng ſpaniſcher Etikette war. Karl Albert wußte dieſelbe und die Würde ſeiner Krone durch ein Cirkular an die Geſandten zu wahren, als die Gattin des ruſſiſchen Geſandten bei einem Hoffeſte mit einem Halsgeſchmeide erſchien, was die Etikette nur den Prinzeſſinen von Geblüt erlaubte. Die diplomatiſchen Beziehungen zu Rußland, zum großen Czaren litten einige Zeit unter dieſem Zuſammenſtoße.

Aber der ſkeptiſche junge Graf hatte einmal keinen Sinn für ſolche höhere Politik und es war noch ein Glück, daß er auf mehrere Jahre nach England ging, deſſen liberalen Adel er ſich zum Muſter nahm. Palmerſten, Ruſſel und ihre Genoſſen wurden ſeine Geſellſchaft. Dennoch und ob er gleich auf großem Fuß zu leben wußte, blieb ſeiner äußern Perſönlichkeit immer etwas Bürgerliches oder Landadeliges und die Engländerinnen meinten, er ſollte bei einer Illuſtration von Boz-Dickens Werken zum Bilde Pickwicks ſitzen. Auch für die nobeln Paſſionen des engliſchen Adels zeigte er wenig Luſt und Geſchick, er beſchränkte ſich darauf, ſpäter Fuchsjagden auf dem diplomatiſchen Gebiet anzuſtellen und als Staatsmann Wettrennen mit Hinderniſſen zu halten. Kurz, wir müſſen es geſtehen, ſeine Gegner hatten Recht: es war in ihm nicht das rechte Vollblut. Auch ging er in England, um ſich vom Handel eine tiefere Kenntniß zu verſchaffen, nicht wenig mit Großbändlern um. In Einem Punkte wetteiferte er eifrig mit der engliſchen Gentry, in ihrem Intereſſe für Hebung des Betriebs ihrer Güter, für Veredlung ihres Viehſtandes. Als er in ſein Vaterland zurückkehrte, machte er ſichs zu einer ſeiner Hauptaufgaben, ſeine Nutzlandgüter zu Muſterwirthſchaften zu erheben und das Landvolk durch Verbeſſerung ſeines Betriebs für die höheren menſchlichen Intereſſen empfänglicher

Digitized by Google

zu machen. Seit 1840 war er einer der Leiter der landwirthſchaftlichen Vereine und als dieſelben politiſchen Tendenzen zum Deckmantel zu dienen begannen, ſtand Cavour an der Spitze der einen, der Radikale Brofferio an der der andern Partei. Für Cavour blieb aber dabei ſein urſprünglicher materieller und humaniſirender Zweck der vorherrſchende. In dieſem Sinne und als guter Hauswirth hat er noch bis in ſeine letzten Monate nach wenigen Stunden Schlaf die erſte Morgenſtunde von 4½



Cavour.

bis 5½ der Vereinigung der Angelegenheiten ſeiner Güter und ſeines Haushaltes gewidmet. Einige ſeiner ſchönſten Rutlandgüter liegen unweit Vercelli, in der Richtung gegen die Alpen. Ihr Viehſtand hat durch Giulay's Requiſitionen nicht wenig gelitten. Die Stadt Vercelli trifft eben jetzt Anſtalten, ihm ein Denkmal zum Andenken an ſeine Verdienſte um die Landwirthſchaft der Provinz zu ſetzen.

Als eigentliche Nahrung für ſeinen Geiſt, aus Liebe zur Sache und als Mittel für ſeine letzten Zwecke, ſtudirte er Mathematik und Geſchichte. Die unerſchöpfliche Fruchtbarkeit ſeines Geiſtes an realen Gedanken wie an geiſtreichen, pikanten Bemerkungen machten ihn zu einer Zierde und zu einem Mittelpunkte der wirklich beſten Geſellſchaft Turins. So körperlich gewandt wir ihn aber noch vor einem Jahre auch bei vermehrtem Embonpoint ſahen, ſo fehlte ihm doch eine gewiſſe männliche Grazie. Doch war

Digitized by Google

gewiß nicht dieſer Mangel die Urſache davon, daß er im Cölibat ſtarb. Der Ehrgeiz, ſein Vaterland den andern civiliſirten, ſtarken, geachteten Nationen ebenbürtig zu machen, verlangte den ganzen Mann.

Ein um ſo härterer Schlag war für ihn der Tod ſeines einen Neffen, welcher am 30. Mai 1848 auf dem Schlachtfelde von Goito fiel. Camillo ſelbſt ſtand wiederholt im Begriffe, wieder zu den Waffen zu greifen. Aber er hatte ſchon 1847, als die Vorzeichen des nationalen Frühlings ſich regten, beſchloſſen, als Journaliſt ſeine Saat in's Volk auszuſtreuen. Etwas Standeswidrigeres hätte er nicht wohl erwählen können. War in dem halb militäriſchen, halb jeſuitiſchen Piemont die Wiſſenſchaft gering geachtet, ſo hatten Cenſur und Gleichgiltigkeit die Tagespreſſe als Heldenarbeit erſcheinen laſſen. Dieſes hielt aber den Grafen nicht ab, mit dem ehrwürdigen Grafen Cäſar Baldo das Blatt Riſorgimento, die Wiederherſtehung, zu gründen. Die Wogen der Zeit gingen immer höher; binnen weniger Monate ſah er den Augenblick gekommen, um einer der Erſten das Wort Verfaſſung vor dem Throne auszuſprechen.

Aber nicht ſobald war dieſe im Februar 1848 gegeben, als die pariſer Schalttagsrevolution, im März die Erhebung Mailands und Venedigs nebſt dem Kampfe gegen die öſterreichiſche Herrſchaft auch den Kampf gegen die radikalen Elemente zur Nothwendigkeit machten. Dieſen nahm Cavour mit unerſchütterlicher Kühnheit auf; feſtſtehend auf der Verfaſſung erſchien er als Reaktionär. Aber kein Toben der radikalen Majoritäten und der Gallerien konnte ihn zum Schweigen bringen; er hielt die Freiheit des Worts im Sturm hoch und ſtrafte durch kalte Ironie die Terroriſten der öffentlichen Meinung, welche ſeinen ehrlichen Namen hundertmal guillotinirten. Es blieb ihm bis an ſein Ende die unwillkürliche Gewohnheit, während ſeine Gegner im Parlament ihre Angriffe gegen ihn herunterleſen oder pathetiſch deklamirten, an ſeinen Nachbar Witze darüber zu richten und ſie mit ſarkaſtiſchen Geberden zu begleiten. Denn ruhig zu bleiben, war für ihn eine Unmöglichkeit. Es war ſehr unterhaltend anzuſehen, wie er dieſe mimiſchen Randilluſtrationen machte. Er ſoll auch Satiren auf ſeine eben gegen ihn losſtürmenden parlamentariſchen Gegner auf der That ſkizzirt haben, z. B. Guerrazzi als Don Quixote, wie er gegen den ungeſtalteten Zwerg Camillo auf ſeiner langbeinigen Mähre anklappert.

Wir wüßten weder Anfang noch Ende zu finden, wenn wir von den über ihn veröffentlichten bildlichen Satiren oder Karikaturen erzählen wollten; wir haben ihrer Hunderte geſehen. Als er vor zehn Jahren nach dem Siege der Reaktion auf dem ganzen europäiſchen Kontinent unerwartet ſein Verhältniß zur Rechten des Parlaments für aufgelöst erklärte und mit dem feinen Advokaten Ratazzi verbündet ein liberales Miniſterium bildete, ſprach man nur von ſeiner Heirath. Denn ſo ſtellte die Satire ihr Bündniß dar. Cavour hatte ſeinen Spaß an dem Fleiß, welchen die Witzblätter entwickelten, um ſeine etwas drollige Figur in immer neuen Saucen dem Publikum vorzuſtellen. Ja es lief ein ſtaatsmänniſcher Gedanke mitunter. Er wußte und es that ihm tief wehe, daß er dem Volke die ſchwerſten Opfer aufbürden, daß er auch deſſen letzte Arbeitskraft vermittelſt der Handels- und Gewerbefreiheit auspreſſen mußte, um Italien von der öſterreichiſchen Fremdherrſchaft zu befreien. Er hat wiederholt öffentlich ſeine Ueberzeugung ausgeſprochen, er könne deßhalb bei Lebzeiten bei ſeinem Volke nicht populär werden. Aber um nicht gehaßt zu werden, war es gut, daß die Leute über ihn lachten, daß ſie ihren Groll beranslachten. Daher begünſtigte er dieſe Verlachung und lachte ſelbſt mit.

Manchmal blieb es indeß nicht dabei. Zur Zeit der Abtretung Nizza's wurde er als Kain dargeſtellt. Doch war man nie ſo gemein, auf Beſtechlichkeit anzuſpielen. Sein letzter parlamentariſcher Kampf mit Garibaldi läßt beide, den hagern General und den kugelrunden Camillo als zum Boxerkampf entblößt erſcheinen. Während der Präſident den Kopf Garibaldi's unter ſeiner Signalglocke, wie unter einer Taucherglocke verſchwinden läßt, wird Camillo's Hut von patriotiſchen Freunden ihm bis auf die Schultern angetrieben und ſo wird es Frieden. Ein ganz kurz vor ſeinem Tode erſchienenes Blatt ſtellt ihn als Papa Camillo dar, wie die Hauseigenthümer von Turin ihn und die Regierung in der alten Hauptſtadt feſtzuhalten, die ärmeren Leute ihn daraus nach Rom zu drängen ſuchen, um billigere Hauszinſe zu erzielen.

So iſt denn Papa Camillo doch noch bei Lebzeiten, zunächſt von den Piemonteſen, von den civiliſirteren Bevölkerungen Italiens als ein ſtrenger, aber als ein das Beſte der Seinigen mit Aufopferung anſtrebender Vater geachtet, ja geliebt worden. Während er den gerne ungeirrt in ſeinen Jäger- und Soldatengewohnheiten für ſich lebenden König von Zeit zu Zeit bofmeiſtern und nöthigen mußte, auch außerhalb des Schlachtfeldes eine königliche Figur zu machen, hat Cavour Allem aufgeboten, um das italieniſche Volk aufzuſtacheln und doch im Zaum zu halten; wie er denn zu Friederike Bremer ſagte: „Ich habe einen Wagen mit vier Pferden bergabwärts zu fahren. Habe ich mein Ziel erreicht und der Weg fängt an bergaufwärts zu gehen, dann werde ich langſam fahren.“

Das ſagte er vor 1859. Damals zielte er auf Befreiung ganz Oberitaliens von der öſterreichiſchen Herrſchaft mit Frankreichs Hilfe. Das hat er nur halb erreicht; aber Mittelitalien größtentheils und Süditalien, welche er, der Schüler der altpiemonteſiſchen Staatsmänner, nicht in den unmittelbaren Bereich ſeiner Plane gezogen hatte, ſind ihm zugefallen. Er hat, wie er ſelbſt ſagte, das früher vorſichtig an der Küſte hinſteuernde piemonteſiſche Staatsſchiff kühn in den Ocean hinausgeführt; da wurde es von dem Golfſtrom der Nationalität nach ungeſuchten zauberiſchen Golfen getrieben; neue Stern-

Digitized by Google

bilder ſind über ihm aufgeſtiegen. In dieſem Moment iſt der Steuermann geſtorben und nun werden die Menſchen über ihn richten, ihn preiſen oder verdammen, je nachdem die Zurückgebliebenen das Schiff mit günſtigem Winde in den Hafen einzuführen wiſſen oder Schiffbruch leiden.

So richten die Menſchen — und mit Recht. Denn der Mann muß ſich nach ſeinen Werken richten laſſen. Die eigenſten Werke des Menſchen ſind aber nicht ſowohl materielle äußere Thaten, als wieder Menſchen, Männer, welche er durch ſein Beiſpiel, durch ſeine perſönliche gemeinſame Arbeit, durch Kampf nach denſelben Zielen gebildet und gewappnet hat.

Hier in ſeinem höchſten Berufe gleicht der Staatsmann der Hausfrau und ihrem ſtillen, edeln Berufe; Menſchen zu bilden iſt das Höchſte in der Schöpfung.

Die Telegraphie in alter und neuer Zeit.

Von **Ph. Huber.**

(Fortſetzung von Seite 188.)

Doch wenden wir uns nach dieſen Excurſionen im Gebiete der Elektricität unſerer eigentlichen Aufgabe, der Anwendung des galvaniſchen Stromes auf die Telegraphie zu.

Dies betrifft die letzte der oben genannten Wirkungen der galvaniſchen Elektricität, die wir die magnetiſche nannten.

Gleich bedeutſam mit Jakobi's Erfindung und in ihren Erfolgen noch unberechenbarer ſind die Entdeckungen Oerſteds, Arago's, Sturgeons u. A. bezüglich des Einfluſſes der Elektricität auf den Magnetismus und insbeſondere der Hervorrufung des letztern durch die erſtere.

Oerſted in Kopenhagen fand um's Jahr 1820, daß wenn man einen elektriſchen Strom in der Richtung einer in ihrem Schwerpunkte aufgehängten Magnetnadel über oder unter derſelben durchleitet, wie Fig. 21 darſtellt, die Nadel dann immer aus ihrer natürlichen Lage abgelenkt wird, und dies um ſo ſtärker, je kräftiger der durchgehende elektriſche Strom iſt. Und zwar findet die Ablenkung nach verſchiedenen Seiten ſtatt, wenn man dem durchgehenden galvaniſchen Strom verſchiedene Richtungen giebt. Wenn man ſich alſo vorſtellt, man ſchwimme in dem Strom und habe das Geſicht gegen die Magnetnadel gekehrt, ſo wird der Nordpol derſelben ſtets links abgelenkt.

Fig. 21.

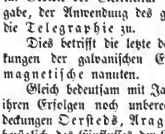


Fig. 22.

Führt man den Strom durch einen langen, iſolirten, in vielen Windungen aufgewickelten Draht, wie Fig. 22 zeigt, um eine Magnetnadel herum, ſo zeigt ſich die Ablenkung auch bei ſchwachen Strömen ſehr merklich. Man nennt eine ſolche Vorrichtung einen Multiplicator. Bei + K tritt hier der Strom ein, bei — Z tritt er aus.

Daß hiedurch nicht nur ein Erkennungszeichen gegeben ſei, aus der Ablenkung der Magnetnadel einen galvaniſchen Strom und aus der Größe der Ablenkung ſelbſt die Stärke dieſes Stromes zu entdecken, ſondern daß hiermit das Mittel zu einer elektriſchen Telegraphie gefunden ſei, mußte den Männern der Wiſſenſchaft ſogleich einleuchten. Denn es bedurfte ja nur der Feſtſetzung, was für ein Zeichen durch eine Ablenkung der Nadel oder auch durch mehrere Ablenkungen derſelben und zwar nach der einen oder der andern Seite ausgedrückt ſei.

Darum geſchah es auch bald, daß ſich Mehrere der neuen Entdeckung bemächtigten und dieſelbe im angedeuteten Sinne für die Zeichengebung zu benutzen ſuchten.

Die erſten hieher gehörigen Vorſchläge waren die von den Franzoſen Ampère und Ritchie, von unſerm Landsmanne Fechner und den Engländern Davy und Alexander gemachten. Alle dieſe litten aber an dem Uebelſtande, daß die zu verwendenden Apparate viel zu complicirt ausgefallen wären, weil man zu viele Leitungsdrähte und Nadeln brauchte. Nach dem Vorſchlag der Franzoſen brauchte man nämlich für jedes Zeichen oder jeden Buchſtaben eine Nadel und zwei Leitungsdrähte, hin und zurück. Jede Nadel bezeichnete dann einen Buchſtaben und jede Drahtleitung ſollte abwechſelnd für ſich allein mit einer elektriſchen Batterie in Verbindung gebracht werden können. Die beiden Letztern zwar vermochten ſchon die Zahl der Leitungsdrähte auf die Hälfte zu beſchränken, da ſie zur Rückleitung des Stromes einen und denſelben Draht verwendeten.

Eigentlich praktiſche Vorſchläge machte erſt der ruſſiſche Staatsrath Baron Schilling von Cannſtadt im Jahr 1832, vermöge deren man nur eine Magnetnadel mit einer einfachen Drahtleitung, d. h. zwei Drähten, brauchte. Die verſchiedenen

Digitized by Google

Ablenkungen der einen Nadel nach links, rechts, linksrechts ꝛc. sollten die nöthigen Zeichen geben.

Das Verdienst, die ersten brauchbaren Nadeltelegraphen ausgeführt zu haben, gebührt aber den Göttinger Professoren Gauß und Weber, und es können darum diese auch als die eigentlichen Erfinder der elektrischen Telegraphie angesehen werden.

Die Genannten wendeten einen Magnetstab an, der sich in einem Gehäuse befand, welches mit einem sogen. Multiplicator (Fig. 22), d. i. einem mit Seide übersponnenen Draht in vielen Windungen so umwickelt war, daß die Drahtwindungen über und unter dem Magnete durchgiengen. Je nachdem nun der eingeführte elektrische Strom in der einen oder der andern Richtung durch die Drahtwindungen geleitet wurde, lenkte der Magnet nach der einen oder der andern Seite ab. Aus den verschiedenen seitlichen Ablenkungen des Magnets und deren Combinationen setzten die beiden Gelehrten dann ein Alphabet zusammen und waren so im Stande, mit einer Nadel alle Buchstaben und sonstigen Zeichen anzugeben.

So bezeichnete eine Ablenkung des Nordpols nach rechts den Buchstaben a, eine Ablenkung nach links den Buchstaben e; rechtsrechts, d. h. zweimal nach rechts bedeutete i und die Ablenkung rechtslinks den Buchstaben o u. s. w.

Ein derart construirter Telegraph wurde von Gauß und Weber im Jahr 1833 zwischen der Sternwarte und dem physikalischen Cabinete der Universität Göttingen zur Zeichengebung eingerichtet.

Um die Verbesserung dieses Telegraphen, sowie überhaupt der gesammten elektrischen Telegraphie machte sich Steinheil in München so sehr verdient, daß er mit Fug und Recht den ersten Erfindern der jetzigen Art der Telegraphie beigezählt wird. Er machte im Jahr 1838 die wichtige Entdeckung, daß man zu einer Telegraphenlinie nur einen einzigen Leitungsdraht brauche, da die Erde selbst den Rückleitungsdraht ersetzt. — Geht z. B. an der Station A, von der aus nach B telegraphirt werden will, vom positiven Pol einer galvanischen Batterie ein Draht nach der Station B, so folgt der Strom diesem Draht nach dem letztern Orte. Wird nun hier ein Verbindungsdraht in die feuchte Erde, einen Wasserbehälter ꝛc., so geleitet, daß der versenkte Draht in eine mehrere Quadratfuß große Metallplatte endigt, und ist andererseits in A der negative Pol der Batterie ebenso durch einen Draht nebst Metallplatte mit der Erde verbunden, so geht der elektrelektrische von A nach B gelangende Strom von B durch die Erde nach dem negativen Pol in A zurück. Dabei erspart man nicht nur die Hälfte des Drahts, sondern es wird der elektrische Strom der Erfahrung gemäß selbst noch bedeutend verstärkt.

Die Verbesserung, die Steinheil außerdem dem Nadeltelegraphen von Gauß und Weber noch gab, ist die, daß er diesen zu einem Drucktelegraphen vervollkommnete. Dies erreichte er durch ein äußerst sinnreiches Verfahren. Er versah nämlich zwei mit einer sogen. Multiplicatorspule umwickelte Magnetstäbchen mit Näpfchen, die eine schwarze Flüssigkeit enthielten und in hohle Spitzen endigten. Bei der Thätigkeit der elektricitätserregenden Maschine wurden dann die Magnete abgelenkt und die genannten Gefäßchen gegen einen durch ein Rädertriebwerk um eine Rolle bewegten Papierstreifen angedrückt, so daß dann die aus den Spitzen der Gefäßchen austretende Flüssigkeit auf dem Papiere einen schwarzen Punkt verursachte. Durch die Combination der durch beide Näpfchen entstandenen Punkte wurden die verschiedenen Buchstaben und Zeichen ausgedrückt.

Steinheil richtete auch die erste größere elektromagnetische Telegraphenlinie zwischen der königlichen Akademie in München und der Sternwarte in Bogenhausen, sowie zwischen dem physikalischen Cabinete und seiner Wohnung in München ein.

Nachdem wir nun unsern Lesern das zum Verständniß Nöthige an die Hand gegeben haben, geben wir zur Beschreibung der jetzigen elektromagnetischen Telegraphen über.

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Kinder.

Erzählung von **Fanny Lewald.**

(Fortsetzung von S. 268.)

Wenn man an einem Menschen, der ein Besonderes zu empfinden glaubt, plötzlich bemerkt, daß er nur ein ganz Gewöhnliches erlebe, so ernüchtert man ihn und demüthigt ihn zugleich, und Hermann hatte auf die Rede der Meisterin nur die Antwort: „Ich denke heute nur immer, ob denn auch noch Alles hier so sein wird, wenn ich wieder einmal hier vorkommen sollte."

„Ih, Gott bewahre!" rief die Meisterin, die immer munterer zu werden schien. „Heute und morgen wirst Du ja nicht wieder kommen und in vier oder fünf Jahren muß hier ein junger Meister sein. Für Nichts und wieder Nichts hat der Meister das Grundstück vor dem Thore nicht gekauft. Wir wollen uns auch einmal zur Ruhe setzen, und ein Mädchen, das nicht Vater, nicht Mutter hat, wie

Digitized by Google

die Lisette, das muß je eher je lieber einen Mann bekommen, damit es nicht einsam und verlassen da stehe in der Welt, wenn wir Beide einmal die Augen zumachen."

Dagegen war nichts zu sagen. Es war Alles wahr und richtig. Hermann hatte sich oft genug vorgestellt, daß es so kommen werde, kommen müsse; zu Hause redeten sie immer in derselben Weise davon, aber es klang ihm heute, da die Meisterin es aussprach, widerwärtig und unglaublich zu gleicher Zeit. Er sagte nichts dazu — was hätte er auch sagen sollen. Er bot der Meisterin eine gute Nacht. Sie sagte, obschon so Etwas sonst gar nicht ihre Art war: „Schlaf Dich nur noch satt, so lange Du hier bist, unterwegs bekommst Du doch solche Betten wie bei uns gewiß nicht wieder." —

Sie war sehr zufrieden mit sich, als er schweigend nach seiner Kammer ging. Käme er nicht bald fort, dachte sie, so hätte ich ihm anders gedient. Aber das kommt von dem Lesen und Schreiben her; ohne das hätte er den großen Nagel nicht im Kopfe. Der wird ihm auf der Wanderschaft schon ausgetrieben werden.

8. Kapitel.

Am Montag sollte Hermann seine Wanderschaft beginnen, der Sonntag gehörte noch ganz ihm selbst. Früh am Vormittage ging er in die Wohnung seiner Eltern. Die Mutter war in die Kirche gegangen, die Schwestern nähten zu Hause, der Bruder war bei dem Vater in der Lehre und arbeitete trotz des Feiertags mit ihm, und Hermann sah gleich, daß es in den letzten Tagen nicht ganz friedlich zu Hause gewesen sein mußte, denn der Vater hatte sich verbarrikadirt und saß für sich allein, wie er das nannte.

Das hatte er sonst wohl auch gethan, aber es war immer kein gutes Zeichen gewesen. Wenn ihm früher der Kinderlärm und die Unruhe einmal zu groß geworden waren, so hatte er eine alte Kiste aus der Kammer herbeigezogen und seinen Schemel darauf gesetzt, daß er höher saß, als auf einem Schneidertische und sich erhaben fühlte über all das kleine Treiben neben und um ihn her. Die Gewohnheit hatte er beibehalten, nur daß er sie jetzt nicht mehr der kleinen Kinder wegen zur Ausführung brachte, und da der Mensch von den Vorstellungen abhängig ist, die er selbst sich von den Ereignissen seines täglichen Lebens bildet, so fühlte Meister Brückner sich gleich befreit, wenn er den Gedanken faßte, sich durch Absonderung von den Seinen zu befreien. Er sah scheu wieder ganz munter aus, als der Sohn mit der Frage: „Nun Vater, wie geht's?" an ihn heran trat.

„Gut geht's, Junge, gut geht's!" versetzte der Vater. „Wenn Du erst draußen auf der Wanderschaft sein wirst, so wirst Du erfahren, wie dem Menschen gleich anders zu Muthe wird, wenn er auf die Berge kommt. Bin ich erst hier oben auf meinem Berg, dann frage ich nach nichts und schlage mir alle Sorgen aus dem Sinn, die die Mutter sich Sonntags immer erst wegpredigen lassen muß. Mein Vater ist in die Siebenzig gekommen, und als er nicht weiter gekonnt hat, haben wir ihm geholfen, der Bruder Bäcker und ich, und unter siebenzig Jahren gehe ich auch nicht davon, und wenn ich nicht mehr arbeiten kann, so feid ihr ja da. Du hast's ja so von klein an vorgehabt, ein reicher Mann zu werden, und der Kerl bist du danach, einer reichen Meisterstochter in die Augen zu stechen!"

„Es soll wohl auch ohne das gehen," meinte Hermann, während ihm doch das Blut zu Kopfe stieg. „Nun ich ein Jahr Gesell gewesen bin und besser Bescheid weiß mit den Dingen, weiß ich auch was ich zu thun habe. Mein Sinn ist auf die Mechanik und auf die feinen Maschinen gerichtet; die haben schon Manchen vorwärts gebracht und sollen mich auch vorwärts bringen. Ich geh' gerades Wegs nach Hamburg. Habe ich dort so viel zusammen gebracht, daß ich die Ueberfahrt bezahlen kann, so mache ich mich nach England auf. In Manchester geht es unserm frühern Werkführer sehr gut. Er hat mich neulich erst grüßen lassen, und bin ich einmal drüben, so brauchen sie dort Arbeiter so gut wie hier."

„Also," sagte der Vater, „mit den Geschichten von damals ist's nichts mehr. Zum Halle'schen Thor hinaus nach der Wüste wird nicht mehr gelaufen?" — Er gefiel sich darin, den Sohn an die Tage zu erinnern, in welchen er noch ein Kind und von dem Vater abhängig und dieser ihm überlegen gewesen war, denn es mochte ihm wohl die Ahnung kommen, daß die Zeit für immer vorüber sei.

„Ich sage nicht nein, wenn von der Wüste die Rede ist. Ich möchte die alten heißen Länder doch einmal sehen und von England kommt man wohl am ehesten dazu!" versetzte der Sohn.

Der Meister schlug mit kräftigem Schlage ein paar Zwecke ein und sah dann gegen das Fenster empor. „Wie die Kerle sich wundern!" rief er lachend; „wundert Euch aber nur immer darauf los!"

„Von wem sprechen Sie, Vater?" fragte der Sohn.

„Sieh Dir 'mal die Spatzen an! Die kommen Jahr ein Jahr aus hier an meine Fenster und kennen mich so gut, wie ich sie, und die sind so klug, daß sie wissen, was es auf sich hat, wenn ich hier oben sitze. Sie haben dann einen ganz aparten Ton; es klingt immer, als riefen sie: ‚komm 'rauf! komm 'rauf!' und dann fliegen sie in die Höhe, als wollten sie zeigen, wie gut der's hat, dem Niemand nach kann. Ich glaub's ganz fest, daß alle Thiere Verstand und ihre Sprache haben und daß sie klüger sind als wir, denn sie lernen uns verstehen, wir sie nicht! — Wie willst Du denn fertig werden mit dem Englischen in dem fremden Lande?"

Digitized by Google

Der Sohn kannte den Vater. Wenn er seinen Gedanken und Träumen in so abspringender Weise Worte gab, wenn er von dem Nächsten auf das Fernste und dann wieder zu dem eigentlichen Gegenstande seiner Sorge überging, war er immer sehr gerührt und deshalb bemüht, sich seine Bewegung fortzuscherzen, und Hermann selber blickte mit Wehmuth auf das treue graue Haupt, auf die arbeitsgefurchte unermüdliche Hand seines Vaters hin. Alle Tage seiner Kindheit gingen an ihm vorüber, alle Sorge, die der Vater für ihn getragen, erfüllte ihn mit Liebe und mit Dankbarkeit, und er hatte noch etwas auf dem Herzen, das er ihm zu sagen hatte und woran er dachte und dachte, während sie bald von Diesem bald von Jenem sprachen, und was er ihm doch nur sagen konnte, wenn Niemand sonst es hörte.

Endlich entfernten die Schwestern sich eine nach der andern und endlich wurde auch der Bruder fortgeschickt, ein Paar eben fertig gewordene, frisch eingewirkte Stiefel noch rasch zu einem Kunden fortzutragen. Nun konnte es geschehen, nun mußte es geschehen, und Hermann ging und setzte sich auf den Schemel, auf welchem sein Bruder sonst saß, und sah zu dem Vater auf seinen Berg hinauf, wie er zu ihm hinaufgeblickt als kleiner Knabe, da der Vater ihm noch groß, sehr groß erschienen war, und das Gefühl knabenhafter Scheu und Ehrfurcht kam wieder über ihn. Er überlegte hin und her und sagte zuletzt: „Der Mutter ist's recht zu gönnen, daß sie sich guten Muth in der Kirche holt, sie ist von Jahr zu Jahr verzagter geworden. Sie vergißt immer, daß Eltern mehr als vier eigene Arme haben, wenn sie Kinder haben, und ich hab's ihr doch bewiesen, so gut ich konnte."

„Was?" fragte der Meister.

„Daß ich mehr erwerben kann, als ich brauche," entgegnete der Sohn. „Wenn sie sich gar zu viel Gedanken machte, bin ich eingesprungen, und dann war sie für eine Weile auch beruhigt, nur daß sie nicht lange vorzuhalten pflegten — das Bischen Geld und das Bischen Beruhigung."

Er war froh, daß er so weit gekommen war und es ausgesprochen hatte, daß er der Mutter schon oftmals Geld gegeben und daß sie's angenommen. Nun konnte er, da der Vater nichts dagegen eingewendet, schon mit leichterm Herzen vorwärts gehen. „Vorigen Winter und im letzten Frühjahr, als wir auf Stück arbeiteten, weil's so sehr preißirte, haben wir guten Verdienst gehabt."

„Ih, das glaub' ich! die Meister sagten's ja selbst, daß es flott ging dazumal," meinte der Vater, „da hättest Du Dir nun was zurücklegen sollen für die Wanderschaft."

„Das hab' ich auch gethan," fiel der Sohn rasch ein. „Ich habe ein gut Ende Weges das Fortkommen bei mir in der Tasche; aber," fügte er lebhafter hinzu, „allzuviel muß man nicht bei sich haben, weil man's doch einbüßen kann auf eine oder die andere Art. Hier sind noch einundzwanzig Thaler" — er griff in die Tasche, holte ein weißes, sauber zusammengefaltetes Papier heraus, in dem er das Geld eingewickelt hatte, und legte es vor den Vater auf den Tisch hin — „hier sind einundzwanzig Thaler, die möchte ich zu Hause lassen, Vater! Und wenn die Arbeit einmal nicht recht geht und die Mutter macht sich zu viel Gedanken, so nehmen Sie davon und geben Sie's ihr, wie sie's gerade braucht. Bis es zu Ende ist, kann ich wohl wieder einmal was Neues schicken."

Herman trocknete sich die Stirne, nun war's ihm leicht um's Herz, nun war's herunter. Der Vater hielt den alten Stiefel, an dem er den neuen Absatz aufschlug, zwischen den Knieen fest und schlug die Arme über die Brust zusammen. So sah er den Sohn eine Weile an. Dann fragte er: „Warum giebst Du's ihr nicht selbst?"

Der Sohn zuckte die Schultern. „Ich dachte, wenn's so ab und zu käme, heute ein paar Groschen und nächstens wieder ein paar, so hielte die Freude länger vor, und wenn Sie's ihr geben könnten, daß sie glaubte, es käme von Ihnen, Vater, so behielte sie bessern Muth und Sie brauchten sich nicht auf den Berg zu begeben, mit dem Sie noch einmal Unglück haben werden, denn die alte Kiste ist halbwegs aus den Fugen. Kommen Sie lieber herunter! Der Teufel hat oft sein Spiel. Wenn Sie heute ein Unglück hätten, könnten Sie mir morgen nicht einmal das Geleite geben."

Der Meister ließ den Stiefel und das Werkzeug fallen, der Sohn bückte sich, es aufzuheben, und als der Vater heruntergestiegen war, legte er dem Sohn die Hand auf die Schulter. „Wenn's Dir einmal nicht glückt in der Welt und nicht gut geht," sagte er, „so hat Gott im Himmel kein Einsehen mehr!" — Damit steckte er das Geld fort und es war nicht mehr davon die Rede, aber sie sahen Beide hell aus, wie das Wetter draußen, der Vater und der Sohn; Herrmann fing selber an zu glauben, daß die Vögel etwas von dem Thun und Sprechen der Menschen verstehen müßten, denn die Spatzen flogen in ihrer Lustigkeit und Freude ihnen fast in das Zimmer herein. Und als die Mutter aus der Kirche kam, und sah, daß der Vater vom Berge herniedergestiegen, war sie dessen herzlich froh, und es war ein guter, friedensvoller Sonntag, den man in des Schusters Wohnung verlebte.

9. Kapitel.

Hermann hatte sich bei dem Herrn Kandidaten für den Nachmittag angesagt, sie wollten noch einmal zusammen spazieren gehen. Das war am Sonntag öfter vorgekommen, seit es dem Herrn Kandidaten besser ging und er sich einen neuen Anzug angeschafft hatte, mit dem er sich vor den Leuten sehen lassen konnte. Und doch hätte er zu seinen Spaziergängen den neuen Anzug gar nicht nöthig gehabt, denn er vermied die Orte, an denen er Menschen fand, und wenn sie sich zusammen auf

Digitized by Google

den Weg machten, so gingen sie rasch durch die Stadt, schlugen dann den ersten besten Feldweg ein und suchten das Ufer der Spree oder sonst ein Wasser zu erreichen; denn wenn er am Wasser war, ging ihm das Herz auf, das Wasser war seine Sehnsucht und sein Element. In der Einsamkeit am Wasser da konnte er sprechen, in der Stadt und unter den Menschen in den Straßen versagte ihm das Wort.

Draußen vor der Stadt, wo die Spree sich zwischen grünem Wiesenlande hinzieht und hie und da eine Weide am Wasser steht oder ein kleiner Erlenbusch die Fläche unterbricht, war Alles still. Die Schwalben schossen leicht über das Wasser hin, ein Paar Störche stiegen bedächtig in den Wiesen umher, mit ruhigem Auge ihre Beute suchend. An einer Stelle nicht fern vom Wasserrande lag ein gefällter Weidenstamm. Auf diesen setzte sich Herr Plattner nieder, Hermann nahm an seiner Seite Platz und der Kandidat schaute, wie das seine Art war, lange und unverwandten Auges in das Wasser, bis er sich aufrichtete und zu Hermann sagte: „Du hast mich oft darauf angeblickt, wenn ich so vor dem Wasser saß, hast Dir wohl auch Deine Gedanken darüber gemacht, was ich an dem Wasser habe, und nun Du fort gehst, kann ich es Dir sagen, das Wasser hat mich am Leben erhalten, und das war doch gut um Deinetwillen!"

„Ja, gewiß war's gut!" rief Hermann, „aber ich wußte nicht, daß Sie das Wasser für sich so heilsam glaubten."

„Heilsam?" wiederholte der Kandidat, „heilsam war es mir! ja, heilsam ganz und gar. Wenn ich mich einsam am Wasser befand, wenn ich hinabsah in die dunkle Tiefe, die so viel verbergen kann, und so ruhig hinfließt über Alles, was sie verborgen hat, daß kein Auge es mehr sieht, dann sagte ich mir: Du brauchst nur zu wollen, und in einem Augenblicke ist Alles vorüber, in einem Augenblicke drückt dich nichts mehr, bist du frei! Frei von Schmerz, frei von Rückerinnerung, frei von den bösen Träumen, die dich quälen, frei von Reue! Von Reue, die das Gift des Lebens ist! Und diese Möglichkeit der Freiheit ließ mich ausharren, ausharren um Deinetwillen! Merk Dir's wohl! Um Deinetwillen!"

Der Kandidat sprach das in einer Weise, wie Hermann noch nie einen Menschen reden gehört hatte. Es war feierlicher als des Predigers Wort, das von der Kanzel her zu der Gemeinde spricht, es war die Offenbarung einer Seele an die andere.

„Herr Kandidat!" rief Hermann, dem sich das Herz zusammenkrampfte bei der Vorstellung, auf welcher Grenzscheide das Leben seines Lehrers und Freundes geschwebt hatte, „Herr Kandidat! Sie werden doch nicht —"

„Nein!" versetzte Plattner, „ich werde mein Leben nicht enden, ehe es von selber endet, denn ich weiß jetzt, daß man noch zu Etwas nütze sein kann auf der Erde, wenn man lange die Lust verloren hat, auf ihr zu wandeln. Aber warum sollte ich Dir's verbergen, da Du Mann genug geworden es zu hören? Als ich Deinem Vater und Deiner Mutter zuerst begegnete vor jenen langen Jahren, da war ich auf dem Wege, auszuführen, was der Mensch nicht ausführen soll; denn er ist eine Kraft im Weltall und jede bewußte Kraft muß aufgebraucht werden bis an ihr Ende."

Hermann hatte unwillkürlich sein Gesicht in seine Hände verborgen, er wollte nicht sehen lassen, was in ihm vorging, aber es litt ihn nicht zu schweigen und mit der Freiheit, welche seine vorgeschrittene Bildung und sein vorgeschrittenes Alter ihm gewährten, seinen Arm um die Schulter des Kandidaten legend, sagte er: „Warum verzagten Sie denn so sehr am Leben? was drängte Sie zum Tode hin?"

Der Kandidat antwortete nicht gleich. Sein Blick hing schweigend und finster an dem Boden, dann schlug er plötzlich das Auge zu dem jungen Mann empor und sprach: „Du hast einmal gesagt: ich möchte nicht unglücklich sein. Dies Knabenwort ist mir damals tief in's Herz gedrungen und ich habe Dir geantwortet: so hüte dich vor Schuld! — Denn es hat eine Zeit gegeben, in der auch ich dachte, ich möchte nicht unglücklich sein, in der ich glaubte, ich könne es niemals werden, in der ich mich für den Glücklichsten der Menschen hielt und in der ich es beinahe vergessen hatte, daß kein Glück von Dauer ist, welches auf dem Boden der Sünde erwächst." — Er hielt wieder inne und sagte dann fast klanglos: „Sie brach auch schnell genug zusammen, die schöne Welt, und sie hat viel, viel begraben und verschüttet in ihrem Sturz."

Hermann bezwang sich nicht länger, er mußte mehr, er mußte Alles wissen. „Wo war das?" fragte er, „in dem Schlosse mit den grünen Kuppelthürmen?"

Der Kandidat sah ihn an, als habe Jener ein Zauberwort gesprochen, das ihm die Lippen löse. „Wer hat Dir das gesagt?" rief er, und sein Gesicht durchflogen die Schatten der widersprechendsten Empfindungen. „Wer hat Dir das gesagt?"

„Ich dachte mir, das müßte wohl das Schloß sein, in dem Sie einst gelebt in Rußland", versetzte Hermann.

„Ja! das ist das Schloß!" bedeutete der Kandidat, und halb zu seinem jungen Gefährten, halb zu sich selber redend, sagte er in Rückerinnerung versunken: „Zweiunddreißig Jahre war ich alt, als ich es zuerst betrat. Die Sonne lag heiß über seinen Kuppeln, die goldenen Spitzen funkelten in ihrem Lichte. In dem großen Saale zu ebener Erde empfing mich Fürst Michael. Er hatte seinen Sohn an der Hand, der schön war, wie ich kein Kind gesehen, denn er sah wie sie aus, wie die Mutter. Ich war fast dreiviertel Jahre in dem Schlosse, als sie zurückkehrte. Man hatte geglaubt, sie litte an der Brust, und man hatte Heilung für sie von einem deutschen Arzte gehofft, unter dessen Behandlung sie in Deutschland gelebt. Wie ihr Bild sie zeigt, so erblickte ich

Digitized by Google

sie zum ersten Male. Es waren Gäste geladen aus der Gouvernementsstadt, ich hatte ihr den Knaben beim Nachtisch in den Saal zu führen. Man fand ihn fortgeschritten, körperlich und geistig gekräftigt und entwickelt, und sie sagte mir das. Sie sagte: ‚Er ist mein einziges Gut, und seit ich Ihre Briefe über meinen Alleranderhalten hatte, konnte ich es besser ertragen, allein und fern von ihm zu leben. Ich wußte ihn wohl aufgehoben in Ihrer Hut!'

„Ich sah sie alle Tage, ich konnte es bald bemerken, daß sie wahr gesprochen hatte. Sie lebte nur für ihren Sohn, der Fürst war ihr ein Fremder und er liebte sie nicht. Er hatte nur eine Leidenschaft, die Eitelkeit. Er lebte nicht für sich, er empfand, er erwarb, er existirte nur für und durch die Meinung und den Beifall seiner Umgebung. Er wollte die höchsten Orden, er wollte das schönste Schloß, die schönsten Pferde, die ersten Kunstwerke haben, er wollte auch das schönste Weib besitzen und Vera mußte die reichsten Kleider tragen und einen Schmuck, den die Frauen ihr beneideten. Was sie selber wünschte, was sie glücklich machen konnte, das bekümmerte ihn nicht. Er hatte, was er wollte, sie mochte sehen, wie sie mit sich fertig wurde."

Es flog ein bitteres Lächeln über die eingefunkenen Züge des Kandidaten und doch sah er in diesem Augenblicke anders, jünger, stolzer aus, als Hermann ihn je gekannt hatte. Er hob den Kopf empor, sein Auge sank nicht wie sonst gedrückt hernieder. Hermann hütete sich zu reden, da Jener schwieg; er mochte die Erinnerungen seines Freundes nicht unterbrechen, der nach einer Weile weiter zu erzählen anhub:

„Sie war ein halbes Kind gewesen, als man sie aus dem Kloster nahm, um sie dem Fürsten zu verbinden, und ohne Ahnung ihres Werthes, ohne Kenntniß ihres Herzens war sie in die Welt getreten; man hatte sie auch nicht so unterrichtet, daß es ihr leicht geworden wäre, sich fortzubilden, sich zu entwickeln. Ihr Aufenthalt in Deutschland, ihr Verkehr mit bedeutenden Menschen hatte ihre Wißbegier erregt. Sie hatte einsehen lernen, was ihr fehlte und was sie besaß, mehr noch als ihr Sohn wurde sie meine Schülerin. Sie lernte das Deutsche von mir, ich weihte sie ein in den Geist unserer Sprache, ich lehrte sie unsere Dichter, unsere Denker kennen und lieben. Jenes Gedicht von Schiller, dessen Bruchstück Du einst als Knabe gefunden, die Theilung der Erde, die ich Dir und den Deinen damals auf Deine Bitte vorgesprochen, das waren die ersten deutschen Verse, die sie gelernt. Von ihren Lippen hatte ich jenes Gedicht vernommen, die Verschiedenheit meiner Zustände war schlagend und ergriff mich gewaltig. Ihr frentet Euch und kanntet nicht wissen, was in mir vorging an dem Abende.

„Alles, was sich ihr nahte, hing ihr mit Liebe an, und ich liebte sie auch, ich liebte sie mit allen meinen Kräften. Jahre lang bewahrte ich dies Geheimniß in meiner Brust. Ein unbewachter Augenblick entriß es mir, und dieser Augenblick entschied über meine Zukunft. Meine Liebe ward erwidert, alle meine Vorsätze, all' mein Pflichtgefühl sanken vor der Gewißheit in ein Nichts zusammen. Ich genoß Jahre eines berauschenden, sinnverwirrenden Glückes, wir vergaßen Alles, unsere Pflicht, das Gesetz und die Welt um uns her.

„Der junge Fürst war inzwischen sechzehn Jahre alt geworden, und hatte sich, wie es in jenen Regionen der Fall ist, schnell und früh entwickelt. Er hing an seiner Mutter und an mir mit großer Liebe, aber er war auch seinem Vater sehr ergeben, der ihn mehr und mehr an sich zu fesseln wußte. Fürst Michael war ein leidenschaftlicher Jäger, sein Sohn theilte diese Neigung. Eines Tages war der Fürst mit seinen Gästen auf die Jagd gefahren und hatte den Sohn mit sich genommen. Wir waren allein, die Fürstin und ich; das schöne Wetter lockte uns hinaus. Wir wußten, nach welcher Seite hin der Fürst gefahren war und machten uns nach der entgegengesetzten Seite auf den Weg. Die Fürstin liebte es, sich dem Gedanken hinzugeben, wie glücklich sie sein könnte, wenn sie mir einst, nachdem ich die Erziehung ihres Sohnes beendet haben würde, in meine Heimath folgen und dort in dem entlegensten Orte, unter fremdem Namen neben mir leben könnte. Oftmals hatte sie den Plan zur Flucht mit mir durchdacht und als wir so einsam selbander uns weiter und weiter von dem Schlosse entfernten, als wir durch die Stille des Wiesenlandes dahinschritten, tauchten jene Träume und Wünsche, so unausführbar sie auch waren, doch wieder als Spiel der Phantasie in uns empor, daß wir uns darin versenkten, und uns darin gefielen, uns als Wanderer oder Pilger zu betrachten, welche sich auf dem Wege zu jenem ersehnten Ziele befänden. Die Sonne stand hoch am Himmel, der scheidende Sommer hatte die schmalen Wiesengründe vor dem nahen Walde, dessen letzte einzelne Erlenpartien sich bis an das Ufer erstreckten, noch einmal mit zahllosen Blumen geschmückt, daß sie wie ein Teppich anzusehen waren. Am Rande des Flusses blühte das Schilf, die braunen, glatthaarigen Dolden standen auf den grünen Stengeln hoch empor, die Weiden glänzten silbern, wo die Sonne ihre Blätter traf. Kein Laut war zu hören außer dem Sang der Lerche und dem Schwirren der Insekten. Hie und da sprang ein Fisch aus dem Wasser hervor, als wolle er auch sein Theil an Licht und Wärme haben, und wir standen am Wasser und schauten auf seinen schnellen Strom und ich sagte: ‚Der geht, wohin wir gerne gingen!'

„Sie hatte ihren Arm in den meinen gelegt, ich führte sie voll reiner Freude an meiner Seite. Plötzlich fiel aus dem größten der Erlenbüsche ein Schuß, und in demselben Augenblicke stürzte sie lautlos neben mir zu Boden, daß ihr Antlitz in den Fluß hinabsank. Ich sprang empor, ich wollte sie erheben, der junge Fürst war schon an meiner Seite. ‚Flieh! flieh!' rief er außer sich und athemlos, und warf sich zwischen mich und seinen Vater, dessen

Digitized by Google

Rohr auf mich gerichtet war — aber der Tod, den ich erſehnte, er wurde mir nicht zu Theil."

Der Kandidat machte eine Pauſe, Hermann athmete kaum vor Spannung. „Und wie entkamen Sie?" fragte er endlich.

Der Kandidat ſah empor und blickte ihn an, als habe er Hermanns Gegenwart ganz und gar vergeſſen. Dann fuhr er ſich mit der Hand über die Augen und ſagte: „Wie ich entkam?" — und noch einmal hielt er inne. „Wie ich entkam?" nahm er dann das Wort, „ich weiß es ſelber kaum. Die Gäſte hatten den Fürſten umringt, man mußte ihn entwaffnet haben. Ich hörte die Ausbrüche ſeiner Verzweiflung, ſeiner Wuth, ich ſah, wie der Bruder der Fürſtin, wie ihr Sohn die Leiche emporhoben, und wie Alexander mit einem Schmerzensſchrei, als man ſie wieder zur Erde legte, auf ſie herniederſank. Ich wollte zu ihr, ich wollte mein Leben enden in dem Fluſſe, der mein letztes Glück zurückgeſpiegelt, man führte mich fort, um mich der Rache ihres Gatten, um ihm meinen Anblick zu entziehen. Man band mir die Hände. Auf einem der Jagdwagen, die inzwiſchen herbeigekommen waren, brachte man mich nach dem Schloſſe des Grafen Stephan, des Bruders der Ermordeten. Spät am Abende kam der junge Fürſt zu mir. Die letzten Stunden hatten ihn um Jahre gereift. Er war blaß wie ein Todter, er ſah ſeiner Mutter ähnlicher denn je.

„Mein Vater will Ihren Tod!" ſagte er tonlos, „aber es iſt des Unglücks hier genug geſchehen. Mein Onkel und ich wünſchen Sie zu retten, um die Ehre unſeres Hauſes und den Namen meiner Mutter nicht Preis zu geben. Unſere Freunde haben uns ihr Wort verpfändet, unſere Leute müſſen ſchweigen. Man wird ſagen, das Gewehr meines Vaters habe ſich zufällig entladen und meine Mutter ſei dadurch getödtet worden. Mein Vater wird ſich, ich hoffe es, bewegen laſſen, mit mir in's Ausland zu gehen. Auf dieſe Weiſe wird Ihre Entfernung nicht bemerkt und das Geheimniß nicht verrathen werden. Unten ſteht ein Fuhrwerk bereit, es wird Sie noch in dieſer Nacht zur Kreisſtadt bringen. Suchen Sie die Grenze ſo ſchnell als möglich zu erreichen und hüten Sie ſich, meinem Vater zu begegnen. Der Schuß, der mir die Mutter nahm, war Ihnen beſtimmt. Leben Sie wohl!"

„Er entfernte ſich, auf mir laſtete es wie Verdammniß. Schwerer als Alles, was ich ſeit den letzten Stunden erlebt, ſo grauſenhaft es auch geweſen, war mir das Gericht, das mein Zögling in dieſem Augenblicke über mich hielt. Ich hatte ihn geliebt, wie einen Sohn, er hatte voll Vertrauen und voll Verehrung zu mir emporgeſehen, und ſeine Liebe für ſeine Mutter war der reinſte Cultus ſeines Herzens geweſen. Das Alles hatte ich vernichtet. Dem Jünglinge, deſſen Seele ich zu bilden, zu erheben übernommen, den ich den Pfad der Sittlichkeit und Pflichterfüllung gehen lehren ſollte, dem Jüngſtlinge hatte ich mit einem Schlage den Glauben an die eigene Mutter und an den Mann geraubt, der ihm ein Vorbild ſein ſollte. Er war noch unglücklicher als ich, er mußte enttäuſcht und ohne Glauben den Weg in's Leben gehen. Rein wie meine Liebe zu ſeiner Mutter auch geweſen, war ſie ein Verbrechen vor Gott und vor den Menſchen, denn die Fürſtin war eines Andern Weib.

„Ich ſah, daß der junge Fürſt zaudernd an der Thüre ſtehen blieb und rief ſeinen Namen. Er flog auf mich zu, wir ſanken einander weinend in die Arme und ſchieden wortlos für immerdar."

Der Kandidat ſeufzte tief. „Was nun noch folgt", ſagte er mit ganz verändertem Tone, „iſt kaum noch der Erwähnung werth. Am andern Morgen befand ich mich in der Kreisſtadt, acht Tage ſpäter betrat ich die deutſche Erde wieder, ein armer, und was ſchlimmer iſt, ein hoffnungsloſer Mann. Die Baarſchaft, welche ich bei mir getragen, hatte eben hingereicht, mich bis nach Deutſchland zu bringen; ein Pack Banknoten, welche ich, von der Hand des jungen Fürſten an mich adreſſirt, in dem Fuhrwerk des Grafen vorgefunden, hatte ich an ihn zurückgeſendet. Ich hatte nichts mit mir genommen, als ihr Bild, das ich auf meinem Herzen trug, und meine Erinnerungen, meine Schmerzen, meine Reue. Ich hatte keine Wünſche mehr und kaum weiß ich ſelber, was mich damals abhielt, mein Leben zu beenden, oder weshalb ich es zu friſten ſuchte. Ich hatte keine Blutsverwandten; meinen frühern Lebensgenoſſen mochte ich nicht begegnen: meine theologiſche Laufbahn zu verfolgen, hielt mein Bewußtſein mich ab. Ich hatte das Recht zu lehren für alle Zeit verſcherzt, ich durfte die Kanzel, den Katheder nicht beſteigen, ohne eine Sünde wider den heiligen Geiſt zu begehen. So kam ich zu dem Broderwerb, den ich jetzt übe, ſo fand Dein Vater mich, ſo fand ich Euch, und ahnte es nicht, daß Du, der Knabe den ich mit hartem Urtheil wider mich, einſt aus der Taufe hob, mir zum Befreier, zum Erhalter werden ſollteſt."

„Ich?" rief Hermann, und die hellen Thränen traten ihm in die Augen, „ich? was habe ich denn je für Sie gethan?"

Der Kandidat ſah ihn lange nachdenklich an. „Reue und Buße beſänftigen die Qualen des Gewiſſens nicht. Sie ſind Erleidniſſe; die Sünde aber iſt eine That, und ſie bedarf der Thaten zu ihrer Sühne. Ich hatte Verzweiflung und Unglauben in das Herz des jungen Fürſtenſohnes geſäet, ich wollte Liebe, Vertrauen und Lebensmuth in Dir entzünden. Es war viel Glück, es war ein Leben zerſtört durch meine Schuld, ich wollte einem Menſchen die Möglichkeit bereiten, ſich ſein Glück zu ſuchen — und ich werde leben bleiben, um zu ſehen, ob mein guter Wille ſeine Früchte an Dir trägt. Wenn Du Dich rein erhältſt von Schuld, wenn Du ein Ziel erreicheſt, das zu erreichen Dir ohne mich vielleicht nicht möglich geweſen ſein würde, dann iſt's gut! Dann iſt es gut! Dann bin ich erlöst!

Er erhob ſich, ehe Hermann ihm eine Entgegnung oder gar eine Zuſage hätte machen können,

Digitized by Google

und ohne ein Wort mehr zu sprechen, schlug er den Heimweg ein. In ihre Gedanken versunken erreichten sie die Stadt. Vor dem Hause, in welchem der Kandidat wohnte, blieben sie stehen. Herr Plattner hielt dem jungen Gesellen die Hand hin. „Lebe wohl und sei glücklich!“ sagte er. „Bedenke, daß Du gereicht, daß Du in ein schweres Schicksal hinein verflochten bist, und hilf mir, mich aus seinem Banne zu befreien. Leb wohl!“

(Fortsetzung folgt.)

Briefe über Gedächtnißkunst.

Von **Dr. Ed. Eyth.**

(Fortsetzung von S. 213.)

Dritter Brief.

Meine letzten Zeilen, v. Fr., erfordern noch einen kleinen Nachtrag. Sie haben doch auch in jüngern Jahren — also vor nicht allzulanger Zeit — wie andere Menschenkinder den Robinson von Campe so ungefähr ein Dutzend Mal gelesen? Demnach müssen Sie wissen, wie Ferdinand und Lotte es angriffen, um sicher zu behalten, daß der Januar 31, der Februar auswahlweise 28 statt 30, März wieder 31, April 30 Tage zählt u. s. w. Sie wissen auch, warum Julius und August je mit 31 Tagen aneinandergereihen. Das kommt Alles von den Knöchelchen und Grübchen der obern Hand, die mit einander abwechseln bis zum letzten Knöchelchen, worauf man abermals mit einem solchen von vorne beginnt. Es ist unläugbar: die Sache ist praktisch, besonders bei Kindern, und es liegt uns in ihr gleichfalls ein Stückchen Mnemonik vor Augen, das freilich sich in seiner Anwendung nur auf einen einzigen Gegenstand beschränkt und insofern, wie die obigen, höchst unvollkommen ist.

Um einige Linien höher steht, dem Werthe nach, ein anderes Mittel, das man zuweilen empfehlen hört und in einzelnen Fällen nicht ohne Erfolg anwendet. Hat man z. B. einen Namen vergessen, so wird das ABC in langsamer, gedankenvoller Weise hergesagt und richtig — wenn man bei dem betreffenden Anfangsbuchstaben angekommen ist, hüpft das verlorene Kindlein zuweilen herbei. Zuweilen aber auch nicht. Denn jener bloße Laut eines Buchstabens, der indem in großer Gesellschaft daherkommt, ist eine so schwache Beziehung, daß man sie nur mit einem Strohhalme vergleichen kann.

Noch weit näher, übrigens von der Augenweide vielfach gebraucht und an Bequemlichkeit unübertreffbar, ist endlich das Mittel, eine gelernte Sache, z. B. ein memoriertes Lied oder Sprüche zu überschlafen. Man liest das Betreffende etliche Male durch, legt sich sodann zu Bette und, Wunder über Wunder! den andern Morgen bedarf es nur noch einer kurzen Wiederholung, um für das Aufsagen sattelfest zu sein. Nun reden allerdings einige große Mnemoniker mit halber Verachtung von dieser Sache: allein die Sache ist eben Erfahrung, die sich nicht so darlich abtragen läßt. Zudem ist sie ganz begreiflich. Wenn am Abend die herbeigeführten Eindrücke des Gedächtnisses durch keine folgenden mehr verdrängt oder abgeschwächt werden und am frühen Morgen die Seele noch keinen vorangehenden, störenden, aufregenden und zerstreuenden Eindrücken unterlag, so sind dieß zwei Umstände, die so günstig zusammenwirken, wie dieß ohne Zweifel im Verlaufe des ganzen übrigen Tages nicht mehr der Fall ist. Die Thatsache wird hiedurch erklärt, ohne daß man sich zu der Annahme flüchten müßte, daß die Seele während des Schlafes in unbewußter Weise von selbst fortarbeite, — jenem Elephanten ähnlich, der gleichfalls im Mondschein mutterseelenallein alle die Kunststücke einübte, die er im Sonnenschein nicht völlig begriffen hatte.

Ohne Zweifel hat Ihnen, v. Fr., das Bisherige die Ueberzeugung nahe gelegt, daß wir eigentlich insgesammt, jeder in seiner Art, so ein klein Bischen Mnemonik treiben, — Mancher, ohne es nur zu ahnen. Meine nächste Aufgabe wird nun sein, Ihnen zu zeigen, daß wir auch außer uns von fragmentarischer Mnemonik ganz umgeben sind.

Denken Sie sich einen Ausländer, der unsere Sprache zu erlernen hätte und nur eben nach der gewöhnlichen Manier seine Vocabeln sich einprägte. Viele Wörter werden ihm Mühe kosten; aber es giebt auch solche, die er sich leicht merken wird, wie etwa: Trommel, Donner, rauschen, brausen ꝛc. ja selbst das zarteste aller deutschen Wörter: „Liebe“ könnte man versucht sein, dahin zu rechnen). Diese Wörter — und jede Sprache hat ähnliche — ahnen meistentheils die Natur selbst in ihrem Laute nach; somit ist zwischen der Sache und ihrer Bezeichnung eine einfache Beziehung gegeben, d. h. die Sprachen selbst enthalten ein mnemonisches Element.

Allein so etwas findet nicht nur vermittelst des Ohres statt, sondern noch viel mehr durch die Vermittlung des Auges und anderer Sinne. Alle Naturreiche legen hievon Zeugniß ab. Aus der Mineralogie, Botanik und Zoologie können Sie — nicht nur einem Kinde, sondern wohl auch einem Erwachsenen, hundert und aber hundert Gegenstände nennen, die alsbald wieder vergessen werden, weil dem Namen die Beziehung zur Sache fehlt. Zeigen Sie aber dem kleinsten Knaben in seinem Bilderbuch oder in der Natur — das Einhorn, den Todtenkopf, den Pfauenauge, die Kreuzspinne, den Goldkäfer, das Rothkehlchen, Stachelschwein, — zeigen Sie ihm den Brannstein, die Steinkohle, — zeigen Sie ihm in Ihrem Garten mit der geringsten Interpretation das Gänse oder das Schmalzblümchen, den Rittersporn, den Eisenhut, den Pfeifenstrauch, das Schweinröpfchen, das Immergrün, — lassen Sie ihn in einen Holzapfel beißen u. dgl. — ich wette, daß er alle diese Namen spielend und freudig behält, — weil der Name eine wesentliche Beziehung zur Sache hat. Im Anfang aller Dinge und somit auch aller Sprachen standen gewiß durchgehends Sache und Wort in dieser innigen Verbrüderung; der Begriff lag schon im Anblick. Welche Erleichterung in allen Wissenschaften müßte es sein, wenn diese glückliche Harmonie noch jetzt vorhanden wäre! Sie ist uns aber größtentheils verloren gegangen, diese ursprüngliche und ächteste Mnemonik der Natur; nur theilweise Spuren finden sich noch in unseren Sprachen der Neuzeit — Spuren, denen man daher ihre Ergänzung zu geben sucht durch die Kunst.

Dieß zeigt sich alsbald, wenn wir etwa die Naturreiche der Erde verlassen, um unsere Blicke nach dem gestirnten Himmel emporzurichten. Es ist gewiß eine schwierige Aufgabe des Astronomen, diese leuchtenden „Heere Gottes“ auch nur in weiter Annäherung zu überseben, ihre Standorte zu merken u. dgl. Wenn Sie aber einen Himmelsglobus vor sich stellen, so finden sie auf demselben eine Menge nicht nur von Sternen, sondern auch noch

Digitized by Google

von anderen Bildern und Figuren aller Art. Und das hat man sich theilweise schon zu Hiobs Zeiten nicht anders gedacht! (Vergleichen Sie nur dieses merkwürdige Buch Cap. 38.) Da treffen Sie also einen Wagen, eine Leier, eine Krone, einen Triangel, Zwillinge, einen großen und kleinen Löwen, großen und kleinen Bär, großen und kleinen Hund, Stier, Widder, Wallfisch, eine Masse von mythologischen Figuren. Das Griechenthum hat seinen Herkules dort untergebracht und dem großen Jäger Orion ein Rennier mit Tauben (Plejaden) und jungen Schweinen (Hyaden) angewiesen, daß er nach Herzenslust schießen kann. Später haben die Araber ein weiteres Bilderbuch dort oben angelegt. Aber abgesehen von dem Antheil, den etwa die Schmeichelei an dieser bunt gemischten Bevölkerung der höheren Regionen hat, kommt das Meiste und Hauptsächlichste auf Rechnung der — Mnemonik. Man hat es seit Jahrtausenden herausgefühlt, daß das Gedächtniß über solche Mengen nur dann einigermaßen Meister werden kann, wenn es, mit Hilfe der Phantasie, des Verstandes, des Witzes und anderer Seelenkräfte, das Zerstreute irgendwie in äußere oder innere Verbindungen bringt, durch Erfindung von Gestalten möglichst das Gegebene veranschaulicht und das scheinbar Regellose organisirt.

Und mit diesem Gedanken können wir heute abschließen, v. Fr., um so mehr, als er in der That der Kern auch der höheren Kunstmnemonik ist, von welcher wir später zu reden haben werden. Bis dahin wird es Ihnen ein Leichtes sein, für das oben Gesagte aus eigener Erfahrung und durch eigenes Nachdenken noch weitere Belege aufzufinden. — Leben Sie wohl! —

Vierter Brief.

Indem wir an das Letzte anknüpfen, stellen wir vor Allem nochmals die Regel auf, v. Fr.: verbinde, was zerstreut ist. Stoffe, Gedanken und Dinge, die von selbst auf's engste zusammenhängen, bringen auch im Gedächtniß einander mit; aber dem Zusammenhanglosen muß man eine künstliche Kette anlegen und sie wird hoffentlich nicht zerbrechen. —

In den häufigsten Fällen gehört unstreitig die Aufgabe, eine Reihe von Namen, Thatsachen u. dgl. zu behalten; die geläufigste Verbindung aber ist wohl irgend eine metrische Form. Schlagen Sie Ihre Bibel auf und Sie finden darin nicht bloß das dürre Verzeichniß der einzelnen Bücher, welche sie enthält, sondern auch als Anhang das althergebrachte Sprüchlein:

„In des alten Bundes Schriften
Merke in der ersten Stell'
Mose, Josua und Richter,
Ruth und zwei von Samuel;
Zwei der König', Chronik, Esra,
Nehemia, Ester mit;
Hiob, Psalter, dann die Sprüche,
Prediger und hohes Lied ꝛc."

Doch ich brauche nicht fortzufahren; Sie haben ja das ganze Liedlein seit den Schuljahren in Ihrer Gedächtnißschatzkammer niedergelegt und dürfen sich dessen nicht schämen; denn ich sage Ihnen im Vertrauen, daß es auch manchem Theologen und Pfarrherrn gar ersprießliche Dienste thut. Die metrische Form ward somit als künstliches mnemonisches Mittel längst erkannt und anerkannt, wie man denn von jeher die Erfahrung machte, daß sich ein Gedicht leichter auswendig lernen läßt, als ein prosaischer Artikel. Das wissen gleichfalls schon die Schulkinder und ziehen deswegen die Aufgabe eines Liedes der von Sprüchen entschieden vor.

Sie gestatten mir noch einige Beispiele. Billigerweise sollte doch Jedermann die Stammväter unseres menschlichen Geschlechts mit Namen zu nennen vermögen. Ich habe sie mir schon vor einigen Jahrzehnten in den Rahmen einiger Hexameter gefaßt und behalte sie deswegen ganz sicher. Sie lauten:

Adam, Seth, Enos, Kenan, Mahalalel, Jared,
Henoch, Methuselah, Lamech, Noah, Sem, Ham, Japhet;
Arphachsad, Salah, Eber, Peleg, Regu, Serug,
Nahor, sodann Tharah, dann Abraham, Nahor und
Haran.

Eben so leicht behalten sich z. B. die römischen Kaiser und vielleicht erweise ich Ihnen, v. Fr., einen kleinen Gefallen, wenn ich Ihnen die Reihe derselben bis zum Eintritt der schlechten Periode beisetze. Auch diesmal sind es Hexameter.

Augustus, Tiber, Caligula, Claudius, Nero,
Galba, Vitellius, Otto, die Flavier: Vespasianus,
Titus, Domitian; dann Nerva, Trajan, Adrianus,
Antonin, dann Mark Aurel sammt Lucius Verus.

Die Eintheilung des Thierreichs merken Sie leicht an einem sechsfüßigen Jamb, der statt der Gattung je eine Art nennt:

Hund, Vogel, Frosch, Fisch, Schnecke, Wurm und
Pflanzenthier.

So hat man den Thierkreis am Himmel in dem alten Verse:

sunt aries, taurus, gemini, cancer, leo, virgo,
libraque, scorpius, arcitenens, caper, amphora,
pisces.

Man könnte etwa verdeutschen:

Widder, Stier, die Zwillingsbrüder,
Krebs, Leu, Jungfrau, schön und frisch,
Waage, Scorpion und Schütze,
Steinbock, Wassermann und Fisch.

Es sind jedoch der Beispiele genug. Die Methode der einfachen Memorialverse, wie sie in denselben vorliegt, läßt sich übrigens noch in zwei verschiedenen Richtungen abändern, — ich möchte sagen: durch größere Erweiterung und durch größere Verengerung.

Oder warum sollte es nicht zweckmäßig sein, über die bloße Aneinanderkettung von Namen hinauszuschreiten und z. B. für die Jugend, der die Berücksichtigung der historischen Thatsachen so leicht wieder entschwindet, überhaupt eine gedrängte Darstellung der wichtigsten Beitbegebenheiten in ordentlichen Memorialversen abzufassen? Ich habe selbst in früheren Jahren als Lehrer von jüngeren Schülern einen derartigen Versuch gemacht und zwar in einem kleinen Buche, betitelt: Die alte Geschichte, systematisch geordnet und in lateinischen Memorialversen für Gelehrtenschulen bearbeitet von Dr. Ed. Euth. Basel bei C. F. Spittler 1841. Für Sie, v. Fr., ist dann freilich dieses Büchlein weder im Ganzen, noch im Einzelnen; denn die Zeiten einer Olympia Morata sind vorüber, da unsere jungen Damen sich durch ihre feine Latinität hervorthaten; allein zu Nutz und Frommen Ihres heranwachsenden kleinen Bruders, der sich gegenwärtig den klassischen Studien zu widmen beginnt, gestatten Sie mir vielleicht einige Verse in diesem Briefe niederzulegen. Ich wähle gleich den Anfang, enthaltend die

Uebersicht der alten Geschichte.

Post factam terram, lapsum Noachique salutem
Ebraeos diuturna Dei clementia rexit.
Qui quum perpetuo meruissent crimine poenas,
Assyrius, Babylon, Persae, Macedonia, Roma
Imperium deineeps domitum tenuere per orbem,
Donec divini sparsit vaga semina regni
Christus, ab aeterno missus mortalibus aegris
Patre, malos qui corrigeret ferretque salutem.
Caesaris ira quidem furibunda decemplice pressit
Clade genus Christi; tandem tamen horrida solvit
Roma graves poenas scelerum, quum barbarus hostis
Ex Asia procul effusus nova condidit aeva.

Digitized by Google

Durch das Mittel dieser lateinischen Memorialverse, die Ihnen Ihr kleiner Bruder ganz leicht wird übersetzen können, verfolgte ich zunächst meine Nebenzwecke für eine klassische Sprache und für die Kenntniß metrischer Formen; aber auch der Hauptzweck für eine sichere Grundlage in der Geschichte wurde, wie ich glaube, in sehr erfreulicher Weise erreicht. Wenigstens erreg es noch jetzt nicht selten meine Heiterkeit, wenn so ein alter Schüler von 1840 zufällig mir in den Weg läuft und mir schon von Ferne irgend einen von vielen allmählig auch alt gewordenen Hexametern entgegenruft, — beides: zum Gruß und zum scherzhaften Beweis, daß er nicht umsonst zu meinen Füßen gesessen.

Gehen wir aber weiter, v. Fr.! Ich habe oben auch von einer Verengerung und Abkürzung gesprochen. Was ich hiemit, besonders für eine Reihe von Namen, gemeint habe, ist eigentlich eine ganz alte Sache. Sie kennen ja in Ihrer Nachbarschaft den nicht ungelehrten jüdischen Rabbiner S.? Fragen Sie ihn einmal, was **Rambam** sei? Er wird Ihnen antworten: „Das sei der alte **Rabbi Moses, Ben** (Sohn) **Maimon**". Hiemit haben Sie ein neues Mittelchen kennen gelernt, um dem Gedächtniß einen kleinen Dienst zu leisten. Man nehme die Anfangsbuchstaben zusammen und bilde aus denselben ein neues Wort, das freilich einen zuerst befremdlichen Klang haben mag — aber im Grunde doch nicht befremdlicher, als jedes uns bis dahin noch unbekannte Wort einer ausländischen Sprache. Die gelehrten Juden haben seit Jahrhunderten diese Praxis ausgeübt; sie hat sich in der hebräischen Grammatik mehrfach eingebürgert; warum sollte sie nicht auch weitere Anwendung finden? Wissen Sie alle 9 Musen zu benennen? Merken Sie bloß das Wort: **Erthamtepuc!** Dann haben Sie vereinigt: **Clio, Euterpe, Thalia, Melpomene, Terpsichore, Erato, Polyhymnia, Urania, Calliope.** — Oder wünschen Sie die Reihe der deutschen Dynastien? **Mecasfaxan Etawarhab** enthält für Ihren Zweck: **Meroninger, Karolinger, Sachsen, Franken, Staufen, Varii,** d. i. allerhand vermengte, dann zuletzt **Habsburg.** — Die sieben freien Künste des Mittelalters, die noch jetzt unseren Magistern im Diplome stehen, sind in **Gradire gama** vereinigt. Es sind **Grammatik, Dialektik, Rhetorik,** Geometrie, Arithmetik, **Musik, Astronomie.** — Ja, Sie glauben nicht, wie nützlich diese barbarischen Wörter uns sein können. So bin ich z. B. dem seltsamen Worte **Blahagladstob** stets zum Danke verpflichtet. Dasselbe umfaßt für mich die Namen aller mittelalterlichen Scholastiker von Berengar und Lanfranc an bis auf Occam und Biel — und kam mir bei einem wichtigen Examen, das vor 30 Jahren der gelehrte, kürzlich verstorbene Dr. Chr. F. v. Baur mit mir und andern Leidensgefährten vorzunehmen hatte, ganz trefflich zu Statten. Indessen will ich Sie nicht mehr mit den Namen dieser dem großen Publikum verschollenen Disputirgeister behelligen. Dagegen füge ich nur hinzu, daß die Anwendung der genannten Methode auf alle möglichen Dinge denkbar ist. So wäre es z. B. für Sie nun eine Kleinigkeit, nach Obigem die Ingredienzien irgend eines neuen Küchenkunstwerks, das Sie in einem dritten Hause kennen lernen, sich ohne besondere Abschrift dauernd zu merken. Und in der That würde es mich freuen, wenn Sie mich einmal, zum Danke für meine Bemühung, bei einem Besuche in Ihrem gastlichen Hause mit einem solchen mnemonischen Braten bewirthen wollten.

Indessen schließe ich für heute unter tausend Grüßen, ohne jedoch völlig zu Ende zu sein. Weiteres mit Nächstem!

(Fortsetzung folgt.)

George Washington.

(Geb. 1733. — Oberfeldherr Nordamerika's 1775. — Präsident 1787 und 1791. — Gest. 1799.)

(Mit Portraitfigur in Farbendruck.)

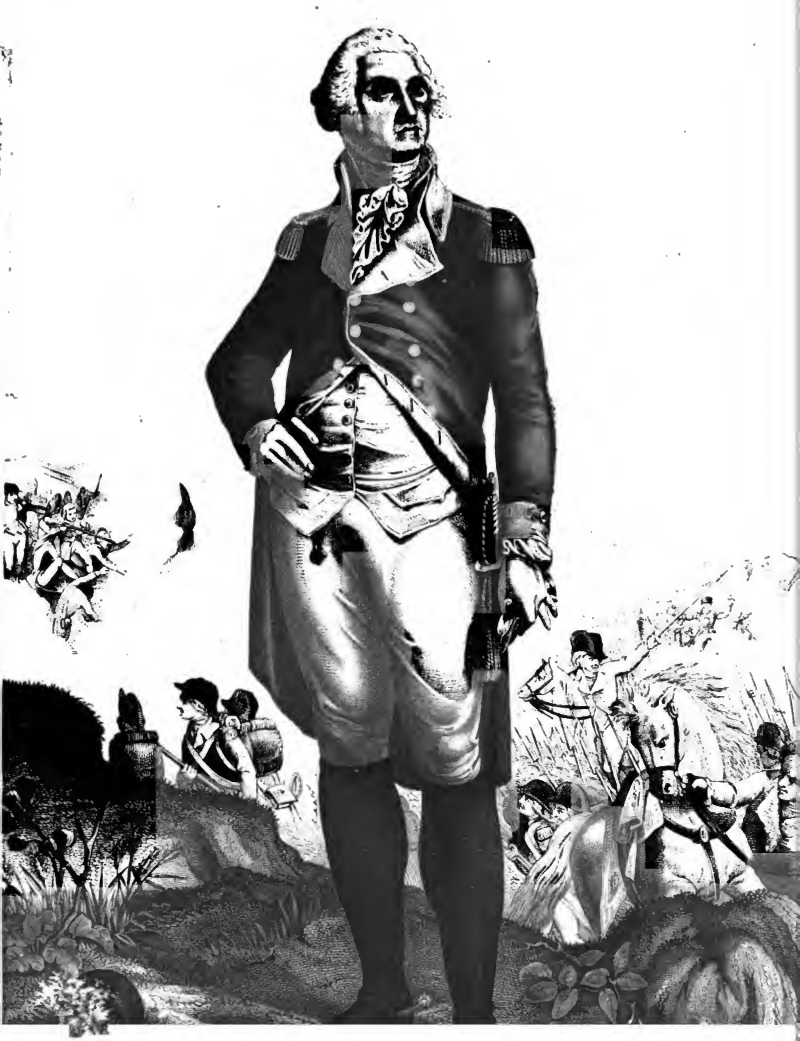
Wie König Saul, da die Krone auf seinem Haupt wankte, den Geist Samuels als Retter heraufbeschwören wollte, so mögen heutzutage manche Vaterlandsfreunde in Nordamerika zum Grabe Washingtons wallfahrten. Es scheint, nicht weniger als ein solcher Geist und Charakter, welchem die Befreiung und Einigung der amerikanischen Colonieen gelang, thäte jetzt wieder Noth, um der Zersetzung des Staatenbundes Einhalt zu thun.

Die Geschichtsmerke, welche dem Leben Washingtons gewidmet wurden, bilden bereits eine kleine Bibliothek, und so weit ein menschliches Dasein bis auf den Grund erforscht werden kann, mag es hier geschehen sein; es wird sich kaum noch irgend eine dunkle Stelle bezeichnen lassen. Bekanntlich geschieht den meisten Heiden der Neuzeit mit jener mikroskopischen Untersuchung, welche die Memoirenliteratur mit ihnen anstellt, kein Liebesdienst: der Eindruck von ihrer Größe pflegt sich zu verkleinern. Diese Gestalt wächst aber um so höher vor unserem Auge, je tiefer wir in die Betrachtung ihres Wesens uns versenken. Das will Etwas besagen, es ist das Zeugniß wahrer Größe.

Sowohl die äußere, als die innere Entwicklung Washingtons zeichnet sich auffallend durch Normalität aus; wer das Sprungartige verlangt, um Interesse zu finden, dem kann dies Leben fast langweilig erscheinen. Liest man Washingtons Kindheit und Jugend, so fühlt man sich versucht, schon aus ihren Zügen den Mann der Weltgeschichte zusammenzusetzen, so stark ähnelt sich Früheres und Späteres, als ob das Gepräge seiner Individualität nur immer bestimmter und ergiebiger hervortreten sollte.

Washington wuchs auf dem Boden Amerika's auf, wo sich seine Ahnen längst an den Ufern des Potowmak auf schönen Besitzungen angesiedelt hatten. Bis in das elfte Jahr, wo er seinen Vater verlor, war sein Tagewerk lauter Spiel und Lust. Ein alter Küster aus der Umgegend kam von Zeit zu Zeit angeritt, um ihm und seinen Geschwistern die Elemente nothdürftig beizubringen. Als ihn später seine Mutter, eine sehr verständige und willenskräftige Frau, nach einer etliche Stunden entfernten Schule schickte, gab er sich willig in's Lernen. Von seinen Schulbesten sind noch manche aufbewahrt und geben frühes Zeugniß von jener Pünktlichkeit und Reinlichkeit, wodurch sich sein Geschäftsleben bleibend auszeichnete. Es wurden indeß nur Realien getrieben, von den alten Sprachen oder gar philosophischen Fächern war keine Rede — ein merkwürdiges Beispiel, daß ein Mann von so klassischer Haltung wie Washington aller klassischen Ausbildung entbehrte. Ueberhaupt scheint das Studiren nicht überrieben worden zu sein; die jungen Leute durften sich reichlich tummeln und unser George that sich in Turnkünsten frühzeitig hervor. Bei Fredericksburg wird noch die Stelle gezeigt, wo er über den Rappahanok einen Hauptwurf that. Noch mehr imponirte er aber seinen Genossen durch den festen Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit; gab es irgendwelche Streitigkeiten, so mußte er immer den Schiedsrichter

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

machen; ebenso appellirten später an ihn die Armee, das Volk, die politischen Parteien. — Die Ferien pflegte er häufig bei seinem ältesten Bruder Lorenz hinzubringen, der auf einem Landgut am Potowomak, Mount Vernon, ein feineres, edelmännisches Haus machte. Das geistige Leben daselbst wurde Washingtons Vorschule für das Weltleben. Der Jüngling arbeitete sich auch in dieser Beziehung ganz verstandesmäßig ein. Wir besitzen noch das Heft, in welchem er sich 110 Regeln der Höflichkeit und des Anstandes in Gesellschaft und im Umgange niederschrieb, eine conventionelle Moral voll sinniger Bemerkungen. Und halten wir diese Thatsache mit der weitern zusammen, daß George die Mathematik, namentlich die praktische, die Feldmeßkunst, weitaus als Lieblingsfach betrieb, so möchte uns eine solche Nüchternheit in so jungen Jahren fast erschrecken. Allein es ist zu gutem Glück nach ein anderes Manuscript aus derselben Zeit aufbewahrt — Gedichte! Sie preisen einestheils die Macht und Güte des Höchsten mit einer Innigkeit, welche dem unerschütterlichen, lebenslänglichen Gottvertrauen unseres Helden die Weihe gegeben haben mag; anderntheils beklagen sie „ein armes, ruheloses Herz, dem Amors Pfeil bereitet Schmerz". Eine köstliche Gymnasiastenliebe weint und lächelt uns an. Der Name der Geliebten wagt sich natürlich nie auf die Lippe, noch viel weniger wurde es gewagt, ihr gegenüber ein Wörtlein von Liebe zu stammeln. Er kann nur „sein Herz in der Stille verbluten lassen, weil das Mädchen für seine Leiden unbarmherzig bleibt". Da treibt es ihn plötzlich weit hinaus in die Ferne, auf die wogende See, in's Schlachtengetümmel. Eine Kreuzfahrt gegen die Piraten in Indien ist nun sein höchster Wunsch, und schon hatte man eines Tags sein Gepäck an Bord eines Schiffes auf dem Potowmak gebracht, als der Abschiedsschmerz die Mutter überwältigte und dem getreuen Sohn noch ein gebieterisches Halt zurief. Er ging wieder zur Schule und ergab sich mit verstärktem Eifer dem Studium. Dazumal erwarb er sich vollends die große Virtuosität im Feldmessen. Doch war er auf's Neue manchmal nicht im Stande, die Pfeile Amors mit der Messstange zu parriren. Dir, wenn es ihm zu schwül um's Herz wurde, ging er mit dem alten Lord Fairfax, der in der Nähe residirte und George in besondere Affektion genommen hatte, auf die Fuchsjagd. Kein besseres Heilmittel, bezeugt er, gegen Liebesfieber! Später bewährte sich ihm dasselbe noch gegen ganz andere Sorgen und Anfechtungen.

Lord Fairfax wollte seinen jungen Freund nicht umsonst als einen kühnen Jäger und gewogten Geometer kennen gelernt haben. Seine Herrlichkeit besaß große Ländereien jenseits der blauen Berge und wünschte längst deren Vermessung. Washington übernahm gerne dies Geschäft und trat in seinem siebzehnten Jahre den ersten Zug in die Wildniß voll freudigen Muthes an. Und Lord Fairfax war mit der Ausführung des Geschäftes so zufrieden, daß er dem jungen Geometer nach seiner Rückkehr alsbald eine öffentliche Anstellung verschaffte. Der Staat Virginien ließ jetzt durch Washington das ganze ungeheure Gebiet jenseits der blauen Berge vermessen. Drei Jahre lang bewegte sich Washington in diesen prüfungsvollen Diensten, in den Alleganygebirgen wollten die Mühen und Gefahren öfters über ihm zusammenschlagen. Aber sein Muth und Ehrgeiz trotzten immer siegreich und der Gewinn, welchen diese Ringkämpfe mit einer großartigen, wilden Natur für die Stählung seiner Kraft und die Schärfung seines Blicks abwarfen, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Zur Erholung kehrte der abgemattete Geometer hie und da in den Herrnhause ein, das Lord Fairfax inzwischen jenseits der blauen Berge gebaut und eingerichtet hatte. Stiftsmer Weise lernte Washington hier, mitten im amerikanischen Urwald, aus den Büchern der Bibliothek von Fairfax die Geschichte Englands kennen. Dies kam zur gelegensten Stunde. Der junge Mann war hart daran, selbst seine Hand in geschichtliche Verwicklungen strecken zu sollen. Zwar dachte er an nichts Anderes als seine liebe Feldmesserei. Allein man dachte an ihn zu andern Dingen.

Alte Grenzstreitigkeiten zwischen England und Frankreich drängten auf eine endliche Entscheidung hin. Den Zankapfel bildete vornehmlich der prächtige Länderstrich im Westen des Alleganygebirges, der das Thal des Ohio mit seinen Nebenflüssen umfaßt. Von Canada aus streckten die Franzosen, von Virginien aus die Engländer ihre Fangarme aus. Da die französischen Posten stets weiter vorrückten, dachte man in den britischen Colonieen auf ernste Gegenmaßregeln. Virginien wurde in militärische Kreise eingetheilt und jedem derselben ein Major bestellt, der die Miliz organisiren und einüben sollte. Obgleich noch nicht 20 Jahre alt, erhielt Washington eine solche Stelle. Und hiermit eröffnete sich seine Kriegsschule.

Der junge Major ließ sich mit größtem Eifer durch etliche Veteranen aus den indischen Feldzügen zur Allem selbst einexerciren. Die Lehrmeister konnten sich nicht genug verwundern, wie leicht und rasch ihr Schüler voranschritt, er lernte alles Bezügliche, wie der flügge Vogel das Fliegen. Jedoch erlitten diese Uebungen eine Unterbrechung. Washingtons ältester Bruder Lorenz mußte wegen einer Lungenkrankheit ein südlicheres Klima aufsuchen, der Arzt rieth zu Westindien und George durfte das erbetene Geleite nicht ausschlagen. Die Fahrt ging über das Weltmeer nach Barbados. Freilich kehrte Lorenz nicht geheilt zurück, er starb und hinterließ Mount Vernon seinem Bruder als Erbe. Aber mehr als dies bedeutete der Eindruck, welchen diese Reise in der Seele des Begleiterers hervorrief: die See und die Tropenwelt warfen neue, große Lichter darein, und jene Unterbrechung, welche anfangs als eine Störung erschien, stellte sich in Wahrheit als eine wesentliche Förderung heraus.

Washington erhielt unmittelbar nach seiner Heimkehr einen wichtigen Auftrag. Das Gouvernement Virginiens war von der englischen Regierung angewiesen worden, eine Gesandtschaft an den Ohio abzuordnen, um dem französischen Befehlshaber daselbst Vorstellungen zu machen. Eben war eine solche Gesandtschaft unverrichteter Dinge zurückgekommen. Jetzt sollte es Washington versuchen, sich durchzuschlagen. Er trat die Expedition mit 8 Begleitern an; es galt einen Marsch von 600 Meilen durch meistens niederdrückungene Wälder und mitten in den Winter hinein. Aus den Begegnissen dieses Zugs ließe sich eine Robinsonade zusammenschreiben; halsbrecherische Naturabenteuer, seltsame Berührungen mit freundlich oder feindlich gesinnten Indianern, wunderbare Rettungen wechseln unaufhörlich miteinander ab. Das Merkwürdigste ist, daß der Führer nicht nur niemals den Kopf verlor, sondern mitten im Gedränge stets noch ein offenes Auge für ferneres Ziele behielt. Den Gabelpunkt, wo sich der Monangahela und der Alleganz mitreinander verbinden, um vereint den Ohio zu bilden, zeichnete er sogleich als die Stelle ein, an der Festungswerke aufgeführt werden müßten. Während er mit dem französischen Commandanten des Forts am French Creek parlamentirte, nahm er zugleich sämmtliche Umgebungen und Verhältnisse des Punktes genauestens auf. Noch auf dem Heimweg wußte er durch allerlei Artigkeiten Indianerhauptlinge für die englische Partei zu gewinnen. Der Gesandte wurde daher bei seiner Zurückkunft nach Williamsburg mit größter Auszeichnung empfangen, sein Reisetagebuch veröffentlicht und aller Welt zur Bewunderung übergeben. Das Resultat der Sendung war freilich nur die letzte Gewißheit, daß Frankreich nur der Gewalt weichen wolle. Der Krieg zeigte sich unvermeidlich und begann alsbald.

In einer Reihe von Feldzügen sehen wir Washingtons militärisches Talent sich üben und erstarken. Gleich anfangs handelte es sich schon darum, daß er den Oberbefehl übernehmen sollte. Seine Unerfahrenheit gab ihm jedoch ein triftiges Recht, darauf zu verzichten: er konnte es abwarten, bis einige englische Commandanten sich durch Mißgeschick oder Ungeschick abgenützt hatten und die öffentliche Stimme nach ihm verlangte. Waren denn seine Waffenthaten wirklich so glänzender Art gewesen? Er hatte sich freilich manchmal mit Auszeichnung geschlagen. Besonders war ihm gleich im ersten Feldzug ein kühner

Digitized by Google

Handstreich gelungen. Nach dieser ersten Schlacht schrieb der junge Sieger an seinen Bruder: „ich hörte die Kugeln pfeifen, und glaube mir, der Schall hat etwas Reizendes". Ebenso erzählte man sich aus dem zweiten Feldzug fabelhafte Bravourproben, die er als Adjutant des unglücklichen Generals Braddok abgelegt habe. Allein es gab gewiß noch andere Offiziere, welche gleich tapfer waren und eben so glückliche Affairen von sich rühmen durften. Vielmehr wirkte schon hier mehr als das Detail seiner Leistungen der Zauber seiner Persönlichkeit im Allgemeinen. Unter den Indianern herrschte bereits der Glaube, Washington sei unverwundbar, weil er unter dem besondern Schutze des großen Geistes stehe, und sie gaben es auf, nach ihm zu zielen. Seine Landsleute flammerten sich fast mit demselben Aberglauben an ihn: die Niederlagen, welche auch er mitmachte, wurden immer so ausgelegt, man habe seinen Rathschlägen im Kriegsrath zuwider gehandelt. Freilich war dies etliche Male wirklich der Fall. Ein Prediger brachte einst dieses dunkle Gefühl zum Ausdruck: „Als Einen der Virginier, der sich besonders hervorgethan (in der unglücklichen Schlacht am Monongahela), muß ich noch einen heldenmüthigen Jüngling, den Obersten Washington nennen; und ich bin überzeugt, die Vorsehung hat ihn auf eine so auffallende Weise beschirmt und erhalten, weil er seinem Vaterlande noch die bedeutendsten Dienste leisten soll". — Als die Versammlung Virginiens keinem Andern mehr ihre Truppen anvertrauen wollte, bat ihn seine Mutter, den Antrag nicht anzunehmen. Darauf schrieb der Sohn: „Verehrte Frau! Wenn es in meiner Macht steht, einen abermaligen Zug an den Ohio zu vermeiden, so werde ich dies thun. Wenn mir aber der Befehl durch die allgemeine Stimme des Landes aufgedrängt und unter Bedingungen angeboten wird, gegen die ich keine Einwendung erheben kann, so würde es unehrenhaft von mir sein, ihn zurückzuweisen, und dies würde Ihnen größere Unruhe verursachen, als wenn ich, mit einem ehrenhaften Befehl bekleidet, hinausziehe." Washington hatte unter diesem Befehl, den er in mehreren Feldzügen führte, oft und schwer zu seufzen. Von allen Seiten sah er sich gehemmt und gebunden, so daß es unmöglich war, die Dinge in ordentlichen Schwung zu bringen. Er spricht sich selbst darüber in folgenden Worten aus: „Man gehorcht keinem Befehl, als den ein Detachement von Soldaten oder mein eigner gezogener Degen unterstützt. Ohne dieses kann man selbst in der ernstlichsten Noth kein einziges Pferd erhalten — auf einen solchen Gipfel ist die Unverschämtheit dieser Leute dadurch gestiegen, daß man ihnen bisher in jedem Punkte nachgegeben hat. Ich bin ihnen jedoch in keiner Hinsicht gewichen, wo der Dienst Seiner Majestät das Gegentheil verlangt und wo mein Verfahren durch meine Instruktionen gerechtfertigt ist. So werde ich's auch forthin unerschüttert halten." — Fünf Jahre lang diente Washington in diesem wechsel- und prüfungsvollen Kriege. Nachdem es ihm endlich gelungen war, das französische Hauptquartier im Fort Duquesne (Pitt) einzunehmen, hielt er den Hauptzweck für erreicht, die südliche Grenze der britischen Colonieen war gesichert und die Herrschaft der Franzosen am Ohio gebrochen. Der weitere Verlauf der Händel bis zum förmlichen Friedensschluß interessirte ihn nicht mehr viel. Kein Kriegsmann von Bedeutung gab sich je den Soldatenluxus in Feide voller hin und keiner zog den Soldatenrock so schnell und gerne aus, wenn der Kriegszweck erreicht war.

Der Herzog von Choiseul tröstete sich über den Verlust, welchen Frankreich erlitten, mit einem wahrhaft prophetischen Gedanken: „Die Kolonieen werden jetzt den Schutz Englands nicht mehr brauchen; es wird von ihnen verlangen, daß sie zu den Lasten beitragen sollen, welche sie ihm aufbürden geholfen haben, und sie werden damit antworten, daß sie ihre Abhängigkeit abschütteln." Washington aber, weit entfernt von solchen Ahnungen, lebte fröhlich in der Landlust seines Gutes Mount Vernon, um so fröhlicher seit seiner Verheirathung, von der wir jetzt erzählen wollen.

Früher schon während des Kriegs hatte er auf einem Besuche in New-York ein Fräulein kennen gelernt, das ihn ernstlich interessirte. Allein er gönnte sich nicht die nöthige Zeit zur Eroberung ihres Herzens, da ihn die Belagerung des Forts Duquesne hinwegriss, und mittlerweile war ihm die Dame von einem andern Offizier weggefischt worden. Diese Erfahrung schrieb er sich hinter das Ohr. Es galt nun einen Ritt nach Williamsburg, um beim Senat neue Unterstützungen für die Armee auszuwirken. Etliche Meilen vor der Stadt mußte Washington über einen Fluß setzen und traf auf der Fähre mit einem Herrn Chamberlayne zusammen, der ihm seine Ruhe lieh, auf seinem ganz nahen Landgut, dem sogenannten weißen Haus, geschwind einzukehren. Mit Mühe ließ sich der General bewegen, ein schnell zugerichtetes Diner anzunehmen. Als er aber einmal saß, wollte er von der Tafel nicht mehr aufstehen. Der Adjutant winkte umsonst, die Pferde staupten vergeblich vor der Thüre. Der Nachmittag zerrann, der Abend senkte sich herab, bald wurde es zu finster, als daß man noch hätte reisen mögen. Die Pferde wurden in den Stall geführt und droben im Salon die Lichter zum Thee angesteckt. Washington war ein Gefangener. Aus dunkeln Augen hatte Amor einen Pfeil blitzschnell nach ihm abgedrückt, aus dunkeln Locken war das Netz geflochten, in das er sich verstrickte. Die Dame, bei welcher er saß, Martha Custis, hatte im Aeußern nichts Imponantes, im Gegentheil; aber ihre Anmuth nahm den Eroberer gänzlich ein und es erschreckte ihn durchaus nicht, als er erfuhr, sie sei eine junge Wittwe mit zwei Kindern. Als er sich am folgenden Morgen in den Sattel schwang, um auf dem Pfade seiner Pflicht davonzuspringen, war er innerlich gewiß und die förmliche Verlobung erfolgte wenige Tage darauf bei einem Besuche von Williamsburg aus. Die Braut kam zusammen über ein, daß sie nach dem Feldzuge gegen das Fort Duquesne ihren gemeinschaftlichen Heerd aufschlagen wollten, und so geschah es.

Etliche Zeit nach der Verheirathung schrieb Washington aus Mount Vernon: „Ich glaube, daß ich jetzt mit meiner liebenswürdigen Lebensgefährtin hier festsitze, und hoffe, in der Zurückgezogenheit größeres Glück zu finden, als ich jemals in der großen, geschäftigen Welt erlebt habe." — Ueber sein Landgut bemerkt er: „In dem ganzen vereinigten Amerika giebt es kein angenehmer gelegenes Gut. In einer hochliegenden gesunden Gegend, in einem von den Extremen der Hitze und Kälte gleich weit entfernten Breitegrade, an einem der schönsten und fischreichsten Flüsse der Welt, mit schönen Wäldern und herrlichen Jagdgründen ꝛc." Da die junge Gattin eine ansehnliche Mitgift zubrachte, so war eine weitere Bedingung zu einem angenehmen Leben erfüllt und es scheint in der That in Mount Vernon recht comfortabel hergegangen zu sein. Der glückliche Ehemann hielt für seine Frau einen vierspännigen Wagen mit schwarzen Postillons. Er selbst zeigte sich stets zu Pferde und sein Leibthall beherbergte lauter Vollblut. Seine Reitkunst übte er besonders gerne auf den Fuchsjagden. An Besuchen fehlte es bei der ausgebreiteten Bekanntschaft des Farmers natürlich selten, doch herrschte abgesehen von festlichen Anlässen die Einfachheit mitten in der Wohlhabenheit. Washington pflegte sehr früh aufzustehen, Winters oft vor Tag. Dann zündete er selbst Feuer an und las oder schrieb. Das Frühstück hatte zwischen sieben und acht Uhr statt und bestand aus Thee und Maisbrüchen. Sofort wurde ein Ritt auf die Felder gemacht. Das Mittagessen nun zwei Uhr hatte gewöhnlich nur einige Platten, dabei trank die Herrschaft Apfelwein und ein Glas Madeira. Abends deckte sich der Tisch zeitig mit einem einfachen Thee, und um neun Uhr brach man zur Ruhe auf. Zwischen einen solchen Tag hinein fiel nun aber auch viel Arbeit, sie war für Washington ein wahres Lebensbedürfniß. Und die Landwirthschaft betrieb er bis zu seinem Ende mit der anfallendsten Vorliebe, immer kehrte er zu ihr als zu seinem Eldorado zurück. Im Unterschied von den andern Pflanzern Virginiens legte er überall persönlich Hand an. Bald treffen wir ihn Tage lang bei seinem Schmied Peter in der Werkstätte, bis endlich ein neuer, besserer Pflug erfunden und verfertigt

Digitized by Google

ist; bald zeigt er seinen Negern, wie sie das Bauholz zu hauen sollen; bald hilft er ihnen unter strömendem Regen einen Wall gegen austretende Bäche aufwerfen. Dem rationellen Bau der Felder, deren Hauptpflanze Tabak bildete, wandte er alle Sorgfalt zu, wie wir noch später sehen werden. Vornehmlich suchte er in alle Geschäfte Methode zu bringen: der Mann der Ordnung konnte recht pedantisch walten. Die Rechnungen führte er selbst und es mußte im Buche so genau als bei einem Kaufmann stimmen. Wir haben sie noch, wie seine Briefbücher, welche jede Tabakslieferung an den Londoner Agenten verzeichnen. Jedoch gab es für Washington auch einen Ruhetag. Er hatte mit eigenen Kosten eine evangelische Kirche erbauen helfen und besuchte sie mit seiner Frau regelmäßig. Desgleichen ging er je und je zum Nachtmahl. Wir erfahren überdem, daß er in den beiden Kirchspielen, an welche Mount Vernon grenzte, das Amt eines Kirchenältesten bekleidete. Durch solche Züge werden wir auf den Wurzelgrund des Baumes, der so edle Früchte trug, hingewiesen.

Gerne würden wir uns bei dieser idyllischen Epitode in Washingtons Leben länger aufhalten, wie auch er selbst der Sonne dieser Tage am liebsten geboten hätte, stille zu stehen. Aber Chateleils Gedanke fing bald an, wetterleuchtend in die Colonieen Amerika's hereinzuzucken. Es ist bekannt, wie unbegreiflich thöricht England nach dem Sieg über Frankreich in Amerika wirthschaftete. Die Regierung folgte blindlings dem Hange, die reichen Töchterstaaten auszubeuten. In jenen Wäldern war aber, wie dereinst in denen Deutschlands, der Instinkt für Gerechtigkeit und Freiheit zum kräftigsten Selbstgefühl herangereift. Hierin förderte die Bevölkerung nicht nur der Kampf, auf welchem sich ihre Existenz aufzurbauen hatte, der Kampf mit einer großen, rauhen Natur; sondern den Kern der zusammengewürfelten Gesellschaft bildeten Flüchtlinge, welche um religiöser Ueberzeugungen willen der alten Welt freiwillig oder gezwungen den Abschied gegeben hatten und die Erinnerung an dies Märtyrerthum als die heiligste Reliquie im Busen bewahrten. Bei solchen Leuten war die Verletzung des Rechtsgefühls doppelt ängstlich zu vermeiden. Aber im grellsten Widerspruch mit verbrieftem Herkommen diktirte das englische Parlament den Colonieen Gesetze, Steuern und Zölle, ohne mit den Vertretungen der betreffenden Staaten irgendwelche Rücksprache zu pflegen. Die Antwort auf diese Verordnungen eines habilüchtigen und übermüthigen Regiments war ein Protest, so einmüthig und entschlossen, als vertrauensvoll und ehrerbietig. Daneben wurde ein großer Bet- und Bußtag abgehalten, wobei Gott um Bewahrung vor einer Revolution und einem Bürgerkrieg, aber auch um Kraft und Muth angerufen wurde, jeder Kränkung des Rechts mit festem Widerstand entgegenzutreten. Washington bemerkte in seinem Tagebuch, daß er an diesem Tage streng gefastet und den Gottesdiensten andächtig beigewohnt habe. Wohl kamen jenem Protest derbe Stimmen in den englischen Hallern selbst zu Hilfe, allein das Ministerium wies denselben trotzig zurück. Als hierauf die Agitation eines passiven Widerstands in den Staaten sich organisirte, als die Nordamerikaner sich das Wort gaben, der Industrie des Mutterlandes keinen Artikel mehr abzunehmen, als diese Maßregel einen Sturm der Londoner Kaufmannschaft gegen ihre eigene Regierung hervorrief, wurde zwar die straffe Bogensehne herumtergespannt, die Stempelacte im Ganzen zurückgenommen, jedoch, damit das Besteuerungsrecht nicht gar zu Boden falle, wenigstens der Zoll auf Thee festgehalten. Allerdings auch Letzteres in so fremdlicher Weise, daß es sich ihnen nicht um eine Sache des Beutels, vielmehr einzig des Rechtes handle: sie verweigerten beharrlich die Annahme des Thees und ließen sich weder durch Drohungen noch thätliche Gewaltsversuche aus ihrer oppositionellen Ruhe verreißen. Wohl aber empfanden die verschiedenen Staaten das Bedürfniß, ihrem vereinzelten Widerstande durch gemeinsame Berathstube mehr Nachdruck zu verleihen. Der Gedanke eines allgemeinen Congresses brach sich Bahn und am 5. September 1774 tagten zum ersten Mal die Vertreter der nordamerikanischen Provinzen (mit Ausnahme Georgias) in Philadelphia. Die Versammlung schritt mit dem tiefsten Ernst an ihr Werk und stehte vor Allem durch den Mund eines Geistlichen den Segen von Oben auf sich herab. Die Meisten, darunter Washington, warfen sich dabei auf die Kniee. Die Berathungen waren vom würdigsten Geiste beherrscht. Von einer Idee, sich vom Mutterlande zu emancipiren, regte sich noch keine Spur. Verheidigung der anererbten Gerechtsame hieß einzig die Losung. Diesem Zwecke galten zwei Adressen, welche votirt wurden: die eine an den König, die andere an das Volk von Großbritannien. Keinem andern Zwecke galt auch der Beschluß einer Nichtimportationsacte, durch welche nur der englische Handelsstand in's Interesse gezogen werden sollte. In der That verhehlten auch diese Kundgebungen nicht alle Wirkung, die bürgerlichen Elemente des Parlaments in London rührten sich so kräftig als möglich für die Nordamerikaner. Aber sie vermochten nicht das aristokratische Ministerium zu stürzen, und dieses war zu hochmüthig, um nachzugeben, wies die Petition barsch zurück, erklärte die Amerikaner für Rebellen, warf ihnen neue Zwangsgesetze auf den Hals und schiffte Exekutionstruppen ein. Hierauf trat ein neuer, zweiter Congreß in Philadelphia zusammen (10. Mai 1775). Noch war der Wunsch, sich friedlich zu vergleichen, so mächtig, daß man es auch hoffte. Aber klar war daneben allen Betretern, daß bloße Erklärungen nicht mehr genügten. Man beschloß, eine Vertheidigungsarmee auf die Beine zu bringen und ihr einen Oberbefehlshaber mit den nöthigen Vollmachten zu bestellen. Die Wahl fiel einstimmig auf George Washington.

Welchen Antheil nahm bis dahin Washington an dem Gang der Bewegung? Es läßt sich aus seinen Correspondenzen und öffentlichen Handlungen in Comité's auf's Genaueste nachweisen, wie schnlich er von Anfang an eine friedliche Vergleichung mit England wünschte, von welchem er stets den Ausdruck „daheim“ gebraucht, wie entschieden er aber auch von Anfang an auf die Erfüllung der gesetzlichen Forderungen um jeden Preis drang. Die Nichtimportationsacte war lange vor dem Congreß hauptsächlich sein Gedanke und Werk. Er hatte weitverzweigte Vereine gebildet, deren Mitglieder sich mit ihrem Wort verpflichteten, keine zollbaren Artikel aus England zu importiren oder zu verbrauchen, und richtete sich sein eigenes Hauswesen strengstens hienach. „Treue“, äußert er, „ich bin so fest wie von meinem Dasein überzeugt, daß nur in ihrer Noth eine Abhilfe für uns keimen kann, und ich rechne auf so viel Gemeingeist unter uns, daß wir diesem Zwecke zu lieb Allem bis auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse entsagen.“ Als zu gleicher Zeit der weitere Plan sich regte, Geldsendungen nach England einzubehalten, wehrte er sich dagegen auf's Bestimmteste. „Während wir Anderer der Ungerechtigkeit anklagen, müssen wir selbst gerecht sein; und ich vermag mir nicht vorzustellen, wie dies möglich ist, so lange noch Großbritannien eine bedeutende Schuld bei uns anstehen hat und wir die Zahlung derselben verweigern.“ – Die Debatten des Generalcongresses, in welchen Washington selbstverständlich von Anfang an gewählt worden war, wurden nicht veröffentlicht und wir können deßhalb auch keine Reden von ihm anführen; Reden zu halten, war ohnedem nie seine besondere Gabe. Doch lassen uns über seine Haltung auch Briefe aus dieser Zeit in keinem Zweifel. Einem Freunde in der englischen Armee, der die Bewegung in den Staaten des revolutionären Strebens nach gänzlicher Unabhängigkeit bezüchtigte, versicherte er ausführlich das Gegentheil und sügte schließlich bei: „Ich bin fest überzeugt, daß kein denkender Mann in ganz Nordamerika etwas derart wünscht. Vielmehr ist es der eifrigste Wunsch aller Freunde der Freiheit, daß Frieden und Ruhe auf constitutionellen Grundlagen wiederhergestellt und die Schrecken des Bürgerkriegs verhütet werden mögen.“ — Vom zweiten Congreß aus, nachdem England bereits gewaltsam vorgefahren war, lautete es freilich in einem Schreiben an Fairfax, einen Royalisten, schon sehr entschieden: „Es macht mich unglücklich, zu denken, daß das Schwert des Bruders in die Brust des

Digitized by Google

Bruders einen Weg finden soll und daß die ehemals glücklichen und friedlichen Ebenen Amerika's entweder mit Blut getränkt oder von Sklaven bewohnt werden müssen. Unglückseliges Entweder — Oder! Kann aber ein tugendhafter Mann in seiner Wahl zögern?" — Die Begeisterung für die Sache der Freiheit, des Rechtes und Vaterlandes, wie sie stetig die Brust Washingtons erfüllt und in einzelnen Momenten lichterloh herausschlägt, muß ohne Zweifel auch diejenigen verführen, welche seine sonstige Figur allzusehr in den faltenlosen Mantel der Prosa gehüllt finden möchten. Hätte auf dem Herde seines Innern nicht jene Flamme gebrannt, so würde ihn gewiß auch ein Volk in so fieberhafter Krisis nicht zu seinem Führer erkoren haben. Auf der Oberfläche trat freilich eine andere Kraft seines Wesens in den Vordergrund. Als Patrik Harry, der glühende Redner, gefragt wurde, wen er für den bedeutendsten Mann im Congresse halte, antwortete er: „Sprechen Sie von Beredsamkeit, so ist Rutledge aus Südcarolina bei weitem der größte Redner; sprechen Sie aber von soliden Kenntnissen und gesundem Urtheil, so ist Oberst Washington unzweifelhaft der größte Mann jener Versammlung." Die Zeit war dazu angethan, daß sie den größten M a n n verlangte. Es läßt sich denken, daß bei der Wahl eines Oberbefehlshabers nicht mit einem Schlage alle persönlichen und provinziellen Gelüste, Rivalitäten und Intriguen verstummten. Um so sprechender ist es, daß die Stimmkugeln zuletzt alle nur dem Einen galten, der am wenigsten darnach strebte. John Adams, der spätere Präsident der vereinigten Staaten, erzählt und davon in seinem Tagebuch Einiges. — „Obgleich zur Ungelt, nahm ich doch keinen Anstand, zu erklären, daß ich nur einen Gentleman zum Oberbefehl im Auge habe, und dieser Eine sei aus Virginien, der sich unter uns befindet und uns allen wohl bekannt wäre, ein Gentleman, dessen Geschicklichkeit und Erfahrung als Offizier, dessen unabhängiges Vermögen, großes Talent und allgemeines Ansehen die Billigung von ganz Amerika erlangen und die herzlichsten Anstrengungen sämmtlicher Colonien besser vereinigen würde, als irgend eine andere Person in der Union. Mr. Washington, der zufällig in der Nähe saß, schoß, in Folge seiner gewöhnlichen Bescheidenheit, in die Bibliothek, sobald er merkte, daß ich auf ihn anspielte ꝛc." Nachdem das Wahlresultat ausgesprochen war, erhob sich Washington und dankte kurz für das große Vertrauen. „Aber falls irgend ein Mißgeschick meinem Rufe ungünstig werden sollte, so bitte ich jeden der hier Anwesenden, sich zu erinnern, daß ich heute mit vollster Aufrichtigkeit erkläre, wie wenig ich mich zu dem Befehl, womit ich heute beehrt werde, befähigt fühle. Was die ausgeworfene Besoldung betrifft, so erlaube ich mir die Versicherung, daß mich keine pekuniäre Rücksicht hätte veranlassen können, dieses mühe- und verantwortungsvolle Amt auf Kosten meiner häuslichen Ruhe und meines Familienglücks anzunehmen, und daß ich daher auch keinen Vortheil daraus zu ziehen wünsche. Ich werde genaue Rechnung über meine Ausgaben führen und zweifle nicht, daß der Congreß mir diese vergüten wird. Das ist das Einzige, was ich mir ausbitte." — Bei dieser Bestimmung blieb es auch, und es ist leicht abzunehmen, daß die Ehrenstelle einen solchen Ehrenmann theuer genug zu stehen kam.

Im Gedanken an seine Frau wurde es ihm schwer um's Herz. Sie hatte noch nicht lange ihr Töchterlein aus erster Ehe verloren, um dessen Erhaltung der zweite Vater den Himmel auf den Knieen angefleht hatte. Er schrieb sogleich nach Mount Vernon. „Du darfst mir glauben, und ich versichere es Dir auf das Feierlichste, daß ich, weit entfernt, diese Anstellung nachzusuchen, mich auf jede mögliche Weise bemüht habe, ihr auszuweichen; nicht nur aus Abneigung, mich von Dir und meiner Familie zu trennen, sondern auch in dem Bewußtsein, daß meine Fähigkeiten dem Amte nicht gewachsen sind. Und ich würde in einem Monat bei Dir zu Hause mehr wahres Glück genießen, als ich die entfernesten Aussichten habe, auswärts zu finden, wenn mein Ausbleiben auch siebenmal sieben Jahre umfaßte. Da mich aber eine Art von Schicksung in diese Stellung weist, so laß uns hoffen, daß ihre Uebernahme zur Erfüllung eines guten Zweckes bestimmt ist. Ich vertraue zuversichtlich der Vorsehung, welche mich bisher so gütig bewahrt und gesegnet hat und zweifle nicht, daß ich im Herbst wohlbehalten zu Dir heimkehren werde. Die Mühseligkeiten und Gefahren eines Feldzugs werden mir kein Leid verursachen. Meine wehmüthigen Gefühle werden nur aus der Unruhe entspringen, die Du, wie ich weiß, fühlen wirst, wenn Du allein bist. Ich bitte Dich daher, Deine ganze Standhaftigkeit aufzubieten und Deine Zeit so angenehm als möglich zu verbringen. Nichts wird mir eine herzlichere Befriedigung gewähren, als wenn ich dies, und zwar aus Deiner eigenen Feder vernehme." — In einem Schreiben an seinen Bruder Augustin ließ er der Trauer im Gedanken an Mount Vernon noch freieren Lauf und schloß: „Ich hoffe, daß ihr Freunde alle meine Frau reichlich besuchen und euch bemühen werdet, ihren Muth, so viel ihr könnt, aufrecht zu erhalten, den ich weiß, daß meine Abreise ein schwerer Schlag für sie sein wird, und fühle mich schon aus diesem Grunde schwerzlich angegriffen." —

Wohl durfte es Washington eine Schickung nennen, daß der Oberbefehl in dem nun beginnenden und acht Jahre währenden Unabhängigkeitskrieg in seine reine Hand gelegt wurde. Der neuern Geschichte fehlte sonst eines ihrer schimmernbsten Blätter. Wir beabsichtigen nicht, die einzelnen Feldzüge mit ihren Vor- und Rückmärschen, Schlachten und Niederlagen zu verzeichnen; ein jedes Conversationslexion kann diesen Dienst versehen. Uns interessirt es nur, den Menschen Washington auch in dieser Zeit und Stellung weiter zu beobachten.

Unser Bild stellt den Helden in kriegerischer Umgebung dar. Als er zu Anfang des Krieges gegen Boston anrückte, um den Feind in dieser Festung zu belagern und aus ihr hinauszuwerfen, war eine unsäglige Menge zusammengeströmt, um die Hoffnung des schwer bedrängten Vaterlandes von Angesicht zu schauen. Aus diesem Anlaß besitzen wir auch über sein Aeußeres etliche Aufzeichnungen. Ein Chronist meldet: „Ich bin heute durch den Anblick des Generals Washington entzückt worden. Seine Excellenz war zu Pferde und in Gesellschaft mehrerer Militärs. Es war nicht schwer, ihn von allen Andern zu unterscheiden: er ist groß und gut gebaut, und seine persönliche Erscheinung ist wahrhaft edel und majestätisch." — Die Damenwelt zeigte sich von seiner Gestalt noch mächtiger hingenommen. Die hochgebildete Frau von John Adams schrieb an Letzteren: „Würde, Ungezwungenheit, Freundlichkeit: der Gentleman und der Soldat zeigen sich in ihm auf einnehmende Weise verschmolzen. Die Bescheidenheit hebt jeden Zug seines Gesichts. Mir fielen augenblicklich die Zeilen Drydens ein:

Seht seinen majestät'schen Bau! Er ist ein Tempel,
Durch die Geburt geweiht, von Gottes Hand erbaut;
Die Gottheit, die dort wohnt, ist seine Stele,
Und nicht unwürdig ist der Bau des Gottes." —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ernſt Rietſchel.

Zu Anfang dieſes Jahres hat ein frühzeitiger Tod dem Wirken und Schaffen eines der größten Künſtler Deutſchlands ein Ziel geſetzt. Ernſt Rietſchel, Profeſſor der Bildhauerei an der Akademie der Künſte zu Dresden, der berühmte Meiſter der Leſſingſtatue, der Schiller-Göthe-Gruppe und des Wormſer Lutherdenkmals, ſtarb am 21. Febr. d. J., noch in der Blüthe ſeines Ruhmes und ohne das

letztere Werk, das eines ſeiner größten und gelungenſten zu werden verſprach, vollenden zu können. Tief und allgemein, im engeren Vaterlande wie in der ganzen gebildeten Welt, mußte daher die Trauer um den Verluſt eines Künſtlers ſein, von dem man noch ſo viel Schönes und Großes zu erwarten hatte, und der zugleich ſo volksthümlich, ſo gehegt im Herzen ſeiner Verehrer war wie Wenige vor und neben ihm.

Rietſchels höchſter Ruhm und größte Bedeutung ruhen darin, daß er als Vertreter und Vollender einer neuen Richtung in der plaſtiſchen Kunſt gelten kann und hiedurch eine hohe Stelle in der Kunſtgeſchichte

Digitized by Google

sich erworben hat. Die Zeit iſt noch nicht lange verüber, wo man in der Plaſtik, auch da, wo es galt, die Helden des Schwertes und des Geiſtes monumental darzuſtellen, die antike Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe der Griechen und Römer beibehielt und die Männer der Zeit mit Tarangabe alles individuell Bedeutſamen und Charakteriſtiſchen, aller Lebenswahrheit und Treue in eine künſtliche Erhabenheit und verſchönernde Verklärung hinaufrückte. Ihre Größe ging meiſt weit über das gewöhnliche Maß hinaus, ihre Geſichtszüge wurden leuchtender, ihre Haltung gebieteriſcher, und das Zeitcoſtüm vertauſchte man mit dem Faltenwurf der antiken Toga — mit einem Worte, ſie ſchauten wie unnahbare Götter oder wenigſtens wie griechiſche Helden und römiſche Feldherren von ihren hohen Poſtamenten fremd auf ihre Zeitgenoſſen herab. Doch dieſe Anſchauungsweiſe, die im Charakter der griechiſchen Kunſt begründet und vom griechiſchen Standpunkte aus, wo man die höchſte Menſchlichkeit in den Götterphyſiognomieen verehrte, wo das Element der Schönheit und Harmonie über das Beſondere und Charakteriſtiſche herrſchte, gewiſſermaßen eine Nothwendigkeit war, iſt für uns eine durchaus unwahre geworden und konnte ſich vor den chriſtlichen Begriffen, welche die höchſte Menſchlichkeit ganz wo anders ſuchen, vor dem germaniſchen Triebe, welcher nach Sonderung und ſcharfer Auffaſſung des Einzelnen drängt, nicht länger mehr halten. Auch fehlte es dieſer Auffaſſungsweiſe überhaupt an innerer Wahrheit. Denn die Wirklichkeit verlangt auch in der Kunſt ihr Recht und läßt ſich nicht ungeſtraft verleugnen. Man erkannte daher, daß die lebensgetreue Darſtellung unſerer Helden und geiſtigen Größen gegenwärtig die einzig richtige und begründete ſei, und begann ſich von den Feſſeln der manierirten antiken Darſtellungsweiſe zu befreien und das Leben in ſeiner ſchlichten, unverfälſchten Geſtalt und nach ſeiner individuellen eigenartigen Erſcheinung wiederzugeben, ohne jedoch das, was man von den Griechen gelernt hatte, den Sinn für ideale Schönheit bei Seite zu ſetzen; es galt vielmehr die ideale Auffaſſung, welche dem geſchaffenen Werke erſt den Stempel der Kunſt verleiht, mit der ganzen Wahrheit der irdiſchen Erſcheinung zu verſchmelzen. Gottfried Schadow in Berlin (1764 daſelbſt geboren) war der Bahnbrecher dieſer geſunden neuen Richtung, welcher die monumentale Plaſtik unſerer Zeit ihre vollendetſten Werke verdanken ſollte. Mit keckem Muth verſuchte er es zuerſt, ſeine Helden des ſiebenjährigen Krieges ſo wiederzugeben, wie ſie leibten und lebten, in ihrer wirklichen Tracht und bis in's Einzelne der äußeren Erſcheinung. Auch ein anderer Meiſter der Berliner Schule, der berühmte Rauch, indem er von der antiken Auffaſſung immer mehr zur Naturwahrheit und Porträttreue überging, bewegte ſich in der neuen Richtung vorwärts. Aber was bei Schadow nur ein gewagter Verſuch, eine einzeln ſtehende Neuerung und bei Rauch noch nicht zur Durchbildung und Vollendung gediehen war, indem er bei ſeinen monumentalen Standbildern ſich von der idealen Gewandung noch nicht losſagen konnte und z. B. ſeinen Friedrich den Großen noch mit dem antiken Mantel drapirte — das hat Rietſchel bis zur letzten Conſequenz durchgeführt. Er iſt es, der ſeine Stimme am kräftigſten und unbeirrteſten für das neue Evangelium erhob und inſofern einen neuen Schritt vorwärts that, als er auch die Heroen des Geiſtes nach ihrem vollen leibhaftigen Daſein uns wieder geboren hat. Sein Leſſing, ſein Göthe und Schiller ſind aus der Verhüllung der antiken Gewandung hervorgetreten und tragen den Rock, die Schnallenſchuhe und die Perücke ihrer Zeit, und doch leuchtet aus dieſer Hülle ihr genialer Geiſt und ihre ſchöpferiſche Größe hervor. — Rietſchels Name knüpft ſich vorzugsweiſe an ſeine großen Monumentalſtatuen, in denen er das vereinigt hat, wonach die Nation das Gedächtniß des Höchſten und Beſten verbindet, und ſo iſt er ihr Liebling geworden. —

Rietſchel ging wie viele Genie's aus dürftigen und ungünſtigen Verhältniſſen hervor. Sein Vater war ein armer Beutler und zugleich Küſter in Pulsnitz, einem Städtchen in der ſächſiſchen Lauſitz, wo unſer Künſtler am 15. Februar 1804 das Licht der Welt erblickte. Schon im zarteſten Knabenalter bekundete er lebhafte Luſt am Zeichnen, und illuſtrirte oder kolorirte auf Beſtellung Geburtstags- und Neujahrswünſche. Doch die Dürftigkeit ſeiner Familie eröffnete ihm keine Ausſicht auf eine künſtleriſche Laufbahn, und ſo wurde er, aus der Schule entlaſſen, bei einem kleinen Kaufmann in die Lehre gegeben. Da ihm dieſer aber nach kurzer Zeit alles geſchäftliche Talent abſprach, ſo ſuchte man es doch möglich zu machen, ihn auf die Kunſtakademie in Dresden zu bringen, was in Folge der Bemühungen eines beſonderen Gönners auch gelang. Im Jahre 1820 trat der ſechszehnjährige Jüngling hier als Zögling ein, hatte aber viel mit Sorgen zu kämpfen. Doch bei ſeiner Begabung durchſtieg er ſchnell die unteren Claſſen und galt als einer der fähigſten Schüler, deſſen Arbeiten die günſtigſten Hoffnungen erweckten. Dies beſtimmte den Grafen Einſiedel, welcher für ſeine Eiſengießerei zu Lauchhammer einen geſchickten Modelleur ſuchte, ihn als ſolchen im Atelier des Bildhauers Pettrich in Dresden ausbilden zu laſſen. Dieſer konnte ihm jedoch wenig lehren, und der junge Künſtler mußte hier ſeine Anlagen ſelbſtändig entwickeln und Auge und Hand nach eigenen Gedanken üben. Was Rietſchel geworden, iſt größtentheils ſein eigenes Werk. Schon im Jahre 1826 modellirte er auf eigene Hand eine in Lauchhammer in Eiſenguß ausgeführte 8 Fuß hohe Neptunsſtatue, welche den Marktbrunnen in Nordhauſen zu zieren beſtimmt war. Dieſe wohl ausgeführte Arbeit verſchaffte ihm die Gunſt des Miniſters Einſiedel, von welchem unterſtützt er noch in demſelben Jahre bei Rauch in Berlin in die Lehre trat. Rauch war der Entwicklung des ſo viele Begabung verrathenden Schülers auf alle Weiſe förderlich, und von ſeinem Umgange empfing der junge

Digitized by Google

Rietschel die durchgreifendste Einwirkung. Sein Verhältniß zu diesem Meister wurde ein beglücktes und vertrauensvolles und gestaltete sich in späteren Jahren zur innigsten Freundschaft. Schon nach zwei Jahren befand sich Rietschel unter denjenigen, welche sich um das große akademische Stipendium zu einer Kunstreise nach Italien bewarben. Die Aufgabe bestand darin, in einem Relief den Abschied des Ulysses von der Penelope darzustellen. Rietschels Arbeit wurde für die preiswürdigste erkannt. Da er aber als Ausländer den Preis nicht erhalten konnte, so bewilligte ihm auf Empfehlung des Berliner Senats und Rauchs die sächsische Regierung ihrerseits die zu seiner Ausbildung in Italien nöthige Summe von 400 Thalern. Rietschel blieb inzwischen noch eine Zeit lang bei Rauch und begleitete ihn nach München, um an dem Monumente für König Maximilian Josef und bei der Ausschmückung des Giebelfeldes der dortigen Glyptothek seinem Meister thätige Hülfe zu leisten. Das Modell des Vasenmalers im genannten Giebelfelde ist von Rietschel. Auch war er mit Rauch bei Göthe, um dessen Büste zu fertigen, und er erzählte gerne davon, wie er den großen Dichterfürsten mit eigenen Augen geschaut habe. „Als mich Göthe zuerst ansah", äußerte er gegen Berthold Auerbach, „da war's, als ob dessen ganzes Gesicht lauter Augen wäre, solch ein Auge sieht man nicht mehr auf der Welt." — Die italienische Reise trat Rietschel erst im August 1830 an, wurde aber schon im folgenden Jahre nach Berlin in die Werkstatt seines Meisters zurückberufen, um nach dem Ergebniß eingereichter Skizzen das für den Dresdener Zwinger bestimmte große Monument für den verstorbenen König Friedrich August von Sachsen auszuführen. Dem Berliner Aufenthalte gehören übrigens nur die Vorarbeiten zu diesem Denkmale an, Rietschel vollendete es in Dresden, wohin er 1832 als Professor der Bildhauerei an der dortigen Kunstakademie berufen worden war und selbst als Meister an der Spitze einer tüchtigen und rührigen Schule stand. Aus Liebe zum Heimathlande ist er dieser Stadt von da ab bis zu seinem Tode getreu geblieben, selbst ein glänzender Ruf als Direktor der Akademie in Berlin, der im vorigen Jahre vom Minister von Bethmann-Hollweg an ihn erging, konnte ihn nicht locken. —

Sein späteres Leben war, wenn ihn nicht ein vorhandenes Brustleiden an der Arbeit hinderte, ein unablässiges Schaffen. Fast jedes Jahr hat neue Schöpfungen oder wenigstens neue Ideen und Entwürfe aufzuweisen. Leider wurden die trefflichen Arbeiten des Künstlers, da sich schon vor längeren Jahren die ersten bedenklichen Anzeichen der Schwindsucht einstellten, die ihn so frühzeitig dahinraffte, durch jährlich wiederholte Badereisen und vor sechs Jahren durch einen längeren Aufenthalt in Palermo zur Kräftigung seiner Gesundheit unterbrochen. Auch suchten ihn anderseitig schwere Schicksalsschläge heim. Dreimal mußte ein Künstler von so feiner und zarter Empfindung am Grabe der Lebensgefährtin stehen. —

In seinem Künstlerberufe war er gewissenhaft und treu, und wiewohl er aus der Fülle seines schöpferischen Geistes frei und leicht hervorzubringen vermochte, so konnte er sich doch in Ausbesserung und Vollendung des Geschaffenen nie genug thun. Die Kunst war ihm ein heiliger Lebensberuf und eine heilig-ernste Liebe für dieselbe durchwebte seine ganze Persönlichkeit.

Rietschel war auch ein edler, liebenswürdiger Mensch. Etwas wortkarg und zurückhaltend, aber sonst freundlich, erfreute er Alle, die ihm persönlich nahe standen, im engeren Verkehre durch sein mildes, liebenswürdiges Wesen. Eine tiefe christliche Religiosität, ein edles, reines Herz bildete den Grundzug seines Wesens. In kirchlichen und politischen Dingen war er streng conservativ. Für alles Naturgesunde, für alle markigen Erscheinungen in der Poesie hatte er einen feinen Blick. Seine Persönlichkeit zeigte in den letzten Jahren die Spuren einer schwächlichen, den aufreibenden Anstrengungen erlegenen Constitution.

In seinen Kunstschöpfungen zeigt sich Rietschel als einen Schüler und Geistesverwandten Rauchs. Die Ruhe und Würde, das Gehaltene und Leidenschaftslose spricht sich in den Statuen des Einen wie des Andern aus. Gleich jenen seines Lehrers tragen Rietschels Werke das Gepräge ewiger Jugend und Schönheit und damit das Siegel unvergänglicher Giltigkeit. Waren seine ersten Gestalten auch träumerisch und in sich versunken, so hat er sich doch zu einem kräftigeren Style emporgehoben, weit entfernt von aller empfindelnden Schwächlichkeit wie unplastischen Weichheit. Sein Genius war in einer immer glänzenderen Entfaltung begriffen und das Interesse der Nation an dem ausgezeichneten Künstler war in fortwährendem Wachsen. Bei der inneren Empfängniß seiner Ideen und Entwürfe erschien er wie ein Seher. Eine schöne, innige Verklärung des Gemüths kam in diesen weihevollen Stunden über ihn, und die Augen schließend, empfing er seine Gestalten gleichsam wie aus einer göttlichen Eingebung.

Der Kreis seiner Thätigkeit schloß sich aber nicht etwa mit Gegenständen der monumentalen Plastik ab, sondern der äußerst fruchtbare Künstler hat auch hervorragende Werke der idealen oder freigestaltenden Plastik und vortreffliche lebenswahre Porträtstatuen geschaffen.

In der Idealplastik sind seine Werke theils von antikisirender, theils von christlich-mittelalterlicher Form. Zur ersteren Art gehören die zwölf umfangreichen Reliefs für die Universitäts-Aula in Leipzig (1835—38), welche die bedeutendsten Ereignisse und Zeitalter der menschlichen Culturgeschichte in fortschreitendem Zusammenhange darstellen. Sie sind durchgebildet und gehaltvoll und von wahrhaft ergreifender Schönheit. In jedem einzelnen Zeitabschnitte drückt sich im Style der Charakter der jedesmaligen Epoche aus, und trotzdem ist die Einheit des Ganzen gewahrt. Die Gruppen auf den Giebelfeldern des neuen

Digitized by Google

Göthe- und Schiller-Denkmal in Weimar.

Digitized by Google

Dresdener Hoftheaters, 1839—40 in Gemeinschaft mit seinem Schüler Hähnel ausgeführt, besitzen zwar nicht die architektonische Strenge der Alten, auch sind sie etwas überladen, doch sind die einzelnen Gestalten untadelhaft. Ferner wollen wir hier noch erwähnen die Modelle für das Giebelfeld des neuen Opernhauses in Berlin (1844 bis 1845), die herrlichen Reliefdarstellungen der vier Tageszeiten (1850), zwei Reliefs von Amor auf dem Panther (1852), die Medaillons und Zwickelfiguren, welche er als trefflichen Schmuck dem neuen Dresdener Museum gegeben hat (1851 bis 54), und die kolossale Quadriga für das herzogliche Schloß in Braunschweig mit der klassisch-idealen Gestalt der Brunonia, einem Produkte der reifsten Meisterschaft. (1859).

Die Werke des christlich-religiösen Anschauungskreises, welche seinem frommen Sinne am nächsten lagen, bekunden eine warme und innige Auffassung, eine Schilderung der Seelenzustände, wie sie die Plastik nicht leicht aufzuweisen hat, und sind in der Form von individueller Charakteristik und ächt deutsch. — Das Vorbild Peter Vischers scheint in dieser Beziehung tief auf ihn eingewirkt zu haben. Welche Wärme und Innigkeit spricht sich in den Gesichtern der Engel aus, die in dem Relief des Christengels (1845) das Christuskind vom Himmel der Welt entgegentragen! welche Frömmigkeit und tiefinnerste Empfindung durchdringt das Ganze, und in welchem erhabenen und großartigen Style sind die Formen der Körper und Gewänder angelegt! Das vollendetste Werk dieser Gattung aber ist die von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen für die Friedenskirche in Pots-

Weber-Denkmal in Dresden.

Digitized by Google

dam bestellte und 1848 in Marmor ausgeführte Gruppe: Maria am Leichnam Christi kniend, welche das gleiche Werk Michel Angelo's noch weit übertrifft. Wie ergreifend und zugleich erhebend ist hier die Tiefe und Gewalt des Grames auf das Antlitz der schmerzensreichen, vor dem edelsten Sohne knieenden Mutter gepräqt! Dem entspricht vollkommen die strenge, beinahe herbe Linienführung und Anordnung. Eine unendliche Wahrheit und Tiefe liegt in diesem Vorgange, der sich gleich weit entfernt hält von allem effektvollen Pathos wie von weichlicher Sentimentalität und in seiner ewig-menschlichen Bedeutung aufgefaßt ist. Gypsabgüsse davon finden sich in den Museen zu Dresden und Leipzig.

An einer Menge ausgezeichneter Porträts, so an den Medaillonreliefs Berthold Auerbachs, Emil Devrients, Moritz Schwinds, an denen Rauchs, Felix Mendelssohns u. a. hat der Künstler bewiesen, wie trefflich er das charakteristisch-individuelle Leben zur Darstellung zu bringen vermochte. Hierher können wir auch die ornamentalen Porträtstatuen rechnen, welche Rietschel für die Nischen des Dresdener Theaters und für die Attika des neuen Museums daselbst ausführte, die Statuen Göthes, Schillers, Glucks und Mozarts (1841—43) und die von Phidias, Perikles, Dürrer, Giotto, Holbein und Göthe (1852 bis 1854). Erstere sind in der Form noch zu starr und gezwungen und stehen hinter dem weimar'schen Jubeldenkmale weit zurück; letztere dagegen zeigen die höchste Schönheit und Vollendung.

Wie schon erwähnt, wurde Rietschels Ruhm und kulturgeschichtliche Bedeutung durch seine Monumentalstatuen begründet. In seinem Erstlingswerke dieser Art, der auf den Promenaden Leipzigs stehenden Statue des Agronomen Albrecht Thaer hatte er die Meisterschaft noch nicht erreicht. Eine stille Beschaulichkeit war für Thaers praktische Natur wenig geeignet; auch hatte der Künstler hier die antike Manteldrapirung noch festgehalten. Erst in der 9 Fuß hohen Statue Lessings für Braunschweig (1839) hat er seinen Beruf bewiesen, die großen Männer unseres Geisteslebens nach ihrer wirklichen Erscheinung und geschichtlichen Bedeutung dem Volke in Erz und Marmor wieder zu schaffen. Das Zeitcostüm ist hier ohne Umschweif wieder gegeben, die volle Einheit von geschichtlicher wie individueller Wahrheit und idealer Verklärung vollzogen. Ganz wie er im Leben war, steht der kühn reformatorische Geistesheld, der die Bahn einer neuen Entwicklung gebrochen, wie zum Kampf und Angriff bereit. Dabei ist die Auffassung einfach und würdevoll und frei von allem theatralischen Wesen. — Mit der Lessingstatue begann eine neue Aera in Rietschels Laufbahn. Vom jüngstlichen, befangenen Jünger, der das Material durch die Idee noch nicht vollständig zu bezwingen vermochte, hatte er sich zur Meisterschaft eines freien, ächt künstlerischen Schaffens erhoben. Die Lessingstatue begründete Rietschels Ruhm und wurde auf der großen Kunstausstellung in Paris als eines der bedeutendsten Werke moderner Plastik mit dem großen Preise gekrönt.

Als die Göthe-Schiller-Gruppe für Weimar ausgeführt werden sollte und König Ludwig von Bayern, welcher das Erz dazu hergab, das Zeitcostüm als Bedingung stellte, Rauch aber, welchem die Ausführung übertragen war, auf die antike Gewandung nicht verzichten wollte, wem anders konnte man die schwere Aufgabe stellen, als dem Schöpfer der Lessingstatue? Wie Rietschel die Lösung dieser Aufgabe gelang, davon gab der Beifallsjubel und die Begeisterung der Septembertage in Weimar im Jahr 1857 das lauteste Zeugniß. Der Meister hat es vortrefflich verstanden, dem deutschen Volke die Gestalten seiner edelsten Lieblinge mit vollendeter Lebenswahrheit vor die Augen zu stellen, zugleich aber auch den Schönheitsgesetzen der Plastik vollkommen zu genügen. Ganz wie sie im Leben waren, so stehen sie wieder vor uns, zugleich die geistige Bedeutung ihres Strebens und Schaffens und ihren hohen neidlosen Freundschaftsbund vor die Seele rufend. Die straffe, markige Gestalt Göthe's steht in sicherer Haltung mit festen Füßen auf dem Boden, mit ruhigem, klarem Blicke und durchdringendem Verständniß schaut er in's Leben, während Schiller, die Erde vergessend, im Aufschwung der Gedanken halb schwebenden Fußes sein ideales Antlitz zum Himmel emporhebt, an die Worte erinnernd, die Göthe dem früh dahin geschiedenen Freunde nachrief:

„Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Liegt, was uns alle bändigt, das Gemeine."

Die auf die Schulter Schillers gelegte Hand Göthes, den hohen Freundschaftsbund andeutend, sowie der Lorbeerkranz, das Symbol der ruhmgekrönten Poesie, den Göthe fest und sicher gefaßt hat, während ihn Schiller, dem eine kurze Lebensbahn beschieden war, nur leise streifend berührt, bilden das Band zwischen beiden Gestalten.

Die Septembertage 1857 waren der Glanzpunkt in Rietschels Leben. Es ist bekannt, welch endloses Hoch dem Meister entgegengebracht wurde, und wie ihn der Großherzog auf den im Angesichte des Denkmals aufgerichteten Balkon rief und vor Aller Augen umarmte.

In das Jahr 1858 fällt das Denkmal Carl Maria von Webers, in der Nähe des Dresdener Theaters errichtet. Auch hier hat Rietschel in dem weichen und harmonischen Fluß der Linien, in dem milden, nach oben gewendeten Haupte, welches gleichsam den Tönen lauscht, den spezifischen Charakter des Musikers fein und treffend zur Erscheinung gebracht.

Im Jahre 1859 wurde Rietschel der ehrenvolle Auftrag, für Worms das Lutherdenkmal auszuführen. Mit Wärme und Eifer unterzog er sich der schönen Aufgabe, die seinem künstlerischen wie religiösen Sinne gleich verwandt war, aber der Tod trat der Vollendung dieses Werkes, welches das Hauptwerk seines Lebens werden sollte, entgegen. Doch ist die

Digitized by Google

Hauptſtatue Luthers und die Poſtamentſtatue Wiclefs fertig geworden. Noch an der Grenze ſeines Lebens legte Rietſchel im Krankenzimmer an die Lutherſtatue die letzte Hand. Und wie am Sarge Raphaels die eben vollendete Transfiguration ſtand, ſo hatten am Begräbnißtage die trauernden Schüler den Leichnam ihres Meiſters in der Werkſtatt zu den Füßen der Lutherſtatue, zur Rechten Wiclef und zur Linken das Modell des geſammten Denkmals, ausgeſtellt. Tauſende folgten in ſtummer Trauer dem Sarge des Verblichenen, an dem das projektirte Arndt-Denkmal für Bonn und das Carl Auguſt-Denkmal für Weimar den ihnen beſtimmten Meiſter, an welchem Deutſchland einen ſeiner edelſten Söhne verloren hat.

Die Telegraphie in alter und neuer Zeit.

Von **Ph. Huber**.

(Schluß von Seite 308.)

Der Wheatſtone'ſche Nadeltelegraph.

Als Gauß und Weber in Göttingen, ſowie Steinheil in München bereits ihre einfachen Telegraphenapparate erfunden hatten, wobei, wie wir gehört haben, nur eine Magnetnadel erforderlich war, richtete der engliſche Phyſiker Wheatſtone im Vereine mit ſeinem Landsmanne Cook einen, anfänglich mit fünf und dann mit zwei Nadeln nebſt entſprechend vervielfachter Drahtleitung arbeitenden Telegraphen für den öffentlichen Verkehr ein. Erſt geraume Zeit nachher conſtruirten ſie den nach ihnen benannten einfachen Nadeltelegraphen, der in England, wo er patentirt wurde, zum Theil heute noch in Anwendung iſt.

Fig. 23.

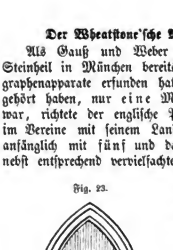


Fig. 23 ſtellt den Wheatſtone-Cook'ſchen Nadeltelegraphen nach ſeiner vordern Anſicht dar. Das Beſondere deſſelben iſt, daß hiebei eine ſogen. aſtatiſche Nadel angewendet wird. Es ſind dies zwei Magnetnadeln, Fig. 24, die ſo miteinander in paralleler Richtung feſt verbunden ſind, daß ihre Pole die verkehrte Lage haben. Es kehrt nämlich die eine Nadel ihren Südpol S nach derjenigen Seite, nach welcher der Nordpol N der andern gerichtet iſt. Dadurch erreicht man, daß der Erdmagnetismus auf die Nadeln keinerlei Einfluß hat, weil ſich nämlich das Beſtreben der beiden Nadeln, nach entgegengeſetzter Richtung abzulenken, gegenſeitig aufhebt. Die alſo verbundenen Nadeln vermögen darum, der geringſten anderweitigen Einwirkung — hier der des galvaniſchen Stromes — zu folgen. Bei dem Telegraphen, Fig. 23, ſtehen nun die beiden Magnetnadeln ſo vertikal, daß die eine innerhalb eines Gehäuſes in Mitte eines Multiplicatordrahtes (Fig. 22) ſich befindet, während die andere, in Fig. 23 ſichtbare Nadel vor dem Gehäuſe die nämlichen Bewegungen macht, wie die innerhalb des Multiplicators befindliche Nadel.

Fig. 24.

Unten am Gehäuſe ſieht man einen Griff ab, den ſogen. Schlüſſel, Commutator oder Stromwender. Dieſer hat den Zweck, daß bei deſſen beliebiger Drehung nach links oder rechts der elektriſche Strom bald in der einen, bald in der andern Richtung im Multiplicatordraht um die Magnetnadel geführt und dadurch eine Ablenkung der Nadel nach links oder rechts (vgl. oben Fig. 21 und 22) bewirkt werden kann.

Die verſchiedenen Ablenkungen des obern Nadelendes nach links, rechts, linkslinks, linksrechts, rechtslinks ꝛc., wie ſolche in der Figur angedeutet ſind, geben dann wie bei dem Gauß-Weber'ſchen Telegraphen die zu telegraphirenden Zeichen, Buchſtaben und Ziffern an. Zwei ſeitlich angebrachte Stifte verhüten, daß die Nadel zu ſtark ausſchlägt.

Wird nun mit dem genannten Apparat nicht telegraphirt, ſo ſteht der Griff oder Stromwender ab aufrecht. In dieſem Falle iſt die Drahtleitung zwiſchen der Batterie und dem Telegraphen unterbrochen, da die von dem Multiplicator herführenden beiden Drahtenden nicht in einer leitenden, d. h. Metallverbindung miteinander ſind. Je nachdem aber der Griff ſeitlich nach links oder rechts gedreht wird, kommen durch angebrachte Stahlfedern, die dann gegen den metalliſchen Theil des Stromwenders drücken, beide Drahtenden in leitende Verbindung. In Folge deſſen geht ein Strom durch den Multiplicator und bewirkt die Ablenkung der Magnetnadel.

Digitized by Google

Noch ist zu bemerken, daß vor dem Telegraphiren irgend ein Signal gegeben wird. So namentlich durch den sogen. Wecker, dessen Einrichtung wir weiter unten noch beschreiben werden. Auch geben gewisse Ablenkungen der Nadel die Worte „Verstanden“ oder „Nichtverstanden“, „Warte“ x. an, welche Correspondenzen die Telegraphisten behufs der zu machenden Mittheilungen unter sich wechseln.

Da das Zeichengeben vermittelst nur einer Nadel, z. B. bei mehreren Ausschlägen ziemlich complicirt und zeitraubend wird, so ersetzten Wheatstone und Cook den beschriebenen Apparat später durch den Doppelnadel-Telegraphen. Durch diesen wird ein Theil der telegraphischen Zeichen durch eine Nadel und der andere Theil durch die Ablenkung beider Nadeln angegeben. Von noch andern zur theilweisen Einführung gelangten Nadeltelegraphen wäre noch der von Bain in Edinburg construirte und von Ekling in Wien verbesserte Telegraph anzuführen. Da aber ihre wesentliche Einrichtung die gleiche ist wie beim Wheatstone'schen, und da alle diese Telegraphen in Deutschland längst durch die im Folgenden beschriebenen verdrängt wurden, so können wir füglich von einer nähern Erklärung derselben Umgang nehmen.

Diese neuern elektrischen Telegraphen sind die Zeiger- und Drucktelegraphen.

Ehe wir aber auf die Beschreibung dieser Telegraphen eingehen können, müssen wir noch vorher einer Wirkung des elektrischen Stromes gedenken, die in ihrer Art ebenso merkwürdig ist, als sie in der Anwendung äußerst wichtig für die elektrische Telegraphie wurde. Es ist dies die von Sturgeon im Jahr 1825 zuerst entdeckte Wirkung des galvanischen Stromes, daß ein Stück weiches Eisen, wenn es von dem Strome umkreist wird, magnetisch wird, aber nur für so lange, als die elektrische Strömung andauert.

Mit dieser Entdeckung trat die Entwickelung der elektrischen Telegraphie in eine neue und entscheidende Phase und es gebührt darum dem genannten Gelehrten nicht nur der Ruhm, der eigentliche Entdecker des überhaupt und in so mancherlei Beziehungen so Großartiges bewirkenden Elektromagnetismus zu sein, sondern, wenn zwar auch nur indirekt, sich für die elektrische Telegraphie besonders verdient gemacht zu haben.

Bei den meisten Anwendungen des genannten Elektromagnetismus und so namentlich in der Telegraphie ist die getroffene Vorrichtung und die dabei wahrgenommene Erscheinung eine mit der folgenden übereinstimmende:

Fig. 25.

Ein hufeisenförmig gebogener Stab von weichem Eisen wird mit einem mit Seide oder Baumwolle umsponnenen, also isolirten Draht, in vielen Windungen so umwickelt, wie Fig. 25 zeigt. Werden dann die beiden Drahtenden in b und c mit den beiden Polen einer galvanischen Batterie in Verbindung gesetzt, so wird das hufeisenförmige Eisenstück augenblicklich zum Magneten und zieht einen entgegengehaltenen eisernen sogen. Anker a mit um so größerer Kraft an, je kräftiger die Batterie wirkt, und auch je mehr Drahtwindungen vorhanden sind. Dabei erscheint bei einem rechtsgewundenen Drahte, wie die Figur zeigt, an dem Ende des Hufeisens, wo der positive Strom eintritt, also in b, immer der magnetische Südpol und an dem Ende c, wo der Strom austritt, der Nordpol. Bei einer Drahtwindung, die von links nach rechts gienge, entstünde aber die umgekehrte Polarität. Der auf die genannte Weise hervorgerufene magnetische Zustand des Hufeisens dauert übrigens nur so lange, als der galvanische Strom dasselbe umkreist. Sobald der Strom unterbrochen und der Anker wieder entfernt wird, hört das weiche Eisen auf, ein Magnet zu sein.

In dem Umstande nun, daß das weiche Eisen für einen Augenblick, d. h. so lange, als es vom galvanischen Strom umkreist wird, vermöge des dabei erregten Magnetismus den Anker a anzieht und dieser aber durch eine angebrachte leicht wirkende Stahlfeder sogleich wieder abgezogen wird, wenn der Strom unterbrochen und dadurch der magnetische Zustand aufgehoben ist — liegt das bewegende Prinzip, das der neueren Telegraphie durchweg zu Grunde liegt. Denn es bedarf jetzt nur einer Vorrichtung, um die wechselnde Bewegung, d. h. das An- und Zurückziehen des Ankers auf irgend einen Mechanismus zu übertragen, durch welchen entweder ein Zeiger, auf einer Art Zifferblatt die dort verzeichneten Buchstaben und Ziffern angebend, bewegt wird, — oder vermittelst dessen selbst irgend welche Zeichen auf einen Papierstreifen eingedrückt werden.

Unter denjenigen, welche die genannte Entdeckung auf die Zusammensetzung zweckmäßiger telegraphischer Apparate anzuwenden verstanden, sind nun hauptsächlich der schon wiederholt genannte geniale Wheatstone, sodann der Amerikaner Morse und Siemens und Halske in Berlin zu nennen.

Der Erstere construirte zunächst den auf dem eben erwähnten Principe beruhenden sogen. Alarm, Wecker oder das elektrische Geläute, sowie dann den ersten elektromagnetischen Zeigertelegraphen.

In dem Alarm oder Wecker, der auf den meisten Telegraphenstationen eingeführt wurde, sehen wir die Wirkung des Elektromagnetismus bezüglich einer Zeichengebung in die Ferne in der einfachsten Weise.

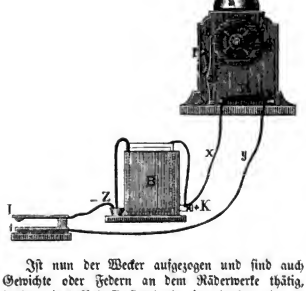
Es ist in Fig. 26 M der sogen. Elektromagnet, d. i. das hufeisenartig gebogene Stück Eisen, das mit einem isolirten Leitungsdraht umwickelt ist. Den Magneten gegenüber befindet sich der Anker A, der mit einem Arme a verbunden ist, welcher sich um den Punkt c dreht und sich oben durch einen Haken bei h gegen die Zähne des Rades R stemmt. Eine

Digitized by Google

elaſtiſche Feder f drückt den Arm a ſammt dem Haken beſtändig gegen die Zähne des Rades R.

Das genannte Rad R gehört zu einem ſogen. Wecker, von gewöhnlicher Einrichtung, deſſen Räderwerk innerhalb des Gehäuſes ſich befindet und der oben eine Glocke g trägt.

Fig. 26.



Iſt nun der Wecker aufgezogen und ſind auch Gewichte oder Federn an dem Räderwerke thätig, ſo kann das Rad R ſich doch nicht drehen, da es der entgegenſtehende Haken h verhindert. Leitet man nun aber durch die Drähte x und y einen galvaniſchen Strom um das Hufeiſen, ſo wird daſſelbe zu einem Magneten. Dieſer zieht dann den Anker A an. Dabei dreht ſich der Arm a ſo um den Punkt c, daß der Haken h oben ausgelöst wird und es kann das Rad R ſich vermöge der wirkſamen Gewichte ꝛc. frei drehen. Es geräth alſo der Wecker in Thätigkeit und die Glocke g ertönt ſo lange, bis das Triebwerk abgelaufen oder das Rad wieder zum Stillſtehen gebracht iſt. Das Letztere tritt aber dann ein, wenn der elektriſche Strom, alſo auch der Magnetismus des Hufeiſens M aufhört und der Anker mit dem Arme a nicht mehr an-, ſondern vielmehr durch die Wirkung der Feder f von dem Elektromagneten abgezogen wird.

Um nun aber das plötzliche Ertönen der Glocke g, ſowie deren Stillſchweigen zu bewirken, braucht es nur einer einfachen Vorrichtung, durch welche der galvaniſche Strom augenblicklich hergeſtellt oder unterbrochen wird.

Dies wird auf folgende Weiſe bewirkt: B iſt eine einfache Batterie, beſtehend z. B. aus einer Kupfer- und Zinkplatte, die in verdünnter Schwefelſäure eingetaucht ſind. Dieſe Batterie denke man ſich an dem Orte, wo man ein Signal in die Ferne geben will. Wir wollen dieſen Ort die Abgangsſtation, den andern Ort in der Ferne aber die Empfangsſtation nennen.

Vom + oder Kupferpol K der Batterie geht nun der Leitungsdraht x nach dem Elektromagneten M des Alarms, der ſich auf der Empfangsſtation befindet. Von dem Elektromagneten geht dann die Fortſetzung des Drahts zurück nach der Abgangsſtation, wofür man zwar heutigen Tages keine zweite Drahtleitung mehr braucht, da die Rückleitung durch die Erde ſtattfindet. Auf der Abgangsſtation ſteht der Rückleitungsdraht mit einem Metallſtabe i in Verbindung. Dieſem gegenüber befindet ſich die elaſtiſche Metallfeder l, die rechts durch ein nichtleitendes Elfenbeinſtück von dem unter ihr liegenden Metallſtab i iſolirt, aber damit doch feſt verbunden iſt. Die Feder l, der ſogen. Drücker, endlich iſt durch einen Draht mit dem — oder Zinkpol Z der Batterie verbunden.

Im gewöhnlichen Zuſtande berühren ſich die Feder l und das Metallſtück i nicht, und es iſt dann die Verbindung zwiſchen dem poſitiven und negativen Pol der Batterie unterbrochen; — die galvaniſche Kette iſt offen.

Sobald nun aber die Feder l abwärts gedrückt wird, ſo berühren ſich dieſe und das Metallſtück i an ihren ſich gegenüberliegenden Anſätzen. Die Kette iſt geſchloſſen; — der galvaniſche Strom geht vom Kupfer durch den Leitungsdraht x an den Elektromagneten und durch y und die Erde über i und l nach dem Zinkpol der Batterie zurück.

Der Anker A wird jetzt angezogen, alſo der Haken bei h ausgelöst, und der Wecker gelangt in Thätigkeit.

Hierdurch wird man auf der Empfangsſtation aufmerkſam gemacht und das eigentliche Telegraphiren beginnt dann, nachdem der Telegraphiſt auf der genannten Station ſeinen Collegen auf der Abgangsſtation durch die ganz gleiche Vorrichtung zu erkennen gegeben hat, daß er bei der Hand und der zu machenden Mittheilung gewärtig ſei.

Der Wheatſtone'ſche Zeigertelegraph

wird auf eine ähnliche Weiſe in Thätigkeit geſetzt, wie der beſchriebene Alarm.

Fig. 27 verſinnlicht den Zeigerapparat. MM' ſind zwei Elektromagnete. Jeder derſelben beſteht aus zwei hintereinander ſtehenden Eiſenkernen, deren obere Enden bei m und m' ſichtbar ſind. Die Eiſenkerne ſtecken in hölzernen Spulen, auf welchen der Leitungsdraht aufgewickelt iſt. Unten ſind die beiden zuſammengehörenden Eiſenſtücke oder Schenkel durch ein eiſernes Querſtück verbunden.

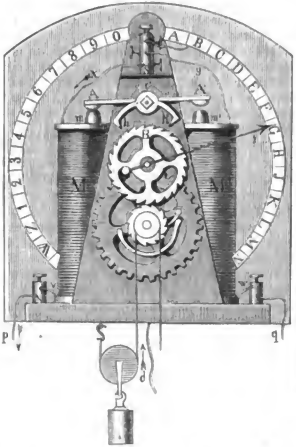
Den beiden Elektromagneten ſteht der Anker AA' gegenüber, mit welchem eine ſogen. Hemmung oder das Echappement hh', ähnlich wie bei Uhrwerken, verbunden iſt. Die Hemmung hh' greift abwechſelnd in das Rad B ein. Der Anker ſelber bildet einen gleicharmigen, um c drehbaren Hebel.

Durch den Draht d wird nun der elektriſche Strom nach dem oben am Apparate befindlichen Metallſäulchen s geleitet. Von dort gehen die Drähte x und y ſowohl nach dem links, als nach dem rechts befindlichen Elektromagneten. Die von hier aus-

Digitized by Google

gehenden Drahtenden v und w und die damit verbundenen Drähte p und q werden abwechselnd mit

Fig. 27.



dem negativen Pol der Batterie in Verbindung gesetzt.

Geht nun z. B., während der Draht p mit dem negativen Pol verbunden ist, der Strom durch d und das Säulchen s vermittelst des Drahtes x nach dem links befindlichen Elektromagneten M, so wird das Ende A des Ankers abwärts gezogen. Wird der Strom aber so gewechselt, daß er von dem Säulchen s durch den Drath y nach dem Magneten M' gelangt, so wird das entgegengesetzte Ende A' des Ankers nach unten gezogen. Beim jedesmaligen Spiel des Ankers wird nun die Hemmung hh' welche einen Zahn des Sperrrades B ergriffen hat, frei gelassen und es dreht sich das letztere dabei jedesmal um einen Zahn vorwärts, da Gewichte und Räderwerk die Bewegung dann bewirken.

Mit dem Sperrrade ist ein Zeiger z verbunden, der auf einen eingetheilten Kreis hinweist, auf welchem die einzelnen Buchstaben des Alphabets und die Ziffern enthalten sind.

Wir unterlassen, auf das Weitere, namentlich auch auf die besondere Art der Herstellung und Unterbrechung des galvanischen Stromes einzugehen, da dieser Telegraph außer Anwendung gekommen ist, und wenden uns nun zu den neuern in Deutschland eingeführten elektrischen Telegraphen.

Dies ist zunächst der

Siemens-Halske'sche Zeigertelegraph.

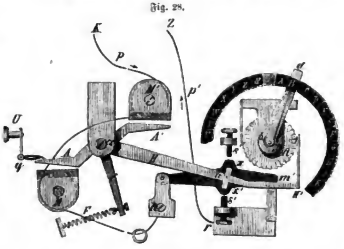
Dieser von Siemens und Halske in Berlin erfundene elektromagnetische Telegraph ist in seiner Art ein wahres Meisterstück genialer Auffassung und sinnreicher Ausführung.

Fig. 28 zeigt das Wesentlichste dieses Telegraphen. Eine vollständige Zusammensetzung des ganzen Apparats zeigt dann die folgende Fig. 29.

M und M' sind die beiden Schenkel des Elektromagneten, bestehend aus zwei Eisenkernen, von denen man aber nur den obern Theil sieht, da dieselben senkrecht auf einer darunter befindlichen Platte befestigt sind. Das untere Ende der beiden Schenkel ist durch ein eisernes Querstück verbunden. Oben sind die beiden Pole mit eisernen sogen. Schuhen versehen, gegen welche der um den Punkt a drehbare Anker AA' angezogen wird. In dem Punkte a ist sowohl der rechts zeigende Arm HH', als der kürzere abwärts gehende Arm af mit dem Anker verbunden. Von dem Ende H' des längern Armes HH' geht ein Haken aus, der oben in ein gezahntes Rädchen R eingreift.

Sobald nun der Elektromagnet durch einen durch p eingeleiteten galvanischen Strom magnetisch wird, wird der Anker AA' angezogen. Dabei hebt sich der in H' befestigte Haken und schiebt sich auf dem Zahnrädchen R um einen Zahn vorwärts. Wird der Strom unterbrochen, so wird, vermöge des von der Stahlfeder F ausgeübten Zuges, der Arm af nach links und der Anker von dem Elektromagneten abgezogen. Alsdann aber geht der Punkt H' des

Fig. 28.



längern Armes HH' abwärts und es wird das Rädchen R in der Richtung des Zeigers einer Uhr, also nach rechts gedreht. Dabei bewegt sich in gleicher Richtung ein Zeiger bB und weist auf einer Art Zifferblatt auf einen anzugebenden Buchstaben oder auf eine Ziffer.

Ein links bei s eingreifender sogen. Sperr-

Digitized by Google

haken verhindert, daß das Rädchen R sich rückwärts drehe.

Das Telegraphiren wird nun auf folgende Weise ausgeführt:

Der eingetheilte Kreis oder das Zifferblatt enthält, wie beim Wheatstone'schen Zeigertelegraphen, die Buchstaben des Alphabets, sowie die nöthigsten Ziffern. Oft gebrauchte Buchstaben kommen wohl auch mehrmals vor. In der Ruhelage steht der Zeiger senkrecht aufwärts vor dem Buchstaben A. Beim Telegraphiren wird nun jedes einzelne Wort buchstabirt; d. h. soll z. B. das Wort „Heer" telegraphirt werden, so geht der Zeiger bis zum Buchstaben H; hier hält er einen Augenblick inne, geht dann auf dem ganzen Zifferblatt herum bis E; nach einem kurzen Stillstande bewegt sich derselbe wieder über die ganze Peripherie bis wieder zu E und dann bis R. Der Zeiger signalisirt also nacheinander H, E, E, R, d. i. = „Heer".

Da bei einem jedesmaligen Unterbrechen des den Elektromagneten MM' umkreisenden galvanischen Stromes das Rad R um einen Zahn vorrückt, so geht hiebei auch der Zeiger bB jedesmal um einen Buchstaben voran.

Sehr sinnreich ist nun, wie das Herstellen und Unterbrechen des Stromes durch den Apparat selbst bewirkt wird.

Hiezu dient der Theil, der durch mm' dargestellt ist. Es ist dies ein leichter kupferner Arm, das sogen. Schiffchen oder die Brücke. Das Schiffchen mm' ruht in m' leicht auf und ist dort isolirt. In der Mitte hat das Schiffchen und zwar an seiner Vorder- und Rückseite bei x und x' zwei vorspringende Metallansätze oder Backen (die folgende Fig. 29 zeigt dieses deutlicher), gegen welche ein an dem Arme HH' befestigtes, quergestelltes und nichtleitendes Stäbchen n beim Heben oder Senken des Armes HH' anstößt. Bei dem Heben oder Senken des genannten Armes hebt und senkt sich auch das Schiffchen mm'. Damit diese Bewegung aber nur innerhalb bestimmter Grenzen nach jeder Seite erfolgen kann, dienen die Schrauben s und s', gegen welche die Ansätze x und x' bei eintretender Bewegung des Schiffchens anstoßen.

Nach irgend einer Unterbrechung des galvanischen Stromes steht nun wegen der Wirkung der Feder F das Schiffchen mittelst des Ansatzes x' mit der Schraube s' in Berührung. Ist nun K der Kupfer- und Z der Zinkpol einer Batterie, so wird im genannten Falle die galvanische Kette geschlossen. Denn es geht der Strom alsdann vom Kupfer K durch den Draht p nach dem Elektromagneten M'M, von da durch den untern Draht nach dem Metallstücke R' und von hier durch das Schiffchen nach x', s' und dann durch den Draht p' nach dem Zinkpole Z zurück.

Sobald aber der elektrische Strom cirkulirt, wird der Anker AA' angezogen. Alsdann geht das rechtsliegende Ende H' des Hebelarmes HH' in die Höhe. Das Querstäbchen n drückt gegen den obern Backen x des Schiffchens und hebt dasselbe. Die Berührung mit s' hört also auf und damit ist der galvanische Strom unterbrochen, denn die Schraube s, gegen welche jetzt das Schiffchen stößt, ist isolirt.

Bei der Unterbrechung des Stromes bewirkt die Feder F aber wieder die Losreißung des Ankers und damit ein Herabziehen des Armes HH', sowie des Schiffchens mm'. x' und s' kommen nun wieder auf's Neue in Berührung und es wiederholt sich Alles wieder, wie oben gesagt wurde.

Es ist nun leicht einzusehen, daß bei der genannten Einrichtung der Arm HH' beständig auf- und abbewegt wird. Da hiebei das Rad R sich immer um einen Zahn vorandewegt, so begreift man eben so leicht, daß der Zeiger sehr rasch nach einander einen Buchstaben nen den andern anzeigt.

Auf die genannte Weise würde aber der Zeiger beständig in Bewegung sein. Es ist darum noch zu erklären, wie man denselben bei einem einzelnen Buchstaben eine kurze Zeit anhält, um damit anzudeuten, welcher Buchstabe telegraphirt werden will. Dieses bewirkt man auf folgende Weise:

Zunächst merke man, daß auf der Abgangsstatieu sich ganz die gleiche Zeichenscheibe befindet, wie auf der Empfangsstation. Im Ruhestande weisen die Zeiger an beiden Stationen auf denselben Punkt, z. B. den Anfangspunkt der Eintheilung oder auch auf einen mit „Ruhe" bezeichneten Ort. Nun befindet sich neben jedem Buchstaben außerhalb der Zeichenscheibe eine Taste, siehe d in der Figur. Unter der Zeichenscheibe ist ein zweiter Zeiger angebracht, der ganz die nämliche Lage wie der obere Zeiger bB hat und der auch ganz die nämliche Bewegung macht, wie dieser, da sie beide auf einer und derselben Are sitzen. Von der genannten Taste geht nun ein Stift nach unten, welcher indessen durch eine Feder in gewisser Höhe gehalten wird. Drückt man aber auf die Taste, so geht der Stift abwärts und hemmt den untern Zeiger, also auch den obern in seinem Lauf.

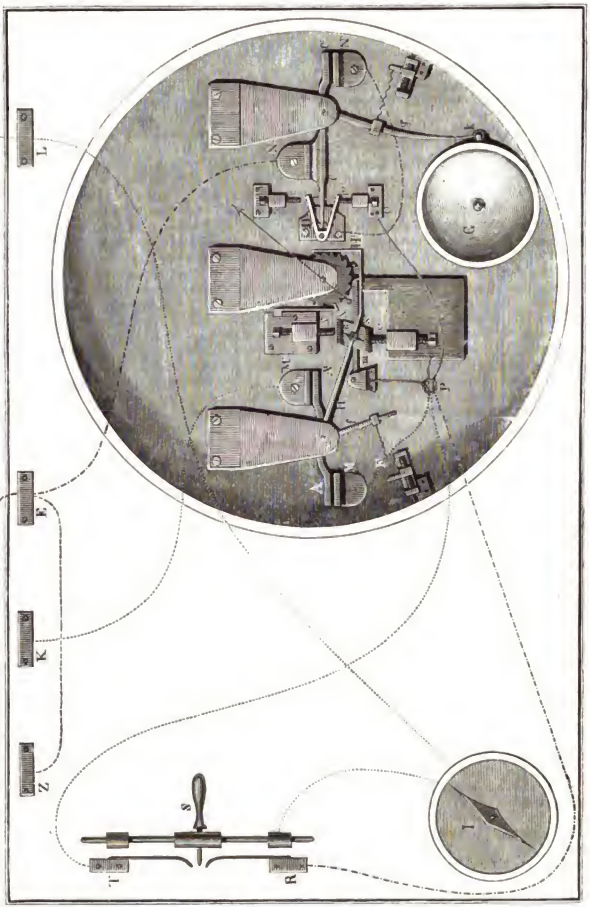
So lange die Taste nach unten gedrückt bleibt, bleiben die Zeiger stehen.

Das Auftreffen des untern Zeigers an dem fraglichen Stift tritt immer in dem Augenblicke ein, wo das Schiffchen mit keiner der Schrauben s und s' in Berührung steht. Der Strom ist also bei x/s' für eine Zeitlang unterbrochen, und da die Fortpflanzung der Elektricität so zu sagen augenblicklich erfolgt, so bleiben auch auf allen folgenden Stationen die dortigen Elektromagnete im Momente unthätig und dabei die Zeiger in Ruhe.

Wird die Taste freigelassen und damit der untere Zeiger losgelöst, so geht das sich selbst regulirende Spiel des Telegraphen wieder von Neuem an, bis wieder ein Ruhepunkt eintreten soll.

Kommt der Fall vor, daß man auf der Empfangsstation während des Telegraphirens irgend eine Frage ꝛc. stellen will, so wird auf dieser Station eine Taste und zwar gewöhnlich die obere, vor A befindliche niedergedrückt. Auf der Abgangs-

Digitized by Google



Digitized by Google

station erkennt man dann sogleich an dem Stillstehen des dortigen Zeigers, daß eine Anfrage ꝛc. gemacht werden will.

Sollte es vorkommen, daß die Zeiger auf den verschiedenen Stationen in Unordnung gerathen, d. h. nicht mehr auf dem gleichen Ort der Zeichenscheiben stehen, so können vermittelst des Drückers oder Knopfes U, der auf einen sogen. Winkelhebel Uq wirkt, der Anker A und der Arm HH′ so hin- und herbewegt werden, daß der Zeiger auf den gehörigen Ort, d. i. auf die Ruhelage hinweist.

Das Ende einer Depesche wird immer durch einen besondern Standort des Zeigers angegeben.

Zum Schlusse der Beschreibung des Siemens-Halske'schen Telegraphen geben wir in Fig. 29 eine Ansicht des ganzen Apparates, in welcher, außer dem schon erklärten eigentlichen zeichengebenden Apparat, noch die verschiedenen andern nöthigen Einrichtungen zu ersehen sind.

Wir erblicken hier auf der runden Grundplatte links den schon in Fig. 28 beschriebenen Elektromagneten MM′ mit Anker und Hebeln, nebst dem Zeiger und allen dort vorkommenden, hier mit gleichen Buchstaben bezeichneten Einrichtungen. Außerdem aber ist rechts noch der Becker oder Alarm, der durch einen besondern Elektromagneten NN′ in Thätigkeit gesetzt wird, angegeben. Zur Linken des eigentlichen Telegraphen sehen wir ein sogen. Galvanometer I, d. i. eine Magnetnadel (vgl. Fig. 21 auf Seite 307), unter welcher der galvanische Strom durchgeleitet wird. Diese Vorrichtung dient dazu, um aus der Ablenkung der Nadel zu erkennen, ob ein elektrischer Strom stattfindet und also die Leitung hergestellt ist. Oberhalb des Galvanometers erblickt man den Schieber S, dessen Zweck ist, die Leitung zu unterbrechen oder herzustellen und damit den Telegraphen in den Ruhestand oder in Thätigkeit zu versetzen.

Der Becker, der das beginnende Telegraphiren anzeigen soll, besteht aus einer Glocke G, die von dem Klöppel k angeschlagen wird. Zu diesem Behufe ist in NN′ ein zweiter Elektromagnet ganz so wie der zum Zeigerapparat gehörige Magnet MM′ angebracht. Der Elektromagnet NN′ zieht, wenn er von einem elektrischen Strom umkreist wird, den Anker CC′ an. Ist der Strom aber unterbrochen, so wird der Anker durch eine Feder abgezogen, welche auf den mit demselben verbundenen Arm g einwirkt. Eine unten an dieser Feder befestigte Kugel k dient als Klöppel. Beim An- und Abziehen des Ankers CC′ schlägt dieser Klöppel an die Glocke G und bringt dieselbe zum Tönen.

Aehnlich wie beim Zeigerapparat wirkt nun eine besondere Vorrichtung so, daß der befolgte Mechanismus den Strom selbst unterbricht und wieder herstellt. Dadurch erreicht man, daß an der Empfangsstation der Becker fortwährend in Thätigkeit bleibt, bis daselbst der Zeigerapparat in die Leitung eingeschoben ist.

Diese Selbstregulirung des Beckers geschieht auf folgende Weise:

Die Drahtleitung vom Elektromagneten NN′ geht von N′ an eine Metallplatte D. Auf dieser ist eine metallene Gabel, die um einen links angebrachten Zapfen drehbar ist, befestigt. Zwischen die Gabel greift der Arm l, der eine Verlängerung des Ankers CC′ bildet. Das eingreifende Ende dieses Armes steht aber durch Elfenbeinspitzen mit der Gabel in Berührung, damit keine Elektricität auf den Anker übergehen kann. Ober- und unterhalb der Gabel sind zwei Schrauben r und r′, welche die Bewegung der Gabel begrenzen. Von der untern dieser Schraube, nämlich r′, geht ein Leitungsdraht OPR bei P durch eine Oeffnung der Bodenplatte.

Im Ruhestande berührt nun die Gabel die untere Schraube r′. Sobald aber ein elektrischer Strom entsteht und um den Elektromagneten NN′ geht, wird der Anker CC′ angezogen. Alsdann wird durch den vom Anker ausgehenden Arm die Gabel gehoben, und es ist also, wenn diese die Schraube r′ verläßt, der Strom unterbrochen. In diesem Falle zieht die Feder unten rechts den Arm g zurück; die Gabel kommt wieder in ihre frühere Lage, d. h. mit der Schraube r′ in Berührung und der Strom kreist von Neuem. Bei der fortwährenden hin- und hergehenden Bewegung des Armes g schlägt der Klöppel an die Glocke.

Um aber den ganzen Vorgang beim Telegraphiren einzusehen, bemerken wir wiederholt, daß auf der Abgangs- und Empfangsstation ganz die gleichen Apparate sich befinden, wie Fig. 30 I und II übersichtlich zeigen; nur findet der Unterschied statt, daß die Polverbindungen der Batterien an beiden Stationen verschieden sind. Es ist z. B. hier auf der Station I der positive oder Kupferpol, auf der Station II aber der negative oder Zinkpol der dortigen Batterie mit dem Elektromagneten verbunden.

Es bedeutet nun in Fig. 30 (I) K den Kupfer- und Z den Zinkpol der Batterie. In E findet die Verbindung des nach der Erde gehenden Drahtes statt; von L aus geht der gewöhnliche Leitungsdraht nach der andern Station. K′, Z′, E′, L′ ꝛc. in Fig. II haben die nämliche Bedeutung, wie K, Z, E, L u. s. w. in Fig. I. — Eine metallene Hülse S, die auf einem Metallstabe verschiebbar ist und darum der Schieber heißt, steht nun, wenn nicht telegraphirt wird, so, daß er mit seinem links vorragenden Ansatze die unten mit R (Ruhe) bezeichnete Metallfeder berührt. Es ist alsdann, wie man leicht sieht, bei T und T′ der Strom unterbrochen, oder der Apparat ist in seinem Ruhestande. Will man nun auf der Station I nach II telegraphiren, so wird in I der Schieber aufwärts geschoben, wobei dann, wie die Figur zeigt, S mit T in leitende Verbindung kommt. Dabei ist in II der Schieber S′ noch in Berührung mit R′.

Nun geht der galvanische Strom, wie die Pfeile angeben, von dem Kupferpol K der Batterie B in I nach dem Elektromagneten MM′, von da nach dem Schiffchen mm′ und der Schraube s′ und dann (durch die Oeffnung P der Platte Fig. 29) nach

Digitized by Google

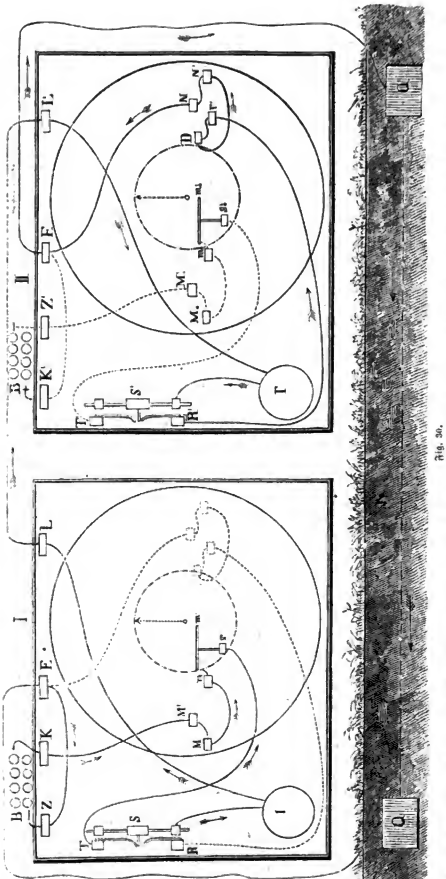


Fig. 30.

T, zum Schieber S und unter dem Galvanometer J hindurch nach L. Von hier aus gelangt der Strom durch den oberirdisch angebrachten oder auch in die Erde gelegten Leitungsdraht nach der Station II und zwar nach L', J', S', R', durch die Schraube r' und die Platte D' nach dem Elektromagneten NN' und dann nach E', von hier durch den Draht nach der Erdplatte Q', durch die Erde zurück nach der Platte Q auf der Station I, und von dort endlich nach der Schraube E und dann an den Zinkpol Z in I.

Es ist also eine geschlossene Kette da vom Kupfer + K in I über MM', mm', s', T, S, J, L, durch die Drahtleitung nach L', J', S', R', r', D'' N'N, E', Q', Erde, Q, E, Zink — in I.

Hiebei wird nun, wie man durch Vergleichung mit Fig. 29 sieht, der Zeigerapparat in I und der Wecker in II in Thätigkeit gesetzt.

Nun bewirkt eine ganz sinnreiche Einrichtung, daß blos der Weckerapparat auf der Station II arbeitet, ohne daß der Zeigerapparat in I in Thätigkeit gelangen kann. Es ist nämlich die in Fig. 29 sichtbare Feder des Weckermagneten viel schwächer angespannt, als die Feder des Zeigermagneten. Es vermag also der Weckermagnet NN' seinen Anker schneller anzuziehen als der Magnet MM' den seinigen. Wir wissen aber, daß sobald der Weckermagnet seinen Anker anzieht, der Strom durch den Arm l und durch die Gabelvorrichtung (Fig. 29) sogleich wieder unterbrochen wird. Hiebei ertönt der Wecker in II, ohne daß, wegen der schnellen Stromunterbrechung, der Zeigerapparat in I zur Wirksamkeit gelangt, da dort die elektrische Strömung zu kurz ist, als daß der Magnet MM' einen Anker anzuziehen vermöchte.

Digitized by Google

Auf diese Weise wird der Telegraphist in II aufmerksam gemacht. Derselbe stellt alsdann den Schieber S' seines Apparates auf T'. In diesem Falle sind die beiderseitigen Zeigerapparate auch dem Einflusse beider Batterien ausgesetzt, und da die Anker, beziehungsweise die beiden zugehörigen Federn der beiden Zeigerapparate gleich stark gespannt sind, so werden solche auch zu gleicher Zeit von dem verstärkten Strom angezogen und losgelassen.

Der elektrische Strom geht nun — wenn man sich vorstellt, daß in Fig. 30 II S' auf T' geschoben ist — von der Batterie B in I über K nach MM', mm', s', T, S, J, L, Leitungsdraht nach L' in II, J', S' und von da an jetzt aber, der punktirten Linie folgend, über T', s_0', $m_0 m_0$', $M_0 M_0$', Z', Batterie B', K', E'*), Q' und die Erde zurück nach Q, E, Z — in I.

Die beiden Zeigerapparate arbeiten nun gleichmäßig in der früher beschriebenen Weise.

Nach Beendigung der Depesche, die, wie schon gesagt wurde, durch ein Zeichen angegeben wird, stellen beide Stationen ihre Schieber S und S' wieder auf R und R' (Ruhe).

Sicherlich ist die Construktion des beschriebenen Zeigertelegraphen eine äußerst sinnreiche, ja in der That geniale. Dennoch wurde derselbe durch den Drucktelegraphen mehr und mehr verdrängt.

Der Grund ist einmal der, daß die Zeigertelegraphen in ihrer Construktion sehr complicirt sind. Sodann sind beim Telegraphiren vermittelst derselben leicht Störungen möglich, und endlich arbeiten die genannten Telegraphen viel langsamer, als die Drucktelegraphen, da, um einen Buchstaben anzugeben, der Zeiger jedesmal seinen Umlauf auf der Zeichenscheibe machen muß. Auch werden die gegebenen Zeichen nicht fixirt, wie es bei dem Drucktelegraphen der Fall ist, und ist also dort viel eher ein Mißverständniß denkbar.

*) Die Leitung über NN' ist nun bei R' durch den Schieber S, unterbrochen.

Der nun fast allgemein eingeführte Telegraph ist der

Morse'sche Drucktelegraph.

Man versteht unter einem Drucktelegraphen einen solchen telegraphischen Apparat, der bei seiner Thätigkeit sichtbare und bleibende Zeichen auf einem Papierstreifen angiebt, so daß die mitgetheilte Depesche ꝛc. wie eine Druckschrift gelesen werden kann.

Den ersten Drucktelegraphen construirte Steinheil in München und brachte denselben auch in der früher besprochenen Weise zur Anwendung. Steinheil ist somit der Erfinder des Drucktelegraphen, wie ihm überhaupt wohl der größte Antheil an der Ehre der Erfindung und Vereinfachung der Telegraphie gehört.

Doch gebührt auf der andern Seite dem Nordamerikaner Morse die Anerkennung, nicht nur selbst auch zu den Ersten zu gehören, die sich um die elektrische Telegraphie verdient machten, sondern insbesondere noch einen Drucktelegraphen erfunden zu haben, der, was Einfachheit und leichte Handhabung anbelangt, bis jetzt von keinem andern telegraphischen Apparat erreicht wurde.

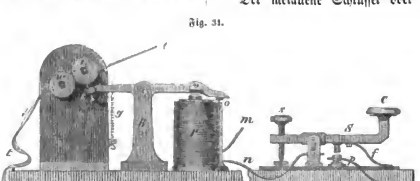
In Folge dieses Umstandes, und da die Raschheit der Mittheilung durch keinen der bisherigen Telegraphen in gleichem Verhältniß möglich ist, hat auch der Morse'sche Telegraph, der durch Steinheil, Siemens, Halske, Stöhrer in Leipzig u. A. noch vielfach verbessert wurde, überall und namentlich auch im deutsch-österreichischen Telegraphenverein schnell Eingang gefunden.

Fig. 31 stellt den Morse'schen Telegraphen dar.

Das Besondere ist hier einerseits der sogen. Schlüssel S und andererseits der Schreibstift b. In P ist der Elektromagnet sichtbar, der — ähnlich wie beim Siemens-Halske'schen Telegraphen — aus zwei nebeneinanderstehenden Eisenstäben besteht, die unten durch ein eisernes Querstück verbunden sind.

Der metallene Schlüssel oder Drücker S steht

Fig. 31.



auf dem Messingsäulchen oder Träger A. Eine Feder f, die sich unten gegen ein Elfenbeinplättchen stemmt, verhindert die Berührung des Schlüssels mit dem Metallsäulchen p, in welchem der eine und zwar der positive Poldraht eingeschraubt ist. Dieses Säulchen ist durch die ebengenannte Elfenbeinplatte ebenfalls isolirt. Von dem Träger A aus geht der Leitungsdraht n zum Elektromagneten. Das andere Ende m des Drahtes aber führt zum negativen Pol der Batterie. Dem Elektromagneten P gegenüber befindet sich der um den Ständer B drehbare Hebel bv, an welchem in v der Anker angebracht ist. In

Digitized by Google

b ist ein Stahlstift, der, wenn der Apparat arbeitet, gegen einen etwa einen Zoll breiten Papierstreifen andrückt. Dieser Papierstreifen läuft zwischen zwei Rollen ww, welche bloß soweit von einander abstehen, daß die Dicke des Papierstreifens noch Raum findet, und die durch ein Räderwerk, in umgekehrte Drehung versetzt werden. Gewöhnlich wird durch das Triebwerk nur die untere Rolle unmittelbar bewegt, während die obere durch Federn gegen die untere Rolle gedrückt wird und durch die entstehende Reibung den dazwischen liegenden Papierstreifen mitnimmt. In der obern Rolle befindet sich, gerade dem Schreibstifte b gegenüber, eine Rinne, in welche durch den angedrückten Stift das Papier gepreßt wird.

Im Ruhestande, in dem der Schlüssel nun steht, ist bei p der dort eingeführte elektrische Strom unterbrochen. Drückt man aber am Handgriffe C den Schlüssel S abwärts, so kommt derselbe vermittelst eines Vorsprunges mit dem Säulchen p in Berührung. In diesem Falle ist die galvanische Kette geschlossen, und es geht der vom positiven Pol kommende Strom durch p in den Schlüssel S, von dessen Träger A durch den Draht n an den Elektromagneten und durch den Draht m zurück an den negativen Pol.

Der Anker v wird nun abwärts gezogen und der Stift b dabei gegen den Papierstreifen t angedrückt.

Drückt man den Schlüssel S längere Zeit abwärts, so bleibt der Anker v auch längere Zeit angezogen und der Schreibstift b stemmt sich unterdessen gegen den sich abrollenden Papierstreifen. Wird aber der Schlüssel nur einen Augenblick abwärts gedrückt, so bleibt der Anker auch nur eben so kurze Zeit mit dem Magneten, also andrerseits der Stift mit dem Papier in Berührung.

Im ersteren Falle verursacht der Stift b in dem Papierstreifen einen Strich, im letzteren nur einen Punkt. Diese beiden Zeichen aber bilden nach ihren verschiedenen möglichen Combinationen die telegraphische Schrift. So z. B. bedeutet . den Buchstaben e, .. den Buchstaben i, ... den Buchstaben s, — den Buchstaben t, .— den Buchstaben a u. s. w.

Eine vollständige Uebersicht der hiebei vorkommenden Schriftzeichen giebt folgendes Schema:

a. Buchstaben.

.—	—...	—.—.	—— —.	—..	.
a	b	c	ch	d	e
..—.	—.—.	....	..	.———	—.—
f	g	h	i	j	k
.—..	——	—.	—— —.	—.—.	—.—
l	m	n	o	p	q
.—.	...	—	..—	.——	—..—
r	s	t	u	v	w	x
—.——	——..	·.—.—	—— —.	..——
y	z	ae	oe	ue

b. Ziffern.

1)	.————	6)	— ...
2)	..———	7)	———...
3)	...——	8)	————.
4)	....—	9)	—————.
5)	.....	0)	—————

c. Interpunktionszeichen.

.) ..... (Punkt),
;) —.—.—. (Strichpunkt),
,) .—.—.— (Komma),
:) ——... (Doppelpunkt),
?) ..——.. (Fragezeichen),
!) ——..—— (Ausrufungszeichen),
=) —....— (Gleichheitszeichen),
') .————. (Apostroph),
/) ————— (Bruchstrich).

Noch ist zu bemerken, daß die gewundene Stahlfeder g den Hebel bv mit dem Anker abzieht, wenn kein Strom um den Magneten kreist. Ein Schräubchen o hat ferner die Bestimmung, die eigentliche Berührung des Ankers mit dem Magneten zu verhindern. Ohne diese Vorkehrung würde nämlich der Anker zu stark anhaften und derselbe, da immer ein Rest von Magnetismus bleibt, bei der Unterbrechung des Stromes nur schwer oder oft gar nicht losgerissen werden können.

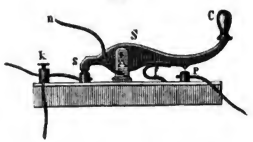
Beim Beginnen des Telegraphirens wird auf der Abgangsstation, wo man sich vorderhand bloß den Schlüssel S denken muß, vom Telegraphisten mehrmals rasch nacheinander auf den Drücker C mit dem Finger geklopft. Dadurch entsteht ein mehrmaliges kurz auf einander folgendes Herstellen und Unterbrechen des galvanischen Stromes und dabei ein ebenso wiederholtes An- und Abziehen des Ankers v des auf der Empfangsstation befindlichen Elektromagneten. Da hiebei der Anker jedesmal auf das Schräubchen o aufschlägt, so entsteht auf der Empfangsstation ein eigenthümliches Klappern oder Hämmern, das den dortigen Telegraphisten aufmerksam macht, in Folge dessen er dann das Räderwerk, welches die Rollen ww in Umdrehung versetzt, auslöst und in Thätigkeit bringt. Am Schlusse der Depesche wird das gleiche Zeichen, wie am Anfange des Telegraphirens, gegeben.

Nach dem Bisherigen wird aber nur klar, wie man z. B. von einer Station I nach II telegraphiren kann. Um umgekehrt auch vermittelst der nämlichen Drahtleitung von II nach I zu telegraphiren, bemerke man, daß der Schlüssel S, dem man nun gewöhnlich die Form Fig. 32 giebt (die vorkommenden Buchstaben haben die gleiche Bedeutung wie in Fig. 31), in seiner Ruhelage bei s in beständiger Berührung mit einem dort befindlichen isolirten Metallsäulchen steht. Von diesem Metallsäulchen s geht eine Drahtverbindung an eine Klemmschraube k, mit welcher sowohl der nach dem negativen Pol der an Ort und Stelle befindlichen Batterie als auch das eine Ende der Drahtwindung des dasigen Elektro-

Digitized by Google

magnets in Verbindung ſteht. Das andere Ende des um den Elektromagneten führenden Drahts aber geht zur Erdplatte.

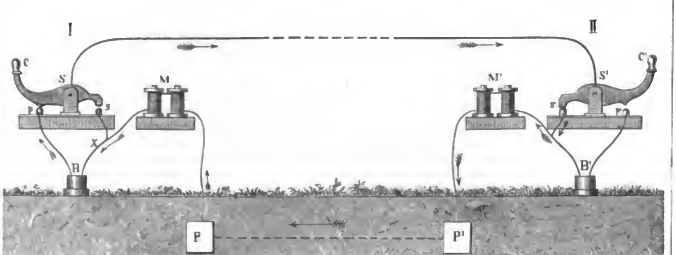
Fig. 32.



Wie man nun vermittelſt dieſer Vorrichtung von Station I nach II und umgekehrt telegraphiren kann, zeigt Fig. 33.

I und II ſind zwei Stationen, die mit Morſe'ſchen Telegraphenapparaten verſehen ſind. Haben beide Schlüſſel S und S' die Ruhelage, wie in II zu ſehen iſt, ſo iſt keine der beiderſeitigen Batterien B und B' in Thätigkeit; denn es fehlt bei den Säulchen p und p' die Verbindung zwiſchen dem poſitiven (+) und negativen (—) Pol. Es arbeitet alſo der Telegraph nicht. Drückt man aber z. B. den Schlüſſel S in Station I abwärts, ſo daß der betreffende Vorſprung, wie die Fig. zeigt, mit dem Säulchen p in Berührung kommt, während der Schlüſſel in II noch in ſeiner Ruhelage iſt, ſo geht von der Batterie B in I der poſitive Strom von x nach p, an den Schlüſſel S und durch die Drahtleitung zur Station II. Dort gelangt der Strom zu dem Schlüſſel S', und weil daſelbſt die Berührung in s' ſtattfindet, von da nach dem Elektromagneten M' und nach deſſen Umkreiſung zur Erd-

Fig. 33.



platte P', dann zurück durch die Erde nach der Platte P, um den Elektromagneten M in Station I und durch den Draht x zum negativen (—) Pol der Batterie B auf der Abgangsſtation I.

Hiebei werden, wie man ſieht, beide Elektromagnete in I und II umkreiſt. In I wird das Räderwerk aber nicht ausgelöst, hingegen wird auf der Station II auf das gegebene Alarmzeichen das betreffende Triebwerk in Thätigkeit geſetzt; der dort befindliche Papierſtreifen rollt ſich ab und empfängt die mitgetheilte Depeſche.

Im umgekehrten Fall, wenn der Schlüſſel in II durch den Drücker C' abwärts gedrückt würde, während S in I in der Ruhelage wäre, gienge der von B' austretende Strom nach p', zum Schlüſſel S', durch die Leitung nach S und von da nach dem Magneten M, dann nach P und durch die Erde nach P' und dem Elektromagneten M' und endlich zurück nach dem negativen Pol in II. Alsdann würde auf Station I bei ausgelöstem Räderwerke der Schreibapparat ſeine Funktion verrichten und die von II kommenden Mittheilungen aufzeichnen.

Hiemit hätten wir, wie wir denken, ein ziemlich umfaſſendes Bild der jetzigen Art und Weiſe des Telegraphirens gegeben. Um uns den Vorgang noch einmal klar vor Augen zu ſtellen, bemerke man, daß ſowohl bei dem letzten, d. i. dem Drucktelegraphen, als den vorangegangenen Nadel- und Zeigertelegraphen, immer an dem Orte, von dem aus eine Depeſche abgehen ſoll, der galvaniſche Strom vom poſitiven (Kupfer-, Platina- oder Kohlen-) Pol der Batterie ausgeht und durch die Drahtleitung nach der andern Station, wohin telegraphirt werden will, zu dem dortigen zeichengebenden Apparate geleitet wird und dann von dort urſprünglich durch eine zweite Drahtleitung, jetzt aber durch die Erde wieder zurück zum negativen (Zink-) Pol der Batterie auf der Abgangsſtation gelangt. Auf der wechſelnden Herſtellung und Unterbrechung des Stromes aber beruht die Zeichengebung ſelbſt.

Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, einige beſondere Einrichtungen und Erforderniſſe, die zu der jetzigen Art der Telegraphie gehören, zu erklären.

Digitized by Google

Vorher sollen aber doch noch die Namen aller Derer angeführt werden, die sich, außer den zum Theil schon wiederholt Genannten, um die Ausbildung und Vervollkommnung der elektrischen Telegraphie noch verdient machten; sowie wir auch noch mit wenigen Worten der allerneuesten Fortschritte gedenken wollen, die im Gebiete der elektrischen Telegraphie gemacht wurden.

Unter Jenen ist insbesondere, wie schon einmal erwähnt, Stöhrer in Leipzig zu nennen, der für Verbesserung der telegraphischen Apparate Vieles gethan hat; dann Kramer in Nordhausen, Drescher in Kassel, Fardely in Mannheim, Hipp in Reutlingen, Gintl in Wien, der Franzose Breguet, die Engländer Bain, Barlow u. A.

Von der neuesten Fortbildung der elektrischen Telegraphie sind zu erwähnen: die elektro-chemischen Telegraphen von Bain, Bakwell, Stöhrer, Gintl u. A.

Die charakteristische Wirkung dieser Telegraphie ist die, daß auf einem mit einer besondern Substanz getränkten Papier durch die, vermittelst des durchgeleiteten elektrischen Stromes bewirkte Zersetzung dieser Substanz gewisse farbige Stellen erzeugt werden.

Solche Substanzen sind z. B. sogen. blausaures Eisenkali und Jodkalium mit Stärke. In beiden Fällen, wenn nämlich das Papier mit dem einen oder dem andern Körper behandelt wurde, findet durch Einwirkung des elektrischen Stromes eine tiefblaue Färbung der vom Strome getroffenen Stelle statt. Im ersteren Fall wird nämlich Berlinerblau ausgeschieden, im letztern aber entsteht durch Einwirkung des frei gewordenen Jods auf die Stärke die, überall bei der Verbindung dieser beiden Stoffe vorkommende charakteristische Färbung.

Denkt man sich nun im einfachsten Falle, ein mit der elektrischen Leitung verbundener, dem Morse'schen ähnlicher, metallener Schreibstift sei in beständiger Berührung mit einem Papierstreifen, der in einer der genannten Lösungen getränkt wurde. Stellt man sich ferner vor, der Papierstreifen gehe über eine metallene, also leitende Walze, die selber wieder sich in der Leitung befindet, so wird dann, wenn ein elektrischer Strom von dem Schreibstift durch das feuchte, somit leitend gemachte Papier zu der Walze ꝛc. übergeht, die eben ausgesprochene Ausscheidung und damit die blaue Färbung derjenigen Stelle vor sich gehen, die vom Stifte berührt wurde. Ist der Drücker oder Schlüssel (Fig. 32) nur einen Augenblick abwärts gedrückt, der Strom also nur auf eine eben so kurze Zeit geschlossen, so entsteht ein farbiger Punkt; ist aber die Berührung, also auch der Strom von längerer Dauer, so erfolgt hieraus eine gefärbte Linie.

Auf diese Weise würde man die nämlichen Zeichen, wie beim Morse'schen Telegraphen erhalten, nur wären dieselben gefärbt.

Bain's elektrochemischer Copiertelegraph dient dazu, mit gewöhnlicher Schrift geschriebene Depeschen, selbst Zeichnungen ꝛc. auf eine andere Station auf telegraphischem Wege überzutragen.

Die betreffende Einrichtung ist folgende:

Auf jeder Station befinden sich zwei genau gleich große metallene Walzen, welche durch Räderwerke eine vollkommen gleiche Drehung erhalten. Auf jeder Walze liegt ein Metallstift leicht drückend an. Dieser Stift, an welchen die Telegraphenleitung geht, rückt während der Drehung der Walzen langsam seitwärts und beschreibt auf diese Weise auf dem über die Walze gehenden Papier eine eng anliegende Schraubenlinie. Auf der Abgangsstation wird nun die betreffende Walze, auf welcher der leitende Stift anliegt, mit Zinnfolie oder Goldpapier, überhaupt mit einem leitenden Papier umwickelt, auf welches die Depesche mit Harzfirniß, d. i. einem nicht leitenden Stoffe, in gewöhnlicher Schrift geschrieben ist.

Läßt man nun den galvanischen Strom von der ersten Station ausgehen und erwägt dabei, daß derselbe durch die Stifte und das umwickelte Papier auf die Walzen an beiden Stationen übergehen muß, so begreift man leicht, daß auf der Abgangsstation allemal dann der Strom unterbrochen ist, wenn der Stift die mit Firniß geschriebene Schrift trifft. In diesem Falle findet auf der Empfangsstation, wegen der Unterbrechung des Stromes, keine Einwirkung auf das getränkte Papier, d. h. keine Färbung statt. Somit wird allemal das Papier auf der Empfangsstation weiß bleiben, wenn auf der Abgangsstation der Stift mit der Schrift der Depesche zusammentrifft, und man erhält auf diese Weise auf der Empfangsstation die Depesche in weißer Schrift auf farbigem Grunde, wie Fig. 34 zeigt. — Es ist klar, daß Zeichnungen, Portraite ꝛc. in ganz gleicher Weise übertragen werden können. Auch begreift man, daß bei den auf die genannte Weise zusammengesetzten elektrochemischen Telegraphen ein Elektromagnet nicht mehr nöthig ist.

Fig. 34.

Die allerneuesten Vervollkommnungen der elektrischen Telegraphie betreffen endlich die besondern Vorrichtungen, um mit dem nämlichen Draht zu gleicher Zeit eine Depesche von A nach B, sowie auch umgekehrt von B nach A abgehen zu lassen. Wir müssen aber bei dem uns vorgesteckten Ziele verzichten, die nähern Angaben über die hieher bezüglichen, äußerst scharfsinnig ausgeführten Combinationen zu machen und wollen nur bemerken, daß das größte Verdienst in dieser Hinsicht dem österreichischen Telegraphendirektor Gintl gebührt.

Endlich zum Schlusse kommend, wollen wir noch der zum Betriebe erforderlichen besonderen Einrichtungen und Verkehrungen erwähnen.

Das Erste, was hier zu bemerken ist, betrifft den Umstand, daß in Fällen, wo eine Depesche an einen sehr entfernten Ort telegraphirt werden soll, die galvanische Batterie der Abgangsstation für sich allein nicht mehr vermag, den zeichengebenden oder

Digitized by Google

Schreibapparat der Empfangsstation in Thätigkeit zu versetzen.

Die Ursache liegt darin, daß in einer sehr langen Drahtleitung der sogen. Leitungswiderstand, der mit der Drahtlänge zunimmt, sehr groß ist. Der elektrische Strom wird darum bei einer bedeutenden Entfernung der Empfangsstation, bis er dort ankommt, so geschwächt, daß er nicht mehr vermag, den daselbst befindlichen Elektromagneten gehörig zu erregen und damit den Schreibapparat in Funktion zu bringen.

Bei dem Siemens-Halske'schen Zeigertelegraphen haben wir gesehen, wie die an der Empfangsstation befindliche Batterie ebenfalls in die Leitung und damit in Thätigkeit kommt. Es ist also dort der zeichengebende Apparat der Einwirkung beider Batterien unterworfen.

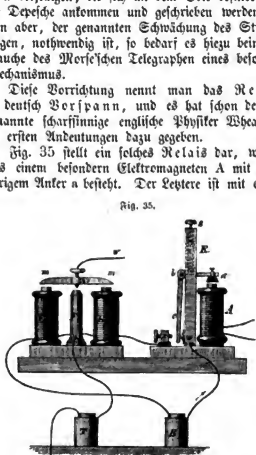
Bei dem Morse'schen Telegraphen ist dies aber, nach der obigen Erklärung, nicht der Fall, sondern es ist, wie wir sehen, nur die Batterie der Abgangsstation wirksam.

Da das Einschieben der sogen. Lokalbatterie, d. i. derjenigen, die sich an dem Orte befindet, wo die Depesche ankommen und geschrieben werden soll, nun aber, der genannten Schwächung des Stromes wegen, nothwendig ist, so bedarf es hiezu beim Gebrauche des Morse'schen Telegraphen eines besondern Mechanismus.

Diese Vorrichtung nennt man das Relais, zu deutsch Vorspann, und es hat schon der ostgenannte scharfsinnige englische Physiker Wheatstone die ersten Andeutungen dazu gegeben.

Fig. 35 stellt ein solches Relais dar, welches aus einem besondern Elektromagneten A mit zugehörigem Anker a besteht. Der Letztere ist mit einem

Fig. 35.



um b drehbaren Winkelhebel abe verbunden. Im Ruhezustande wird vermittelst einer durch das Schräubchen s gespannten Feder der Anker in die Höhe gezogen und steht dann an seinem unteren Ende c mit einem Glaskegel o in Berührung. Mit p ist die von der vorhergehenden Station kommende Telegraphenleitung verbunden, während von q aus die Verbindung mit der Erde stattfindet.

Gelangt nun durch p ein Strom von jener Station an den Magneten A und von da durch q und die Erde wieder zurück, so wird der Anker a angezogen. Dabei dreht sich der Winkelhebel abe so, daß dessen unteres Ende c mit der Schraube x in Berührung kommt. Nun ist aber mit dem metallenen Gestelle Ro unten bei o der eine z. B. der positive Poldraht der sogen. Lokalbatterie B verbunden, während von der Schraube x aus die Drahtverbindung an den zum Schreibapparat gehörigen Elektromagneten EE und von diesem zurück zum andern Pol der Batterie B geht.

Es gelangt also der Strom der Lokalbatterie, der Richtung der Pfeile folgend, nach o, durch das Gestelle Ro, dann durch den Hebelarm be nach x, zum Elektromagneten EE, und von da zurück nach dem negativen Pol der Batterie.

Der von der Abgangsstation kommende Strom, d. i. der von der sogen. Linienbatterie erzeugte hat also nur die Anziehung des sehr leicht beweglichen Ankers a zu bewirken, was einen nur schwachen Strom erfordert. So lange dann dieser Anker von dem Elektromagneten A angezogen ist, bleibt — wie man sieht — die Lokalbatterie B wirksam, da alsdann bei x die galvanische Kette geschlossen ist.

Die Lokalbatterie für sich hat aber nur den an Ort und Stelle befindlichen Elektromagneten EE mit dem Schreibapparat in Thätigkeit zu setzen. Dieselbe kommt also der Linienbatterie zu Hilfe, wird gleichsam „vorgespannt" und daher die Benennung der bezüglichen Verrichtung.

In Fig. 35 sehen wir in F und mm noch eine neue Vorrichtung, deren Bedeutung durch Folgendes klar wird:

Auf größere Entfernungen, z. B. gegen 100 Meilen und mehr, reicht auch die kräftigste Linienbatterie nicht mehr aus, nur das Relais der dortigen Station in Thätigkeit zu setzen, da Leitungswiderstände aller Art den Strom zu sehr schwächen. Früher verfuhr man nun so, daß man nur auf eine Entfernung von etwa 50 bis 70 Meilen direkt telegraphirte und wenn die Nachricht weiter gehen sollte, die Depesche dann an dieser Station in gleicher Weise nach der nächsten telegraphirte.

Da dieses Umtelegraphiren aber viel Zeit in Anspruch nahm und auch andere Unzuträglichkeiten im Gefolge hatte, so suchte man die Telegraphenapparate so einzurichten, daß an den Zwischenstationen eine neue Linienbatterie in Thätigkeit gesetzt wurde, deren Strom, den der ersten Linienbatterie verstärkend, auf das Relais der nächsten oder Empfangsstation einwirken soll. Diese Vorrichtung ist der sogen. Translator oder Uebertrager, der vorzugsweise von Steinheil seine Vervollkommnung erhielt.

Es ist Fig. 35 EE der Elektromagnet des Schreibapparats eines Morse'schen Telegraphen und

Digitized by Google

mm der Anker desselben. In F ist eine metallene Säule, welche, wenn der Anker angezogen ist, von diesem durch eine Spitze z berührt wird. Von der Säule F geht eine Drahtverbindung zu der eingeschalteten neuen Linien- oder der sogen. Translatorbatterie T. Der andere Poldraht u der Batterie ist mit der Erdplatte verbunden. Von dem Anker mm aus geht aber ein Draht w nach dem Relais der nächsten Station und von da in die Erde, so daß der von der Translatorbatterie T kommende Strom wieder zurück nach T gelangen kann. Somit kreist der betreffende Strom nur zwischen der Translatorbatterie und dem Relais der zunächstfolgenden Station.

Bewegt sich nun der Anker mm durch Einwirkung der Lokalbatterie abwärts und es steht die Spitze z mit F in Berührung, so geht der Strom der Batterie T durch F und w nach dem Relais der nächsten Station. Von hier aus kann dann, wenn die Depesche noch weiter gehen soll, durch die gleiche Vorrichtung eine neue Linienbatterie in Thätigkeit gesetzt werden u. s. f.

Bei einem solchen Uebertragen wird an jeder Uebertragungsstation der betreffende Schreibapparat in Funktion gesetzt und es wird daselbst auch, ohne weitern Aufenthalt, die Depesche auf dem sich abrollenden Papierstreifen verzeichnet. Es hat dieses Mittelsen der Depesche auf den Zwischenstationen seine Vortheile, da Irrungen und Störungen dadurch leicht verhütet werden können. Soll aber die Zwischenstation nicht mitlesen, so wird dies von der telegraphirenden Station angezeigt. Die Zwischenstation braucht dann nur einfach das Räderwerk ihres Schreibapparates nicht auszulösen; oft werden aber auch für diesen Fall noch besondere Vorkehrungen getroffen.

Noch muß bemerkt werden, daß auf den Uebergangsstationen der ganze telegraphische Apparat doppelt vorhanden sein muß. Da nämlich durch die Zwischenstationen B und C zwischen zwei entfernten Stationen A und D eine längere Linie AD in kleinere, von einander getrennte Linien AB, BC, CD getheilt wird, so erfordert es in B und C Apparate sowohl für die nach rechts, als auch für die nach links gehende Drahtverbindung.

Von den übrigen zur elektrischen Telegraphie gehörigen Einrichtungen sei noch betreffs der Drahtführung oder Telegraphenleitung bemerkt, daß diese sowohl eine ober- als unterirdische sein kann. Für die Rückführung des Stromes zur arbeitenden Linienbatterie bedarf es — wir wiederholen — keiner Drahtleitung, da die Rückleitung durch den Erdkörper geht.

Bei der oberirdischen Drahtleitung wird bekanntlich der Draht auf hohen, hölzernen Stangen, die 100 bis 200 Fuß weit auseinander stehen, befestigt und zwar so, daß derselbe isolirt, d. h. mit keinem die Elektricität leitenden Körper in Berührung ist. Es sind zu diesem Zwecke auf dem obern Ende der Stangen gläserne oder thönerne, glasirte Glocken fest gemacht. Auf denselben wird in einer angebrachten Rinne der Leitungsdraht eingekittet oder durch einen dünnen Draht festgebunden. Zugleich schützt die Glocke die Stirnseite der Stange vor dem Eindringen des Regenwassers und also vor frühzeitiger Fäulniß.

Um das untere, in die Erde gesteckte Ende der Stange vor Fäulniß zu schützen, verkohlt man sie dort, oder bestreicht sie mit Steinkohlentheer und imprägnirt sie auch wohl, ähnlich wie die Eisenbahnschwellen ꝛc. mit verschiedenen, der Fäulniß widerstehenden Stoffen, z. B. mit Kupfervitriollösung, Quecksilbersublimat ꝛc. Letztere Art der Imprägnirung nennt man Kyanisiren.

Da oberirdische Drahtleitungen der Gefahr des Zerstörens durch muthwillige Hände oder auch durch Witterungseinflüsse (z. B. Sturm, Schnee, Gewitter, Verkürzungen des Drahts bei niedriger Temperatur ꝛc.) ausgesetzt sind, so hat man auch an manchen Orten die Drahtleitung unterirdisch angebracht, indem man den Leitungsdraht in die Erde legte. Die Schwierigkeiten, die hier zu überwinden sind, bestehen aber darin, daß der Draht von der umgebenden Erde schwer zu isoliren und auch vor der Oxydation (Rosten) schwer zu schützen ist. Man erreicht aber beides durch eine Umhüllung des Drahtes mit Guttapercha, einer bekannten, dem Kautschuk ähnlichen, aus dem Safte eines Baumes erhaltenen Substanz, die zu den besten Nichtleitern der Elektricität gehört. Oft wendet man auch andere Umhüllungen, z. B. Asphalt an.

Die unterirdischen Leitungen haben aber wieder so viel Nachtheiliges, namentlich was die schwierige Zugänglichkeit betrifft, daß sie selten mehr angewendet werden.

Die Leitungsdrähte sind von Kupfer oder Eisen; Kupferdraht leitet besser und hält sich in der Luft länger, d. h. er oxydirt weniger. Er ist aber viel theurer als Eisendraht, und dieser ist stärker, erträgt also größere Spannweiten, so daß man nicht so viele Unterstützungsstangen braucht.

Da nun ein Draht um so besser leitet, je größer seine Querschnittsfläche ist, da ferner Eisen eine ungefähr sechsmal schlechtere Leitungsfähigkeit hat, als Kupfer, so folgt hieraus, daß eiserne Leitungsdrähte eine ebensovielmal größere Querschnittsfläche haben, also ungefähr 2½ mal so dick sein müssen, als kupferne Drähte. Auch werden eiserne Leitungsdrähte durch Verzinkung oder einen Firnißüberzug vor dem Rosten geschützt.

Noch sei der unterseeischen Telegraphenleitungen gedacht, die auf ziemlich ausgedehnte Strecken längst mit Erfolg z. B. zwischen Frankreich und England, dann von Sardinien durch's mittelländische Meer nach Algier ꝛc. ausgeführt sind.

Für solche Leitungen verwendet man sogen. Telegraphentaue. Es bestehen diese aus einem oder mehreren kupfernen Leitungsdrähten, die mit Guttapercha umhüllt, sodann mit getheertem Hanf übersponnen und von außen noch mit Eisendraht umwickelt sind.

Digitized by Google

Zum Schluſſe wollen wir noch einer beſondern Art der Elektricitätserregung erwähnen, die man in neuerer Zeit auch ſchon bei telegraphiſchen Apparaten in Anwendung gebracht hat.

Die Erzeugung eines elektriſchen Stromes iſt nämlich noch auf verſchiedene andere Arten möglich, als durch die galvaniſche Batterie. Wird doch durch die verſchiedenſten mechaniſchen und chemiſchen Veränderungen der Körper, durch Einwirkung der Wärme, des Lichts und des Magnetismus Elektricität erregt und ſelbſt durch einen bereits vorhandenen elektriſchen Strom ein neuer Strom (der ſogen. Induktionsſtrom) hervorgerufen. Ja ſelbſt im organiſchen Leben, d. h. im Leben der Pflanzen und Thiere finden elektriſche Strömungen und zwar in ſolcher Allgemeinheit ſtatt, daß die neuern Phyſiologen die geſammte Nerventhätigkeit darauf zurückführen wollen. Von welcher Bedeutung die auf dieſe Weiſe entwickelte Elektricität oft iſt, ſehen wir bei den elektriſchen Fiſchen. Und wie furchtbar großartig iſt erſt in der Art ihrer Erſcheinung und Wirkung die atmoſphäriſche Elektricität, die ſich durch Blitz und Donner zum Grauen nicht bloß der Abergläubiſchen unter den Erdbewohnern äußert!

Was wir hier aber noch anführen wollen, betrifft die Hervorrufung eines ſtarken elektriſchen Stromes durch die elektromagnetiſche Rotationsmaſchine. Die Wirkungsweiſe dieſer Maſchine wird durch Fig. 36 klar gemacht.

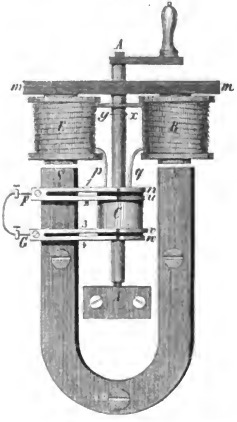
Fig. 36.

Einem kräftig wirkenden Hufeiſenmagnet ab gegenüber befindet ſich, ebenfalls in Form eines Hufeiſens ein Stück weiches Eiſen def, welches wie ein gewöhnlicher Elektromagnet mit einem Leitungsdraht umwickelt iſt.

Iſt nun das Eiſenſtück def ſo angebracht, daß ſeine Endflächen den Endflächen des Magnets ab gerade gegenüber liegen, ſo entſteht ſowohl bei der Annäherung des Magnets, als bei deſſen Entfernung in dem um das genannte Eiſenſtück gewundenen Draht ein elektriſcher Strom. Dieſer Strom kreiſt aber in umgekehrter Richtung, je nachdem die Stirnſeiten a und b des Magnets ſich den Flächen d und f des Eiſenſtückes nähern oder ſich davon entfernen.

Trifft man nun die Einrichtung, daß das Eiſenſtück um eine zwiſchen den Schenkeln des Magnets angebrachte Are AA' (Fig. 37) drehbar iſt, ſo tritt die nämliche Erſcheinung ein, wenn bei der Drehung die Endflächen des Eiſenſtückes ſich den Polen S und N des Magnets nähern oder ſich davon entfernen. Eine in FGC ſichtbare beſondere Vorrichtung, welche zwiſchen die Drahtenden p und

Fig. 37.



q eingeſchoben iſt, bewirkt dann, daß während der Strom ein umgekehrter wird, in der Leitung ſelbſt ein Wechſel ſtattfindet, ſo daß der elektriſche Strom doch immer in gleicher Richtung durch einen angebrachten Leitungsdraht geht.

Mit ſolchen elektromagnetiſchen Rotationsmaſchinen, die namentlich von Stöhrer in Leipzig in großer Vollkommenheit hergeſtellt werden, erzeugt man alle elektriſchen Wirkungen in ſehr kräftigem Maßſtabe. Insbeſondere hat man auch dieſelben ſchon in der Telegraphie ſtatt der galvaniſchen Batterien, deren Unterhaltung koſtſpielig iſt, anzuwenden geſucht. Daß aber die Batterien dennoch im Gebrauche blieben, hat ſeinen Grund weniger in dem hohen Anſchaffungspreiſe der Rotationsmaſchinen, als darin, daß die Art der Ingangſetzung, d. i. die Drehung der Maſchine, der erforderlichen beſtimmten Geſchwindigkeit und Gleichförmigkeit wegen, ziemlich ſchwierig iſt.

Digitized by Google

Columbus im Kerker.

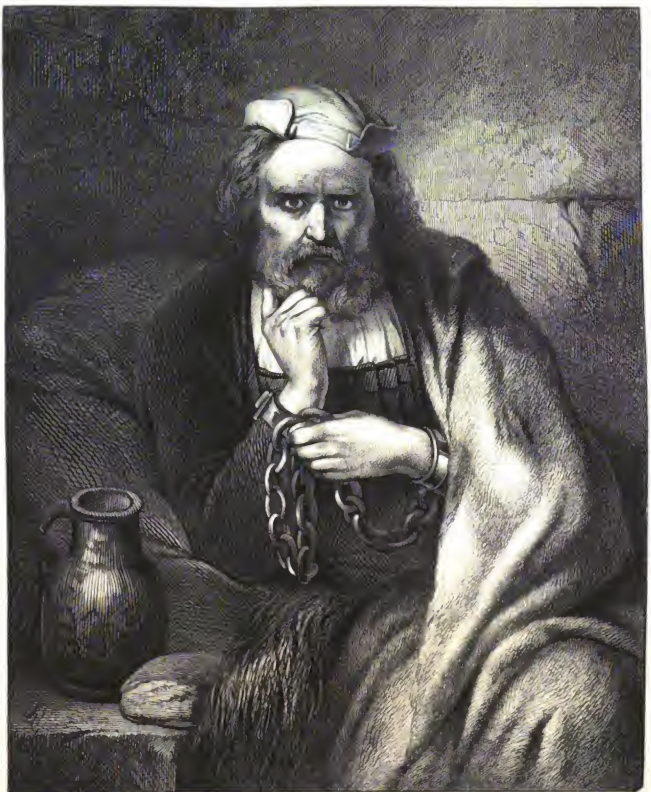
(Mit Abbildung im Tondruck.)

Cristoforo Colombo (span. Colon, lat. Columbus), der berühmte Entdecker der neuen Welt, war der 1434 geborene älteste Sohn eines Tuchwebers zu Genua. Durch seine geographischen, mathematischen und nautischen Kenntnisse wurde er schon früh zu der Vermuthung geleitet, daß über das finstere gefürchtete Westmeer ein neuer Weg nach dem gewürz- und goldreichen Indien zu finden sei und hat, um denselben aufzusuchen, seine Dienste zuerst dem Vaterlande an. Von Genua zurückgewiesen, wendete er sich nach Portugal, als dem Lande aller großen Entdeckungen, fand aber auch hier nicht die gewünschte Unterstützung. Tief betrübt, aber mit ungebeugtem Muthe begab er sich 1484 nach Spanien, um dem königlichen Hofe seine Pläne vorzulegen, hatte aber auch hier das Schicksal aller Menschen, die über ihr Jahrhundert hinausstreben, von seinen Zeitgenossen nicht verstanden zu werden. Sehnsuchtsvoll hoffte Columbo mit jeder Woche, mit jedem Monate auf eine befriedigende Antwort, aber immer umsonst. Endlich nach sieben Jahren vergeblichen Harrens schiffte er sich ein, um seinen Bruder Bartholmäus in England aufzusuchen. Da gelang es nach seinen Freunden, die Königin Isabella, welche seggekrönt von Granada's Mauern heimgekehrt war, zu einer Entschließung zu bewegen. Man schickte ihm ein Boot in die See nach; er kam zurück und ein förmlicher Vergleich, in welchem die Königin von Spanien vierzigtausend Gulden zu dem ganzen Zuge hergab, setzte ein Werk in Bewegung, das dem Reiche Spanien zu der Entdeckung und zum Besitze einer neuen Welt mit ungeheuren Schätzen verhalf. Durch Uebereinkommen vom 19. April 1492 wurde dem unermüdlichen Bittsteller im Falle des Gelingens der erbliche Titel eines spanischen Groß-Admirals und Vicekönigs aller Meere, Länder und Inseln zuerkannt, die er entdecken würde, und dabei bestimmt, daß ihm der zehnte Theil alles Gewinnes aus den entdeckten Ländern gehören sollte. Hierauf segelte Columbo am 3. August des Jahres 1492 mit drei elenden Fahrzeugen aus dem Hafen von Palos und steuerte dem unbekannten Ozeane zu. Unter unsäglichen Beschwerden, bei denen das Leben des Admirals öfters gefährdet war, ertönte nach fast dritthalbmonatlicher Reise der Freudenruf „Land", und am Morgen des 12. Okt. betraten, unter dem Banner der Krone und des Kreuzes, unter dem Schall der Geschütze und Heerpauken, Columbo und seine Gefährten den Boden Guanahani's, welches zur Ehre des rettenden Heilands in St. Salvador umgetauft und für Spanien in Besitz genommen wurde. Auf die Weisung der Eingebornen, daß im Süden ein Goldland liege, steuerte er südwärts und entdeckte mehrere Inseln Westindiens, auch Cuba und Hispaniola (Haity), wo er ein Fort baute und einige seiner Leute zurückließ. Um seine Entdeckung persönlich in Spanien zu verkündigen, trat er jetzt die Rückreise an, auf welcher seine kleine Flotte zerstreut wurde und das Schiff, worauf er sich befand, mit Noth der Wuth des Sturms entging. Endlich langte er glücklich in Lissabon an, wo die Nachricht seiner Entdeckung die Bewunderung der Portugiesen und den Aerger ihres Königs erregten. Am 15. März 1493 lief er in den Hafen von Palos wieder ein und begab sich nach Barcelona, wo sich damals der spanische Hof aufhielt. Der König und die Königin empfingen ihn mit öffentlichen Ehrenbezeugungen, bekräftigten seine Privilegien aufs neue, spendeten Gnade über Gnade, und schmückten sein Wappen, dem sie das von Castilien und Leon hinzufügten, mit den Emblemen seiner Würde und seiner Entdeckungen. Das Dasein eines Westlandes war bewiesen, die Lucayen waren entdeckt und sogar die beiden größten der Antillen aufgefunden. Spanien sah sich im Besitz großer Länder, welche einen Reichthum darboten, der kaum dem von Ostindien nachstand.

Columbo hatte indeß kaum die Betäubung dieser Triumphe und Schmeicheleien überwunden, als sein rastloser Geist schon weiter drängte auf einen zweiten Entdeckungszug. Mit einer Ausrüstung von siebzehn Segeln lichtete er am 25. September 1493 im Hafen von Cadix die Anker. Auf dieser Reise, von welcher er am 11. Juni 1496 zurückkehrte, waren neue Entdeckungen sein Lohn (Jamaica, Portorico), aber erst auf einer dritten, die er am 30. Mai 1498 antrat, sah er das Festland von Amerika, später als Sebastian Cabot und Amerigo Vespucci, welche 1497 von Europa abgelegelt waren. Während dieser beiden Reisen sollte Columbo die Undankbarkeit des spanischen Hofes erfahren. Der günstige Erfolg seiner Unternehmungen brachte eine feindselige Spannung zwischen ihm und der Regierung hervor, die nicht geneigt war, die geleisteten Versprechungen anzuerkennen und einem Einzelnen eine so ausgedehnte Macht zu überlassen; dazu kamen die neidischen Einflüsterungen und Verleumdungen von Seiten vieler Spanier, die mit Columbo und seinen Brüdern Bartholomäo und Diego nach Hispaniola gegangen waren, aber bald sehr verstimmt wurden, als Columbo nicht allen ihren Ansprüchen Genüge leisten konnte und wollte. Im Jahre 1496 erfolgte die erste Zurückberufung des Admirals nach Spanien durch J. Aguado. Zwar reinigte er sich schnell von allen Beschuldigungen, allein der mächtige Rodrigo von Fonseca, einer der einflußreichsten Männer Spaniens und beständig der heftigste Feind der Familie der Columbo's, hinderte die bewilligte Ausrüstung zu einer dritten Reise bis zum Jahr 1498. Inzwischen hatten sich aber die inneren Streitigkeiten in der Kolonie so gehäuft, daß im Jahre 1500 eine zweite, gewaltthätigere Abberufung erfolgte. Die Feinde der Columbo's suchten die Gründer ihres Glücks zu stürzen. Ihre Klagen und Beschuldigungen fanden bei dem mißtrauischen Ferdinand ein nur zu williges Gehör und bestimmten ihn, den Franziscо de Bobadilla, einen rauhen, gewaltthätigen Menschen, als außerordentlichen Oberstthalter nach St. Domingo zu senden, um das Benehmen und die Amtsführung Columbo's zu untersuchen. Bobadilla, der am 24. August 1500 am Ort seiner Bestimmung anlangte, ließ alsbald das königliche Patent verlesen, welches ihn mit dem Gouvernement der Inseln und des Festlandes bekleidete, und trat sogleich als strenger Richter auf. Die Brüder des Admirals, Diego und Bartholomäo, wurden ergriffen, ihrer Güter und Papiere beraubt und an Bord einer Caravele gefangen gesetzt; ja Columbo selbst, als er von Fort Conception nach San Domingo kam, um seine friedlichen Gesinnungen zu bezeugen, wurde in Ketten geworfen und gleich einem Verbrecher nach Spanien zurückgesendet. Aber Columbo benahm sich bei den auf ihn gehäuften Beleidigungen und Kränkungen mit eigenthümlicher Seelengröße: stillschweigend blickte er über den erbärmlichen Agenten und seine ganze kleinliche Tyrannei hinüber nach den Herrschern, die ihn eingesetzt hatten. Ihre Ungerechtigkeit, ihr Undank allein konnten seine Seele verwunden; er beheit die innere Ueberzeugung, daß wenn die Wahrheit an den Tag käme, sie erröthen würden, ihm so großes Unrecht angethan zu haben.

Die Ankunft des Gefangenen in Cadix verursachte fast eben so großes Aufsehen, wie einst der Triumph seiner Rückkehr von der ersten Reise. Allgemein äußerte sich die Stimme des Unwillens in Cadix, in Sevilla und hallte durch ganz Spanien wider. Die Nachricht von der schimpflichen Art, wie man ihn herübergebracht hatte, erreichte den Hof in Granada und füllte die Hallen der Alhambra mit dem

Digitized by Google



Grm. von Wappers. K. A. Kuhn Adr. Stuttgart.

Columbus im Kerker.

Verlag von *Krais & Hoffmann* in Stuttgart.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Gemurmel des Erstaunens. Ein langer Brief Colombo's an Donna Juana de la Torre, eine Dame bei Hofe, welche hoch in Ehren bei der Königin stand, wurde von letzterer gelesen und erregte ihr Gemüth zum Unwillen und Mitleid. Ferdinand selber, wie er auch insgeheim gegen Colombo eingenommen sein mochte, sprach, vereint mit der edlen Königin, seinen Tadel über die Behandlung des Admirals aus, und beide Herrscher bereiteten sich, der Welt zu beweisen, daß die Gefangennehmung desselben ohne ihren Auftrag geschehen und ihren Absichten ganz entgegen gewesen sei. Sie sandten den Befehl nach Cadix, daß die Gefangenen sogleich auf freien Fuß gesetzt und mit aller Rücksicht behandelt werden sollten, schrieben einen Brief an Colombo in Ausdrücken des Dankes und Wohlwollens, worin sie ihm ihren Schmerz über alles Vorgefallene bezeugten und ihn an den Hof einluden, und wiesen ihm zu gleicher Zeit zweitausend Dukaten zur Bestreitung seiner Ausgaben an. — Das treue Gemüth Colombo's wurde durch diese Erklärung seiner Gebieter mit neuer Hoffnung belebt; seiner Rechtlichkeit sich bewußt, erwartete er sogleich Wiedereinsetzung in alle seine Rechte und Würden. Sein Erscheinen am Hofe zu Granada, am 17. Dezember, war nicht wie das eines in Ungnade gefallenen Mannes, er wurde von den Souverainen mit ungewöhnlicher Gunst und Auszeichnung empfangen. Als die Königin den ehrwürdigen Mann näher treten sah und an alles gedachte, was er errungen, was er erlitten hatte, ward sie zu Thränen bewegt. Colombo, der sich in den harten Kämpfen mit der Welt standhaft bewiesen, der mit stolzer Verachtung die Beleidigungen und Schmähungen unwürdiger Menschen ertragen, konnte den Thränen in dem liebreichen Auge Isabellens nicht widerstehen; das lange unterdrückte Gefühl machte sich gewaltsam Bahn: er warf sich auf die Kniee und vermochte lange Zeit vor heftigem Weinen und Schluchzen kein Wort hervorzubringen.

Ferdinand und Isabella hoben ihn von der Erde auf und bemühten sich, ihn durch die huldvollsten Worte zu ermuthigen. Es bedurfte keiner Rechtfertigung von seiner Seite; die Leidenschaftlichkeit seiner Feinde war sein bester Anwalt. Er stand vor seinen Souverainen als ein tiefgekränkter Mann, und es war an ihnen, sich vor der Welt von den Flecken des Undanks gegen ihren treuesten Unterthanen zu reinigen. Auch erhielt er widerholte Versicherungen, daß seinen Beschwerden abgeholfen, sein Eigenthum ihm zurückgegeben werden solle, aber seine Hoffnung, in seine Würden wieder eingesetzt zu werden und im Triumph nach San Domingo zurückkehren zu können, erwies sich als eine Täuschung, welche den Rest seiner Tage mit Düsterheit und Trauer umwölkte. Zwar unternahm er noch eine vierte Reise nach seiner neuen Welt (vom 9. Mai 1502 bis 7. Nov. 1503), auf welcher er Martinique und jenen Theil der Küste am Meerbusen von Mexiko entdeckte, welcher zwischen Truxillo und dem Golf von Darien liegt, aber neue Widerwärtigkeiten, neue Untreue und körperliche Leiden zwangen ihn nach Spanien zurückzukehren, wo abermals Kämpfe und Sorgen seiner warteten und er sich umsonst bemühte, seine Rechte und Ehren wieder zu erlangen. Das Ableben Isabellens (26. Nov. 1504) war ein Todesstreich für das Glück Colombo's; an dem kalten Undank des egoistischen Ferdinand vergrämte sich das Herz des Helden und er starb am 20. Mai 1506 zu Valladolid. Auf dem Sterbelager hatte er noch befohlen, daß man die Ketten, womit ihn Verkennung und Neid einst gefesselt, und die er seit jener Katastrophe stets bei sich geführt, mit in seinen Sarg lege. Sein Leichnam ward, seinem Willen gemäß, nach San Domingo geführt, später von da nach Cuba gebracht. Das einzige Monument in Spanien bewahrt ihm die Karthäuserkirche zu Sevilla, ein größeres, unvergängliches hat sich sein Geist in den ewigen Lichträumen der Wissenschaft errichtet.

2.

Berliner Kinder.

Erzählung von **Fanny Lewald.**

(Fortsetzung von S. 314.)

10. Kapitel.

Meistner Brückner hatte darauf bestanden, daß Hermann am Montag auf die Wanderschaft gehen sollte, denn er wolle sich, sagte er, mit seiner Begleitung wieder einmal nach langer Zeit ein Extravergnügen, einen richtigen blauen Montag machen, damit die arme Seele dann wieder Ruhe und Lust zur Arbeit habe. Der Meister war immer der Meinung, daß man die Woche über weit besser still sitze, wenn man am Montag Kopf und Beinen etwas Ordentliches zugemuthet habe.

Um Mittag stand Hermann fix und fertig. Da er etwas auf sich hielt, hatte er sich gut ausstaffirt für seine Reise. Er wollte, wo er immer hinkam, zeigen, daß er guter Leute Kind und ein Mensch sei, der Etwas vor sich gebracht habe. Er hatte einen guten Sommerrock an, eine hübsch ausgenähte Blouse darüber. An dem schönen Leibriem hing ihm die lederne Feldflasche, das leichte Tuch unter dem zurückgeschlagenen Hemdekragen, der graue Filzhut waren neu gekauft. Neu gekauft war auch das lederne Ränzel, in dem er seinen Sonntagsanzug, die schwarze Hose, den schwarzen Frack und die Reservestiefel nebst seiner Wäsche und seinen Bürsten trug, und er legte sein Gepäck bei Seite, als er zum letzten Male an seines einstigen Lehrherrn Tisch ging.

Der Meister und die Meisterin saßen in der Mitte wie sonst, der Werkführer hatte seinen Platz neben dem Meister, Lisette den ihren neben der Großmutter, so war es immer gewesen, so war's auch heute. Das gewohnte Montagsgericht stand auf dem Tische, es hatte Hermann immer gut geschmeckt, nur heute wollte es ihm nicht munden. Er konnte es gar nicht hinunterbringen, er hatte keinen Hunger und auch Lisette mußte heute den gewohnten Appetit nicht mit zu Tische gebracht haben, denn sie berührte die gebotene Speise kaum und die Meisterin, die sonst immer mit ihr beschäftigt war und auf Alles Obacht gab, was sie that und machte, schien es heute gar nicht zu bemerken, wie still und wie verändert ihr Großkind sich betrug.

Es war Hermann ordentlich wohl, als man vom Tische aufstand und er Lisette nicht mehr anzusehen brauchte. Sie sah blaß aus, als wenn sie krank werden müßte, den Mund hatte sie ganz fest zusammengezogen, ihre Augen waren so groß und mit den großen Augen sah sie ihn immer an, als hätte sie ihn noch nie zuvor gesehen, oder als hätte sie ihn Etwas zu fragen.

Um ein Uhr sollte er vor seines Vaters Thüre sein, da wollten die Andern ihn abzuholen kommen. Um drei Viertel ging er hinaus in die Galerie, wo sein Ränzel und sein Hut auf den alten Gypssteinen lag. Er hob das Ränzel auf die Schulter, es kam ihm mit einem Male so schwer vor, daß es ihm die Brust be-

Digitized by Google

drückte, als er's sich zurecht rücken wollte, und er hatte doch sonst nie das Geringste auf der Brust gespürt. Er rückte an dem Ränzel hin und her, endlich faß es fest. Er nahm darauf den Stock mit der eisenbeschlagenen Spitze und den Hut in die Hand und trat vor den Meister hin, gab ihm die Hand und dankte ihm für all' das Gute, das er von ihm genossen hatte, und dankte auch der Meisterin; und er sprach das Alles sehr fest aus, denn er war ein Mann und wollte doch nicht weinen, wenn schon es ihn gewaltig im Halse schnürte. Der Meister schüttelte ihm die Hand und klopfte ihm auf die Schulter.

„Halte Dich brav und laß von Dir hören!" sagte er. „Du hast hier Deine Schuldigkeit gethan. Schreib bald einmal und wegen der Eltern mache Dir keine Sorgen, wir werden nach ihnen sehen, und nun mach' daß Du fortkommst!" — Frau Wernerin gab ihm auch die Hand, aber sie sagte nicht, daß er schreiben sollte, sie paßte auf Lisette auf, der plötzlich die hellen Thränen aus den Augenraunen. Sie noch Hermann sich ihr nahen konnte, ging das Mädchen auf ihn zu und bot ihm Lebewohl. Sie konnte vor Schluchzen kaum sprechen. „Adieu!" sagte sie, „nimm das Buch mit, wenn Du nicht da bist, mag ich nicht darin lesen. Nimm's mit! Adieu!"

Sie lief fort, Hermann wendete sich ab, seine Thränen zu verbergen; er wollte still sein, wollte nichts sagen, aber er konnte es nicht lassen, und obschon die Großeltern auf der Gallerie standen, rief er der Entteilenden zu: „Vergiß mich nicht!"

„Du mich auch nicht!" erwiderte sie, und er ging von dannen, trauriger und glücklicher, als er sich je gefühlt.

Der Meister blickte seine Frau an. „Was war denn das?" fragte er.

„Ja, was war das?" wiederholte seine Frau; „nun ist's zu spät zum Verwundern. Aber ihr Männer, ihr seht nichts mit euren sehenden Augen. Seit Jahr und Tag hab' ich's Dir gesagt, schaff' den Hermann aus dem Hause, aber Du hast nicht hören und nicht glauben wollen—"

„Hättest Du Dich nur einmal vernünftig darüber ausgelassen, weshalb Du ihn forthaben wolltest, und daß es der Lisette wegen sei —" meinte der Meister, der, seit er im Magistrate saß und alle seine Ehrenämter neben seinem Geschäfte zu verwalten hatte, sich im Uebrigen auf seine Frau verließ.

„Hätte ich es Dir gesagt," versetzte die Meisterin, „Du wärest im Stande gewesen, Etwas daraus zu machen."

„Wandern und die Welt sehen muß er natürlich!" sprach der Meister, der, seit er in die Jahre gekommen, nur immer gütiger und ruhiger geworden war. „Wandern muß er," wiederholte er, als überlege er die Sache mit sich selbst und er hatte sich dazu eigens auf der Bank in der Gallerie niedergesetzt. Seine Frau schüttelte den Kopf, daß das feste Unterkinn ihr wackelte; und die beringten Hände über den Leib faltend, rief sie: „Da haben wir's! Aber laß Du solche Redensarten nur vor dem dummen Dinge, vor der Lisette hören, und dann paß auf was daraus werden wird."

„Was kann daraus werden, als ein Paar?" fragte der Meister gelassen.

„Und das wäre Dir recht? Das wäre Dir ganz recht und schön?" rief die Meisterin, die immer eifriger wurde.

„Was sollte mir daran nicht recht sein?" meinte Herr Werner. „Er ist ein schöner, braver, ferngesunder Junge, er versteht seine Sache, wird sich mehr und mehr vervollkommnen, und wenn er Meister wird und die Lisette ihn nehmen mag, nun so hab Du ja, was Du willst, und wir können uns zur Ruhe setzen."

„Die Meisterin schlug die Hände zusammen und der Pantoffel flog ihr bei der ärgerlichen Bewegung von dem kranken Fuße ab, der ihr jetzt eben wieder geschwollen war, so daß der Schuh nicht fest saß. „Werner!" rief sie, „wenn ich Dich begreife! Nein! aber wenn ich das begreife! Also dazu sollen wir gearbeitet haben und gespart und uns geplagt, bis Du jetzt hoch in die Sechzig gekommen; darum bist Du Kirchenvorsteher geworden und Schützenkönig und stehst im Magistrat mit all' den reichen und angesehenen Leuten und hast Deine schönen Grundstücke und das schöne Kapital und die gute Kundschaft, damit unser einziges Enkel hier stecken bleiben soll, in der engen Gasse als Meistersfrau, und ganz von vorn anfangen soll wie wir —"

„Warum denn nicht? aber nur nicht heftig!" begütigte Herr Werner, „und immer hübsch bei der Wahrheit geblieben! Von vorne anzufangen, braucht ja Niemand, der eine reiche Frau bekommt; und da Vorede keine Redrede macht, so schlag Dir Deine Grillen mit der vornehmen Heirath für die Lisette, ein für allemal, aber auch ein für allemal aus dem Sinn. Wenn ich" — er sah sich nach allen Seiten um, ehe er weiter sprach — „wenn ich ein reicher Mann geworden bin, so will ich mein Vergnügen davon auf meine alten Tage haben, und nicht es einem Andern bereiten. Ich will das Kind meiner Tochter für mich haben und bei mir behalten, und Lisette und ich sollen in ihrem Manne einen Mann nach unserm Herzen haben. Sie soll keinen armseligen Beamten oder gar einen verhungerten adeligen Lieutenant heirathen. Das ist gut für die reichen Fabrikanten und für die Juden, die sich ihrer Arbeit und ihrer Herkunft schämen und sich am liebsten selber adeln lassen, als könnte der Bürger mit seinem ehrlichen Namen nicht eben so gut vor Gott und Menschen bestehen. Ich bin armer Leute Kind, so gut wie Du —"

„Mein Gott! Werner, wer streitet Dir das denn ab?" unterbrach ihn die Frau, die nicht wünschte, daß der Meister sich zu sehr in diese Gedanken vertiefte, von denen er dann nur um so schwerer abzubringen war. Wer streitet Dir das denn ab, daß Du Dich vor Niemanden zu bücken und zu biegen brauchst! Aber wenn man doch so weit vorwärts gekommen ist, für sein eigen Theil, so will man doch auch weiter fort und höher hinauf —"

„Ah, so!" rief Herr Werner, „nun versteh ich's! Höher hinauf! das heißt bis hier oben hinauf in das erste Stockwerk, bis zu der Frau Stadtgerichtsräthin und ihrem Sohn aus erster Ehe, dem Junker mit dem blonden Schnurrbart, der nichts ist und nie was anderes werden wird, als eine Last für seinen Stiefvater und eine Plage für seine Mutter. Also darum die große Freundschaft mit der Frau Stadtgerichtsräthin und darum all' das Gethue mit der Lisette!"

Die Wernerin wollte ihm immer in die Rede fallen, er litt es aber nicht; denn wie er Herr über seine Leute war, so war er es auch über seine Frau. Sie merkte, daß es für sie jetzt das Gerathenste sei, zu schweigen, und obschon sie das Herz voll war und die Worte ihr bis auf Lippen gingen, ließ sie ihnen nicht den Lauf. Das Blut siedete ihr, es war ihr heiß, daß sie die Haube vom Kopfe nahm und nach Luft schnappen mußte, wie ein Fisch auf dem Trocknen; aber sie rückte sich fest in dem Winkel auf der Bank zurecht, wickelte ihre rothen Arme in die Schürze ein und blieb so in sich abgeschlossen sitzen, nur leise mit dem kranken Fuß auf und nieder tretend, als müßten ihr Aerger und ihre Bewegung sich doch an irgend einem Punkte ihren Ausdruck suchen.

Der Meister betrachtete sie eine ganze Weile. Er schien sein Vergnügen an ihrem unterdrückten Zorn zu haben, aber je mehr sie dies gewahrte und sich von ihm abwendete, um so gutmüthiger wurden seine Mienen, bis er endlich ernst und doch freundlich zugleich, sich zu ihr wendend, ihr einen Schlag auf die Schulter gab.

„Christel," sprach er, „sieh Dir keine Mühe, Du richtest damit, das könntest Du wohl wissen, bei mir nichts aus. Ob's der Hermann ist oder sonst ein Andrer, soll mir gleich sein. Aber ich bin achtundsechzig Jahre alt geworden als Berliner Bürger und Meister und als mein eigner Herr, und nur Einer, der wie ich ein ehrlicher Bürger und sein eigner Herr ist, soll die Lisette haben. Das merk' Dir und das bringe ihr auch bei Zeiten bei, wenn sie's ja vergessen sollte, obschon sie mir nicht danach aussieht."

Er ging fort, um nach seinen Leuten zu sehen. Lisette ließ sich nicht blicken, und weil auf diese Weise keine Menschenseele da war, an der die Meisterin ihren Aerger

Digitized by Google

hätte auslassen können, so jagte sie den alten dicken Kater von dem Platze fort, auf welchem er sich behaglich sonnte, und nahm ihrem Papagei den Zucker aus dem Bauer. „Will so ein Thier alles nach seinem Gusto haben," sagte sie, „will so ein Thier es besser haben als der Mensch!"

Sie trug ihn lieber mit seinem Bauer gleich in die Stube und sie ging auch selber hinein, um zu sehen, ob nicht irgend etwas anders war, als sie's erwartete und wollte; denn daß heute alles verkehrt gehen würde, das nahm sie zuversichtlich an.

Während dessen war Hermann schon längst zum Thore hinaus. Drei von seinen Kameraden waren mit ihm gegangen, und der Vater, der ebenfalls dabei war, schritt als der Mutterste einher. Er hatte den langen blauen Rock angezogen und den runden Hut vor Vergnügen ganz schief auf's Ohr gesetzt. Es war ihm lange nicht so wohl geworden, auszugehen, ohne seine Frau und seine Töchter, ohne den Korb mit dem Weißbrod und dem gemahlenen Kaffee. Er hatte sich auch die alte Feldflasche vorgehackt und sie über die Schulter gehängt, sobald er zum Thore hinaus war, — denn in der Stadt würde es sich für ihn, der Meister und Bürger war, nicht gepaßt haben. Aber draußen ging ihm das Herz auf. Er faßte seinen Sohn unter den Arm, er erzählte von seiner Wanderschaft, von dem Feldzug und von der Zeit, in welcher er in der Festung gesessen hatte, und er war es, der die lustigsten Wanderlieder sang, die muntersten Schnurren zum Besten gab. Er hatte sich's schon lange vorgenommen, wieder einmal eine andere Stadt zu sehen, als das alte Berlin und so wanderte er zu Fuße mit, bis sie nach Spandau kamen. Dort wollte er einen Bekannten besuchen, den er seit Jahren nicht gesprochen hatte, denn der Meister Schneider kam eben so wenig aus seiner Werkstatt heraus, als Meister Brücker, und in Spandau wollte er dann Etwas darauf gehen lassen und die zwei Meilen mit einem der Stellwagen zurückfahren, welche zwischen der Hauptstadt und der Festung Spandau gehen.

Hermann hatte aber nicht vor, in Spandau einzukehren, sondern wollte gleich weiter fortgehen bis Nauen, und als sie daher in die Gegend kamen, wo die Chaussee abbiegt und links sich die weite, sandige Fläche nach den Pichelsbergen hinzieht, blieb Hermann plötzlich stehen. Er war den ganzen Nachmittag in seiner rechten Lustigkeit gekommen, das hatten die Kameraden ihm angemerkt, wenn er sich auch munter gestellt hatte. Nun wurden seine Mienen völlig ernsthaft. Er gab dem Vater die Hand, und sagte: „Adieu, Vater! es muß doch einmal geschieden sein, und hier geht's nach der Stadt ab. Wenn Sie weiter mitkommen, verspäten Sie sich am Ende, kommen nicht mehr mit dem Wagen fort und zu Hause machen sie sich darüber Gedanken."

Der Vater war betroffen. Er hatte in seinem Vergnügen an dem Wandern und an dem Singen mit den jungen Burschen es ganz und gar vergessen, daß er nur auf den Beinen war, um seinem Sohn das Geleit in die Fremde zu geben. Nun fiel ihm der Abschied schwer auf's Herz. Es zuckte in dem alten, runzligen Gesichte auf und nieder. Er wollte sprechen, um nicht zu weinen, aber was ihm zu sagen einfiel, hatte ihn erst recht zum Weinen gebracht, wenn er's ausgesprochen hätte, und es schickte sich doch nicht, daß ein gewanderter Mann und vollends ein gedienter Soldat, der die Feldzüge mitgemacht hatte, zu weinen anfing, weil sein Sohn, ein großer, starker Mensch, der sich auf seine Beine und auf seine Fäuste verlassen konnte, endlich auch einmal in die Welt gieng. Und doch war und blieb's ihm weh und wunderlich um's Herz. Es ging ihm wie Tags zuvor, die Rührung kam über ihn. Er konnte sich's nicht verhehlen, der Sohn war ihm überlegen in diesem und jenem Punkte, und zumeist darin, daß er einen festern Sinn und einen ernsteren Charakter hatte, wie das jetzt unter den jungen Leuten oftmals vorkam. Er dachte nicht an das Bierhaus, er machte sich keinen blauen Montag, er hatte auch mehr vor sich gebracht, als der Vater in jungen Jahren es gethan. Aber ein Vater muß doch immer Vater bleiben und sein Kind nicht über sich stellen, dachte er, und weil er gestern seinen Spaß mit ihm gehabt und sich an der alten Geschichte von der Wüstenwanderung erheitert hatte, so dachte er auch jetzt daran, was der Hermann einmal für ein dummer Junge gewesen sei und wie er ihn so zum Besten gehabt und ihn einmal so schwer gekränkt und verspottet habe mit seiner Wanderschaft nach der Wüste. Mitten in seinem Herzeleid mußte er darüber noch heute lachen, und froh nur erst wieder lachen zu können, gab er dem Sohne einen tüchtigen Schlag auf die Schultern und rief: „Na, siehst Du, Hermann, da bist Du ja auch gerade davor; da hast Du gleich die blanke, baare Wüste mit dem knietiefen Sand! Nu, nur wacker drauf los und mach, daß Du durchkommst. Hinter Hamburg kommst Du gleich auf's Meer, ich bin auch einmal bis heran gewesen, aber zu Schiffe gehen — Gott bewahre! dazu hätte mich kein Mensch gebracht. Ich muß festen Boden unter den Füßen haben, und auf dem Wasser reißt auch Keiner seine Stiefel ab, da ist für den Schuster nichts zu holen."

Er hatte damit seine volle gute Laune wieder gewonnen, Sohn und Vater umarmten einander herzlich, die Kameraden schüttelten dem Scheidenden die Hand, und als Hermann von ihnen ging und sich nach einigen Schritten noch einmal grüßend nach ihnen umwendete, da stand der Vater, seinen Hut lustig schwenkend zwischen den drei jungen Leuten und war der Erste, der in der Freude an seines Sohnes rüstigem Schritt das Lied anstimmte, dessen muntere Klänge den Scheidenden noch eine ganze Strecke begleiteten:

Welche Lust, aus enger Stadt
In die weite Welt hinaus marschiren!
Und zumal wer nichts daheime hat,
Kann gewinnen viel und nichts verlieren.
Darum, Bruder mein,
Laß uns lustig sein!
Auf die Wanderschaft laßt uns marschiren,
Unser Glück, unser Glück,
Unser Glücke draußen zu probiren!

11. Kapitel.

Nahezu zehn Jahre waren verflossen, seit Hermann von Berlin geschieden. Er war viel herumgekommen in der Welt, hatte in Hamburg und in England gearbeitet, war dann wieder in Deutschland gewesen, um seine Militärjahre abzudienen, und hatte die Eltern besucht und den Herrn Plattner wiedergesehen, ehe er nach Manchester zurückkehrte, wo er unter der Leitung seines alten Bekannten von seinem Handwerk abgegangen war und sich ganz auf die Mechanik und auf die Zusammensetzung von Agrikulturmaschinen verlegt hatte.

Herr Werner und die Seinen waren aber nicht zu Hause gewesen, als Hermann sich die acht Tage dort aufgehalten. Sie waren, die Großeltern und die Enkeltochter sammt und sonders nach Teplitz gereist, weil die Schmerzen in dem Bein der Wernerin mit den Jahren im Winter immer ärger wurden, und da Herr Werner schon lange nicht mehr selbst in seinem Geschäfte arbeitete, sondern es, seit er vor das Thor in sein Landhaus hinaus gezogen war, von seinem Werkführer auf seine Rechnung betreiben ließ, so hatte er gedacht, er könne seine Frau so gut wie jeder Andere eine Badekur gebrauchen lassen und sich nebenher die Welt einmal besehen und Lisetten die Welt zeigen, damit sie doch auch wisse, wie es draußen aussehe.

Hermann hatte damals viel zu hören bekommen von dem prachtvollen Garten, den Herr Werner sich angelegt, von dem schönen Wagen mit den beiden starken Braunen, die er hielt, von der Wernerin, die ihre Hauskleidung nur noch des Morgens trug, und am Tage in den feinsten wollenen und seidenen Kleidern, in Hauben mit schweren weißen Bändern einherging, aber man hatte es den Werners auch nachgerühmt, daß sie ihre alten Nachbarn und Gevatter nicht vergessen hätten, daß sie gar nicht stolz

Digitized by Google

geworden wären und daß zu Weihnachten immer ein großer Gänsebraten und sonst auch dies und das für Brückners abgeliefert worden wäre.

Hermann hatte zu dem allem geschwiegen und war nicht vergnügter dadurch geworden. Er war auch eines Morgens hinausgegangen vor das Thor und hatte sich das Landhaus angesehen, das gar nicht mehr wiederzuerkennen war, so viel hatte der Meister darauf verwendet; und war dann still nach Hause gegangen zu Herrn Plattner, bei dem er wohnte, und wenig Tage darauf wieder nach England abgereist. Kein Mensch hatte es von ihm erfahren, was ihm die ganze Zeit auf dem Herzen gelegen und wie schwer er mit sich gekämpft.

Er hatte etwas vor sich gebracht, er konnte, wenn er nur gesund blieb, auch darauf rechnen, einmal zur Selbstständigkeit und wenn das Glück ihm beistand, auch zu Vermögen zu kommen. Aber der Weg von der Beschäftigkeit zum Wohlstand ist sehr mühevoll und weit. Er hatte ihn noch ganz und gar zurücklegen, denn die Mittätigkeit hatten ihn aus aller seiner Arbeit und aus seinem Fortschritte herausgerissen, und Mutter und Schwester hatten ihm erzählt, wie schön die Lisette geworden sei und daß man sie bald mit diesem, bald mit jenem reichen jungen Manne verlobt nenne. Er konnte sich das Alles selber sagen und selber denken, es wunderte ihn nur, daß sie nicht schon verheirathet war, denn sie hatte mit vierzehn Jahren wie ein erwachsenes Frauenzimmer ausgesehen und nun mußte sie ihr achtzehntes Jahr beinahe vollendet haben.

Es blieb ihm alle die Tage sehr weh um's Herz und der Sinn war ihm verdüstert. Er führte das kleine Buch immer mit sich, das Lisette ihm einst beim Scheiden gegeben. Es war der erste Band von Schillers Gedichten, in einer jener alten Nachdruckausgaben, denen man vor Jahren noch häufig bei den Büchertrödlern begegnete. Bei einem Trödler hatte er es auch gekauft, als er noch ein Lehrjunge und Lisette ein Kind gewesen war, und er hatte ihr oft daraus vorgelesen, wenn er in den Feierstunden auf dem Hofe saß und die Kleine sich aus Langeweile zu ihm fand. Später, als sie groß wurde und in die Schule ging, hatte sie die Gedichte von ihm geborgt, um sie auswendig zu lernen, und er hatte ihr die Lektionen überhört, weil der Großvater dazu die Zeit nicht hatte und weil Hermann es besser verstand als die Großmutter, der das Lesen in fremden Büchern nicht so von Statten gieng. So waren sie neben einander erwachsen, Hermann und Lisette, und in einander verwachsen, und die Schiller'schen Gedichte waren jedem von ihnen nach seinem Verständniß in das Leben und in das Herz hineingewachsen, und Hermann hatte, als er zuerst fortgegangen war, es wohl begriffen, daß sie dieselben nicht ohne ihn lesen mochte. Aber wie lange war das her, und wie viel konnte und mußte sich geändert haben seit jenen Tagen.

Es hatte ihn immer getröstet und ermuthigt, daß Lisette ihm nur das erste Bändchen mitgegeben und das andere für sich behalten; denn die beiden Bände mußten doch wieder einmal zusammenkommen, weil sie zu einander gehörten. Das abgegriffene Buch war ihm ein Talisman gewesen und ein Hoffnungszeichen, ein Pfand der Liebe und des Glücks — aber was half ihm das jetzt?

In dem schönen Hause, in welchem Lisette wohnte, hatte man ein solch' altes, schlechtes Buch wohl längst auf die Seite geworfen, und wie sehr es ihn auch drängte, ihr zu schreiben und ihr das Bändchen zu senden, das ihn bis dahin nicht verlassen hatte — er konnte es nicht über sich gewinnen. Bald fürchtete er, sie könne lachen, wenn sie das Buch erblicke, bald dachte er, es sei noch Hoffnung für ihn da, so lange es in seinen Händen bleibe — und hoffen muß der Mensch, wenn er die rechte Kraft zum Handeln haben soll.

Mit weit schwererem Herzen als er einst von Berlin gegangen war, verließ er es nach seiner ersten Heimkehr, und nur ein Paar Mal in jedem Jahre hörten die Eltern von ihm, wenn er ihnen zum Weihnachtsfeste etwas schickte oder an den Herrn Plattner schrieb. Es kamen auch wenig gute Nachrichten von Berlin zu ihm nach England. Die Eltern wurden älter und älter, die Arbeitskraft nahm ab, die Kraft zum heiteren Entbehren ebenfalls. Die Kinder, die freilich alle ihr Brod erwerben konnten, halfen nach und halfen aus, indeß es saß von ihnen allen Keiner noch im Vollen und auf den Aeltesten richteten die Augen und die Hoffnungen sich darum doch zumeist. Herr Plattner, der noch älter als der Meister Brückner war, konnte bei Licht auch nicht mehr so viel schreiben, er klagte aber niemals, und von dem Werner'schen Hause erfuhr Hermann fast nichts.

Nur einmal, bald nachdem er in Berlin gewesen war, schrieb ihm seine Schwester, daß sie Lisetten auf der Straße getroffen habe und diese sich nach ihrem Ergehen und nach Hermann gefragt habe. Auf die Erzählung, daß er zu Hause gewesen, sei Lisette böse geworden. Sie hatte sich aber doch erkundigt, wie er ausgesehen habe und wo er hingegangen und was er vorgehabt, und hatte zuletzt gemeint, die Schwester möge ihm schreiben: Feder und Tinte wären dazu erfunden, daß man Nachricht von sich gebe, und es sei nicht hübsch von ihrem Bruder, daß er nicht gewartet habe, bis sein alter Meister wieder nach Hause gekommen sei.

Darauf hatte Hermann einmal von Manchester aus, an den Herrn Werner einen Brief gerichtet, aber der Brief war nicht beantwortet worden, und nur das hörte der junge Mann, daß Lisette seinen Schwestern je nach ihrem Können, Arbeit gab, und einmal schrieb ihm der Herr Kandidat, daß Fräulein Werner ihn habe kommen lassen, um von ihm Unterricht im Englischen zu nehmen, was sehr zu verwundern sei, da es ja in Berlin so viel junge Lehrer und so viel Engländer gebe, und er niemals vom Sprachunterrichte in Deutschland zu seinem Erwerbe Gebrauch gemacht habe.

Mehr aber hatte Hermann nicht nöthig gehabt, um auf's Neue zu Lisetten, wie zu seinem Sterne hinzusehen, und er hatte gelernt und gearbeitet an jedem Tage und gehofft in jeder Stunde und auf den rechten Augenblick und die rechte Gelegenheit gewartet und sie hatte sich dargeboten und er hatte sie benützt.

Es war im Frühjahr von achtzehnhundertzweiundfünfzig, als Herr Werner seinen siebenundsechzigsten Geburtstag feierte. Er war noch ein aufrechter Mann, der keine Abnahme seiner Kräfte spürte und sein hohes Alter gar nicht als etwas Besonderes ansah, denn sein Vater hatte es bis in die Neunzig gebracht und hatte es doch lange nicht so gut gehabt, als er. Seit er vor dem Thore wohnte, machte er jeden Morgen noch seinen stundenlangen Spaziergang, und weil er sein Herz, je älter er geworden war, nur mehr und mehr an sein Enkelkind gehängt, so hatte Lisette sich gewöhnt, stets um ihn zu sein und ihn auch zu begleiten, wenn er in der Frühe ausging. Sie hatten dann ihr bestes Gespräch mit einander und wußten von einander manches, was den Andern verborgen blieb.

Früh am zwanzigsten Mai schien die Sonne so hell und so warm, als wollte sie dem alten Herrn zu seinem Geburtstage ganz besonders etwas zu gut thun und ihm für das Jahr die warmen Tage versprechen, die des Alters Freude sind. Die Kastanien standen noch in ihrer letzten Blüthenzeit, die vollen Blüthendolden hingen von den Büschen herunieder und schon drängte sich die ganze Fülle der Baumblüthe schimmernd hervor, daß man die reichste Fruchternte erwarten konnte, wenn das Jahr hielt, was der Frühling versprach. Der alte Herr war heiter und guter Dinge. Er hatte schon seine Mütze mit dem großen Schirm aufgesetzt, den Krückstock in die Hand genommen, und sein weißer Pudel paßte auf den Augenblick zum Fortgehen, als Lisette im grauen Morgenrock, den Strohhut in der Hand herunter kam, dem Greise Glück zu wünschen und ihn abzuholen.

Sie war schön und stattlich geworden. Ihr blondes Haar hatte einen bräunlichen Schimmer bekommen, die klaren, hellen Augen einen ernsten und festen Blick, und da sie groß und stark war, sah sie recht wie ein Frauenzimmer aus, dem ein tüchtiger Mann seine Zukunft an-

Digitized by Google

zuvertrauen wünschen mußte. Sie hatte die Kraft der handarbeitenden Stände in sich bewahrt, aber eine bessere körperliche Pflege und eine größere geistige Kultur hatten dieser Kraft das Schwerfällige und Plumpe genommen, und der Großvater, der immer seine Freude daran hatte, daß Lisette handfest sei, sah es im Stillen doch mit Vergnügen, wie sie fein und vornehm in ihrem einfachen Anzuge ausfah, als sie die Treppe aus der Gartenstube heruntertrieg.

„Großvater!“ sagte sie, „das ist gegen die Abrede! Am Geburtstag könntest Du wirklich ein Bischen länger schlafen, damit man Dir doch vor Deinem Bette gratuliren könnte. Ich war um halb sechs Uhr munter, und nun bist Du doch noch vor mir da. Ich war in Deiner Stube, Dich zu suchen.“ Sie küßte ihn, und sagte, indem sie ihn umarmte, mit großer Herzlichkeit hinzu: „Bleib' Du mir nur leben, Großvater! Du mußt mir ja den Vater ersetzen und hast es ja auch so unaussprechlich treu gethan.“

Er schüttelte ihr dankend die Hand und küßte dann ihr frisches Gesicht. „Schön Dank!“ entgegnete er, „und ich denke, eine Weile soll's noch verhalten. Mir wär's auch ganz recht; wenn man sich's so bequem zurecht gemacht hat, für die alten Tage, will man's auch genießen. Es war mir nicht an der Wiege vorgesungen, daß ich's einmal so haben würde.“ Er öffnete mit diesen Worten die Gartenthüre, an der Seite, wo der Garten in das Wiesenland hinausging, und wo seine Lieblinge, ein paar schöne, rothbraune Kühe tief in dem mit Butterblumen überstäeten, von Thau glänzenden Grase standen und sich achtsam mit den großen sanften Augen nach den Herankommenden umschauten, während der Pudel fröhlich hin und wider lief, und bald an dem alten Herrn, bald an dem schönen Mädchen liebkosend emporsprang.

Der Greis ging an die Kühe heran, klopfte sie freundlich auf die breiten Köpfe und zog ein Stück Brod aus der Tasche, das er unter die beiden Thiere vertheilte. „Die gehen mir nun über alle Blumen und über all' den Kram, mit dem Ihr Euch zu schaffen macht,“ meinte er. „Ich muß etwas Lebendiges um mich haben. In der Stadt, in dem engen Hofe, waren es der Storch, den Du ja noch gekannt hast, und der Rabe und der Papagei, die wir hinausgenommen haben, und wenn ich nebenan im Garten und im Hofe die ganze Schaar von Kindern sich tummeln sehe, so geht's mir wie der Großmutter, es thut mir leid, daß es bei uns so leer ist.“

Er sah dabei zufällig die Lisette an und gewahrte, wie ihre Miene sich verdüsterte. „Großvater!“ bat sie abwehrend.

„Ja, so!“ rief er, „Du denkst, ich komme auf die Sprünge unserer Alten, da sei unbesorgt. Du sollst thun und machen, was Du willst, das weißt Du. Willst Du heirathen, ist's mir recht, wenn's der Mann darnach ist; wirst Du ledig bleiben, ist's mir auch recht, so habe ich Dich um so länger für mich allein, und was sie von dem frühen Heirathen Gutes sagen, das sind Narrenspossen. Was Dir in der Ehe beschieden ist, das kannst Du mit dreißig Jahren so gut genießen wie mit zwanzig, nur Eins ist mir nicht recht.“

„Und was ist das?“ fragte Lisette.

Der Greis antwortete nicht gleich. An der Umzäunung des Wiesengrundstücks war eine Latte an einer Seite losgerissen, sie hing schief von dem Pfahl herniedere. Er hob sie empor und Lisette half sie ihm halten, während er den Versuch machte, die langen Nägel, welche noch darin steckten, in dem nächsten Pfahl vorsäufig wieder einzupassen, bis er Jemand schicken konnte, sie gehörig zu befestigen. „Da ist das verdammte Gesindel von drüben schon wieder dabei gewesen!“ rief er ärgerlich aus. „Im Winter läßt man sich's gefallen, Noth kennt kein Gebot. Aber jetzt im Sommertag, wo Jeder Arbeit findet, der nur arbeiten will, da soll sie der Teufel holen, wenn ich sie attrapire. Der Karl muß nachher gleich hinaus!“ — Er sah noch einmal nach den nächsten Latten hin, ob da etwa auch schon die Nägel losgemacht wären, und sprach dann, als habe er inzwischen nichts Anderes vorgehabt: „Was mir nicht recht ist an Dir, das ist, daß Du Dir die Einbildungen mit dem Brückner nicht aus dem Sinne schlägst.“

Lisette wurde roth und die Adern auf ihrer starken, weißen Stirne schwollen leise an. „Großvater,“ sagte sie, „willst Du auch anfangen, mir das vorzuhalten? Ist's nicht genug, daß ich's schon ohnehin immer hören muß? — Da ist aber gar nichts zu machen, Ihr glaubt nicht, daß er wiederkommen wird —“

„Wiederkommen,“ meinte der alte Herr, „wer zweifelt denn daran, daß er einmal wiederkommen wird; aber das hat ja gar nichts mit Dir zu thun.“

„Er wird wiederkommen, um meinetwillen,“ sagte Lisette fest.

„Warum nicht?“ entgegnete der Greis, „ein Mädchen wie Du, und bes alten Werners Enkelkind, ist schon 'ne Reise werth.“

Lisette wurde ärgerlich. „Das hat Dir nun Alles die Großmutter wieder vorgeredet,“ rief sie. „Und doch weiß sie so gut wie Du, lieber Großvater, daß der Hermann mich nicht vergessen hat, daß er hier gewesen ist, damals als wir in Teplitz waren, daß er sich nur aus Bescheidenheit und weil er Ehre im Leibe hat, nicht hervor gewagt hat. Nachher hat er ja auch geschrieben und hat nicht wieder schreiben können, weil Ihr ihm nicht geantwortet habt. Und Ihr wißt auch, denn ich habe ja die Briefe an seine Eltern und an den Kandidaten selbst gelesen, daß er vorwärts kommt und daß es ihm gut geht, daß er unverheirathet ist und sich immer nach uns erkundigt —“

„Nach mir?“ fiel der Greis ihr in die Rede, der an dem Eifer des schönen Mädchens seine Freude hatte und es nicht wohl lassen konnte, einen Spaß zu machen, wenn die Gelegenheit sich dazu bot.

Lisette lachte. Sie nahm des Greisen Hand, und wie sie so neben ihm her ging, sagte sie: „Es ist eigentlich kein Mensch daran schuld, als Du! Hättest Du mir's nicht angewöhnt, daß ich immer meinen Willen haben muß, so würde ich nicht darauf bestehen! Was ich will, das will ich nun aber einmal, und Recht behalten werde ich gewiß!“ — Sie warf dabei die Lippen trotzig auf, und der Greis hätte gern zürnen mögen, hätte er das Mädchen nur nicht so lieb gehabt.

„Es hat sich schon Mancher verrechnet,“ meinte er endlich, „denk' an das alte Sprichwort: hoffen und harren macht Manchen zum Narren; und eine Sünde und Schande wäre es doch wahrhaftig, wenn ein Mädchen, das wie mein Enkel in der Welt dasteht, und nur das Aussuchen hat, zur alten Jungfer werden sollte, weil sie sich den Sohn vom Brückner, von dem lumpigen Flickschuster —“

„Großvater! sag' das nicht! Armuth schändet nicht, Du bist auch armer Leute Kind.“

„Armer Leute Kind hin, armer Leute Kind her!“ rief der Alte, der plötzlich den Gleichmuth verlor, „ich hab's durch mich selber zu Etwas gebracht. Ich bin ein Mann bei der Stadt geworden, und wenn der alte Brückner auch sonst ein ordentlicher Mensch ist und ich nichts wider ihn haben will, Gott bewahre, nichts, gar nichts, so ist's doch Unsinn, daß Du Dir den Hermann nicht aus dem Sinn schlägst. Und die Großmutter hat Recht! Ich hätte den Kandidaten gar nicht über die Schwelle kommen lassen sollen, denn der bestärkt dich nun und wir werdens ja erleben —“

„Wette mit mir!“ fiel Lisette ihm in die Rede.

„Unsinn,“ brummte der Greis.

„Wette mit mir!“ wiederholte sie dringender.

„Du hast nichts zu verwetten,“ meinte er, und seine gute Laune begann wiederzukehren.

„Ich habe mich selber zu verwetten,“ sagte sie ganz ernsthaft. „Ich bin vorige Woche dreiundzwanzig Jahre alt geworden. Wenn bis heute über das Jahr Hermann nicht zurückgekommen und nicht so zurückgekommen ist, daß Du selbst sagst, ich solle ihn zum Mann nehmen, so heirathe ich denjenigen, den Du und ich mir dann hier aussuchen werden. Aber ich heirathe ganz bestimmt.“

Der Greis war überrascht. „Was weißt Du von dem Brückner?“ fragte er.

Digitized by Google

„Nichts weiter," versetzte sie, „nichts weiter, als was Ihr auch wißt und was der Kandidat erzählt hat."

„Und darauf willst Du wetten?"

Lisette sah den Großvater an, lächelte, wurde dann wieder ernsthaft, und sagte: „Ich kenne ihn! — ich gewinne die Wette; verlaß Dich darauf! Er hat von klein an im Kleinsten wie im Größten Wort gehalten!"

„Soll mir lieb sein," versetzte der Greis, und er selber war es dann, der von andern Dingen zu sprechen anhub.

(Schluß folgt.)

Briefe über Gedächtnißkunst.

Von Dr. Ed. Eyth.

(Fortsetzung von S. 316.)

Fünfter Brief.

Der große, leider zu früh verstorbene Mnemoniker Hermann Kothe sagt einmal in seinem Katechismus der Mnemonik": wer sich vor Sonderbarkeiten fürchtet und vor Lächerlichkeiten davonläuft, — der ist ohne jede mnemonische Ader und kann ein sehr tüchtiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft sein oder werden, aber ein Gedächtnißkünstler niemals".

In dieses Gebiet einer theilweise baroden Welt treten wir nun mehr und mehr ein. Erschrecken Sie also nicht, v. Fr., wenn Ihnen da oder dort eine wunderliche Figur quer über den Weg läuft! Mag sie aussehen, wie sie will: — wenn der „Mohr" oder der Zwerg nur seinen Dienst thut! Aber wir gehen an die Sache!

Im letzten Briefe haben wir Memorialverse und späterhin Memorialwörter von sehr gedrängtem Inhalte kennen gelernt. Nun lassen sich aber die letzteren natürlich auch wieder in Verse zusammenbringen. Und wenn man dieß mit einigem Verstande treibt, indem man Verwandtes vereinigt, so läßt sich wirklich eine große Masse, besonders von historischem Stoffe, auf einem sehr kleinen Raume concentriren. Und hierin dürfen Sie mir glauben; denn ich rede aus Erfahrung. Ein Beispiel wird am leichtesten meine Meinung darlegen. Merken Sie sich:

Bampitifk[1]), Pilkemg[2]), Lacvos[3]), Rajac[4]), Gem[5]), Jatgem[6]), Timc[7]).

Sie haben hier sieben Wörter, die man immerhin noch als Hexameter zu scandiren vermag, wenn man, wie Sie, Mehreres von Klopstock und Voß gelesen hat. Dieser Hexameter umfaßt nun aber das Wichtigste aus der Kirchengeschichte der ersten Periode, das auch Ihnen nicht gleichgültig sein kann. Nämlich:

1) Die zwölf Apostel: Bartholomäus, Andreas, Matthäus, Philippus, Johannes, Thomas, Judas (2), Simon (2), Jakobus (2).

2) Länder der ersten Ausbreitung des Christenthums: Palästina, Italien, Syrien, Kleinasien, Egypten, Macedonien, Griechenland.

3) Nebenämter der ersten christlichen Kirche: Lectoren, Akoluthen, Exorcisten, Vorsänger, Ostiarier, Subdiakonen.

4) Bisthümer: Rom, Antiochien, Jerusalem, Alexandrien, Ephesus.

5) Sekten: Gnostiker, Ebioniten, Manichäer, Montanisten, Monarchianer.

6) Griechische Kirchenväter: Justinus, Athenagoras, Theophilus, Gregorius, Methodius.

7) Lateinische Kirchenväter: Tertullian, Irenäus, Minucius Felix, Cajus romanus.

Hoffentlich werden Sie zugeben, v. Fr., daß, wenn auch ein so fremdklingender Vers vielleicht im ersten Augenblicke etwas schwieriger einzuprägen ist, dennoch derselbe die gehabte Mühe vergütet durch die Fülle seines Inhalts. Und nicht nur dieß. Einmal tüchtig gelernt, bleibt er uns viel sicherer, als ein solcher, der aus tausendfach im Leben wiederkehrenden Wörtern gebildet ist. Gerade jener obige Vers stammt aus meinen akademischen Jahren und haftet in mir wahrscheinlich zeitlebens, ohne alle Mühe, während hundert andere aus jener Zeit vergessen sein mögen. Er ist aber nicht der einzige, sondern hatte und hat seine Gefährten. In ungeahnt zwölf seinesgleichen lag und liegt für mich eine nicht geringe Masse von kirchengeschichtlichem Stoffe angehäuft. So war es mir in der trübsten Zeit meines Lebens, da ich studiren sollte und doch, dem Erblinden nahe, weder lesen noch schreiben durfte, dennoch möglich, theils durch streng logische Ordnung, in die ich all mein geringes Wissen giederte, theils durch selbsterfonnene mnemonische Kunststücke, deren Seltsamkeit oft den Humor meiner Freunde erregte, dennoch mit diesen gleichen Stand zu halten, ja in Manchem sie an Sicherheit und Bestimmtheit des Wissens zu übertreffen und namentlich den Vortheil zu genießen, daß ich in etlichen Minuten gründlich repetiren konnte, wozu Andere Stunden und beinahe halbe Tage nöthig hatten. Was ich aber über die Haltbarkeit gerade dieser Gattung von Memorialversen an mir selbst erfuhr, das bestätigten mir auch vielfach schon Andere, besonders ehemalige Schüler. Uebrigens giebt es auch noch ein weiteres Erleichterungsmittel, um sich die fremdartigen Wörter geläufig zu machen. Man zertheilt dieselben wieder in Silben, die nun als Anfangssilben von solchen wirklichen Wörtern benützt werden, die zusammen einen vorstellbaren Sinn geben. Z. B. Cethamtepuc war oben das Wort für die neun Musen. Zerlegen Sie es in Cet-ham-te-puc. Daraus stellen Sie sich nun vielleicht vor: „Zehn Damen theetrinkend im Buchinghampalast!" (Und dabei etwa Gedichte vorlesend. Die zehnte Dame kann ja die Mutter der Musen sein, als Präsidentin!) Dieses, ob auch gewagte Bild, wird Ihnen nun das Freundwort festhalten und einzelne Mnemoniker haben auf diesem Wege ganz Unglaubliches geleistet.

Bevor wir weiter gehen, füge ich Ihnen nur noch bei, daß namentlich in der Bibel die Mnemonik der Anfangsbuchstaben, wenn auch in anderer Weise, gar hübsch vertreten ist, wenigstens im hebräischen Texte. Die sogen. „Stufenpsalmen" haben so viele Verse, als das hebräische Alphabet Buchstaben enthält, und jeder Vers beginnt mit dem nächstfolgenden Buchstaben, was offenbar nichts anderes ist, als ein Kunstgriff, um das Gedächtniß zu unterstützen. Man hat das Gleiche wohl auch im Deutschen schon mit Glück nachgeahmt. Eine Aehnlichkeit hiemit hat ein derartiges Versahren mit ganzen Wörtern, wovon Sie die Belege an einigen geistlichen Liedern haben. In dem bekannten Liede: „Meinen Jesum laß ich nicht" werden Sie bemerken, daß diese erste Zeile zugleich die Anfangswörter der folgenden Verse abgiebt. Ebenso verhält es sich bei dem schönen Gerhard'schen Liede: „Befiehl du deine Wege", welchem der Spruch zu Grunde liegt: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; Er wirds wohl machen". Dieser Spruch war dem Verfasser die erbauliche Herzensstimmung, welche ihn zum Singen trieb; er

Digitized by Google

VIA MALA

Stuttgart Verlag v. Gebr. Kröner

vertheilte ihn gleichfalls an die Anfänge seiner einzelnen Verse und hat dadurch, wahrscheinlich ohne es zu wissen, oder zu wollen, zur Mnemonik gleichfalls seinen Beitrag gegeben.

Aber lassen Sie uns zurückkehren, v. Fr., zu den Memorialversen des vorigen Briefs, — zu unserem: „Augustus, Tiber ꝛc.", um nochmals bei diesem Punkte einen neuen Faden anzuspinnen.

Wenn man nämlich, etwa in der Geschichte die Namen bedeutender Personen sich anzueignen sucht, so ist es wesentlich, auch ihre Lebenszeit genauer zu kennen. Aber Zahlen sind etwas sehr schwer Behältliches, weil jede Zahl für hundert Dinge gemünzt sein kann und keine Zahl den geringsten Anknüpfungspunkt bietet. Hier sollte demnach gehossen werden.

Nun wußte man längst, daß z. B. die Römer (wie vorher schon die Griechen) ihre Zahlen durch Buchstaben auszudrücken gewöhnt waren. „Jux Lacedaemonsenthält, beiläufig gesagt, ihre Zahlenbuchstaben. I = 1, u oder V = 5, X = 10, L = 50, C = 100, D = 500 und M = 1000. Die zwei letzten Consonanten zählen dann nicht mehr. — Nicht minder weiß Jedermann, daß z. B. unsere Kaufleute an ihren Artikeln geheimnißvolle Buchstaben anbringen, die aber lediglich den Ankaufs- und Verkaufspreis, also Zahlen enthalten, um ihr Publikum leichter zu übertisten. In alter und neuer Zeit ist also der Gedanke vorhanden, Zahlen in Buchstaben zu verwandeln. Es handelte sich nur, wie so oft, um eine allgemeinere rationelle Anwendung des Gegebenen.

Diese versuchte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zuerst, soviel mir bekannt, in öffentlicher Weise ein Engländer, Richard Grey. Er gab den einzelnen Vocalen und Consonanten die Bedeutung von Ziffern und bildete dadurch z. B. aus einer Jahreszahl, eine Silbe, die er dem betreffenden Worte anstatt einer andern, hinten abgeschnittenen Silbe anhängte. Derartige Wörter fügte er sodann wieder zu Versen, besonders Hexametern, zusammen. Demnach lautet ein nach diesem System und zu dessen Charakterisirung von dem neuern großen Mnemoniker Reventlow verfertigter Vers also:

Granitii, Spinnaty, Jesuity, Raphaley, Codomantis.

Das heißt:

Alexanders d. G. Sieg am Granikus i. J.	tiſ = 334.
Spinnrad erfunden	uty = (1)530.
Jeſuitenorden geſtiftet	ſy = (15)40.
Raphael geſtorben	ey = (15)20.
Darius Codomannus, König v. Perſien	tis = 335.

Noch jetzt soll diese Methode in manchen englischen Schulen gebraucht werden. Für eine kleine Anzahl von Daten wird sie wohl nach meiner Erfahrung auch brauchbar genannt werden können; dagegen wird sie bei einer größeren Masse, und zwar aus verschiedenen Gründen, welche durch eine Probe sich leicht ergeben, nur Verwirrung herbeiführen. Uebrigens haben sich auch z. B. die Philosophen, welche sich mit der Logik beschäftigten, in ihren Berechen: barbara, celarent ꝛc., worin sie die möglichen Arten, Schlüsse zu ziehen, niederlegten, eines ganz ähnlichen Verfahrens bedient und nicht ohne günstigen Erfolg.

Wir sind jedoch nun abermals weiter gewiesen, v. Fr., und ich freue mich, Ihnen sagen zu dürfen, daß es ein deutscher Gelehrter war, der auch auf diesem Felde wieder — in aller Stille — bereits Bahn gebrochen hatte. In dem Archiv von Hannover befindet sich ein lateinischer Aufsatz des zu seiner Zeit größten Philosophen Leibnitz, welcher die Aufschrift führt: „Geheimmittel, wie man Zahlen, vornämlich solche, die in der Chronologie vorkommen, nebst einer unendlichen Menge anderer, dem Gedächtnisse dis zur Unvergeßlichkeit einprägen und überhaupt die Kraft desselben wunderbar stärken könne." Das Arcanum besteht nun abermals darin, für die Ziffern Buchstaben eintreten zu lassen, die jedoch nicht (nach der Weise des übrigens späteren Grey) ganz kunlose, leicht verwechselbare Anhangssilben bilden, sondern selbständige Wörter, wie sich dieselben gerade ergeben. So konnte statt des obigen -tiſ bei Granikus das Wort Tifferni, bei Darius Codomannus statt tis vielleicht Tiſchſchublade oder Aehnliches sich ergeben.

Ein bekanntes Wort mochte somit immerhin eine Erleichterung zu bringen scheinen; aber es fehlte eben an der Verbindung zwischen Wort und Sache, welche Grey wenigstens äußerlich herbeigeführt hatte. Somit blieb auch dieses Verfahren noch mangelhaft genug. Aber wie nahe lag es, nun darauf zu denken, daß man nur ſolche Wörter wählte, denen eine innere, geistige Beziehung innewohnte! Und das gerade ist der große Fortschritt der neuesten Jahrzehnte, wobei ich einige, mehr oder weniger praktische Uebergangssysteme z. B. des Franzosen Aime Paris, des Portugiesen Castilho, des Ungarn Mailath, des polnischen Generals Bem übergehen werde. Doch sehen Sie aus diesen Namen, daß sich keine Nation geschämt hat, sich mit einer Kunst zu beschäftigen, die so sehr eine größere Cultivirung verdiente. In Kurzem ein Weiteres!

(Schluß folgt.)

Via Mala.

(Mit Abbildung in Farbendruck.)

Wie der Rheinfall zu Schaffhausen oder die Taminaschlucht bei Pfäffers, ist auch die Via Mala, d. h. derjenige Theil des Splügenpasses, welcher durch eine fast zweistündige enge Felsenklause von Tusis bis Zillis führt, stets einer der berühmtesten Punkte in der Schweiz gewesen. Seit Eröffnung der Churer Eisenbahn wird sie aber nicht blos in Verbindung mit einer Splügen- oder Bernhardinfahrt, sondern von sehr vielen Lustreisenden auch als isolirte Merkwürdigkeit besucht, die man eben auch abmachen muß, wenn man die Wunder der Schweiz besichtigen will. Allerdings ist die Via Mala an und für sich ein so vollkommen überraschender und befriedigender Gegenstand der Betrachtung, daß man mit unvermindertem Genusse den Rückweg von Zillis nach Tusis zurücklegen kann. Mit dieser Strecke begnügen sich auch die meisten Reisenden, allein es ist dies nur die äußere Via Mala, und es gehört zur Ergänzung dieser großartig wilden Scenerie der Besuch der inneren oder oberen Via Mala, welche von Andeer aus durch die Roffalschluchten nach Silva plana eine halbe Stunde vor den Dorfe Splügen führt.

Der Name Via Mala, „schlimmer Weg", rührt von den ersten Versuchen her, durch das sogen. verlorene Loch einen Saumpfad zu bewerkstelligen. Früher war diese Felsenklause, durch welche der Hinterrhein selbst nur mit der größten Mühe sich eine Durchgangsspalte ausgehöhlt hat, für den Wanderer ganz undurchdringlich; nur kühne Gemsjäger wagten sich an den schroffen Felsenwänden empor und auf die Schluchtenriegel. Der Saumpfad mußte bei Tusis den Rhein verlassen und über die Höhen am Piz Beverin in langem Zickzacke steigen, um durch Umgehung des verlorenen Loches den Wanderer in die obere Rheinthalstufe, das Schamserthal, zu führen, desgleichen mußte in der inneren Via Mala, da wo jetzt ein herrliches Felsenthor durch die Rofseln durchgebrochen ist, gleichfalls eine Seiten-

Digitized by Google

höhe erstiegen werden, um in's Dorf Spliigen gelangen zu können. Diese beiden Umgehungspfade nannte man Via Bona, den guten Weg. Jetzt haben freilich diese Wege den Namen mit einander vertauscht. Der schlimme Weg zieht sich jetzt als eine sichere, breite Poststraße durch das verlorene Loch, durchbricht in weiter Sprengung die hemmenden Felsklippen, überspannt in hohen Wölbungen den 400 Fuß tief rauschenden, von überhängenden Felsgesimsen verborgenen Rhein, und ist selbst im Winter durch angefedelte Wegschauster und aufgestellte Signalposten fahrbar, während der frühere gute Saumweg jetzt durch Runsen und Lawinen so zerrissen und beschwerlich geworden ist, daß die jetzige Via Mala sich nicht mehr unten in der Schlucht befindet, sondern oben vom Gebirge herabschaut.

Vergleicht man die beiden Via Mala's, die äußere und die innere mit einander, so verdient allerdings die erstere den Vorzug der Berühmtheit. Die Großartigkeit der grausenerregenden Schlucht erscheint hier mehr gedrungen, mehr auf einzelne Brennpunkte concentrirt, der fast eine deutsche Meile lange Felsenspalt verengt sich häufiger zu einer himmelausschließenden Kluft, der Rhein unterwühlt in tieferen und engeren Spalten die Felsenverrammlung, die Riesentannen, welche den schmalen Streif des Horizontes in schwindender Höhe verdunkeln, erheben sich drohender über dem Scheitel des Wanderers, und der Zeitvertreib, Felsbrocken in den unsichtbaren Rhein von der Brücke aus hinabzuwerfen und die Länge ihres Falles an dem Sekundenzeiger abzumessen, ist nur hier möglich. Allein auch die Rossein verdienen aufgesucht zu werden. Der Rhein stürzt dort innerhalb einer Stunde in dreizehn Absatzstufen durch die Schlucht hindurch, breit und in voller Jugendkraft, die Felswände klaffen mehr auseinander, aber auch sie sind von riesigem Nadelholz durchwurzelt, auch gipfelt sich der Charakter der Schlucht in einem kühn gesprengten Felsenthor — und eine der herrlichsten Gebirgswasserscenen, die es überhaupt in den Alpen giebt, ist der Sturz des Averserrheins in denselben Teichertrichter, in welchen der Hinterrhein in noch höherem Falle so eben selbst sich stürzt.

Scheut der Wanderer den Rückweg durchs Schamserthal nach Tusis, so bietet ihm das Ferrerathal, aus welchem der Averserrhein herausstürzt, durch seine wildromantischen, an's Maderanenthal erinnernde Scenerie, durch seine von der Touristenwelt noch unberührte Einsamkeit, seinen biederen Menschenschlag Reiz genug, um durch dasselbe nach Cresta, und dann über den Juffpaß nach Bivio zu gelangen, von wo aus die schöne Julierstraße ihn nach Chur zurückbringt — nur ist der Weg durchs Ferrerathal blos Fußreisenden zugänglich.

Unser Bild stellt eine Winterlandschaftsscene auf der Spliigenstraße dar — im Schamserthale zwischen den beiden Via Malas. Das mit einer Glocke versehene Zufluchtshaus, der Schneesignalpfosten und die Schaffnerhütte zeugen von den Vorsichtsmaßregeln, welche Alpenpässe im Winter erfordern. In dieser Jahreszeit bietet die Via Mala keinen besonderen Reiz, denn der Schnee verwischt alle Charakteristik der Alpenschönheiten und macht das mattenreiche Schamserthal so öde und trostlos, als ob der ganze Weg von Tusis nach Dorf Spliigen eine einzige ununterbrochene Via Mala wäre.

L. G.

George Washington.

(Fortsetzung von Seite 320.)

An der militärischen Figur Washingtons wäre nicht zu mäkeln, daß aber sein militärisches Genie schon manchmal minder hoch angeschlagen wurde, mag sich aus dem Folgenden erklären. Washington hatte stets mit kleinen Truppenkörpern, und dies auf ungeheuren Ausdehnungen, zu operiren. Die große Strategie konnte hier gar nicht ihre glanzvolle Kunst spielen lassen. Seine Kriegsführung war stets darauf angewiesen, in den engern Schranken der Klugheit zu laufen. Der Feldherr war sich dieser niedrigern Sphäre klar bewußt. Als er noch im Alter gegen Frankreich zum Degen greifen sollte, schrieb er: „Verhehlen wir uns nicht, daß wir jetzt einen ganz andern Krieg als einst gegen England führen müßten. Dazumalen gebot uns die Lage der Dinge, dazumalen war es Weisheit, uns hinter Zeit und Umfände möglichst vorsichtig zu stecken, den Feind seine Kräfte nutzlos verzehren zu lassen, unsere Kräfte haushälterisch zu sparen und zu einem geeigneten Schlage zu sammeln. Jetzt müßten wir dagegen athemlos angreifen.“ — Hiemit haben wir eine Zeichnung der Situation und wissen, warum Washington den Titel eines Fabius Cunctator (Zauderer) nicht ohne Grunde erhalten haben mag. Es kommt nur darauf an, ob derselbe nicht mehr zu seinem Lob als Vorwurf gedeutet werden muß. Das Resultat, welches diese beschränktere Kriegsführung geliefert hat, läßt keinen Zweifel darüber: Großbritanien kämpfte acht Jahre gegen ein Land von drei Millionen Einwohner und war schließlich genöthigt, jeden Anspruch auf diese Perle in seiner Krone aufzugeben. — Abgesehen hievon bilde man sich sein Urtheil durch einen Blick in die Verhältnisse, unter welchen und mit welchen Washington im Felde lag. Seine wahrheitgetreue Feder schildert sie uns in vielen Farben und Klagen. „Ich kenne die unglücklichen Zustände, welche mich bedrängen. Ich weiß, wie viel von mir erwartet wird; weiß aber auch, daß ohne Truppen, Waffen, Kriegsvorräthe und alles, was der Soldat bedarf, wenig auszurichten ist. Es kränkt mich, daß ich mich vor der Welt nicht rechtfertigen kann, ohne unsere üble Lage zu offenbaren und durch Entdeckung unserer Schwäche der guten Sache zu schaden. Ich bin aber seit entschlossen, dies nicht anders zu thun, als da, wo es nothwendig ist, um unsere Lage zu verbessern. Die Umstände werden mir oft so peinlich, daß ich, läge mir das allgemeine Beste nicht mehr am Herzen, als mein eigenes Wohl, schon längst Alles auf's Spiel gesetzt haben würde. Anstatt daß ich eine Armee von mindestens 20,000 Soldaten habe, stehe ich hier im Lager mit weniger als der Hälfte, die Kranken und Beurlaubten mitgerechnet, und die Uebrigen weder bekleidet noch bewaffnet, wie sie sein sollten. Mit einem Worte, meine Lage ist so, daß ich allerlei Kunstgriffe anwenden muß, um sie vor meinen eigenen Offizieren zu verbergen.“ — Darf es je eine Nothlüge geben? Wir finden etliche Male, daß Washington die Zahl seiner Mannschaft größer angab, als sie wirklich war, um nicht den Feind zu einem raschen Angriff herauszufordern. Dies ist aber auch das Einzige, was ihm eine rigorose Moral zur Beschämung aufrechnen könnte, das Einzige, was wir in der bändereichen Bibliothek über sein Leben zu finden vermochten. Indeß wurde Washington auch regelmäßig dafür gestraft. Denn jede solche Angabe nährte zugleich die Flauheit und Kargheit der Staaten gegenüber der Armee. Erst, wenn der Feind vor den Thoren stand und das Feuer der Noth gleichsam zum Dach hinausschlug, pflegten sich die Vertretungen zu wirksamern Opfern herbeizulassen, und dann war es meist zur vollen Wirkung zu spät. Fast mit jedem Winter wiederholten sich die unendlichen Mühen, womit der Feldherr von Anfang an seine Armee aus dem Boden zu stampfen hatte. Und aus was für einem Boden! Den Staaten fehlte es noch gänzlich an einer festen Einrichtung. Man wußte nicht, wer Koch und Kellner, an wen sich zu halten sei, um bestimmte Maßregeln durchzuführen. Es tagte ein Generalcongreß, aber er hatte keine förmlichen Vollmachten

Digitized by Google

und noch weniger Machtmittel. An dieses schwankende Institut war nun der Feldherr zunächst mit seinem Anliegen gewiesen, denn er war von ihm eingesetzt. Da fing denn mit der Berhandlung die Lantaisarbeit an. Die Mitglieder waren nur darin einig, daß die Rechte der Colonien gegen England vertheidigt werden müssten, kam es aber zur Berathung des Wie, dann klafften die Ansichten weit auseinander. Einige trugen sich immer mit dem Gedanken einer Aussöhnung mit dem Mutterland, Andere hielten den Kampf für einen allzu ungleichen, die Meisten allerdings zeigten sich im Vertrauen auf die Gerechtigkeit der Sache entschlossen, Alles daran zu setzen. Jedoch gerade diese stellten sich aus Scheu vor den Gefahren, die eine Militärmacht für die Freiheit haben könnte, fort und fort auf die Hinterfüße, wenn es galt, das Heerwesen kräftig zu fördern. Und in Betreff dieser Scheu vor Soldatenherrschaft hatte letztere Partei das ganze Volk für sich. Daher stand Washington, um wo möglich der Empfindlichkeit und dem Argwohn den Stachel zu rauben, während des ganzen Kriegs in ununterbrochener, eingehendster Correspondenz mit dem Congreß. Bei Allem, was er verfügte, fragte er zuvor an, um die Ehre des Versügens abzutreten. Freilich waren diese Anfragen insofern diplomatische Meisterstücke, als ihre Fassung und Beleuchtung die Antwort, welche er wünschte, fast unvermeidlich machten. Ohne daß der Congreß es sich bewußt wurde, war er das Werkzeug seines Generals, nicht umgekehrt. Ohne diese Thatsache war Alles, der Congreß, die Armee und die Sache der Bewegung selbst, schnell aus den Fugen gegangen. Aber sie sosiete unaufhörlichen Zeitverlust für die Armee und unbeschreiblichen Kopfzerbrechen für ihren Führer. Hatte nun Washington den Congreß zum Decret einer Maßregel vermocht, so fiel die Aufgabe, sie zur Ausführung zu bringen, abermals ihm zu. Die Exekution war nicht beim Congreß, sondern bei den Behörden und Ausschüssen der Provinzen. Da galt es einer Menge von Körperschaften und einzelnen Personen gegenüber unzählige Bedenken, Sonderinteressen, Gegenvorschläge, Widersetzlichkeiten, Ausreden zu bekämpfen und niederzuhalten. Die Ausbehung, Armirung und Besoldung der Truppen hatte bei jedem Feldzug mit alten und neuen Schwierigkeiten zu ringen. Man kenne die Noth kennen, welche meistens allein vermögend war, den Regierungen das Räthige zur Kriegsführung abzuringen. Bald kann ein Marsch nicht verfolgt werden, weil die Soldaten keine Schuhe haben und sich die Füsse gar zu wund gelaufen haben. Bald muß die Mannschaft in Ermangelung von Decken eine ganze Nacht beim Feuer stehen, denn sie kann sich zum Schlafe nicht niederlegen, weil auch die Kleider zu dünn sind, um sich gehörig damit zudecken zu können. Bald stossen wir auf ein paar tausend Soldaten, die weder Pulver noch Gewehre besitzen. Einmal für ofimal hören wir den Feldherrn klagen: „Etliche Tage war fast eine not kommene Hungersnoth im Lager. Ein Theil der Armee bekam eine ganze Woche, der übrige drei oder vier Tage gar kein Fleisch. Nackt und hungernd, wie sie sind, kann ich die Geduld und Treue der Soldaten nicht genug bewundern. Denn diese Entbehrungen hätten längst eine allgemeine Meuterei und Auflösung des ganzen Heeres herbeiführen können. Beängstigende Zeichen der Unzufriedenheit bemerken wir freilich oft, und nur die thätigste Hilfe von allen Seiten kann eine schreckliche Katastrophe abwenden.“ — Wenn zu alle dem hin der Sold für Offiziere und Gemeine nicht nur niedrig ausgeworfen, sondern häufig trotz den dringendsten Ermahnungen lange vorenthalten wurde, was Wunder, wenn je und je die Unzufriedenheit wirklich ausbrach: etliche Male drohte sogar Gefahr von Verschwörungen, der nur noch Washington persönlich mit seiner Weisheit, Milde und Festigkeit vorbeugen konnte.

Wer will von einem Feldherrn unter dem Druck solcher Verhältnisse mehr verlangen, wenn er doch zuletzt eine viel stärkere, weit reicher ausgestattete, ungleich besser disciplinirte und exercirte Armee aus dem Felde schlägt? Und was für eine sittliche und geistige Schwungkraft gehört dazu, unter dem Drucke solcher Verhältnisse niemals weder den klaren Blick noch den heitern Muth zu verlieren? Wenn man seinen aufrechten Gang durch diese prüfungsvollen Kriegsjahre verfolgt, wird man des Wortes eingedenk: „den Fuß in Todesschatten, das Haupt in Sonnenschein.“ Dieser Mann schien aus dem Kampf mit den Beschwerden und Drangsalen sogar neuen Muth zu schöpfen. Das Vertrauen in den schließlichen Sieg der gerechten Sache ließ er oder ließ ihn keinen Augenblick von Anfang bis zu Ende fallen. Als die Armee Schlappe um Schlappe erhalten hatte, bis auf ein unmächtiges Häuflein zusammengeschmolzen war, der Kleinmuth viele Amerikaner in's britische Lager oder zum Eide an die britische Krone zurücktrieb, der Congreß bereits aus Philadelphia floh, weil man die Einnahme der Stadt durch den Feind für gewiß ansah, fragte den Feldherrn ein Offizier, was denn nach letzterem Ereignis etwa noch gethan werden könnte? Washington erwiderte: dann wollen wir uns hinter den Fluß Susquehana zurückziehen, und von da, wenn's nöthig ist, bis hinter das Alleganygebirge. — Dies unerschütterliche Vertrauen hatte lediglich nichts von jenem fatalistischen Düster, worin sich gewisse Kriegsheiden schon eingehüllt: es gründete sich mit voller Klarheit auf den Glauben an einen lebendigen, gerechten, wundermächtigen Gott. Daher breitete es über das ganze Schalten und Walten des Mannes eine gleichmäßige Ruhe. Höchst selten ließ er sich aus ihr auffagen. Doch fehlt es nicht gänzlich an Beweisen, daß diese Ruhe keine bloße Naturanlage gewesen. Das Element der Leidenschaft konnte in Augenblicken gewaltig aus der Tiefe aufschäumen. Als im Gefechte bei Turtlebay die Miliz, wie manchmal, furchtsam auseinanderstäubte und in ihre Schreckensflucht auch die regulärer Truppe trotz allen Befehlen der Offiziere fortriß, sprengte der Feldherr ironsprechend unter die Flüchtlinge hinein und wollte sie zum Stehen bringen. Vergeblich: Er schleuderte grimmig seinen Hut zur Erde und rief: „Sind das die Leute, mit denen ich Amerika vertheidigen soll?“ Gegen Einige drückte er seine Pistolen ab, schyte Andern den Degen auf die Brust und war im Eifer so nahe vor den Feind gerathen, daß er sicher gefangen worden wäre, wenn nicht ein Adjutant den Zügel seines Pferdes ergriffen und ihn mit Gewalt zurückgerissen hätte.

Und wie der Mensch, so wußte auch der General zur geeigneten, allerdings wohl berechneten Stunde die kühnsten Wagnisse auszuführen. Wer sich an glänzenden Kriegserfolgen vergnügen will, der lese, was Washington leistete, als ihm der Congreß am Rande des Abgrunds freie Hand zum Handeln ließ, indem er ihm auf kurze Zeit diktatorische Gewalt anvertraute. Eine fort und fort zurückgeschlagene, in förmlicher Auflösung begriffene Armee führete er plötzlich über den Delaware auf den Boden des Feinds und gewann innerhalb acht Tagen die zwei großen Schlachten bei Trenton und Princeton, so daß nach drei Wochen die britische Armee von allen Posten am Delaware vertrieben, Philadelphia von der Gefahr befreit und die Provinz Neu-Jersey wieder erobert war.

Derartige Manövers mußten auch auf den Soldaten gewöhnlichen Schlags, dem es nicht behagen mochte, den Krieg stets nur vom Gesichtspunkt eines Mittels, nicht eines Selbstzwecks betrieben zu sehen, immer wieder so wirken, daß er an dem Feldherrn hoch hinaufsah. Dazu kam die treue Sorgfalt, welche Washington seiner Mannschaft angedeihen ließ. Deßwegen hing der Kern der Armee mit unbedingter Ergebenheit an ihm. Wenn sich aus dem Congreß oder den Provinzen oder dem Lager ärgerliche, neidische, vorwurfsvolle Stimmen gegen Washington bald leiser, bald lauter regten, hob ihn die Armee alsbald auf ihren Schild und trug ihn über die Anfechtungen hinweg. Selbst die Unzufriedenen, die Meuterer, die Verräther im Heer konnten sich der Ehrerbietung ihm gegenüber nicht erwehren. Während des Feldzugs von 1777 auf 1778, als die Armee in Valley-Forge lagerte, entspann sich eine sehr ernsthafte Cabale gegen den Feldherrn, deren Fäden sich aus dem Offiziercorps bis in den Congreß hineinzogen. Es wurden Briefe veröffentlicht, angeblich von

Digitized by Google

Washington, worin dieser den Eitex schmähte, mit dem der Congreß die Unabhängigkeitserklärung beschlossen habe und den Krieg in einem so unversöhnlichen Geiste gegen England fortführe. Die Absicht lag auf der Hand: man wollte den Feldherrn discreditiren, der in seinen öffentlichen Handlungen gerade den Standpunkt einnahm, daß von einer friedlichen Lösung keine Rede mehr sein könne noch dürfe. Als ihm die Unabhängigkeitserklärung vom Congreß überfandt wurde, hielt er sie feierlich vorlesen und in der Tagesordre hieß es: „Der General hofft, diese wichtige Begebenheit werde ein neuer Beweggrund für einen jeden Offizier und Soldaten sein, seine Pflichten mit Muth und Treue zu erfüllen, da er weiß, daß wir den Frieden und die Freiheit unsere Vaterlandes nunmehr nächst Gott einzig und allein dem Glück unserer Waffen verdanken können, und da wir von jetzt an Alle im Dienste eines Staates stehen, der mächtig genug ist, die Treue zu belohnen, und den Verdienstvollen zu den höchsten Ehrenstellen in einem freien Lande zu erheben." — Hienach hätte Washington ein elendes Lügenspiel getrieben. Ferner klog es mit anonymen Zuschriften an den Congreß, worin alles Kriegsunglück der Unfähigkeit des Feldherrn zugeschrieben wurde, den man stürzen wollte. Washingtons Auge entging das Getriebe der Bosheit nicht, allein er that, als ob er gar nichts bemerkte, und gieng auf der Bahn seiner Pflicht festen Schrittes fort. Als ihm der Präsident einen jener anonymen Briefe zusandte, äußerte er sich darauf: „Ich weiß nicht, wie ich Ihnen meinen Dank für Ihre Freundschaft und Güte ausdrücken soll bei einer Veranlassung, die mich so nahe angeht. Es war mir nicht unbekannt, daß seit einiger Zeit sich eine tückische Partei gegen mich gebildet hat; da mein Gewissen mir aber das Zeugniß giebt, daß ich immer gethan habe, was ich konnte, um die großen Pflichten des mir anvertrauten Amtes zu erfüllen, so machte es mir keine Sorge, und nun mein Gefühl wurde schmerzlich verletzt. Die gefährlichen Folgen, welche eine innere Entzweiung für das allgemeine Wohl hervorbringen kann, bennruhigen mich aber sehr. — Da ich nie eine andere Absicht hatte, als für das Heil meines Vaterlandes zu arbeiten und ich nach keiner andern Ehre trachte, als nach der, welche der Beifall meiner Mitbürger mir spendet, so entziehe ich mich durchaus nicht einer freien Untersuchung alles dessen, was ich gethan, und will es gern ertragen, wo selbst die mir feindliche Partei etwas wirklich Tadelnswerthes entdeckt. Der anonyme Brief enthält einige schwere Anklagen und ich wünsche, daß er dem Congreß übergeben werde. Dies verlange ich um so mehr, da die Unterdrückung oder Verheimlichung desselben Ihnen vielleicht später Unannehmlichkeiten zuziehen könnte; denn man kann nicht wissen, wer oder wie Viele mit dem Inhalte bekannt sind. — Meine Feinde suchen auf eine unedle Weise Vortheile über mich zu gewinnen. Sie kennen alle Schwierigkeiten meiner Lage und wissen, daß Beweggründe der Politik mir verbieten, mich so, wie ich wohl könnte, gegen ihre hinterlistigen Angriffe zu vertheidigen. Sie wissen, daß ich ihre Verleumdungen, mögen sie mich noch so hart treffen, nicht widerlegen kann, ohne Geheimnisse zu enthüllen, die von der größten Wichtigkeit sind. Wie könnte ich aber auch erwarten, dem Tadel zu entgehen, der einen Jeden ohne Ausnahme trifft, der auf einem hohen Platze steht? Verdienste und Talente, die ich mir keineswegs zuschreiben kann, waren stets das Ziel der Verleumdung. Mein Herz sagt mir, immer sei es meine Absicht gewesen, das Beste zu thun, so wie die Umstände es gestatteten; doch mein Verstand mag sich wohl oft in der Wahl der Mittel getäuscht haben und bei vielen Veranlassungen scharfen Tadel verdienen." — Es kam aber zu keiner Untersuchung: nicht blos das Heer, sondern auch das Volk wehrte sich dagegen, als gegen eine Schmach, zu laut. Und die Ränkeschmiede verkrochen sich von selbst. Jedoch mußte dem Feldherrn eine seltsame Genugthuung werden. Ein Brigadier, Namens Conway, spielte die Hauptrolle in der schmutzigen Cabale. Derselbe, ein Franzose von Geburt, wurde im Duell von einem amerikanischen Offizier verwundet und fühlte sich dem Ende nahe. Da peinigten ihn Gewissensbisse und er schrieb noch mit zitternder Hand an den General: „Ihre sind in meinen Augen ein großer und ein edler Mann. Möchten Sie sich lange der Achtung, Verehrung und Liebe dieser Staaten erfreuen, deren Freiheit Sie durch Ihre Tugend gegründet haben!" —

Noch öfter ließ Washington solche Angriffe auf seine Person unberücksichtigt; galten sie aber der Sache, der er diente, so fuhr er äußerst energisch darein. In der Schlacht von Monmouth wich der General Lee, der Nächste im Commando nach dem Feldherrn, auf eine höchst unnöthige daher auffallende Weise mit seinem Flügel zurück. Washington sprengte gegen ihn heran und nöthigte ihn mit derbem Herrscherton umzukehren. Lee wollte sich nach der Schlacht diese Behandlung nicht gefallen lassen und wandte sich in einem trotzigen Schreiben an den Feldherrn. Es muß beigefügt werden, das Lee der Kandidat der Mißvergnügten war, welcher an die Stelle Washingtons hätte treten sollen. In diesem Falle glaubte der Feldherr das Kriegsgericht entscheiden lassen zu müssen, und dasselbe that den Spruch, General Lee habe sich wegen schlechter Haltung vor dem Feind und wegen Mangels an Ehrerbietung vor dem Befehlshaber auf 12 Monate vom Kommando zurückzuziehen. Der Congreß bestätigte diesen Spruch und Lee verließ auf immer die Armee. — Als ein hochbegabter und hochverdienter General, Namens Arnold, aus beleidigtem Ehrgeiz und wegen Ueberschreitung seine Heeresabtheilung zum Feind überführen wollte, selbst auch wirklich übergieng, erwischte man den englischen Major, der in amerikanischer Uniform gekommen war, um den Verräthern das Geleite zu geben. Das Kriegsgesetz verurtheilte ihn als Spionen zum Tode und Washington ließ es trotz allen Anstrengungen von englischer Seite walten. — Nicht lange hernach lehnten sich die Truppen in Pennsylvanien und Neujersey auf, erschlugen einige Offiziere und verjagten beharrlich den Gehorsam. Da ließ Washington tausend Mann, die in den Hochlanden standen, gegen sie marschiren, und die Meuterei mit Gewalt zu dämpfen. Es gelang und die Rädelsführer wurden erschossen. Das scharfe Exempel that für immer die beste Wirkung. — Solche Exekutionen kosteten den Feldherrn freilich eine große Selbstüberwindung. Denn der hervorstechende Zug seines Charakters war eher Weichheit als Härte. Nicht nur seine eigene Mannschaft bekam das innige Mitleiden, das ihn für ihre Leiden unmtrieb, reichlich zu erfahren, sondern auch dem Feinde gegenüber bewährte sich, soweit es nur die Umstände erlaubten, seine Menschlichkeit. Die englische Armee hatte, es war schon im Ausgang des Kriegs, einen amerikanischen Offizier gefangen und wider alles Recht ohne Weiteres aufgehängt. Die Sache wurde eidlich bezeugt und erregte natürlich die tiefste Erbitterung. Umsonst verlangte das Kriegsgericht den Führer der Truppe, welche die Greuelthat begangen hatte, vom englischen Commando heraus. Nun wählte man durch das Loos einen englischen Gefangenen von gleichem Rang, um an ihm das Wiedervergeltungsrecht zu üben: es traf einen jungen Mann von 19 Jahren, Capitän Asgill. Mehrere Monate schwebte er in Todesfurcht: Washington war geneigt, ihn loszugeben, aber der Congreß schwankte hin und her. Mittlerweile schrieb Asgills Mutter, eine auch von andern Trübsalen tiefgebeugte Frau, herzerreissende Briefe. Das französische Ministerium verwendete sich auch für den Armen, und so ging endlich Washingtons Antrag auf Entlassung aus den Foltern glücklich durch. — Solche Züge verstehten ihre Wirkung auch auf die feindliche Armee nicht. Der Name Washington wuchs im Verlaufe des Kriegs zu einer wahren Kriegsmacht an und übte auf die englische Regierung einen moralischen Druck aus, dem es hauptsächlich zuzuschreiben ist, daß sie an einer Unterwerfung der Colonieen endlich verzweifelte und in den Friedensschluß willigte.

(Schluß folgt.)

„SUCH' DIE BLUMEN DIR IM THAL!"

VON

UFFO HORN.

FÜR

SOPRAN UND ALT MIT BEGLEITUNG DES PIANOFORTE

COMPONIRT

VON

WILHELM SPEIDEL.

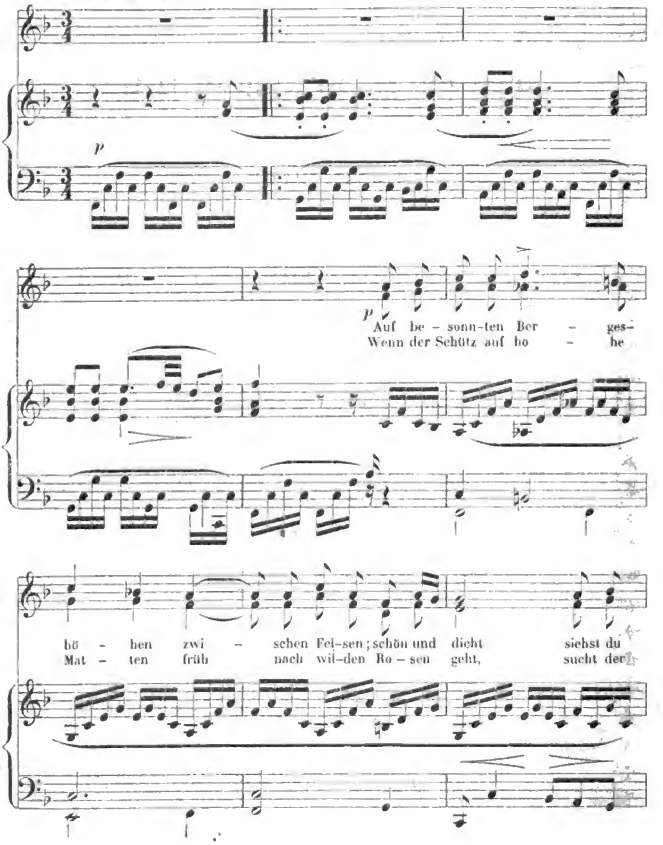
Verlag von Krais und Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

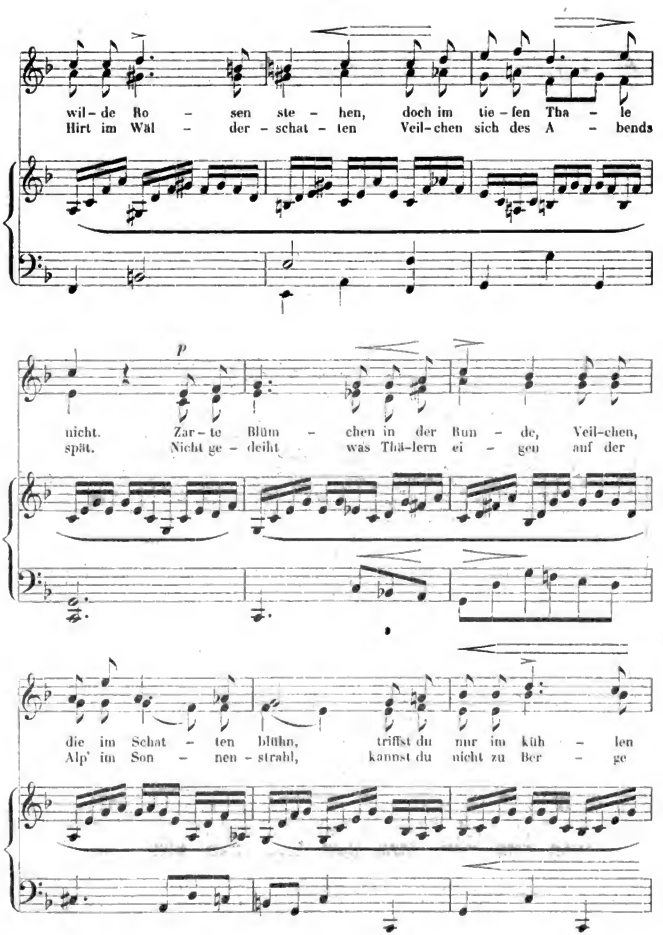
„Such' die Blumen dir im Thal!"

von Uffo Horn.

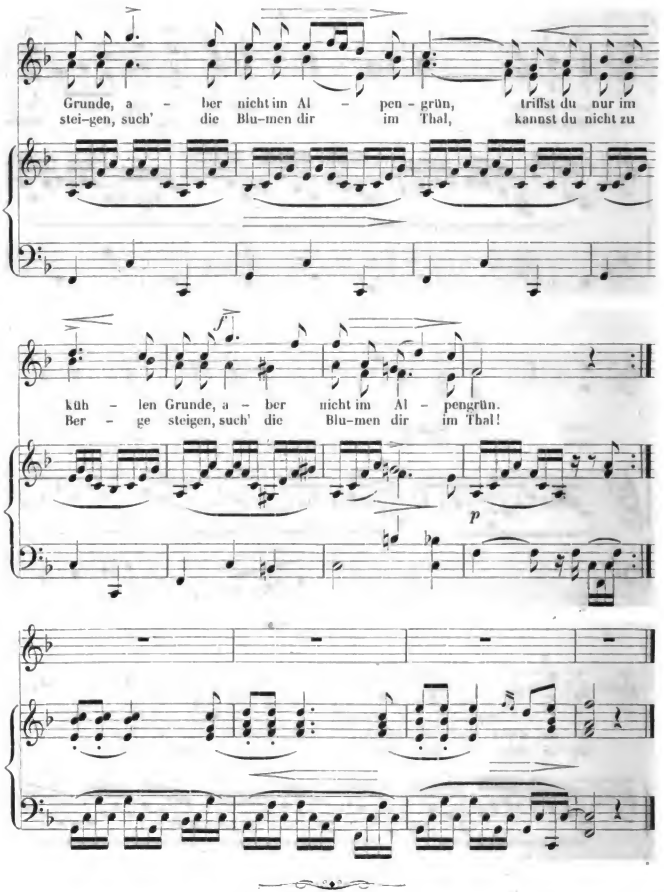
Andante con moto. Comp. von Wilhelm Speidel.



Digitized by Google



Digitized by Google



Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Alpenwanderungen in Piemont.

Von **Ludwig Gantter.**

3. Monterone — Ortaſee.

Vogogna hatte am Morgen nach unſerer Rückkehr aus dem Anzascathale ein ganz verändertes Ausſehen. Es hatte die ganze Nacht über geſchüttet, wie es eben nur im Gebirge ſchütten kann. Hefenartig und bleiſchwer hingen die noch nicht ausgeregneten Wolken über dem Städtchen, ein

San Giulio.

wahrer Eulenhimmel war an die Stelle des ſonnigen Azurs getreten. Die Landſchaft war von dem heitern D-dur — Mozarts Lieblingstonart — in das ſchwermüthige Des-dur eines Chopin'ſchen Nocturne transponirt, und abwärts gegen den Lago Maggiore hin war Himmel und Erde rabenſchwarz, und der Wolkenkampf glich einem Oſſian'ſchen Schlachtenbilde. Die Ausſicht auf einen regneriſchen

Tag brachte mich in eine weniger fromme Stimmung, als diejenige Göthe's war, als er auf seiner Schweizerreise einst wirthshausgebannt war, was die Engländer inn-bound nennen. „Wir gehen fleißig an's Fenster", schreibt er, „und sehen uns nach der Witterung um, denn wir sind jetzt sehr im Falle, Winde und Wolken anzubeten!"

Doch kamen auch wir in den Fall, ein Stoßgebet herzusagen, denn als wir wetterprüfend am Fenster standen, lief mir ein Marienkäfer vom Fenstergesims aus auf die Hand. In der Volkspoesie heißt dieser liebe Käfer — den auch der rohste Mensch nicht zu zertreten oder zerquetschen wagt, weil er der Herrgottsvogel ist — Frauenkühle, und er wird angerufen um Sonnenschein zu bringen, denn er wohnt im himmlischen Gewässer bei der Göttin Hulda und bringt die Seelen der Kinder aus dem himmlischen Brunnen zur Erde. Wir beteten daher den Spruch:

> Frauenkühle
> Sitz auf's Stühle,
> Flieg über die Tannenbäum'
> Und bring uns schön warmen Sonnenschein!

Dann beobachteten wir genau, ob er mehr als sieben schwarze Punkte auf seinen Flügeldecken trage, denn hat er ihrer mehr, so regnet es fort und fort und es giebt ein theures Jahr. Und siehe da, Frauenkühle stiegt auf durch's offene Fenster zu seiner Herrin: Frau Holda trocknet sich die Augen und lächelt wieder freundlich, die Wolkenschleier fallen, und die ganze Landschaft scheint in ungeahnten Modulationen sich aufzulösen, unerwartete Vorberge sondern sich staffelförmig vom Grundstecke ab, und die Sonne geht siegreich aus dem Kampfe hervor.

Die Erscheinungen der Gebirgswelt sind so wunderbar wie die des Oceans. Sich in dieselben hineinzuleben, erfordert mehr Zeit und Ruhe, als dem gewöhnlichen Lustreisenden beschieden ist. Darum lesen wir in den Beschreibungen der Alpenwanderungen meist nur von Felsgründen, Matten, Zerklüftungen, steilen Abhängen, aber nichts von den wunderbaren jugenartigen Verkürzungen, Zusammenziehungen, Erweiterungen der Bergmotive, nichts vom Hervor- und Zurücktreten, von optischen und perspektivischen Täuschungen, von Erprobungen der Höhe durch's Augenmaß und der Entfernung durch den Zustand der Atmosphäre, durch Wolkenspiele, durch scheinbare Verquickung der Wolken mit dem Gebirge. Wohl hat Jean Paul dies richtig gefühlt, wenn er sagt: „Es gibt einige mit einer ganz unleserlichen Hand geschriebene Blätter im Buche der Natur, die nur der lesen kann, der sich lange mit der Handschrift vertraut gemacht."

Die Landstraße, auf der wir dem Ortasee zuwanderten, nahm bald den Charakter der lombardischen Heerwege an, schnurgerade und mit einer unabsehbaren Reihe von granitnen Schutzwehrsteinen eingefaßt. Doch die Berge zur Linken sind so prachtvoll zerfägt und zerknittert, wie der Resegene bei Lecce, mit dessen Beschreibung Manzoni seine Promessi sposi beginnt, und es fallen so hübsche Gießbäche herab, daß wir es nicht für nöthig hielten, uns die Langweile durch Zählen der Granitsteine zu vertreiben, wie es in der Ebene nothwendig wird.

Bei Migiandone geht es über die Tosa, wiederum in einer Fähre, denn vor 10 Jahren theilte die steinerne Brücke auch hier das Schicksal der andern. In Ornavasso zeigt sich der Monte Orfano als verwaister Berg im Vordergrunde. Er ist nicht sehr hoch, fällt aber steil gegen die Tosa ab, die sich um ihn herumwindet, ehe sie in den Lago Maggiore fällt. Vor uns erhebt sich nun auch der Monterone, eine Bergwand wie der Rigi, mit mehreren niederen Kuppen. Rechtwinklich gegen ihn fallen die Berge ab, welche das Stronathal einengen und sich bei Omegna zu Hügeln abschwächen.

Bei Gravelona verließen wir die Simplenstraße und wandten uns dem Ortasee zu. Der Lago Maggiore kann von hier aus nicht gesehen werden, wohl aber sein Vorposten der Lago di Mergozzo, der zwischen den Marmorbrüchen von Candoglia und dem Monte Orfano eingebettet ist. Bekannt ist, daß der Dom zu Mailand aus diesen Marmorbrüchen seine Quader bezieht. Ungeheure Schutthalden von Marmorblöcken überdecken wie eine Lawine den untern Bergabhang. Auch der Orfano enthält Marmorbrüche, die jetzt stark ausgebeutet werden.

Mit großer Spannung gingen wir die neue Straße in's Stronathal hinauf. Die Strona kommt vom Monte Castella in südöstlicher Richtung herab, bildet zuerst ein wildes, schluchtenreiches Gebirgsthal und nähert sich bei Omegna dem Ortasee so sehr, daß sie auf der Landkarte in ihn zu münden scheint. Dem ist aber nicht so, sie macht plötzlich eine rechtwinkliche Wendung und fließt nördlich der Tosa zu, zu deren Deltamündung sie einen Arm bildet. Der Ortasee sendet ihr bei Omegna sein klares Abwasser zu, so daß sie in heller Transparenz an der Straße herabfließt.

In anderthalb Stunden erreichten wir Omegna. Wir mußten das ganze Städtchen durchwandern, bis wir zum Albergo Muschini oder della Posta gelangten. Der Gasthof liegt hart am See, der mitten in dem Regenschauer, welcher uns überfiel, eine ganz eigenthümliche aschhelle stählerne Farbe hatte. Da der Ortasee durch eine Landzunge getheilt wird und man ihn von hier aus schief sieht, so daß Breite und Länge zusammenfallen, so wird dieser obere See zu einem in sich abgeschlossenen Landschaftsbild. Seine unmittelbaren westlichen Ufer sind nur steile grüne Hügel; hinter ihnen erheben sich aber hohe Berge in den weichsten Rundformen und mit streifend anschwellenden Bühlmatten.

Der Ort ist sehr belebt. Auf der Brücke hart am Gasthofe ist reges Thun und Nichtsthun. Die Barcajolen feiern und treiben jetzt Politik. Ohne Zweifel fragen sie sich, ob das kühne Schiff Piemont mit seiner schweren Fracht von Reformen und Umirungsplänen eben so sicher die stürmische See durchkreuzen werde, wie ihre zerbrechlichen Nuß-

Digitized by Google

ſchalen, die den Verkehr mit Orta vermitteln müſſen, ſelbſt auf der durch Winterſtürme oder durch den Frühlingsföhn oft zu einer ſpitzgrätigen Wogenmaſſe aufgefurchten Seefläche.

An der Brücke ſteht das neugebaute palaſtähnliche Stadthaus mit einer großen Markthalle im Erdgeſchoß. Der Seeabfluß wallt in ziemlich breitem Bette der Strona entgegen. Maleriſch überhängen ihn einige Häuſerbalkone.

Am nächſten Morgen unternahmen wir die Beſteigung des Monterone, der als der Rigi Oberitaliens vielgenannt aber wenig beſucht iſt. Herr Muſchini hatte uns einen ſehr gewandten Führer, Carlo Bertrami, verſchafft, der auch zugleich Bootsmann iſt. Der kürzere Weg führt von einem engen Gäßchen aus gleich ſteil hinauf durch Geſtrüpp und Knickicht. Man windet ſich dann um eine Schlucht herum und gelangt zu einer Bergwand, die ſonſt mit dem ſchönſten Laubwalde bedeckt war, aber vorigen April durch einen Waldbrand verheert wurde. Iſt man zwei Stunden ſteil geſtiegen, ſo kommt man auf die Alpenweiden und bald an eine Sennhütte, wo wir laue Ziegenmilch tranken. Der Senne war ein alter Mann, kreuzlahm und halb kniegebrochen, denn er war einſt von einem wüthenden Stiere verfolgt und über einen Felſenknauf hinabgeſtoßen worden. Mit ſtrahlender Freude erzählte er, wie er nachher aus Rache den Stier aſſaſſinirt habe.

Von der Sennhütte aus erreicht man in einer halben Stunde den Monte Rotundo — eine weiche Kuppelabrundung des Berges. Hier iſt kein Geſträuch mehr. Wie der Sammtteppich eines Louvre-Grasbeetes oder eines Kenſington-Gartens iſt die Matte dicht abgeſchoren, und elaſtiſch gehoben ſchwebt der Wanderer darüber hin. Als wir die höchſte Kuppe erreicht hatten, kämpften die Wolken wieder mit der Sonne. Wie ein neckender Vorhang ließen ſie ſich bald hinauf, bald herab, ſchoben ſich bald rechts, bald links, ſo daß wir zuerſt nur ahnen durften, was vor uns lag. So lüftet der Polichinello neckend von Zeit zu Zeit ſeinen Guckkaſtenvorhang, um der Kinder — großer und kleiner — Erwartung auf's Höchſte zu ſpannen. Endlich konnten wir den Lago Maggiore zu unſern Füßen erblicken mit ſeiner reizenden Inſelgruppe. Dann tauchten die zwei neuen öſtreichiſchen Forts von Laveno aus dem Nebel auf, deren geſchützſtrotzende Wälle die ruhige Stimmung, in welcher der Farbenton des lauen Seeſpiegels aufgetragen war, unnöthig ſtörten. Immer weiter hinauf heben ſich die Schleier — das ſchöne Geſtade bis Luvino glänzt über den See herüber — der Saſſo di Ferro, der Monte Michele, der Camera dei Fiori erheben ſich mit ihren abgeſchüttelten Vorbergen und verdecken das tiefe Gebirgsbecken des Luganer-Sees. Ein Labyrinth von Bergzügen thürmt ſich hinter dieſem Becken auf. In ihren tiefen Thälern wohnen Klevner, Bergeller und Velteliner und die glücklichen Anwohner des Comer- und Lecco-Sees. Dieſe Bergketten erhalten ihre Gipfelung durch die beiden Pyramiden der Berninakette und des Ortler — des höchſten deutſchen Berges!

Von der Abdachung dieſer Gebirge gleitet das Auge herab in die große lombardiſche Ebene und zu den köſtlichen Hügeln, an deren Fuß ſich der ſilberne Schieß — man geſtatte dies in Ortsnamen noch erhaltene ächt deutſche Wort für das engliſche sheet of water — des Lago di Vareſe ſich ſo koſend anſchmiegt. Auch die Lachen des Lago di Comabbio und Lago di Monate, ſowie das untere flache Geſtade des Lago Maggiore ragen in die Ebene hinein. Triumphirend zeigte mir Bertrami den Dom von Mailand. Ecco il Duomo, rief er mehrmals aus, denn das war ihm der intereſſanteſte Anblick. So beſteigen viele Schwarzwälder die Hornisgründe, nur um das Straßburger Münſter zu ſehen. Meine Blicke aber ſchweiften hinüber zu dem zauberhaft beleuchteten Fachgefüge der Bergamasker Berge, die ſich in einen phantasmagoriſchen Hintergrund auflöſen ſchienen.

Nordwärts wendet ſich das Auge zu den Miſoxer- und Laventinerbergen und zu jenem gordoniſchen Knäuel von Gebirgshäuptern, die ſich zwiſchen der Toſa und dem Langenſee wie ein vieladriges Netz zuſammenſchürzen. Hier ſind die unbeſuchten, ganz verkannten Thäler der Maggia, des Cavernone, das Val Lavezzora, Val Verzaſca, Val Cannobbio, das große Querthal Val Vigezzo und der Diſtrikt der Centovalli, welcher Name den beſten Begriff von den vielen Maſchen dieſes Gebirgsnetzes gibt und ebenſo bezeichnend iſt, wie der Name Milletètes, der einem ähnlichen Labyrinthe, dem der Secalpen vom Cornicepaß aus geſehen, gegeben wird. Wer nennt die Namen, zählt die Häupter des vor dem Monterone zur Muſterung gelagerten Alpenheeres? Nur die allernächſten, welche die vor uns ausklaffenden tiefen Thaleinſchnitte des Val Grande und Val Intragna umgeben, mögen hier genannt werden — der Pizzo di Pecore (Viehberg), der Monte Faje (Buchenberg), Pizzo Pernis (Rebhuhnberg), die Colma del Saſs (Felsberg), Monte di Paurasca (Angſtſchweißberg), Monte Spalavera (Schluchtenberg), Monte Leda. Aber wer hat ſie durchwandert, wer hat mit den dort athmenden Menſchen das Brod gebrochen? Einiges davon wird alsbald dem Leſer geoffenbart werden.

Bei einem ſo reichen Augenſchmauſe wie der Monterone ihn bietet, wird man wahrhaftig zum Feinſchmecker, man möchte ſich den beſten Biſſen pour la bonne bouche aufbewahren. So hatten wir uns den Anblick des Monteroſatteckes bis zu guter Letzt aufgeſpart. Aber als wir uns ſeiner Kehrſeite zuwendeten, zeigte er nur ein ganz verworrenes Bild. Es war als ob in den Firniß des Oelgemäldes ein Aetzſtoff geniſcht worden wäre, ſo zuſammengeklecket und milchgeronnen waren die Farben, ſo verwiſcht die Conturen, ſo überfloſſen die Perſpektive vom ſepiadunkeln Horizonte. Die Nebel hatten ſich theils zu Wolken zuſammengeballt, theils

Digitized by Google

ſtrichen ſie in horizontalen Schichten an den Berggeländen herum. Hie und da tauchte ein Gletſcher oder eine Eispyramide grau in grau hervor.

Doch lag der Ortaſee in ſeiner ganzen Ungezwungenheit, in all' ſeiner Lieblichkeit unterhalb dieſes wirren Bildes, ein wahrer Gartenſee, wie ſein Name (orta ſtammt vom lat. hortus ab) bedeutet, mit der Legendeninſel San Giulio, dieſer beſcheidenen Rivalin der Borromeiſchen Inſeln, und wie der See ſelbſt noch unberührt vom Gänſeſtrich der Touriſtenwelt! Ja, nicht mit Unrecht nennt man den Monterone den Rigi Oberitaliens; denn wie dort der Vierwaldſtädter-, der Zuger- und der Lowerzer-See den Fuß des Rundſchauberges umwallen, ſo thut es hier der Lago Maggiore und der Orta-See, und beide bieten dem Auge ein ſchöneres, ſüdlich wärmeres Bild, als der doch etwas düſtere, bergeingeſchnürte, nur gegen Luzern hin freier aufathmende Vierwaldſtädterſee, oder der noch überlebende Zeuge einer der gräßlichſten Gebirgskatastrophen mit dem bis in's innerſte Eingeweide aufgeriſſenen Roßberg und den Trümmerblöcken an ſeinem Rande. Aber auch bezüglich der Fernſicht dürfen ſich beide mit einander meſſen. Vielleicht bietet der Monte Generoſo bei Lugano, der in neueſter Zeit zu Ehren zu gelangen ſcheint, eine großartigere Ausſicht in die innere Gebirgswelt dar als der Monterone, aber da letzterer mehr gegen die Ebene hervortritt, wird auch ſeine Horizontlinie höher und länger, überdies zeigt ſich von hier aus der Apennin gewiß noch ſchöner. Heute freilich ſahen wir ihn höchſt unvollkommen, indem nicht nur eine prachtvolle Wolkenſchichte aus dem ligurischen Meere aufgeſtiegen iſt, ſondern auch die Sonne ſich zwiſchen uns und ſeine matten Umriſſe geſtellt hat, ſo daß wir kaum das halbausgetrocknete Bett der Seſia bis zu ihrer Mündung in den Teſſin verfolgen konnten.

Um Mittag ſtiegen wir vom Monterone nach Omegna herab, ohne den Parco dei Cavalli del Re, das Geſtüte des Königs zu ſehen. Hier oben hielt ſich früher eine Räuberbande auf. Mehrere Kreuze bezeichnen Mordthaten. Die vortrefflichen Piemonteſer Carabinieri haben das Land von ihnen geſäubert, aber nicht von den Schlangen, die hier hauſen.

Legende: St. Julius wandelt über das Waſſer.

Und daß dieſe in den Reiſehandbüchern nicht blos aufgewärmt werden, kann ich bezeugen. Denn als ich gerade mit meinem Alpenſtocke von der durch den Waldbrand ganz verwitterten Graniteberfläche das verſengte Moos loszuſchälen mich unterhielt, ziſchelte eine drei Fuß lange, ſehr dicke Viper an mir vorüber, die nach der Verſicherung Bertrami's zu der Gattung der giftigen gehörte. Er nannte ſie biſsone. An derſelben Stelle kreiſte gerade ein herrlicher Falke über uns. Ohne Zweifel hatte er beabſichtigt, einen Stoß auf die Viper auszuführen — denn der ſtolze Thurmfalke verſchmäht nicht einmal Kröten und Salamander, und hält Vipern immerhin noch für einen Leckerbiſſen, d. h. wenn er keine Stein- und Schneehühner oder junge Haſen erwiſchen kann. Da er durch uns geſtört wurde, wiegte er ſich ruhig Halt machend in der Luft — oder wie man zu ſagen pflegt, ſetzte er ſich in der Luft — und als wir die Viper eine Strecke weit auf dem verbrannten Moosgrunde verfolgten, zerſchlug er unter hellem Gri-gri-gri mit ſeinen ſpitzen Flügeln die Luft und entſchwand bald unſern Blicken.

Nun wandten wir uns abwärts gegen den Ortaſee, aus deſſen luſtklarem Spiegel alle die Najaden- und Niren-, Hylas- und Loreleimythen auftauchten, die kein Menſch glauben will, und deren Anziehungskraft ſich doch Keiner erwehren kann. Denn wie das menſchliche Auge ſelbſt bei dem vollendetſten, idealiſirteſten und reinſten Ebenbilde der Gottheit unter allen Reizen, ſeien ſie ſinnlicher oder geiſtiger Art, doch den größten Zauber ausübt, und allein den Geiſt zum Geiſt, den Körper zum Körper lockt und bannt, ſo fühlt man ſich auch in der ſchönſten, der üppigſten oder erhabenſten Natur am unwiderſtehlichſten vom Waſſer angezogen. Daher ſind Flüſſe und Seen gleichſam die Augen der Erde, eine Idee, welche Lamartine in einer ſeiner Oden ſo ſchön ausgedrückt hat:

Otez les eaux à la terre,
La terre sera sans yeux,
Et jamais sa face austère
Pleine d'ombre et de mystère
Ne réfléchira les cieux.

Nach zweiſtündigem Marſche kamen wir in

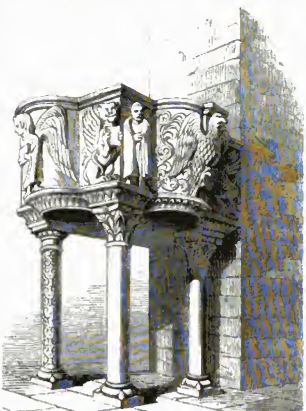
Digitized by Google

Omegna an, wo ein vortrefflicher Anguilla, friſch aus dem See, in Mangoldblätter eingewickelt und mit ſaftigen Limonenſcheiben umrandet, unſrer harrte. Dem Dikaiopolis in Ariſtophanes' „Acharner'n" konnte die treffliche Aalraupe im Kerbelſchmuck nicht beſſer gemundet haben. Gewiß ſteht der Ortaſee hierin dem Kopaiſchen See in Böotien nicht nach, deſſen Aale eine Lieblingsleckerei der Athener waren.

Ich hatte auf der heutigen Wanderung mein neues Dolchmeſſer vermißt. Ich vermuthete, es im Schlafzimmer liegen gelaſſen zu haben, es fand ſich aber nicht vor, ja, es fehlte jetzt auch meine lederne Reiſeflaſche. Die Cameriera hatte nichts geſehen, weder von meinem Meſſer, noch von der Flaſche, und da ſie es mir mit hellen, offenen, großen Augen betheuerte, zweifelte ich gar nicht an ihrer Redlichkeit. Auch Signor Muſchini wußte nichts davon, kein Menſch im Hauſe wußte davon. Ebbene pazienza! dachte ich. Als aber die Cameriera hinausgegangen war, um die Rechnung zu holen, nahm ich mir die Freiheit, in der Schublade des Gläſerſchrankes einen Prepfzieher zur Entſiegelung einer Flaſche Gazeuſe zu ſuchen und da lag — unter zuſammengefalteten Tellertüchern verborgen: mein Meſſer und meine Flaſche. Die Cameriera machte große Augen — aber nicht auf uns gebettet — als ſie beide Gegenſtände auf dem Tiſche vor uns liegen ſah.

Dieſelbe Flaſche hatte ich vor einigen Jahren im goldenen Falken zu Zürich liegen laſſen, und als ich das Jahr darauf wieder durch Zürich kam und mich darnach erkundigte, war ſie auch in einer Schublade aufbewahrt, aber in Reſerve gehalten für den wieder erſcheinenden Eigenthümer.

Um 4 Uhr war die Barke bereit, die uns nach Orta bringen ſollte. Carlo Beltrami ruderte uns über die himmelabſpiegelnde Fläche. Der Ortaſee vermittelt die Alpenwelt mit der oberitalieniſchen Landſchaft vielleicht mehr als der Comer- oder der Langenſee, welche entweder zu ſchnell den italieniſchen Charakter annehmen oder zu lange den des Hochgebirgs beibehalten. Der Omegnaſpiegel gleicht eher einem See am Nordabhang der Alpen, etwa einem Starnberger- oder Tegernſee, mit den zerſägten hohen Marmorbergen des Toſathales im Hintergrund, die ſo maſſig und ernſt hereinſchauen, daß ſie auf einem Gemälde unnatürlich und ſteif erſcheinen würden. Auch liegen wenig Ortſchaften an dieſer Hälfte des Sees, da die montane Region — Berge von 2 bis 4000 Fuß Höhe — ziemlich ſteil ſich in den See ſtutzt, und deswegen auch die Kaſtanien- und Nußwälder nicht an's Ufer herabhängen können. Auch der ſüdliche Reiz der Villen fehlt; keine Pinien und Cypreſſen einer Tremezzina bezaubern das Auge, kein Bellaggio ſendet ſeinen Limonenduft herab, keine Iſola Madre läßt aus den Riſen des waſſerumſpülten Felsblockes Agavenkandelaber, purpurne Cacteen und goldige Fakelbüſchel aufſchießen. Wohl aber ſenkt ſich dieſer ſtille, von grünem Licht umſäumte, ſüddeutſch gerahmte Seeſpiegel eben ſo tief in das Gemüth des von ihm umfangenen Glücklichen, und wenn er ſo ſanft dahingleitet, al soave spirar di placid aura — fühlt er wie Platen „die Kraft unausſprechlicher Milde". Gewiß wird auch zu dieſem See in Bälde von Luſtreiſenden gewallt werden und da jetzt eine Fahrſtraße von Omegna nach Orta angelegt worden iſt, und eine Zweigbahn von Novara an den See in Ausſicht ſteht, ſo wird dieſer lachende Winkel Oberitaliens bald auch von Villen umgürtet ſein, und müßten ſie ſich auch in die Bergwand einniſteln, wie die Villen eines Plinius, einer Taglioni, Paſta oder Gräfin Becarné am ſteilen Ufer des unteren Comerſees, oder wie die neue palaſtähnliche Villa des Marcheſe Natta an dem Felſen-



Kanzel in der Kirche San Giulio.

bug des Städtchens Orta ſelbſt.

Doch glaube man ja nicht, der See ſei ſo unbewohnt, wie der Walchen- oder gar der Königsſee. Denn dort am Fuße des Monte Cregno liegt Nonio und dort Cefara, bei welchem ein ſchöner breiter Waſſerfall an Rebhügeln herabſtürzt. Auch La Punta mit der ſchimmernden Kirche auf einem Felſenknauf nimmt ſich maleriſch aus, und jetzt, wenn die Laubjunge umrudert iſt, öffnet ſich ein Bild, das mit der unteren Hälfte des Comerſees wetteifern kann; denn bekanntlich bildet dieſer von der Stadt Como bis Menaggio ſinſ in ſich ſelbſt abgeſchloſſene Seeſpiegel, nämlich den Comerhafen, das Villendiadem von Torno, den ernſten Spiegel von Argegno, die weichere Umrahmung bis

zum Vorgebirge Lenna und endlich das Paradies der Tremezzina. Unbeſchreiblich überraſchend iſt der Anblick der Inſel San Giulio mit ihrem hohen prieſterlichen Palaſte und ihrem ſchmucken in's Waſſer ſich tauchenden Häuſerovale, ein wonniges Eiland, auf dem man ſein Daſein in Ruhe verdehnen oder wie die Griechen ſagten, wo man ſein Leben verbaden möchte. Kein Wunder, daß hier jeder Zoll breit Erde als Hausraum benützt wird, daß ſelbſt für Baumalleen und Uferkaie kein Platz gelaſſen iſt. Nur eine ganz kleine Baumterraſſe am Landungsplatz bei der Kirche erlaubt dem Fremden den Anblick des Sees im Freien zu genießen. Hier müſſen alle Einwohner Brüder ſein, hier kann keine Zwietracht, kein Verbrechen das ſüße Leben ſtören. Nicht ſchöner kann jene Donauinſel ſein, von welcher der ungariſche Dichter Alexander Petöfi ſingt: „Mein Engel, haſt du die Donau geſehen und jene Inſel mitten im Fluß? So pflanze ich dein Bild hier mitten in's Herz. O wollteſt du auch ſo in mein Herz die grüne Hoffnung tauchen!“

Und dieſe Umgebungen! Oeſtlich der buſchwipflige, baumwedelnde, ſaftſtrotzende Sacro Monte von Orta, mit dem allzeit friſchgebadeten Städtchen zu ſeinen Füßen und dem ſtattlichen Kloſter Meſmo auf dem lorbeerumhegten ſüdlichen Vorſprunge. Weſtlich das verſtohlen aus der Waldſchlucht hervorlugende Pella, mit ſeiner Fiſcherhede und einer hoch oben auf dem Geſimſe einer wetterzernagten Felswand liegenden Wallfahrtskirche der Madonna del Saſſo di Boleto. Südlich ſchließt ſich der See ab mit einer niederen aber üppigen Hügelkette, auf welcher ſich der hohe Wartthurm von Buccione am Horizonte abzeichnet, hinüberſchauend in die weite Novareſiſche Ebene, die er einſt in den ſtürmiſchen Zeiten des Mittelalters ſcharf im Auge zu behalten genöthigt war. Noch hängt die ſilberne Glocke darin, welche, ſo oft ſie geläutet wurde, die ganze Umgegend zu den Waffen rief, aber ſelbſt in den ſtürmiſchen Tagen von Novara und Magenta blieben die Ufer des ſo nahen Ortaſee's unberührt vom Schlachtgetöſe.

Nicht minder reizend als die Inſel liegt das Städtchen Orta ſelbſt. Auch hier tauchen die Häuſer mit ihren Gartenbändern unmittelbar in's Waſſer, das rundgewölbte Erdgeſchoß bildet zugleich einen Schlupfhafen und eine Badewanne, jeder Hausbeſitzer hat einen Luſtkahn darin angetaut, oder wie die Schiffer ſagen: verteut. Keine Straße, keine Helgoland'ſche Bindfadenallee führt am Geſtade hin. Die Häuſer ſchweben über dem See, und ſchläfſt du im erſten Stocke, ſo hörſt du das Waſſer bei Nacht unter deinen Füßen an das Felſenfundament des Hauſes anbranden, denn das ganze Städtchen ruht auf einem Felſenriff, und tauchertief geht es von der Schwelle des roſigen Lichts jach in die purpurne Finſterniß hinunter. Doch hat ſich im Laufe dieſes Jahrhunderts durch Wegräumung einiger Uferhäuſer eine Piazza am See gebildet, die als Markt und Promenade ſtets belebt iſt. Eine ſchöne Ulme mit Sitzbänken umgeben ſteht an dem einen Ende des Platzes. Zwei Gaſthöfe mit ihren Café's liegen hier. Der eine, der Leone d'Oro, liegt hart am See, am Schluß der Marina. Seine Terraſſe gewährt einen ebenſo köſtlichen Frühſtück- oder Abendeſſenpavillon, wie die des Hotels Gennazini zu Bellaggio oder der Majolica zu Cadenabbia, und iſt doch ſo wenig von Luſtreiſenden beſucht, daß wir nicht nur heute die einzigen, ſondern auch die erſten Gäſte der Saiſon waren. Der andere Gaſthof, Albergo San Giulio, liegt nicht am See ſelbſt und iſt durch die Einkehr der Geſchäftsleute und Provinzialen ſtets ſo belebt, daß er für einen längeren Aufenthalt nicht die Annehmlichkeiten des goldenen Löwen bietet.

Selten in meinem Leben überwältigten mich äußere Eindrücke mehr denn heute Abend, als wir vom Landungsplatz der Inſel die hohe Treppenflucht hinaufſtiegen und unmittelbar in eine der älteſten chriſtlichen Kirchen traten, aus deren Halbdunkel Steinbilder, Pfeilerreihen und Kapitäler hervortreten, ſo uralt und ſeltſam als die des Doms zu Ravenna oder der Kirche Sant Ambrogio zu Mailand. Wir ſtanden auf urchriſtlichem Boden — aus dem Ende des vierten Jahrhunderts tauchten die Geſtalten der heiligen Brüder St. Julius und St. Julian vor uns auf. Wenn auch in einer veränderten architektoniſchen Hülle, befanden wir uns doch auf dem Boden der von ihnen gegründeten Kirche, und in der dunkeln Krypta ſtanden wir an ihrem unzweifelhaften Grabe. Welcher Zugwind hiſtoriſcher Erinnerungen umwehte unſere Stirne — freilich niederkalt und gelpenſterhaft, denn noch hat kein Geſchichtſchreiber es unternommen, dieſen hiſtoriſch ſo äußerſt merkwürdigen Ort mit Wärme und Detailſchmuck zum Gegenſtande einer Monographie zu machen, ja ſelbſt die Kunſtgeſchichte hat dieſes, vielleicht manche Räthſel löſende, uraite, aber mehrfach veränderte kirchliche Monument unbeachtet gelaſſen, indem weder Schnaaſe noch Kugler Kunde davon gehabt zu haben ſcheinen. Als ich auf der uralten, aber weichſtimmigen Orgel einige ſtrenge Fugenſätze zu ſpielen anfing, füllte ſich die Kirche mit Seminariſten und Lehrprieſtern. Nachdem ſie einige Zeit zugehört hatten, kam ein Prieſter zu mir herauf und ſagte: „Oh Sie ſpielen ſo ernſt, ſo unmelodiſch — bitte, ſpielen Sie uns eine marcia tedesca — einen deutſchen Marſch!“ Mit dem kleinen Rekruten oder dem Deſſauer wollte ich doch die Kirche nicht entheiligen, ſelbſt Mendelsſohns Sommernachtsmarſch ſchien mir nicht am Platze. So ließ ich den herrlichen Chor aus Tannhäuſer: „Freudig begrüßen wir die edle Halle“ mit vollem Regiſter erklingen, und zum Schluſſe donnerte Luthers Choral: Eine feſte Burg iſt unſer Gott, als der herrlichſte deutſche Siegesmarſch durch die weiten Räume. Gewaltig war der Eindruck, den er auf die Zuhörer machte, die mich mit der Frage beſtürmten, wer der Compoſitore dieſes energiſchen Marſches ſei. Er iſt von Meyerbeer, aus der Oper Gli Ugonotti! — Davvero? — Ja, wahrhaftig!

Der Abend war ſchon tief herabgeſunken, als

Digitized by Google

wir von San Giulio nach Orta hinüberfuhren; dennoch stiegen wir, der köstlichen Kühle und des gewürzigen Wohlduftes wegen, unverzüglich den grasverwachsenen Graupelweg hinauf zum Sacro Monte. Wohl wußten wir, daß auf diesem berühmten Kalvarienberge achtzehn abgesonderte große Kapellen mit lebensgroßen Bildergruppen aus terra cotta, von eigenen Hainen umfriedet, stehen, und doch bebten wir unwillkürlich zurück, als uns die Neugierde an das offene Gitter einer solchen leckte und wir darin einen knieenden Mönch erblickten, der mitten in der ihn umstehenden leblosen Gruppe langsam die Hände zu erheben anfing, bis sie über seinem Haupte sich wie zur Erhebung der Hostie falteten, das Gesicht jedoch blieb in dem schauerlichen Chiaroscuro so steif und starr, wie das der andern Thonbilder. Noch standen wir in stummer Verwunderung da, denn es war, als ob ein Scheintodter aus seinem Grabe stiege, als plötzlich die Hände herabsanken, und der Mönch wieder so regungslos und gespensterhaft da kniete wie zuvor. Wir wanderten weiter, unfähig uns die Erscheinung zu erklären. Als wir an eine andere Kapelle kamen, wo Jesus als Mönch auf einem Esel mitten unter einem wunderbar ergreifend gruppirten Haufen von Kindern und Weibern, Männern und Pferden, den Mittelpunkt bildete, trat ein Priester aus dem die Kapelle umhegenden Haine hervor und fragte: „Soll ich auch diese Figur in Action setzen?“ Es war der hier oben wohnende Offizian, der, um uns zu überraschen, die Fäden in Bewegung gesetzt hatte, welche an den Händen des Mönchs befestigt waren.

Auf der Terrasse des Leone d'oro saßen wir bis zur Mitternacht. Träumend lag die Insel San Giulio vor uns da. Das von einer leichten Nachtbrise aufgegrübelte Wasser hatte den Reflex des letzten Lichtes abgewischt. Wir lasen die Lebensgeschichte der heiligen Brüder Julius und Julianus, welche Abate Avogadro im Auszuge aus den Werken eines Bonino, Ippolito Porro, Piazza, Medroni, Giulini und Bonola herausgegeben hat. Wer so viele Biographen zählt, dessen Leben muß doch gewiß allgemeines Interesse erregen, und da die Geschichte dieser Brüder mit dem Ortasee so innig verwoben ist, wird ein kurzer Umriß ihres Lebens und Wirkens hier nicht unwillkommen sein.

Julius und Julianus wurden (der ältere im Jahr 330) auf der Insel Aegina — oder wie sie bei den alten Griechen hieß: Myrmidonia — geboren, also zur Zeit des Papstes Sylvester I. und des vor kurzem bekehrten Kaisers Constantin. Ueber die Abkunft der Eltern ist nichts Sicheres zu berichten — die einen Biographen machen sie zu vornehmen, die andern zu blutarmen Leuten. Jedenfalls waren sie Christen, denn sie schickten die zwei Knaben nach Athen, wo sie unter der Leitung eines Eubelus und Protarius sich zu Priestern heranbildeten. Schon bereisten sie als apostolische Sendlinge die griechischen Provinzen, als die große Christenverfolgung des arrianischen Kaisers Valens sie nöthigte, sich nach Italien zu flüchten. Sie litten dort lange Zeit die bitterste Noth, waren aber unermüdlich in ihrem Bekehrungsamte. Als Theodosius nach Besiegung des Maximus in Rom im Jahr 389 triumphirend einzog, stellten sich ihm beide Brüder vor in bestaubten Kleidern, arm, todesmatt und durch Bußthuung abgezehrt, und baten ihn um eine kaiserliche Licenz, das Evangelium in allen Theilen seiner ausgedehnten Herrschaft predigen zu dürfen. Theodosius gewährte sie ihnen und sie wirkten nun hauptsächlich in Oberitalien, standen in Verbindung mit St. Ambrosius in Mailand und St. Gaudentius in Novara, von wo aus sie sich an den Ortasee begaben, über welchem noch die tiefe Nacht des Heidenthums lag. Zu Gaudianum (dem jetzigen Gozzano) erbauten sie die erste Kirche. Große Wunder wurden von ihnen hier vollbracht. So fuhren eines Tages einige Landleute durch den Ort, wo gerade an der Kirche gebaut wurde. St. Julius ersuchte sie um Benützung ihres Wagens zur Herbeischaffung des Materials. Sie gaben aber vor, es liege ein Todter darin, den sie bestatten müßten. Wirklich hatte sich einer von ihnen scheintodt auf den Boden des Wagens hingelegt. St. Julius durchschaute ihre Lüge und warnte sie vor den Folgen. Sie aber spotteten seiner und fuhren weiter. Kaum aber waren sie einige Schritte weit entfernt, so machten sie die schreckliche Entdeckung, daß der Scheintodte in der That ein Leichnam war!

Die größten Wunder verrichtete der Heilige jedoch in dem Orte Mucorus, dem heutigen Städtchen Orta. Als er dort zum erstenmal ankam, sah er eine Felseninsel im See vor sich liegen, die ihn ebenso anlockte, wie uns am heutigen Abende. Aber Niemand wollte mit ihm hinüberfahren, weil die Insel voll Dorngebüsch, giftiger Schlangen, Drachenbrut und anderem Ungethier sei. Da belete er: „Herr, du hast auf dem See Tiberias deinen Apostel Petrus über die Wasser wandeln lassen, als du ihn zu dir riefest, führe mich nun auch hinüber zu dieser Felseninsel, damit ich ein Gotteshaus darauf erbauen kann!“ Darauf breitete er seinen Mantel auf der Wasserfläche aus, stellte sich mit seinem Wanderstab darauf, und gelangte wohlbehalten hinüber, wie es in der Kirche in Relief gehauen und oben abgebildet ist. Er bahnte sich nun einen Weg durch das Gebüsch und pflanzte ein Kreuz auf dem Felsen auf. Dann sprach er den Bannstrahl über alles Gewürm aus, da kroch es aus allen Höhlen und Spalten, und alles Gethier erfüllte sich im See. Noch sieht man in der Sakristei die Vertebra eines Ungeheuers als Gedenkmal aufgehängt. Die Gelehrten Giulini und Cotta — nicht der deutsche Geologe Bernhard Cotta, sondern der Mailänder Chorographe — stritten darüber, ob es ein Drache oder eine Schlange gewesen sei, während der bekannte Naturforscher Amoretti behauptet, es sei ein Wallfisch gewesen. — Noch ein anderes Wunder ist in der Kirche abgebildet: Ein Wolf hatte einen Ochsen zerrissen, der mit einem andern in's Joch gespannt, Bauholz zu

Digitized by Google

einer Kirche herbeiführen mußte. Der Heilige nöthigte sogleich den Wolf, sich unter dasselbe Joch spannen zu lassen — und Wolf und Ochse liefen friedlicher neben einander her als Pegasus und Karrengaul in dem Schiller'schen Gedichte.

St. Julius besaß auch einen prophetischen Geist, wie folgende Geschichte zeigt. Julian, welcher in Gozzano geblieben war, um die Kirchenbauten zu leiten, machte dort eine Gruft für sich selbst und lud seinen Bruder ein, dieselbe zu besichtigen. Da weissagte St. Julius: in wenig Tagen wirst du darin begraben liegen. Julian wurde am nächsten Tage krank und starb schnell darauf im Jahr 391. Noch ruht sein Leichnam unter dem Altar der Kirche zu Gozzano. St. Julius aber, welcher hundert Kirchen gegründet hatte, starb zwei Jahre nachher am 31. Januar 393. Sein Leichnam wurde im Jahr 1748 aus dem Boden der Grypta herausgegraben und in einem scurolo unter dem Hauptaltar beigesetzt, geschmückt mit bischöflichen Gewändern und umfunkelt von Krystall und Edelsteinen, obschon er nie die bischöfliche Würde angenommen hatte und stets nur den einfachen Capotto trug, auf welchem er über den See wandelte.

Auch nach St. Julius Tode blieb die Insel ein Hauptort priesterlicher Thätigkeit und wegen ihrer sicheren, durch Befestigung noch viel stärker gewordenen Lage wurde sie zu gleicher Zeit ein Sitz weltlicher Macht, so daß sie schon im 6. Jahrhundert die Residenz eines nach ihr benannten Herzogthums wurde. Jener Verräther Wimnilph, der im Jahr 590 das Eindringen der Franken in's longobardische Reich über den St. Gotthard begünstigt hatte, und deswegen von dem Longobardenkönige Astolph enthauptet wurde, war Herzog von San Giulio. Vor 200 Jahren wurden seine Gebeine aus der Kirche herausgenommen, als nicht würdig neben so großen Heiligen zu ruhen, und es dient jetzt seine Sargtruhe als Almosenschrein bei der Kirchthüre.

Für uns Deutsche aber gewinnt die Insel San Giulio dadurch ein besonderes historisches Interesse, daß Kaiser Otto der Große hier Berengar's Gemahlin Willa zwei Monate lang mit einer großen Macht belagerte, und sich der ganze Erfolg von Otto's zweitem Römerzuge an diesen Kampf knüpft.

Noch waren wir in diese Geschichten vertieft, als die Mitternachtsglocke von der Insel zu uns herübertönte. Der Himmel sterngepudert, powdered with stars, wie Milton sich ausdrückt, die Milchstraße, der Seelenweg, auf dem die nordische Mythologie Frau Hulda zur Erde fahren läßt, schien mit einem sanften phosphorartigen Schimmer auszuliemen, wie die Magellanischen Wolken der südlichen Hemisphäre. Kein menschliches Wesen war sichtbar, das unsere Andacht getheilt hätte, nur die Fische schienen sich an dem Widerscheine zu ergötzen, den unsere Raphtalampe auf den See warf, und sie erinnerten uns an die Schilderung Humboldts von den Thieren, die sich der schönen Mondhelle in den tropischen Ländern freuen. Selbst der See war wieder ganz ruhig geworden, kein Grüchen mehr war an seinen Wangen sichtbar. Es war auch für uns Zeit zur Ruhe zu gehen. Hatten wir doch den Becher irdischen Genusses bis zur Neige ausgeleert.

Indische Fabel.

Die Wachtel und der Falke.

Hoch oben in den Lüften jammerte eine junge Wachtel in den Krallen eines Falken: „O daß ich Vater und Mutter verließ und aus meiner Heimath in andre Lande zog, sonst hättest du, Grausamer, mich nicht erwischt!"

„Wo wäre denn die Heimath, darin du sicher vor mir gewesen?"

„In den Furchen des Feldes, wo mein Vater und meine Mutter: dort wüßte ich mich wohl zu schützen."

Der Falke fuhr in spöttischem Tone fort: „du meinst also, wenn ich dich in deine Furchen zurückfliegen ließe, könntest du mir trotzen? Wir wollen's versuchen!"

Die Wachtel flog fröhlich in die Furchen des Feldes herab. Hier steckte sie sich unter eine Erdscholle so hart wie Stein und rief neckisch den Falken herbei. Dieser ärgerte sich über die Frechheit des armseligen Vögeleins und schoß aus der Höhe schnurgerade auf seine Beute nieder. Aber im Ungestüm prallte er mit der Brust an die steinharte Scholle, brach sich das Bein und starb. In diesem Augenblick machte sich die Wachtel hervor und schlug mit heller Stimme:

Wie der Grimm
Thut so schlimm!
Kluger Sinn
Bringt Gewinn!

Digitized by Google

Scenen aus dem Kinderleben.

2.

Die Kinder schreien Vivat hoch!
In die blaue Luft hinein;
Den Frühling setzen sie auf den Thron,
Der soll ihr König sein.

Es war einer der letzten Tage des April, einer von jenen plötzlichen, sieghaften Wundertagen, wo es die Vögel singen, wo die ganze Natur es jubelt und in den Menschenherzen der Jubel widerhallt: Er ist da! Der Frühling ist gekommen!

Ungewöhnlich lange hatte dieses Jahr der Winter gedauert, doch war der letzte Schnee in wenigen milden Regentagen von den Bergen niedergeschmolzen, und über Nacht war der Lenz im Sturm auf die erwartungsvolle Erde hereingebrochen.

In den sonnigen, breiten Straßen und auf den grünen Baumplätzen der Hauptstadt erfüllt ein Wogen und Summen, wie von Bienenschwärmen, die Luft; Jung und Alt, Arm und Reich — Alles freut sich unter derselben Sonne, an demselben Himmelsblau, und es scheint daß in dem wogenden Menschengedränge dieß Gefühl der Gleichheit empfunden wird, denn selbst von den schönen und geputzten Leuten ist die übliche Straßenetikette ganz vergessen — sie sprechen und lachen laut und munter durcheinander.

Aber wir überlassen die bunte Menge sich selbst und begleiten einen stämmigen Handwerker, der mit einem heitern Ausdruck auf seinem bärtigen Gesicht die Straße zieht. Auch ihm scheint es die Frühlingssonne angethan zu haben, denn er geht einen langsameren und lässigeren Schritt, als man es bei Leuten seiner Art in der Nachmittagsstunde zu sehen gewohnt ist; oder ist vielleicht der kleine Junge, den er an der Hand führt, ein fünf- bis sechsjähriges Kerlchen — das sich übrigens alle Mühe giebt, den ehrenfesten Gang des Vaters nachzuahmen — sein Hemmschuh? Wohl Beides. Auch hat er ja gar nicht zu eilen nöthig, denn er hat sich rechtzeitig von Hause aufgemacht, um pünktlich auf dem Platz seiner nächsten Thätigkeit erscheinen zu können. Der Mann heißt Thomas Werner und ist seines Zeichens ein Zimmermann. Der Theaterschreiner ist gut Freund zu ihm und auf dessen Veranlassung wurde ihm für heute Abend Arbeit im Theater zugesagt. „Wenn er sich gut anschicke", so könne es kommen, daß man ihn „stehend engagire", wurde ihm bedeutet, und das wäre dem Thomas sehr lieb, denn er hat Weib und Kind, aber bis jetzt noch keine feste Einnahme. Kein Wunder also, daß er seinen Eintritt in das neue Geschäft lieber früher als später nehmen will.

Um 4½ Uhr soll er zur Stelle sein und jetzt schlägt es auf der nahen Kirche erst 4 Uhr. Das Geläute von den verzettelten Thürmen herab ist noch nicht verklungen, als schon die bunte Straßenscene sich verändert, oder vielmehr zu ihrem Höhepunkt gesteigert hat, denn die Schulkinder sind aus den dumpfen Lehrstuben in das liebe, goldene Sonnenlicht herausgeströmt und fordern mit Ungestüm ihr gutes Recht auf die besten Stellen und Plätze. Wartet nur, Kinder, in Kurzem haben sich die unbequemen Spaziergänger verzogen, und das Feld ist unbestritten euer.

Thomas ist indessen mit seinem Knaben bei dem Theater angekommen. Vor dem Thorweg, durch den er zu treten hatte, ist ein großer Sandhügel aufgeschüttet, den sich einige Buben zu ihrem Spiel- und Kampfplatz ausersehen haben. Thomas läßt die Hand seines Kleinen los, dem bei dem Anblick der Balgerei

Digitized by Google

alsbald heroische Begierden aufsteigen, und er wehrt ihm nicht, sich zu den Kämpfenden zu gesellen. „Geh' bald heim!“ ruft er ihm, in der Thüre verschwindend, nur noch zu; dieses „bald“ ist aber ein sehr zweifelhafter Begriff für den kleinen Mann und er zieht nur die Anwendung für sich daraus, daß er auf dem herrlichen Tummelplatz mitspielen darf; — das „wie lang“ kann ihn wenig kümmern.

Im guten Zutrauen auf sein braves Gesicht und seine derben Glieder wollen wir voraussetzen, daß Thomas seinem Freund Schreiner alle Ehre macht, und wir verweilen ein wenig bei seinem Söhnchen, das unter der Knabenschaar schon einen Kameraden gefunden hat und dadurch auch mit den Uebrigen schnell bekannt wurde. Wo ließe sich überhaupt leichter und schneller Freundschaft schließen, als in lustigem Ringen und Handgemeng auf einem so herrlichen Terrain. Ich kann es versichern, das Zimmermännchen hat sich wacker gebalgt! Mehr als einen ebenbürtigen Gegner hat er glänzend besiegt, und es war ein Vergnügen zu sehen, wie er, die Fäuste in die Seiten gestemmt, das Gesicht geröthet, die großen Augen glänzend vor freudiger Kampflust, den Anprall eines neuen Feindes erwartete. — Kinder erschöpfen sich aber selten in ihren Spielen und schon hat der Aelteste von ihnen eine neue Losung gegeben. Er hat mit allgemeinem Beifall das Versteckes-Spiel vorgeschlagen. „Wenn ihr mir versprecht, keinen Lärm zu machen, so wollen wir es in meinem Hause spielen“, sagt er, „da giebt es gute Schlupfwinkel.“ Er ist der Sohn des Theaterschneiders und nennt somit das Theater „sein Haus“. Das ist ganz in der Ordnung. — Etwas schüchtern schleicht unser kleiner Schützling den Andern nach, — „doch“, denkt er, „der Vater ist ja da drinnen, so brauch' ich mich nicht zu fürchten.“ Und wundervoll ließ es sich hinter dem Gerümpel der Kisten und Kasten, zwischen den bemalten Papierwänden versteckens spielen! Meist schlichen sie sich auf den Zehen in die verborgenen Winkel, wo sie in banger, süßer Erwartung der Erlösung harrten. „Diesmal sollen sie mich nicht so schnell finden“, sagt das Zimmermännchen in sich hinein, als er eben eine kleine, von den Andern noch nicht überschrittene Treppe hinaufeilt. Er hört die Fußtritte des suchenden Gespielen schon hinter sich, also, schnell! schnell in das nächste Versteck! Doch sieht er sich, als er die Treppe erstiegen hat, allein auf einem weiten Raum und voll Angst, zeitig genug unterzukommen, sucht sein schweifender Blick nach einem Gegenstand, hinter den er sich verbergen könnte — da, glücklicherweise sieht er, quer über dem Platz ein ganz kleines Zelt — ein Häuschen, gerade wie für ihn gemacht. Einem flüchtigen Wiesel gleich huscht er hinein. Er muß, darin angekommen, zuerst einen Absatz hinunterkriechen, dann erreicht er einen niedrigen Stuhl, auf dem er sich athemlos zusammenkauert; — es schüttelt ihn leise vor Grauen und Vergnügen, solch' einen herrlichen Platz entdeckt zu haben und er bereitet sich nun vor, lange recht geduldig zu warten, bis sie ihn finden würden — denn sie würden ihn sehr lange nicht finden, das war gewiß. Er richtet sich etwas von dem Stuhle auf und so kann er kniend seine Umgebung untersuchen — weit und breit ist kein Mensch zu sehen auf der ganzen Ebene, die sich vor ihm erstreckt und die ihm in der düstern Dämmerung endlos erscheint; — doch jetzt! jetzt hört er ganz in seiner Nähe einen schleichenden Tritt. Es ist einer von den Jungens, er sieht ihn genau, er sieht selbst den spähenden Blick, den dieser nach allen Seiten wirft — noch einen Augenblick und er ist entdeckt. — Sein kleines Herz steht eine Weile stille, er hält sich mit beiden Händchen den Mund zu, um sich nicht zu verrathen, um nicht, wie er so gerne möchte, aufzuschreien: „da, da bin ich! In diesem Guckhäuschen steck' ich!“ Aber er unterdrückt, wie ein Mann, seine Begierde, auch ist die Gefahr schon vorüber. Der Suchende hat sich unbefriedigt abgewandt. — Jetzt kommt eine lange, lange Pause, voll Hoffen und Verzagen, voll herchender Aufregung und peinlichem Geduldeu. Das rastlose Tummeln in der Frühlingsluft hat den Knaben müde gemacht, und obgleich es ihm bange wird, als es dunkler um ihn her wird, so steigt doch der Trost in ihm auf: „der Vater ist ja da!“ und stärkt ihn zu neuem Warten.

Sie haben ihn vergessen! Wem von uns ist solch' herbes Schicksal bei diesem schönsten aller Spiele nicht widerfahren? Wer hat sie nicht erlebt, die Schmach, unter dem Hohnlachen und Spott der Gesellen in ein neues Spiel einschleichen zu müssen? Wer kann die Thränen der Ungeduld und Kränkung vergessen, die er nach vergeblichem Harren in einem solch' unglücklichen Schlupfwinkel vergossen hat!

Unserm jungen Helden sind diese Schmerzen alle erspart; er liegt in tiefem, süßem Schlaf in dem Souffleurkasten und träumt den holden Traum der Kindheit vom Himmel und den lieben Engelein. — Er hört nicht, wie es rings um ihn her lebendig wird, er sieht es nicht, wie der große, leere Platz vor ihm sich in einen üppigen Wald verwandelt; der Vorhang zieht sich rauschend zusammen — aber der starke

Digitized by Google

Luftzug ſtört ihn nicht; die Lampen werden angezündet, ihr Glanz dringt nur ſchwach in ſein Verſteck hinab. Das dumpfe Summen, der Lärm, den das einſtrömende Publikum macht, die unharmoniſchen Quiek- und Klagelaute, die vom Orcheſter herauf tönen — all' dies geht ſpurlos an ihm vorüber. In tiefen Zügen athmet er mit geöffneten Lippen die fremde Luft in der fremden Umgebung.

Alle Plätze im Zuſchauerraum ſind heute Abend beſetzt, weil eine berühmte Tänzerin auftreten wird. Die Stunde des Beginns der Vorſtellung hat ſchon geſchlagen und das neugierige Publikum giebt in deutlichen Zeichen ſeine Ungeduld kund.

Doch jetzt erhebt der Kapellmeiſter ſeinen Stab, die Klingel ertönt und indem der Vorhang ſich theilt, eröffnet das Orcheſter mit einem pomphaften Accord die Scene; alle Augen ſind auf die überraſchend ſchöne Gruppe gerichtet, die von duftigen, lichten Geſtalten in anmuthiger Verſchlingung gebildet iſt; — alle Augen? — Nein. Die ſchlummertrunkenen unſeres Helden irren erſchrocken und betändt in die Höhe; der helle Lichtglanz, der durch die Oeffnung des Kaſtens einſtrahlt, lockt ihn hinauf; — eben theilt ſich die Gruppe und die geflügelten Weſen tanzen in flüchtiger Bewegung einen leichten Reigen. — Das Kind ſieht ſtarr und regungslos das Wunder vor ſich; es ſieht mit weit geöffneten Augen hinein und kann nichts denken, nichts fühlen, — nur ſehen, ſehen und ſtaunen! — Da kommt eine Schaar weißer Kindergeſtalten mit goldenen Flügeln ganz nahe an ihn heran gehüpft. O wie ſchön ſind ſie! „Engelein" liſpelt er, — und mit dieſem Zauberwort iſt der Bann gebrochen, der über ihm hing, denn jetzt weiß er es — er ſieht den Himmel vor ſich! Wie oft hat er ja ſchon gebetet: „Lieber Gott mach' mich fromm, daß ich in den Himmel komm'." Und er war immer fromm geweſen.

In viel kürzerer Zeit, als wir es hier ſagen, ſind dieſe Gedanken durch ſein Köpfchen gezogen; die Engelein ſind einſtweilen in den Hintergrund zurückgeflogen und eine neue, wunderbarere Scene hat ſich gebildet. All' die großen Engel halten Roſenketten in den Händen und reichen ſie einem holden Geſchöpf, das erhaben in ihrer Mitte ſchwebt, entgegen. Der Knabe ſieht andächtig in das liebliche Antlitz dieſes Engels und je genauer er es anblickt, um ſo deutlicher nimmt es die Züge von — Nachbars Bärbchen an; — ja, ſie iſt es gewiß! Mit freundlichem Lächeln ſieht ſie ihm in die Augen — jetzt erhebt ſie beide Arme und winkt ihm ſo herzlich! — Er weiß noch nicht gewiß, ob er kommen ſoll, aber jetzt neigt ſie ſich weit vor, ſo weit, als ob ſie ihn erreichen wollte und ſtreckt ihm mit zärtlicher Holdſeligkeit die Arme entgegen. — „Ich komme!" ruft er, und mit einem kräftigen Satz iſt er auf gleichen Boden mit dem himmliſchen Heer gelangt. Aber — o Entſetzen! Welcher Sturm bricht los! — Hinter ihm tönt grauſiges, tauſendſtimmiges Lachen; — er ſieht zurück und unzählige grinſende Menſchentöpfe, hunderttauſend Augen ſtieren ihn an! Er wendet ſich verwundert wieder um und ſieht zum Glück Bärbchen noch auf dem Poſtament ſtehen, die Andern waren auseinander geſtoben; zu ihr ſtrebt er nun mit Haſt, denn ſie hat ihn ja zu ſich gerufen, aber auch ſie, — o, wie verändert! Ihr holdes Lächeln hat ſich in eine Schreckensmiene verwandelt, und als ſie die Abſicht des Knaben, ſich an ſie anzuklammern, bemerkt, ruft ſie ihm in Verzweiflung zu: „Hinaus, fort mit Dir!" Doch haben ihn ſchon die Luftgeſtalten in ihre Mitte genommen, und von ein paar kräftigen Engeln wird er unter Püffen und Stößen in die nächſte Couliſſe geſchleudert. Faſt beſinnungslos finden wir ihn hier — in den Armen ſeines Vaters, des guten Thomas, der ein entſetzter Zeuge des ganzen Vorgangs geweſen. — O der Schande! Er nimmt den Jungen unter ſeinen weiten Reck und eilt mit ihm, wie von den Furien verfolgt, durch die engen Gänge und Treppen, das Freie ſuchend. Schon glaubt er ſich gerettet, als er von ſeinem Freund Schreiner angerufen wird. „Heda, Werner! iſt es nicht Dein Junge geweſen, der den Skandal oben gemacht hat?"

Er preßt das Kind feſt an ſein hochſchlagendes Herz, und — Thomas, Thomas! — verläugnet es. „Nein, der meinige war's nicht!" ſagt er ſo nachläſſig als möglich.

Armer Junge! Von den Kameraden vergeſſen, aus dem Himmel verſtoßen, vom Vater verläugnet, droht Dir noch eine bittere Strafe zu Hauſe! — Doch ſei ruhig, es wird Dir nicht allzuſchlimm ergehen; Dein Vater hat auch ſeine Freude an einer ſpaßhaften Geſchichte — nur das Auslachen kann er ein für allemal nicht ertragen, und er hätte ſich lieber die Zunge abgebiſſen, als es dem Schreiner geſtanden, was für Contrebande er unter dem Kittel trage.

Digitized by Google

Der Adler.

Zu den Thieren, welche durch vorherrschende Eigenschaften zu symbolischer und sprichwörtlicher Bezeichnung dienen, ist vor allen der Adler zu zählen, der wegen seiner imposanten Haltung und Gestalt, wegen seiner Kraft und Kühnheit zu allen Zeiten in hohem Ansehen stand. Den Aegyptern war der Adler ein Bild der Sonne oder des Sonnengottes, und die Israeliten hatten sich in der ägyptischen Knechtschaft gewöhnt, sich die Herrschaft des Pharao unter diesem Bilde zu denken. In der griechischen Mythologie erscheint der Adler im Kreise der Götter an Jupiters Thron ruhend und die verwüstenden Blitze bewahrend. Auch überbringt er als Bote des Götterkönigs den Sterblichen Befehle, trägt die Lieb-

Adlerneſt.

linge des Gottes auf seinen Schwingen zum Olympos empor oder vollzieht an den ihm Verhaßten gräßliche Strafen.

Wem er geneigt, dem sendet der Vater der Götter und Menschen
Seinen Adler herab, trägt ihn zu himmlischen Höh'n.

So entführte der Adler des Zeus den Ganymedes von den Fluren des Ida; dem an den Kaukasus geschmiedeten Titanen Prometheus aber fraß er täglich die stets sich erneuende Leber aus, bis den Qualenden die wuchtigen Pfeile des Herkules trafen. Der Adler wurde durch diese Mythen das Symbol der Verklärung, und man ließ bei den Leichenceremonien der Helden und der römischen Cäsaren aus dem brennenden Holzstoß einen Adler aufsliegen, der dem getäuschten Volke für das Unsterbliche des Hingeschiedenen galt. Das Erscheinen eines Adlers, besonders beim Beginne großer Unternehmungen, wurde schon zu Homers Zeit als ein glückliches, von Zeus gesendetes Zeichen betrachtet, wes-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

G. SAND

Couture gez. Druck v. A. Schuler in Stuttgart Deis. gest.

Verlag von Krais & Hoffmann in Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

halb ſpäter Feldherrn und Abenteurer bisweilen einen Adler mit ſich führten, um ihn zur Ermuthigung ihrer Scharen in einem geeigneten Momente auffliegen zu laſſen, was, wie bekannt, noch in neueſter Zeit geſchehen iſt. Auch in der nordiſchen Mythologie und in dem Volksglauben unſerer Urväter ſpielte der Adler eine wichtige Rolle. Häufig ward er dem Kriegsgotte Wodan in den Urwäldern des alten Deutſchlands zum Opfer gebracht und noch heute iſt er auch bei den Indianern der neuen Welt das Sinnbild des Kriegsruhms und eine Adlerfeder der höchſte Schmuck des jungen Kriegers. Wie dieſer königliche Vogel auf der Spitze von Jupiters Herrſcherſtab ſaß, prangte er auch auf den Sceptern der Könige; er wurde als Glück bringend das Feldzeichen der römiſchen Legionen, und ſpäter, was nahe genug lag, eine Hauptfigur in der Heraldik. Als das römiſche Reich in das morgenländiſche und abendländiſche getheilt wurde, ſtellte man den Adler zweiköpfig dar, worauf er, manchfach verzerrt und verunſtaltet, auch in das Wappen chriſtlicher Kaiſer, Fürſten und Städte überzieng; zu welchem uralten Herkommen der ſchwarze oder goldene Adler unſerer Gaſthöfe einen heitern Gegenſatz bildet.

Es iſt die hehre, gebietende Geſtalt, ſeine Kraft und Tyrannei gegen andere Vögel und die Leichtigkeit, mit welcher er ſich in anhaltendem Fluge zu unermeßlichen Höhen erhebt, was dieſem Raubvogel ein Anſehen verlieh, in welchem ſelbſt der König der Thiere, der Löwe, nicht ſtand. Ruhig ſitzt der Aar auf ſeinem erhabenen Felſenthrone, ſein weites Gebiet mit dem feurigen Auge überſchauend; plötzlich ſtürzt er mit Blitzesſchnelle in die Tiefe, ſein ſorgloſes Opfer mit unwiderſtehlicher Gewalt entführend und mit den mächtigen Krallen und dem Schnabel es zerfleiſchend. Stundenlang ſchwebt er faſt ohne Flügelſchlag am blauen Himmel dahin, weshalb auch Salomo (Spr. 30, 19) den Weg des Adlers am Himmel unter die drei ihm unbegreiflichen Dinge zählt; Hiob (9, 16) aber, der ſich in den großartigſten Bildern ergeht, vergleicht den Adlersflug dem kurzen Menſchenleben: „Meine Tage ſind vergangen“, ſagt er, „wie ein Adler fliegt zur Beute.“ Die Kraft dieſes königlichen Vogels iſt furchtbar, die Firſte des ſtarken Schnabels droheud abwärts gebogen, die ſtarken Läufe ſind befiedert, und die Zehen mit faſt drei Zoll langen Krallen bewaffnet. Kein Thier, von der Maus bis zum Reh, von der Wachtel bis zur Trappe, iſt vor ſeinem Ueberfall ſicher. Sein durch die Lüfte klingendes „früll“ oder „hiä“ erfüllt alles übrige Geflügel mit Schrecken, und er entreißt bebende dem Falken die Taube und dem Habichte ſein Haſelhuhn.

Der bekannteſte und reißendſte Adler iſt der große, ſchwarze Steinadler (Aquila chrysaëtos), der ausgewachſen auch Goldadler heißt, und ſpricht man in unſerem Alpengebirge vom Adler, ſo iſt dieſer als anſehnlichſter Repräſentant der Gattung gemeint; doch ſoll auch der dunkle braunſchwarze Kaiſeradler (A. imperialis) mit gelblichweißen Nackenfedern und weißer Schulter daſelbſt vorkommen.

An unzugänglichen Felswänden bauen dieſe klugen und gewaltigen Räuber ihren Horſt aus Aeſten, Stengeln und Heidekraut, den ſie mit drei bis vier großen, braun geſprenkelten Eiern beſetzen. Während das Weibchen brütet, kreiſt das Männchen über dem Neſte und ſorgt für Nahrung. Den Jungen tragen ſie beide Wildpret in Menge herbei, das ſie pädagogiſch vor ihren Augen zerfleiſchen. Man fand bei einem jungen Adler ein Lamm, einen Haſen und drei Birkhühner im Horſte und überdies die Reſte von hundert Gänſen, dreihundert Enten und vierzig Haſen. Der Adler ſoll überhaupt viele Sorgfalt für die Jungen zeigen und, wie man ſagt, beim erſten Ausfluge derſelben mit ausgebreiteten Flügeln unter ihnen ſchweben, um ſie aufzufangen, wenn ſie ermatten ſollten. Wie ſchon David in ſeinen Lobgeſängen Jehovah preiſt, der ſein Volk behütet, „wie ein Adler anführet ſeine Jungen und mit ausgebreiteten Fittigen unter ihnen ſchwebet“, ſo loben wir in unſern Hymnen noch heute den Herrn, „der uns auf Adlersgefieder ſo ſicher geführet.“

Die jungen Adler ſind fröhlichſchwarz mit weißlichen Federfüßen, je älter ſie aber werden, deſto mehr bräunt ſich das Gefieder ab, weshalb der Adler, der bekanntlich über hundert Jahre alt wird und nach jeder Mauſer an Schönheit und Kraft gewinnt, mit dem höhern Alter immer ingendlicher zu werden ſcheint. „Der Herr“, ſingt David (Pſ. 103), „mache Dir einen fröhlichen Mund und laſſe Dich wieder jung werden wie einen Adler.“

C. F. A. Kolb.

George Sand.

(Mit Portrait in Stahlſtich.)

Die großen und bedeutenden Erzähllertalente, welche zugleich mit den Hiſtorikern die Reſtaurations- und Julicpoche in Frankreich zur Blüthe gebracht, ſind dahin gegangen. Stendal, Balzac, Soulié, Charles de Bernard, Eugen Sue ſind begraben; auch Charles Nodier, welcher mit ſeinen klaſſiſchen Märchen, und Alfred de Muſſet, der als Verfaſſer der fein ausgearbeiteten Novellen zu den genannten gehörte, ſind ihnen nachgefolgt; Alexandre Dumas, den man von jeher mehr im Auslande als in Frankreich au sérieux genommen, iſt ganz und gar in Fanfaronade aufgegangen; der kalte aber große Meiſter des Stiles, Prosper Mérimé, ſchweigt und der ariſtokratiſche Alfred de Vigny hat ſich längſt vom bürgerlichen Schauplatz der Literatur zurückgezogen. Was dieſen nachfolgte und ſich

Digitized by Google

vorzugsweise seit dem Staatsstreiche entfaltete, ist nicht geeignet, sie vergessen zu machen oder zu ersetzen. Es sind Epigonen im wahrsten Sinne des Wortes, Nachbeter, Nachtreter, die auf den von jenen gebahnten Wegen mit geringerem Talente weiter gehen, durch Uebertreibung oder Anklammern an den Tag, an den vergänglichen Moment zu wirken suchen. L. Ulbach ist geistreich, aber eigentlich unproduktiv; Leon de Bailly poetisch, aber weder episch noch plastisch; Edmund About hat als Stylist viel von Diderot und seinen Zeitgenossen gelernt, aber sein Inhalt ist frivol; er bietet ein Figaro, wenn er das Wichtigste und Erhabenste behandelt. Ernest Feydeau repräsentirt den traurigsten Dilettantismus und giebt Ausschweifung für Kraft und Tiefe ꝛc. Da sieht man sich gern nach Ueberresten aus der bessern alten Zeit um, und siehe da, diese bessere Zeit tritt uns noch heute und zwar auf höchst überraschende Weise in der Gestalt der Mad. Dudevant, George Sand, der Zeitgenossin jener Besseren entgegen.

Seit mehreren Jahren, ungefähr seit dem Staatsstreiche, hat man sich gewöhnt George Sand mit zu den Abgethanen, Abgelebten, Todten zu rechnen, zu den Schriftstellern, von denen man sagt: sie haben früher ausgeschrieben, und zwar that man dieses mit einem Anscheine von Recht. Die Romane, die sie seit jener Zeit veröffentlichte, erinnerten nur hie und da an die alte, viel bewunderte Kraft, an das ehemalige so greifbar gestaltende Talent, an den muthigen Verstand, der den Dingen bis auf ihren Ursprung nachzugehen wagt; im Ganzen waren sie langweilig, erfindungsarm, zu gezwungen, als stammten sie aus einem Talente, das, verarmt, nur kleinen Resten den ehemaligen Luxus aufrecht halten will. Einer dieser Romane, der im Feuilleton der Presse erschien, mußte auf Reklamation der Abonnenten sogar in der Mitte abgebrochen werden. Als Lust- und Schauspieldichterin erlebte George Sand in die sem Jahre mehrere Niederlagen auf denselben Bühnen, auf denen sie mit ihrem François le Champi, mit ihrer Claudie früher Triumphe gefeiert. Ihre Memoiren schienen nur geschrieben zu sein, um das allgemeine Verdammungsurtheil zu bestätigen und wie um zu sagen, daß sie am Ende ihrer Laufbahn angekommen und nicht mehr weiter könne. Von jenem Muthe ihrer Meinung, von der bekannten Aufrichtigkeit, die ihre früheren Werke auszeichnete, wollte man in ihren Memoiren keine Spur finden; man fand sie wahrhaftiger in ihren Romanen als in ihren Denkwürdigkeiten, und epischer in der Fiktion als in der Wirklichkeit. Nicht einmal ihr eigenes Leben verstand sie mehr nach der Ansicht des Publikums zu beschreiben; es war ausgemacht: George Sand ist todt. Sie wurde mit Jules Sandeau, ihrem ersten literarischen Kameraden, der ihr die Hälfte seines Namens gegeben, lebendig begraben.

Aber sie ist auferstanden. Sein ungefähr zwei Jahren bietet sie ein phänomenales Schauspiel, wie es wohl in allen Literaturgeschichten selten zu finden ist. Neu lebend und vollkommen verjüngt steht sie plötzlich vor uns, eine beschämende Erscheinung für Alle, die sich breiten, ein Handvoll Erde auf sie zu werfen und vor Allem beschämend für jene neue Literatur, die sich unter dem Schutze der kaiserlichen Sicherheitsgesetze unkünstlerisch, geschmack- und talentlos auf der Bühne breit machte, die sie schon als ihr unbestrittenes Gebiet betrachtete. Roman auf Roman erschient in der Revue des deux Mondes und in Büchern, und siehe da, es ist die alte George Sand, aber vielmehr die junge George Sand aus den dreißiger und vierziger Jahren. Es ist, als ob der Druck des Imperialismus die freie Seele dieser Dichterin mächtiger beschwert habe als das übrige Frankreich; sie hat unter diesem Drucke ihr Talent eingebüßt, oder vielmehr, es lag wie gebunden, wie unter einem Alp, unter dem sie nur abgebrochen, stammelnd sich äußern konnte. Das Schauspiel, das das heutige Frankreich gewährt, hat sie gelähmt und man darf es vielleicht als ein gutes Zeichen des allgemeinen Wiedererwachens betrachten, daß George Sand, die Zeiten als ein Genie voranzufühlend, erwacht ist. Das Genie ist ja der beste Barometer in der Geschichte. George Sands Geist stieg unter dem freieren Geisteswetter der Julipoche; er wurde durch den Staatsstreich herabgedrückt. Da er sich wieder erhebt, soll man nicht glauben, daß bessere Tage im Anzuge sind?

Die Romane, die George Sand in der letzten Zeit und zwar in rascher Aufeinanderfolge veröffentlichte — wir nennen nur: Elle et Lui und Jean de la Roche — erinnern auf's lebhafteste und schließen sich unmittelbar an die Werke ihrer besten und produktivsten Epoche, an Pauline, Horace, Jacques, Mauprat, Teverino, Compagnon du tour de France ꝛc. an. Sie haben nichts von dem Maßlosen oder Uebertriebenen, das Indiana, Lelia, Spiridion, Leone Leoni, Valentine ꝛc. charakterisirt, sondern sind maß- und formvoll, reich an feinen Bemerkungen über Seelenzustände und an herrlichen, tiefgefühlten Naturbeschreibungen; sie verschmähen die materielle Spannung durch äußere Verwicklungen und Intriguen und ziehen es vor, die Aufmerksamkeit durch Lösung psychologischer Räthsel zu erhalten, was die Darstellung interessanter Scenen und Begebenheiten nicht ausschließt. Sie ist so reich in Erfindung, oder besser gesagt, Reproduktion spannender und wahrer Gemüthsverhältnisse und Vorgänge, als Alexandre Dumas an äußerlichen Ereignissen und unglaublichen Abenteuern. Ihre Sprache, ihr Styl sind so jung und farbig, so edel und rein, wie in ihrer besten Zeit; das Abstrakteste weiß sie, wie ein ächter Dichter, in konkretes Gewand zu kleiden, das Ungreifbarste anschaulich zu machen. Ihre Reflexion ist immer das natürlichste Ergebniß des Vorganges und jede Phase der Handlung geht wieder aus Gedanken und Gefühl hervor. Bei wenigen Schriftstellern sind Gedanke und That, Gefühl und Begebenheiten, nach allen Seiten hin, so logisch wie in der Natur verbunden, wie bei George Sand. Jedes ihrer besseren Werke ist ein geistiger und körperlicher Organismus zugleich. Es kommt selten oder nie bei ihr vor, was uns bei vielen Schriftstellern, besonders bei deutschen und zwar bei sehr bekannten deutschen so oft begegnet, daß uns eine Reflexion in den Weg tritt, von der wir nicht wissen, wie sie an den Platz gehört, oder die wir uns leicht selbst hätten machen können, oder die jedenfalls störend die Handlung aufhält und die Stimmung stört, indem der Schriftsteller mit seiner Weisheit auftritt, die mit der Person, mit denen wir es eben im Buche zu thun haben, nichts gemein hat. Es ist einem dann, als ob sich der Schriftsteller gesagt hätte: „jetzt muß ich geistreich sein", oder „ich habe schon lange keine Bemerkung gemacht", oder „ich muß doch den Leser erinnern, daß ich existire." Aus einem George Sand'schen Buche fühlt man sich allerdings fortwährend von ihrem, von einem eigenen Geiste angeweht, man kann aus der Atmosphäre nicht heraus, die sie um ihre Leser zieht, aber die Person des Künstlers vergißt man über seinem Werke, obwohl seine Individualität unaufhaltsam fortwirkt. Freilich ist mit den alten Tugenden George Sands auch ein alter Fehler, oder wenn man lieber will, eine alte Schwäche, eine weibliche Schwäche wieder aufgetaucht, die der aufmerksame Leser dieser großen Schriftstellerin in ihren meisten Werken bemerkt haben wird. Es ist das ihre Neigung, ihren Helden immer durch die Heldin, den Mann durch das Weib erziehen zu lassen, ihn erst durch sie zu dem zu machen, der unsere Sympathie verdient. Es wird Niemand leugnen, daß zur Vollendung des Mannes das weibliche Element das Seinige und viel beitragen muß; aber wollte man die Welt ganz nach George Sand'schen Romanen beurtheilen, käme man zu dem Schlusse, daß der Mann nur durch das Weib ein Mensch werde, daß zum Hunderte seiner Erziehung das Weib neunundneunzig beitragen müsse. Das Weib aber steht bei ihr vom Anfange an fix und fertig da, so daß Mann, Geistlichkeit und Schicksal eigentlich nichts an ihr zu modeln haben. So auch in den neuen Romanen Elle et Lui und Jean de la Roche. In dem letztern Roman ist die Heldin zu Anfang erst sechszehn Jahre alt, trotzdem aber so fertig, wie am Ende, das doch erst nach mannigfachen Schicksalen und vielen Jahren eintritt. Hie und da spielt das Weib dem Manne gegenüber sogar die

Digitized by Google

Rolle der Thierbändigerin, wie z. B. in Mauprat — manchmal wirkt sie auf den Mann, wie mit magischer Gewalt, wie z. B. selbst in den Dorfgeschichten Jeanne oder Petite Fadette. Es ist, als ob sie sagen wollte, nur der Mann ist zu erziehen, zu civilisiren, zu bändigen; am Weibe ist nichts besser zu machen, es ist von Anfang an fertig und gut, wie Eva aus der Rippe, wie Minerva aus der Stirne fertig und gut hervorgegangen, ohne zu bedenken, daß ihre Heldinnen bis zu einem gewissen Grade die Berechtigung verlieren, Heldinnen des Romanes zu sein, denn der Roman ist Geschichte einer inneren Entwicklung, und daß sie an Interesse verlieren müssen, denn was den gebildeten Leser vor Allem interessirt, ist der Anblick der inneren Entwicklung.

Die Verjüngung George Sands rechtfertigt es, daß wir unsern Lesern ihr Portrait bringen. Zu einem Porträt gehört allerdings eine Lebensbeschreibung, aber nachdem die Dichterin selbst ihr Leben geschildert, dürfen wir wohl nur auf diese Arbeit hinweisen. Dem Schreiber dieser Zeilen, der die ausgezeichnete Frau persönlich kennt, sei es nur gegönnt, eine kurze, persönliche Notiz beizufügen, die er so kurz als möglich abfaßt, wohl wissend, wie wenig George Sand es liebt, daß von ihrer Person und ihren persönlichen Verhältnissen gesprochen werde. Sie hatte in dieser Beziehung schon öfter Gelegenheit, sich über die Deutschen zu beklagen, und ein deutscher bekannter Schriftsteller ist es, der seinen Landsleuten die Bekanntschaft mit George Sand erschwerte, da sie sein Besuche die deutsche Plauderhaftigkeit fürchtet.

In Deutschland machen sich unschuldige, spießbürgerliche, besonders weibliche Seelen eine „horrible" Vorstellung von George Sand und diese Vorstellung, die sich durch beinahe dreißig Jahre einzuwurzeln Zeit hatte, ist heute sehr schwer auszurotten. Es ist wie mit jedem Vorurtheil; man sage noch so viel Unwiderlegliches und Thatsächliches dagegen, die vorurtheilsvolle Seele fällt immer wieder auf das Vorurtheil, wie die Katze auf die Füße. Dies gilt besonders von den ausdauernden Frauenseelen, von denen Schiller sagt, daß sie stets aufs erste Wort zurückkommen, nachdem man Stunden lang Beweisgründe gepredigt. Nach jener Vorstellung ist George Sand kein Weib, sondern eine Virago, ein Mannweib, das, zugleich mit dem männlichen Namen männliche Kleider trägt, ein zusammengesetztes Ungethüm, wie jene Phantasiegebilde des Alterthums, die Sphinxe, Chimären, Centauren, Minotauren und Tritone, ein Wesen, dessen Namen in guter Gesellschaft nicht auszusprechen ist, wie in frommer der Name des Bösen nicht genannt wird. Wie wenige Menschen haben ihren Geist gewohnt, nach dem historischen Ursprunge eines Vorurtheils, einer Ansicht oder Formel zu fragen! In den Jahren, da George Sand auftrat, hat schon der Umstand, daß sie Cigarretten rauchte, hingereicht halb Europa mit Entsetzen vor diesem Frauenzimmer zu erfüllen und es als eine verlorene, verdammte Seele erscheinen zu lassen, wie man in verschiedenen Ländern die ersten Tabakraucher des 16. und 17. Jahrhunderts als dem Teufel verfallen und den Tabakrauch als Höllenqualen betrachtete. Dieselbe Cigarrettenraucherin schrieb Romane, in denen sie die menschliche Leidenschaft, das Gefühl, die Natur in Schutz nahm gegen althergebrachte Ansichten, gegen spießbürgerliche Anschauungen, gegen Berechnung, die Liebe gegen spekulative Ehen u. dgl. mehr. Grund genug sie zu verketzern und sie als unmoralisch auszuschreien, wie Alles unmoralisch ist, was gegen die Gewohnheit, „die Amme des Menschen" auftritt. Diese „Amme" Gewohnheit nimmt man immer mit größerem Fanatismus in Schutz als die Mutter: die Natur, die Wahrheit. Die Fanatiker der Gewohnheit fanden starke Bundesgenossen an den „Kleinen", die Alles verleumdet, was sie um Kopflänge überragt. Es ging George Sand wie ihrem Vater Rousseau, der einem Theil seiner Zeitgenossen ebenfalls ein Greuel war. Sie mochte das Zarteste, das Weiblichste, das Beste, Schönste und Wahrste in ihren Büchern aussprechen, man kehrte sich nicht daran, die Vorstellung von der Virago, von dem Ungethüm blieb.

Hunderte von Schriftstellern, ihre Nachtreter, sprechen heute dieselben Grundsätze aus; es fällt Niemand ein, sie darum zu verketzern; George Sands Ansichten sind landläufig geworden, in Fleisch und Blut übergegangen; aber selbst bei ihren Bekennern bleibt die alte Vorstellung, das alte Zerrbild aufrecht. Wie überrascht wären ihre „détracteurs", wie lämen sie zum Nachdenken, wenn sie George Sand persönlich kennen lernten! Ist es diese anspruchslose, bescheidene Hausfrau?

Wir saßen eines Abends in der italienischen Oper in Paris, als eben Ferdinand Hiller den Franzosen den Fidelio vorführte. Ein Doktor tritt in die Loge und verkündet, daß George Sand im Hause sei. — Wo? Wo? riefen unsere Damen. — Gerade über Ihnen. — Wie Schade, daß wir sie nicht sehen können! — Der Doktor verläßt die Loge und kehrt nach Akschluß mit George Sand zurück. Er hatte ihr gesagt, daß zwei liebenswürdige Damen sie gern sehen möchten. Mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit bot sie sich sogleich an, dem Doktor zu folgen, um den Damen die Freude zu machen. Sie stellte sich so einfach vor, daß Niemand den Muth hatte, ihr ein Kompliment zu machen und sie schien sich dabei am wohlsten zu fühlen. Sie war ins Theater gekommen, um „Fidelio" kennen zu lernen und erkundigte sich bei uns nach der näheren Geschichte dieser Oper. Sie sprach in wenigen und schlichten Worten ihre Bewunderung für das Werk aus, das die Franzosen im Ganzen nur mittelmäßig aufprach, und bekundete wohl dadurch, wie durch so vieles in ihren Werken, das deutsche Blut in ihren Adern. Sie stammt zu von Moritz von Sachsen ab.

Wir verbrachten zwei Tage darauf einen ganzen Abend mit ihr im engsten Kreise, da sie größere Gesellschaften nicht liebt. Sie war von Anfang zu Ende das einfache, anspruchslose Weib, hinter dem kein Mensch die europäische Berühmtheit, die große Schriftstellerin vermuthet hätte. Sie war nicht glänzend, sie machte keinen Geist, sie suchte keine schönen oder großen Worte, die ein Tagebuch fühlender Beobachter oder Celebritätenjäger hätte aufzeichnen können. Sie sprach überhaupt wenig, aber hörte viel zu; sie wollte offenbar von Jedem lernen. Jedermann fühlte sich sehr geschickt neben ihr. Als sie gegen Mitternacht ging, hatte Niemand gefunden, was er erwartet hatte, und fühlte sich Jedermann auf's angenehmste in seinen Erwartungen getäuscht. Man hatte eine gemüthliche Frau kennen gelernt und einen höchst gemüthlichen Abend verlebt. Und dieser erste Eindruck wurde durch alle spätere Bekanntschaft nicht einen Augenblick Lügen gestraft; man lernte wohl eine größere Tiefe des Geistes kennen, aber der Charakter der ganzen Erscheinung blieb immer derselbe.

George Sand ist heute nur von Wenigen persönlich gekannt. Sie verbringt den größten Theil des Jahres in ländlicher Zurückgezogenheit auf ihrem angeerbten Schlosse Nohan und kommt nur in Geschäften äußerst selten und immer nur auf wenige Tage nach Paris. Dann benachrichtigt sie die kleine Zahl ihrer Freunde von ihrer Anwesenheit; diese schweigen darüber und besuchen sie in ihrer kleinen Stube, wo die Abende verplaudert werden. Einzelne verbringen ganze Wochen und Monate bei ihr auf Nohan. Es ist gewiß bezeichnend, daß alle diejenigen, die sich ihres nähern Umganges erfreuten, besonders die in der ländlichen Ungezwungenheit ihre intimere Bekanntschaft machten, ihr mit unauflöslicher, unerschütterlicher Liebe und Treue ergeben sind, ja mit dem Andenken an sie und an den Aufenthalt in Nohan einen gewissen schwärmerischen Cultus treiben. Allerdings muß man in Nohan Gelegenheit haben, sie von gewissen Seiten kennen zu lernen, die den Pariser Freunden ein Geheimniß sind, denn das Landvolk um Nohan begreift nicht, wie Madame Dudevant irgendwo in der Welt verleumdet und verlästert werden könne, sie, die man dort als Wohlthäterin, Rathgeberin und Schützerin der Gegend verehrt. Dieselbe Frau, die auswärts den frommen Seelen ein Greuel und Abscheu ist, ist dem Volke, in dessen Mitte sie lebt und das sie von Jugend auf kennt, eine im wahrsten Sinne des Wortes barmherzige Schwester.

Digitized by Google

George Sand hat ein kleines Vermögen ererbt und mit ihrer Feder ungeheure Summen erworben; aber sie ist eine arme Frau. Das Volk um Nohan weiß dieses Räthsel zu lösen, und lauscht man seinen Erzählungen, so erfährt man auch, auf welchen stillen und schönen Gängen sie jene Studien gemacht, welche ihren Dorfgeschichten zu Grunde liegen.

Der Maler des Bildes, das wir bringen, ist Couture, der Sohn eines Maurers, einer der berühmtesten Künstler des modernen Frankreichs. Während der Ausstellung des Jahres 1846 wurde er über Nacht eine Berühmtheit oder wie sich die Franzosen bei solchen Gelegenheiten auszudrücken pflegen, une des gloires de la France. Er stellte damals sein großes historisches Bild „La Decadence de Rome" aus, eine Orgie, die das in Sinnenlust versunkene Rom der Imperatoren in glänzenden Gestalten und großartigen Gruppen vergegenwärtigte. Es brachte wahrhafte Anfälle hervor; alle Zeitungen waren seines Lobes voll und die Regierung Louis Philippes — damals Guizot — kaufte es an, um es im Luxembourg, dem Pantheon der lebenden Künstler, aufzustellen. Couture war noch sehr jung, als ihm diese Ehre, nach der alle französischen Maler streben, zu Theil wurde und als er sich so in die Gesellschaft Ary Scheffers, Delacroix', Ingres', Delacoites, Horace Vernets ꝛc. eingeführt sah. Seitdem hat keines seiner Bilder so großen Erfolg gehabt, „ein Bogenschütze" etwa ausgenommen, der an die besten Niederländer erinnert und mit dem ein Kunsthändler in der Rue Laffite, der ihn besitzt, schon große Summen gewonnen haben soll, da der Bogenschütze ein Lieblingsbild der Copisten geworden und der Kunsthändler ihn für Geld zum Copiren verleiht. Seit dem Staatsstreich hat Couture nichts von Belang geliefert, und er, der sein bestes Bild „die Decadence" heute nicht ausstellen dürfte, weil man darin eine Anspielung auf das heutige Imperium sehen würde, ist der offizielle Maler des Hofes geworden, malt Apotheosen Napoleons, die Taufe des kleinen Prinzen und dergleichen höfische, byzantinisch-panegyrische Bilder. Sein Talent hat offenbar darunter gelitten. Mit dem Heiligenbildern, die er vor vier Jahren in der Kirche St. Eustache malte, ist er arg durchgefallen, und mit einem Briefe, den er veröffentlichte und in dem er sich auf das Zeugniß des Kaisers berief, daß er, Couture, der einzige wirkliche Künstler der Gegenwart sei, hat er sich in Paris sehr lächerlich gemacht. Zu seinen Erfolgen gehört auch das Porträt George Sands, die nicht gerne sitzt, aber mit Couture eine Ausnahme machte. Das Bild erschien vervielfältigt in zweifacher Ausgabe bei Goupil und ging in unzähligen Exemplaren ab.

Berliner Kinder.

Erzählung von **Fanny Lewald.**

(Schluß von S. 348.)

12. Kapitel.

Am Tage vorher war der Meister Brückner nahe daran gewesen, wieder einmal auf seinen Berg zu steigen, obschon jetzt keine Kinder mehr da waren, die ihn störten, und obschon die Frau ihm heute keine Plage machte mit ihren Sorgen und Kümmernissen. Denn die Sorgen und Kümmernisse waren seit anderthalb Jahren ganz und gar vorüber, seit Hermann alle Vierteljahre ein Bestimmtes schicken konnte, das völlig genug war, die Eltern über Wasser zu erhalten. Die Brüder und die Schwestern hatten nicht mehr nöthig beizusteuern, Hermann schaffte das Nöthige allein, und Hilfe nimmt sich immer leichter von Einem als von Vielen an, selbst wenn es zwischen Kindern und Eltern ist, daß sie geleistet und geboten werden muß.

Die Mutter war ganz schwindlig vor Freude. Der Herr Kandidat war da gewesen und hatte es selbst mit seiner Brille vorgelesen, daß der Hermann in der nächsten Woche kommen würde, und so konnte und durfte es doch bei ihr nicht aussehen, wenn der Sohn nach Hause kehrte! Er mußte doch merken, daß sie anzuwenden und zusammenzuhalten wußte, was er ihnen mittheilte von dem Seinigen, er mußte doch merken, daß sie noch die Alte war und nichts umkommen und nichts verkommen ließ. Sie ging, so wie sie stand und war, zur Tochter hin, die nebenan an einen Böttcher verheirathet war, ihr die Reinigkeit zu erzählen und ihr zu sagen, daß sie bereits die Gardinen von den Fenstern und vom Bette losgeflickt und die Stuhlbezüge abgenommen und durchgewaschen habe, und daß sie anfangen werde, Alles rein zu machen und daß sie Heringe in Essig legen werde, damit sie doch etwas in dem Hause habe, was er gern esse, wenn Hermann wieder da sei. Sie wollte ein Bett für ihn geborgt haben, sie wollte — sie wußte selber nicht was sie Alles wollte, und endlich ging sie Kaffee holen, um ihn für ihren Alten zu kochen, weil sie über alle dem Thun und Wollen die Zeit verpaßt hatte, den Mittag zu besorgen.

Meister Brückner hielt sich ruhiger. Er arbeitete seine Naht fort und ließ sich nichts merken vor der Frau. Nur der Lehrjunge sah, daß er nicht so gleichmäßig handthierte als sonst, und dann und wann hörte er, daß der Meister ein Stück von einer Melodie vor sich hindrummte. Nachmittags, als die Mutter die Gardinen schon zum Trocknen auf den Boden gebracht und die Fenster zum Putzen ausgehoben hatte, so daß man vor Ordnungsschaften, wie der Meister es nannte, seines Lebens nicht mehr sicher in der Stube war, klopfte es mit einem Male an die Thüre und der Meister sagte ärgerlich: „Nun braucht der Teufel nur gerade einen Kunden herzuführen, so denkt er, der Wirth will uns zum Hause hinauswerfen, solche Zucht ist's hier bei uns!"

Aergerlich rief er: „Herein!" und die Meisterin ließ eben noch in Eile ihren Rock, den sie hoch aufgeschürzt, über die Unterröcke herniederfallen, als die Thüre sich öffnete, und ein Mann auf die Schwelle trat, der so groß war, daß er sich bücken mußte, um nicht anzustoßen. Seine Farbe war dunkel, wie die eines Menschen, der lange in heißen Ländern gelebt hat. Ein starker Bart umgab sein ganzes Gesicht, und er trug und hielt sich, das hätte ein aufmerksamer Beobachter bei dem ersten Blick erkennen mögen, wie Jemand, der in sich selbst beruht und seiner so gewiß ist, daß er nicht mehr in jedem Augenblicke an sich selbst zu denken braucht, um das Wohlanständige zu thun.

Die Mutter schrie auf vor Freude und schlug ein Mal ums andere die Hände zusammen; der Meister ließ auch das Werkzeug fallen, aber weil er sich nicht gleich fassen konnte und sich's nicht merken lassen wollte, wie die ansehnliche Erscheinung des Sohnes ihn in Verwunderung setzte und ihm Respekt einflößte, wandte er sich an die Mutter und sagte ärgerlich: „Da hast Du nun die Be-

Digitized by Google

scherung! Nun ist er da, und nicht ein Platz, auf dem ein Christenmensch sich niederlassen kann! Das ist nun der Willkomm für Einen, der Jahr und Tag von Hause weg gewesen ist!“ — Er hatte sich während dessen an den Anblick des Sohnes gewöhnt, stand auf, schüttelte ihm die Hand und rief: „Willkommen zu Hause und kümmere Dich nicht darum, Du weißt ja, wenn sie nicht Alles unter Wasser setzen kann, ist ihr nicht wohl. Und nachher geht das Lamento über das Kopfreißen los.“

„Lassen Sie's doch, Vater“, begütigte Hermann, der die Eltern beide umarmte. „Ich bin froh, daß ich Sie beide munter finde — munterer als ich gehofft — und das Bischen Lust hier oben ist ja bei dem Wetter eine Wohlthat.“

Er setzte sich abstichtlich auf den alten ausgesessenen Polsterstuhl, der seit einem Menschenalter nicht erneut worden war und noch immer, wie in den Tagen von Hermanns Kindheit, für ein Muster von Bequemlichkeit galt. Er wollte es zeigen, wie bequem er's habe, und er hatte es auch schnell dahin gebracht, daß man über sein Fragen und Erzählen völlig vergaß, wie fremd er in dieser Umgebung erschien, und wie lange er sich nicht in ihr bewegt hatte. Die Schwester mit ihrem Manne, den Hermann noch gar nicht kannte, und mit dem Kinde, von dessen Geburt er noch gar nicht gehört, wurden herbeigeholt. Die Mutter, so wenig sie es satt werden konnte, den vornehmen Mann anzustaunen, der ihr Sohn war, und seine Uhrkette und seine feine Wäsche und seinen schönen Reiseanzug zu bewundern, lief doch inzwischen davon, um unter einem Vorwande die Nachbarin an ihre Thüre zu locken, und sie den Sohn aus der Ferne anstaunen zu lassen; und die Eltern waren noch ganz verdutzt über des Sohnes Anerbieten, sie von jetzt ab noch einmal so reichlich als bisher zu unterstützen, damit der Vater nicht mehr zu arbeiten brauchte, wenn er es nicht wollte, als Hermanns Erklärung, daß er nun fortgehen müsse, plötzlich der ganzen Freude ein Ende zu machen schien.

„Du willst fort?“ rief die Mutter, „wo willst Du denn hin?“ Er sagte, es dränge ihn, Herrn Plattner wieder zu sehen und er müsse dann in seinem Gasthof vorsprechen.

„In Deinem Gasthof?“ fragte die Mutter wieder. „Ja, ich bekomme ja aber ein Bett für Dich geborgt, und ich schlage es gleich auf, sowie es kommt.“

Er dankte ihr, aber er erklärte, er wolle ihr keine Mühe machen und werde in dem Gasthof bleiben, in dem er abgestiegen sei. Sie wollten wissen, wo das wäre? Er nannte den besten Gasthof der Königsstadt, in dem er sich einquartiert, um in der Nähe der Seinigen zu sein.

„Da hast Du seiner Zeit manch Paar Stiefel hingetragen“, bemerkte der Vater.

„Der alte Portier hat mich auch noch gekannt“, versetzte heiter der Sohn. Die Mutter schwieg. Es machte ihr einen feierlichen und großen Eindruck, daß der Sohn in jenem Gasthof wohnte, und doch that es ihr leid, daß er nicht mehr derselbe war, der unter ihrem Dache geschlafen, als er nach seiner Militärzeit zum letzten Male in Berlin gewesen.

Als er schon unter der Thüre stand, rief der Vater: „Na! und wie sieht's denn in der Wüste aus?“

Der Sohn lachte: „Etwas anders, lieber Vater, wie vor dem Hallischen und vor dem Spandauer Thor!“

„Und Du bist also wirklich darin gewesen?“

„Eine gute Strecke, Vater!“

„Seh' ein Mensch!“ sprach der Alte und schüttelte mit Bewunderung den Kopf und dann erzählte er dem Schwiegersohn, der das schon oft gehört, wie er seinen Spaß mit dem Hermann gehabt, und wie er ihn begleitet habe, als er ausgewandert sei, und wie kein Mensch es wissen könne, was in einem solchen Jungen stecke.

Sie waren in Meister Brückners Wohnung noch Alle in der größten Aufregung, als Hermann bereits die Stiegen zu der Wohnung seines alten Freundes und Beschützers hinanstieg.

Herr Plattner lebte noch immer in dem Stübchen, in welchem er gewohnt, als Hermann ein Kind gewesen. Es waren noch immer die kahlen grauen Wände, noch immer hingen das Bild des Schlosses und das Porträt der Fürstin über dem Schreibtisch von weißem Holz, aber der kleine Raum hatte den Anstrich der Armuth verloren und ein freundlicheres Ansehen bekommen. Es war unverkennbar, daß sich Jemand um denselben bekümmerte, der Freude daran hatte, ihn wohnlicher zu machen. Es lag eine dicke Decke unter dem Tische, die Füße des Schreibenden warm zu halten, er hatte auch einen Stuhl mit einer Lehne, an welcher zum Ueberfluß oben noch eine Schlummerrolle befestigt war, den Kopf des Ruhenden zu stützen. An der entgegengesetzten Wand, nicht weit von seinem Bette, standen auf einem andern Tische eine Schiebelampe und ein einfaches Theegeräth, und der große, wohlgenährte Kater, der sich auf dem Fensterbrette behaglich in der untergehenden Sonne dehnte, verrieth unwiderleglich, daß Herr Plattner jetzt die Mittel besitzen mußte, einen solchen Hausgenossen wohl zu unterhalten.

Herr Plattner hörte eben auf zu schreiben. Er hatte die Brille, die er schon seit Jahren tragen mußte, von der Nase genommen, und war dabei, noch Ordnung in seinen Papieren und Schreibereien zu machen, als es an seine Thüre pochte, und im nächsten Augenblicke Hermann sich in seine Arme warf.

Der Greis war überrascht, aber Gutes begreift sich schnell. „Mein Freund! mein Lehrer!“ rief Hermann aus, „so sehe ich Sie endlich wieder.“

Herr Plattner machte sich von ihm los, blieb in geringer Entfernung von ihm stehen, setzte die Brille auf und betrachtete ihn mit liebevollem Schweigen. „Gottlob!“ sprach er dann, indem er die Hände faltete und wie im Dankgebet erhob, „Gottlob, Du bringst Dein altes klares Auge, Du bringst die reine Stirne wieder.“ — Die Wimpern mußten ihm feucht geworden sein, denn er fuhr mit der Hand leise darüber, und sagte dann: „Sei mir willkommen, mein Sohn! Aber woher bist Du schon heute hier? — Ich erwartete Dich nach Deinem Briefe erst in drei bis vier Tagen.“

Hermanns Gesicht überstrahlte eine schöne Lebendigkeit. „Es litt mich nicht zu rasten“, sagte er, „seit ich in Triest den Fuß auf's Land gesetzt, seit ich mich wieder in Europa und vollends in Deutschland wußte. Ich dachte, Alles was ich thun und sehen wollte, könne ich auch später thun und sehen. Und das Glück hat seinen Aberglauben, ich wollte nicht versäumen, so bald als möglich hier zu sein, denn —“ er sprach nicht zu Ende, was er hatte sagen wollen, sondern legte seine beiden Arme dem Landsmann auf die Schultern und rief: „welch' ein Glück ist's, daß ich die Eltern, daß ich Sie so wieder finde, daß ich Ihnen danken kann für Alles, was Sie mir gethan, für Alles, was ich durch Sie geworden!“

Der Kandidat erwiderte nichts. Er hatte sich niedergesetzt, als müsse er sich erholen, als wandle ihn eine Schwäche an. Hermann trat besorgt zu ihm. „Sind Sie unwohl? Habe ich Sie erschreckt?“ rief er aus.

Herr Plattner schüttelte verneinend das Haupt. „Ich freue mich so sehr“, sagte er endlich, „und ich hatte nicht geglaubt, daß ich es vermöchte.“ Er weinte, daß er's nicht verbergen konnte. Der große, schöne Mann hatte sich neben ihn hingekniet und hielt ihn so umschlungen. Als der Greis sich beruhigt hatte, sagte er: „Steh' auf! Steh' auf, mein Sohn; ich gehöre nicht zu denen, vor welchen man knieen soll. Und nun ist's genug von mir, Du bist nicht meinetwegen heimgekehrt, laß uns von Dir reden und von dem, was Dir am meisten am Herzen liegt.“

„Nein!“ unterbrach ihn Jener, „einen Augenblick noch; ich habe eine Botschaft an Sie, und diese war es, die mich nicht ruhen und nicht rasten ließ, bis ich sie in Ihren Händen wußte.

Er zog seine Brieftasche heraus, suchte unter verschiedenen Papieren, und reichte endlich dem Kandidaten ein versiegeltes Schreiben hin. Herr Plattner nahm es, betrachtete das Siegel und seine Hände zitterten, da er es erblickte.

Digitized by Google

„Was soll mir das? Woher hast Du das Blatt?“ rief er, während seine Wangen sich entfärbten und seine Lippen bebten.

„Lesen Sie, lesen Sie! Ich bringe Ihnen Gutes!“ betheuerte der Andere.

Der Kandidat gehorchte. Der Brief lautete: „Es ist eine wundersame Gewalt thätig und herrschend in der Welt, mag man sie Gott oder Schicksal nennen, und mag man die Leitung der irdischen Dinge, wie Sie es thun, einer allweisen Vorsehung oder einer innern Nothwendigkeit zuschreiben, so sind die Wege des Lebens dazu angethan, uns in Verwunderung zu setzen. — Ein gelegentlicher Besuch in der Maschinenfabrik, welche das Gouvernement in Kairo eingerichtet hat, machte mich mit Herrn Brückner bekannt. Von ihm hörte ich, seit den Tagen meiner ersten Jugend zum ersten Male, wieder Ihren Namen nennen, erfuhr ich von Ihrem Leben und von Ihrem Lebenslauf. — Es ist viel Zeit vergangen seit der Stunde, die uns trennte. Ihr Schüler ist seit vielen Jahren ein Mann geworden, und Manches, das er gefördert und geleistet, ist aus dem Samen erwachsen, den Sie einst in seine junge Seele streuten. Fürst Michael ist seit fünfzehn Jahren todt. Die Papiere und Briefschaften meiner Mutter haben mich dahin gebracht, ihren frühen Hingang nicht mehr als ein Unglück für sie zu betrachten. Ihr Leben an meines Vaters Seite war kein Glück für sie; sie selber nannte die Liebe, welche Sie ihr geweiht, den Segen und die Verklärung ihres Daseins. Daß ich, daß Vera's Sohn Ihnen dieses sagt, soll Ihnen dazu helfen, freier in die Vergangenheit zurück zu denken und muthiger in die Zukunft zu sehen, wenn eine solche dem kurzlebigen Menschen über seinen Tod hinaus vergönnt ist. Einsicht bringt ja den Menschen zum Vergeben und Verzeihen — der Allwissende, an den Sie glauben, muß also nothwendig auch ein Allerbarmer sein!“

Das Blatt war Fürst Alexander D... gezeichnet. Der Greis las es und las es wieder, er hielt es fest in seinen Händen und ein Strom heißer Thränen entströmte seinen alten Augen, als er mit dem Ausruf: „Erlösung! Erlösung!“ auf seine Kniee niedersank und betend eine Weile in sich versunken blieb.

13. Kapitel.

Die Fenster des Zimmers waren geöffnet, aber es war still auf der sonst so lebhaften Königsstraße, und auch auf den Fluren und Treppen des Corridors ließ sich kein Laut mehr hören. Es war tief in der Nacht.

Hermann hatte die Seinen am Abende in seinem Zimmer bewirthet, und dann noch lange mit dem Kandidaten beisammen gesessen und viel erkundet und Alles berathen. Als der Greis ihn verließ, hatte er sich zum Schreiben niedergesetzt. Nun war sein Brief beendet. Er setzte die Aufschrift darauf, aber ehe er ihn siegelte und auf das kleine Packet band, das ihn begleiten sollte, las er ihn noch einmal durch. Er lautete:

„Seit heute Morgen bin ich in Berlin, seit zwei Stunden, seit meine alten Eltern mich verlassen haben, waren meine Gedanken ausschließlich bei Ihnen! — Wann waren sie das nicht in all' den Jahren, die zwischen heute und jenem Tage liegen, an welchem Sie dem armen fortwanderndem Gesellen das Buch zum Angedenken gaben, das ich in diesem Augenblicke nicht ohne Rührung ansehen kann, und das ich in Ihre Hände zurückgebe. Als ein Pfand der Neigung hat es mich begleitet auf allen meinen Wegen; als ein Pfand der Liebe und einer unverbrüchlich bewahrten Treue bringe ich es Ihnen wieder. Lisette, hat meine Liebe, hat meine Treue Werth für Sie? und haben Sie mich nicht vergessen?

„Als ich von Manchester aus Ihrem Großvater schrieb, erhielt ich keine Antwort. Es that mir wehe, aber ich mußte ihm Recht geben, wenn ich mich in seine Stelle dachte. Er konnte das Schicksal seiner Enkelin nicht an ungewisse Hoffnungen sich ketten lassen. Es mußte ihm und Ihnen nach allen Seiten freie Hand verbleiben, und es mochte ihm auch anmaßend erscheinen, daß ich Wünsche und Hoffnungen durchblicken ließ, wo ich nichts zu bieten hatte. Ihnen gegenüber, theure Lisette, mag meine Liebe mich entschuldigen, bei Ihrem Großvater muß meine jetzige günstige Lage zum Fürsprecher für die Vergangenheit und Zukunft werden.

„Ich hatte in Manchester mich in der Fabrik meines Freundes gut eingearbeitet, als ein Agent der egyptischen Regierung in die englischen Fabrikdistrikte kam, um dort für sein Gouvernement Ankäufe von Maschinen zu machen, und Sachverständige für ihre Aufstellung und für die erste Leitung der in Alexandrien und Kairo zu errichtenden Fabriken zu gewinnen. Die Anerbietungen, welche man machte, waren vortheilhaft. Die Lust, welche ich von Kindheit an gehegt, die Welt zu sehen und die heißen Klimate kennen zu lernen, fiel mit in die Wage; ich verpflichtete mich für zwei Jahre, mit der Bedingung, wenn ich in meiner Stellung zu verbleiben wünsche, sie dann auf zehn Jahre mit einer ansehnlichen Gehaltserhöhung behalten zu können. Diese zwei Jahre sind nahezu verflossen. Ich habe einen Urlaub gefordert, um mein Vaterland, um meine Heimath, um Sie, Lisette, wieder zu sehen und die Entscheidung über meine Zukunft in Ihre Hand zu legen.

„Ich bin gern in Egypten und ich bin in der Lage, Ihnen und der Familie, die ich zu gründen wünsche, ein reichliches Auskommen und einen geachteten Namen zu bieten. Aber wollen Sie die Meine werden und wollen Sie Europa nicht verlassen, so sind mir von dem Fürsten Alexander D..., dessen Lehrer unser alter, verehrter Freund, der Kandidat Plattner einst gewesen ist, ebenfalls günstige Anerbietungen zur Begründung einer Schienen- und Glockenfabrick auf seinen Gütern im europäischen Rußland gemacht, und wollen endlich Ihre Großeltern nicht darein willigen, Sie mir zu geben, wenn ich Sie ihnen entziehe, nun — so müssen Sie mit mir warten, liebe Lisette! und es wird sich auch hier in Berlin eine Thätigkeit und ein Erwerb für mich finden lassen, denn ich verstehe mein Fach und habe Muth und Kraft.

„Es fragt sich nur, Lisette, ob Sie wollen? — Wie es kam, daß mein ganzes Herz Ihnen gehörte, seit ich zu denken weiß, das brauche ich nicht zu erklären. Daß Ihre Neigung sich mir, dem armen Jungen zugewendet, das ist mir immer als das eigentliche Glück meines Daseins erschienen, dem ja auch die Freundschaft unseres guten Plattner so früh, und damals auch ganz unverdient, zu Theil geworden ist.

„Und während ich Sie frage, ob Sie meiner noch gedenken, ob Sie mich nicht vergessen haben, begehe ich das erste Unrecht, dessen ich mich gegen Sie schuldig weiß. Wer als Kind seinen Schmerz zu überwinden und ohne Aufforderung zu schweigen wußte, um seinem Spielgefährten eine Strafe zu ersparen; wer wie Sie in seinster Weise die hilfreiche Beschützerin meiner Familie wurde, wer sich wie Sie zur Schülerin des Mannes machte, dem ich danke, was ich bin, um diesem Manne beistehen und den Niedergebeugten durch anheimelnde Liebe aufrichten zu können, der hat mich nicht vergessen und der liebt mich auch.

„Lisette! ich habe in diesen Stunden keinen Gedanken als Dich. Unser guter Plattner, dem ich Befreiung von seinem schwersten Schmerze zu verkünden hatte, bringt Dir in der Frühe diesen Brief und das Bändchen Schiller'scher Gedichte, das Du kennst. Ich werde bald darnach in Deiner Nähe sein. Werde Du mein Botschafter bei Deinen Großeltern, und laß mich bald aus Deinen Augen, von Deinem Munde vernehmen, daß Du mich zu dem glücklichsten der Menschen machen willst.“

Er siegelte den Brief sorgfältig zu, adreßirte ihn, und legte ihn in das Bändchen Schiller'scher Gedichte, das ihn durch sein ganzes Leben begleitet hatte. Dann versah er dasselbe mit einem bloßen Papierumschlag, und legte sich nieder, um die glückseligsten Träume zu genießen, aus denen bald das Kind Lisette, bald das Weib hervortauchte, das in seiner Phantasie herrschte und das er heiß ersehnte.

Digitized by Google

Gerade um dieselbe Morgenstunde, in welcher Frau Werner den Kutscher in die Stadt schickte, um den Geburtstagskuchen herauszuholen und den Herrn Kandidaten mitzubringen, ohne den im Werner'schen Hause nichts mehr geschehen konnte, seit Lisette ihn so in Freundschaft genommen, hatten sich Hermann und Herr Plattner in eine Droschke gesetzt und dem Kutscher den Weg nach dem Landhause des Herrn Werner angegeben.

Es war eine geraume Zeit verflossen, seit Hermann zuletzt durch diese Straßen und Plätze gefahren, aber so achtsam er sonst auch auf alles dasjenige war, was ihn umgab, heute hatte er kein Auge dafür. Er wurde nicht müde, es Herrn Plattner eindringlichst, wie er Lisetten das Buch geben sollte, nicht müde, ihm zu wiederholen, daß er in den Weisen unter dem Erlenbusch, dessen er sich von seinem letzten Besuche in Berlin erinnerte, den Ausgang und den Erfolg des Briefes abwarten wollte, und Herr Plattner, der wie ein ganz anderer Mensch und völlig versöhnt an seinen Schützen Seite da saß, mußte immer lächeln, wenn Hermann ihn versicherte, daß er fest entschlossen sei, Berlin noch heute zu verlassen, wenn Lisette seiner nicht mehr denke und seiner Werbung nicht Gehör schenken sollte.

Frau Werner hatte unterdeß im Hause umher geschafft, und saß, ihrem alten Grundsatze getreu, daß man die Arbeit hübsch in der Frühe anfangen und bei Zeiten abthun müsse, schon um elf Uhr auf dem Balkon vor ihrer Gartenstube für und fertig angezogen, und freute sich der schattigen Wärme unter ihrer Marquise. Ihr dicker Fuß ruhte jetzt sehr bequem auf einem gestickten Kissen und das Strickzeug lag Anstands halber auf der damastenen Kaffeeserviette, die über den Tisch vor der Thüre gebreitet war, denn sich mit der Arbeit zu plagen, hatte sie bei ihren Jahren, und vollends bei dem schönen Wetter doch nicht nöthig. Sie hielt darauf, daß es bei ihr im Garten und auf ihrem Balkon gerade so anständig und schön aussähe, wie bei ihren Nachbarn, die hier draußen schon länger ansässig waren, als sie. Und in dem Betrachten dessen, was in den unmittelgelegenen Häusern vorging, und in dem Ueberlegen, daß sie Alles ganz eben so gut haben und bezahlen könne, als die Besitzer der nächsten Grundstücke, war ihr die Zeit nicht lang geworden, und sie sah plötzlich mit Verwunderung an der großen Schlaguhr gegenüber der Thür, daß es elf Uhr und der Kutscher noch nicht zurückgekommen sei.

„Wo nur der Mensch bleibt!" sagte sie zu ihrem Manne, der ihr gegenüber noch ohne Brille seine Vossische Zeitung las. „Wo nur der Mensch bleibt," wiederholte sie und nahm behutsam den Fuß von dem Polster herunter, um an die Treppe zu gehen und nach ihrem Wagen auszuschauen. „Da wird er wieder zu Hause bei der Frau stecken und der arme Plattner wird sitzen und auf ihn warten, denn die Lisette hat es ihm geschrieben, daß er um 10 Uhr abgeholt werden würde."

„Es thäte noch gerade Noth," meinte der Vater, „daß man Euch den Candidaten ganz herausnähme. Es sind in diesem Frühjahr nicht viel Tage dagewesen, an denen Ihr ihn nicht hättet holen lassen."

„Ihr?" rief die Mutter, und sah dabei nach der schweren goldenen Uhr, ihrem liebsten Besitzstücke, die sie an einer dicken Erbskette und obenein noch an einem goldenen mit Amethysten gezierten Haken an der Seite trug. „Ihr? Ich bin es doch nicht, die ihn alle Tage holen läßt! Ich nehme keine Lektionen bei ihm, wie die Lisette, und ich frage auch den Teufel nach der Politik, über die du immer mit ihm zu diskurriren hast. Meinetwegen brauchte er nicht zu kommen, wenn schon ich dem alten ehrlichen Gesicht das Bischen frische Luft hier draußen und sein ordentliches Mittag- oder Abendbrod gern zukommen lasse. Wir haben's ja dazu!"

Sie hatte die letzten Worte aber noch nicht beendet, als sie sich weit hinausbog über das Geländer und sich die Hand über die Augen hielt, als trenne sie diesen nicht, weil sie die Sonne blendete.

„Was hat denn das zu bedeuten?" rief sie. „Da kommt ja der Kandidat mit noch einem Andern in einer Droschke angefahren."

Herr Werner war in seine Zeitung vertieft, er antwortete daher nicht gleich. Sich das gefallen zu lassen, war aber nicht die Sache seiner Frau. „Werner!" rief sie noch lebhafter, „so leg' doch das elende Stück Papier aus der Hand. Herr Gott! vor lauter Lesen verlernt Du noch das Hören und Sehen. Sag' mir nur, was bedeutet denn das? Nun steigt er aus und kommt hieher zu Fuß, und der Andere steigt auch ab und geht hinten herum, hinter Bergmanns Grundstück weg. Das ist ja reiner Unsinn; wozu ist er denn ausgestiegen, er hätte sich doch können bis hierher fahren lassen, wenn die Droschke doch einmal bezahlt war! Als ob er nicht hätte warten können, bis der Wagen gekommen wäre."

„Er wird wohl seinen Grund dazu gehabt haben, früher zu kommen", meinte Herr Werner, der immer gelassener zu werden pflegte, je mehr seine Frau sich ereiferte.

Sie konnte sich jedoch den Grund nicht denken, wie sie sagte, und sie war noch nicht mit ihrer Verwunderung und mit ihrem Aerger über ihren Kutscher fertig, der wenn er nicht immer so unpünktlich wäre, dem Kandidaten die Droschkenfahrt hätte ersparen können, als dieser in das Gartenthor eintrat. Kaum sah sie ihn nun in ihrem Bereiche, als sie ihm entgegenging und ihm die Frage zurief, mit wem und weshalb er denn herausgefahren sei, und weshalb er ihren Wagen nicht erwartet hätte.

Der Kandidat, der, seit er Lisettens Lehrer geworden und in Folge ihrer Empfehlung noch ein Paar Schüler aus den Kreisen der wohlhabenden Gewerbetreibenden bekommen hatte, mehr auf sich verwenden konnte, sah heute in seiner saubern Kleidung noch viel stattlicher aus als sonst. Er hatte noch sein ganzes gemessenes und formvolles Wesen beibehalten und auf den lebhaften Zuruf der eifrigen Hausfrau, entgegnete er nach ruhiger Begrüßung: er habe sich früher auf den Weg gemacht, weil er Fräulein Lisette ein Buch zu bringen gehabt, das sie, wie er glaube, schon lange zu besitzen gewünscht. Unterwegs sei er müde geworden und habe einen vorüberfahrenden Herrn gebeten, ihn einsteigen zu lassen.

Die Wernerin schüttelte den Kopf. Sie wollte wissen, wer der Herr gewesen sei. Der Kandidat entgegnete, das könne er nicht sagen. Nun riß der Wernerin die Geduld. Sie nannte es außer allem Spaß, daß ein alter Mann um der Lisette willen solche Streiche mache. Daß er in der Mittagshitze, in der Sonnengluth solch' einen Weg zu Fuß gelaufen sei, und daß er dann wildfremde Menschen angehe, weil er nicht weiter könne, das müsse dem Mädchen ja den Kopf verderben. „Unsere jungen Leute," so schloß sie ihre Rede, „die sind jetzt alle viel vernünftiger; die thun so etwas nicht, und darum ist der Lisette nachher auch Niemand recht, weil Sie sie so verziehen, Herr Plattner!"

„Bist Du nun fertig?" fragte Herr Werner, der inzwischen dem Gaste einen Stuhl geboten und dessen Glückwunsch zum Geburtstag empfangen hatte. Indeß man konnte es Herrn Plattner anmerken, daß er seine rechte Ruhe hatte, und eben fragte er, ob das Fräulein nicht zu Hause sei, als Lisette, welche die Stimme ihres alten Freundes gehört hatte, zu ihnen in das Freie heraustrat.

Sie reichte dem Kandidaten die Hand. „Beehalb schilt denn die Großmutter so mit Ihnen?" rief sie ihm entgegen, „ich hörte es bis in meine Stube."

„Weil ich früher herausgekommen bin, um Ihnen ein Buch zu bringen", versetzte der Kandidat, und es fiel Lisetten auf, daß er sie scharf in's Auge faßte und daß seine Stimme anders klang, als sie sie sonst zu hören gewohnt war.

Er zog dabei ein kleines Päckchen aus der Tasche und reichte es seiner jungen Freundin hin. Lisette nahm es, öffnete den Umschlag, der Kandidat wendete seinen Blick von ihr. Ein schnelles Roth überfloß ihr Gesicht, ihr Auge flammte auf, sie war ihrer selbst nicht mächtig und ganz fassungslos rief sie: „Ach! wenn Sie mir das bringen, dann ist's gut!" — und ehe die erstaunten Großeltern

Digitized by Google

noch eine Frage um die Ursache ihrer Erschütterung und Aufregung thun konnten, war sie in das Haus geeilt und hatte die Thüre ihrer Stube hinter sich rasch zugemacht.

Den Fragen, dem Staunen des Großvaters, der Neugier und der Heftigkeit der Großmutter Stand zu halten, wäre für Herrn Plattner, wenn er das Geheimniß nicht verrathen wollte, keine leichte Sache gewesen, hätte der Zustand länger gewährt. Indeß schon nach wenigen Minuten kam Lisette heraus, mit Augen, in denen die hellen Freudenthränen strahlten, und mit dem Ausruf: „Wo ist er? Ach, wo ist er?“

„In der Wiese am Erlenbusch,“ bedeutete der Kandidat, und mit gefügigstem Schritt eilte Lisette hinunter in den Garten, wo sie dem Auge der Großeltern durch die Hecken bald entzogen wurde.

Der Kandidat war sprachlos. Ihm klopfte das alte Herz in der Brust. Er hatte sie ja einmal empfunden, die Seligkeit der Liebe, und er kannte die Kraft der beiden Herzen, die er herangebildet, die er befestigt hatte in dem Glauben an das Sittliche und Heilige, und die in dieser Stunde das Glück des Wiedersehens nach langem, treuem Hoffen zu genießen hatten.

„Ist die Lisette toll geworden?“ fragte die Wernerin; und: „Ist der Brückner zurück?“ fragte leise Herr Werner, dem eine Ahnung des Zusammenhangs aufdämmerte.

„Ja!“ rief der Kandidat, „ja, er ist zurück, und dort kommen sie ja schon, die beiden lieben, lieben Menschen.“

Die Wernerin sah hinunter; da kam Lisette her, umfangen von dem Arme eines schönen, großen Mannes, und Beide so strahlend, so hell in ihrer Herzen Zuversicht und Freude.

„Aber wie ist mir denn!“ rief die Großmutter, „ist das nicht der Hermann, der so manchen Puff von mir bekommen. Nein! wie die Zeit vergeht, man soll es gar nicht denken!“

Sie schlug die Hände ein Mal um's andere zusammen, aber es blieb ihr nicht viel Zeit für all' ihr Staunen und Verwundern. Die Liebenden waren da, sie lagen dem Großvater in den Armen, sie küßten die Wernerin, sie umarmten den Kandidaten, und die Sonne schien dazu so hell, daß der gute alte Herr Plattner wie in einem Glorienscheine dastand, als der Wagen ankam, der ihn hatte herausholen sollen.

„Kehr' um!“ rief Herr Werner, „fahre gleich in die Stadt zurück, zum Meister Brückner, und hole Alles heraus, was von der Familie da ist. Sie sollen heute mit uns Kaffee trinken und Abendbrod essen, allesammt. Es ist Geburtstag hier! Bestell das, Geburtstag und noch etwas anderes.“

„Laß nur erst den Kuchen auspacken,“ meinte die Wernerin.

Und: „Ich muß doch erst füttern!“ wendete der Kutscher ein.

„Du kannst drin in der Stadt füttern,“ bedeutete Herr Werner, „mach', daß Du fort kommst!“

‚Solche Zucht und Wirthschaft‘ hatte der Kutscher seit den Jahren, die er bei den Pferden war, noch nicht erlebt. Solche Freude war aber in dem Hause auch noch nicht gewesen.

Hermann mußte erzählen und mußte sich betrachten lassen, denn die Wernerin konnte und konnte es nicht begreifen. Und Herr Werner lachte zu all' den Aussichten, die Hermann hatte, und nannte es Narrenspossen, wenn er von Egypten und von Rußland sprach.

„Hier hinten auf der Wiese, da wo Ihr Euch wiedergesehen habt, da ist Egypten und Rußland genug,“ sagte er, „da bau' Dir, was Du willst, und treibe was Du magst. Der Schwiegersohn vom alten Werner kann's mit ansehen, bis sein Haus gebaut ist, und da mein Enkel satt geworden an meinem Tisch, so wird auch wohl für's Urentel noch etwas da sein, wenn's inzwischen kommen wollte!“

Er war glücklicher, der alte Herr Werner, als ihn je einer der Seinigen gesehen, er hatte immer den Hermann gern gehabt, und er freute sich, daß Lisette ihren Willen durchgesetzt.

Wie die Stunden vergingen, wie der Mittag verstrich, wie der Meister Brückner aus dem Wagen stieg, und seine Frau, die nie in einer Kutsche gesessen hatte, gar nicht heraus kommen konnte, wer wollte das zu schildern unternehmen. Große Freude wirbelt ihre einzelnen Momente so kaleidoskopisch durcheinander, daß sie nicht fest zu halten sind, und nur das Bild einer undergreiflichen phantastischen Herrlichkeit davon in der Erinnerung zurückbleibt.

Am Abende, als sich die einzelnen Personen beruhigt hatten, sagte die Wernerin: „Ich muß immer lachen, wenn ich den Hermann jetzt so vor mir sehe und dabei denke, wie sie ihn immer in der Straße den reitenden Kesselflicker schimpften, weil er dazumal so schlecht in Kleidern und so auf das Reiten versessen war.“

„Wenn ich's erlebe, daß ich noch einen Urenkelsohn hier im Hause habe,“ meinte der Großvater, „so soll der Hermann sein eigenes Reitpferd haben.“

Hermann hörte das nicht in seinem stillen Plaudern mit der Braut, bis sein Vater ihn mit den Worten anrief: „Das Liebste ist mir, daß er doch auf seinem Kopf bestanden hat, und wie die alten Juden in die Wüste hinein gekommen ist.“

„Ja,“ sagte Hermann, „nur umgekehrt. Die Juden zogen aus der Heimath in die Wüste und ich bin aus der Wüste in die Heimath, und in welche Heimath und an welches Herz zurückgekehrt.“

„Die Wüste soll leben!“ rief Meister Brückner, dem der Wein und die Aufregung die alten Wangen röthelten.

„Und der Kesselflicker daneben!“ sprach die Wernerin, die einen Spaß in Ehren liebte.

Hermann lachte. „Nun mit dem Kesselbauen, wenn auch nicht mit dem Kesselflicken kann es eine Wahrheit werden, Großmutter!“ sagte er. „Denn ich denke, Ihnen hier einen Kessel aufzustellen, der Tag und Nacht nicht aus dem Kochen kommen und der uns satt machen soll für alle Zeit.“

Und als dann Meister Brückner mit der Frau schon lange in einer Droschke in die Stadt befördert worden, und Herr Werner und die Frau zur Ruhe gegangen waren, da schieden Hermann und Lisette in dem Beisein ihres alten Freundes zum ersten Male von einander, und Herr Plattner umarmte sie Beide und sagte: „Ihr seid meine Erlöser geworden, jetzt kann ich ruhig sterben. Bleibt rein von Schuld und laßt mich leben in Eurem Angedenken.“

„Und noch lange leben mit uns!“ riefen die beiden Glücklichen, und immer und immer klang noch ein letztes: „Gute Nacht!“ ihm nach, als Hermann mit seinem alten Freunde in die Stadt zurückkehrte, zu deren geachtetsten Bürgern, zu deren thätigsten Gewerbetreibenden Herr Hermann Brückner in diesem Augenblicke zählt.

Das Haus, das er sich erbaut hat, steht hell zwischen seinen mit jedem Jahre wachsenden Fabrikanlagen hervor, und hat über seiner Thüre den einfachen Wahlspruch: „Arbeite und beharre!“

Ein ächt bürgerlicher Wahlspruch und recht eigentlich hervorgegangen aus dem Geiste, der den Berliner kindern, dem Berliner Bürgerstande eigen ist und eigen bleiben möge für alle Zeit.

Digitized by Google

Verlag von Kraus & Hoffmann in Stuttgart

Lith. Anst. v. B. Sorth in Darmstadt

Digitized by Google

Zigeuner-Lager.

„Im Jahr 1418 seyen die Historien, seyen die ersten Stürzer vnd Landdieb, so man Heyden oder Zigeuner nennet, in Teutschland gesehen worden. Was dieses für ein Gesind sey, vnnd was jhr vermeynt Fürgeben,

jhres Vagierens, Bubischweyssens, Leutbetriegens vnd Stehlens halben, findet man weitläufftig bey Albert Crantzen vnd Sebastian Münstern, so bezeuget solches noch die tägliche Erfahrung an allen Orten, was es für seine Leut seyen, vnnoth an diesem Ort viel Wort darvon zu machen."

Gottfrid's historische Chronik.

Sicilien.

(Mit einer Karte in Farbendruck.)

Südlich von Italien, nur durch die $^1/_2$ Stunde breite Meerenge von Messina davon getrennt, ragt die schöne reiche Insel Sicilien aus den blauen Fluthen des mittelländischen Meeres hervor. Sie hat die Gestalt eines unregelmäßigen Dreiecks, dessen nördliche Seite die längste, dessen östliche die kürzeste ist. Ihre größte Länge beträgt 50 Meilen und ihr Flächeninhalt 497 Quadratmeilen. Der Reisende, welcher vom Meere aus ihre Ufer als eine ungeheure Masse wildzerrissener phantastischer Felsgebilde erblickt, deren Spitzen weit hinauf in den Himmel steigen, ahnt nicht, welches Paradies dahinter verborgen liegt. Alles was die Natur an Segen und Schönheit auf einem Fleck der Erde zusammendrängen kann, findet sich hier in verschwenderischer Fülle vereinigt. Fruchtbare Ebenen, den Gärten der Hesperiden vergleichbar, wechseln ab mit lieblichen Höhen oder steilen Gebirgsschluchten, Orangen-, Palmen- und Myrthenhaine mit ausgedehnten Wäldern, Weinbergen und üppigen Getreidefluren; leuchtende Gärten,

Digitized by Google

wo im dunkeln Laub die Goldorangen glühen, breiten sich um die Wohnungen her, und darüber glänzt der ewig lachende, dunkelblaue Himmel. Reizend gelegene Hafenstädte, mit buntem südlichem Leben erfüllt, spiegeln sich mit ihren Säulen, Ruinen und Balkons in den blendenden Wassern des Meeres. Luft, Vegetation, der ganze Ton der Landschaft erinnern an eine südlichere Zone. Ein Göthe hatte keine Worte, um auszudrücken, wie ihn diese Königin der Inseln empfangen. Die herrlichen Landschaftsbilder, die dunstige Klarheit, die um die Küsten schwebte, die Reinheit der Contouren, die Schönheit der Formen, die Weichheit des Ganzen, die Harmonie von Himmel und Erde setzten ihn in Entzücken. — Das Klima der Insel ist, wenige Sumpfgegenden ausgenommen, überall rein und gesund. Die Sommerhitze, welche an den Küsten selten über 28° steigt, wird durch regelmäßig wechselnde Seewinde angenehm gemildert, und während ein harter Winter einen großen Theil des Festlandes von Italien unter ungewohnten Frost beugt, zeigt hier das Thermometer nie weniger als 6° Wärme.

Sicilien ist vorherrschend gebirgig. Zwei große Höhenzüge streichen länge der Nordküste von Osten nach Westen und breiten sich in vielen Verzweigungen über die ganze Insel aus. Der eine, das peloritsche Gebirge, vom Cap del Faro an der Meerenge von Messina ausgehend, entfernt sich wenig von der Nordküste und bildet durch seine Ausläufer an dieser zahlreiche Buchten und Häfen. Ihm schließt sich in der Mitte der Insel der madonische Gebirgszug an. Die Abhänge dieser Höhen sind auf der Nordseite fruchtbar und bewaldet, während die Südseite dürrer und rauher ist. Im östlichen Theile der Insel, durch tiefe Thäler von den übrigen Gebirgen gesondert, erhebt sich ein immerglühender Vulkan, der Aetna, das Entsetzen, der Stolz und Wohlthäter Siciliens, der in die reichen Gefilde, die seinen Fuß umgeben, Erwärmung und Befruchtung oder Verwüstung trägt. Ganz Sicilien erbebt, wenn unterirdischer Donner den Ausbruch des glühenden Schwefel- und Lavamasse aus den geheimen Essen des furchtbaren Kraters verkündet. Mit Ausnahme des Aetna und seiner Umgebung gehören die Gebirge Siciliens der Kalksteinformation an und sind reich an Grotten und Höhlen. Sie erreichen nur eine Höhe von 3—6,000 Fuß über der Meeresfläche, der Aetna ist jedoch 11,400° dar über erhaben. — Zahlreiche Gewässer durchreilen in allen Richtungen das Land, sind jedoch nicht schiffbar; größere Landseen fehlen. — Zwischen den Gebirgen breiten sich mehr oder weniger ausgedehnte fruchtbare Ebenen aus, welche durch eine üppige Vegetation die Ergiebigkeit des durch reiche Quellen erquickten Bodens selbst in den unbebauten Theilen der Insel bezeugen. Wein, Oel, Getreide und Südfrüchte aller Art gedeihen vortrefflich. Malven, Lorbeerrosen und eine Menge gewürzhafter Kräuter keimen überall zwischen den Felsenklippen hervor; Felsenrücken und selbst Wildnisse von Steingeröll sind bedeckt mit indischen Feigen, einer gigantischen Cactusart, welche fast alle landschaftlichen Gebilde Siciliens charakterisirt und im Verein mit der Aloe auch die Erd- und Steinmauern um die Weingärten ziert; Feigenbäume und Reben bedecken die Abhänge oft bis zum Meer herab.

Schon vor Jahrtausenden wurde die reizende Insel von den griechischen und römischen Schriftstellern der große Garten, das glückliche Gestade genannt. Hier war auch der Schauplatz vieler ihrer größten und lieblichsten Gemälde aus der Mythenzeit. Götter, Halbgötter, Nymphen und Heroen trieben hier ihr Wesen. Hier wurden die großen Kämpfe Jupiters gegen die Giganten aufgeführt. Die Rache und Verzweiflung der unter dem Aetna verschütteten Giganten Typhon und Enceladus speit noch unaufhörlich Gluth und Flammen. Ceres erfuhr die Insel zu ihrem Lieblingssitz und bereicherte sie mit ihren Wohlthaten; Venus hatte auf dem Berge Eryx (jetzt M. S. Giuliano) einen weitberühmten Tempel, wo Tauben genährt und auferzogen wurden und die schönsten Frauen der Welt den Priesterdienst versahen. In den Schlünden des Aetna hatten Vulkan und seine Cyclopen ihre Werkstätten. Der furchtbarste der Cyclopen, Polyphem, der Sohn Neptuns, hauste in einer Felsenhöhle und schreckte die ganze Insel durch seine Wildheit. Odysseus, den seine Irrfahrten hierher führten, hatte von ihm zu leiden und blendete ihn dafür. Der in den griechischen Mythen so berühmte Baumeister Dädalus entflieht vor dem Könige Minos in Creta mit Hülfe seiner wächsernen Flügel nach Sicilien und bedeckt die Insel mit seinen Wunderwerken. Virgil führt den nach der Zerstörung Troja's heimatflüchtigen Aeneas mit seinen Trojern hierher in das Reich des Königs Aceſt. Und so treten noch viele andere Götter, Heroen und Nymphen in den sicilischen Mythen auf.

Auch in der alten und neuen Geschichte spielt Sicilien eine bedeutende Rolle. Göthe nannte es daher den wundersamsten Punkt, wohin so viele Radien der Weltgeschichte gerichtet sind. Angelockt von der für den Handel so günstigen Lage der Insel, da eine Küstenausdehnung von über 100 Meilen die herrlichsten Häfen bietet, siedelten sich schon im grauen Alterthume Griechen und Karthager hier an. Letztere gewannen nach heftigen Kämpfen mit den mächtigsten Städten des Landes allmählig die Oberhand, bis sie von den Römern verdrängt wurden. Sicilien wurde nun römische Provinz. Es war für die Römer von großer Wichtigkeit, da es der Hauptsitz des Handels im Mittelmeere, ihre Vorrathskammer und der Hauptsammelplatz ihrer Kriegsmacht gegen Asien und Afrika war. Wenn damals je ein Land in Reichthum und Betriebsamkeit blühte, so war es Sicilien. Seine Häfen waren mit unzähligen Schiffen gefüllt, in zwei Städten allein lebten 400,000 freie Einwohner und 800,000 Sklaven. Dieser Wohlstand wurde noch dadurch gehoben, daß die Insel als römische Provinz besonderer Vorrechte genoß. Während der Völkerwanderung wurde Sicilien nebst ganz Italien von den Ostgothen erobert und 536 von dem byzantinischen Kaiser Justinian I. durch dessen Feldherrn Belisar. Dem byzantinischen Kaiserthume wurde es aber 828 von den Arabern entrissen, welche Sicilien mit Spanien vereinigten. Gegen die Sarazenen erkämpften sich im 11. Jahrhundert hier landende normännische Krieger ein Gebiet, und als der Normanne Roger II. den Rest der sarazenischen Herrschaft an sich gerissen hatte, bildete er unter dem Titel eines Königs beider Sicilien aus Neapel und Sicilien einen zusammenhängenden souveränen Staat. Nach dem Erlöschen des normännischen Königshauses i. J. 1189 kam das Königreich mit dem deutschen Kaiser Heinrich IV., dessen Gemahlin Constanze der letzte Sprößling der normännischen Könige war, an das Haus Hohenstaufen. Als sich Graf Karl von Anjou, ein Bruder Ludwigs IX. von Frankreich, auf Betrieb des Pabstes des sicilischen Königreiches bemächtigt hatte, suchte Conradin von Schwaben, der letzte der Hohenstaufen, seine Rechte mit dem Schwerte geltend zu machen, mußte aber, in der Schlacht von Tagliacozzo (1268) besiegt, unter dem Beile des Henkers fallen. — 1282 erhoben sich die Sicilianer gegen die sie bedrückenden französischen Statthalter, und machten, da Karl von Anjou des Aufstandes nicht Herr werden konnte, Peter III. von Aragonien zu ihrem Könige. In der Folgezeit stand Sicilien nach dem Aussterben des Hauses Anjou in der Mitte des 15. Jahrhunderts, abwechselnd mit Neapel vereinigt und davon getrennt, bald unter den Königen von Aragonien, bald unter lavonischer, bald unter spanischer und zuletzt bis zum Jahre 1734 unter österreichischer Herrschaft. Jetzt gelangte es, mit Neapel vereinigt, in Folge der Eroberung Spaniens an das Haus Bourbon, den spanischen Infanten Karl. Nachdem dieser aber als Karl III. den spanischen Thron bestiegen, überließ er Sicilien 1759 seinem dritten Sohne Ferdinand IV., welcher mit mancherlei Unterbrechung bis 1825 regierte. Im Jahre 1806 nahm Napoleon von der Herrschaft Besitz und übergab sie als ein eigenes Königreich seinem Bruder Joseph und 1808 seinem Schwager Murat. Dem Wiener Traktate gemäß wurde aber Ferdinand IV. unter dem Namen Ferdinand I. als König der vereinigten Königreiche Neapel und Sicilien wieder eingesetzt. Ferdinand I. starb 1825, sein Sohn und Nachfolger Franz I. 1830. Unter dessen Sohne Fer-

Digitized by Google

dinand II. wurde Sicilien der Schauplatz blutiger, von den ausschweifendsten Grausamkeiten begleiteter Volksaufstände, zu welchen die grausamen Verheerungen der 1836 ausgebrochenen Cholera, welche binnen 6 Wochen in Palermo allein 36,000 Menschen wegraffte, die Veranlassung gab. Als i. J. 1847 der von Pius IX. entfesselte Geist der Entwicklung als ein Revolutionsfieber durch die ganze italienische Halbinsel gieng, wurde auch Sicilien davon ergriffen, und zu Anfang 1848 kam es hier abermals zu einem blutigen Aufstande, welcher die Losreißung von Neapel im Schilde führte und bereits eine provisorische Regierung einsetzte. Mord, Brand und Plünderung wütheten auf der Insel. Ferdinand II. gelang es indessen, seine Herrschaft aufrecht zu erhalten. Ihm folgte 1859 in der Regierung der jetzt vertriebene Franz II. Die neuesten Ereignisse seit April 1860, als der Ruf: „Italien frei bis zur Adria!“ auch in Sicilien ein Echo fand, sind bekannt. Garibaldi hat mit seinen Freischaaren die Insel von der auf ihr lastenden bourbonischen Herrschaft befreit, und Viktor Emanuel von Sardinien ist ihr gegenwärtiger Beherrscher. —

Aber auf diesem von der Natur so reich bedachten, durch historische Denkmäler und Erinnerungen ehrwürdigen und interessanten Boden wohnt ein gedrücktes, heruntergekommenes Volk. Seit Jahrhunderten von seinen Regenten gelnechtet und auf alle Art ausgesogen, sank Sicilien immer mehr von seiner früheren Bedeutung und seinem Wohlstande herab. Seine sicheren und einst so belebten Häfen liegen jetzt fast ganz verödet. Nur wenige Hafenstädte, Messina und Palermo, zeigen noch einiges seemännische Leben. Die übrigen sind nur von Fischerkähnen belebt. Nur der zehnte Theil des Landes ist gebaut. Grund und Boden gehört zum großen Theil dem Adel, der Geistlichkeit und den Städten und überall herrscht das Pachtsystem. Doch liefert der Ackerbau, so schlecht er auch betrieben wird, bei der Ergiebigkeit des Bodens immer noch reichliche Ernten, besonders an Waizen, der an den Küsten in großen Magazinen aufbewahrt wird. Was man dem Boden durch Fleiß nicht abgewinnt, ersetzt der natürliche Reichthum der Pflanzenwelt. Wein, Oel, Sumach, Süßholz, Mandeln, Safran und andere Produkte werden in großen Mengen ausgeführt. Oel und Wein würden aber noch besser gedeihen, wenn der Anbau sorgfältiger und verständiger betrieben würde. Hauptnahrungs- und Erwerbszweig für die Küstenbewohner ist die Fischerei, besonders auf Thunfische, Sardellen, Austern, Muscheln und Korallen. — Ebenso wie der Landbau liegt auch die Viehzucht darnieder. Die Rinder sind klein und unansehnlich, die Pferdezucht wird schlecht betrieben, besser noch die der Esel und Maulesel, da man sich ihrer bei dem gebirgigen Charakter des Landes zum Waarentransport bedient. Ziegenheerden sieht man am häufigsten. Die Schafe sind unveredelt und liefern nur grobe Wolle. Auch der Bergbau steht auf niedriger Stufe, obwohl die Insel reich an Mineralien ist. Doch wird aus einigen Schwefelgruben ein bedeutender Ertrag gewonnen, auch giebt es ergiebige Marmorbrüche fast in allen Theilen des Landes. — Handel und Industrie sind gleichfalls unbedeutend. Dem innern Verkehr fehlt es an Kanälen und wohlgebauten Straßen, dem äußeren an Schiffen; doch ist die Ausfuhr immer noch bedeutender als die Einfuhr.

Die ungefähr 2,231,000 Seelen zählende Bevölkerung ist ein eigenthümlicher Typus, im Laufe der Jahrhunderte aus einem Gemisch von Griechen, Karthagern, Römern, Gothen, Arabern, Normännern, Franzosen und Deutschen gebildet. Es ist ein schöner, kräftiger Menschenschlag mit olivenfarbener Haut, dunkelfeurigen Augen und ausdrucksvollen Gesichtszügen. Ihre Sprache ist ein eigener, stark mit griechischen, arabischen und spanischen Elementen untermischter Dialekt des Italienischen. Ihr Charakter ist ganz der eines gesunkenen Volkes: sie sind abergläubisch, mißtrauisch, kriechend, träge, leidenschaftlich und rachsüchtig. Doch ist der Sicilianer gegen Fremde gastfrei und von glühender Vaterlandsliebe beseelt. Der öffentliche Unterricht ist in einer traurigen Verfassung und verschuldet die große Unwissenheit der mittleren und niederen Klasse. Unter dem Drucke fremder Nationen ist diesem Volke der Sinn für alles Große und Schöne erstorben. — Der Adel und die Geistlichkeit sind zahlreich vertreten, beide reich begütert und mit fetten Pfründen bedacht. Die niedere Volksklasse dagegen verarmt von Jahr zu Jahr immer mehr: das den Baronen ertheilte Monopol des Verkaufs der Lebensmittel lähmt den Nationalwohlstand und läßt den Wenigbemittelten die bedeutenden Abgaben kaum noch erschwingen. Kein Wunder, daß der dritte Theil der Einwohner dieses herrlichen Landes aus Bettlern besteht. — Die Religion ist vorherrschend römisch-katholisch. — Die Hauptstadt des Landes ist Palermo mit 170,000 Einwohnern, nächst ihr ist die Hafenstadt Messina am wichtigsten. An beiden Orten befinden sich Landesuniversitäten, aber Künste und Wissenschaften liegen sehr darnieder. Im Ganzen befinden sich über 300 größere und kleinere Städte auf der Insel. Der Reisende findet in Sicilien nach unseren Begriffen schlecht eingerichtete Gasthäuser und eine sparsame Bewirthung. Dagegen sind die Kaffeehäuser und Sorbetterien sehr zu rühmen.

Möge es der neuen Regierung gelingen, das geistige und materielle Wohl dieses gesunkenen Volkes zu heben und die gelegnete Insel wieder zum Schauplatz eines blühenden Verkehrs zu machen.

George Washington.

(Schluß von Seite 352.)

Eine solche Kriegsmacht, in Gestalt einer Person, hätte nun freilich den jungen Freistaaten höchst gefährlich werden können. Wir begegneten bereits den Argusblicken, mit welchen das Auge des Congresses auf dem Feldherrn und seiner Armee ruhte. Mit Recht, müssen wir sagen, weil der Machthaber die Lust zu herrschen nach der Erfahrung allzusehr fördert. Und auch Washington nahte der Versuchter etliche Male, wenn nicht von innen, doch von außen. Der öffentliche Zustand forderte das Mißvergnügen des ganzen Volks, besonders aber auch des Militärs entschieden heraus. Bald wollte, bald konnte der Congreß nicht gedeihlich handeln: die Provinzstaaten sperrten sich oft gegen die billigsten Forderungen, vornehmlich in Betreff der Ausgaben für das Heer. Dadurch verfielen viele Offiziere auf politische Reformgedanken, welche zuletzt eine Verschwörung gegen die Republik enthielten. Ein angesehener Oberst ward gewählt, welcher eine Schilderung der Missstände, eine Anklage gegen die Verfassung aufzusetzen und an den Feldherrn einsenden sollte. Am Schlusse der Denkschrift hieß es: „Dies ist für Alle, und vorzüglich für die Kriegsleute, ein deutlicher Beweis, wie schwach eine Republik ist, und daß die Armee nur darum Etwas ausrichten konnte, weil sie unter einem Oberhaupte steht. Deßhalb zweifeln wir keineswegs daran, wenn die Vorzüge einer veränderten Regierungsform richtig dargestellt und reiflich erwogen werden, so muß man sich ohne An-

Digitized by Google

stand für dieselbe entscheiden. In diesem Fall wird ein Jeder eingestehen müssen, daß derselbe Geist, welcher uns durch Hindernisse hindurch führte, die unüberwindlich schienen, und uns auf dem Wege des Ruhmes voranschreitet, dasselbe die Tugenden, welchen ein großes Heer ungetheilte Verehrung zollt, auch fähig sein werden, uns auf dem sanfteren Pfade des Friedens zu leiten. Bei Vielen vermischt sich die Vorstellung einer Monarchie so mit dem Gedanken an Tyrannei, daß sie beide Begriffe nicht zu trennen vermögen. Deßhalb würde es zuträglich sein, dem Oberhaupt der Verfassung einen dem Scheine nach gehaltlosen Namen zu geben. Ist aber alles Uebrige beseitigt, so werden sich gewiß überzeugende Gründe auffinden lassen und der Benennung „König" wird nichts mehr im Wege stehen, woraus nach unserer Ansicht bedeutende Vortheile erwachsen."— Die Krone Nordamerika's auf dem Teller präsentirt! Washington gab sogleich den Bescheid auf das Anerbieten. — „Newburg, den 22. Mai 1782. Mein Herr! Mit Staunen habe ich das, was Sie mir übersandten, aufmerksam durchgelesen. Seien Sie versichert, daß kein Vorfall im ganzen Kriege mir so großen Schmerz verursacht hat, als diese Mittheilung. Ich sehe daraus, daß in der Armee Gedanken gehegt werden, die meinen Absichen erregen und meine strengste Zurechtweisung verdienen. Für jetzt soll das, was Sie mir geoffenbart haben, in meinem Busen verschlossen bleiben, inofern keine weitere Anregung der Sache mich zur Kundmachung zwingt. Ich begreife nicht, wie mein Betragen Sie ermuthigt haben kann, mir einen Vorschlag zu machen, der nach meiner Ueberzeugung das Vaterland mit dem größten Unheil bedroht, das es jemals treffen könnte. Wenn ich mich nicht durchaus über mich selbst täusche, so giebt es keinen Menschen in ganz Amerika, dem Ihre Ennwürfe verhaßter sein könnten als mir. Zugleich muß ich aber, um meinen Empfindungen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, hinzufügen, daß Niemand so aufrichtig wie ich wünscht, der Armee möge im vollen Maaße ihr Recht geschehen; und soweit meine Macht und mein Einfluß sich verfassungsmäßig erstreckt, werde ich Alles anwenden, was in meinen Kräften steht, und keine Gelegenheit unbenützt lassen, um Allen zu dem zu verhelfen, was ihnen gebührt. Ich beschwöre Sie aber, wofern Sie noch Liebe zu Ihrem Vaterlande haben, wenn Ihnen Ihr eigenes Glück und das Ihrer Nachkommen am Herzen liegt, und wenn Sie noch die geringste Achtung für mich hegen — verbannen Sie diese Gedanken aus Ihrer Seele und äußern Sie nie gegen irgend Jemand, weder aus eigenem Antrieb noch im Auftrag von Andern, dergleichen Gesinnungen. Mit vollkommener Hochachtung George Washington."

Fügte es eine höhere, lohnende Hand, daß der Feldherr in demselben Monate noch den ersten Brief vom englischen Beichlshaber erhielt, worin Friedenslust wehte? Nach einer solchen Krönung verlangte der Ehrgeiz Washingtons aus vollem Herzen, denn daß kein Friedensschluß ohne Anerkennung der Unabhängigkeit möglich war, stand längst fest. Die Staaten waren aber durch den langen Krieg nicht nur ökonomisch erschöpft, sondern es drohte ihnen auch in socialen Beziehungen viel Unheil aus dieser sortwährenden Ruhelosigkeit, so daß nach den Ansichten der Patrioten Friedensvorschläge mit beiden Händen aufgenommen werden mußten. Der Feldherr durfte bei einem solchen Briefe auch im Gedanken an sich fröhlich aufathmen. Er hatte zwar eine eiserne Gesundheit und einen wunderbaren Muth für seine riesige Aufgabe mitgebracht, aber er war doch der Ruhe jetzt sehr bedürftig. Seit sechs Jahren hatte er sichs nur einmal erlaubt, einen Abstecher nach Mount Vernon zu machen, wo ihn eine Geschäftsreise hart vorübersührte. Seine Gattin hatte dagegen die Liebenswürdigkeit, jeden Winter bei ihm im Lager zuzubringen. Dieses Opfer ward ihr nicht gering angeschlagen, denn es war auch seine Kleinigkeit für eine Dame von solcher Erziehung und Angewöhnung, die Wechsel eines Feldzuges verdrießlich zu begleiten. Entbehrt mußte ohnehin gar Vieles werden. Mistreß Washington schreibt aus Ballen Forge an eine Freundin: „Die Wohnung des Generals ist sehr klein, er hat eine Hütte von Holz bauen lassen, um darin zu Mittag zu speisen. Dadurch ist unser Quartier viel erträglicher geworden, als es Anfangs war." Wir haben auch noch einen lustigen Brief, worin der Feldherr den Generalschirurgen Cochran zum Diner einlädt. „Lieber Doktor! Ich habe Mistreß Cochran und Mistreß Livingston gebeten, morgen Mittag bei mir zu speisen; bin ich aber in meinem Gewissen nicht dazu verpflichtet, ihnen eine Beschreibung vom bevorstehenden Mahle zu geben? Ich will es thun, weil ich jede Täuschung hasse, selbst wenn sie nur die Einbildungskraft trifft. Mein Tisch ist groß genug, daß die Damen Platz finden werden. Aber wie wird er besetzt sein? Es wird das Mögliche geschehen. Ein Stück Schinken haben wir gewöhnlich; zuweilen krönt ein Stück Schweinefleisch das obere Ende der Tafel, ein Stück Rindsbraten schmückt das untere Ende, und ein kleines, fast unmerkliches Schüsselchen mit Bohnen oder grünem Gemüse bildet das Centrum. Will der Koch groß thun, so erscheinen noch 2 Pasteten mit eingeschnittenem Rindfleisch oder 2 Schüsseln mit Krebsen auf beiden Seiten des Centrums; diese füllen die Zwischenräume aus und machen, daß die Entfernung der Schüsseln von einander nur 6 Fuß beträgt, da sie sonst zwölf Fuß mißt. Neulich hat der überraschende Scharfsinn des Kochs gar die Entdeckung gemacht, daß man Aepfeltorten backen kann. Sein hochstrebender Sinn leistet vielleicht morgen etwas derart. Wollen die Damen also vorlieb nehmen und es sich gefallen lassen, von Tellern zu speisen, die einst von Zinn waren, jetzt aber von Eisen sind, woran jedoch nicht das häufige Scheuern schuldig ist, so wird es mich sehr erfreuen, sie bei mir zu sehen. Ich bin, liebster Doktor, der Ihrige. Washington."

Mitten unter den drückendsten Sorgen und Geschäften des Krieges unterließ es Washington nie, mit seinem Oekonomieverwalter in Mount Vernon zu correspondiren. Er verlangte regelmäßige, genaueste Rechenschaftsberichte über den Gang der Landwirthschaft, die Arbeiter und Arbeiten, die Saaten und Ernten; er ertheilte auf Grund derselben stets hinwiederum bis in's Einzelne seine Rathschläge und Befehle. Einmal ermahnt er schließlich: „Lassen Sie in Hinsicht der Armen die Gastlichkeit des Hauses nicht in Verfall gerathen. Niemand soll hungrig davon gehen. Fehlt es Einem an Korn, so helfen Sie ihm damit aus, nur daß der Müssiggang nicht befördert werde; denn ich habe nichts dagegen, daß Sie mein Geld als Almosen weggeben, sollte es sich auch im Jahre auf 40 bis 50 Pfund belaufen, da, wo Sie es für gut angewendet halten. Wenn ich sage, ich habe nichts dagegen, so meine ich damit, daß es mein Wille ist. Sie müssen bedenken, daß meine Frau und ich jetzt nicht da sind, um diese guten Werke zu thun. In jeder andern Hinsicht empfehle ich Ihnen die größte Zurückhaltung. Sie wissen ja, daß ich für meine Dienste hier keinen Heller bekomme, außer was ich auslege. Deßhalb ist es nothwendig für mich, daß in meinem Hause möglichst gespart werde." — Als der Verwalter einst einem Raubcorps der englischen Armee, das auf dem Potowmak einherschiffte, Geschenke brachte, um damit die Schonung Mount Vernons zu erwirken, wie auch wirklich geschah, so bekam er von seinem Herrn einen flammenden Verweis, wonach er lieber die größte Verheerung hätte über sich ergehen lassen sollen, und bedroht wird, entlassen zu werden, wenn Aehnliches wieder vorkäme.

Bekanntlich unterstützte Frankreich die Amerikaner in ihrem Unabhängigkeitskampf gegen England. Wie es ohne diese Unterstützung abgelaufen wäre, läßt sich natürlich durchaus nicht behaupten. So viel aber ist gewiß, daß der Kampf ohne Aussicht auf eine fremde Bundesgenossenschaft unternommen und lange geführt wurde. Die amerikanische Armee blieb ferner stets die Hauptarmee, und Washington, der Generalissimus aller Kämpfenden, war sich klar bewußt, daß eine Nation ihre Freiheit sich selbst verdanken müsse und betrachtete darum die französische Freundschaft nie ohne Rückhalt. Es lohnt sich heutzutage, sein Verhalten in einem Beispiel kennen zu lernen. In den

Digitized by Google

Congreß wurde plötzlich die Idee hineingeworfen, Canada müsse erobert werden, und Lafayette sollte mit Franklin diesen Plan in Paris betreiben. Washington stemmte sich mächtig dagegen; er brachte allerlei militärische Bedenken vor, sein Hauptbedenken äußerte er aber stiller in Briefen. „Seit einiger Zeit ist, was seine Macht zu Land betrifft, Frankreich die erste Monarchie in Europa. Jetzt kann es Großbritanien auch die Herrschaft über das Meer streitig machen und würde, wenn es sich mit Spanien verbände, ohne Zweifel den Sieg erringen. Hat es nun Neworleans zu unserer Rechten und Canada zu unserer Linken im Besitz, und wird es dann von den zahlreichen indianischen Stämmen unterstützt, die uns im Rücken liegen und so große Neigung für die Franzosen haben, alsdann ist sehr zu fürchten, daß es in der Absicht Frankreichs stehen wird, den vereinigten Staaten Gesetze vorzuschreiben." — Er will jedoch kein Mißtrauen aussähen. — „Aber es ist ein Grundsatz, der sich auf die Erfahrung der Weltgeschichte gründet, daß wir einem Volke nur trauen sollen, insofern der eigene Vortheil es mit uns verbindet; und kein kluger Staatsmann oder Politiker darf sich von diesem Grundsatz entfernen. Unsere Verhältnisse fordern eine besondere Vorsicht: denn wir haben noch nicht die gehörige Kraft und Reife erlangt, um uns wieder erheben zu können, wenn ein unvorsichtiger Schritt uns in Gefahren stürzt. Geht Frankreich selbst mit den reinsten Absichten im Anfang auf unsere Plane ein, so ist doch zu fürchten, daß es im Fortgang der Unternehmung seine Gesinnung ändern wird, durch die Umstände verlockt und vielleicht durch die Wünsche der Einwohner von Canada aufgefordert." — Der Schluß war: „Wenn dies Alles auch grundlos wäre, so möchte er doch nicht die Verpflichtungen gegen die Bundesgenossen vermehren und eine fremde Macht zu Ansprüchen wegen geleisteter Dienste reizen, wo man derselben nicht durchaus benöthigt war." Wer so sprach und wirkte, konnte dereinst noch spät mit gutem Gewissen auch gegen die Franzosen zum Schwerte greifen. Und blickt uns aus diesen Sätzen des Feldherrn nicht schon der gewiegte Präsident einer Staatsregierung an?

Uns Deutsche muß freilich im Unterschied von den Franzosen eine Shamrockse überfliegen. England rekrutirte seine Armee öfters, indem es Mannschaft von unsern Fürsten erkaufte. Dort ein lichterloher Freiheitsgeist, hier ein schnöder Sklavenhandel. Und es ist noch nicht lange her; es können noch leben, die damals gelebt haben, ihre Söhne sind jedenfalls jetzt die herrschende Generation. Dennoch blieb die Sache nicht ohne einen edeln Tropfen deutschen Blutes. Liefserten wir keinen Lafayette, so doch einen Steuben. Dieser einstige Adjutant Friedrichs des Großen im siebenjährigen Kriege und nachherige Hofmarschall des Fürsten von Hechingen vermochte nicht ruhiger Zuschauer des transatlantischen Dramas zu bleiben. Ohne Rang und Sold auszubedingen, bot er sich an und wandte sich an Washington: „Der Gegenstand meines größten Ehrgeizes ist, Ihrem Vaterlande alle in meiner Macht stehenden Dienste zu erweisen und dadurch, daß ich für die Sache Ihrer Freiheit fechte, den Titel eines Bürgers von Amerika zu verdienen. Wenn der ausgezeichnete Rang, den ich zu Europa führte, ein Hinderniß sein sollte, möchte ich lieber als Freiwilliger dienen, als bei den verdienstvollen Offizieren anstehen, welche sich bereits unter Ihnen ausgezeichnet haben. Ich möchte überdies sagen, müßte ich nicht fürchten, Ihre Bescheidenheit zu verletzen, daß Eure Excellenz die einzige Person sind, unter welcher ich nach dem Dienste beim König von Preußen einen Beruf fortzusetzen wünsche, dem mein ganzes Leben gewidmet gewesen." — Steuben wurde Generalinspektor der nordamerikanischen Armee und leistete durch sein Organisationstalent Unschätzbares. Der Feldherr zog ihn in seinen engsten Rath und brachte ihn stets mit unbedingtem Vertrauen; der letzte Brief, den Washington als Oberbefehlshaber schrieb, galt ihm.

Kaum waren die Friedensverhandlungen angeflochten, so ersuchte der Congreß den Feldherrn, an seinen Sitzungen zur Berathung des Wichtigsten, das zu thun war, Theil zu nehmen. Diesem Rufe folgte Washington und ward festlich in den Saal eingeführt. Der Präsident hielt eine Anrede an ihn: „Es hat schon Mancher für das allgemeine Beste Bedeutendes geleistet und sich die Dankbarkeit seiner Nation erworben. Aber Ihnen gebührt ein höherer Ruhm, denn Sie haben die Freiheit und Unabhängigkeit Ihres Vaterlandes begründet, und die dankbare Verehrung eines freien Volkes belohnt Sie dafür." — Nachdem der Friedensabschluß vollbracht war, gieng es an die Auflösung der Armee und die Entlassung ihres Feldherrn. In einer väterlichen Ansprache wandte sich Washington noch einmal an sein Heer: er dankte für alle Treue und ermahnte jeden Soldaten, jetzt ein tüchtiger, tugendhafter Bürger zu werden; zuletzt ertheilte er seinen Waffenbrüdern einen Segen und gelobte ihnen, dem Herrn der Heerschaaren seine Gebete für sie darzubringen. Der Abschied von den höhern Offizieren fand in einem Gasthofe New-Yorks statt. Washington füllte ein Glas mit Wein und erhob sich: „Mit einem Herzen voll Liebe und Dankbarkeit nehme ich Abschied von Euch, und bitte Gott, Eure späteren Tage

Lafayette

mögen so freudenvoll und beglückt sein, wie Eure früheren rühmlich und ehrenvoll waren." Er trank darauf und fuhr fort: „Ich kann nicht zu einem Jeden von Euch gehen und ihm Lebewohl sagen; es wird mich aber freuen, wenn Ihr zu mir kommen und mir die Hand reichen wollt." General Knox, der zunächst stand, trat hinzu. Der Held, unfähig zu sprechen, ergriff seine Hand und umarmte ihn; sämmtlichen Uebrigen bezeugte er in derselben Weise seine Liebe. Kein Wort ward gewechselt, kein Auge blieb trocken. Washington schritt rasch aus dem Saale hinaus und durch die Spaliere hin, welche ein Corps Infanterie auf dem Wege nach White-Hall bildete: die ganze Gesellschaft folgte mit gesenktem Blick. Ein Staatsboot stand bereit und trug ihn davon; er wandte sich noch einmal um und schwenkte den Hut zum Lebewohl. Die Offiziere grüßten ebenso, bis das Boot hinter einem Vorsprung verschwunden war. — Die Fahrt ging nach Annapolis, wo der Congreß tagte. In dessen Hände gab der Feldherr seine Vollmachten feierlich zurück; er dankte der Armee öffentlich, empfahl ihre Leistungen der Anerkennung des Vaterlandes und endigte mit den Worten: „Ich betrachte es als eine unumgängliche Pflicht, diesen letzten öffentlichen Akt meines Lebens damit abzuschließen, daß ich die Interessen unseres geliebtesten Vaterlandes dem Schutze des allmächtigen Gottes, und diejenigen, denen die Leitung desselben obliegt,

seiner heiligen Obhut anheimgebe. Nachdem ich das mir übertragene Werk vollendet, trete ich von dem großen Schauplatz der Handlung ab; und indem ich dieser erhabenen Körperschaft, unter deren Befehl ich so lange gewirkt habe, ein tiefgefühltes Lebewohl sage, lege ich hiemit meine Bestallung nieder und nehme von jeder Verwendung im staatlichen Leben Abschied." — Am nächsten Morgen reiste er weiter und langte schon Abends — es war der heilige Abend vor Weihnachten — in seinem Mount Vernon an. „Der Vorhang ist endlich gefallen", äußerte er nach dem Eintritt in sein Landhaus, „ich fühle mich nun eine große Last von Sorgen erleichtert. Ich hoffe, den Rest meiner Tage damit verbringen zu dürfen, die Herzen guter Menschen zu gewinnen und die Tugenden der Häuslichkeit zu üben." —

Washington glaubte in allem Ernste, seine Rolle auf der öffentlichen Bühne sei nun ausgespielt; er wünschte sich auch keinen andern Schauplatz mehr, als sein Landgut Mount Vernon. In dieser ländlichen Zurückgezogenheit und Beschäftigungsweise fühlte er sich wieder so heglückt wie früher. Wir dürfen durch Briefe in seiner Seele lesen. „Endlich", schrieb er an Lafayette, „lebe ich wieder als friedlicher Bürger, an den Ufern des Potowmac, unter dem Schatten meines eigenen Weinstocks und Feigenbaums; von dem Lärm des Lagers und der Geschäftigkeit des öffentlichen Lebens erlöst, ergnüge ich mich an den stillen Freuden, von denen der Soldat, der stets dem Ruhme nachjagt, nichts weiß; noch der Staatsmann, der mühevolle Tage und schlaflose Nächte damit hinbringt, Pläne zu entwerfen, welche die Wohlfahrt seines Vaterlandes befördern sollen, indeß sie vielleicht andere Völker in's Verderben stürzen, als ob dieser Erdkreis nicht Raum genug hätte für uns Alle; noch den Hofmann, der beständig an das Angesicht seines Fürsten achtet, in der Hoffnung, vielleicht ein gnädiges Lächeln zu erringen. Ich habe mich nicht nur von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen, ich ziehe mich auch in mein eigenes Innere zurück und fühle mich fähig, die einsamen Wege und stillen Pfade des Lebens mit herzlicher Freude zu betreten. Keinen werde ich beneiden und für Alle ein herzliches Wohlwollen haben; dies sei die Regel meines Wandels, und so will ich mit den Strom des Lebens hinabschiffen, bis ich bei meinen Vätern schlafe." — Die Bewirthschaftung seiner Güter handhabte Washington namentlich in den ersten Jahren nach seinem Rücktritt in's Privatleben durchaus vom finanziellen Standpunkt aus. Denn er wollte die Verluste hereinbringen, welche er während des Commando's erlitten hatte. Irgend einen Ersatz oder Lohn aus dem Staatsbeutel anzunehmen, erlaubte ihm seine Uneigennützigkeit nicht. Die Energie, womit er nun den Ackerbau betrieb, war denn auch bald reichliche Zinse ab. Statt des Tabak's, der bisher weitaus vorgeherrscht hatte, cultivirte er allerlei Getreidearten und führte eine bestimmte Reihenfolge in deren Anbau ein, welche sich auf eine genaue Untersuchung der verschiedenen Bodenarten gründete. Erst nachdem die Ackerwirthschaft in bessere Ordnung gebracht war, gieng es an die Verschönerung des Gutes und wurde darin in seiner Beziehung gespart. Parkanlagen, Gewächshäuser, Gemüsegärten entstanden der Reihe nach und machten Mount Vernon zu einer der schönsten, in Nordamerika befindlichen Besitzungen in Amerika. Die Baumzucht war eine sonderliche Liebhaberei Washingtons. Zur Zeit des Beschneidens konnte man ihn Wochen lang mit Scheere und Messer herumgehen und eifrigst arbeiten sehen.

Die Gastfreundschaft, die Würze jeden Landlebens, hatte in Mount Vernon eine wahre Residenz aufgeschlagen. Es strömte dahin mit Besuchen aus der alten und neuen Welt; Freundschaft und Verehrung, Neugierde und Anliegen aller Art wirkten dabei bunt durcheinander. Mistreß Washington hatte ihre ganze Liebenswürdigkeit und Verständigkeit aufzubieten, um diesem Andrange gegenüber das Hauswesen fröhlich und gedeihlich fortzuführen. Es gelang ihr, indem sie sich ans dem gewöhnlichen Geleise der Hausordnung niemals wegrücken ließ; keinem Gaste wurde etwas Besonderes geboten und eben dadurch fühlte sich auch Jeder so wohl. Auch Washington ließ sich in seiner Lebensweise nicht stören, erst nach dem Mittagessen um 4 Uhr gehörte er bis Nachts 10 Uhr, zu welcher Stunde Alles schlafen ging, der Gesellschaft an. Unter der Legion von Besuchen heben wir wenigstens den aus, der ohne Zweifel in Mount Vernon die größte Freude machte. Lafayette kam auf einige Zeit. Wenn irgend von Sentimentalität im Charakter Washingtons die Rede sein kann, so äußerte sie sich in seiner Zuneigung für diesen ritterlichen Mann, der im amerikanischen Unabhängigkeitskampf so Bedeutsames geleistet hatte. Washington ließ es gern geschehen, daß seinem Gaste von den Staaten allerlei Ehrenbezeigungen zu Theil wurden, und reiste mit ihm gastfreundlich herum. Zuletzt gab er ihm das Geleite bis Annapolis und feierte daselbst die schmerzliche Trennung. Kaum nach Mount Vernon zurückgekehrt, schrieb er an den Freund: „In dem Augenblick unserer Trennung auf dem Wege hierher und seitdem in jeder Stunde, habe ich empfunden, wie stark die Liebe, Verehrung und Anhänglichkeit ist, die ich für Sie habe, und welche ein so langer, vertrauter Umgang mit Ihnen in mir erweckte und immer mehr befestigte. Als unsere Wagen nach entgegengesetzten Richtungen abfuhren, sagte ich mich, ob dies wohl der letzte Blick sein würde, den ich von Ihnen empfing? Und obwohl ich wünschte, Nein sagen zu können, sprach meine Furcht doch Ja. Ich rief mir die Tage unserer Jugend in's Gedächtniß zurück und fand, daß sie seit lange entflohen sind, um nie zurückzukehren; daß ich jetzt von dem Hügel herabsteige, den ich seit 52 Jahren erklomm, und daß, wenn Gott mir auch die Gnade meiner guten Gesundheit verliehen hat, ich doch aus einer Familie stamme, deren Mitglieder alle kein hohes Alter erreicht haben und ich folglich erwarten muß, bald in der Gruft meiner Väter zu ruhen. Diese Gedanken warfen tiefe Schatten in mein Gemüth und verdunkelten mir den Blick in die Zukunft, als ich an ein Wiedersehen mit Ihnen dachte." Die trübe Ahnung hatte Recht; die Beiden sahen sich nie wieder. Jedoch die Liebe blieb gleich warm und stark. Als die Verfolgung über Lafayette hereinbrach, konnte Washington noch alle möglichen Hebel ansetzen, um den Freiheitsschwärmer aus seiner Gefangenschaft zu erlösen. —

Das ländliche Privatleben konnte freilich den gemeinnützigen, dem großen Ganzen zugewandten Sinn Washingtons nicht ganz brach legen. Er betrieb namentlich den folgereichen Gedanken, den Osten und Westen der vereinigten Staaten durch schiffbare Kanäle in leichtere Verbindung zu bringen. Mehrere Reisen galten dem Nachweis der Möglichkeit hievon und die Parlamentung Virginiens nahm darauf die Ausführung des Plans in die Hand, der einen unberechenbaren national-ökonomischen Werth für Nordamerika bekam. Für seine Bemühungen in der Sache wurde ihm eine Schenkung von etwa 40,000 Dollars votirt. Nachdem er das Commando niedergelegt hatte, war ihm von den Staaten bereits ein großartiges Prämium zugedacht worden, das er aber rundweg von der Hand wies. Diesmal wählte er einen andern Modus; er nahm die Schenkung für öffentliche Zwecke, nämlich für Hebung des Unterrichtswesens, an. Der Schule schenkte er überhaupt immer eine besondere Aufmerksamkeit und ließ manchen Jüngling aus eigenen Mitteln heranbilden. Auch die Bekehrung der Indianer in Amerika unterstützte er angelegentlichst, und säumte auf seinen eigenen Besitzungen den Boden zu einer Missionsstation ein.

Ohne Unterlaß heftete sich Washingtons Auge zumeist auf den politischen Zustand seines Vaterlandes. Die bisherige Verfassung zeigte sich bald nach Beendigung des Krieges, der die Staaten mit eiserner Klammer umspannt hatte, viel zu locker und ungenügend. Die Ahnung einer gefährlichen Krisis lastete allgemein auf dem Volksbewußtsein. Aber vor dem einzigen Gegenmittel, das von Erfolg sein konnte, den Congreß mit einer größeren Machtvollkommenheit über die einzelnen Staaten zu bekleiden, scheute es zugleich aus übertriebenem Unabhängigkeitsgeist, der durch demagogische Wühlereien stets gereizt wurde, gewaltig zurück. Washingtons Gemüth erschütterten diese

Digitized by Google

Beobachtungen schwer. „Die Furcht vor einer größeren Gewalt des Congresses erscheint mir als der höchste Grad von Abgeschmacktheit und Tollheit bei dem Volk. Könnte wohl der Congreß seine Macht zum Nachtheil des Volkes mißbrauchen, ohne sich selbst einen gleichen und noch weit größeren Schaden zuzufügen? Ist sein Vortheil nicht unauflöslich mit dem des Volkes verbunden? Und mischen sich durch den Kreislauf der Anstellungen die Mitglieder des Congresses nicht stets wieder mit den Bürgern? Und wenn der Congreß mit der erwählten Macht bekleidet wird, ist da nicht viel mehr zu fürchten, die einzelnen Mitglieder werden diese Macht weniger gebrauchen, als gut wäre, um die Popularität und die Aussicht, künftig wieder gewählt zu werden, nicht einzubüßen? Wir müssen die menschliche Natur so nehmen, wie sie ist; denn die Vollkommenheit ist nicht das Loos der Menschen. Viele sind der Meinung, der Congreß habe viel zu oft den Ton des Gesuchs und der demüthigen Bitte gegen die Staaten gebraucht, wo er ein Recht hatte, als Herrscher zu gebieten und Gehorsam zu verlangen. Mag es sein, wie es will, Forderungen sind ein völliges Nichts, wenn dreizehn souveräne, unabhängige, unvereinigte Staaten berathschlagen und die Gewährung nach ihrem Gutdünken verweigern. Diese Forderungen sind in der That nichts weiter, als ein Spott und Sprichwort im ganzen Lande. Wenn Sie den Regierungen sagen, daß sie den Friedensvertrag gebrochen und die Rechte der Verbundenen verletzt haben, so werden sie Ihnen in's Gesicht lachen. Was soll also geschehen? So wie bis jetzt geht es länger nicht. Es ist sehr zu befürchten, daß die Besseren im Volke, dieser Verhältnisse überdrüssig, sich in Gedanken auf eine Revolution vorbereiten, möge sie noch so schlimm sein. Wir sind dazu geneigt, uns von einem Extrem in's andere zu stürzen. Unheilbringenden Ereignissen vorzubeugen, das wäre jetzt eine Aufgabe für die Weisheit und den Patriotismus. — Welche furchterregenden Veränderungen können wenige Jahre hervorführen! Man sagt mir, daß selbst ehrenwerthe Männer ohne Absehen von einer monarchischen Regierungsform sprechen. Aus Gedanken entspringen Worte und von diesen ist es oft nur noch ein einziger Schritt zur That. Aber wie unwiderruflich und fürchterlich ist diese! Welch' ein Triumph für die Verfechter des Despotismus, wenn wir unfähig sind, uns selbst zu regieren, und damit beweisen, daß eine Verfassung, auf der Grundlage gleicher Rechte und Freiheiten erbaut, ein Traugbild und eine Täuschung sei! Gebe Gott, daß bei Zeiten verständige Maßregeln ergriffen werden, um die Folgen abzuwenden, die wir nur zu viel Ursache haben zu fürchten." — So schrieb Washington und hiermach handelte er. Er betheiligte sich an vorbereitenden Zusammenkünften von Patrioten und willigte schließlich auch ein, als Abgeordneter Virginiens in die Versammlung einzutreten, welche in gesetzlicher Weise zu Philadelphia zusammentrat, um das Verfassungsleben der Freistaaten einer energischen Reform zu unterwerfen. (Mai 1784.) Dieser Schritt kostete ihn nicht wenig. „Es ist mir nicht nur angelegen, mein Haus zu verlassen, sondern ich muß auch fürchten, man wird mich der Unbeständigkeit beschuldigen, wenn ich von Neuem auf der öffentlichen Schaubühne erscheine, nachdem ich erklärt habe, ich wolle es nicht wieder thun. Auch besorge ich, dieser Schritt wird mich in den Strom der Geschäfte zurückreißen, da Einsamkeit und Ruhe mir ein Bedürfniß und meine einzigen Wunsch sind." Als die Bedenklichkeiten alle von der offenbaren Gefahr des Vaterlandes und den dringlichsten Vorstellungen seiner Freunde überwunden waren, schloß sich Washington zunächst in's Studierzimmer ein, um seine eigene Kenntniß von Land und Leuten in Amerika, sowie die Geschichte anderer Völker über die beste etwaige Verfassung zu Rath zu ziehen. Die Papiere, worauf er sich über alle möglichen Gemeinschaften alter und neuer Zeit, den achäischen, helvetischen, gar auch den deutschen Bund Notizen sammelte, sind noch vorhanden. So gründlich vorbereitet, reiste er zur Convention ab, ward von ihr mit öffentlichen Ehren empfangen und alsbald zum Vorsitzenden gewählt. Die Sitzungen währten vier Monate und lieferten das Verfassungswerk, auf dessen Grundlage der amerikanische Staatenbund bis heute ruht. Washington freute sich höchlich über die Geburt des Kindleins und erfleht ihm ein gedeihliches Wachsthum. Er verhehlte sich freilich die Unvollkommenheit nicht, aber ließ sich dadurch nicht irre machen. „Es sind Punkte in der neuen Regierungsweise, welche meinen Ansichten zuwiderlaufen; aber ich sah ein und bin fest davon überzeugt, daß, im Ganzen genommen, dies die beste Verfassung ist, welche wir jetzt haben können, und daß die Annahme derselben oder eine völlige Auflösung die einzige Wahl ist, welche uns bleibt." Von dieser vernünftigen Genügsamkeit ließ sich denn auch das amerikanische Volk bestimmen, dem Werke seine feierliche Zustimmung zu ertheilen. Gleichzeitig verbreitete sich aber auch allgemein die Ueberzeugung, daß das neugebaute Schiff, sollte es nicht schon beim Auslaufen auf Sandbänke stoßen, keinem andern Steuermann übergeben werden dürfte, als dem Einzigen, in welchem sich alle Parteien die Hand reichten. Washington erfuhr bald, wie sich Aller Augen und Wünsche auf ihn lenkten. Er fühlte sich davon schwer angegriffen und äußerte sich in Briefen äußerst bedenklich, ob er die Wahl annehmen würde? „Lehne ich die Stelle ab, so geschieht es noch aus einer andern Ursache, als den bisher angeführten. Obwohl mein vorgerücktes Alter, die immer wachsende Vorliebe für die Beschäftigung mit der Landwirthschaft und die Neigung zur Einsamkeit meinen entschiedenen Hang zu der Lebensweise eines stillen Bürgers vermehren, so sind dies doch nicht die Beweggründe, welche mich bestimmen, die Stelle auszuschlagen; ebensowenig die Furcht, meinen guten Namen im politischen Getriebe zu gefährden, noch die Scheu, mich neuen Arbeiten und Beschwerden zu unterziehen; sondern die Ueberzeugung, daß ein Anderer, der weniger Ansprüche und geringere Neigung hat, sich zurückzuziehen, alle Pflichten ebensogut und vollständig erfüllen kann, als ich." —

Indessen halfen keine Einreden noch Gegenvorstellungen. Das Volk aller Staaten ernannte aus Einem Herz und Munde George Washington zum ersten Präsidenten Nordamerika's. Am 14. April 1789 ward ihm das Wahlresultat offiziell mitgetheilt und zwei Tage darauf trat er die Reise nach New-York, dem Regierungssitz, an. In seinem Tagebuch vom 16. heißt es: „Gegen zehn Uhr nahm ich Abschied von Mount Vernon, vom Privatleben und vom häuslichen Glück, und trat mit sorgenvollem und schmerzlichem Gefühlen, als Worte unaussprechen können, die Reise nach New-York an, mit dem besten Willen, meinem Vaterlande, gehorsam seinem Rufe, nützlich zu sein, aber mit weniger Hoffnung, seine Erwartungen zu rechtfertigen." — Die Reise war ein ununterbrochener Triumphzug; die Bevölkerung überbot sich allerwärts in ausgesuchten Ehrenbezeugungen. Der Einzug in New-York ließ aber alles Bisherige hinter sich. Am Schlusse des glorioſen Tages schrieb der Gefeierte in sein Tagebuch: „Die Aufzüge von Booten, welche uns bei dieser Gelegenheit, theils mit Sängern, theils mit Instrumentalmusik besetzt, begleitete, die flaggenden Schiffe, der Donner der schweren Geschütze und das laute Zujauchzen des Volkes, als ich vorüberfuhr, erfüllten mich mit Empfindungen, die ebenso peinlich (wenn ich das Gegenbild dieser Scene bedenke, welches nach allen meinen Bemühungen, Gutes zu wirken, wohl bereinst gesehen werden kann) als angenehm waren." — Am 30. April hatte die öffentliche Installirung statt. Sie begann und schloß mit einem Gottesdienst in der Kirche. Der Aufzug in die Congreßhalle war pompös veranstaltet. Der Amtseid sollte möglichst offen abgenommen werden. Daher wählte man zum Orte einen Balkon vor dem Senatszimmer, auf welchen die Blicke der massenhaften Bevölkerung von den Straßen und Dächern reichen konnten. Hier stand ein Tisch und auf ihm lag eine Bibel.

Als Washington auf dem Balkon erschien, empfing ihn ein unermeßlicher Jubel. Er trat an die Ballustrade, legte die Hand auf's Herz, verbeugte sich mehrmals und zog sich dann auf einen Lehnsessel am Tisch zurück. Die Menge

verstand, daß der Auftritt den Helden überwältigt hatte, und ringsum trat sogleich tiefes Schweigen ein. Jetzt folgte die Handlung. Der Eid ward laut vorgelesen, während Washington die Hand auf die offene Bibel legte. Nach dem Schluß der Formel sprach er: „Ich schwöre es, so wahr mir Gott helfe!“ Man wollte ihm darauf die Bibel zum Kuß reichen, aber er bückte sich ehrfurchtsvoll hinab, und das Buch zu küssen. In demselben Augenblick trat der Kanzler vor, schwenkte die Hand und rief aus: „Lange lebe George Washington, der Präsident der vereinigten Staaten!“ Die Kanonen brachen los, die Glocken läuteten, die Bevölkerung ließ ein brausendes Hoch erschallen.

Nicht immer lohnt es sich, bei politischen Eidesleistungen länger zu verweilen. Washington aber führte sein hohes Amt stets mit einer Gewissenhaftigkeit, in welcher der Ernst jenes Augenblicks fortpulsirte. Und er entwickelte daneben eine staatsmännische Weisheit, welche in Verbindung mit solcher sittlichen Reinheit vielleicht einzig in der Geschichte der Diplomatie dasteht. Ohne seine Politik im Detail zu betrachten, mögen wir uns doch nicht versagen, einige Urtheile von maßgebender Bedeutung wiederzugeben. Im Jahre 1794 kam der große Staatsmann Fox im englischen Parlamente darauf zu reden. „Ich muß bei dieser Gelegenheit des Generals Washington, des Präsidenten der vereinigten Staaten gedenken, dessen Verfahren so verschieden von dem unserer Minister ist. Wie unendlich viel weiser sind die Grundsätze seiner Regierung, als die Politik aller neuern europäischen Höfe. Fürwahr, ein ruhmwürdiger Mann! Ein Mann, den sein Charakter noch weit höher adelt, als seine Stellung; vor dem alle erborgte Größe in Nichts versinkt, gegen den alle Potentaten Europa's, unsere königliche Familie ausgenommen, gering und verächtlich erscheinen. Er bedurfte es nicht, seine Zuflucht zu politischen Kunstgriffen oder vorgebildeten Schreckmitteln zu nehmen; denn dieselben Mittel stützen seine Macht, durch die er sie erwarb, und sein Verfahren trägt immer den Stempel der Beisheit, Mäßigung und Gerechtigkeit. Ungeachtet der Dankbarkeit, welche Amerika Frankreich für dessen Beistand im Unabhängigkeitskriege schuldete, erklärte sich Washington doch für die Neutralität und hielt an ihr unerschütterlich fest. Nachdem er einmal diesen Weg für den wahren erkannt hatte, verfingen weder Drohungen noch Lockungen von französischer Seite. Er hatte keine Furcht vor den Jakobinern, ihre Grundsätze schrecken ihn nicht, und er hielt es nicht für nöthig, ihre Fortschritte zu hemmen. — Er wußte, daß das Volk, an dessen Spitze er steht, die eignen Rechte und Pflichten kennt. Und er vertraute, der gesunde Sinn desselben werde sich dem Einfluß der Wühlerein widersetzen; er war davon überzeugt, der Regierung könne keine Gefahr drohen, so lange sie die Liebe und Achtung der Unterthanen nicht verscherze; und zwar versteht er unter dieser Liebe und Achtung kein blindes, vielmehr ein klares, hellsehendes Gefühl. Ich fühle mich in der That gedrungen, die Beisheit und das Glück dieses Mannes zu bewundern. Ich erwähne auch seines Glücks, ohne damit sein außerordentliches Verdienst im Geringsten herabzusetzen. Wir müssen es jedoch, ungeachtet seiner glänzenden Gaben und seiner makellosen Rechtschaffenheit, als ein außerordentliches Glück ansehen, daß ihm ein Loos zufiel, das den Sterblichen so selten zu Theil wird, und daß er durch so mannigfache Schicksale ohne Versündigung und Vorwurf hindurchgegangen ist. Es ist wirklich höchst staunenswürdig, daß in einer so langen Reihe von Jahren, in so verwickelten Verhältnissen und auf einem so hohen Platz sich niemals Zweifel gegen seinen Charakter erhoben haben; daß er nie und bei keiner Gelegenheit weder einer ungerechtfertigten Anmaßung, noch einer verächtlichen Unterwürfigkeit in seinen Unterhandlungen mit fremden Mächten beschuldigt worden ist. Ihm hatte der Himmel vorbehalten, den Gipfel des Ruhms zu erklimmen, ohne daß sie ein Hinderniß seinen Lauf hemmte.“ — Den Erfolg seiner achtjährigen Präsidentschaft — denn er wurde am Schluß der ersten vier Jahre zum zweiten Male einstimmig erwählt und durch die dringlichsten Vorstellungen auch wieder zur Annahme bestimmt — faßt ein unparteiischer Geschichtsschreiber, Bristed, folgendermaßen zusammen. „Es ist Thatsache, daß die vereinigten Staaten sich während Washingtons Verwaltung aus der tiefsten Nationalzerrüttung, aus Mangel und Bedrängniß, auf eine hohe Stufe der Macht, des Ansehens und Wohlstandes erhoben haben. Der öffentliche, vorher gänzlich vernichtete Credit hebte wieder auf, das Vertrauen kehrte in die fast aufgelösten Privatverbindungen zurück, der gelähmte Handel wurde frei und umfeste die alte, wie die neue Welt; die Nationalschuld, welche schon durchstrichen zu sein schien, erhielt eine solide Bürgschaft und jeder Gläubiger volle Sicherheit; das Staatseinkommen wuchs mit dem Fleiß und Vermögen des Volks, ohne auf beiden zu lasten; der Rechtsgang fand die freie und sichere Bahn des Gesetzes, der Charakter des Volkes entfaltete sich zu einem freien und edeln Bürgerthum, und Europa sah mit Erstaunen diese wundervolle Schöpfung, das Werk der von Washington gegründeten und in das Leben eingeführten Verfassung.“

Der Wsarigkeit der politischen Parteizunge konnte freilich auch Washington nicht ganz entgehen. Besonders in der letzten Zeit seiner Regierung versuchte es die nimmersatte Demokratie je und je, sich an ihm zu reiben. Allein schließlich stand er doch immer zu hoch, um mehr als bespritzt zu werden. Der berühmte Chef der feindlichen Richtung, Jefferson, kam selbst bei allen Anfeindungen am Präsidenten stets auf das Urtheil zurück: „Seine Bedenken ist reiner und seine Gerechtigkeit unbeugsamer, als je bei einem Menschen. Die Beweggründe des Vortheils, der Verwandtschaft, der Zuneigung oder Abneigung, hatten nie den geringsten Einfluß auf seine Entscheidung. Er war in der That in jedem Sinne ein weiser, ein guter und großer Mann.“ — Es war nichts so Geringes, wie es scheint, die sociale und ökonomische Sitte des Hauswesens vom ersten Präsidenten der Republik festzustellen und festzuhalten. Anfangs glaubte Washington die Dinge sich selbst machen lassen zu dürfen. Allein die Ueberschwemmung mit Besuchen vom Morgen bis zum Abend nöthigte ihn bald zu bestimmten Einrichtungen. Es wurden Tage und Stunden für die Besuche anberaumt. Am Sonntag empfing Washington keine Gesellschaft: Morgens besuchte er regelmäßig die Kirche, Nachmittags zog er sich in sein Zimmer zurück und den Abend brachte er im Kreise der Familie oder der nächsten Freunde zu. Desgleichen mußte in Betreff der Einladungen zu Gastmählern und Bällen ein gewisses Ceremoniel eintreten, das zwischen monarchischer Etiquette und allzu einfacher Bürgerart füglich durch zutreuzen hatte. Hierin wurde der Präsident vom feinen Takte seiner Gemahlin unterstützt, die ihm auch in dieser Zeit würdig zur Seite stand. Und wir erfüllen eine gerechte Rücksicht, wenn wir auch von ihrem Wesen einen tieferen Eindruck zu erhalten Gelegenheit geben. Man lese den Brief, welchen sie nach der Rückkehr ihres Mannes von einer Reise durch die Staaten an eine Freundin schrieb.

„Wir freundlichen Brief vom vorigen Monat hat mir mehr wahre Freude gewährt als alle die leeren Förmlichkeiten und nichtssagenden Ehrenbezeugungen. Nie werde ich den Gefühlen untreu werden, die in früheren Zeiten der vertraute Umgang mit unsern Freunden mir einflößte, noch die Beweise der Dankbarkeit, welche der Präsident empfing, je vergessen; denn Sie kennen mich wohl genug, um mir zu glauben, daß mir nur das Freude machen kann, was von Herzen kommt. In der Ueberzeugung, daß die Beweise von Verehrung und Liebe zu ihm dieser Quelle entspringen, erkennen und begrüßen sie auch mich. Die Schwierigkeiten, welche sich Anfangs dem Präsidenten in den Weg stellten, scheinen jetzt einigermaßen überwunden zu sein. Wir verdanken es der Liebe unserer zahlreichen Freunde in allen Staaten, daß diese neue, von mir nie gewünschte Lage mir nicht drückend ist. Wäre ich jünger, so würde ich wahrscheinlich die unschuldigen Freuden des Lebens mir Vergnügen genießen, wie manche Frauen in meinem Alter es noch thun; ich habe mich aber seit lange daran gewöhnt, mir meine irdische Glückseligkeit nur in

Digitized by Google

dem stillen Leben zu Mount Vernon zu denken. — Als der Krieg zu Ende war, hielt ich keine Umstände für möglich, die den General von Neuem in das öffentliche Leben riefen. Ich hatte darauf gehofft, von diesem Augenblicke an würden wir in Einsamkeit und Ruhe, vereint dem Alter entgegengehen. Dies war von jeher der theuerste Wunsch meines Herzens. Ich will indessen nicht mit zu großem Schmerz an diese vereitelte Hoffnung denken; was geschah, war unvermeidlich, und doch stimmten die Gefühle meines Mannes vollkommen mit den meinigen überein, und er liebte das stille Landleben nicht minder. Ich kann ihn nicht tadeln, denn er hat gethan, was er für seine Pflicht hielt, indem er dem Ruf seines Vaterlands gehorchte. Das Bewußtsein, Alles erfüllt zu haben, was in seiner Macht stand, und die Freude zu sehen, daß seine Mitbürger es anerkennen, wie frei von aller Selbstsucht sein Verfahren war, ist ihm ohne Zweifel eine Vergütung für das große Opfer, das es ihn, wie ich weiß, gekostet hat. Bei mir selbst ist es weniger, wie es sein sollte; ich finde keinen Ersatz für das, was ich vermisse. Eine jüngere Frau würde sich ohne Zweifel in meiner Lage glücklicher fühlen. Nicht als ob ich mit meinen jetzigen Verhältnissen unzufrieden wäre: denn die Menschen sind liebevoll gegen mich und Alles, was mich umgiebt, muß mich dankbar stimmen; aber ich kenne die Eitelkeit alles Irdischen zu gut, um mich in einem großen, öffentlichen Leben recht wohl fühlen zu können. Doch bin ich entschlossen, heiter und zufrieden zu sein, wie sich die äußern Umstände auch gestalten mögen; denn die Erfahrung hat mich auch gelehrt, daß die Quelle der Glückseligkeit und des Elends vorzüglich in unserem Innern entspringt und unabhängig vom Aeußern ist. Wir bringen den Samen zu Leid und Freud in unserem Herzen mit, wohin wir auch gehen." —

Während der ersten Präsidentschaft verlor Washington seine zweiundachtzigjährige Mutter. Er hatte sie kurz vorher, wie er stets gewohnt war, noch besucht. Sie lebte in Fredericksburg. Ihre einfache Lebensweise bedingt sie bis an's Ende fast mit ängstlichem Stolze bei; sie wollte auch jeden Schein vermeiden, als ob sie sich durch die glänzende Laufbahn ihres Sohnes aus ihrem gewohnten Geleise verdrängen ließe. Kam der Sohn zu ihr, so kehrte er buchstäblich in seine Knabenzeit zurück; er fand dieselbe Haushaltung und Behandlung wie dazumalen. (Gewöhnlich) hörte sie schweigend zu, wenn der Sohn gerühmt wurde, oder sie pflegte zu sagen: „Ja, er ist immer ein guter Sohn gewesen, und ich glaube, er hat auch als Mann seine Schuldigkeit gethan." Der Hingang der würdigen Frau trieb Washington zu einem Brief an seine Schwester, worin er sagt: „Der Verlust einer Mutter gehört immer zum Schwersten und Schmerzlichsten; doch müssen wir uns durch den Gedanken trösten, daß uns der Himmel die mürrige bis zu einem so hohen Alter, wie es Wenige erreichen, bewahrt und ihr die Gnade verliehen hat, daß ihre geistigen Kräfte bis zuletzt ungeschwächt blieben und auch ihr leiblicher Zustand stets leidlich war. Diese Betrachtung und die Hoffnung, daß sie sich jetzt eines beglückteren Lebens erfreut, muß uns trösten, und es ist unsere Pflicht, uns dem Willen des Schöpfers in Demuth zu unterwerfen." —

Gegen das Ende der zweiten Präsidentschaft erklärte Washington seinen unabänderlichen Entschluß, sich von dem öffentlichen Leben zurückziehen zu wollen. Er that dies in einer Adresse, welche zugleich in edelster, denkwürdigster Weise die Politik, welche er nach seinen Ansichten und Erfahrungen für die wahre hielt, beschreibt. Eine Menge von Dankadressen brachte ihm die begeisterte Antwort der Staaten zurück. Die Abschiedsrede an die beiden Häuser des Congresses schloß mit den Worten: „Der Umstand, daß ich heute zum letzten Male unter den Stellvertretern des Volkes der vereinigten Staaten erscheine, ruft mir natürlicher Weise den Augenblick in's Gedächtniß zurück, da die Verwaltung unter der jetzt bestehenden Regierungsform begann; und ich benütze diesen Anlaß, um Euch und meinem Vaterlande zum glücklichen Fortgang bis heute Glück zu wünschen, und von Neuem erhebe ich mich im innigsten Gebete zum höchsten Lenker der Welt, zum allwaltenden Schirmvogt der Völker, und flehe Ihn an, Er möge seine schützende Hand allezeit über die vereinigten Staat ausstrecken, auf daß die Tugend und Glückseligkeit des Volkes bewahrt werde und die Regierung sich erhalten möge, welche das Volk selbst zum Schutze der Freiheit eingesetzt hat." — Die Häuser wirrten einen solennen Dank für ihren großen Führer und drückten des Landes tiefen Schmerz über seinen Rücktritt aus. „Mögen Sie sich noch lange jener Freiheit erfreuen, welche Ihnen so theuer ist und welcher Ihr Name stets theuer sein wird. Möge Ihre eigene Tugend und die Gebete einer Nation den freundlichsten Sonnenschein und den sonntagsten Segen auf Ihre alternden Tage bringen. Um unseres Landes und der republikanischen Freiheit willen ist es unser ernstlicher Wunsch, daß Ihr Beispiel der Leitstern für Ihre Nachfolger, und so, nachdem es der Schmuck und Schutz der Gegenwart gewesen, das Erbtheil unserer Nachkommen werden möge." —

Wir stiegen mit dem Ausgedienten über die letzten Festlichkeiten hinweg nach seinem lieben Ruhsort Mount Vernon. Er hatte es sich während der achtjährigen Regierung nur einmal gegönnt, eine kleine Erholung daselbst zu feiern. Um so herrlicher behagte ihm nun wieder die Zurückgezogenheit. Als ob nichts dazwischen läge, nahm er die alten Gewohnheiten und Beschäftigungen mit alter Liebe wieder auf. Einem Freunde theilt er seine Lebensweise kurz mit. „Ich beginne meinen täglichen Lebenslauf mit dem Aufgang der Sonne und bereite die Geschäfte des Tages vor. Wenn ich damit fertig bin, ist das Frühstück bereit. Nach demselben steige ich zu Pferde und reite auf meine Felder; das währt so lange, bis ich mich zum Mittagessen umkleiden muß; bei diesem sehe ich fast immer fremde Gesichter, die, wie sie sagen, aus Hochachtung gekommen sind. Wie anders ist es aber, wenige vertraute Freunde bei einem frohen Mahl zu bewirthen! Mit dem Mittagessen, einem Spaziergang, einem Thee, vergeht die Zeit, bis es dunkel wird. Wenn mich nicht Besuche daran verhindern, habe ich mir vorgenommen, sowie die dämmernde Kerze die Stelle des großen Tagesgestirns vertritt, mich an meinen Schreibtisch zu setzen und die empfangenen Briefe zu beantworten. Da haben Sie die Geschichte eines Tages und können darin die Geschichte des ganzen Jahres lesen." Doch warfen die Ereignisse noch einen gewaltigen Stein in diesen Abendfrieden. Die französische Republik benahm sich so beleidigend und drohend gegen die vereinigten Staaten, daß diese an ernstliche Kriegsrüstungen denken mußten. Und der Senat ernannte oder erbat sich einstimmig Washington zum Oberbefehlshaber. Er mußte wohl einwilligen und entsatzte zu gutem Ende die ganze Klugheit und Energie seines Wesens in allen Vorkehrungen. Nach dem Sturze des Directoriums in Paris durch Napoleon löste sich das Kriegsgewitter freilich in einen friedlichen Vertrag auf. Doch erlebte Washington diese erfreuliche Lösung nicht mehr.

Auf einem seiner gewöhnlichen Ritte wurde er vom Regen und Schnee überrascht. Er meinte zuerst, er habe nur eine leichte Erkältung davongetragen, als sich Abends Heiserkeit einstellte. Allein schon in der folgenden Nacht bekam er schmerzliche Athmungsbeschwerden. Die Mittel, welche Morgens die Aerzte anwandten, versagten sämmtlich. Da ließ Washington seine Frau zu sich treten und überreichte ihr sein Testament. Als Dr. Craik, sein alter Freund und Wassengefährte, aus Alexandria herbeigeeilt kam, drückte er ihm freundlich die Hand und sagte lächelnd: „Ich fühle, daß ich sterbe und fürchte mich nicht." Er dankte noch vielmals den Sclaven, den Aerzten und seinem Diener, verordnete, daß man ihn 3 Tage lang vor der Beerdigung liegen lassen möge und als man ihm dies versprochen hatte, sank er mit einem vernehmlichen „gut" zurück. Einen Augenblick darauf horchten die Umstehenden umsonst auf seinen Athem. Mistreß Washington, die zu Füßen des Bettes saß, fragte ruhig: „Ist er todt?" Einer der Aerzte bejahte es und sie fuhr fort: „Es ist gut. Ich

Digitized by Google

werde ihm bald folgen; ich habe weiter keine Prüfungen zu bestehen." Er war der 14. Dezember 1799 und vier Tage darauf wurde sein Leichnam in der Familiengruft zu Mount Vernon beigesetzt.

Der Congreß ernannte ein Comité aus beiden Häusern, welches berathen sollte, „wie man das Andenken eines Menschen am würdigsten ehre, welcher der Erste im Kriege, der Erste im Frieden und der Erste in den Herzen seiner Mitbürger sei." Großartige, allgemeine Trauerfestlichkeiten wurden veranstaltet. Wir ziehen es aber vor, der stillen Feier beizuwohnen, welche daheim in der Oeffnung seines Testamentes bestand. Washington hatte nie Vaterfreude zu erleben und daher fiel sein Vermögen größtentheils an seine treue Gattin. Doch gieng für wohlthätige Stiftungen eine schöne Summe ab. Namentlich bestimmte er, daß alle seine Sklaven die Freiheit erhalten sollten, und sorgte dafür, daß dieselben zugleich eine Aussteuer zu ihrer neuen Lage bekamen. Als Sklavenhalter geboren, wollte er als Sklavenbefreier sterben. Es gehörte dies wesentlich zur Vollendung der Harmonie seines Lebensbildes.

Wie reichen Stoff zum Nachdenken gibt besonders in unsern Tagen die hohe, fleckenlose Gestalt Washingtons! Amerika weiß nicht, was es thut, indem es jetzt die Gebeine seines Heiligen durch einen Bürgerkrieg beunruhigt. Und wir Deutsche strecken unsere Arme sehnsüchtig nach einem Genius aus, der in ebenso gewaltiger und gerechter Weise den Jammer unserer vaterländischen Zustände in Freude zu verwandeln fähig wäre.

Oliver Cromwell.

(Mit Portraitfigur in Farbendruck.)

Oliver Cromwell ist einer der merkwürdigsten Männer, einer der hervorragendsten und seltensten Charaktere, welche über die Bühne der Weltgeschichte gegangen sind. Sein Name bedarf keiner Einzeichnung in Marmor und Erz, um ewig im Andenken der Menschen fortzuleben. Dem durchdringenden und schrankenlosen, von religiösem, wie politischem Fanatismus erfüllten Geiste des Niedriggeborenen gelang es, zur höchsten Höhe des Ruhmes und der Gewalt emporzusteigen. Er machte sich zum Herrn von drei Nationen, die Götter der Erde fürchteten ihn und schmeichelten ihm. Von den Freunden mit übertriebenen Lobreden überhäuft und von den Feinden als ein Ungeheuer in den untersten Kreis der Hölle verwünscht, schwankt, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, das Bild dieses Ungründlichen in der Weltgeschichte. Doch kann Niemand vor dem klugen und kühnen Staatsmanne, bei dem zugleich das religiöse Element so unwiderstehlich wirkte und der als ein Werkzeug der göttlichen Vorsehung erscheint, sich den Eindrücken der Bewunderung entziehen. In neuerer Zeit tritt der von früheren Geschichtsschreibern geschmähte und verabscheute Geist des großen Todten, in dem man nur eine erheuchelte Maske, Nichts als berechnenden Vorbedacht und selbstsüchtiges, ehrgeiziges Streben nach dem höchsten Preise erblickte, nachdem durch Aufsuchung und Zusammenstellung seiner Reden und Briefe die Erkenntniß mehr aufgeschlossen ist, wieder in vollen Ehren auf. — Versuchen wir es, diese gewaltige Erscheinung in flüchtiger Skizze an uns vorübergehen zu lassen.

Cromwell wurde den 25. April 1599 in dem Flecken Huntingdon, in der Grafschaft gleichen Namens, unter der Regierung der Königin Elisabeth geboren. Die Familie hatte, obwohl beide Eltern aus ritterbürtigem Geschlechte waren, wenig Vermögen und geringe Einkünfte. Der Vater war Friedensrichter und zugleich Landwirth und Brauer. Schon als Knabe ließ Oliver einen unruhigen und hochfahrenden Charakter blicken. Auch wirkte schon damals seine starke Einbildung in mancherlei Gestalten auf ihn. Als er einst tiefsinnig auf seinem Bette lag, dünkte es ihm, als trete eine Gestalt an ihn heran, die zu ihm sagte, er würde einst der größte Mann im Königreiche werden. Zuweilen ließ er spät in der Nacht den Arzt zu sich rufen, indem er sich einbildete, er liege in den letzten Zügen. Nachdem er bei einem braven Lehrer die Stadtschule besucht hatte, bezog der Jüngling 1616 das Sidnen-Sussex-College des benachbarten Cambridge. Der Tod seines Vaters rief ihn 1617 von hier wieder zurück, da eine Mutter mit sechs unversorgten Kindern seiner Stütze bedurfte. Aber einige Monate hernach begab er sich nach London, um die Rechte zu studieren. Hier soll er, wohl mehr aus dem ihm innewohnenden Drange und Ungestüm, sich den Lastern und rauschenden Sinnengenüssen der Residenz ergeben und Zeit und Geld vergeudet haben. Doch plötzlich gieng eine innere Wandlung mit ihm vor; eine tiefe Schwermuth, welche fortan nie ganz aus seiner Feuerseele gewichen ist, überfiel ihn und ließ ihn auf dem betretenen Wege nicht weiter fortschreiten. Es bildeten sich bereits die Keime zu jenem religiösen Fanatismus, welcher Cromwells Charakter stets verdüsterte. Er besuchte fleißig die Kirchen, veranstaltete religiöse Clubs und verkehrte viel mit frommen Leuten. Nachdem er sich in seinem 21. Lebensjahre mit Elisabeth Bourchier, der Tochter eines Ritters, einem Mädchen von streng religiöser Richtung und mildem Charakter, mit der er in langer, treuer und glücklicher Ehe gelebt hat, in London verheirathet hatte, übernahm er das väterliche Erbe. Die so verbrachten zehn stillen Jahre pflegte er selbst als die Zeit seiner Erweckung und Wiedergeburt zu bezeichnen, in denen er die Schlacken der Sünde von sich abzustreifen und in tiefer Zerknirschung und selbst zum Nachtheile seiner Gesundheit das Wesen und den Willen Gottes zu erkennen gelucht. „In der Tiefe seines Herzens," sagt sein Freund, der Dichter Milton, „hatte er ein festes Vertrauen auf Gott und eine Seelengröße genährt, welche ihn auf die größten Zeiten vorbereiteten, deren Vorboten sich längst zeigten."

Die Streitigkeiten Karls I. mit dem Parlamente begannen. Dieser obgleich sonst rechtschaffene, doch hartnäckige und schwache Monarch hatte sich den Haß der Volkspartei zugezogen, durch Eingriffe in die Verfassung, durch willkürliche Ausdehnung der königlichen Gewalt, durch seine Nachgiebigkeit gegen die eigenmächtigen Bedrückungen seines Günstlinge, des Herzogs von Buckingham, durch gewaltsame Maßregeln sich Geld zu verschaffen, endlich durch Begünstigung der Katholiken und der hierarchischen Bestrebungen der Bischöfe. König und Parlament, Adel und Volk standen sich feindlich gegenüber. Die Volkspartei war hauptsächlich durch die Puritaner vertreten, eine politisch-religiöse Sekte, welche die hierarchische Verfassung und den römischen Cultus der englischen Kirche abzuschaffen und die Leitung der geistlichen Angelegenheiten den Händen des Bischofthums zu entreißen trachtete. Zu dem Haß gegen die herrschende Kirche hatte sich der gegen die Krone

Digitized by Google

gestellt. Sie wollten der Allgewalt des Königthums das Parlament entgegenstellen und ein republikanischer Geist spukte in ihren Reihen. Sie wurden von der Regierung heftig verfolgt; ihre Geistlichen, aus ihren Pfarren vertrieben, zogen von Ort zu Ort, predigten auf freiem Felde, in Höhlen und Wäldern gegen den Papismus, und suchten das Volk gegen Krone und Kirche aufzuregen. — Cromwell gehörte seit seiner Bekehrung dieser Partei an und ergriff mit Leidenschaft ihr Interesse. Seine streng puritanische Gesinnung hatte ihm Ruf und Verbindung verschafft, und so wurde er 1628 als Vertreter der puritanischen Tendenzen in Karls I. drittes Parlament gewählt. Hier in der glänzenden Versammlung machte sein Aeußeres eben keinen angenehmen Eindruck. Sein Anzug war schmutzig und bäurisch, das derbe martialische Gesicht, die gedrungene Gestalt, die kreischende Stimme hatten wenig Einnehmendes. Doch wie erstaunte man über seine starke und männliche, mit treffenden Schrifttexten gewürzte Beredsamkeit, als er heftige Angriffe gegen mehrere Bischöfe machte, die er des Papismus beschuldigte. Seine ganze Erscheinung belebte sich, seine Worte sprühten Feuer. Noch mehr that sich Cromwell in dem sogenannten „langen Parlamente" hervor, welches Carl I. nach Auflösung des dritten wieder zusammenberufen mußte. Auf das engste den Führern der Opposition sich anschließend, machte er heftige und erbitterte Ausfälle auf die Person des Königs, wobei er Plumpheiten und Rohheiten jeder Art und ein gewisses puritanisch-nachlässiges Benehmen zur Schau trug. Aber der berühmte Hampden erklärte zu wiederholtenmalen, daß wenn es mit dem Könige zum Bruch komme, Cromwell der größte Mann in England sein werde, obgleich er ein Tölpel sei.

Und der Sturm, in welchem der unglückliche König zum Opfer fiel, brach los. Der Wortkampf verwandelte sich in einen Schwertkampf. Cromwell stand auf seinem Posten; er wußte es wohl, daß der König und seine ganze Politik bezwungen werden mußte, aber die alte Heimat war verloren. Der Bürgerkrieg begann. Die Truppen des Königs und die des Parlamentes standen sich gegenüber. Cromwell ergriff noch in seinem 43. Jahre das Kriegshandwerk und trat mit zwei Söhnen als Freiwilliger in das Parlamentsheer, wo er als Hauptmann eine Schwadron erhielt. Die ersten Gefechte bekundeten die Uebermacht der königlichen Truppen, da sie größtentheils aus jungen Edelleuten, Männern von Rang und Ehre bestanden, während der überwiegende Theil des Parlamentsheeres zusammengelaufenes Gesindel war. Der scharfsichtige und schöpferische Geist Cromwells fand Mittel und Wege, diesen Nachtheil des Heeres abzustellen. „Ich schaffe euch Leute herbei", erklärte er, „welche das Ehrgefühl und die Ritterlichkeit der Cavalerie durch Gottesfurcht und Begeisterung mehr als aufwägen." Und bald darauf stand er an der Spitze seines berühmten Regiments der Ironsides, aus 1000 Reitern bestehend, die er durch sorgfältige Auswahl unter den Pächtern und Landsassen der Grafschaften, wo er früher gelebt hatte, zusammengebracht. Diese Wunderschaar, welche sich allein für die heiligsten Güter der Menschheit dem Kampf auf Tod und Leben weihte und der bald kein Gegner mehr Stand hielt, wurde zum Muster für die ganze Armee. Ihr Führer that es ihnen an Muth und Unerschrockenheit mitten im Gefechte zuvor, und erwarb sich dadurch ihre ungetheilte Achtung. Auch führte er den Befehl mit der Einsicht eines längst ergrauten Kriegers. Ein noch höheres Ansehen im Heere erwarb er sich durch seinen religiösen Eifer. Mit Offizieren und Gemeinen stimmte er fromme Lieder an, hielt ihnen lange Predigten, oder forderte einen schlichten Reitersmann, dem die Gabe des Wortes verliehen war, dazu auf. Die glänzendste Waffenthat verrichtete diese kühne Reiterschaar in dem Kampfe bei Marston-Moor am 2. Juli 1644, wo sie den lange schwankenden Sieg endlich entschied, der den König um den ganzen Norden seines Reiches brachte. Cromwell, zum Generallieutenant befördert, erscheint bald neben dem Oberbefehlshaber als die Seele des Heeres. Mit seinem militärischen wuchs auch sein politischer Einfluß. Im Laufe des Krieges hatte der wachsende Fanatismus noch eine andere religiös-politische Partei hervorgerufen, welche noch über die Puritaner hinausgieng, auf politischem Felde streng republikanische Ansichten und Interessen hegte und auf kirchlichem Gebiete die Macht der presbyterianischen Geistlichen, ihre Synoden und Generalversammlungen nicht mehr anerkennen wollte, da jede kirchliche Gemeinde unmittelbar und unabhängig (independent) unter Christus stehe. Man nannte sie daher Independenten. Dazwischen standen die Anhänger der bischöflichhierarchischen Kirchenverfassung (Episcopalen) und die Presbyterianer, welche die Geistlichen von den Laien erwählen ließen, ihren Synoden aber ein Recht über die Kirche einräumten. Cromwell gehörte jetzt den Independenten an und war ihr bedeutendster Vertreter im Parlament und im Heere.

Als Seele des Parlamentsheeres wußte er dasselbe nach Art seines Reiterregiments umzumodeln und mit seinem furchtbaren Geiste zu beseelen. Große entscheidende Schläge folgten rasch auf einander. Am 13. Juni 1645 schlug Cromwell den König bei Naseby auf's Haupt, Bristol und bald der Westen und der Süden des Landes wurden bezwungen. Karl suchte bei den Schotten Schutz, wurde aber von ihnen verrätherischer Weise dem Parlamente ausgeliefert. Vergebens suchten Schotten und Presbyterianer, welche letztere die Mehrzahl im Parlamente bildeten und sich lieber dem König, als den Independenten unterwerfen wollten, um das Gefängniß des Königs die Fahne des Bürgerkrieges zu seinen Gunsten zu erheben; Cromwell warf sie alle mit unwiderstehlicher Gewalt darnieder; zugleich ließ er das Parlament von presbyterianischen Mitgliedern gewaltsam säubern. Die Militärherrschaft befestigte sich, wo das Heer das Hauptwort führte, dem sich selbst die Einsicht seiner Führer beugen mußte. Die Lage der Dinge und das Zeitalter ließ sonach für Cromwell keine andere Möglichkeit offen, als den gewaltsamen Tod des Königs, wie gern er ihm auch das Leben gerettet hätte. Ein Revolutionstribunal, dessen Seele Cromwell war, verurtheilte den unglücklichen Monarchen als Landesverräther zum Tode, und am 30. Januar 1649 ward er zu Whitehall vor allem Volk mit dem Schwerte enthauptet. Ueber seiner Leiche erhob sich die Republik. Sie war es jedoch nur dem Namen nach, da Cromwell unter dem Titel eines Lord-Protektors alle Gewalt der früheren Königswürde erhielt. Ein alle drei Jahre zusammenzuberufendes Parlament stand ihm zur Seite. Aber Cromwell that noch einen gewaltigen und kühnen Schritt weiter. Als er die in Irland und Schottland gegen die Republik erhobenen Aufstände glücklich unterdrückt und den von Schottland als Karl II. zum König ausgerufenen Prinzen von Wales, den Sohn Karls I., in der Schlacht bei Worcester am 3. September 1651 gänzlich geschlagen und die drei Reiche England, Schottland und Irland unter die Oberhoheit der Republik vereinigt hatte, stellte er die unumschränkte Monarchie wieder her und befreite sich von dem Parlamente. Am 20. April 1653 löste er das Parlament gewaltsam auf, indem er sich in den Sitzungssaal begab, die Parlamentsmitglieder wohl nicht mit Unrecht der gröbsten Ungerechtigkeiten bezüchtigte und sie durch einige mitgenommene Compagnien Soldaten, die im Vorsaale warteten, mit Gewalt aus dem Saale treiben ließ. Als der Saal leer war, schloß er selbst die Thüren und steckte den Schlüssel in die Tasche. — Meistens hat man maßlosen Ehrgeiz und gewaltthätige Herrschsucht als Motiv dieser That bezeichnet. Es war aber jedenfalls nur eine Consequenz seiner bisherigen Handlungsweise, welche darauf gerichtet war, das aus dem Fahrwasser gewortene Staatsschiff wieder in die alte Bahn zurückzulenken. Hatte er es bisher als eine Nothwendigkeit angesehen, alles Bestehende schonungslos niederzuwerfen, so galt es jetzt, wieder eine feste Ordnung der Dinge aufzubauen und ihr zum Bestande zu verhelfen. Er hatte aber die Erfahrung gemacht, daß die Republik für das vom unreifen Conferenzsinnen erfüllte englische Volk sich nicht eigne. — Cromwell war nun Alleinherrscher des britischen Reiches. Den

Digitized by Google

ihm angebotenen Königstitel schlug er aus, da er mit dem Heere, das er geschaffen, mit dem er emporgekommen, und das von einer Königskrone nie wieder etwas wissen wollte, nicht brechen mochte.

Auf unserm Bilde sehen wir ihn, wie er über den entscheidenden Gewaltstreich halb noch brütet, halb sich zur That anschickt. Es ist sein maßvoes, strenges und doch einen gewissen Zug von Schwermuth und Weichheit verrathendes Antlitz, das wir hier vor uns sehen, der schrecklich gewaltige, festgeschlossene und eine energische Willenskraft verkündende Mund, das lange, in der Mitte gescheitelte Haupthaar, der spärliche Bart auf Ober- und Unterlippe, die bekannte Warze auf der Stirn, der schlichte weiße Kragen, die hohen Reiterstiefel. Auf dem Boden liegt der breitkrämpige Republikanerhut mit wallender Feder.

Die merkwürdigste Schilderung von Cromwell hat uns sein Kammerherr John Maidstone gegeben: „Der Körper war gedrungen und stark", sagt er, „die Größe etwa 2 Zoll unter 6 Fuß, der Kopf so gestaltet, daß er wie ein Speicher und Laden, wie eine unerschöpfliche Niederlage natürlicher Gedanken erschien; sein Temperament war außerordentlich feurig, doch wurden die Flammen desselben meist im Zaume gehalten oder doch bald durch hohe sittliche Kraft unterdrückt. Von Natur war er mitleidig für Noth und Elend, sogar weibisch weich, obwohl ihm Gott ein Herz geschaffen, in welchem wenig Raum für die Furcht vorhanden war. Eine größere Seele als die seine, glaube ich, hat selten in einer irdischen Behausung gewohnt." — Seine Lebensart war einfach und mäßig, in der Familie war er ein herzlicher Gatte und Vater. Doch war er in seinem Privatleben nicht glücklich. Tag und Nacht schwebte ihm die Gefahr vor Augen, ermordet oder vergiftet zu werden. Jede Nacht schlief er beständig in einem andern Zimmer, umgab sich stets mit bewaffneten Dienern und trug unter seinem Oberkleide beständig einen Panzer. Die ewige Aufgeregtheit und die gewaltigen Anstrengungen rieben ihn endlich geistig und körperlich auf. Er verschied am 3. Septembor 1658 auf der Höhe seiner Macht zu Whitehall an einem heftigen Fieber, fromm, reuig und fest wie ein Christ von der Welt Abschied nehmend. Sein Körper ward mit großem Gepränge und königlichen Ehren in der Westminsterabtei unter den Gräbern der Herrscher Englands beigesetzt. — Während seiner Regierung hatte er eine treffliche Verwaltung und Rechtspflege gehandhabt, mitten im Sturm der Bürgerkriege die beiden Universitäten des Landes erhalten und ihnen eine dritte hinzugefügt. Auch nach außen hin hatte er die Größe des Staates in staunenswerther Weise entfaltet und England zu einer damals gefürchteten Großmacht erhoben. Dichter wie Milton und Waller und viele Gelehrte umgaben ihn. Das Protektorat gieng auf seinen Sohn Richard über, dem es aber an persönlicher Begabung und Energie fehlte, weshalb er schon im folgenden Jahre auf die Protektorwürde verzichtete. Karl II., der Sohn des der Revolution zum Opfer gefallenen legitimen Herrschers, wurde der Erbe des gewaltigen Agitators.

Briefe über Gedächtnißkunst.

Von **Dr. Ed. Eyth.**

(Schluß von S. 349.)

Sechster Brief.

Daß Jedermann, welchem Stande oder Geschlechte er angehöre, v. Fr., wenn er nur überhaupt auf den Namen eines Gebildeten Anspruch machen will, wenigstens von den gröbsten chronologischen Mißgriffen sicher sein, d. h. daß er wenigstens die wichtigsten historischen Thatsachen nach ihrer Zeit richtig anzugeben wissen solle: darüber sind wir beide gewiß einig ohne allen Streit. Aber bei wie wenigen Männern, die nicht eben zu den Gelehrten gehören, — und ich sehe mit einiger Schüchternheit hinzu: bei wie wenigen Frauen und Fräulein ist dieß der Fall! Woran fehlt es? Das Fach wird doch in jeder Mittelschule, jedem Institute gelehrt und an gutem Willen gebricht es meistens nicht. Kurz gesagt, es fehlt an der Methode. Denn für todte Zahlen ist das gewöhnliche Gedächtniß, wenn auch noch so sehr angestrengt, meistens ein Danaidenfaß. Man lernt, repetirt, — man repetirt zum zehntenmal und in wenigen Wochen oder Monaten ist alles vergessen. Man muß also anders lernen, sonst lernt man wenig oder nichts. Aber wie?

Bieten vielleicht die Zahlen selbst eine Hilfe an? Zuweilen, so, finden sich unter ihnen Verhältnisse, die einen Anhaltspunkt geben. Lassen Sie mich wieder in Beispielen sprechen. Im Jahr 14 starb Kaiser Augustus, im Jahr 814 starb Karl der Große und 1814 starb Napoleon, wenigstens politisch. Dreimal 14 bei einer ähnlichen Begebenheit und gerade ein Jahrtausend zwischen Karl und Napoleon, seinem Nachtreter. Sollte das nicht von selbst sich einprägen? — Oder: 987 und (1)789, die Umkehrung des ersten, weist auf Hugo Capet, als Begründer der französischen Dynastie, die durch die Revolution gestürzt wurde. — Oder: 14—16 Concil von Constanz, 15—17 Reformation, 16—18 dreißigjähriger Krieg; hier leuchtet neben dem augenfälligen, nach innen sich gleichbleibenden, nach außen fortschreitenden Zahlenverhältniß auch der Fortschritt in den Ereignissen von selbst ein. Ich könnte Ihnen noch mit vielem Derartigen dienen, das keineswegs zu verachten ist. Allein dieß Viele ist dennoch bei weitem zu wenig. Daher kehren wir zu derjenigen Methode zurück, die wir am Schlusse des letzten Briefes bereits angedeutet haben und die besonders von Reventlow und Kothe mit so glücklichem Erfolge begründet worden ist.

Eine kleine Vorbedingung müssen Sie mir jedoch erfüllen. Sie müssen sich folgendes Verzeichniß, worin ich Reventlow folge, geläufig machen.

0 wird ausgedrückt durch l, z (ll doppelt in Null, und zero im Französ.!)
1 „ „ „ t, d (t hat einen Grundstrich: d ist lautähnlich).
2 „ „ „ n, v (je zwei Grundstriche).
3 „ „ „ m, w (je drei Grundstriche).
4 „ „ „ r, q (quatre enthält beide Consonanten).
5 „ „ „ s, sch (Aehnlichkeit der Form).
6 „ „ „ b, p (Aehnlichkeit der Form, Lautähnlichkeit).
7 „ „ „ f, ph, pf (7 gleicht dem verkehrten großen lat. F).
8 „ „ „ h, j (h in huit, j als nächster Consonant).
9 „ „ „ g, k, ck (Aehnlichkeit der Form, dann des Lauts).

Digitized by Google

Und jetzt, v. Fr., nehmen Sie zur Einübung ein beliebiges Buch und lesen etwa eine Seite in der Art, daß Sie statt aller vorkommenden Consonanten die obigen Ziffern sprechen; dann sind Sie vorbereitet und werden sich, wenn Sie dieselben nicht schon wußten, die folgenden Jahreszahlen, die ich ausführlicher beisetze, weil ich sie für unentbehrlich halte, und zwar für Jedermann, in der kürzesten Zeit anzueignen vermögen, indem Sie lediglich die Beziehung sich klar machen, worin das mnemonische Wort, das — von vorn herein betrachtet — die Zahl enthält, zur Thatsache selber steht. Ich gebe Ihnen also ein

Verzeichniß der allerwichtigsten Jahreszahlen der Weltgeschichte.

v. Chr.		
3984	Weltschöpfung	ewige Harmonie.
2349	Sündfluth	ein Meergrab.
2009	Abrahom	voll Glauben.
1500	Moses (Anfang aller Gebote) . .	du sollst!
(1)500	Phönicier aus Babylonien in Griechenland	Schulstecher (Buchstaben).
(1)451	Josua	erster Richter.
(1)309	Tyrus (blüht zur See)	Moloch.
(1)191—84	Trojanischer Krieg	die Griechen — Heere.
(1)149	Samuel	der letzte Richter.
(1)068	Codrus (opfert sich gegen die Dorier)	leid hingegeben.
(1)055	David König (durch das) . . .	Loos Saul's.
900	Homer	Achilles.
880	Lycurg in Sparta	Höhr Lycurgs.
872	Carthago erbaut	Hasenstadt.
752	Rom erbaut	auf seinen Hügeln.
721	Assyrische Gefangenschaft (zehn Stämme verbannt	finde ihr!
653	Pisamtich in Aegypten	Pfannkich.
624	Drako in Athen (lauter Todesurtheile)	Beiner.
609	Nebucadnezar (v. Tyrus, Sidon ꝛc.)	Verlagerungen.
603	Daniel	bei Löwen.
594	Solon in Athen	so geerdet.
588	Babylonische Gefangenschaft (Zerstörung Jerusalems) . . .	Asche Jehuda's.
565	Aesopus an Crösus' Hofe . . .	Aesopus.
562	Sieben Weise in Griechenland.	Sieben.
560	Cyrus, Eroberer, in Persien .	Säbel.
535	Pythagoras v. Samos, Philosoph	Samos.
528	Polikrates in Samos (verschönert)	schöne Häuser.
522	Darius Hystaspis, König (durch das wiehernde Pferd) . .	sinnreich.
510	Tarquinius der Stolze vertrieben	Stolz.
486	Xerxes (wachter Sereuitergent)	Wachter.
480	Leonidas fiedt bei Thermopyla	rube, Leonidas!
476	Rom	rief beim
431	Peloponnesischer Krieg (Athen sinkt)	Armada zerstört.
425	Socrates	ironisch.
411	Alcibiades (Retter Athens). . .	Retter.
404	Dreißig Tyrannen	Duäter.
389	Gallier in Rom	wehe, Gallier!
384	Aristoteles, gröster Philosoph.	Mahrheit.
363	Mantinea (tranet).	um Epaminondas.
355	Philipp und dritter „heil. Krieg"	Missionär!
342—290	Sammler gegen Rom.	waren — unglücklich.
338	Chäronea (Untergang Griechenl.)	wie mehr (that's!).
332	Alexander d. Gr.	Ammonssohn.
323	Alexander, Weltbeherr, Demosthenes. Diogenes †	thrile.
321	Caudinische Päße	Monumente.
320	Ptolemäus tzgt in Aegypten .	am Nil.
301	Ipsus (Schlacht zw. Alexanders Generalen)	Weltheilung.
281	Achäischer Bund	Einheit.
280	Pyrrhus von Epicus	ein Held
264—241	Erster punischer Krieg	unbrechendore—Borthrile.
260	Regulus (in seiner Eidestreue)	unbezwinglich.
219	Antiochus d. Große in Syrien	Antiochus.
218—201	Zweiter punischer Krieg	Roth — Zeiten.
167	Maccabäer	die Befreier.
149—146	Dritter punischer Krieg . . .	durch — Trennbruch.
133	Gracchische Unruhen	Tummelplatz.
112	Cimbern und Teutonen . . .	Teutonen.
87	Erster Bürgerkrieg (Marius' und Sylla)	Hese (des Volks.
64	Catilina (durch Cicero besiegt)	Brandstifter.
63	Pompejus im Orient siegreich.	Pompejus.
60	Erstes Triumvirat (Cäsar, Pomp. Crassus)	bold aus!
49	Cäsar am Rubikon	er kommt!
44	Cäsar ermordet	Requiem.
31	Actium (Seeschlacht zw. August und Antonius)	Matrosen.
12—9	Drusus in Deutschland (zu Mainz)	dein — Grab.
8	Horaz	Horaz.

Freya. 1861.

n. Chr.		
9	Hermann (d. Teutoburg geg. Varus)	Cheruskor.
14	Tiberius, Augusts Nachfolger .	Turann.
54	Nero	Scharfrichter.
64	Erste Christenverfolgung (noch dem)	Brand (Roms).
70	Jerusalems Zerstörung (berichtet v.)	Flavius Josephus.
79	Pompeji, verschüttet (unter Titus)	Ausgrabungen.
96—180	Zeit der 5 guten Kaiser . . .	sieht — die Heilung.
180—205	Reich schlimme Kaiser	die Hölle — wie los!
249	Decius Christenverfolger . . .	ein arger!
284	Diokletian (orientalische Etiquette)	ein Ochse!
324	Constantin, Monarch	Monarch.
375	Völkerwanderung (beginnend) . .	um selbe Stipe.
392	Theodosius Magnus	Prognus.
451	Attila, d. Hunnenkönig b. Chalons	root!
455	Vandalen in Rom	reißen ein.
476	Odoaker, König von Italien . .	Knabbeld.
482	Chlodwig, Stifter d. Frankenreichs	Rheingrenze.
511	Merowinger	Schattenkönige.
527	Justinian (und Theodora) . . .	schöne Frau.
610	Muhamed, Sohn Abdallah's . .	Abdallah
726	Bilderstürmer in Constantinopel .	seine Bilder.
745	Bonifacius (stirbt später bei den)	Friesen.
800	Karl d. Große u. Harun al Raschid	hehe Geister.
814	Ludwig d. Fromme (u. seine Söhne)	Hader.
836	Ansgar, Apostel der Nordens .	Lindburg.
843	Vertrag von Verdun	Harmonie.
843—911	Karolinger in Deutschland . .	Harm — Kelle.
919—1024	Sächsische Kaiser	gute Kaiser — Italiener.
951	Adelheid von Italien, Otto's I. Gemahlin	geflüchtet.
955	Olga von Rußland, Christin .	küßt das Kreuz.
1024—1125	Fränkische Kaiser	Italiener — die da nie siegen.
1066	Wilhelm der Eroberer (landend in England)	jappelt.
1073	Gregor VII.	so Hannen.
1096	Erster Kreuzzug	Zug Bouillons.
1139—1254	Schwäbische Kaiser	die Mühe — unser.
1140	Conrad III. von Hohenstaufen (Weiterstreue)	treue Liebe.
1152	Friedrich I. Barbaroffa . . .	tolender Stuem.
1215	Magna Charta in England. . .	entschieden.
1220	Franziskanerorden	Novizen.
1241	Hansa gestiftet	nordisch.
1248	Ludwig der Heilige	seine Heiligen!
1273—1437	Kaiser verschiedener Häuser	injune — Romfahrten (aus!)
1282	Sicilianische Vesper	einjunen.
1305—1376	Päbstlicher Exil (Päbste in Rom und Avignon)	wälsches Amphibium.
1308	Schweizerische Eidgenossenschaft .	Wilhelm Tell.
1356	Goldene Bulle (ihr Regelung der Kaiserwahl)	weise Bulle.
1397	Margaretha von Schweden (Union von Calmar)	wache Fron.
1414	Costnizer Concil (4 Jahre lang) .	quatre.
1420—36	Hussitenkrieg	treue Lehre — im Bann.
1431	Jungfrau von Orleans verbrennt	arme Thrne!
1453	Die beiden „Rom" in England .	Rosmunde.
—	Constantinopel von Mohamd II. erobert	rase, Mahmud!
1492	Ferdinand d. Kath. und Isabella .	Aragon.
—	Columbus (entdeckt Amerika) .	der abgenutzte (4).
1496	Kaiser Maximilian	Reichskammergericht.
1509	Heinrich VIII. von England .	Schaft.
1517	Reformation (95 Thesen angeschl.)	Thaat, Pfoffen!
1520	Raphael stirbt	Sanzio.
1524	Bauernkrieg	plebejerkrieg.
1530	Augsburger Confession (bedarth)	Schmalkald. Bund.
1540	Jesuiten	Schaar loyolos.
1555	Augsb. Religionsfrieden geschl.	Sessionen
1559	Elisabeth von England (Armada)	Seesiegerin.
1572	Pariser Bluthochzeit	saujen Blut.
1580	Niederländische Republik (Tromp. Ruyter ꝛc.)	Erstbelden.
1587	Maria Stuart hingerichtet . .	sie hofft (auf Gott).
1598	Edikt v. Nantes (durch Heinrich IV.)	Sieg Heinrichs.
1600	Englisch-ostindische Compagnie gestiftet	Bill.
1618	Dreißigjähr. Krieg (Braunau ꝛc.)	Bethäuser (zerstört).
1632	Gustav Adolph fällt bei Lützen	bewiest.
1640	Friedrich Wilhelm, der große Churf.	Berlin.
1648	Westphälischer Frieden	Verahigung.
1653	Cromwell (regiert)	pfaffenmäßig.
1689	Peter der Große (Streligenkrieg)	schachen.
1700—17	Karl XII. von Schweden und nordischer Krieg	Fall — tief.
1701—14	Span. Erbfolgekrieg (Eugen ꝛc.) .	Feld — triumphe.
1705	Gibraltor englisch	Fels.
1740	Friedrich II. von Preußen . .	Fritz.
1741	Maria Theresia	Frau Theresia.
1756	Siebenjähriger Krieg	siebenjährig (2).
1765	Joseph II. (glänzender Geist) .	Phädus.
1769—1821	Napoleons Lebenszeit	Beginn — Ende (2).
1774	Nordamerikanischer Freiheitskrieg	Franklin (2).
1789	Französische Revolution . . .	Jacobiner (2).
1792	Republik	Convent.

Digitized by Google

v. Chr.		
1795	Dritte Theilung Polens	Kosziusko.
1796	Napoleon in Neapolen	Cäsarc.
(1804)	Napoleon Kaiser (durch die) . .	Urwerfammlungen.
—5	Schiller ſtirbt	Schiller.
—8	Joſeph Napoleon in Spanien . .	Joſeph.
1812	Ruſſiſcher Feldzug	hatte neige (5) oder Zanenjien.
1814	Paris erobert	Triumph.
1827	Freiheit Griechenlands . . .	hinfällig.
1829	Jollverein (hoffnungsreich) . .	Anker.

Nun, v. Fr., machen Sie den Verſuch! Eine langjährige Erfahrung läßt mich mit Beſtimmtheit hoffen, daß auch Sie dieſe Methode, ſich geſchichtliche Zahlen einzuprägen, alsbald für eine ganz ungemeine Erleichterung halten werden. In dieſer angenehmen Hoffnung, an Ihnen eine neue Proſelytin unſerer Kunſt gewonnen zu haben, grüße ich Sie auf's freundlichſte.

Siebenter Brief.

Ihre letzten Zeilen, v. Fr., waren mir äußerſt angenehm dadurch, daß Sie nach der gemachten Probe vollkommen ſich von der Richtigkeit der Sache überzeugt haben. Während es Ihnen zuvor ſchwer wurde, eine weit kleinere Anzahl von geſchichtlichen Zahlen mit Sicherheit feſtzuhalten, ſind Sie jetzt eines ungleich größeren Beſitzes gewiß und möchten ſogar die Grenzen noch weiter ausdehnen. Iſt es Ihnen hiemit wirklich Ernſt, ſo erlaube ich mir, Sie einfach auf ein kleines Schriftchen zu verweiſen. Es ſind meine in zweiter Auflage (Stuttgart, bei Chr. Belſer) erſchienenen „mnemoniſchen Geſichtstafeln", worin Sie wohl einen weiteren Vorrath von mehreren Tauſenden finden werden.

Sofern es aber ſelbſtverſtändlich iſt, daß auch die Geographie mit ihren Angaben von Einwohnern der Länder und Städte, von Quadratmeilen u. dgl. ſich auf die nämliche Art behandeln läßt, ſo verweiſe ich Sie gleichfalls auf eine derartige Schrift von J. Wenzig in Prag. Oder was ſollte doch leichter zu behalten ſein: Straßburg mit ca. 51,400 Einwohnern, oder geradezu „Straßburg" ſelbſt, ſofern es dieſe Zahl enthält? (S = 5, t = 1, r = 4)? Kirchenſtaat mit 889 Quadratmeilen, 2,140,000 Einwohnern, oder „Kirchenſtaat — heiliger Vater" (heilig = 889). Vater = 214,2? Benares mit 421,000 Einwohnern oder gerade wieder: Benares (b = 6, n = 2, r = 4)? ꝛc. (Die Nullen ergänzt man leicht von ſelbſt und Niemand wird bei einigem ſon sens um das Zehn- oder gar um das Hundertfache irren können.)

Die gleiche Anwendung ergiebt ſich noch für hundert andere Gegenſtände. Sie wünſchen ſich z. B. die Seitenzahl zu merken, wo in einem Buche ein gewiſſer Gegenſtand behandelt wird. Sie verwandeln alſo die Zahl in ein Wort, das mit dem Gegenſtande irgend in einer Beziehung ſteht und ſomit Ihnen eben ſo bald wieder einfällt, als Sie an den Gegenſtand ſelbſt denken. So laſſen ſich die Kapitel in der Bibel, die Lieder eines Geſangbuchs u. dgl. merken. Das ſchöne Lied: „Mein Glaub' iſt meines Lebens Ruh'", das auch Ihr Lieblingslied iſt, hat im Württembergiſchen Geſangbuch die Nummer 329, d. h. mng; alſo behalten Sie bloß: „mein Glaub iſt r." „Wie ſoll ich Chriſt empfangen" — ach, wie? (93) ꝛc. „Was freut mich noch" — was? (35). — Aber wir müſſen weiter eilen.

Und nun will ich Ihnen die Fix geſtehen, die ich bei dem Ereigniſſe des erſten Briefes angewandt habe. Sobald Ihnen nämlich das Leſen der Zahlen aus den Worten geläufig iſt, nehmen Sie — vorausgeſetzt, daß Sie einen Kreis von Unkundigen vor ſich haben — irgend beliebige Lieder, geiſtlichen oder weltlichen Inhalts, die Sie etwa auswendig wiſſen und dictiren ſodann vom Anfang an ſtatt der Buchſtaben die betreffenden Zahlen. So entſteht die Unmaſſe von 296 Ziffern, die ich an 10 Perſonen austheilte, lediglich die zwei erſten Zeilen von 5 geiſtlichen und 5 weltlichen Liedern. Ich hätte damit noch lange fortfahren können und brauchte nachher einfach mich an dieſe Zeilen, die ſelbſt in regelrechter Ordnung geſtellt waren, zu erinnern, um jedem Gliede der Geſellſchaft aus den gleichen Worten wieder die gleichen Zahlen herauszuleſen. Dies war alſo nichts als eine kleine Charlatanerie, womit man etwa Andere amüſiren, oder ſich ſelbſt in den Glanz eines bengaliſchen Feuers ſtellen kann. Finden Sie nun wohl jene Lieder heraus? Ich hoffe.

Wie aber, wenn uns dritte Perſonen die Zahlen angeben? Dann hört aller Betrug auf und wir müſſen das Gleiche auf ehrlichem Wege zu erreichen ſtreben. Und in der That iſt dieſes auch möglich. Reventlow, Kothe, und gerade bei Zahlen insbeſondere der merkwürdige Gedächtnißkünſtler Dase haben den Beweis geliefert. Bis zu einem ſolchen non plus ultra braucht nun ein gewöhnliches Menſchenkind die Sache nicht zu treiben. Wohl aber können Jedermann Fälle vorkommen — beſonders Techniſern und Mathematikern — wo es von Werth iſt, größere Zahlenreihen ſich ſchnell und leicht einprägen zu können. Was iſt alſo zu thun, wenn wir in dieſe Noth geratben? Ich ſoll mir z. B. 3825935210563685330 12 ... raſch und haftend einprägen. Für's Erſte wird nun, etwa von hinten herein, wie beim Numeriren, die ganze Reihe je nach drei Stellen abgetheilt 382,593,521,056,368,533,012. Dieſe Ziffern werden auf Buchſtaben gebracht: wlm,ngrm,schmt, lnb,wbh,emm,ldu ... Aus dieſen Buchſtaben bildet man ſodann wirkliche Wörter, und zwar ohne viel Beſinnen, friſchweg: Wohnung, Sigmund, ſchöne Tochter, Eliſabeth, Weib Heinrichs, Sammt, Laden ... Dieſe zerriſſenen Wörter fügt man hierauf, ſo gut es geht, und oft mit ſehr barocken Verbindungen aneinander, wobei natürlich eine lebhafte Vorſtellung durch die Einbildungskraft ſehr wesentlich, aber auch ſehr leicht iſt. Wir fagen alſo: Hier ſteht ein Wohnhaus; in dem Wohnhaus wohnt Sigmund; Sigmund hat eine ſchöne Tochter: die ſchöne Tochter heißt Eliſabeth; Eliſabeth iſt das Weib Heinrichs; Heinrich handelt mit Sammt; der Sammt ſteht in ſeinem Laden ꝛc. Auf man ſich nachher nur das Wohnhaus wieder lebhaft zurück, ſo erwecft immer eine Vorſtellung von ſelbſt wieder die benachbarte und man lieſt aus ihnen ohne alle Anſtrengung die Zahlen ab. Und Sie werden finden, daß auch hier eine ganz beſchriebene Uebung überraſchend große Reſultate liefert, die hinter der Methode der Viſt kaum zurückſtehen.

Auf dieſem Punkte angekommen, können wir ſogleich etwas Weiteres anreihen, das mir ungemein praktiſch ſcheint, beſonders beim grammatiſchen Erlernen einer Sprache. Wie manche, im Uebrigen ganz nothwendige Regel muthet uns zu, zehn, zwanzig und noch mehr völlig zuſammenhangloſe Wörter zu behalten, die unter dieſe Regel fallen! Wie ſchwer wird aber dieſes ſowohl den Alten als den Jungen! Wie manche Thränen der Verzweiflung hat es ſchon gekoſtet, innerhalb und außerhalb der Schulwände! Da iſt nun Rettung in einer guten Methode. Man verbinde irgendwie die Begriffe; man flechte gleichſam eine Kette aus ihnen, man verwandle ſie in eine Geſchichte, in eine Kindererzählung. Der Ihrem Brüderchen wohlbekannte lange, lange Spruch: Viele Wörter ſind auf is Masculini generis: Panis, piscis, crinis, finis, Ignis, lapis, pulvis, cinis ꝛc. — lautet nach dieſer Verwandlung (mit einiger Verſetzung der Wörter) etwa ſo: „Es war einmal ein Schwert, und mit dem Schwert zerſchnitt man Brod und das Brod gab man einem Fiſch; der Fiſch aber war ein Meerfiſch; und der Meerfiſch kam den Fluß herauf und von dem Fluß in den Kanal, und der Kanal war mit einer Pflugſchaar gemacht, die Pflugſchaar war von Stein und der Stein (felſtam!) im Feuer gehärtet, und das Feuer angefacht durch einen Blaſebalg; und der Blaſebalg machte einen Feuerbrand und der Feuerbrand machte Alles zu Aſche; und die Aſche war ſchwarz, wie Pulver, aber das Pulver ſein wie Mehl; und zu dem Mehl lief eine Ratte; und die Ratte hatte oben langes Haar und das Haar war wie Stricke und die Stricke in Bündel gebunden; und die Bündel hingen herab bis zu der Klaue und aus der Klaue lief Blut heraus und in dem Blut lief ein — Wurm herum und

Digitized by Google

der Wurm war ein Holzwurm und der Holzwurm kam aus dem Thürpfosten und neben dem Thürpfosten standen Büchel und in den Büchseln war ein Prügel und mit dem Prügel konnte man einen Gebirgspfad hinaufklettern und auf dem Gebirgspfad kam man zu einem Hügel und auf dem Hügel stand ein Jägerneß und das Jägerneß stand schon viele Monate und die Monate hatten Jahre und Jahrbücher gegeben und die Jahrbücher waren so viele, als Samen in einer Gurke und mit der Gurke hat alles ein — Ende! Auch beim Memoriren z. B. eines Gedichts wird das Herausziehen der Schlagwörter, die sodann in ähnlicher Weise combinirt werden, vom größten Nutzen sein.

Aber, welcher Unsinn! werden Sie sagen. Ich läugne es ja nicht; ein pedantischer Geiferer wird Zeter darüber schreien, aber trog alledem und alledem — machen Sie nur einmal eine Probe und dann eine Vergleichung! Dann werden Sie es mir bedauern, daß man uns in dem frischen, fröhlichen Kindesalter oft so gewaltig abquälte, während ein weit größeres Ergebniß um so viel leichter, unter Scherz und Humor, zu erringen war. Für heute genug!

Achter Brief.

Ihr fortdauerndes, ja durch die eigenen Erfolge gesteigertes Interesse für die Gedächtnißkunst ist mir von hohem Werthe, v. Fr., und erlaubt mir, Sie noch mit weiteren Seiten und Anwendungen derselben bekannt zu machen.

Wir sind bereits auf dem Gebiete der Sprachenerlernung angekommen, welcher sich in unseren Tagen Niemand mehr entziehen kann. Neben Kenntniß der Grammatik aber brauchen wir auch eine Art von Lexikon oder Dictionnaire im Kopfe. Das Wörterlernen ist aber gleichfalls ein mühseliges Ding; wie kann man sich die Mühe erleichtern, den Jammer abkürzen und entfernen? Die Mnemonik erwiedert uns: Thue nur grundsätzmäßig und in unterstehender Weise, was Du in kleinem Maßstabe wahrscheinlich von jeher gethan hast! Baue Dir eine Brücke von der eigenen Sprache in die fremde, indem Du irgendwelche Beziehungen des Lautes, des Verstandes, des Witzes u. dgl. zwischen beiden aufsuchst. Lassen Sie mich wieder durch Beispiele sprechen und stoßen Sie sich nicht daran, wenn ich, einer Dame gegenüber, lateinische Beispiele vorziehe. Bei diesen bin ich am sichersten, daß Ihnen Alles unbekannt ist; die Probe wird daher am zuverlässigsten ausfallen. Ich wette also darauf, wenn Sie wollen, daß Sie wohl 25 und vielleicht noch weit mehr Wörter einer fremden Sprache nach einmaligem Vorsagen behalten müssen und zwar durch folgendes Verfahren:

primus	Primein, Peimiz, Primadonna	der erste
bellum	bell — wo rieenne Balle liegen .	Krieg
gero	ger — ein Ober auf der Schulter .	tragen
reliquus	Reliquien, Ueberbleibsel von Heil.	übrig
ferox	fer-ox, feurziger Ochs! . . .	wild
celeriter	celeriter, schnelle Ritter . .	schnell
pseudo	pseudo, Brettonen waren . . .	Seeräuber
mare	mar — mee	Meer
transgo	transgo, Frankreich, das man	aufbrechen
navis	na-vis, nach Fisch (hem) . . .	Schiff
peto	pet, beten, bitten	erbitten
exercitus	exercitu	Armee
divitiae	divit, dividiren, austheilen (kann	
	nur der , ...	Reichthum
copiae	cop, Kopf — (einen Kopf brau-	
	chen die)	Truppen
longus	longe, lang	lang
septingenti	sep, sieben — gent, cent (Cent-	
	nei) hundert	Siebenhundert
adventus	advent, Advent (Ankunft des	
	Herrn)	Ankunft
pecunia.	pec-uni, ein Bed giebt nichts	
	her, ohne	Geld
peritus	peri — Perückenträger, d. h. alte	
	Leute sind	erfahren
salus	sal-us, aus der Saale heraus!	Rettung
classis	clas — Glas ist im Sturm die	
	beste)	Flotte
terra	terr — parterre, zur ebenen Erde	Erde
eques	eq-ues, es ist ein Ek gewesen;	
	(da sitt der)	Reiter
pedes	pedes, Beedes braucht man, Rei-	
	ter und	Fußgänger.

Zu einer kleinen Probe genügt Obiges. Dabei bemerke ich nur, daß ich die Worte aus dem zufällig aufgeschlagenen zweiten Kapitel des Themistocles von Cornelius Nepos genommen und ohne viel Besinnen die Beziehungen so gesetzt habe, wie sie sich mir ungesucht und zunächst darboten. Jeder würde dabei vielleicht wieder andere finden und überall würden komische Dinge und Calembourgs der ersten Sorte sich darunter befinden. Vermögen möchte ich (wie auch noch aus weiteren Gründen) diese Methode nur in beschränkterem Maße für öffentliche Lehranstalten von größerer Schülerzahl empfehlen. Denn sobald etliche muthwillige junge Geister sich unter ihnen befänden, würde der Ernst des Lernens und die nothwendige Disciplin darunter leiden. Wo man es jedoch nur mit sich selbst oder einer sehr beschränkten Anzahl von Schularen zu thun hat — und wo es sich lediglich darum handelt, schnell sich eine möglichst große Anzahl von Vocabeln einzuprägen, wird das fragliche Verfahren sich bei jedem Versuche als ein probates Mittel bewähren.

Für das praktische Bedürfniß des Laien, also auch für Sie, v. Fr., liegen wohl in dem bisher Mitgetheilten die wesentlichsten Fingerzeige vor. Ich will daher als Anhang Ihnen nur noch von einer Spielerei berichten, die nicht sehr schwer zu erlernen ist und doch einen gewissen Effekt hervorbringt. Nehmen Sie zwei Würfel, um zu versuchen, wie viele Würfe Sie zu behalten vermögen. Es werden kaum sechs oder sieben sein und wenn man Sie examinirt, welches der fünfte, zweite, siebente, dritte ꝛc. sei, werden Sie ohne Zweifel in Verwirrung gerathen. Mehrere meiner Freunde, denen ich das Kunststück zeigte, wunderten sich höchlich, als ich nach ihrem so niedrig gebliebenen Vorgang unlängst das Gleiche bis auf achtzig und hundert Würfe zu treiben und ohne alle Mühe auf Befragen jeden beliebigen Wurf, z. B. den siebenunddreißigsten, den achtzehnten, den vierundfünfzigsten ꝛc. zu nennen vermochte. Diese Sache beruht nun auf einer gewissen Art von Ortsgedächtniß und wenn Sie das Gleiche auszuführen wünschen, müssen Sie eben — ich will die Zumuthung nicht auf den Bau einer Stadt oder auch nur einer Straße ausdehnen — aber Sie müssen sich wenigstens ein mnemonisches Zimmer einrichten. „Was soll das heißen?“ werden Sie fragen. Ich werde es Ihnen in Folgendem erklären und bemerke nur noch, daß dessen Anwendbarkeit auch noch für andere Dinge feststeht.

Man erzählt sich von einem alten Griechen, Simonides, daß er in Folge eines sehr traurigen Anlasses die Mnemonik erfunden habe. Er speiste mit etlichen guten Freunden, wurde einen Augenblick herausgerufen und in demselben Augenblick stürzte das Dach ein und zerschmetterte alle Anwesenden so, daß die Leichname nicht mehr unterschieden werden konnten. Weil aber Simonides den Platz jedes einzelnen Gasten sich gemerkt hatte, so wußte er aus demselben die einzelnen Erschlagenen zu benennen. Dieß, sagt man, führte auf die Mnemonik der Plätze, die allmählich eine immer weitere Ausbildung erhielt, nachdem sie lange Zeit ziemlich unvollständig gewesen war. Um kurz zu sein: Sie nehmen sich etwa Ihr tägliches Wohnzimmer und merken sich ein für allemal — ich will sagen hundert Plätze in demselben. Am besten folgen sich die selben in unmittelbarer Ordnung. Z. B. Nr. 1 ist ein Leuchter mit Licht auf einem Bureau, Nr. 2 ein daneben stehendes Entchen von Porcellan, Nr. 3 ein von einem Bauern, der anwesend ist, abgelegter Dreimasterhut, Nr. 4 eine an das Bureau gelehnte Baßgeige u. s. f. Sie bemerken selbst, daß zwischen der Zahl und dem Bilde irgend eine leichte Beziehung stattfindet. Nr. 10—20 placiren Sie vielleicht an die Wand in der Form von Porträts; Nr. 30—40 auf das Klavier, 40—50 in eine Schublade ꝛc. So wird demnach das Zimmer bis zu einer beliebigen Masse ausstaffirt, und diese Bilder müssen, wie gesagt, ganz fest in der Phantasie eingeprägt sein. Nun werfen Sie also 1) 2, 5; 2) 3, 4; 3) 6, 1; 4) 3, 3 ꝛc. In Buchstaben umgesetzt heißt dieß: 1) n—s, 2) w—r, 3) h—d, 4) m—m. Zu Wörtern gebildet 1) Nase, 2) Warm, 3) Bad oder Dieb, 4) Mama. Diese Wörter

Digitized by Google

bringen Sie zu Ihren stereotypen Bildern in eine, wenn auch noch so seltsame Verbindung, etwa folgende: 1) Eine Nase ist in's Licht hineingesteckt. 2) Das Entchen ist warum gemacht worden; 3) den Hut will ein Dieb holen; 4) die Mama spielt auf der Baßgeige ꝛc. Alle diese Curiositäten müssen Sie natürlich in der Phantasie ganz lebhaft und kräftig anschauen; dieß bedarf jedoch nur eines Moments, um alsdann weiter zu gehen. Sollen Sie nachher vorwärts oder rückwärts sämmtliche Wörter wieder benennen, oder will man den dreiunddreißigsten, den siebenundvierzigsten, kurz, irgend einen beliebigen von Ihnen wissen, so sehen Sie nur im Geiste Ihre stehenden Bilder an und gewiß fällt Ihnen nun beim Lichte die Nase ein, bei der Ente die Wärme, beim Dreispitz der Dieb, bei der Baßgeige die Mama. Dann haben Sie nur aus diesen Wörtern einfach die Zahlen abzulesen und Ihr Publikum wird Sie vielleicht anstaunen, während Sie selbst über die Geringfügigkeit Ihrer Mühe lächeln oder erröthen.

Dieses Verfahren, wie überhaupt auch alle früheren aufgezählten Kunstwerke, haben die Virtuosen des Gedächtnisses bis zu einer ganz merkwürdigen Höhe geleitet. Daß dieselben von Natur schon mit einer guten Gedächtnißkraft ausgestattet waren, läßt sich voraussetzen, aber das Unbegreiflichste leisteten sie durch ihre Kunst, die in geringerem Grade sich Jedermann aneignen kann. Und auch dieser geringere Grad hat seinen hohen Werth für das praktische Leben, wie z. B. Sie und ich nicht gerade die Fingerfertigkeit eines Fr. Liszt nöthig haben, um am Clavier uns zu ergötzen und eine Sonate von Haydn oder Mozart zu genießen. Ebenso ist es bei der Mnemonik. Wir brauchen uns nicht aus 30,000 Zahlenangaben der Geschichte und Geographie abfragen zu lassen, daneben einen Quark von hundert unsinnig zusammengeworfenen Notizen uns vortegen zu lassen, vielleicht obendrein eine halbe Seite Sanscrit zu behalten, eine Parthie Schach zu spielen, gleichfalls ohne auch nur einen Zug zu vergessen, — die Namen von einer Compagnie Soldaten uns zu merken, um Jeden alsdald wieder herauszufinden, auch wenn alle wirr durcheinanderlaufen. Solche Zauberein müßte ein Rezeptlow, ein Kothe ausführen: für uns genügt es, für das Wenigere, was wir in Sprachen oder Realfächern zu erlernen haben, oder für diesen und jenen Fall des täglichen Lebens ein Hilfsmittel zu wissen, das uns bald in dieser, bald in jener Form angewendet, so wesentlich unterstützt, daß wir ihm gewiß nur dankbar sein werden, sobald wir es aus Erfahrung in seinem Werthe kennen gelernt haben.

Alles Menschliche ist freilich unvollkommen und hat seine zwei Seiten. Von der Mnemonik darf man keine Ausnahme erwarten. Ich habe Ihnen eine Schattenseite nicht verschweigen, die darin besteht, daß manche für den nächsten Zweck nothwendige Combination irgendwelche Wunderlichkeiten und Ungeheuerlichkeiten mit sich führt, die sich mit der strengen Orthographie, Grammatik, Logik, Geschichte, ja mit den Regeln des guten Geschmacks und wenn man hart urtheilen will, des hausbackenen gemeinen Menschenverstandes nicht immer vollständig vertragen und auf eine zügellose Phantasie hinzuwirken scheinen. Aber für diese Gebrechen fehlt ihr auch das Gegengewicht keineswegs. Denn wer sich ihrer Leistungen in höherem Maße freuen will, — und sie verdient dies sicherlich — der bedarf vor allem auch der Fähigkeit, rasch einen Gegenstand nach allen seinen Beziehungen zu überschauen, noch in höherem Maße ist es für ihn ein Bedürfniß, seinen Gedanken Anschaulichkeit und Lebendigkeit geben zu lernen; am nöthigsten aber ist eine gewisse Festigkeit des Willens. Alles, was den Willen stören kann, ist auch ein geborener Feind der Gedächtnißkunst; Alles was den Willen frei macht, von Leidenschaften und kranken Empfindungen reinigt und ihm Kraft nach innen verleiht, ist ihr Freund. Dadurch gewinnt unsere Sache sogar eine sittliche Seite: ja, ich nehme keinen Anstand zu behaupten, daß sie mit der Religion selbst in einer gewissen Verwandtschaft steht. Ein Mensich, der sich im Pfuhl der Sünde wälzt, wird nach dem wahren Worte der Schrift ein Knecht der Sünde, mit dem Grade der Knechtschaft steigt seine Willenlosigkeit und wie manches Beispiel könnte bewiesen, daß der Schaden dann vor Allem auch an der Kraft des Gedächtnisses zu Tage kommt. Dagegen begegnen uns aber auch — und zwar selbst in den untersten Schichten der Gesellschaft — nicht seltene Fälle, welche darthun, daß sogar höchst einfache, wenig begabte und ebensowenig geübte Menschen, denen es mit ihrer inneren sittlichen Reinigung, mit ihrer Frömmigkeit ein wirklicher Ernst ist, eben damit in auffallender Weise, besonders für die betreffenden Gegenstände, an Kraft des Gedächtnisses zunehmen und wachsen.

Und nun, v. Fr., denke ich, mein Versprechen hinreichend gelöst zu haben. Es ist mir noch übrig, Ihnen für die bewiesene Geduld meinen besten Dank abzustatten; den Lohn hiefür werden Sie in Ihren eigenen mnemonischen Erfolgen, wie ich hoffe, nach kurzer Uebung finden. Also nur noch die Bitte, mich gleichfalls unter die Gegenstände aufzunehmen, welche Sie nicht zu vergessen wünschen. Leben Sie wohl!

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

MONDNACHT.

SKIZZE FÜR DAS PIANOFORTE

VON

LUDWIG STARK.

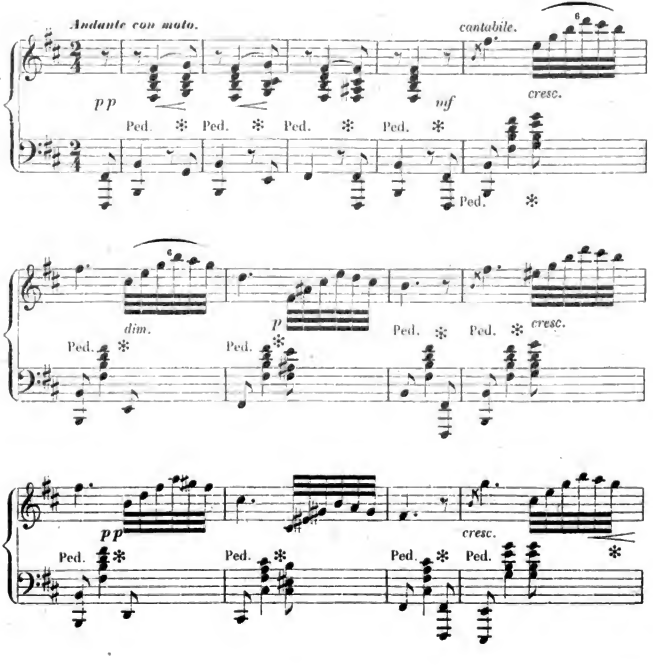
Verlag von Krais und Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

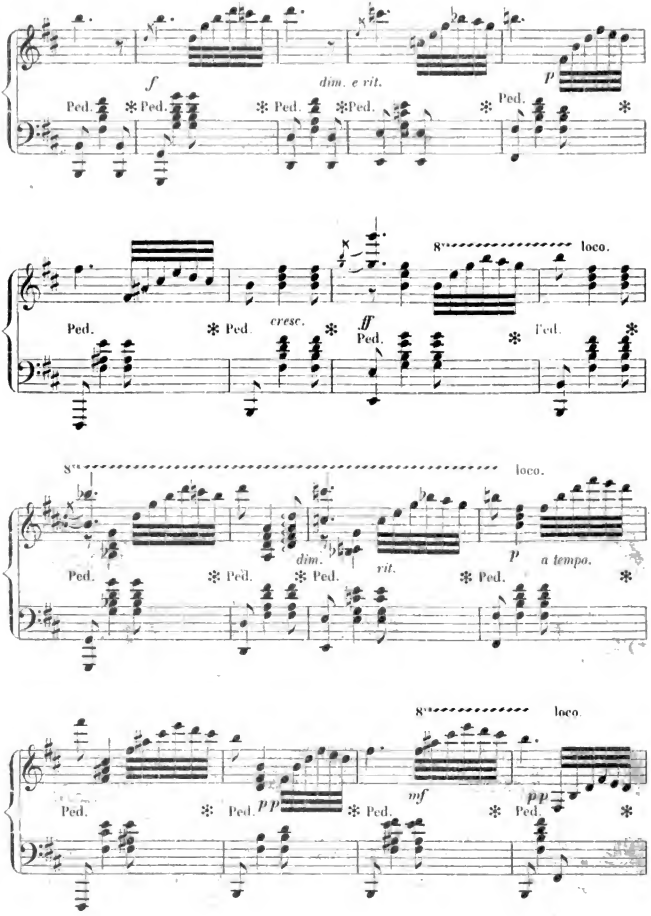
Digitized by Google

MONDNACHT.

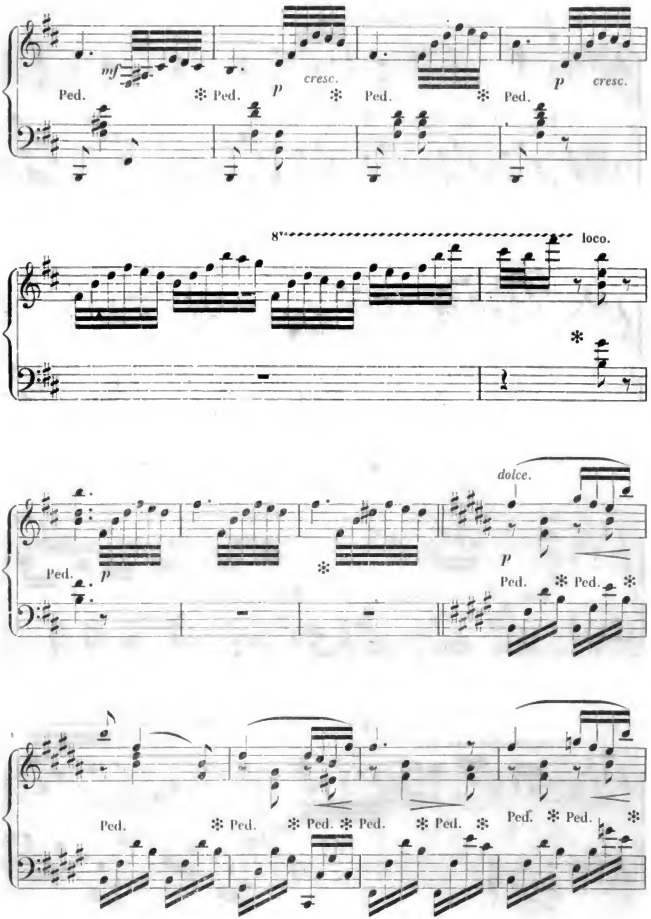
L. Stark. Op. 29.



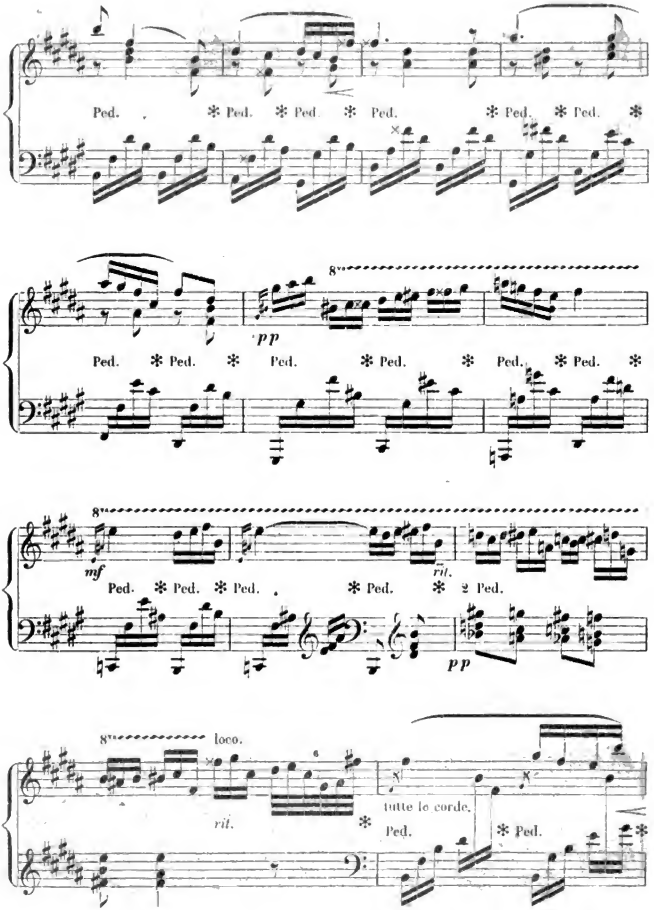
Digitized by Google



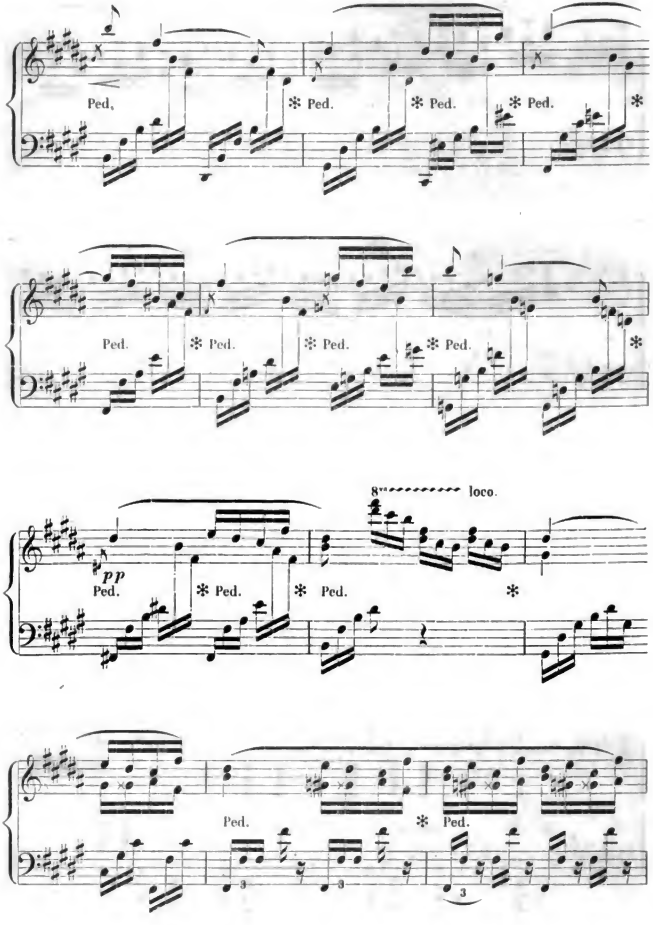
Digitized by Google



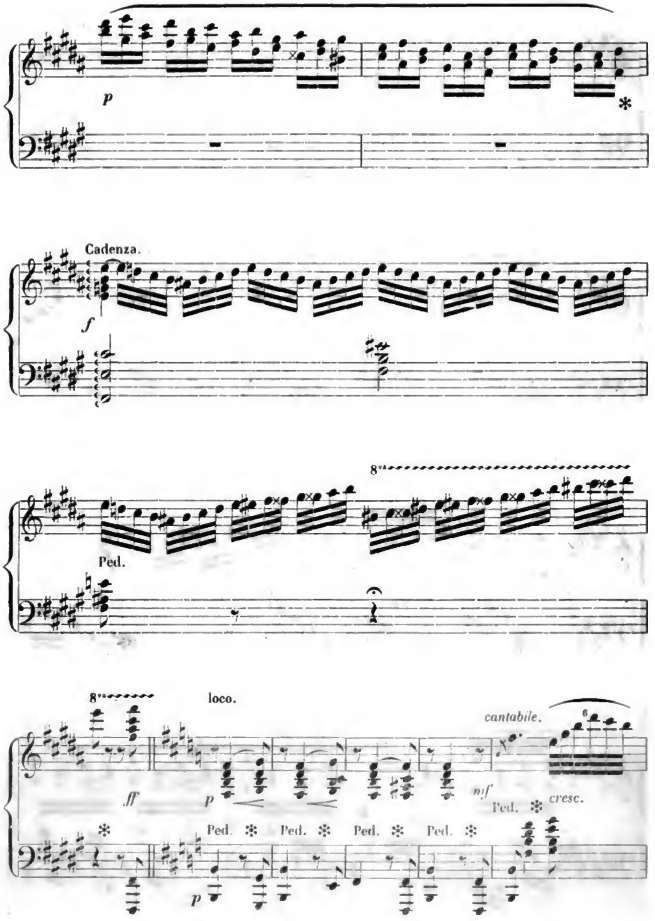
Digitized by Google



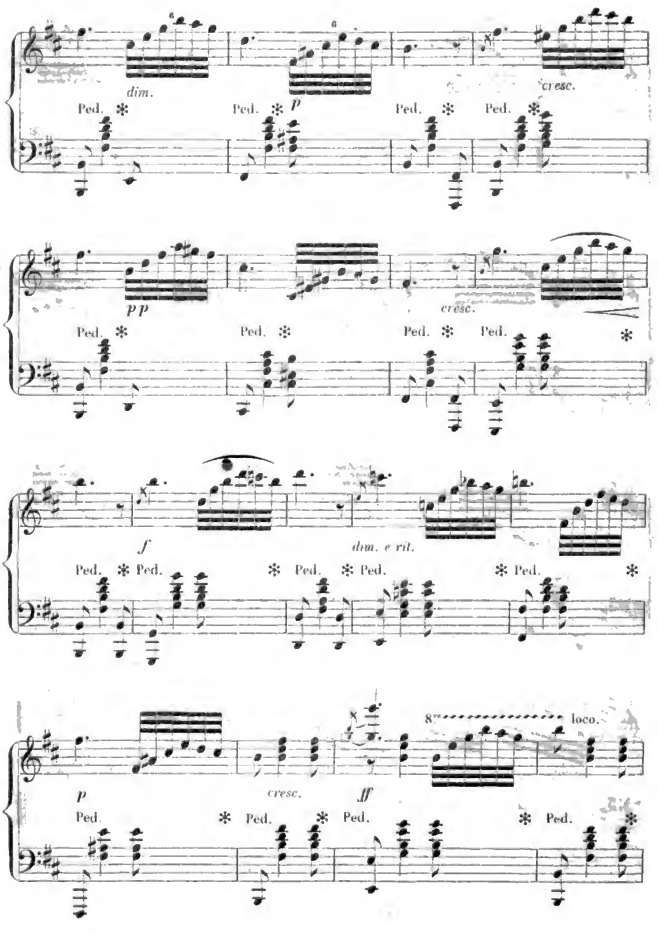
Digitized by Google



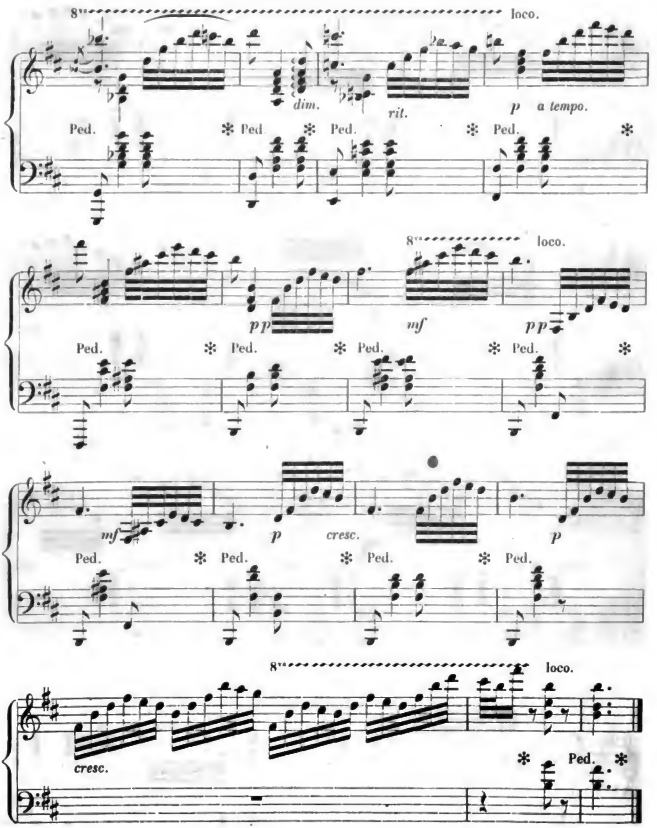
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064079807

Google